

Neues Archiv
für
sächsische Geschichte

Neues Archiv für sächsische Geschichte

92. Band · 2021

Im Auftrag des
Instituts für Sächsische Geschichte
und Volkskunde

herausgegeben
von

Enno Bünz · Winfried Müller
Andreas Rutz · Uwe Schirmer · Joachim Schneider

2021



VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
NEUSTADT AN DER AISCH

Schriftleitung: Frank Metasch
Rezensionen: Jens Klingner

Anschrift:
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde,
Zellescher Weg 17, 01069 Dresden,
Telefon 03 51/4 36 16 32, Mail: nasg@isgv.de



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel
auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag
beschlossenen Haushaltes.

Bei der Realisierung dieses Buches ließen wir größtmögliche Sorgfalt walten.
Falls Informationen dennoch falsch oder inzwischen überholt sein sollten,
bedauern wir dies, können aber keine Haftung übernehmen.

1. Auflage 2021

© 2021 by VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
Neustadt an der Aisch

www.verlagsdruckerei-schmidt.de

ISBN 978-3-87707-225-7

ISSN 0944-8195

Gesamtherstellung:



VDS – VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT
91413 Neustadt an der Aisch
Printed in Germany

INHALT

Vorwort der Herausgeber.....	1
<i>Uwe Schirmer</i>	
Karlheinz Blaschke (1927–2020). Gedächtnisworte – Lebensbild – kritischer Rückblick.....	3
Beiträge	
<i>Wilhelm Hollstein</i>	
Der Beginn der Münzprägung in der Markgrafschaft Meißen unter Ekkehard I. (985–1002).....	33
<i>Maximilian Rose</i>	
„Herr Niemand“ und der Kurfürst von Sachsen. Schmähschriften und Öffentlichkeit im 16. Jahrhundert – ein Fallbeispiel.....	63
<i>Marcel Korge</i>	
„Eyne witwee magk eß wol treiben noch yres mannes tode“. Quantitative Untersuchungen zur Wahrnehmung des Witwenrechts in sächsischen Zunfthandwerken des 17. und 18. Jahrhunderts	97
<i>Oliver Salten</i>	
Hugo Hickmann – ein Riese unter den Zwergen? Der CDU-Landesverband Sachsen und sein Vorsitzender 1945 bis 1950.....	163
<i>Lennart Kranz</i>	
Königsinventur in Bronze. Disruptive Wahrnehmung und Rezeption von Herrscherdenkmälern im Dresden der frühen Nachkriegszeit 1945 bis 1952	213
Perspektiven der sächsischen Landesgeschichte. Festgabe für Winfried Müller anlässlich seiner Verabschiedung aus dem ISGV Hrsg. von Enno Bünz und Andreas Rutz	
<i>Enno Bünz</i>	
Winfried Müller und das ISGV – ein Rückblick auf 20 Jahre.....	247
<i>Wolfgang Flügel</i>	
Johann Gottlob Klemm und Johann Andreas Silbermann. Zwei Orgelbauer des 18. Jahrhunderts auf Reisen von und nach Sachsen	257

VI

Frank Metasch

Aktien, Anleihen und Papiergeld. Die Kassenscheine der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie als Teil des innovativen Finanzierungsmodells der ersten deutschen Ferneisenbahn (1838–1876)..... 287

Judith Matzke

Region – Nation – Heimat. Identitätskonstruktionen sächsischer Überseeauswanderer oder: Was macht Königgrätz in Brasilien? 355

Henrik Schwanitz

Nach Plan! Die Formierung der „sozialistischen Landschaft“ und der ländliche Raum in der SBZ und DDR..... 383

Andreas Rutz

Die Macht der Mätresse und die Ohnmacht der Ehefrau. Zur Darstellung von Frauen in der DEFA-Produktion „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ (1985/87) 415

Forschung und Diskussion

Karlheinz Hengst

Erste Herrschaftsgründungen in Südwestsachsen vor 1150. Beobachtungen zu einer frühen Phase des Landesausbaus im Vorerzgebirgsraum 447

Andreas Erb

Deutsche Gesellschaften an sächsischen Gymnasien des 18. Jahrhunderts 479

Enno Bünz

Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden. Bericht für das Jahr 2020..... 499

Rezensionen

Allgemeines (Überblickswerke, Editionen, Handbücher, Lexika)

Lutz Vogel/Ulrich Ritterfeld/Melanie Müller-Bering/Holger Th. Gräf/Stefan Aumann (Hg.), Mehr als Stadt, Land, Fluss. Festschrift für Ursula Braasch-Schwersmann (B. Müsegades)..... 511

Mittelalter lesbar machen. Festschrift 200 Jahre Monumenta Germaniae Historica, hrsg. von den Monumenta Germaniae Historica

<i>Martina Hartmann/Horst Zimmerhackl</i> (Hg.), Quellenforschung im 21. Jahrhundert (B. Kusche).....	512
<i>Stefan Bürger</i> (Hg.), Werkmeister im Konflikt. Quellen, Beiträge und ein Glossar zur Geschichte der sog. Bauhütten. Der Annaberger Hüttenstreit und andere Streitfälle im Bauwesen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts als Spiegel bauorganisatorisch-rechtlicher Verhältnisse großer und kleiner Handwerksverbände der Steinmetzen (C. Freigang).....	515
<i>Arnošt Muka</i> , Statistik der Lausitzer Sorben, übersetzt und hrsg. von Robert Lorenz (J. Klingner)	517
<i>Horst Wolfgang Böhme/Claus Dobiak</i> (Hg.), Handbuch der hessischen Geschichte, Bd. 5, Grundlagen und Anfänge hessischer Geschichte bis 900 (R. Heyl)	520
<i>Peter P. Rohrlach</i> , Historisches Ortslexikon für die Altmark (J. Klingner)	522
<i>Elisabeth Geldmacher</i> , NS-Raubgut. Zum Stand der Provenienzforschung in Sachsen (N. Köhler)	525
<i>Anna Kaminsky</i> (Hg.), Museen und Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer der kommunistischen Diktaturen (F.-J. Hille)	527
<i>Allgemeine Geschichte, Politische Geschichte, Verwaltungsgeschichte</i>	
<i>Lothar Graf zu Dohna</i> , Die Dohnas und ihre Häuser. Profil einer europäischen Adelsfamilie (E. Bünz)	530
<i>Rainer Hünecke</i> (Hg.), Produzenten und Texte im städtischen und kanzellarischen Kontext. Stadtschreiber und (Stadt)Literaten (J. Klingner)	532
<i>Johannes Burkhardt</i> , Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges	

VIII

<i>Georg Schmidt</i> , Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (T. Schwenke)	534
<i>Joachim Krüger</i> , Der letzte Versuch einer Hegemonialpolitik am Öresund. Dänemark-Norwegen und der Große Nordische Krieg (1700–1721) (J. Schlürmann)	537
<i>Birgit Aschmann</i> (Hg.), Durchbruch der Moderne? Neue Perspektiven auf das 19. Jahrhundert (L. Kranz).....	538
<i>Thomas Höpel</i> , Frauenwahlrecht und Demokratisierung in Leipzig 1900–1933 (J. Bock).....	542
<i>Jeffrey Herf</i> , Unerklärte Kriege gegen Israel. Die DDR und die westdeutsche radikale Linke 1967–1989 (M. Lühr)	544
<i>Jessica Bock</i> , Frauenbewegung in Ostdeutschland. Aufbruch, Revolte und Transformation in Leipzig 1980–2000 (P. Heine).....	546
<i>Wolfgang Schroeder/Bernhard Weißels</i> (Hg.), Smarte Spalter. Die AfD zwischen Bewegung und Parlament (A. Reber).....	549
<i>Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte</i>	
<i>Werner Paravicini</i> , Ehrenvolle Abwesenheit. Studien zum adligen Reisen im späteren Mittelalter (U. Israel)	551
<i>Angie-Sophia Richter</i> , Das Testament der Apollonia von Wiedebach. Stiftungswesen und Armenfürsorge in Leipzig am Vorabend der Reformation (1526–1539) (J. Mandry).....	553
<i>Alexander Querengässer</i> , LeCoq. Ein sächsisches Soldatenleben (T. Schwenke)	556

<i>Jörg Ludwig</i> (Hg.), Wissen – Wolle – Wandel. Merinoschafzucht und Agrarinnovation in Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert (A. Peselmann).....	559
<i>Francesca Weil</i> , Uns geht es scheinbar wie dem Führer ... Zur späten sächsischen Kriegsgesellschaft (1943–1945) (S. Friedreich)	562
<i>Günther Heydemann/Karl-Heinz Paqué</i> (Hg.), Planwirtschaft – Privatisierung – Marktwirtschaft. Wirtschaftsordnung und -entwicklung in der SBZ/DDR und den Neuen Bundesländern 1945–1994 (R. Badura).....	563
<i>Maria Alexopoulou</i> , Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen (N. Wetschel)	565
<i>Katrin Löffler</i> , Systemumbruch und Lebensgeschichte. Identitätskonstruktion in autobiographischen Texten ostdeutscher Autoren <i>Rainer Jork/Günter Knoblauch</i> (Hg.), Zwischen Humor und Repression – Studieren in der DDR. Zeitzeugen erzählen (M. Lühr)	569
<i>Susan Baumgartl</i> , Der eigene Aufbruch. Kollektive Erinnerungsbilder Leipziger Bürger zum Herbst 1989 (P. Heine).....	573
<i>Uwe Karte</i> , Stübner. Popstar wider Willen (L. Vogel).....	574
<i>Bildungs- und Universitätsgeschichte</i>	
<i>Heiner Lück</i> , Alma Leucorea. Eine Geschichte der Universität Wittenberg 1502 bis 1817 (U. Ludwig)	577
<i>Daniel Bohnert/Markus Wriedt</i> , Theologiae Alumni Vitebergenses (TAV). Die graduierten Absolventen der Wittenberger Theologischen Fakultät (1502–1648) (U. Rasche).....	579

<i>Fanny Münnich</i> , Der sächsische Adel an den Universitäten Europas. Uni- versitätsbesuch, Studienalltag und Lebenswege in Spätmittelalter und be- ginnender Frühneuzeit (B. Müsegades).....	584
<i>Heike Pitsch</i> , Bildungsbewusstsein und sozialer Aufstieg. Die jüdische Gemeindeschule Dresden 1836–1869 (D. Ristau).....	587
<i>Anke Jaspers/Andreas B. Kilcher</i> (Hg.), Randkulturen. Lese- und Ge- brauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts (I. Bunte).....	589

Kirchengeschichte

<i>Markus Cottin/Lisa Merkel</i> (Hg.), Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte (M. Kamenzin).....	592
<i>Markus Cottin/Claudia Kunde/Holger Kunde</i> (Hg.), Thilo von Trotha. Merseburgs legendärer Kirchenfürst (L. Merkel).....	594
<i>Christine Helmer</i> (Hg.), The Medieval Luther (B. Frenk).....	595
<i>Daniel Gehrt/Katbrin Paasch</i> (Hg.), Friedrich Myconius (1490–1546). Vom Franziskaner zum Reformator (H. Kühne).....	597
<i>Martina Schattkowsky</i> (Hg.), Frauen und Reformation. Handlungsfelder – Rollenmuster – Engagement (J. Fesca).....	600
<i>Werner Greiling/Armin Kohnle/Uwe Schirmer</i> (Hg.), Negative Implika- tionen der Reformation? Gesellschaftliche Transformationsprozesse 1470–1620 (J. Schneider).....	603
<i>Dietmar Neß</i> , Schlesisches Pfarrerbuch, Bd. 10: Bildband <i>Dietmar Neß</i> , Schlesisches Pfarrerbuch, Bd. 11: Diakonie, Militärseel- sorge, Schlesien nach 1945, Brüdergemeine und Altlutheraner, Berichti- gungen und Nachträge, Gesamtregister (F. Pollack).....	606

Kunst- und Kulturgeschichte

<i>Ursula Mende</i> , Gusswerke. Beiträge zur Bronzekunst des Mittelalters (C. Schuffels)	608
<i>Henner von Hesberg/Jürgen Kunow/Thomas Otten</i> (Hg.), Die Bildmacht des Denkmals. Ikonisierung und Erleben archäologischer Denkmäler im Stadtbild (S. Friedreich)	612
<i>Bruno Kaiser</i> , Baugeschichte der Naumburger Domkirche seit dem Brande vom Jahre 1532 (E. Bünz)	615
<i>Roland Sennewald/Pavel Hrnčířik</i> , Pieter Snayers 1592–1667. Ein Schlachtenmaler des 17. Jahrhunderts (T. Schwenke)	616
<i>Thomas Fuchs</i> , Der Dreißigjährige Krieg und seine Drucksachen (T. Schwenke)	618
<i>Lubina Mahling</i> , Um der Wenden Seelenheyl hochverdient – Reichsgraf Friedrich Caspar von Gersdorf. Eine Untersuchung zum Kulturtransfer im Pietismus (M. Gruner)	620
<i>Oliver Brehm/Jürgen Kabus</i> (Hg.), Das Herz von Chemnitz. 220 Jahre Industriekultur (S. Friedreich)	622
<i>Gisela Parak</i> (Hg.), Der Freiburger Bergbau um 1900. Arbeit, Alltag und Technik im Spiegel der Fotografie (D. Herz).....	623
<i>Ulrike Dura/Anselm Hartinger</i> (Hg.), Und ich küsse Dich mit allen Gedanken! Elsa Asenijeff und Max Klingner in Briefen und Bildern (G. Graf).....	625
<i>Eva Blimlinger/Heinz Schödl</i> (Hg.), Die Praxis des Sammelns. Personen und Institutionen im Fokus der Provenienzforschung (N. Kulbe).....	627

<i>Dušan Kováč/Miloš Řezník/Martin Schulze Wessel</i> (Hg.), <i>Erinnern – Ausstellen – Speichern: Deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Beziehungsgeschichte im Museum</i> (S. Kleinmann).....	629
---	-----

Lokal- und Regionalgeschichte

<i>Martin Clauss/Frank-Lothar Kroll</i> , Chemnitz. <i>Kleine Stadtgeschichte</i> (P. Ehmke).....	630
--	-----

<i>Helmut Bräuer</i> , Johann Gottlob Richter und seine Chemnitzer Chronik (J. Klingner)	633
---	-----

<i>Bernd-Lutz Lange/Andrea Lorz</i> , <i>Jüdische Spuren in Leipzig</i> , 2. überarbeitete und erweiterte Auflage <i>Marco Helbig</i> , Ephraim Carlebach. <i>Neoorthodox Rabbi in a Liberal Town</i> <i>Sven Trautmann/Gabriele Goldfuß/Andrea Lorz</i> , Eva Wechsberg. <i>Das Jahrhundertleben einer jüdischen Leipzigerin</i> <i>Ellen Bertram</i> , <i>Leipziger Opfer der Shoah. Ein Gedenkbuch</i> (D. Ristau).....	635
--	-----

<i>Adolf Diamant</i> , <i>Juden in Annaberg im Erzgebirge. Zur Geschichte einer untergegangenen Gemeinde. Unter besonderer Berücksichtigung der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945</i> <i>Jürgen Nitsche</i> , <i>Juden in Mittweida. Eine Spurensuche</i> (D. Ristau).....	640
---	-----

Abbildungsverzeichnis	645
-----------------------------	-----

Autorenverzeichnis	651
--------------------------	-----

Vorwort der Herausgeber

Schon seit der Wiederbegründung des NASG mit Band 64 (1993) erschien die Zeitschrift jährlich mit einem gewissen Zeitverzug im Folgejahr. Dieser Rückstand konnte dann mit dem Doppelband 74/75 (2003/2004) ausgeglichen werden, aber mit Jahrgang 88 (2017) trat neuerlich eine Verzögerung ein, sodass die Zeitschrift seither nicht mehr gegen Jahresende, sondern erst einige Monate später im Folgejahr erscheinen konnte. Das ist zwar auch bei manchen anderen angesehenen Zeitschriften der Fall, aber das Auseinanderfallen von Jahrgang und Erscheinungsjahr ist nicht nur für die Zitierweise misslich. Ein äußerer Anlass hat nun dazu beigetragen, den Rückstand des NASG auszugleichen. Denn da der Jahrgang 92 (2021) als Festgabe für Winfried Müller erscheinen und zum geplanten Ehrenkolloquium am 14. Oktober 2021 überreicht werden sollte, war der Zeitpunkt gesetzt. Dass dieser Plan nun realisiert werden konnte, ist vor allem das Verdienst der Schriftleiter Dr. Frank Metasch (für den Aufsatzteil) und Dr. Jens Klingner (für den Rezensionsteil), die bis zum Frühjahr 2021 noch die Drucklegung von NASG 91 (2020) zu bewerkstelligen hatten, gleichzeitig aber auch schon mit den redaktionellen Arbeiten an NASG 92 (2021) beschäftigt waren. Sie haben nun praktisch in einem Redaktionsjahr die Doppellast von zwei Jahrgangsbänden erfolgreich bewältigt, wofür ihnen der herzliche Dank und der große Respekt der Herausgeber gilt. Wir werden künftig wieder realistisch anstreben können, das NASG regelmäßig zum Jahresende zu publizieren.

Zwei Veränderungen im Herausgeberkreis sind anzumerken. Mit NASG 73 (2002) waren die Direktoren des ISGV in die Mitherausgeberschaft eingetreten. Nachdem Winfried Müller ruhestandsbedingt 2020 aus dem Direktorium des ISGV ausgeschieden und sein Dresdner Lehrstuhlnachfolger Andreas Rutz in das Direktorium berufen wurde, wird Kollege Müller nun auch den Herausgeberkreis des NASG verlassen, mit dem zusammen er 20 Jahrgänge der Zeitschrift verantwortet hat. Die Herausgeber danken ihrem Kollegen für den langjährigen engagierten Einsatz für das NASG. Müller selbst hat übrigens vor einigen Jahren in einem Aufsatz das Profil des NASG umrissen: Landesgeschichtliche Zeitschriften in Sachsen – vor und nach der Wende, in: Thomas Küster (Hg.), Medien des begrenzten Raumes. Landes- und regionalgeschichtliche Zeitschriften im 19. und 20. Jahrhundert (Forschungen zur Regionalgeschichte 73), Paderborn u. a. 2013, S. 251-264. Für Weiteres sei auf die Würdigung von Winfried Müller im vorliegenden Band verwiesen.

Mit dem Tod von Karlheinz Blaschke am 25. Dezember 2020 endet auch seine Herausgebertätigkeit für das NASG. Blaschke hat nach seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte an der TU Dresden 1992 die Initiative ergriffen, um die traditionsreiche Zeitschrift, die zuletzt mit Band 63 (1942) erschienen war, nach jahrzehntelanger Zwangspause in der DDR-Zeit wieder zu

begründen, und er hat das NASG praktisch aus dem Stand mit Jahrgang 64 (1993) auf jenem hohen Niveau fortgeführt, für das diese Zeitschrift in der Vergangenheit bekannt war. Mit dem Diplomhistoriker und ausgebildeten Verlagslektor Uwe John konnte Blaschke für die Zeitschrift einen erfahrenen Redakteur und Schriftleiter gewinnen, der die Bände 64 bis 72 professionell betreute. Dann musste ISGV-intern eine neue Lösung gefunden werden: Für die Bände 73 bis 81 fungierte André Thieme als Redakteur, mit dessen Ausscheiden aus dem ISGV dann Frank Metasch diese Aufgabe übernahm. Bis Band 72 erschien das NASG unter Blaschkes alleiniger Herausgeberschaft, ab Band 70 dann auch in Verbindung mit dem ISGV, wo die Redaktion angesiedelt wurde. Erst mit Band 73 wurde es dann auch möglich, den Kreis der Herausgeber zu erweitern. Beides – die institutionelle Anbindung und ein breiter Herausgeberkreis – sind unverzichtbar, um eine Zeitschrift kontinuierlich auf einem qualitätvollen Niveau herauszubringen. Karlheinz Blaschke war seit 1993 über viele Jahre hinweg der produktivste Beiträger des NASG, zuletzt im NASG 86 (2015). Aus dem kontinuierlichen Herausgebergeschäft hatte sich Blaschke schon vorher zurückgezogen. Es bleibt das Verdienst von Karlheinz Blaschke, das NASG wieder begründet und sogleich auf ein anhaltend hohes Niveau geführt zu haben. Die Herausgeber werden diese Leistung in bleibender Erinnerung behalten und als Verpflichtung betrachten, das NASG in diesem Sinne fortzuführen. Aus dem Herausgeberkreis des NASG wurde Blaschke bislang durch Uwe Schirmer im vorliegenden Jahrgang und durch Enno Bünz im Jahrbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 2019–2020 (erschienen 2021) gewürdigt. Ein Nachruf von Winfried Müller wird in den Blättern für deutsche Landesgeschichte folgen.

Die Herausgeber

Karlheinz Blaschke (1927–2020)

Gedächtnisworte – Lebensbild – kritischer Rückblick

Es liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge begründet, dass in der Regel die Kinder ihre Eltern, die Schüler ihre Lehrer zu Grabe tragen. Die Jüngeren blicken dann auf das abgeschlossene Lebenswerk der Alten, deren Lebensweg sie nur zu einem Teil aus eigener Erfahrung kennen. Die früheren Teilstrecken eines solchen Weges, die Anfänge und die Voraussetzungen, erschließen sich ihnen nur in unvollständigem Maße oder bleiben ihnen ganz verborgen. Der Versuch, das Leben eines Menschen von seinen Endjahren her zu erfassen, ist darum immer auch ein Anliegen, das geschichtswissenschaftliche Anstrengungen, Quellenarbeit und Quellenkritik erfordert, und das Ergebnis wird wie jedes Ergebnis historischer Forschung nur als Annäherung an die Wahrheit und als eine zeit- und umweltbedingte Aussage darüber verstanden werden können, in welcher Hinsicht dieses zu Ende gegangene Menschenleben den Jüngeren wert und bedeutsam gewesen ist.

Mit diesen Zeilen leitete Karlheinz Blaschke den Nekrolog auf seinen im Dezember 1965 verstorbenen Lehrer Hellmut Kretzschmar ein. Er ist ein stilistisches Glanzstück und wurde zu Recht dreißig Jahre nach seinem Ersterscheinen abermals veröffentlicht. In ihm wird der Lebensweg und das Vermächtnis des hochgeschätzten Meisters nachgezeichnet, ohne dass sich Blaschke in biografische und bibliografische Einzelheiten verliert – gleichwohl wissend, dass er, der Nachgeborene, sich nur unvollständig dem Verstorbenen annähern kann. Die Würdigung über den einstmaligen Direktor des damaligen Landeshauptarchivs Dresden hat er 1966 verfasst. Vorangegangen waren seine Absetzung als Abteilungsleiter am Dresdner Staatsarchiv im Jahre 1963 sowie die sich anschließenden fortwährenden Maßregelungen durch übergeordnete staatliche Dienststellen. Blaschke muss damals wohl endgültig erkannt haben, dass man ihn – obwohl er alle erforderlichen wissenschaftlichen Qualifikationen besaß – auf ein berufliches Abstellgleis zu schieben gedachte. Und so schwingt im Nachruf auf Kretzschmar eine stille Wehmut mit, die im Vergleich zu seinem späteren Wirken beinahe als resignierend anzusehen ist. Die Zeitspanne zwischen Mauerbau und Prager Frühling werden für ihn die Jahre einer endgültigen Selbstfindung gewesen sein. Ob man sie einfach als die Inkubationszeit des bald darauf so politisch widerspenstigen Karlheinz Blaschke begreifen kann, sei dahingestellt. Einige seiner Veröffentlichungen nach der Mitte der Sechzigerjahre – und diesbezüglich scheint der Kretzschmar-Nachruf geradezu ein Schlüsseldokument zu sein – geben, gewiss im Verborgenen, Auskunft über seine persönlichen Ansichten zum herrschenden Zeitgeist und zu der Frage, inwieweit man sich mit ihm arrangieren sollte. Sein Nachdenken stand, das ist gesichert, untrennbar im Zusammenhang mit möglichen Konsequenzen.

Für ihn brachte es letztlich die weitgehende Ausgrenzung aus dem Wissenschaftsbetrieb der DDR.

Widerspenstigkeit und Widerstandskraft werden niemandem in die Wiege gelegt. Sie kann man nicht wie die proseminaristischen Curricula erlernen. Es bedarf prägender Lebenserfahrungen und der sich daraus bildenden Lebenshaltung. Derartiges erfährt man eben nicht auf Parteilehrjahren oder in wohlbehüteten Wirtschaftswunderländern mit Rundumversorgung – und eine derartig aufrechte Beharrlichkeit, die man sich mühsam über die Jahre hinweg aneignen muss und die letztlich kennzeichnend für Blaschke wurde, erfordert eine fortwährende und anstrengende Selbstdisziplinierung, damit man nicht der Korruption anheimfällt. Und so scheint die ‚DDR-Zeit‘ – im Gegensatz zu einer von Blaschke formulierten Ansicht – eben keine ‚böse Zeit‘ gewesen zu sein. Zeiten können nicht böse sein, wohl aber die herrschenden Machtverhältnisse. Auf alle Fälle erscheinen rückblickend die Jahren zwischen 1949 und 1989 – zumindest für all jene, die im Osten die Kraft zum sperrigen Widerstehen hatten – als eine unersetzliche Lehrzeit, um den aufrechten Gang nicht nur einfach zu schulen, sondern um ihn als Lebens- und Geisteshaltung zu verinnerlichen.

In diesen Zeiten, im Jahre 1965, wurde die alsbald weltberühmte amerikanische Verfilmung des Dr. Schiwago uraufgeführt. Sie flimmerte Ende der Sechzigerjahre über das Westfernsehen in so manche ostdeutsche Behausung. Eine zentrale Botschaft des Filmes, gewiss unter vielen, wurde jenseits des Eisernen Vorhangs besonders nachempfunden. Es ist die, in welcher der an seine Holzpritsche in Eisen gelegte Anarchist Amourski – glänzend von Klaus Kinski in Szene gesetzt – in dem von bolschewistischen Gardisten befehligten Eisenbahntransport seine geketteten Arme emporhebt und bezeugt: *Der einzig Freie in diesem Zug bin ich*. Freiheit und ‚Frei-Sein‘ sind Geisteshaltungen. Sie haben mit dem Variationsreichtum moderner Konsumgesellschaften wenig zu tun. Freiheit als Geisteshaltung kann man sich in einem Erfahrungsprozess aneignen. Das ist mit Anstrengung, Entbehrung und Verzicht jenseits aller Saturiertheit verbunden. Mit einem gemütlichen Einrichten in der vermeintlich ‚inneren Emigration‘, was man Blaschke damals unterstellen wollte, hat das nichts gemein. Im Sinne Bertolt Brechts beziehungsweise Heiner Müllers ist es Arbeit, die sich an den Verhältnissen reibt und deren hehre Absicht es ist, sich nicht mit den Mächtigen arrangieren zu wollen. Das Einlassen mit der Macht, also der nicht durch Konsens legitimierten Herrschaft, muss stets überdacht werden. Das hat der Einzelne, der in die Zeit geworfen wird, immer wieder aufs Neue abzuwägen: Kraft zu finden, zu verzichten und der süßen Droge der Macht zu widerstehen. Und Blaschke widerstand. Wer in seiner Nähe sein durfte, dem zitierte er gern den bekannten Vers von Theodor Storm: *Der eine fragt: Was kommt danach? Der andre fragt nur: Ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht*.

Es waren nicht allein die Erfahrungen des ostdeutschen Alltags der 1960er-Jahre und schon gar nicht ein amerikanischer Film, die Blaschkes Haltung nachhaltig prägten. Vieles scheint seinen Charakter früher vorgeformt zu haben. Der

am 4. Oktober 1927 im nordböhmischen Schönlinde Geborene wuchs einige Jahre bei seiner Großmutter auf. Das sagt vieles. In der Kindheit erlebte er erst das berufliche Scheitern des Vaters in der Weltwirtschaftskrise, und als Neunjähriger alsbald dessen Tod. Es war die Not, welche die Mutter zwang, in Leipzig eine Anstellung als Haushaltshilfe anzunehmen – bei einem Witwer, der drei Jahre später Blaschkes Stiefvater werden sollte. Blaschke erwähnte ihn nie. Konflikte werden unausweichlich gewesen sein. Daran änderten die zunehmend besseren materiellen Lebensverhältnisse nichts, in denen der Halbwüchsige aufwuchs. Der promovierte Stiefvater ermöglichte ihm den Besuch des Leipziger Nikolaigymnasiums. Im Jahr 1940 bezog die Familie ein Haus im nahen Holzhausen, südöstlich vor den Toren der Stadt gelegen. Um möglichem Streit aus dem Wege zu gehen, begann der junge Gymnasiast – der ein affines Verhältnis zur inzwischen gleichgeschalteten Wandervogelbewegung beziehungsweise Bündischen Jugend hatte – sooft es ging, zum nahen Kohlenberg bei Brandis zu wandern; mit Freunden, oft aber auch allein. Und so erkundete er – ohne damals auch nur im Entferntesten zu ahnen, wer Wilhelm Heinrich Riehl sei – per pedes apostolorum seine neue Heimat. Auf diesen Fahrten durchstreifte er nicht zuletzt die Holzhäuser Gemarkung, aber auch die von Zuckelhausen, Hirschfeld, Zweenfurth und Wolfshain – ohne zu wissen, dass die Geschichte der fünf Dörfer Jahre später seine akademische Laufbahn einleiten sollte. Neben dem Wandern begeisterte sich der jugendliche Blaschke für die Musik. Seine Eltern gewährten ihm Gesangsunterricht, den er kriegsbedingt abbrechen musste. Nach seiner Immatrikulation im Jahr 1946 gehörte er dem Leipziger Universitätschor an, wo ihm seine spätere Ehefrau Renate, geborene Hellmessen, begegnete. Die aus Bad Lausick stammende junge Frau studierte Mikrobiologie und wurde später Professorin an der Technischen Universität Dresden.

In Hitlers verbrecherischen Krieg wurde Karlheinz Blaschke 1943 als Flakhelfer hineingezogen. Im Herbst 1944 kommandierte man ihn zum Reichsarbeitsdienst ab, wo er binnen weniger Wochen zum Soldaten abgerichtet wurde. Die Wehrmacht benötigte Kanonenfutter. Ende des Jahres 1944 oder wenige Tage nach dem Jahreswechsel begann sein Einsatz als Marineinfanterist an der Weichsel-Oder-Front. Blaschke, der Zeit seines Lebens eigentlich verschlossen war, erzählte davon mehrfach in seinem Forschungsseminar, das er nach seiner Berufung zum Universitätsprofessor an der Technischen Universität Dresden durchführte. Demnach war er mit einem seiner Kameraden im Kugelhagel auf der Flucht – der Mitfliehende fiel, während er entkam. Dieses Schicksalhafte, das unmittelbare Erleben des Todes, bewegte ihn Zeit seines Lebens. Warum er und nicht ich? Das selbstreflektierende Fragen nach dem Sinn des Daseins beschäftigte den Heranwachsenden seit seinen Flakeinsätzen – tagebuchähnliche Skizzen aus dieser Zeit, die im Besitz der Familie sind, bezeugen es. Im Gegensatz zu seinem gefallenen Kameraden hatte er mehr als Glück: Er entkam verwundet. So blieb ihm, der im Kampf gegen die Rote Armee zum Einsatz kam, die Gefangenschaft in den russischen Lagern erspart.

In diesen Tagen halfen ihm glückliche Umstände, den Krieg zu überleben. Der Verletzte wurde eher zufällig in einen Richtung Emsland fahrenden Lazarettzug gehievt, und bald darauf geriet Blaschke in britische Kriegsgefangenschaft. In ihr wurde er den Umständen entsprechend gut versorgt und konnte seine Verwundung auskurieren. Fortan erinnerte ihn eine sichtbare Narbe im Schulterbereich lebenslang an das Jahr 1945. Im Frühsommer gelangte er schließlich als Gefangener auf das Rittergut Farve in Holstein, wo er – der im ländlichen Milieu Großgewordene – die tagtägliche und anstrengende landwirtschaftliche Arbeit unmittelbar kennenlernte. Hier erfuhr er, was es heißt, von seiner eigenen Hände Arbeit zu leben. Als er Ende Juni 1945 entlassen wurde, entschied er sich, in eine landwirtschaftliche Lehre in Lützschena einzutreten, die er – späterhin parallel zum Abitur und dem anschließenden Studium – mit der landwirtschaftlichen Gehilfenprüfung abschloss. Als er in den Siebziger- und Achtzigerjahren die vielen Geschichtsvorträge in sächsischen Pfarrhäusern hielt, kokettierte er mit dieser Hilfsausbildung und verwies beiläufig stets darauf, dass er ein Pferdegespann einrücken und den Pflug sicher in der Furche führen könne. Bei den in diesen Zeiten kollektivierten und zu untertänigen Landarbeitern degradierten Bauern sorgte dieser Mann, der inzwischen am Theologischen Seminar in der Leipziger Mozartstraße lehrte, für Aufsehen. Wenngleich die Bauern dieser Jahre keine beflissenen Bildungsbürger waren, so war es doch für viele selbstverständlich, den Einladungen der Pfarrer zu folgen und sich Blaschkes Vorträge über Land und Leute anzuhören. Und das, was er vortrug, war wahrlich etwas anderes als das offiziell Verlautbarte. Mit ‚Doktor Blaschke‘ – so wurde er ehrfurchtsvoll angesprochen – war da ein Mann am Werke, der viel von ihrem Leben, ihrer Vergangenheit und ihrer Arbeit zu berichten wusste, und der sich wie die ihres Besitzes Beraubten nicht am Aufbau einer vermeintlich besseren Gesellschaftsordnung beteiligte. Fast selbstverständlich führte er dabei Worte im Munde, die – lange bevor sie in politischen Sonntagsreden verschlissen worden sind – sinngemäß sagten: *Zukunft ist Herkunft*. Selbst die einfachsten Leute spürten: Er ist einer von uns. Das gemeinsame Fundament, auf dem sie damals alle standen, waren der christliche Glaube, die Verbundenheit mit der Heimat und die Liebe zur Geschichte ihres Landes.

Dieser Nachruf kann nicht der Ort sein, um darüber zu sinnieren, ob das Wort ‚Zukunft ist Herkunft‘ von Martin Heidegger oder Hans-Georg Gadamer stammt. Es ist auch müßig, darüber zu spekulieren, ob Blaschke, als er sich zum Wintersemester 1946/47 an der noch längst nicht gleichgeschalteten Universität Leipzig einschrieb, überhaupt wusste, dass der Rektor Gadamer hieß und dass ihn, dem frisch immatrikulierten Studenten der Geschichtswissenschaften, Germanistik und Latinistik, Lehrveranstaltungen bei Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar – der als Direktor des Dresdner Staatsarchivs einen Lehrauftrag für Historische Hilfswissenschaften besaß –, Theodor Frings und Ludwig Erich Schmitt oder Renate Drucker erwarteten. Mit einem hartgummibereiften Fahrrad pendelte er nunmehr tagein, tagaus vom Holzhäuser Amselweg in die durch Bomben zerstörte Stadt zum Petersteinweg, wo im einstmaligen Amtsgericht die His-

toriker, Germanisten und Philologen eine behelfsmäßige Unterkunft gefunden hatten. Die einstige Heimstatt der sächsischen Landesgeschichte an der Universität Leipzig, das sogenannte Kötzschke-Seminar im Haus Zum Goldenen Bär in der Universitätsstraße, war im Bombenkrieg untergegangen. Im Wintersemester 1946/47 gehörte Blaschke zu jenem Dutzend Studenten, die bei Kötzschke als Studienanfänger die Übung „Einführung in die Heimatforschung“ belegt haben. Aufgrund der Enge im Petersteinweg empfing der immer greiser werdende, indessen nach wie vor hellwache Kötzschke seine Studenten alsbald immer öfter zu den Lehrveranstaltungen in seiner Privatwohnung in Gohlis. Blaschke gehörte zu ihnen.

Die Frage, inwieweit und wie oft sich Kötzschke sowie seine beiden Meisterschüler Walter Schlesinger und Herbert Helbig mit dem nachstehenden akademischen Nachwuchs in Ober- oder Forschungsseminaren ausgetauscht haben, ist abschlägig zu beantworten. Schlesinger wohnte nach seiner Entlassung aus dem Universitätsdienst im November 1945 nicht mehr in Leipzig und war nur noch gelegentlich vor Ort, Helbig saß an seiner Habilitationsschrift und die Kräfte von Kötzschke schwanden zusehends, sodass es zu Blaschkes Studienzeiten, von der Bibliothek im Petersteinweg einmal abgesehen, kein eigentliches geistiges und räumliches landesgeschichtliches Zentrum mehr gab. Unabhängig davon bemühte sich Kötzschke sehr, den Nachwuchs zu fördern. Dies unterstreicht seine Anstrengung vom April 1949, für Blaschke ein Promotionsstipendium zu erlangen. Es dürfte sicher sein, dass sich die beiden zuvor über das Thema der zu schreibenden Doktorarbeit abgestimmt hatten. Blaschke wiederum wird aufgrund seiner Tätigkeit als Hilfsassistent bei dem provisorisch am Universitätsarchiv angestellten Richard Walter Franke auf bis dahin unbekannte Quellen gestoßen sein, die er schließlich erfolgreich auszuwerten begann. Nach Kötzschkes Tod im August 1949 übernahm Hellmut Kretzschmar formal die Betreuung der Arbeit, doch man muss wohl annehmen, dass er den eigensinnigen Promovenden kaum unterwies und anleitete. Jahrzehnte später, als Blaschke selbst junge Absolventen betreute, verfuhr er mit ihnen ebenso freigesinnt und ungezwungen. Jedenfalls waren es Kretzschmar und Ludwig Erich Schmitt, die Blaschkes Dissertation begutachtet haben. Die beiden bewerteten sie als eine sehr gute Leistung und brachten das Promotionsverfahren zu Beginn des Jahres 1951 an der Philosophischen Fakultät zum Abschluss. Die ausgezeichnete Qualität der Dissertation über die fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer wird nicht zuletzt durch ihre Veröffentlichung als Teildruck in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Leipziger Universität im Jahr 1951 unterstrichen. Im Kern ist es eine Darstellung, die als gelungene Synthese von Sozial- und Bevölkerungs-, Agrar- sowie Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte bezeichnet werden könnte. Themen, die Blaschke späterhin stets wieder aufs Neue intensiv bearbeitet hat.

Nach eigenem Bekunden hat Blaschke bereits während des Krieges den Entschluss gefasst, Archivwissenschaften zu studieren. Seine Hilfstätigkeit an der Seite Frankes im Universitätsarchiv bestätigt es. Und so ist es wohl als eine glück-

liche Fügung anzusehen, dass der Direktor des Landeshauptarchivs Dresden den Promotionsvorgang in der Nachfolge von Kötzschke an der Fakultät wohlwollend begleitete. Dadurch hatte Blaschke zugleich einen Mentor gefunden, der ihm auf dem weiteren Weg in den staatlichen Archivdienst behilflich sein sollte. Am 1. Juli 1950 hatte in Potsdam das Institut für Archivwissenschaft seine Tätigkeit aufgenommen. Anfänglich unterstand es der Hauptabteilung Archivwesen im Ministerium des Inneren der DDR. Es war das erklärte Ziel, wissenschaftliche Archivare für den höheren Archivdienst auszubilden. Blaschke gehörte zum ersten immatrikulierten Jahrgang des Instituts. Späterhin sprach er gern von dieser Zeit und erwähnte vor allem Heinrich Otto Meisner stets mit ehrfurchtsvollem Respekt. Nach dem erfolgreich erlangten Abschluss in Potsdam wechselte der frisch ausgebildete Archivar und promovierte Historiker im Jahr 1951 ins Landeshauptarchiv nach Dresden, sodass nunmehr äußerst produktive, wissenschaftlich sehr ertragreiche und – zumindest vorerst – kollegial-beruflich ungetrübte Jahre anbrachen.

Hellmut Kretzschmar besaß Ende der Vierziger- und in den 1950er-Jahren fraglos eine Schlüsselposition in der sächsischen Landesgeschichte. Zwar war es ihm nicht vergönnt, das „Neue Archiv für sächsische Geschichte“ wiederzubeleben, aber als Direktor des Landeshauptarchivs, als Professor mit Lehrauftrag in Leipzig und Akademiemitglied (wenngleich erst seit 1957) und vor allem als stellvertretender Leiter der Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften konnte er doch einiges in Bewegung setzen. Außerdem kommt hinzu, dass er – im Gegensatz zu den erst nach 1945/49 Gekommenen wie Heinrich Sproemberg, Friedrich Behn, Walter Markov oder Ernst Engelberg – weithin angesehen und glänzend vernetzt war. Und so scheint es kein Zufall gewesen zu sein, dass der Zweitgutachter in Blaschkes Promotionsverfahren, eben Ludwig Erich Schmitt, augenblicklich zu dem Zeitpunkt, als der aufstrebende Archivar und Historiker in den Dresdner Archivdienst eintrat, in der Herbstsitzung der Historischen Kommission im Jahr 1951 die Wiederaufnahme der Arbeiten am „Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen“ angeregt hat. Sein Vorschlag wurde gebilligt und mündete umgehend in einen Forschungsauftrag seitens des Staatssekretariats für Hochschulwesen der DDR. Mit den Arbeiten betraute man den 24-jährigen Blaschke.

Einem so jungen und damals noch unerfahrenen Wissenschaftler ein derartiges Projekt anzuvertrauen und nicht zuletzt aufzuhalsen, barg fraglos ein hohes Risiko in sich. Immerhin war Alfred Meiche mit dem Ortsverzeichnis als Mammutprojekt der Kommission zwei Jahrzehnte zuvor bereits grandios gescheitert und auch der einst so hoffnungsvoll gestartete Johannes Leipoldt hatte sich schwer verhaben. Die gewaltige Stoffmenge lud Miniaturpositivisten zum Wandern und Verweilen ein. In diesem Datendickicht konnte sich ein Liebhaber landesgeschichtlicher Details verirren – so wie dies gegenwärtig leider auch bei einigen hoffnungsvollen Nachwuchswissenschaftlern zu beobachten ist. Um das Ortsverzeichnis inhaltlich sinnvoll vollenden zu können, bedurfte es von Anbeginn an

einer klugen Strategie und eines straffen Arbeitsplanes. Die Bearbeitung gelang Blaschke mit Bravour. Er beschränkte sich auf das Machbare und schloss das Manuskript 1956 ab. Im Jahr darauf erschien es im Verlag Bibliographisches Institut Leipzig. Diskussionslos hat Blaschke, der bibliografisch als ‚Bearbeiter‘ erscheint, auf das bis dahin Geleistete seiner Vorgänger zurückgreifen können. Ausdrücklich erwähnt er es im Vorwort. Seine Leistung bestand jedoch unbestritten darin, dass er – im Gegensatz zu Meiche oder Leipoldt – das ungeheure Material gebändigt hat. Von Hans Beschorner erhielt Blaschke zudem die Wüstungskartei. Beschorner soll es auch gewesen sein, der dem jungen und aufstrebenden Mann das Wort von Leo Bönhoff mit auf dem Weg gab, dass *ein Geschichtsforscher auch Kraft und Mut finden müsse, einen Punkt zu setzen*. Im Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen sind, so wie es 1957 erschien, rund 4 000 Siedlungen in Einzelartikeln nach einheitlichen Kriterien erfasst. Eine gewaltige und überragende Datenmenge, die Blaschke für seine späteren Forschungen nutzen sollte. Mit dem Ortsverzeichnis hatte er sich selbst ein Denkmal gesetzt. Gewissermaßen als Auszeichnung für diese Leistung schlug ihn Hellmut Kretzschmar, der im Jahr 1957 in die Sächsische Akademie gewählt und umgehend zum Kommissionsvorsitzenden ernannt worden war, für die Zuwahl in die Historische Kommission vor. Es war bis dahin ein Novum dieser Gelehrtenengesellschaft, dass sie einen gerade einmal Dreißigjährigen – der jedoch Gewichtiges geleistet hatte – in ihre Mitte aufnahm.

Das Material des Historischen Ortsverzeichnisses bot exzellente Möglichkeiten für vielfältigste Untersuchungen. Blaschke nutzte die Chance konsequent und legte im Sommer 1961 der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität seine Habilitationsschrift zur Bevölkerungsgeschichte Sachsens vor, die sich empirisch vollumfänglich auf das Ortsverzeichnis gründet. Sowohl dem eingereichten maschinenschriftlichen Manuskript als auch der Druckfassung sind nicht wenige Karten beigegeben. Sie visualisieren nicht nur die Forschungsergebnisse in herausragender Weise, sondern ließen zugleich erahnen, dass hier ein Landeshistoriker am Wirken ist, der die Arbeiten am Atlas zur Geschichte von Sachsen wieder aufnehmen könnte. Tatsächlich dienten die im Ortsverzeichnis aggregierten Daten als Ausgangspunkt für eine Vielzahl von Kartenblättern, die Blaschke bereits in den 1950er-Jahren parallel zum entstehenden Ortsverzeichnis entworfen und teilweise sogar zum Andruck gebracht hatte. Strenggenommen datiert der Arbeitsbeginn für den Atlas zur Sächsischen Geschichte in den Juli 1953, als Blaschke der Historischen Kommission erste Entwürfe zur Gesamtanlage eines solchen Unternehmens vorgelegt hat. Es wurde gebilligt und ein vierköpfiger Fachausschuss gebildet, dem er mit seinen gerade einmal 26 Jahren leitend vorstand. Diesem Gremium gehörten außerdem Edgar Lehmann, Hellmut Kretzschmar und Willy Flach an.

Für Blaschke waren die Fünfzigerjahre eine Aufbruchszeit. Zweifellos. Es wäre völlig absurd, seinen späteren Lebensweg mit dem 17. Juni oder dem Volksaufstand in Ungarn erklären zu wollen. Natürlich gehörte er nicht zur Nomenklatura. Aber der evangelisch-lutherische Christ brachte sich produktiv und loyal ein.

Er trat der Ost-CDU bei, der er freilich bald wieder den Rücken kehrte. Ihn erfüllte seine Arbeit im Dresdner Staatsarchiv voll und ganz. Am 15. Mai 1954 heiratete er seine geliebte Frau Renate und die beiden erbauten ihr gemeinsames Haus in Friedewald, das sie 1958 bezogen haben. Neben den Arbeiten am Ortsverzeichnis, an der Habilitation und an den Kartenblättern für den Atlas nahm er weitere landes- und heimatgeschichtliche Vorhaben in Angriff. Die Texte verraten manches. Besonders sein kleines, im Jahr 1955 erschienenen Büchlein über die Bauern auf dem breiten Felde offenbart eine politisch-optimistische Grundstimmung, die er später als Jugendsünde bezeichnet hat. Ein bekannter, in Westdeutschland wirkender und bald auch mit ihm verbundener Historiker las diesen ‚historischen Bericht‘ gründlich: Entsprechend kritisch fiel die Rezension aus, die Blaschke zum Nachdenken über die Gegenwärtigkeit der Geschichte bewog. Zeitgleich mit der Veröffentlichung des Büchleins über die Breitenfelder Bauern erschien seine Abhandlung über das Bauernlegen in Sachsen in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“.

Der Zufall wollte es, dass ebenfalls im Jahr 1955 Jürgen Kuczynski die Abteilung Wirtschaftsgeschichte am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR gegründet hatte. Dort installierte er ein Forschungsseminar, in das seit 1957 auch Blaschke für einige Semester eingeladen wurde. Im ostdeutschen Wissenschaftsbetrieb galt das als Auszeichnung – als eine Art marxistischer Ritterschlag. In diesem Seminar lernte er Rudolf Forberger kennen und schätzen. Zugleich traf Blaschke aber wieder auf einen Kommilitonen aus den Vierzigerjahren, der ebenfalls bei Kötzschke studiert hatte und mittlerweile im universitären Bereich auf Karrierekurs war. Er hatte das braune gegen das rote Parteibuch ausgetauscht und argumentierte inzwischen stramm marxistisch. Blaschke widersetzte sich ihm energisch; noch viel stärker versperrte er sich jedoch gegenüber der marxistisch-leninistischen Ideologie, die in diesem Seminar vorherrschte. Aus diesem Grund fühlte sich Blaschke in ihm zunehmend isoliert – letzten Endes verließ er es im Groll. Nur zu Forberger pflegte er weiterhin gute Beziehungen, denn die beiden begegneten sich alsbald regelmäßig im Redaktionsbeirat der „Sächsischen Heimatblätter“.

Blaschkes Aufbruchstimmung verflog um 1959/60. Er selbst berichtete, dass er dem von Kuczynski herausgegebenen „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“ einen Text zur Veröffentlichung angeboten hatte, der aufgrund der fehlenden marxistischen Ausrichtung zur Überarbeitung zurückgewiesen worden sei. Es ist jene Abhandlung, die Friedrich Lütge 1962 in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ zum Druck gebracht hat. Doch dies scheint nicht entscheidend gewesen zu sein. Da Karlheinz Blaschke, wie bereits mehrfach angedeutet wurde, nach 1968 zur wichtigsten nichtmarxistischen Historikerstimme im Osten aufsteigen sollte, erscheint ein Rückblick in die Jahre um den Mauerbau als erforderlich, um einerseits die in den späten Fünfzigerjahren beginnenden internen Auseinandersetzungen in der ostdeutschen Landesgeschichtsforschung sowie andererseits die vor allem nach 1990 so erbittert ausgetragenen Debatten besser einordnen zu

können. Ist ein solcher Rekurs, so könnte kritisch gefragt werden, in einem Nachruf notwendig? Blaschke würde es wohl bejahen, denn er hat seinen Absolventen stets die Ermahnung mit auf dem Weg gegeben, dass die *Kritik das Organon der Wissenschaft sei* und dass es in *der Wissenschaft keine Verwandten geben dürfe*, wobei sich letzteres bereits kritisch gegen die weitverbreiteten Zitierzirkel richtete, die sich nach der deutschen Wiedervereinigung auch recht schnell im Osten ausgebreitet hatten. Anstatt von Marx und Engels wurden, so meinte er, nunmehr vermehrt vermeintliche Säulenheilige zitiert, um – so seine Ansicht – in wissenschaftlichen Submilieus anerkannt zu werden. In manchem Text vermerkte er so dann mit rotem Kugelschreiber: *Was hat dieses Zitat mit dem Thema zu tun?*

Im Zuge der zweiten Hochschulreform in der DDR 1951/52 vollzogen sich schrittweise tiefgreifende politisch-ideologische Veränderungen an den Universitäten und Forschungsinstituten, die von vielen jungen Wissenschaftlern (aus-)genutzt worden sind. Über den alsbald immer stärker auswuchernden Marxismus-Leninismus in den Gesellschaftswissenschaften der DDR sind keine Worte zu verlieren. Anzumerken bleibt freilich, dass nicht wenige Doktoranden oder Habilitanden beziehungsweise Dozenten und Professoren die intellektuelle Raffinesse besaßen, mit der eingeforderten Ideologie so umzugehen, dass sie sich nicht als letales Geschwür in ihren Veröffentlichungen ausbreiten konnte. Manchen gelang es – vielen nicht. Unabhängig davon hat Blaschke sie alle seit dem Herbst 1989 fortwährend, pauschalisierend und eigentlich fast immer undifferenziert kritisiert. Ob eine formale Parteimitgliedschaft, manch obligatorisch erscheinendes Marx-Engels-Zitat oder wahrlich todunglückliche Periodisierungen – wie das in der deutschen Landesgeschichte gewiss völlig unbedeutende Jahr 1789 – ausreichende Kriterien waren, um die fraglos notwendigen Diskussionen zur Rolle der Klio in der DDR schließlich mit solchen Chiffren wie ‚prostituieren‘ oder ‚Nonkonformismus‘ zu konnotieren, sei zumindest infrage gestellt. In diesem Zusammenhang erscheint es als nicht unwichtig, auf die unterschiedlichen und sich allmählich verändernden Koalitionen der nachwachsenden Historikergeneration – zu der Karlheinz Blaschke eben auch gehört hat – in den 1950er- und 1960er-Jahren einzugehen.

Auf der einen Seite waren es die Universitäten und alsbald die Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin sowie andererseits die Staatsarchive sowie vor allem die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig mit ihrer noch eigenständigen Historischen Kommission. Die beiden Leipziger Institutionen, das ist gemeinhin bekannt, besaßen im Osten ein Alleinstellungsmerkmal. Ihr wichtigster Brückenkopf in den immer heftiger werdenden ideologischen Kontroversen war fraglos das Dresdner Staatsarchiv mit dem unvergessenen Kretzschmar an der Spitze. Bei ihm sowie vor allem beim präsidentialen Theodor Frings perlen zwar die ideologischen Forderungen der Apparatschiks nicht einfach so ab, aber die beiden und viele nichtmarxistische Wissenschaftler in den Akademieklassen und in der Historischen Kommission scheinen doch von der Zuversicht beseelt gewesen zu sein, dem Ansturm widerstehen zu können. Das war, wie wir Nachgeborenen

wissen, eine Fehleinschätzung. Noch verhängnisvoller war es, dass diese renitenten Rückzugsgebiete infolge jeder Pensionierung, durch einen jeden Weggang in den Westen, mit dem Dahinscheiden der Älteren oder gar durch so manchen Freitod mit den Jahren ausgetrocknet sind. Die lose untereinander verbundene wissenschaftliche Ökumene, die sich zumindest nicht den offiziellen Parteidoktrinen beugen wollte und zu der Blaschke gehört hat, erodierte zusehends. Es sei daran erinnert, dass Frings mit der Absetzung Sproemberg's und der Einsetzung Kretzschmars im Jahr 1957 nicht nur die ‚Lex Sproemberg‘ an der Sächsischen Akademie begründet, sondern zugleich den Austritt der marxistischen Historiker Engelberg und Markov aus der Historischen Kommission provoziert hat. Es kam in diesen Zeiten hinzu, dass Blaschke nicht wahrhaben wollte, dass ein formaler Parteieintritt nicht zwangsläufig mit einem Frontwechsel verbunden sein musste. Vielleicht lag es in seinem ehrlichen und aufrichtigen, bisweilen undifferenzierten Denken und Handeln begründet, dass er im Zuge der personellen Veränderungen wissenschaftlich zunehmend vereinsamte und sich zum hehren Einzelkämpfer stilisierte. Besonders deutlich scheint dies in seiner Beziehung zu Horst Schlechte, dem Nachfolger Kretzschmars, fassbar zu sein. Schlechte war, ganz im Sinne Blaschkes, ein ‚bürgerlicher‘ Archivar und Historiker. Seine große Abhandlung zum kursächsischen Rétablissement aus dem Jahr 1958 dokumentiert dies ausdrücklich. Dieses Meisterwerk ist eine herausragende und völlig ideologiefreie Forschungsleistung. Schlechte war wie sein Amtsvorgänger – oder eben wie jener Kommilitone, dem Blaschke in Jürgen Kuczynskis Seminar wieder begegnet war – ebenfalls sehr spät in Hitlers Partei eingetreten. Kretzschmar wurde – wie Blaschke – nach 1949 Mitglied einer Blockpartei. Die anderen traten indes in die Einheitspartei ein, wogegen Blaschke nach 1990 scharf polemisiert hat. Dabei – namentlich in einem kleinen Beitrag „über alte und neue P.G.'s“ – verlor er leider den Maßstab kritischen Nachdenkens und vergaß, wie sich sein Meister oder andere ihm nahstehende Kollegen in nationalsozialistischer Zeit verhalten hatten.

Blaschkes verhängnisvolle Annahme, dass allein Leistungen wie sein Ortsverzeichnis, die Habilitation oder seine Mitgliedschaft in der Kommission entscheidend sein würden, wenn es um das berufliche Fortkommen in der Landesgeschichte insgesamt gehen sollte, erwies sich als Trugschluss. Vor allem an der Universität Leipzig, die seit 1953 den Namen von Karl Marx trug, wuchs eine Historikergeneration heran, die bald – wie er – die höheren akademischen Weihen erlangen sollte. Sie beherrschte nicht nur die gewünschte Partitur des geforderten Zeitgeistes, sondern legte zugleich – man ist geneigt zu sagen: beinahe ‚en masse‘ – recht gute Qualifizierungsschriften zur Landesgeschichte vor. Und so entstand zwischen den älteren und jüngeren Semestern eine Konkurrenzsituation, über die sich – bei Wahrung aller Kollegialität – ein jeder Hochschullehrer gefreut hätte. Diese Rivalität eskalierte. Nicht nur im Kuczynski-Seminar an der Ost-Berliner Akademie, sondern auch auf manch wissenschaftlicher Tagung. In einem Fall sind die Diskussionen sogar gut dokumentiert. Es betrifft die Wernigeröder Konferenz vom Januar 1960, auf der rund zwei Dutzend Mediävisten, Frühneuzeithistoriker,

Archivare und Landeshistoriker über die „Probleme der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland 1476–1535“ gestritten haben. Die Protokolle spiegeln die angespannte und teilweise gereizte Stimmung wider. Einige wenige, darunter Blaschke, argumentierten auf empirischer Grundlage. Die Wortführer zogen es vor, Friedrich Engels in den Zeugenstand zu rufen. Letztendlich setzte sich die marxistische Fraktion durch. Das verwundert nicht. Es gab aber auch andere Stimmen. Und so – selbstverständlich nicht auf einer einzigen Konferenz – verfiel der inzwischen aus der Ost-CDU Ausgetretene zunehmend in einen Schematismus hinsichtlich der Debattenkultur, in der als Leitkriterium eine formale Parteimitgliedschaft höher wog als Fachwissen und die redliche Mitarbeit am Projekt Landesgeschichte. Im Nachruf auf Kretzschmar geht Blaschke mit einer geradezu behutsamen Rücksichtnahme auf dessen NSDAP-Mitgliedschaft ein, während er dann später all jene stigmatisierte, die sich mit dem DDR-Staat eingelassen hatten, ohne auch nur ansatzweise nach deren Lebensleistung und ihren lauterer Absichten zu fragen.

Wer die Sprache der Mächtigen nicht spricht und sich ihren theoretischen Konzepten verschließt, wird schnell marginalisiert, ignoriert oder gar ausgeschlossen. Dies muss nicht zwangsläufig allein für die marxistische Ideologie gelten. Nicht erst in der Postmoderne sind Andersdenkende als Außenseiter oder gar Hofnarren verunglimpft worden. Manche sind an derartigen Etikettierungen zerbrochen, wieder andere haben diesen Status gepflegt – so auch Karlheinz Blaschke. Natürlich werden es nicht allein die vehement geführten Diskussionen aus den Jahren um 1960 gewesen sein, die ihn angetrieben und seinen Eigensinn befördert haben. Auch das wissenschaftspolitische Kräfteparallelogramm veränderte sich spürbar zu seinen Ungunsten. Hellmut Kretzschmar erlitt im Frühjahr 1961 einen schweren Schlaganfall, sodass der Kommissionsvorsitz an Gertrud Schubart-Fikentscher überging. Bei allem Respekt für ihre Leistungen war sie eine Vorsitzende, die sich in den Turbulenzen der frühen Sechzigerjahre nicht durchzusetzen vermochte. Vielleicht wird man in diesem Zusammenhang auch auf Willy Flach verweisen dürfen, der bereits 1958 nach Bonn und bald darauf in den Freitod ging. Mit Horst Schlechte, dies war angedeutet worden, konnte oder wollte Blaschke nur bedingt zusammenarbeiten. Zwar pflegte er gute Kontakte zu Oskar August, Rudolf Forberger, Edgar Lehmann, Hans Walther und bald darauf auch zu Franz Lau, Heinrich Magirius, Manfred Kobuch oder Gerhard Graf, aber letztlich agierte er zunehmend als trotziger Einzelkämpfer. Sieht man einmal von der offenkundig vertrauensvollen Zusammenarbeit mit Kretzschmar ab, so war und blieb Blaschke ein Steppenwolf. Einzig als es galt, die illegalen Vorbereitungen für den Transport der großen Bibliothek von Ludwig Erich Schmitt in den Westen in die Wege zu leiten, konspirierte er vertrauensvoll mit dem Germanisten Horst Nauemann und Werner Coblenz. Doch das blieb eine Ausnahme.

Die seitens der Karl-Marx-Universität Leipzig verweigerte Lehrbefugnis im Rahmen des Habilitationsverfahrens war ein wichtiger Grund für seine zunehmende Widerspenstigkeit. Das Manuskript der Habilitationsschrift über die

Bevölkerungsgeschichte Sachsens bis zur Industriellen Revolution hatte er Ende Juli 1961 abgegeben. Danach fuhr er in die Niederlande zu seiner Frau, die dort ein mehrwöchiges Forschungspraktikum absolvierte. Anschließend brachen sie gemeinsam zu einer Tour durch Flandern und Frankreich auf. Am 13. August 1961 verweilten sie in Paris und am nächsten Tag erfuhren sie in einem bretonischen Dorf vom Bau der Berliner Mauer. Die beiden haben in den nachfolgenden Urlaubstagen zu keiner Zeit ernsthaft erwogen, dauerhaft im Westen zu bleiben. Sie hatten ihr Zuhause in Friedewald. Blaschke hoffte auf einen erfolgreichen Abschluss des Habilitationsverfahrens und seine inzwischen längst promovierte Ehefrau strebte eine berufliche Laufbahn in den Naturwissenschaften an. Das Habilitationsverfahren wurde im Jahr 1962 abgeschlossen. Inzwischen war er jedoch ins Visier der Staatssicherheit geraten. Die umfangreiche Aktenüberlieferung über ihn setzt im November 1961 ein. Nach seiner Selbstauskunft waren einige Archivare am Dresdner Staatsarchiv erstaunt, dass er mit seiner Frau nach dem 13. August zurückgekehrt war. Das ist ein Hinweis, dass er bereits zu dieser Zeit – um den DDR-Jargon zu gebrauchen – als ‚politisch unzuverlässig‘ galt. Dieser Umstand sowie sein öffentliches Auftreten als nichtmarxistischer Historiker werden zur verweigerten Lehrbefugnis geführt haben. Die fehlende Parteimitgliedschaft sollte nicht angeführt werden, da nicht wenige Fakultäten ostdeutscher Universitäten die *Facultas Docendi* gelegentlich erst verspätet verliehen haben. Besonders in den geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächern wurde von künftigen Dozenten gefordert, die akademische Jugend im Sinne der herrschenden Ideologie zu unterweisen. Davon war Blaschke jedoch weit entfernt.

Der gesamte Konflikt erfuhr eine Steigerung, als ihm Karl Schirdewan im Jahr 1963 *coram publico* die Ablösung als Abteilungsleiter offeriert hat. Dass Schlechte in dieses unwürdige Spiel involviert war, kann als gesichert gelten. Bis 1965 protestierte Blaschke höchst offiziell bei verschiedenen staatlichen Stellen gegen diese letztendlich politisch motivierte Zurücksetzung. Erfolglos. Als der bereits mehrfach zitierte Nachruf auf Hellmut Kretzschmar Ende des Jahres 1966 staatlicherseits durch den Bruch des Postgeheimnisses – allein diese Tatsache offenbart, wie intensiv er bereits observiert wurde und welche Verhältnisse im Osten herrschten – abgefangen wurde, bestellte man Blaschke nach Potsdam ein. Unverhohlen drohten ihm die Funktionäre, umgehend für die Entlassung aus dem staatlichen Archivdienst zu sorgen, so er den Nachruf nicht zurückzöge. In der Zwischenzeit waren die Töchter Mechthild (1962) und Gundula (1965) geboren, sodass der Familienvater einknickte. Rückblickend hielt er in seinen Erinnerungen fest: Familienväter sind schlechte Kämpfer auf den Barrikaden. Erst als sich im Laufe des Jahres 1968 abzuzeichnen begann, dass er unter dem Dach der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens eine bescheidene Anstellung finden könnte, ließ er den Nachruf den „Blättern für deutsche Landesgeschichte“ auf Umwegen zukommen, sodass er im Jahrgang 1969 erschien. Binnen weniger Jahre hatte Karlheinz Blaschke am eigenen Leib erfahren, wie die Administration des sogenannten Arbeiter-und-Bauern-Staates mit Andersdenkenden umging. Die verweigerte

Lehrbefugnis, seine Absetzung als Abteilungsleiter und das unwürdige Gezerre um den Nachruf auf den Altdirektor Kretzschmar haben bei ihm Wunden geschlagen, die nur schwer heilen wollten und später immer wieder aufbrachen. Als in den 1990er-Jahren über die DDR insgesamt diskutiert wurde, hatten nicht wenige vergessen oder wollten es nicht wahrhaben, dass hinter dem Eisernen Vorhang in den Fünfziger- und Sechzigerjahren sowie auch späterhin entschieden vertrieben, enteignet, relegiert, diskriminiert, verleumdet und bespitzelt wurde. Im Arbeiter-und-Bauern-Paradies der Funktionäre durfte man fast alles sein, „aber nicht selbsthandelnder Arbeiter oder Bauer oder einfach nur ein Andersdenkender“ (Gerhard Graf).

Zum 1. Januar 1969 wechselte Blaschke ans Theologische Seminar nach Leipzig, das sich in Trägerschaft der evangelisch-lutherischen Landeskirchen aus Sachsen, Thüringen und Mecklenburg befand. An dieser hochschulgleichen, jedoch staatsfernen Bildungsstätte, lehrten ausschließlich Dozenten und studierten Absolventen, die der herrschenden DDR- Staatsideologie ablehnend gegenüberstanden. Im Laufe der Achtzigerjahre stieg das Theologische Seminar zunehmend zu einem Ort des Widerstands auf. In ihm entfaltete Blaschke auf seiner Dozentur für Geschichte und Soziologie eine rege Lehr- und Vortragstätigkeit. Unvergleichlich waren nicht allein seine Vorlesungen und Seminare, sondern zugleich die vielen Abendveranstaltungen in sächsischen Kirchgemeinden. Davon ist eingangs berichtet worden. Karlheinz Blaschke hat auf diese Weise eine Generation ostdeutscher Pfarrer, aber auch Laien, die zu seinen Vorträgen gepilgert sind, maßgeblich geprägt. Wer Landesgeschichte in diesen Zeiten ideologiefrei hören, verstehen und begreifen wollte, ging zu ihm. In diesen Jahren gab er die „Herbergen der Christenheit. Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte“ heraus (Bände 9–18). Bereits zuvor hatte er die „Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte“ (Bände 1–9; 1963–1988) begründet, ohne dass er oder mancher seiner Mitstreiter wie Hans Walther im Impressum genannt worden ist.

Den Wechsel an das Theologische Seminar in der Leipziger Mozartstraße kann man hinsichtlich seines Schaffens als Zäsur darstellen, da er keinen unmittelbaren Zugang mehr zu den herausragenden Quellenbeständen des Dresdner Staatsarchivs sowie zur dortigen Dienstbibliothek besaß. Während seine Abhandlungen über die landesherrlichen Behörden des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit oder zur Staatsbildung in Kursachsen, die weit ausgreifenden Untersuchungen zur Bevölkerungsentwicklung, zur sich verändernden ländlichen Sozialstruktur oder über den spätmittelalterlichen Wüstungsprozess sowie zum Bauernlegen, seine Aufsätze zur Wirtschafts- oder Siedlungsgeschichte alle quellennah und problemorientiert sind, wurden fortan seine Veröffentlichungen unverkennbar essayistischer und darstellender. Beispielhaft dafür seien seine Bücher über „Sachsen im Zeitalter der Reformation“ oder zu „Moritz von Sachsen“ genannt. Gewiss, damit erreichte er ein weitaus größeres Publikum als mit den Spezialstudien in den einschlägigen Fachzeitschriften, wobei er ohnehin bevorzugt in den „Blättern für deutsche Landesgeschichte“, der „Zeitschrift für Rechtsgeschichte“, der „Vierteil-

jahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, der „Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie“ oder im „Der Staat“ publiziert hat – also in westdeutschen Periodika, die im Osten nicht ohne weiteres überall zugänglich waren. In der DDR selbst waren die „Sächsischen Heimatblätter“, die halbjährlich erscheinende Heimatzeitschrift „Der Rundblick“ und – jedoch erst später – das „Jahrbuch für Regionalgeschichte“ seine bevorzugten Publikationsorgane. In der auf Marxismus-Leninismus getrimmten „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ hat er keine einzige Zeile publiziert. Unter den Verlagen des Ostens muss eindeutig Hermann Böhlau Nachfolger in Weimar mit der charismatischen Leiva Petersen genannt werden. In diesem traditionsreichen Verlagshaus erschien 1967 seine Habilitationsschrift und im Jahr 1969 die wahrlich grundlegende Abhandlung über die „Kirchenorganisation in den Bistümern Meißen, Merseburg und Naumburg um 1500“, die er gemeinsam mit Walther Haupt und Heinz Wießner vorgelegt hat. Nicht zuletzt in landesgeschichtlich vergleichender Perspektive darf dieser Atlas Einmaligkeit beanspruchen. Mit dem Erscheinen dieses Werkes signalisierte Blaschke außerdem, dass er am Vermächtnis und am Arbeitsplan der einstmalig Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte festzuhalten gedachte. Sein großes Ziel, einen Atlas zur Geschichte von Sachsen herauszugeben, hatte er längst noch nicht aus den Augen verloren.

Spätestens in den 1960er-Jahren entdeckte Blaschke für sich persönlich die Stadtgeschichte als Forschungsgegenstand, der ihn bis ins hohe Alter umtrieb. Walter Schlesingers Buch über die Anfänge mitteldeutscher Städte aus dem Jahr 1952 stand mit der persönlichen Widmung des Autors versehen stets griffbereit auf seinem Schreib- und Arbeitstisch in Friedewald. An diesem grundsätzlichen Werk versuchte er sich zu orientieren. Anlässlich der 700-Jahrfeier der Stadt Colditz im Mai 1965 erschien eine Festschrift, deren Entstehung Horst Naumann zu verdanken war. In ihr äußerte sich Blaschke zur Stadtentstehung. Er lenkte seinen Blick auf eine vor den Toren der Stadt befindliche Kapelle, die unter dem Schutz des Heiligen Nikolaus stand. Das Patrozinium war zugleich namensgebend für ein vorstädtisches Viertel und das dazugehörige, in die Altstadt führende Stadttor. Die romanische Basilika der Kapelle könnte vielleicht auf eine ursprüngliche Kirche hinweisen. Ansonsten fehlen sämtliche Quellen, die sie als vollwertiges Gotteshaus mit allen Pfarrrechten auszeichnet. Blaschke erhob sie zu einer Kaufmannskirche. Hinsichtlich ihrer Funktion knüpfte er an Überlegungen und Beobachtungen von Paul Johansen zu den Kaufmannskirchen im Ostseeraum an, ohne ihn freilich an irgendeiner Stelle auch nur zu erwähnen. Im Gegensatz zu Johansen setzte er jedoch in den nachfolgenden Jahren eine jede Nikolaikirche mit einer Kaufmannskirche gleich und wies ihnen pauschal einen Platz in den städtischen Frühgeschichten zu. Während er im Falle von Colditz noch mühsame und akribische Quellenarbeit, namentlich in den ungedruckten Überlieferungen der Archive, verrichtet hatte und im Text der Konjunktiv dominierte, so begann er alsbald sehr verallgemeinernd die Frühgeschichte vieler sächsischer und bald darauf auch mitteldeutscher Städte ohne eingehende und abwägende Quellen-

arbeit mit dem Phänomen des Nikolaipatroziniums zu erklären. Wohlgemeinte Kritik an seiner ‚Theorie‘ ignorierte er bewusst, wies sie barsch zurück und begann sich – besonders gegen Ende seiner Schaffensperiode – in der komplizierten Gemengelage hochmittelalterlicher Stadtentstehungen völlig zu verirren. Die geradezu tragisch zu nennenden Fehldeutungen sind im hohen Maße kompatibel mit seinem beharrlichen, eigensinnigen und rastlosen Wirken.

Nach dem Mauerbau war Karlheinz Blaschke fünfzehn Jahre in der DDR eingeschlossen. Erst 1976 war es ihm als ‚Kirchen-Mann‘ wieder vergönnt, in den Westen reisen zu dürfen, noch dazu in die Vereinigten Staaten. Da er als Historiker und Archivar als Fachmann international ausgewiesen war, konnte er – im Gegensatz zum eingemauerten DDR-Volk – fortan dann und wann Auslandsreisen antreten, die ihn wahrlich in alle Welt führten. Auf diesen Reisen knüpfte er Kontakte zu Kollegen, die ihrerseits ihn sowie vor allem andere Wissenschaftler aus ostdeutschen Kirchenkreisen wiederholt in die freie Welt eingeladen haben. Nach 1989 schlussfolgerte sogar ein Funktionär in einer überhitzten Debatte, dass er aufgrund seines Umherreisens im Westen *eigentlich zu den Privilegierten in der DDR* gehört habe. Ein abstruses Argument, weil es den beschwerlichen Werdegang Blaschkes komplett ignoriert. Tatsache war und ist jedoch, dass es wohl nur wenige Ostdeutsche gegeben hat, die nicht nur in den Westen fahren durften, sondern die vor allem auch in der freien Welt publiziert haben. Blaschke hatte etwas zu sagen. Und was er sagte oder schrieb, hatte Gewicht – nicht zuletzt im Westen. Auch sein gesprochenes Wort wurde wahrgenommen, im Westen wie im Osten – und beileibe nicht nur in der Mozartstraße oder in den Pfarrhäusern auf dem platten Lande.

Vorrangig bot ihm der Kulturbund der DDR ein Podium, um seine Forschungen zur sächsischen Landesgeschichte einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Es war namentlich der im Jahr 1930 geborene und in Hohburg bei Wurzen wirkende Manfred Müller (‚Rundblick-Müller‘), der ihn wiederholt zu Vorträgen einlud und ihm seine Halbjahresschrift für Publikationen öffnete. Blaschke kam auf diese Weise mit Heimatforschern in Kontakt, die ihn nicht zuletzt auf so manches landesgeschichtliche Unikat hingewiesen haben. Dankbar nahm er es an – wie im Falle des in der Kirche zu Altmügeln befindlichen ‚Bauerndenkmals‘ aus dem Jahr 1536. Als er einmal auf diese knappe und letztlich doch an sehr entlegener Stelle veröffentlichte Miszelle mit dem Hinweis angesprochen wurde, er möge sich doch nicht verzetteln, soll er brummig geantwortet haben: *Wer sich zu wichtig für kleinere Arbeiten hält, ist meistens zu klein für wichtigere Arbeiten*. Wer Blaschke in diesen Zeiten zuhören konnte, spürte und ahnte nichts von seinen in den Sechzigerjahren erlebten Zurücksetzungen. Im Gegenteil. ‚Doktor Blaschke‘ referierte wortgewaltig und leidenschaftlich zu seinen Themen – ohne Bezugnahme zu den herrschenden Verhältnissen, sachlich, unironisch und humorlos. Sein kantiges Auftreten, die ausdrucksstarke Hornbrille, die kräftige Stimme, einige Kugelschreiber, die als Accessoire stets aus der Brusttasche des Sakkos herausragten, sowie der gingstergelbe Skoda-100 waren damals unverwechselbare Markenzeichen

eines Mannes, der ruhe- und rastlos im Dienst der Landesgeschichte, auch über Sachsen hinausgehend, unterwegs war. Das sich seit Anfang der Siebzigerjahre allmählich herausbildende Konkurrenzunternehmen, die universitäre Regionalgeschichte, hatte dem wenig entgegenzusetzen; sie blieb – zumindest bis gegen Ende der Achtzigerjahre – verstärkt dem akademischen Milieu im Elfenbeinturm verhaftet. Diesbezüglich scheint ein Wort von Heinz Quirin aus dem Jahr 1960 aktueller denn je: *Landesgeschichte kann ohne eine sinnvoll betriebene Heimatforschung nur schwer bestehen. Es gilt, diesen praktischen Bereich der Landesgeschichte stets zu berücksichtigen.*

Blaschke war infolge des Wechsels in die Leipziger Mozartstraße keinesfalls konfliktmüde geworden. Das steht außer Frage. Ohnegleichen war sein Zusammenstoß mit Jürgen Kuczynski im Hörsaal des Leipziger Kroch-Hochhauses am 4. Juni 1981 anlässlich einer Podiumsdiskussion. Sie war anberaumt worden, weil Kuczynski 1980 den ersten und ein Jahr später den zweiten Band seiner Geschichte des Alltags des deutschen Volkes vorgelegt hatte. Es gäbe Kritisches zu beiden Bänden zu sagen, doch dies würde den Rahmen dieses Nachrufes sprengen. Ungewöhnlich kritische Worte fand damals bereits Karlheinz Blaschke. Ihm hatten zwar die Gastgeber nicht zu dieser hochhoffiziellen Diskussionsrunde eingeladen, gleichwohl war er mit zwei kirchengeschichtlichen Kollegen vom Theologischen Seminar zugegen. Die Offiziellen der Karl-Marx-Universität hatten die Veranstaltung wie eine ZK-Sitzung vorbereitet. Mancher Dozent meinte sogar, seine NVA-Offiziersuniform samt Schützenschnur tragen zu müssen. Andere hoffierten Kuczynski wie einen Primas und Dritte hofften vielleicht, dass infolge der veröffentlichten Alltagsgeschichte ein Paradigmenwechsel in der DDR-Geschichtswissenschaft anstünde. Der gefeierte Kuczynski wiederum wähnte wohl, die Würde des Tages durch ihn umhüllende Tabaksschwaden zu steigern. Er qualmte Pfeife und hüllte sich in Dunst. Eine bizarre Aufführung war es, die nicht zuletzt in jenem Hörsaal inszeniert wurde, in dem einst Ernst Bloch am Katheder gestanden und die Worte gesprochen hatte: *Die Diktatur organisiert den Jubel, die Demokratie die Kritik.* Die Zeremonienmeister hatten alles gut vorbereitet. Die Inszenierung war perfekt. Auch die einstudierten Fragen, die aus dem Publikum heraus artig an den Großmeister gestellt werden durften. Schließlich ergriff Blaschke mit spürbarer Angriffslust das Wort. Zurecht kritisierte er an Kuczynskis Alltagsgeschichte, dass Themen wie Frömmigkeit und Gottesglaube sowie die Kirche insgesamt, beispielsweise hinsichtlich der Volksbildung und des Schulwesens, völlig unberücksichtigt geblieben waren. Auch rieb er sich an der unsinnigen These, es habe in Kursachsen eine ‚zweite Leibeigenschaft‘ gegeben. Legendär war freilich Blaschkes einleitender Satz: *Herr Kuczynski, ich gehöre zwar nicht zu ihrem Stall, obwohl ich auch einst aus ihrer Krippe gefressen habe.* Diese Bemerkung sorgte für Aufsehen, weil sie für Außenstehende völlig unverständlich war. Der Satz wurde als Sakrileg aufgefasst und so auch gedeutet. Jürgen Kuczynski sog an seiner qualmenden Tabakspfeife und winkte mit altersmilder Gelassenheit ab. Die Claqueure und bestellten Beifallklatsher waren freilich entsetzt. Einzig ein

international angesehener Leipziger Historiker, der einige Plätze vor Blaschke saß, lächelte still in sich hinein.

Anfang der Achtzigerjahre begann Karlheinz Blaschke konzeptionell über eine eigne Gesamtdarstellung der sächsischen Geschichte nachzudenken. Von ihm selbst wurde kolportiert, dass er in die Überlegungen zur geplanten marxistischen Geschichte Sachsens, so wie sie schließlich im Herbst 1989 erschienen ist, nicht mit eingebunden worden war. Das ist wohl nicht exakt. Da dieses Projekt seit 1981 ein Vorhaben der Historischen Kommission war, stand es allen Kommissionsmitgliedern offen, sich an den Diskussionen zu beteiligen. Anfänglich brachte er sich auch ein. Allerdings zog er sich nach und nach zurück. Hinsichtlich der Gründe gehen bis heute die Meinungen weit auseinander – auf keinen Fall waren es nur Periodisierungsfragen, das Drängeln potenzieller Autoren um einzelne Zeitabschnitte der zu verfassenden Darstellung oder die von Anbeginn an feststehende und unumstößliche Tatsache, dass dieses Unternehmen zweifellos unter marxistischer Flagge segeln würde. Blaschke machte nicht mit. Er entwarf eine eigene Konzeption, die ursprünglich auf drei Bände angelegt war. In seinem nach 1992 durchgeführten Forschungsseminar sprach er selbst mehrfach davon, diese Aufgabe im Alleingang noch zu bewältigen. Allerdings ging er inzwischen von einer sogar vierbändigen sächsischen Geschichte aus. Nach seinem bereits erschienenen Mittelalterband beabsichtigte er, den Band für die Frühe Neuzeit mit dem Frieden von Hubertusburg abzuschließen. Die Zeitspanne zwischen 1763 und den bürgerlichen Reformen sah er zu dieser Zeit als eine eigenständige Epoche sächsischer Geschichte an, die schließlich durch Industrialisierung, Urbanisierung und Modernisierung abgelöst wurde. Es ist bekannt, dass ‚nur‘ seine „Geschichte Sachsens im Mittelalter“ im Sommer 1990 erschien. Das Manuskript hatte er bereits im Frühjahr 1986 abgeschlossen. Es wäre eine eigene Miszelle wert, die Geschichte der verschleppten Drucklegung darzustellen. Jenseits aller Verzögerungen bleibt festzuhalten, dass Blaschkes „Geschichte Sachsens im Mittelalter“ ein herausragendes Meisterwerk ist und bleibt, das in einem Atemzug mit dem Ortsverzeichnis, seiner Bevölkerungsgeschichte, dem 1969 erschienenen Bistumsatlas, dem späteren „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ sowie dem „Kursächsischen Ämteratlas 1790“ genannt werden muss.

Nachdem Blaschke im Frühjahr 1986 das Manuskript zu seiner Mittelaltergeschichte abgeschlossen hatte, begann er mit den Arbeiten zu dem Monumentalgemälde des Fürstenzuges zu Dresden. Hinsichtlich des Textes erinnert es an den essayistischen und großzügig fabulierenden Stil von Hellmut Kretzschmar und an Blaschkes Bücher über Moritz oder die Reformationszeit in Sachsen. Im „Der Fürstenzug zu Dresden. Denkmal und Geschichte des Hauses Wettin“ fügte er sich zugleich in die vielfältigen und kontrovers geführten Diskussionen Ende der Achtzigerjahre ein. Immerhin wollte man hierzulande seitens staatlicher Stellen ebenfalls an die 900. Wiederkehr der Belehnung des wettinischen Grafen Heinrich I. von Eilenburg mit der Markgrafschaft Meißen im Jahr 1089 erinnern – was auch zwischen April und Anfang Juli 1989 geschah. Ursprünglich hatte der Urania-

Verlag geplant, das Fürstenzug-Buch pünktlich anlässlich des Jubiläums auszuliefern. Doch Blaschke, der äußerst produktiv und nicht zuletzt zuverlässig war, lieferte das Manuskript verspätet ab. In jenem Jahr kam schließlich ohnehin alles anders. Im ‚Fürstenzug‘ hatte sich sein Blick auf die sächsische Geschichte dahingehend verfestigt, dass er einige Wettiner – ohne belastbare Kriterien zu nennen – auf den Schild der Ehre erhob, andere indessen verteufelte. Teilweise schimmert dies bereits in seiner Darstellung über Herzog Moritz durch. Der überhöhte personen- und dynastiegeschichtliche Zugriff stand jedoch im schroffen Widerspruch zu Blaschkes an und für sich gesellschafts- und strukturgeschichtlicher Sichtweise auf historische Entwicklungen. Die Ursachen für diesen eigenartigen Antagonismus können rückblickend kaum dechiffriert werden. Vermutungen, dass man diesen Gegensatz mit der immer heftiger werdenden Konkurrenz der beiden Autoren – der eine hatte sich eben auf den Herzog und Kurfürsten Moritz konzentriert, der andere saß an einer großen Abhandlung über den Kurfürsten-König August den Starken – erklären sollte, wollen nicht verstummen.

Tatsache ist, dass Blaschke den Kurfürsten Moritz bereits in der im Jahr 1983 erschienenen Biografie „als den zweifellos fähigsten aus der Reihe der wettinischen Fürsten“ hervorgehoben hatte. Seine Argumentationen gründen sich im hohen Maße auf den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges sowie auf den Passauer Vertrag. Eher beiläufig erwähnt er des Herzogs Vabanquespiel gegenüber Kaiser Karl V. Ganz im Sinne des 19. Jahrhunderts werden Schlachtenglück und territorialer Zugewinn als Maßstäbe angeblicher historischer Größe aufgewertet; ganz in der historistischen Tradition interpretiert er des Herzogs Aufstieg vom Ergebnis her, ohne auf dessen Hasardieren einzugehen. Nun gut, eine derartige Betrachtung steht jedem frei. Die scharfe Kontrastierung zwischen Moritz auf der einen und August dem Starken auf der anderen Seite erscheint jedoch als noch problematischer. Sie ist in seinem Fürstenzug-Buch grundgelegt. Letztlich verstieg sich Blaschke zu einem ahistorischen Moralisieren gegenüber dem sächsisch-polnischen Kurfürsten-König. Das diffamierende Abqualifizieren gipfelte auf dem Königsteiner Symposium im September 1994 sowie vor allem auf der großen internationalen Dresdner Konferenz im Sommer 1997. Es nahm geradezu groteske Züge an, sodass ihm auch wohlgesonnene Kollegen Geschichtsklitterung vorwarfen. Doch um Kritik scherte sich Blaschke kaum, zumal er – auch das muss gesagt werden – derartig viele Forschungsfelder beackert hat, dass ihm kritische Erwiderungen hinsichtlich seiner Bewertung der wettinischen Markgrafen, Herzöge und Kurfürsten sowie Könige eigentlich gleichgültig waren.

Im geschichtsträchtigen Jahr 1989 erschien im Frühjahr die von ihm entworfene und angefertigte Karte „Das Kurfürstentum Sachsen am Ende des Alten Reiches“ im Mehrfarbendruck. Über den staatlichen Buchhandel konnte sie nur mit Mühe bezogen werden. Blaschke verteilte sie persönlich in ausgewählten sächsischen Buchhandlungen – in Leipzig war es jene am Thomaskirchhof, in der traditionell das Sortiment der christlichen Verlage dominierte. Die Karte hatte – wie auch den Atlas zur Kirchenorganisation der Bistümer – der in Dresden wirkende

Georg Böhne gezeichnet, der bereits 1961 verstorben war. Somit lag der Entwurf über 28 Jahre in Blaschkes Schublade, bevor er mit Unterstützung von Werner Stams, der in diesen Jahren amtierender Leiter des Fachbereichs „Wissenschaftliche Kartographie“ an der Sektion Geodäsie und Kartografie der Technischen Universität Dresden war, veröffentlicht werden konnte. Ein frisch gedrucktes Kartenblatt schickte Blaschke an Edgar Lehmann und legte einen auf den 30. Mai 1989 datierten Brief bei, den Klaus Breitfeld im Jahr 1997 veröffentlicht hat. Blaschke schreibt an Lehmann: *Ich bin in diesem Lande geblieben, um etwas zu bewirken oder auch etwas zu verändern. Dazu scheint sich jetzt die Gelegenheit zu ergeben, wenn auch außerhalb der etablierten und organisierten Wissenschaft, wo die seit Jahrzehnten eingefahrenen Verhältnisse weiterbestehen.* Auf welche Weise er die Arbeit am Atlas in der DDR wieder aufnehmen wollte, bleibt unbekannt. Wahrscheinlich hoffte er auf die Unterstützung von Werner Stams, der auch später dem Redaktionskollegium des Atlas zur Geschichte und Landeskunde angehört hat.

Auf den Tag genau 40 Tage später wiederholte er sinngemäß jene Worte, die er an Lehmann geschrieben hatte, in der völlig überfüllten Leipziger Thomaskirche. Vom 6. bis zum 9. Juli 1989 fand der Evangelische Kirchentag unter dem Motto des Psalms 8,5 *Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst* in der Messestadt statt. Der Kirchentag wird von einigen als Ouvertüre zur Friedlichen Revolution gedeutet. Tatsache ist, dass viele von Blaschkes Studenten, so Reiner Müller, Bernd Oehler oder Thomas Rudolph, nur zuweilen an den offiziellen Veranstaltungen teilgenommen haben, da sich die innerkirchlichen Oppositionsgruppen nicht mehr durch die Kirchenleitung vertreten sahen. Bekanntermaßen fand in der Lukaskirche, maßgeblich vom dortigen Pfarrer Christoph Wonneberger organisiert, der ‚statt-Kirchentag‘ statt. Auf dem Leipziger Kirchentag – wie auf dem gesamten Osten – lastete bleischwer die anschwellende Fluchtbewegung Richtung Westen, wengleich im Juli nicht vorhersehbar war, was im Spätsommer und Herbst losbrechen sollte. Der Dammbbruch stand erst bevor. Jedenfalls hatte die Kirchenleitung am 8. Juli zu einem Symposium in die Thomaskirche geladen. Es stand unter dem Leitgedanken „Hoffen oder resignieren“ – die Bezüge zur Ausreisebewegung waren eindeutig. Neben Bischof Albrecht Schönherr, Günther Gaus und anderen saß auch Blaschke im Podium. Er war zur Teilnahme aufgefordert worden, weil sein Wort Gewicht hatte. Das von ihm Gesagte war wie sein Leben und Wirken authentisch. Da der im Oktober 1989 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung abgedruckte Vortragstext doch stark erweitert und nicht zuletzt etwas geglättet ist, seien Blaschkes Worte vom 8. Juli 1989 an dieser Stelle wiedergegeben:

Wir wissen alle, dass für viele Menschen unseres Landes die Verhältnisse unerträglich geworden sind, dass sie ein weiteres Leben in unserem Lande nicht mehr als lebenswert ansehen können – das ist ihre subjektive Einstellung, ihre Deutung der Verhältnisse. Aber diese subjektive Deutung beruht auf objektiven Tatsachen. Die allgemeinen Lebensbedingungen in unserem Lande sind schlechter als anderswo. Sie sind gewiss viel besser als anderswo, aber viele Menschen sehen nur,

dass sie schlechter sind. Die wirtschaftliche Lage unseres Landes ist objektiv nicht gut. Die Wohnraumsituation ist katastrophal. Die Altstädte unseres Landes brechen zusammen. Der Wohnungsbau kommt nicht hinterher. Die Versorgungslage lässt zu wünschen übrig. Die Bewegungsfreiheit ist immer noch eingeschränkt, obwohl sich auch hier manches verbessert hat. Für Christen sind die beruflichen Chancen immer noch eingeschränkt, ich kann davon selbst ein Lied singen. Wir werden in Unmündigkeit gehalten durch eine Bürokratie [Akklamation]. [...] Jeder wird gebraucht. Jeder der hier ausreist, reißt ein Loch in ein Netz. [...] Die Schlussfolgerung für viele Menschen heißt dann einfach: weg. Dem besseren Leben zu. Wir sind eine Not- und Schicksalsgemeinschaft, wie ein Schiff in Seenot. Und jeder, der davongeht, schwächt die Zurückbleibenden. Und wir müssen uns die Frage vorlegen, was wird aus unserem Land? Eine Frage, die ich als Historiker besonders sehe – in der reichen kulturellen Tradition unseres Landes. Soll die einfach kaputtgehen? Soll das abbrechen? Es ist eine historische Tatsache, dass Auswanderungsbewegungen stets eine qualitative Selektion zur Folge haben. Das heißt, es gehen immer die Aktivsten, die Tüchtigsten, die Leute, von denen im Lande ihrer Ankunft etwas Positives ausgeht. Das Bleiben ist eine nationale Aufgabe, denn auch hier ist ein Stück Deutschland.

Es wird gesagt, dass von diesem Symposium etwas Apologetisches, etwas Rechtfertigendes ausging. Vermahnungen. Christlich-preußische Pflichterfüllung, um das Ausbluten des Landes einzudämmen – um den Exodus abzuwenden. Letztlich spiegeln Blaschkes Worte eine Authentizität wider, die er vor und nach 1989 vorgelebt hat. Es muss nicht wieder auf seine Rückkehr aus der Bretagne 1961 verwiesen werden – oder auf den Brief an Edgar Lehmann. Bereits Ende der Siebzigerjahre hat er einen Kollegen, der die Ausreise beantragt hatte, energisch mit der mahnenden Frage bedrängt, *wollen Sie unsere Heimat komplett den Funktionalen überlassen?* Der damals an der Sächsischen Akademie beschäftigte Wissenschaftler blieb und konnte sich nach 1989 habilitieren und Professor werden. Blaschkes Aufrichtigkeit und seine Glaubwürdigkeit gaben zweifellos Halt. Seine bisweilen schroffe Art, unbequeme Wahrheiten zu sagen, schätzten im Osten auch jene, die nicht wie er konfrontativ zum System standen. Sie haben seine Offenherzigkeit nie als Hofnarrentum diskreditiert. Blaschke war weder Bürgerrechtler noch Widerstandskämpfer. Er war – um die letzte und so berühmte Zeile aus Günter Eichs Gedicht *Wacht auf* von 1950 zu zitieren – unbequem: *Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt.* Es steht außer Frage, dass er unbequem war. Ob er das Gedicht von Eich kannte, wissen wir nicht. Freilich scheint es mehr als nur eine eigenartige Fügung zu sein, dass sich auf der Freiheit in Meißen, also auf dem alten Burglehn und in jener Gasse, die sich vom Ostchor der Stiftskirche St. Afra hinauf zu Dom und Burg schlängelt, seit vielen Jahren ein Graffito finden lässt. An der graugetünchten Rückseite des Gebäudes Freiheit 4 – vis-à-vis dem Maltitzer Hof – steht in dunkelgrüner Farbe geschrieben: *Wachet auf, denn eure Träume sind schlecht.* Manche, die in der Nachfolge Blaschkes Dienst am Hochstift Meißen verrichten, erinnern sich an dieser Stelle oft an den so

unbequemen Mann – der als Dechant und Domherr über viele Jahrzehnte hinweg für Dom und Hochstift uneigennützig gedient hat.

Im Juni 1989 hatte die Historische Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften den Termin für die nächste Herbstsitzung auf den 10. November 1989 festgelegt. Natürlich ahnte zu diesem Zeitpunkt niemand, welche Bedeutung der Tag und Vortag für die Geschichte haben würde. Man wird sich vielleicht vorstellen können, dass der an und für sich so humorlose Blaschke an diesem so klaren und sonnenüberfluteten Novemberfreitag mit einem Schmunzeln im Gesicht nach Leipzig aufgebrochen ist. Jedoch verging in dieser Nachmittagssitzung fast allen Kommissionsmitgliedern das Lachen, als er sich unaufgefordert erhob und zum Pult trat. Es war eine Brandrede. Viele sollten folgen. Derjenige, den er 1979 zum Bleiben im Osten ermahnte hatte, sprach mit Blick auf Blaschkes Auftritt in der Kommission davon, dass *sie alle wie die begossenen Pudel dasaßen*. In diesen Tagen und Wochen sowie sicherlich zu Beginn der 1990er-Jahre musste Klartext hinsichtlich der vielen Verfehlungen, Halbwahrheiten, der durch Ideologie übersättigten Darstellung von Geschichte in der DDR gesprochen werden. Man konnte nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Bereits vor dem Fall der Mauer hatte Christoph Hein die Geschichtswissenschaft der DDR als die ‚fünfte Grundrechenart‘ verspottet: *Das Ergebnis wird zuerst unter den Strich geschrieben und dann darüber alles so fein zusammengebastelt, dass die Rechnung stimmt. Wie es mit der Wahrheit steht, spielt keine Rolle, die simple Theorie muss immer als richtig bewiesen werden*. Blaschke, der das so nah und am eigenen Leibe erfahren hatte und erleben musste, meldete sich zunehmend zu Wort. Es folgten Vortrag auf Vortrag, Veröffentlichung auf Veröffentlichung – nicht wenige davon in den großen Tageszeitungen des Westens. Die Tonlage war harsch und wurde bald barscher und polternder. An keiner Stelle hat er zu den Verwerfungen, Irrtümern und Ungerechtigkeiten, die zwischen 1945 und 1989 im Osten vorgefallen waren und sich ereignet hatten, etwas veröffentlicht, was nur im Entferntesten in Bezug auf die ‚fünfte Grundrechenart‘ gestanden hätte. Das muss nicht zuletzt deshalb betont werden, weil durch die sich anschließenden Diskussionen und die vielen konstruktiven Entgegnungen gelegentlich eben auch klitternde Relativierungen erschienen sind, über die man sich weder damals noch heute mokiert hat.

Im Zuge der wiedererlangten Einheit Deutschlands und der Begründung des Freistaates Sachsen wurde Karlheinz Blaschke zum Leiter des Referats für Archivwesen ins Sächsische Innenministerium bestellt. Dieses Amt versah der inzwischen in die Jahre gekommene Archivar 1991 und 1992. Zum 1. Oktober 1992 wurde er schließlich zum ordentlichen Universitätsprofessor für Sächsische Landesgeschichte an der Technischen Universität Dresden ernannt. Die Berufung für den inzwischen 65-jährigen war durch eine Sonderregelung ermöglicht worden. Bis zu seiner Emeritierung Anfang des Jahres 1998 wirkte er auf dieser Stelle rast- und ruhelos. Maßgeblich hat er die sächsische Landesgeschichte von Grunde auf wieder neu aufbauen geholfen. Als Assistenten standen Simone Lässig und Josef Matzerath an seiner Seite. In den wenigen Jahren brachte Blaschke als Erstgutach-

ter fünf Promotionsverfahren zum Abschluss und regte drei Habilitationen an. Das vom Oktober 1993 bis zu seiner Pensionierung von ihm geleitete Forschungsseminar zur sächsischen Landesgeschichte, das ‚Montags-Kolloquium‘, darf rückblickend als ein außergewöhnlicher Ort kritischer Diskussionen bezeichnet werden. Blaschke allein hat seit 1991/93 beharrlich und entschieden die Einrichtung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde – teilweise bösen Widerständen trotzend – vorangetrieben. Die Gründung dieses inzwischen weithin anerkannten und leistungsstarken Instituts ist sein alleiniges Verdienst. Zeitgleich begründete er als Herausgeber wieder das „Neue Archiv für sächsische Geschichte“, das 1943 letztmalig erschienen war. Sein unentbehrlicher Mitarbeiter war in diesen Jahren Uwe John, der wie die beiden Assistenten und die Sekretärin Claudia Müller zum engsten Mitarbeiterkreis gehörte. Karlheinz Blaschke hat sich nicht geschont. Selbst das ihm zustehende Forschungsfreiemester hat er mit den Worten abgelehnt, dass er *Zeit seines Lebens kein Freiemester gehabt habe*. Als er sich einer kleinen Operation unterziehen musste, lehnte er eine Krankschreibung ab. Sein direkter Weg führte ihn vom OP-Saal in den Hörsaal – dort verrichtete er mit der Kanüle in der Hand ‚seinen Dienst‘. Als in der Historischen Kommission gegen Ende der Neunzigerjahre ein kleineres Projekt angebahnt und ein Universitätsprofessor dafür gewonnen werden sollte – jener indes zu bedenken gab, dass demnächst seine Pensionierung anstünde –, entgegnete ihm der ältere Blaschke als Kommissionsvorsitzender brüsk, dass eine solche Haltung entehrend für die gesamte Wissenschaft sei.

Sind Gedächtnisworte, das sei wiederholend gefragt, der rechte Ort für Kritik? Um seine *aufrechte Sperrigkeit* (Josef Matzerath) begreifen zu können, um ihn als einen widerborstigen Einzelkämpfer zu verstehen, ist es unabdingbar, auch auf jene Konflikte einzugehen, die er nach 1990 ausgefochten hat oder gelegentlich vom Zaune brach. Es war nicht allein die von Leipzig aus begründete Regionalgeschichte, an der er sich abarbeitete, sondern ebenso die neuen Verhältnisse, die ihn zum Widerspruch herausgefordert haben. Sein unbequemes Querstehen vor und nach 1989/90 scheint mit seinem gesamten Lebensweg in enger Verbindung zu stehen. Man muss sicherlich nicht die *Minima Moralia* Adornos im Detail zitieren, um zu fragen, *was lässt uns handeln beziehungsweise was macht uns handeln*. Waren es seine scheinbar immer noch schwärenden Wunden, die ihm zwischen der Errichtung und dem Fall der Mauer zugefügt worden sind und die ihn unentwegt angetrieben haben? Und zwar konfrontativ und nicht etwa konsensual. Warum galt ihm das Talionsprinzip scheinbar mehr als die neutestamentliche Negation? Warum erinnerte er sich nicht an den von ihm so geschätzten Leopold von Ranke und dessen Worte hinsichtlich der Verfehlung der Renaissancepäpste, dass es nicht darum gehen dürfe, *zu richten und zu vernichten, sondern zu verstehen und zu erklären*? Warum vergaß er Franz Lau, mit dem er seit den Sechzigerjahren eng verbunden war? Lau hatte als Angehöriger der Bekennenden Kirche nach 1945 in der sächsischen Landeskirche wie nur wenige beispiellos und unübertroffen für Versöhnung geworben.

Als Karlheinz Blaschke 1992 zum Professor berufen worden war, trat er in eine Institution ein, die er im engeren Sinne ein halbes Jahrhundert zuvor verlassen hatte. Die Kirchliche Hochschule in der Leipziger Mozartstraße war mit ihren Dozenten und Studenten viel zu familiär und übersichtlich gewesen, um sie mit dem bürokratisierten Universitätsbetrieb und den so spezifischen Eigenheiten jenseits von Freiheit und Einsamkeit vergleichen zu können. Man muss es deutlich sagen: Der universitären Bürokratie war er nach 1992 nicht gewachsen. Er hat sie, wie auch die sogenannte Wissenschaftspolitik, verachtet. Wenn er – wie er zu sagen pflegte – *etwas bewegen wollte*, ging er zu den aus der DDR-Bürgerrechtsbewegung in die Ministerien aufgestiegenen Mitstreitern und trug ihnen fordernd seine Wünsche vor. Dass sich Blaschke mit Steffen Heitmann, Matthias Rößler, Arnold Vaatz und anderen einstigen Bürgerrechtlern gut verstand, ist bekannt. Wenn ich es recht sehe, umfasste seine Denkschrift für die Gründung des Instituts für sächsische Geschichte einige wenige Seiten. Das sagt vieles – vor allem in Zeiten, in denen man für die Beantragung kleinerer wissenschaftlicher Projekte inzwischen Konzeptionen vorlegen muss, die vom Umfang her an die alten Neckermann-Kataloge erinnern. Jedenfalls waren Blaschke und die Universität samt der in ihr agierenden und intrigierenden Seilschaften ein einziges Missverständnis. Von Anbeginn an stand er auf verlorenem Posten, denn seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sowie seine Lebensleistung zählten in den Gremien nichts. Wenn er auf das Seniorat verwies, erntete er ein müdes Lächeln. Die Mühen der Ebene konnte er nicht mehr bewältigen. Dies sorgte abermals für Verbitterung, die sich noch steigerte, wenn er eine präventive Bedenkenträgerei, wichtiguerisches Backenaufblasen oder ordinariales Gehabe wahrzunehmen meinte. Und dies glaubte er im zunehmenden Maße nicht nur an den Universitäten, sondern ebenso in den sächsischen Behörden insgesamt auszumachen. Sein Unbehagen veröffentlichte er in einem kleinen Beitrag für die „Sächsischen Heimatblätter“ im Sommerheft des Jahres 1994. Unmittelbar nach dessen Erscheinen wäre es daraufhin am Historischen Institut der Technischen Universität fast zu einem handfesten Eklat gekommen.

Es steht außer Frage, dass Karlheinz Blaschke die deutsche Einheit und die staatliche Wiederauferstehung der Bundesländer im Osten euphorisch begrüßt hat. Am 3. Oktober 1990 hielt er zunächst im hoffnungslos überfüllten Meißner Dom in einem Dankgottesdienst anlässlich der Einheit Deutschlands als Dechant einen bewegenden Predigtbeitrag, um anschließend als Laudator – nachdem die hohe Festversammlung in die benachbarte Albrechtsburg gewechselt war – im Festakt des Freistaates Sachsens zu sprechen. Die ihm an diesem Tage zugewiesene und nicht zuletzt so symbolisch aufgeladene Aufgabe in den Protokollarien hätten ihn eigentlich versöhnen müssen. Er ließ sich nur schwer versöhnen und scheinbar verflog auch seine Anfangseuphorie recht schnell. Er war gewiss illusionslos hinsichtlich der allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme, Veränderungen und Umstellungen, die alle mehr oder weniger nach 1990 zu tragen hatten. Auch war er beileibe nicht so naiv zu glauben, dass nunmehr die schöne neue Welt begönne. Als er aber 1994/95 spürte und erfuhr, wie die von ihm

angestoßene und vorangetriebene Gründung des Instituts für sächsische Geschichte seiner Meinung nach verschleppt und verzögert wurde, besaß er nicht die Geduld, den gesamten Prozess wohlwollend zu begleiten. Er zeigte sich von der Administration enttäuscht. Dies wird in dem Heimatblätter-Beitrag von 1994 offenkundig. Seine Enttäuschung war und ist weitgehend identisch mit der Unzufriedenheit sowie dem teilweisen Rückzug der alten Bürgerrechtler während der Neunzigerjahre – unabhängig davon, in welchen Parteien sie anfänglich tatkräftig mitgewirkt hatten. Wiederum könnten die Mühen der Ebene angeführt werden. Es entsprach jedoch nicht Blaschkes Charakter zu resignieren. Nein, er begann sich zunehmend wieder querzustellen. Mit seinem konsequenten Quer-Stehen verfiel er sich vermehrt in den Fallstricken seiner Überzeugung. Saß er zu Ostzeiten nur zwischen zwei Stühlen, so zerrieb er sich bald zwischen allen Fraktionen und Institutionen. Ausdrücklich betraf es auch seine von ihm so leidenschaftlich betriebene Landesgeschichte als universitäres Fach. Er pflegte andere wissenschaftlich-fachliche Ansichten, methodische Zugriffe und Konzepte als viele seiner Kollegen. Gern sprach er dann davon, dass *er inzwischen der letzte sei, der noch die Fahne des einstmaligen Leipziger Kötzschke-Instituts in die Höhe halte*.

Hatte Blaschke zeitlebens schon gewisse Probleme mit Marxens ‚homo oeconomicus‘, so beäugte er alsbald die zunehmend daherkommenden ‚homines symbolicos‘ oder ‚homines rituales‘ mit Argwohn. Er glaubte – ob zurecht oder nicht, sei ausdrücklich dahingestellt – immer stärker die Aufgeregtheiten einer zunehmend verkopften Geschichtswissenschaft zu erkennen, die sich stetig von der Quellenarbeit entfernte und vermehrt Nabelschau betrieb. Völlig unbedeutende wissenschaftliche Randthemen fanden – so seine Auffassung – Aufnahme in den Kanon der zu erforschenden Geschichte, wogegen, so Blaschke, die *alten großen Max-Weber-Forschungsgegenstände wie soziale Hierarchie und soziale Ungleichheit, Herrschaft, politische Systeme und Verfassung, Wirtschaft und Kultur* sträflich vernachlässigt würden. Es wäre falsch, ihm in diesem Zusammenhang eine rückwärtsgewandte Geschichtsauffassung zu unterstellen. Eher sollte vom Gegenteil ausgegangen werden, denn zu Beginn eines jeden Semesters verwies er in seinen Lehrveranstaltungen stets auf die 25-seitige Einführung von Hans-Ulrich Wehler in dessen erstem Band der „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“. Auf dieser Grundlage könne, so betonte er es, ausgezeichnet Landesgeschichte betrieben werden. Blaschkes Sichtweise auf die sächsische Landesgeschichte hatte nichts mit einer ihm gelegentlich unterstellten Deutungshoheit zu tun. Es waren seine Kenntnisse und das Wissen über die tieferliegenden Zusammenhänge, die ihn bei Diskussionen über alle Widersacher triumphieren ließen. Die Grundlagen dafür hatte er sich über die Jahrzehnte hinweg in mühsamer Arbeit angeeignet. Dazu gehörte seine Forderung, Landesgeschichte in ihrer Gesamtheit zu erforschen und zu lehren. Es muss nicht wiederholt werden, dass er sich in manchen Einzelheiten gründlich verrannt hatte. Jedoch nahm Blaschke immer das Ganze in den Blick – die Landesgeschichte vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart sowie ihre einzelnen Bereiche, wobei er fraglos eine Affinität für historische Geografie, Verfassung und Herrschaftsverwirklichung, soziale Ungleichheiten und Bevölkerungsstruk-

turen, Wirtschaft und Gesellschaft hatte. Über allem stand indes bei ihm ein Satz als Maxime: Den Quellen sollte unbedingt das Veto-Recht zugebilligt werden.

Nach 1990 war ein zentrales Anliegen von Karlheinz Blaschke, die Arbeiten am „Atlas zur Geschichte und Landeskunde“ wieder aufzunehmen. Bereits in der öffentlichen Sitzung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften im April 1991 – in der er feierlich in die Gelehrtenegesellschaft aufgenommen wurde – plädierte der neue Akademiepräsident, der Geograf Günter Haase, in seiner Festansprache öffentlich dafür, dass die Arbeiten am Atlas von Sachsen unbedingt wieder begonnen und fortgeführt werden müssten. Es versteht sich von selbst, dass sich das neue Akademiemitglied und der gerade eingeführte Akademiepräsident im Vorfeld der Festansprache über das hoch ambitionierte Arbeitsvorhaben ausgetauscht hatten. Die allgemein günstige wissenschaftspolitische Situation für die Landesgeschichte zu Beginn der 1990er-Jahre führte dazu, dass eine Institutionalisierung dieses Projektes anstand. Günter Haase unterstützte es nachdrücklich, sodass der „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ von der Bund-Länder-Kommission als Akademieprojekt mit einer Laufzeit von 18 Jahren genehmigt wurde. Das mit Bundesmitteln geförderte Vorhaben startete im Jahr 1992.

Hinsichtlich der Atlasarbeit türmten sich freilich bald Probleme auf, die eigentlich von Anbeginn an bekannt waren. So besaß der 1990 wiederbegründete Freistaat Sachsen infolge der Volksabstimmung in den Kreisen Delitzsch, Torgau und Eilenburg vom Sommer 1990 eine veränderte Gestalt im Vergleich zu dem Sachsen, welches 1952 aufgelöst worden war. Da sich die drei Kreise für Sachsen entschieden hatten, kamen über 800 Siedlungen neu hinzu, für die es jedoch kaum nennenswerte Daten in der Ortsregistratur des Sächsischen Staatsarchivs Dresden gab, weil jene Orte im Jahr 1815 zur preußischen Provinz Sachsen gekommen waren. Letztlich war somit wiederum grundlegende und mühsame Archivarbeit notwendig, um überhaupt mit der Atlasarbeit beginnen zu können. Die Arbeit der Datenerhebung wurde Susanne Baudisch übertragen, die diese Kärnerarbeit ausgezeichnet meisterte, sodass im Jahr 2006 eine Neubearbeitung des Historischen Ortsverzeichnisses vorlag. Die entsprechenden Angaben für die über 800 zu Sachsen gekommenen Siedlungen und Wüstungen lagen der Atlasredaktion seit 2003 vor – also elf Jahre nach Projektbeginn. Nunmehr erst konnte Blaschke jene Karten endlich vervollständigen, die er bereits in den Fünfziger- und Sechzigerjahren zum Andruck gebracht hatte. Den „Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen“ wird man immer mit Blaschkes Namen verbinden – ebenso die Abhandlung über die „Kirchenorganisation in den Bistümern Meißen, Merseburg und Naumburg um 1500“ sowie den „Kursächsischen Ämteratlas von 1790“, den er 2009 gemeinsam mit Uwe Ulrich Jäschke herausgegeben hat. Diese drei Atlaswerke sind Meilensteine der sächsischen Landesgeschichtsforschung. Daneben hat er knapp ein Dutzend weitere wegweisende Darstellungen zur sächsischen Geschichte vorgelegt.

Aufgrund seines umfassenden Schaffens und seiner vielfältigsten Verdienste wurde er – neben anderen Mitgliedschaften in Gelehrtenegesellschaften – 1990 in die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften,

1991 in die Philologisch-historische Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und im Jahr 1995 in die Geisteswissenschaftliche Klasse der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste kooptiert. Der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gehörte er seit ihrer Neugründung im Jahr 1990 an. Sie wählte ihn 2005 zu ihrem Ehrenmitglied und ernannte Blaschke 2008 schließlich zum Ehrenpräsidenten. Anlässlich seines 70. sowie seines 80. Geburtstages wurden ihm in den Jahren 1997 und 2007 jeweils Festschriften dargebracht. In ihnen sowie in der ihm anlässlich seines 75. Geburtstages gewidmeten Aufsatzsammlung zur sächsischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte sind die Verzeichnisse seiner publizierten Schriften veröffentlicht. Blaschke wurde im Mai 1972 ins Domkapitel zu Meißen berufen und zugleich zum Dechanten gewählt. Dieses Amt versah er bis zu seiner Resignation im Herbst 2003. Als Domdechant gestaltete und prägte er maßgeblich die Geschehnisse der ältesten Stiftung Sachsens über drei Jahrzehnte hinweg. Im Jahr 1997 hat man ihn mit der Sächsischen Verfassungsmedaille geehrt. 1999 erhielt er das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Karlheinz Blaschke ist am Vormittag des 25. Dezember 2020 im gesegneten Alter von 93 Jahren friedlich zu Hause eingeschlafen. Bis zuletzt hat ihn seine Frau Renate herzlich und liebevoll versorgt. Wohlbehütet ist er aus dieser Welt geschieden. Zeitlebens hielt Karlheinz Blaschke am christlichen Glauben und der damit verbundenen Hoffnung fest. Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem Friedhof zu Reichenberg, unweit von Friedewald gefunden. Mit Blaschke hat die sächsische Landesgeschichte nicht nur eine überaus engagierte, tatkräftige und zupackende, sondern letztlich eine herausragende Persönlichkeit verloren – so unbequem und sperrig er auch war. Mancher seiner Texte oder seine Wortmeldungen als Tribun konnten verstörend sein. Sie haben, nicht nur einmal, bei vielen seiner engsten Weggefährten, Freunde und Kollegen Ratlosigkeit, Betroffenheit und Fassungslosigkeit hinterlassen. Sein Blick auf die untergegangene DDR – so bemerkte es einmal sein Wegbegleiter und Freund Heinrich Magirius – sei nicht immer frei von Selbstgerechtigkeit gewesen. Zugleich betonte aber auch der international anerkannte Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, dass Karlheinz Blaschke jenseits aller modischen Trends um Erweckung und Bewahrung gesellschaftlichen Zusammenhalts gerungen und gestritten habe. Die kritische Stimme von Blaschke wird fehlen. Mit ihm ist die so hoffnungsvoll zu Anbeginn des 20. Jahrhunderts aufgebrochene sächsische Landesgeschichte, wie sie Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar einst begründet haben, als Epoche zu Ende gegangen. Karlheinz Blaschke hat die Geschichte Sachsens jahrzehntelang nicht nur intensiv erforscht und leidenschaftlich gelehrt, er hat sie letztendlich authentisch geprägt und mitgestaltet. Sein selbstloses Wirken hat maßgeblich dafür gesorgt, dass Grundlagen und Strukturen entstanden sind, die es auch zukünftig ermöglichen, die sächsische Landesgeschichte umfassend wissenschaftlich zu bearbeiten und nachhaltig zu erforschen.

Uwe Schirmer, Albrechtshain im März 2021



Prof. Dr. Karlheinz Blaschke
(1927–2020)

BEITRÄGE

Der Beginn der Münzprägung in der Markgrafschaft Meißen unter Ekkehard I. (985–1002)*

von
WILHELM HOLLSTEIN

Von entscheidender Bedeutung für das mittelalterliche Münzwesen Europas war die von Karl dem Großen (768–814) 792/793 durchgeführte Reform. Er legte für die allein dem König unterstehende Münzproduktion und die auf Silber basierende Reichswährung ein einheitliches System fest. Bei gleichem Feingehalt wurden aus einem karolingischen Pfund von ca. 408 g 240 Denare (Pfennige), gerechnet zu 20 Solidi (Schillinge) à 12 Denare, geprägt. Das Denargewicht von ca. 1,7 g sank in der Folgezeit und lag seit dem 10. Jahrhundert nur selten über 1,5 g. Ludwig der Fromme (814–840) ließ erstmals auch halbe Denare (Obole oder Hälblinge) ausgeben.

Nach dem Vertrag von Verdun 843 prägte jeder Kaiser und König in dem ihm unterstehenden Reichsteil Münzen mit eigenem Namen. Während auch die Herzöge von Amts wegen über das Münzrecht verfügten, begann mit der Regierung Ottos I. (936/962–973) die vermehrte Vergabe des Münzrechts durch den König, verbunden mit dem Markt- und Zollrecht, zunächst an geistliche (Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte), später auch an weltliche Herren (Grafen). Dies führte zu einer starken Zunahme von Prägeorten und hatte eine größere Bildervielfalt zur Folge. Neben den zahlreichen Kreuz- und Architekturdarstellungen erscheinen auch Bildnisse der Münzherren. Die Bilder der selten geprägten Obole entsprachen zumeist denen der Denaremissionen.

In ottonischer und noch in salischer Zeit verließen bedingt durch den Fernhandel die Münzen – besonders sind hier etwa die Otto-Adelheid-Pfennige (Abb. 6) zu nennen – das ostfränkisch-deutsche Reich und kommen in großer Zahl in Hortfunden Nord- und Osteuropas zu Tage.¹ In diese Periode des sogenannten

* Der Aufsatz stellt die erweiterte Fassung eines Vortrags dar, der im Rahmen eines Kolloquiums anlässlich des 60. Geburtstages von Rainer Grund, dem Direktor des Dresdner Münzkabinetts, zur Jahrestagung des Arbeitskreises für Sächsische Münzkunde am 13. April 2019 gehalten wurde. Für die kritische Durchsicht des Manuskripts und fruchtbare Diskussionen danke ich herzlich Marion Hollstein (Tharandt) und Jan-Erik Becker (Dresden), für die Bereitstellung von Fotomaterial Konrad Classen (Frankfurt am Main), Peter Ilisch (Münster), Jørgen Steen Jensen (Kopenhagen), Bernd Kluge (Berlin), Hendrik Mäkeler (Frankfurt am Main), Christian Stoess (Berlin), Gerd Stumpf (München), Ralf Wiechmann (Hamburg) und Johannes Wienand (Braunschweig).

¹ Zur Münzgeschichte karolingischer und ottonischer Zeit vgl. die Arbeiten von BERND KLUGE, Numismatik des Mittelalters, Bd. 1: Handbuch und Thesaurus Nummorum

Fernhandelsdenars fällt der Beginn der Münzprägung in der Markgrafschaft Meißen, der bislang kaum das Interesse der Historiker und Numismatiker gefunden hat.

Walter Schwinkowski stellte in seinem Tafelband zur meißnischen Brakteatenprägung von 1931 – ein zugehöriger Textband ist nicht erschienen – drei zweiseitige Münzen, zwei Denare (Nr. 1-2) und einen vermeintlichen Obol (Nr. 3), an den Anfang und wies sie Markgraf Ekkehard I. von Meißen (985–1002) zu.² Im Folgenden werden diese ältesten meißnischen Münzen zunächst beschrieben, die bislang bekannt gewordenen Stücke erfasst und Schwinkowskis Zuordnung hinterfragt. Basierend auf der Analyse der Hortfunde, möglicher Vorbilder und dem Itinerar des Markgrafen gilt es schließlich, die Ekkehard-Denare zeitlich einzuordnen und den historischen Hintergrund ihrer Prägung zu beleuchten.

I. Die Münzen



Abb. 1: Meißen, Markgraf Ekkehard I. (985–1002), Denar o. J. (Ende 999/Anfang 1000), Prägeort Meißen. MKD 2011/866; 19,2 mm; 1,29 g; 12h [M 2,5:1].

Medii Aevi (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse 769; Veröffentlichungen der Numismatischen Kommission 45), Berlin/Wien 2007, S. 58-62, 85-98; DERS., Deutsche Münzgeschichte von der späten Karolingerzeit bis zum Ende der Salier (ca. 900 bis 1125), Sigmaringen 1991, S. 23-33. Zur Datierung der Münzreform Karls des Großen aufgrund einer Zeichnung in einem Codex der St. Galler Stiftsbibliothek (Cod. Sang. 731) zwischen Herbst 792 und Frühjahr 793 vgl. ILDAR GARIPZANOV, Regensburg, Wandalgarius and the novi denarii: Charlemagne's monetary reform revisited, in: Early Medieval Europe 24 (2016), Heft 1, S. 58-73.

- ² WALTER SCHWINKOWSKI, Münz- und Geldgeschichte der Mark Meissen und Münzen der weltlichen Herren nach meißnischer Art (Brakteaten) vor der Groschenprägung, 1. Teil: Abbildungstafeln, Frankfurt am Main 1931, Taf. 1, Nr. 1-3. Nur beiläufig wird der Ekkehard-Denar von WALTHER HAUPT, Sächsische Münzkunde, Berlin 1974, S. 13 oder KARLHEINZ BLASCHKE, Geschichte Sachsens im Mittelalter, München 1990, S. 97, erwähnt bzw. abgebildet.

Denar (Schwinkowski 1,³ Dannenberg 886⁴)

Vs.: • EKKIHART. Befußtes Kreuz.

Rs.: • MISSNI (beide S liegend, das N retrograd). Kleeblattkruz.

Nr.	Öffentliche Sammlungen ⁵ /Nr.	Hortfunde/Auktionen/Privatsammlungen	Gewicht (g)	Durchmesser (mm)	Stempelstellung (h)
1	Berlin, 18270481 ⁶	Fund Stary Dworek/Althöfchen (Nr. 5)	1,56	19,0	12
2	Berlin, 18261698 ⁷		1,43	19,0	12
3	Berlin, 18202396 ⁸	Sammlung Benoni Friedländer 1861	1,25	19,0	12
4	Braunschweig, 337/1 ⁹	Fund Lisówek/Leissow (Nr. 4) = Auktion Hess, Juni 1921, Nr. 1294 (Sammlung Emil Bahrfeldt)	1,44	19,0	12
5	Dresden, 1902/50 ¹⁰	Münzenhandlung Thieme, Dresden	1,41	19,0	12
6	Dresden, AGB2 ¹¹		1,33	19,3	12

³ Im Folgenden: Schw.1.

⁴ HERMANN DANNENBERG, Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, Bd. 1, Berlin 1876. Als Typnachweis im Folgenden abgekürzt mit Dbg.

⁵ Ekkehard-Denare werden in folgenden öffentlichen Sammlungen verwahrt: Berlin = Münzkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz; Braunschweig = Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig; Dresden = Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden; München = Staatliche Münzsammlung München; Münster = Münzkabinett, LWL-Museum für Kunst und Kultur Münster; Kopenhagen = Münzkabinett, Dänisches Nationalmuseum Kopenhagen; Stockholm = Königliches Münzkabinett Stockholm. Die Abbildungen der Ekkehard-Denare in den Münzkabinetten in Berlin, Braunschweig und Dresden sind im Internet abrufbar (vgl. Anm. 6-12).

⁶ Online unter: <https://ikmk.smb.museum/object?lang=de&id=18270481> [Zugriff 9. April 2021].

⁷ Online unter: <https://ikmk.smb.museum/object?lang=de&id=18261698> [Zugriff 9. April 2021].

⁸ Abgebildet in KLUGE, Deutsche Münzgeschichte (wie Anm. 1), S. 228, Taf. 53, Nr. 313; DERS., Numismatik des Mittelalters (wie Anm. 1), S. 319, Taf. 16, Nr. 315; online unter: <https://ikmk.smb.museum/object?lang=de&id=18202396> [Zugriff 9. April 2021].

⁹ WOLFGANG LESCHHORN, Mittelalterliche Münzen (Sammlungskataloge des Herzog Anton Ulrich-Museums 18), Bd. 2, Braunschweig 2015, S. 791, Nr. 3964; online unter: <https://www.virtuelles-muenzkabinett.de/object?id=ID177> [Zugriff 9. April 2021].

¹⁰ Online unter: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/105078> [Zugriff 9. April 2021].

¹¹ Online unter: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/2087028> [Zugriff 9. April 2021].

7	Dresden, 2011/866 ¹² (Abb. 1)	Sammlung Otto Horn, Meißen	1,29	19,2	12
8	München, 21698		1,30	19,0	1
9	Münster	Münzenhandlung Dombrowski, Münster, 1967	1,36		12/1
10	Münster	Fund Ulejno (Nr. 3)	1,25		12
11	Kopenhagen, K.P. 785	Fund Lodejnoje Pole (Nr. 11) = Auktion Hess, 1891, Nr. 459	1,30		
12	Kopenhagen, BMR 1956x113	Fund Jydegård (Nr. 13)	1,19		
13	Stockholm	Fund Burge (Nr. 12) ¹³	1,23		
14		Fund „Frühlingsmesse Frankfurt/ Oder 1840“ (Nr. 7)			
15		Sammlung Hermann Dannenberg ¹⁴	1,26		
16		Sammlung Hermann Dannenberg ¹⁵			
17		im Besitz von Casimir Stronczyński 1884 ¹⁶		19,0	

¹² Online unter: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/702858> [Zugriff 9. April 2021].

¹³ GERT HATZ, Die deutschen Münzen des Fundes von Burge I, Ksp. Lummelunda, Gotland (tpq 1143). Ein Beitrag zur ostfälischen Münzgeschichte, Stockholm 2001, Taf. 22, Nr. 79.1:1.

¹⁴ DANNENBERG, Die deutschen Münzen (wie Anm. 4), S. 338, Nr. 886. Dieses Stück ist wohl identisch mit HERMANN DANNENBERG, Verzeichnis meiner Sammlung deutscher Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, Leipzig 1889, S. 64, Nr. 817.

¹⁵ DANNENBERG, Verzeichnis (wie Anm. 14), S. 64, Nr. 816. Dieses Stück könnte – trotz der geringen Unterschiede bei der Beschreibung der Legenden – identisch sein mit dem in der Auktion Hess, Februar 1899 (Sammlung Hermann Dannenberg u. A.), Nr. 168.

¹⁶ Casimir Stronczyński bot in einem Brief vom 11. August 1884 Albert Erbstein, dem Direktor des Königlichen Münzkabinetts Dresden, an, einen Ekkehard-Denar aus seinem Besitz gegen einen Denar des polnischen Herzogs Misico, der aus der Sammlung Rudolph Benno von Römern in das Münzkabinett gelangt war, einzutauschen. Das Angebot wurde von Erbstein mit seinem Brief vom 26. August 1884 abschlägig beschieden. Das Münzkabinett besitze ein Exemplar des Ekkehard-Denars, und bereits zum Sammlungsbestand gehörende Münzen könnten nicht weggegeben werden. Dem Brief legte Stronczyński eine Zeichnung seines Stückes bei, das mit keinem anderen identifiziert werden kann. Er schrieb dazu: *Mon Ekkehart est parfaitement bien conservé toutes les lettres de l'inscription y sont bien visibles et pour la plus part bien frappées*. Vgl. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), Ältere Inventare der Staatlichen Kunstsammlungen Nr. 73: Akten vom Königlichen Münzkabinett 1882–1886, fol. 290^v, 292^r.

18		Auktion Hess, Dezember 1919, Nr. 45 (Münzkabinett Dresden Doublettenkatalog)			
19		Auktion Hess, Juni 1921, Nr. 1294 (Sammlung Emil Bahrfeldt)			
20		Auktion Münzen & Medaillen Deutschland 28, 30. Oktober 2008, Nr. 193 (Sammlung Bernhard Schulte) = Auktion Westfälische Auktionsgesellschaft 5, 8./9. Mai 1995, Nr. 1397	1,40		
21		Auktion Warszawskie Centrum Numizmatyczne 62, November 2015, Nr. 181 ¹⁷	1,30		
22		Auktion Peus 424, Mai 2019, Nr. 1453 = Auktion Lanz 37, April 1986, Nr. 242	1,30		11

Tab. 1: Stücknachweis der Denare Markgraf Ekkehards I. (Schwinkowski 1).

Denar mit verwilderter Umschrift (Schwinkowski 2¹⁸ = Variante zu Schwinkowski 1)

Vs.: • EC...HAFT (C und Γ retrograd). Befußtes Kreuz; links oben im Kreuzwinkel ein Punkt.

Rs.: • MISSNI (beide S liegend, N und Γ retrograd). Kleeblattkreuz.



Abb. 2: Meißen, Markgraf Ekkehard I. (985–1002), Denar o. J. (Mitte 1000–Anfang 1002), Prägeort Meißen. MKD 1912/376: 18,1 mm; 1,01 g; 2/3h [M 2,5:1].

¹⁷ Hier falsch als Denar Herzog Bernhards von Sachsen beschrieben.

¹⁸ Im Folgenden: Schw.2.

Nr.	Öffentliche Sammlungen/Nr.	Hortfunde/Auktionen/Privatsammlungen	Gewicht (g)	Durchmesser (mm)	Stempelstellung (h)
1	Dresden, 1912/376 ¹⁹ (Abb. 2)	Auktion Hamburger, Oktober 1912, Nr. 7036 (Sammlung Paul Joseph)	1,01	18,1	2/3
2		Auktion Cahn, Oktober 1909, Nr. 1461 (Sammlung Heinrich Buchenau)			
3		Fund Lisówek/Leissow (Nr. 4) = Auktion Hess, Juni 1921, Nr. 1295 (Sammlung Emil Bahrfeldt)			

Tab. 2: Stücknachweis der Denare Markgraf Ekkehard I. (Schwinkowski 2).

Der Denar Schw.1 kann insgesamt durch ca. 20 Exemplare in Sammlungen und Hortfunden nachgewiesen werden.²⁰ Die von 17 Stücken erfassten Gewichte bewegen sich zwischen 1,56 und 1,19 g, was ein Durchschnittsgewicht von 1,33 g pro Denar ergibt. Ihr Durchmesser beträgt 19,3 bis 19,0 mm. Auffällig für Münzen des Mittelalters ist ihre mit 12h regelmäßige Stempelstellung, die sich aus der Ausrichtung von Vorderseiten- und Rückseitenstempel beim Prägevorgang ergibt.²¹ Das Prägepersonal arbeitete offensichtlich mit einer gewissen Sorgfalt.

¹⁹ Abbildungen online unter: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/2087030> [Zugriff 9. April 2021].

²⁰ Die Liste enthält zwar 22 Nummern, doch kann nicht ausgeschlossen werden, dass die eine oder andere in Auktionen angebotene Münze aus einem ebenfalls notierten Hortfund stammt.

²¹ Vgl. zur regelmäßigen Stempelstellung bei karolingischen Münzen PETER ILISCH, Sächsische Christiana-Religio-Pfennige, in: Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte 48/49 (1998/99), S. 177-180, hier S. 180. Die Denare Pippins des Kurzen und Karls des Großen wurden regelmäßig auf 3h, 6h, 9h und 12h ausgerichtet; vgl. BERND KLUGE, Am Beginn des Mittelalters. Die Münzen des karolingischen Reiches 751–814 (Das Kabinett 15), Berlin 2014, S. 58-83. Grundsätzlich fehlt für mittelalterliche Münzen eine systematische Untersuchung der Stempelstellung, wie sie für die Münzen der Römischen Republik im Rahmen eines DFG-Projektes im Münzkabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (Wilhelm Hollstein) in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Alte Geschichte der Technischen Universität Dresden (Martin Jehne) vorgenommen wurde. Die Ergebnisse sind eingeflossen in den Tagungsband FLORIAN HAYMANN/WILHELM HOLLSTEIN/MARTIN JEHNE, Neue Forschungen zur Münzprägung der Römischen Republik. Beiträge zum internationalen Kolloquium im Residenzschloss Dresden 19.–21. Juni 2014 (Nomismata. Historisch-numismatische Forschungen 8), Bonn 2016.

Alle Exemplare stammen aus nur einem Vorder- und einem Rückseitenstempel. Der Umfang der Emission kann also nicht sehr groß gewesen sein. Man sollte von höchstens 10 000 Denaren ausgehen.²² Die Rückseitenlegende MISSNI gibt den Prägeort Meißen an (siehe unten).

Vom Denar Schw.2, einer Variante von Schw.1, sind lediglich drei Exemplare bekannt. Allein das Stück im Dresdner Münzkabinett kann zum Vergleich herangezogen werden. Es wiegt mit 1,01 g so wenig wie keines von Schw.1, und der Durchmesser ist mit nur 18,1 mm kleiner. Seine Stempelstellung von 3h deutet auf Unregelmäßigkeit der Emission.

Die weniger sorgfältige Ausführung von Denar Schw.2 lässt sich auch an der Legende und der Gestaltung beobachten. Auf Schw.2 erscheint das zweite I von MISSNI als seitenverkehrtes G. Stärker entstellt ist die Vorderseitenlegende, hier ist der Name Ekkehard nur ansatzweise zu lesen (E .. H .. T). Die Buchstaben selbst sind, anders als auf Schw.1, nicht apiziert (ohne betonte Hastenenden). Außerdem befindet sich auf der Vorderseite von Schw.2 wenigstens in einem Kreuzwinkel ein Punkt.²³ Und die Kreuze sowie die sie umgebenden Ringe sind gröber gestaltet. Schw.2 geht wohl auf einen weniger begabten und weniger sorgfältig arbeitenden Stempelschneider zurück.

Zu fragen ist, ob Schw.2 ebenfalls in Meißen oder aber an einem anderen Ort entstanden ist. An den vier Ekkehard-Denaren des Münzkabinetts Dresden, darunter ein Stück von Schw.2, sind sowohl Metallanalysen mittels Röntgenfluoreszenzanalyse (RFA) als auch Dichtemessungen vorgenommen worden.²⁴ Der Silbergehalt liegt zwischen ca. 92 % und 96 % Ag, allerdings bei Schw.1 (96,0 % Ag) um fast 4 % höher als bei Schw.2 (92,27 % Ag). Die Spurenelemente Gold (Au)

²² Vgl. KLUGE, Deutsche Münzgeschichte (wie Anm. 1), S. 18.

²³ Vgl. auch die Umzeichnung des Stückes aus dem Fund Leissower Mühle bei EMIL BAHRFELDT, Die Münzen der Hacksilberfunde, in: Hervorragende Kunst- und Alterthums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin, Heft I: Die Hacksilberfunde, hrsg. von der Direction des Museums, Berlin 1896, S. 15-41, hier Taf. VIII, Nr. 477.

²⁴ Dank dafür an Herrn Rainer Richter, Leiter der Restaurierungswerkstatt des Grünen Gewölbes, Herrn Bernd Rothenhäusser (Halle), der die Dichtewaage zur Verfügung gestellt hat, und Frau Christiane Freitag, Restauratorin des Münzkabinetts Dresden, die die Analysen koordiniert, z. T. auch durchgeführt hat. Zur Elementebestimmung mittels portabler Röntgenfluoreszenzanalyse vgl. CHRISTOPH HERM/SYLVA HOBLYN/RAINER RICHTER, Naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden, in: Ulrike Weinhold/Theresa Witting (Hg.), Natürlich bemalt. Farbfassungen auf Goldschmiedearbeiten des 16. bis 18. Jahrhunderts am Dresdner Hof, Dresden 2018, S. 36-39.

und Blei (Pb) bewegen sich in einem engen Rahmen.²⁵ Da die Röntgenstrahlen nicht sehr tief ins Münzmetall eindringen und das Phänomen der Anreicherung der edlen Metalle Silber und Gold an der Oberfläche weithin bekannt ist,²⁶ müssen die Werte mit Vorsicht betrachtet werden. Auch die uneinheitlichen Ergebnisse der Dichtemessungen mahnen in diesem Zusammenhang zur Vorsicht.



Abb. 3: Italien, Kaiser Konrad III. (1138–1152) oder Friedrich I. (1152–1190), Denaro scodellato (entriciano) o. J. (Mitte 12. Jb.), Münzstätte Verona. MKD 1927/819: 15,3 mm; 0,37 g [M 2,5:1].²⁷

²⁵ Bei jeder Münze wurde der Röntgenstrahl sowohl auf die Vorder- als auch auf die Rückseite gerichtet.

Inv.-Nr.	Vs./Rs.	Ag %	Cu %	Au %	Pb %	Dichte g/cm ³
MKD 1902/50 (Schw.1)	Vs.	95,71	3,19	0,36	0,08	10,43
	Rs.	95,95	3,15	0,35	0,08	
MKD AGB2 (Schw.1)	Vs.	96,78	2,01	0,43	0,17	10,33
	Rs.	96,08	2,84	0,39	0,19	
MKD 2011/866 (Schw.1)	Vs.	95,86	2,63	0,44	0,10	10,07
	Rs.	95,63	3,22	0,46	0,11	
MKD 1912/376 (Schw.2)	Vs.	92,30	5,94	0,42	0,18	10,11
	Rs.	92,23	5,46	0,43	0,17	
MKD 1927/819 (Verona, denaro)	Vs.	31,62	66,88	0,20	0,35	-
	Rs.	31,63	66,82	0,19	0,32	

²⁶ Vgl. WILHELM HOLLSTEIN/BERND PRAUSE/ANNEMARIE STASCHEIT, Die mit WD-RFA ermittelten Meßwerte und ihre Aussagekraft zu Feingehalt, Metallquellen und Produktionsprozeß der Silbermünzen, in: Wilhelm Hollstein (Hg.), Metallanalytische Untersuchungen an Münzen der Römischen Republik (Berliner Numismatische Forschungen NF 6), Berlin 2000, S. 24-35.

²⁷ Online unter: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/2087069> [Zugriff 9. April 2021].

Außerdem: Auf der Rückseite von Schw.2 lassen sich die ursprünglich beabsichtigten Buchstaben MISSNI noch gut nachvollziehen, und die Variante war im Fund Lisówek/Leissow (Nr. 5) mit Schw.1 vergesellschaftet (siehe unten). All das scheint für ein und denselben Prägeort Meißen zu sprechen. Dennoch dürfte zwischen der Ausgabe von Schw.1 und 2 ein etwas längerer, vielleicht mehrmonatiger Zeitraum gelegen haben.

Unterstellt man Ekkehard die Absicht einer kontinuierlichen Münzprägung, deuten nur zwei belegte Vorderseiten- und zwei Rückseitenstempel von Schw.1 und Schw.2 an, dass die Denare erst gegen Ende seiner Herrschaft geschlagen wurden.

Schwinkowski ordnet mit seiner Nummer 3 den beiden Denaren eine im Durchmesser kleinere Münze zu (Abb. 3). Sie wurde, wie der Eintrag im Zugangsbuch des Münzkabinetts Dresden²⁸ zeigt, 1927 bei der Münzenhandlung Adolph E. Cahn (Frankfurt am Main) als halber Denar (Obol) des Markgrafen Ekkehard I. von Meißen für die Sammlung gekauft. Doch diese Zuordnung hält einer genaueren Betrachtung des Stückes nicht stand. In der Umschrift ist zwar deutlich ein liegendes S zu sehen, ein zweites jedoch schon nicht mehr, und der Rest ist nicht lesbar. Die beiden Kreuze auf Vorder- und Rückseite sind völlig anders als bei den Denaren gestaltet. Das Gewicht ist mit 0,37 g für ein Halbstück eines Denars viel zu gering. Und die Metallanalysen weisen im Vergleich zum Denar einen um ca. 60 % niedrigeren Silbergehalt aus.²⁹ Es handelt sich hier nicht um einen meißnischen Obol von Markgraf Ekkehard I., sondern um einen im norditalienischen Verona wohl Mitte des 12. Jahrhunderts geprägten denaro scodellato (enriciano).³⁰ Der angebliche Obol Ekkehards ist also aus dem Corpuswerk von Schwinkowski zu streichen.

²⁸ HStA Dresden, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inventar Nr. 332: Münzkabinett, Sammlung, Zugang-Journal 1920–1943, fol. 134.

²⁹ Der Feingehalt von Otto-Adelheid-Pfennigen und zugehörigen Obolen entspricht sich; vgl. GERT HATZ u. a., Otto-Adelheid-Pfennige. Untersuchungen zu Münzen des 10./11. Jahrhunderts (Commentationes de nummis saeculorum IX-XI in Suecia repertis II, nova series 7), Stockholm 1991, S. 61–65, 80–84.

³⁰ Vgl. WILLIAM R. DAY/MICHAEL MATZKE/ANDREA SACCOCCI, Medieval European Coinage. With a Catalogue of the Coins in the Fitzwilliam Museum, Cambridge, Bd. 12: Italy (I) (Northern Italy), Cambridge 2016, S. 70–73; Corpus Nummorum Italicorum. Primo tentativo di un catalogo generale delle monete medievali e moderne coniate in Italia o da Italiani in altri paesi, Bd. 6: Veneto (zecche minori), Roma 1922, S. 260–263 mit Abb. Taf. XXIII–XXIV, besonders Taf. XXIII 22. Vgl. Veroneser scodellati (enriciani) mit zugehörigen technischen Daten und Feingehaltsanalysen bei F. JIMENEZ u. a., Un ripostiglio del XII secolo da Ponte di Brenta (Padova): analisi non distruttive di denari veneziani e veronesi a nome di Enrico Imperatore, in: Rivista Italiana di Numismatica e scienze affini 86 (1984), S. 91–179, hier S. 161–166, 174–179. Das auf dem Dresdner Exemplar gut zu erkennende liegende S ist wohl als letzter Buchstabe des Kaisernamens Henricus anzusehen (immobilisierter Denar im Namen Kaiser Heinrichs II.); vgl. OTTORINO MURARI, Sul ripostiglio del XII secolo da Ponte di Brenta di denari veneziani e veronesi, in: Rivista Italiana di Numismatica e scienze affini 87 (1985), S. 209–221, hier S. 212.

II. Zur Datierung der Ekkehard-Denare

a) Die Hortfunde

Der polnische Historiker Joachim Lelewel (1786–1861) beschrieb 1826 erstmals einen Denar mit den Legenden EKKIHART (Vs.) und MISSNI (Rs.) und wies ihn Markgraf Ekkehard I. von Meißen zu. Er entstammte dem Hortfund aus dem polnischen Trzebuń (Nr. 8), der nach 1046 verborgen wurde.³¹ Ganz sicher konnte diese Zuweisung von vornherein nicht sein, denn in Meißen regierten im 10. und 11. Jahrhundert zwei Markgrafen, auf die der Denar zurückgehen konnte: Ekkehard I. und sein Sohn Ekkehard II. (ca. 1032-1046). Erst der 1843 geborgene Fund von Kopytkowo/Kopitkowo (Nr. 1), der bei einem ‚terminus post quem‘ (t.p.q.) 1003 um 1005, also weit vor dem Herrschaftsantritt Ekkehards II. verborgen wurde, brachte Gewissheit.³²

Nr.	Fundort (Fundzeit)	Land (heute)	t.p.q.	Schw.1	Schw.2
1	Kopytkowo/Kopitkowo, Gem. Smętowo Graniczne, Kr. Starogard Gdański, Woiwod. pomorskie (1843) ³³	Polen	1003	1	
2	Näs, Gem. Österåker, Uppland (1704) ³⁴	Schweden	1006	1	
3	Ulejno, Gem. und Kr. Środa Wielkopolska, Woiwod. wielkopolskie (1890) ³⁵	Polen	1006	1	

³¹ JOACHIM LELEWEL, *Stare pieniądze w roku 1824 w czerwcu blisko Płocka w Trzebuniu wykopane*, Warszawa 1826, S. 182 mit Taf. V 3; DERS., *Numismatique de moyen-age*, 3. Teil, Paris 1835. Vgl. auch CARL FRIEDRICH VON POSERN-KLETT, *Sachsens Münzen im Mittelalter*, 1. Teil: Münzstätten und Münzen der Städte und geistlichen Stifter, Leipzig 1846, S. 235; JOHANN JAKOB LEITZMANN, *Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Münzkunde* (incl. Oesterreich, Schweiz, Luxemburg und Elsass) oder geschichtliche Nachrichten über das Münzwesen Deutschlands, Weißensee 1869, S. 217, 751. Erstmalig tauchte der Ekkehard-Denar im Hortfund von Näs (Nr. 2) auf, der bereits 1704 gefunden worden war, aber erst 1968 publiziert wurde; vgl. GERD HATZ u. a., *A hoard from Näs, Österåker, Uppland, found in 1704* (Commentationes de nummis saeculorum IX-XI in Suecia repertis II), Stockholm 1968, S. 277-372, hier S. 350, Nr. 93.

³² DANNENBERG, *Die deutschen Münzen* (wie Anm. 4), S. 338 f.

³³ ANONYM, *Miscellen*, in: *Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde* 4 (1844), S. 107 f., hier S. 107; GENOWEFA HOROSZKO u. a. (Hg.), *Frühmittelalterliche Münzfunde aus Polen*, Inventar II: Pommern, Warschau 2016, S. 290, Nr. 4.

³⁴ HATZ, Näs (wie Anm. 31), S. 350, Nr. 93, Abb. Taf. 31.

³⁵ EMIL BAHRFELDT, *Zwei Denarfunde aus dem X. und XI. Jahrhundert: I. Der Fund von Ulejno*, in: *Berliner Münzblätter* 158 (1893), Sp. 1543-1548, hier Sp. 1546, Nr. 36; PETER ILISCH, *Die Münzen des Fundes von Ulejno (Großpolen)*, tpq 1009, in: Stanisław Suchodolski/Mateusz Bogucki (Hg.), *Money Circulation in Antiquity, the Middle Ages and Modern Times. Time, Range, Intensity*, Warszawa/Kraków 2007, S. 153-166; TADEUSZ SZCZUREK u. a. (Hg.), *Frühmittelalterliche Münzfunde aus Polen*, Inventar I: Großpolen, Warszawa 2017, S. 739, Nr. 283 (Abb. S. 935).

4	Lisówek/Leissow/Leissower Mühle, Gem. Ślubice, Kr. Ślubice, Woiwod. lubuskie (1894) ³⁶	Polen	1014	1	1
5	Stary Dworek/Althöfchen, Gem. Bledzew, Kr. Międzyrzecz, Woiwod. lubuskie (1872) ³⁷	Polen	1018	1	
6	Bierzgłowo/Birglau, Gem. Łubianka, Kr. Toruń, Woiwod. kujawsko-pomorskie (1898) ³⁸	Polen	1021	1	
7	„Frühlingsmesse Frankfurt/Oder 1840“ ³⁹	Polen (?)	1039	1	
8	Trzebuń, Gem. Stara Biała, Kr. Płock, Woiwod. mazowieckie (1824) ⁴⁰	Polen	1046	1	
9	Płońsk, Gem. und Kr. Płońsk, Woiwod. mazowieckie (1869) ⁴¹	Polen	1055	1	
10	Vossberg, bei Gellenthin, Usedom (1883) ⁴²	Deutschland	1084	1	
11	Lodejnoje Pole, nahe Ladogasee, Gouvernement Olonetz (1878) ⁴³	Russland	1084 (1103?)	1	

³⁶ BAHRFELDT, Hacksilberfunde (wie Anm. 23), S. 34, Nr. 476 f., mit Taf. VIII; SZCZUREK, Großpolen (wie Anm. 35), S. 452, Nr. 3352-3353 (Abb. S. 895).

³⁷ JULIUS FRIEDLÄNDER, Der Fund von Althöfchen, in: Münzstudien 8 (1877), S. 267-300, hier S. 270, Nr. 22; DANNENBERG, Die deutschen Münzen (wie Anm. 4), S. 49, Nr. 15; SZCZUREK, Großpolen (wie Anm. 35), S. 697, Nr. 276.

³⁸ JULIUS MENADIER/HEINRICH NÜTZEL, Der Denarfund von Birglau bei Thorn, in: Zeitschrift für Numismatik 21 (1898), S. 288-304, hier S. 295, Nr. 36; HOROSZKO, Pomern (wie Anm. 33), S. 67, Nr. 343.

³⁹ Frankfurt an der Oder ist nicht der Fundort, sondern der Verkaufsort. JULIUS FRIEDLÄNDER, Ueber einen Fund grösstentheils Deutscher Silbermünzen, aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde 3 (1843), S. 145-163, hier S. 150, Nr. 19; DANNENBERG, Die deutschen Münzen (wie Anm. 4), S. 50 f., Nr. 20.

⁴⁰ LELEWEL, Stare pieniądze (wie Anm. 31), S. 182 mit Taf. V 3; DERS., Numismatique (wie Anm. 31), S. 108 f., 126 mit Taf. XXI 6; DANNENBERG, Die deutschen Münzen (wie Anm. 4), S. 51 f., Nr. 22; DOBROCHNA GORLIŃSKA u. a. (Hg.), Frühmittelalterliche Münzfunde aus Polen, Inventar III: Masowien, Podlachien und Mittelpolen, Warszawa 2015, S. 449, Nr. 71 (Abb. S. 680).

⁴¹ HERMANN DANNENBERG, Der Münzfund von Płońsk, in: Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde 6 (1871-1873), S. 150-159, 241-270, hier S. 266; DANNENBERG, Die deutschen Münzen (wie Anm. 4), S. 54, Nr. 28; GORLIŃSKA, Masowien (wie Anm. 40), S. 324, Nr. 802.

⁴² HERMANN DANNENBERG, Zwei Funde von Denaren des zehnten und elften Jahrhunderts. B: Der Fund von Vossberg, in: Zeitschrift für Numismatik 11 (1884), S. 253-330, hier S. 296, Nr. 238; DERS., Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, Bd. 2, Berlin 1894, S. 532, Nr. 81.

⁴³ NIKOLAUS BAUER, Die russischen Funde abendländischer Münzen des 11. und 12. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Numismatik 39 (1929), S. 1-187, hier S. 72; vgl. DANNENBERG, Die deutschen Münzen 2 (wie Anm. 42), S. 532 f., Nr. 82.

12	Burge, Kirchspiel Lummelunda, Gotland (1967) ⁴⁴	Schweden	1143	1	
13	Jydegård, Bornholm (1990 und später) ⁴⁵	Dänemark	?	1	

Tab. 3: Münzfunde mit Denaren Markgraf Ekkehards I. (Schwinkowski 1 und 2) (vgl. Abb. 4).

Weitere inzwischen bekannt gewordene Hortfunde, die Schw.1 enthielten, bestätigen die Zuweisung an Ekkehard I. Der Fund von Näs (Nr. 2) schließt nach 1006, ebenso der Fund von Ulejno (Nr. 3), der Fund von Lisówek/Leissow (Nr. 4) nach 1014, der Fund von Sary Dworek/Althöfchen (Nr. 5) nach 1018 und der Fund von Bierzglówo/Birglau (Nr. 6) nach 1021. Schw.1 wurde also zweifelsfrei von Markgraf Ekkehard I. ausgegeben. Auch die Nachprägung⁴⁶ des Ekkehard-Denars, also Schw.2, kann nicht erst unter Markgraf Ekkehard II. entstanden sein, denn der Fund von Lisówek/Leissow (Nr. 4) mit dem terminus post quem 1014 enthielt eine solche.

Der Ekkehard-Denar Schw.1 ist in insgesamt 13 Hortfunden, zumeist Hacksilberfunden, aufgetreten, jeweils nur in einem Exemplar. Drei stammen aus Skandinavien (je einer von den Inseln Gotland und Bornholm), sieben oder acht aus Polen, einer aus dem deutschen Teil von Usedom, ein weiterer wurde fernab in Russland am Ladogasee geborgen (Abb. 4).⁴⁷ Auffällig ist, dass alle Ekkehard-Denare vollständig, also nicht zerhackt vorliegen. Das mag daran liegen, dass etwaige in Hacksilberfunden enthaltene Fragmente von Ekkehard-Denaren nicht als solche erkannt wurden. Einige Exemplare zeigen die für Münzen aus Hacksilberfunden typischen „pecks“, Einhiebe zur Prüfung des Silbers.

Die Hortfunde allein können allerdings die zeitliche Einordnung der Denare innerhalb der Herrschaftszeit Ekkehards I. von 985 bis 1002 nicht präzisieren. Festzuhalten bleibt, dass kein Fund, der vor 1002 schließt, einen Ekkehard-Denar enthielt. Damit wird eine späte Prägung erst in der zweiten Hälfte der Herrschaft Ekkehards wahrscheinlich.

⁴⁴ HATZ, Burge (wie Anm. 13), S. 107, Nr. 79.1:1 mit Taf. 22.

⁴⁵ Zum (Detektor-)Fund von Jydegård vgl. CECILIA VON HEIJNE, Särpräglat. Vikingatida och tidigmedeltida myntfynd från Danmark, Skåne, Blekinge och Halland (ca 800–1130), Stockholm 2004, S. 303, Fynd 5.6.

⁴⁶ Zu den ‚Nachmünzen‘, zu denen Schw.2 zu rechnen ist, vgl. DANNENBERG, Die deutschen Münzen (wie Anm. 4), S. 32–38.

⁴⁷ Ein vergleichbares Bild ergibt sich bei den Denaren Bischof Bernwards von Hildesheim, dessen Denare in keinem Inlandsfund vorkommen, sondern in skandinavischen, polnischen und russischen Funden auftreten; vgl. BERND KLUGE, HILDENESHEM und MVNDBVRUC. Bischof Bernward als Münzherr, in: Michael Brandt/Arne Eggebrecht (Hg.), Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen. Katalog zur Ausstellung, Bd. 1, Hildesheim 1993, S. 323–336, hier S. 324 f.

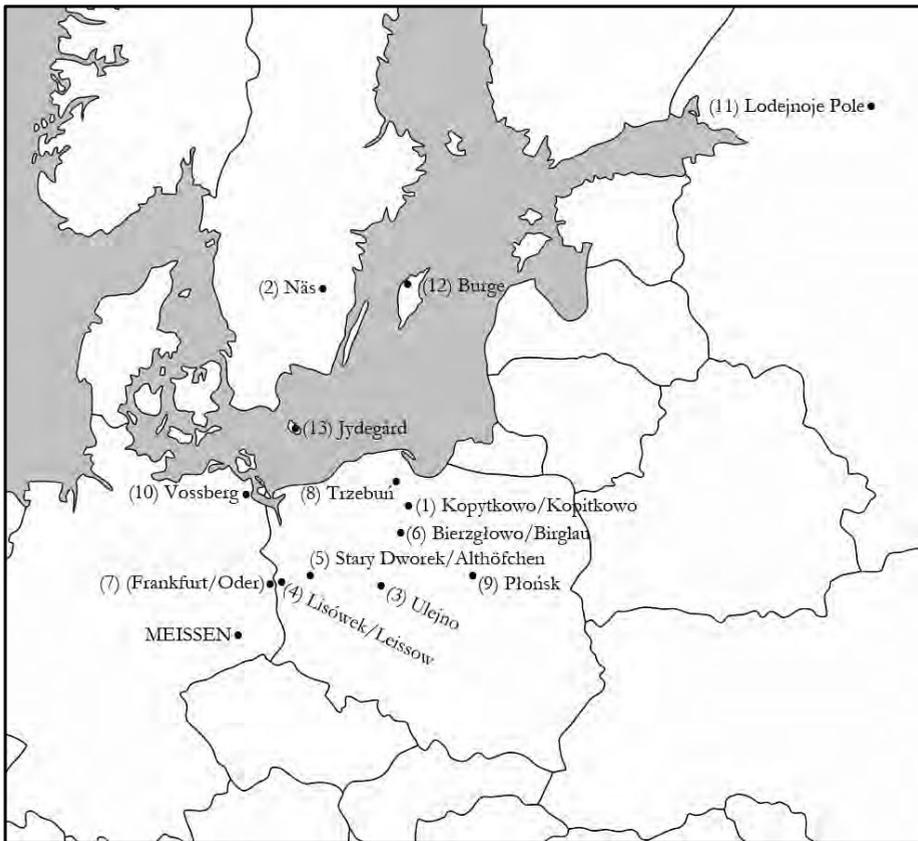


Abb. 4: Münzfunde mit Denaren Markgraf Ekkehards I.

b) Die Vorbilder der Ekkehard-Denare

Die Verteilung der Fundorte zeigt, dass die Ekkehard-Denare im Zuge des Fernhandels das ostfränkisch-deutsche Reich verlassen haben. Alle Fundprovenienzen liegen östlich und nördlich des Prägeortes Meißen, vor allem in Polen, aber auch in Skandinavien und sogar in Russland. Wichtig für die Akzeptanz im Fernhandel ist der Wiedererkennungswert der Münzen, was durch wenn nicht gleiche, so doch durch ähnliche Bilder erreicht wurde. Beispielhaft sei hier an die massenhaft geprägten Älteren Randpfennige (Abb. 5) oder auch die Otto-Adelheid-Pfennige (Abb. 6) erinnert, mit jeweils einem Kreuz auf der Vorderseite, das im Mittelalter wohl meistverbreitete Münzbild.⁴⁸ An das Kreuzschema schließen sich die Ekkehard-Denare an.

⁴⁸ BERND KLUGE, Sachsenpfennige und Otto-Adelheid-Pfennige, in: Matthias Puhle (Hg.), Otto der Grosse, Magdeburg und Europa, Bd. 1: Essays, Mainz 2001, S. 420.



Abb. 5: Ostfränkisch-deutsches Reich, Kaiser Otto I. (936/962–973), Denar (Älterer Randpfennig) o. J. (ca. 940–980), Prägeort Magdeburg; Dbg. 1325. MKD AQB3341: 22,5 mm; 1,50 g; 6h [M 2,5:1].



Abb. 6: Ostfränkisch-deutsches Reich, Kaiser Otto III. (983/996–1002), Denar (Otto-Adelheid-Pfennig) o. J. (ca. 985–1010/20), Prägeort im Harzgebiet; Hatz III 5a.⁴⁹ MKD AQB15271: 19,3 mm; 1,54 g; 3h [M 2,5:1].

Schon Johann Jakob Leitzmann hat auf die Ähnlichkeit der Münzbilder der Ekkehard-Denare und eines Denartyps Herzog Bernhards I. von Sachsen (973–1011) hingewiesen. Beide bilden auf jeder Seite ein Kreuz ab. Die Formen der Kreuze – beim Bernhard-Denar erkennt man deutlich das angelsächsische Vorbild – erscheinen durchaus verschieden. Beim Ekkehard-Denar (Schw.1) sind die Buchstaben

⁴⁹ Bestimmung nach VERA HATZ, Zur Frage der Otto-Adelheid-Pfennige. Versuch einer Systematisierung auf Grund des schwedischen Fundmaterials (Commentationes de nummis saeculorum IX-XI in Suecia repertis I), Stockholm 1961, S. 105–144.

stärker apiziert. Der Typ des Sachsenherzogs nennt auf der Vorderseite mit BERNHARDVS DVX den Namen des Münzherrn, auf der Rückseite die entstellte Umschrift IN NOMINE DNI AMEN (Abb. 7) und wird dem Prägeort Lüneburg (?) zugewiesen.⁵⁰ Ob er allerdings noch vor 1000 entstanden ist und damit direktes Vorbild für die Ekkehard-Denare gewesen ist, lässt sich beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht mit Gewissheit sagen.⁵¹



Abb. 7: Sachsen, Herzog Bernhard I. (973–1011), Denar o. J. (um 1000), Prägeort Lüneburg (?); vgl. Dbg. 587. MKD AQB4294: 19,4 mm; 1,31 g; 7/8h [M 2,5:1].

Als Schutzanlage vor Slaweneinfällen hatte Bischof Bernward von Hildesheim (993–1022) am Zusammenfluss von Aller und Oker die Mundburg angelegt. Hier prägten, wie ihre stempelverbundenen Münzen zweifelsfrei ausweisen, zeitgleich Bischof Bernward, Herzog Bernhard von Sachsen und Graf Heinrich von Stade (976–1016).⁵² Bernd Kluge lässt die Mundburg-Denare Bischof Bernwards von Hildesheim bereits kurz nach dessen Amtsantritt ca. 993/995 beginnen, ebenso die Herzog Bernhards und Graf Heinrichs.⁵³ Während Bischof und Herzog jeweils ihren Kopf mit der benennenden Legende BERNWARD PS (Abb. 8) beziehungs-

⁵⁰ Vgl. KLUGE, Deutsche Münzgeschichte (wie Anm. 1), S. 202 f., Abb. 237.

⁵¹ CHRISTOPH KILGER, Pfennigmärkte und Währungslandschaften. Monetarisierungen im sächsisch-slawischen Grenzland ca. 965–1120, Stockholm 2000, S. 193, datiert (ca. 1000–1010). Die Hortfunde von Risungs (1837) mit einem t. p. q. 996 (221 Ex.) und Lilla Haltarve (1928) mit einem t. p. q. 997 (89 Ex.), die auch Stücke von Dbg. 587 enthielten, schließen einen früheren Prägebeginn nicht aus; vgl. ebd., S. 66.

⁵² Vgl. VERA JAMMER, Die Anfänge der Münzprägung im Herzogtum Sachsen (10. und 11. Jahrhundert), Hamburg 1952, S. 85 f.

⁵³ KLUGE, Bernward (wie Anm. 47), S. 328. Zu den Mundburger Münzen vgl. auch ORTWIN MEIER, Die frühmittelalterliche Münzstätte „Mundburg“ des Bistums Hildesheim, in: Deutsche Münzblätter 58/59 (1938/39), S. 153–162, 181–187, 224–228, hier S. 181–184.

weise BERNHARDVS DVX (Abb. 9)⁵⁴ präsentieren, erscheint beim Grafen die Hand Gottes zwischen A und Ω (Abb. 10). Auch sie bilden auf ihren Rückseiten jeweils ein Kreuz ab, geben jetzt aber mit der Legende MVNDBVRUC ihren Entstehungsort preis.



Abb. 8: Hildesheim, Bischof Bernward (993–1022), Denar o. J. (993/995–1005/10), Prägeort Mundburg; Dbg. 719. MKB 18216274: 19,0 mm; 1,35 g; 11b [M 2,5:1].



Abb. 9: Sachsen, Herzog Bernhard (973–1011), Denar o. J. (ca. 995–1010), Prägeort Mundburg (?); Dbg. 585. MKB 18202392: 20,0 mm; 1,21 g; 11b [M 2,5:1].

⁵⁴ Hier mit der entstellten Legende IN NOMINE DNI AMEN auf der Rückseite; zum möglichen Prägeort Mundburg vgl. KLUGE, Bernward (wie Anm. 47), S. 327. Vom Porträt-Typ Herzog Bernhards mit der Rückseitenlegende MVNDBVRUC ist nur ein Exemplar aus dem Fund Lisówek/Leissow (Nr. 4) bekannt, das heute im Münzkabinett am Museum für Hamburgische Geschichte aufbewahrt wird (Inv.-Nr. 1989,17); vgl. ebd., S. 327 mit Abb. 140.2.



Abb. 10: Stade, Graf Heinrich (976–1016), Denar o. J. (ca. 995–1000), Prägeort Mundburg; Dbg. 1605. MKB 18216275: 19,0 mm; 1,37 g; 6b [M 2,5:1].

Das Kreuz und die Nennung des Prägeortes verbindet sie mit den Ekkehard-Denaren, auf denen entsprechend MISSNI zu lesen ist. Nicht auszuschließen ist, dass diese in Anlehnung an die Mundburger Münzen entstanden sind. Dabei sei daran erinnert, dass Bischof Bernward von Hildesheim und Herzog Bernhard von Sachsen, wie auch Markgraf Ekkehard, treue Anhänger Ottos III. waren und nach dem Tod des Kaisers die Thronkandidatur des meißnischen Markgrafen nachdrücklich unterstützten.⁵⁵ Zudem stand Bernhard mit Ekkehard in verwandtschaftlicher Beziehung. Er war durch die Heirat seiner Schwester Swanhild der Schwager des Markgrafen.⁵⁶

Die möglichen Vorbilder der Ekkehard-Denare legen deren Prägung erst nach der Mitte der 990er-Jahre nahe.

c) Das Itinerar Markgraf Ekkehards I.

Ekkehard verfügte in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Königs über das Münzrecht und ordnete zweifellos selbst die Herstellung seiner Denare an.⁵⁷ Das

⁵⁵ Vgl. zur Unterstützung Bischof Bernwards GABRIELE RUPP, Die Ekkehardiner, Markgrafen von Meißen, und ihre Beziehungen zum Reich und zu den Piasten, Frankfurt am Main u. a. 1996, S. 79 f. mit Anm. 223. Vgl. GERD ALTHOFF, Adels- und Königsfamilien im Spiegel ihrer Memorialüberlieferung. Studien zum Totengedenken der Billunger und Ottonen, München 1984, S. 105 f.

⁵⁶ Vgl. THIETMAR VON MERSEBURG, Chronik, neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe 9), Darmstadt 2011 (im Folgenden: Thietmar), IV 39.

⁵⁷ Zum Münzrecht Ekkehards vgl. WALTER SCHWINKOWSKI, Das Geld- und Münzwesen Sachsens. Beiträge zu seiner Geschichte, Dresden 1918, S. 10: „...denn die Markgrafen hatten eine ähnliche vizekönigliche Stellung wie die Stammesherzöge von Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben, die ohne kaiserliche Verleihung, kraft ihrer Amtsgewalt,

rechtfertigt die Annahme, dass er bei der Initiierung der eigenen Münzprägung am Prägeort anwesend war oder sich zumindest in unmittelbarer Nähe aufhielt. Die Rückseitenlegende MISSNI belegt, dass die Prägung in Meißen, möglicherweise auf dem Burgberg, erfolgte.⁵⁸

Zur weiteren chronologischen Präzisierung der ersten meißnischen Münzprägung gilt es der Frage nachzugehen, wann sich Ekkehard an seinem Herrschaftssitz aufgehalten hat und überhaupt die Ausgabe eigener Münzen verfügen konnte. Obwohl die bisherigen Überlegungen bereits auf eine Prägung frühestens in der Mitte der 990er-Jahre schließen lassen, wird im Folgenden Ekkehards Itinerar in seiner Gesamtheit betrachtet, von seiner Einsetzung zum Markgrafen 985 bis zu seiner Ermordung 1002 (vgl. Abb. 11-13).

Nach dem Tod Markgraf Rikdags von Meißen 985 bestimmte die für den noch minderjährigen Otto III. regierende Mutter, Kaiserin Theophanu († 991), Ekkehard als Nachfolger. Das war nicht selbstverständlich, da er gemeinsam mit seinem Vater, Markgraf Gunther von Merseburg (vor 949–982)⁵⁹ nach dem Tod Kaiser Ottos I. 973 die Thronambitionen Herzog Heinrichs von Bayern (955–976, 985–995), des „Zänkers“, unterstützt hatte. Daraufhin verlor Gunther sein Markgrafenamt und musste mit seinem Sohn in die Verbannung gehen.⁶⁰ Später wurden beide rehabilitiert und zeigten sich fortan den Ottonen gegenüber ergeben. Beim zweiten Versuch des Zänkers, nach dem Tod Kaiser Ottos II. (973–983) die Krone zu erlangen, ist Ekkehard unter den königstreuen Fürsten zu finden, die sich auf der Asselburg für Otto III. aussprachen.⁶¹

Mit der Einsetzung Ekkehards zum Markgrafen von Meißen 985 belohnte Theophanu einerseits dessen loyales und treues Verhalten, andererseits hoffte sie, in ihm eine energische und kraftvolle Persönlichkeit gegen die Slaweneinfälle zur langfristigen Stärkung des östlichen Grenzraums für die königliche Zentralgewalt

prägten.“ Vgl. auch KLUGE, *Deutsche Münzgeschichte* (wie Anm. 1), S. 24. Unzutreffend SIEGFRIED LÜPKE, *Die Markgrafen der Sächsischen Ostmarken in der Zeit von Gero bis zum Beginn des Investiturstreites (940–1075)*, Diss. Halle 1937, S. 27, der in der Verleihung des Münzrechts eine kaiserliche Gunst sah; ebenso RUPP, *Ekkehardiner* (wie Anm. 55), S. 92.

⁵⁸ Zur Angabe der Prägestätte auf Münzen vgl. noch einmal die MVNDBVRUC-Denare sowie die nach Vorbild der Otto-Adelheid-Pfennige um 1000 geprägten Magdeburger Denare mit MAGADABVRG (Dbg. 639; vgl. auch MANFRED MEHL, *Münz- und Geldgeschichte des Erzbistums Magdeburg im Mittelalter*, Bd. 2: Katalog, Hamburg 2011, S. 375, Nr. 23).

⁵⁹ Zu Gunther vgl. OTTO POSSE (Hg.), *Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 948–1099* (Codex diplomaticus Saxoniae regiae I/A/1), Leipzig 1882, S. 8–13 (bei Urkundennennungen im Folgenden: CDS I/A/1).

⁶⁰ Vgl. Thietmar IV 39; LÜPKE, *Markgrafen* (wie Anm. 57), S. 12, 67, Anm. 81; KNUT GÖRICH, *Otto III. Romanus Saxonicus et Italicus. Kaiserliche Rompolitik und sächsische Historiographie* (Historische Forschungen 18), Sigmaringen 1993, S. 150.

⁶¹ Thietmar IV 2; vgl. POSSE, *Urkunden* (wie Anm. 59), S. 16 f.

zu finden.⁶² Ihre Entscheidung erwies sich als richtig, denn Ekkehard trat auch in den Folgejahren als tatkräftiger und ergebener Gefolgsmann Ottos III. in Erscheinung.⁶³ „Nicht nur als Feldherr, sondern auch als Ratgeber nahm der Markgraf am Hof Ottos III. eine hervorragende Stellung ein. Die Urkunden dokumentieren seine ständige Anteilnahme an den Reichsgeschäften und den Beratungen der Fürsten. Darüber hinaus muß ein enges persönliches Verhältnis zur Familie des Königs bestanden haben.“⁶⁴ Otto bezeichnete ihn als *marchio amabilis* und *summus consiliarius*.⁶⁵

Zunächst war Ekkehard mit der Wiederherstellung und dem Schutz seines eigenen Herrschaftsgebietes beschäftigt. Herzog Boleslav II. von Böhmen (972–999), ein Parteigänger Herzog Heinrichs von Bayern, hielt seit Oktober 984 mit einer eigenen Besatzung die Burg Meißen,⁶⁶ die er, obwohl sich Boleslav Ostern 985 oder 986 dem König unterwarf, nicht herausgab. Wohl erst 987 gelang es Ekkehard mit Unterstützung des polnischen Herzogs Mieszko (ca. 960–992), Boleslav die Macht zu entreißen und den vertriebenen Bischof Volkold (969–992) wieder nach Meißen zurückzuführen.⁶⁷

Daneben war Ekkehard als Markgraf von Meißen mit der Rückgewinnung und Sicherung der seit dem großen Slawenaufstand von 983 verlorenen Gebiete für das ostfränkisch-deutsche Reich beansprucht.⁶⁸ Unter der Führung der Liutizen mit dem böhmischen Herzog an ihrer Seite hatten slawisch-heidnische Verbände die Bischofssitze Havelberg und Brandenburg zerstört und waren über die Elbe vorgedrungen.⁶⁹

Streitigkeiten um die Vormachtstellung in Schlesien führten 990 zu einer Auseinandersetzung zwischen den Herzögen von Böhmen und Polen, Boleslav II. und Mieszko. Der Piast richtete ein Hilfsgesuch an Kaiserin Theophanu, die daraufhin Erzbischof Giseler von Magdeburg (981–1004) und Markgraf Ekkehard an die

⁶² Vgl. zur Einsetzung Ekkehards als Markgraf von Meißen RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 51–53.

⁶³ Vgl. zum Verhältnis Ottos III. zu Ekkehard GÖRICH, Otto III. (wie Anm. 60), S. 150–152. Vgl. auch POSSE, Urkunden (wie Anm. 59), S. 18 f.

⁶⁴ RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 92.

⁶⁵ Vgl. THEODOR SICKEL (Hg.), Die Urkunden Ottos des III. (Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser 2, 2), Hannover 1893 (im Folgenden: MGH D O III), Nr. 302 und Nr. 350.

⁶⁶ Thietmar IV 5.

⁶⁷ Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 53 f.; HERBERT LUDAT, An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slavischen Mächte in Mitteleuropa, Köln/Wien 1995, S. 25, 120 mit Anm. 162; LÜPKE, Markgrafen (wie Anm. 57), S. 25; POSSE, Urkunden (wie Anm. 59), S. 20; CHRISTIAN LÜBKE, Regesten zur Geschichte der Slaven an Elbe und Oder (vom Jahr 900 an), Teil III: Regesten 983–1013 (Osteuropa-Studien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe 1: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens 134), Berlin 1986, S. 47 f., Nr. 245.

⁶⁸ RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 53–55.

⁶⁹ Vgl. CHRISTIAN LÜBKE, Art. ‚Slawenaufstand (983)‘, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, 1995, Sp. 2003 f.

Spitze eines kleinen Heeresaufgebots stellte. Die Kontrahenten trafen in der heutigen Niederlausitz aufeinander. Ohne kriegerische Auseinandersetzung kam es schließlich zu Absprachen zwischen Ekkehard, Giseler und dem Přemysliden.⁷⁰

Aufgrund seines kriegsbedingten Engagements beschränkte sich der Aktionsradius Ekkehards in den ersten Jahren seiner Herrschaft auf die Markgrafschaft Meißen und die unmittelbar angrenzenden, auch elbslawischen Gebiete. Eine eigene Münzprägung an seinem Herrschaftssitz Meißen war zunächst unmöglich.

Erst ab 992 tritt Ekkehard insgesamt neunmal in Königs- beziehungsweise Kaiserurkunden als Intervenient und somit im Gefolge Ottos III. auf,⁷¹ erstmalig am 6. Januar 992 in einer in der Königspfalz Grone (Göttingen) ausgestellten Urkunde (*Ekkehardi marchionis*).⁷² Am 17. April 993 wird er (*Eggihardi marchionis*) als Fürsprecher in einer Ingelheimer Urkunde genannt.⁷³ Erstmals entfernte sich Ekkehard damit weit von seinem Herrschaftsgebiet, allerdings nicht für allzu lange Zeit, denn schon wenige Wochen später, am 3. und 5. Juli 993, ist er in zwei Merseburger Königsurkunden (*Eggihardi marchionis*) nachweisbar.⁷⁴

Von Merseburg aus zog Otto III. weiter nach Magdeburg, in seiner Begleitung befand sich auch Ekkehard. Als hier die Nachricht vom erneuten Überfall der slawischen Liutizen auf Brandenburg eintraf, entsandte der König mehrere Fürsten unter Führung des meißnischen Markgrafen zur Verteidigung, die jedoch erst nach dem Eingreifen des Königs gelang.⁷⁵

⁷⁰ Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 55-57; LÜPKE, Markgrafen (wie Anm. 57), S. 25; Thietmar IV 11-13; POSSE, Urkunden (wie Anm. 59), S. 20.

⁷¹ Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 89.

⁷² JOHANN FRIEDRICH BÖHMER, Die Regesten des Kaiserreiches unter Otto III., neubearbeitet von Mathilde Uhlirz, Graz/Köln 1956/57 (im Folgenden: Reg. Imp. II/3), Nr. 1047; MGH D O III, Nr. 81 (zugunsten des Servatiusklosters in Quedlinburg); CDS I/A/1, Nr. 38; LÜBKE, Regesten III (wie Anm. 67), S. 84, Nr. 267. Vgl. LUDAT, Elbe und Oder (wie Anm. 67), S. 27; RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 89. Zu den unterschiedlichen Titeln Ekkehards in Urkunden und bei Thietmar vgl. DANIEL RENTSCHLER, Marken und Markgrafen im früh- und hochmittelalterlichen Reich. Eine vergleichende Untersuchung vorwiegend auf der Basis von Königsurkunden und anderen „offiziellen Quellen“, Diss. Stuttgart 2012, S. 68: „Ekkehard wird nach Ansicht der bisherigen Forschung in 14 Königs- bzw. Kaiserurkunden genannt. In 11 davon ist er als „marchio“ bzw. als Inhaber einer „marc(hi)a“ bezeugt, in drei heißt er nur „comes“ oder wird nur als Inhaber eines „comitatus“ bezeichnet. Thietmar von Merseburg bezeichnet Ekkehard an zehn Stellen als „marchio“, an vier Stellen als „comes“ und an sechs Stellen ohne irgendeine Bezeichnung nur mit Namen.“

⁷³ Reg. Imp. II/3, Nr. 1086; MGH D O III, Nr. 118; CDS I/A/1, Nr. 40 (für das Erzbistum Magdeburg); LÜBKE, Regesten III (wie Anm. 67), S. 105, Nr. 279. Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 89.

⁷⁴ Reg. Imp. II/3, Nr. 1099-1100; MGH D O III, Nr. 131 (für die Äbtissin von Quedlinburg), 132 (für den Kapellan Gunthar); CDS I/A/1, Nr. 41-42; LÜBKE, Regesten III (wie Anm. 67), S. 107, Nr. 281, S. 109, Nr. 282. Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 89.

⁷⁵ Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 57 f.; POSSE, Urkunden (wie Anm. 59), S. 21; Thietmar IV 22.

Zwischen 986 und 995 wurden nahezu jährlich Kriegszüge gegen die Elb- und Ostseeslawen unter Beteiligung des jungen Königs Otto III. in Koalition mit dem polnischen Herzog Mieszko durchgeführt, wenn auch ohne wirksamen Erfolg. Ein direktes Eingreifen Ekkehards in die Auseinandersetzungen ist für die letzten Jahre nicht überliefert, aber möglich. Zumindest dürfte er sich nicht allzu weit von den Geschehnissen aufgehalten haben (Abb. 11).⁷⁶

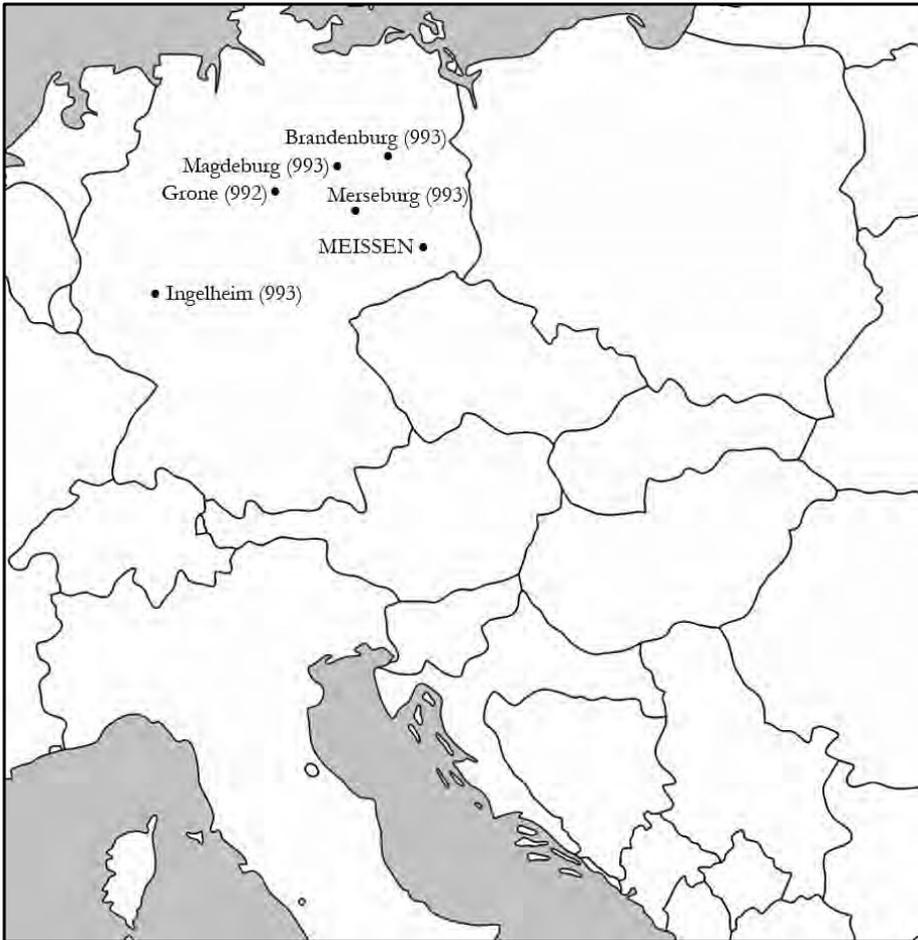


Abb. 11: Itinerar Markgraf Ekkehards I. von 992 bis 995.

Zwischen März und Juni 996 nahm Ekkehard am ersten Italienzug Ottos III. teil.⁷⁷ Im Mai ist er unter dem Namen *Naychardus dux* in einer in Ravenna ausge-

⁷⁶ Vgl. JÜRGEN PETERSOHN, König Otto III. und die Slawen an Ostsee, Oder und Elbe um das Jahr 995, in: Frühmittelalterliche Studien 37 (2003), S. 99-139, hier S. 102 f., 107.

⁷⁷ Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 58 f.; LUDAT, Elbe und Oder (wie Anm. 67), S. 25.

stellten Urkunde bezeugt.⁷⁸ An der am 21. Mai vom kurz zuvor gewählten Papst Gregor V. (996–999) vollzogenen Kaiserkrönung Ottos III. nahm der Markgraf von Meißen sicherlich ebenfalls teil. Anfang Juni erscheint Ekkehard (*Eggihardi marchionis*) in einer in Rom ausgestellten Urkunde, in der er neben dem Papst als Intervenient genannt ist.⁷⁹ Mit dem frisch gekrönten Kaiser verließ wohl auch Ekkehard Italien. Er ist am 18. Dezember 996 (*Heggehardi marchionis*) nördlich der Alpen als Intervenient in einer Nimweger Urkunde nachgewiesen.⁸⁰

Im folgenden Jahr hielt sich Ekkehard wieder unweit von Magdeburg auf. Seine (*Eggihardi marchionis*) Intervention in einer am 20. August 997 im rechtselbischen Leitzkau ausgestellten Urkunde⁸¹ legt die Annahme nahe, dass er kurz zuvor an der Niederschlagung des Aufstandes der elbslawischen Heveller mitgewirkt hat. Am 2. September 997 intervenierte der Markgraf (*Eggihardi comitis*) bereits in Thorr bei Köln.⁸²

Auf dem zweiten Italienzug Ottos III. (997–999) findet man Ekkehard neben anderen Großen des Reiches wieder im Gefolge des Kaisers.⁸³ Der Stadtpräfekt Crescentius, der in Rom mit Johannes XVI. einen Gegenpapst eingesetzt hatte, verschanzte sich in der Engelsburg, die Ekkehard (*Ekkihardum marchionem*) im Auftrag Ottos III. Ende April 998 erstürmte.⁸⁴ Einige Tage zuvor, am 22. April, erscheint der Markgraf (*Aichardi incliti ducis*) in einer Urkunde aus Rom,⁸⁵ ebenso intervenierte er (*Anardi marchionis caesaris summi consiliarii*) in einer am 1. Okto-

⁷⁸ Reg. Imp. II/3, Nr. 1170; MGH D O III, Nr. 193. Zur Identifizierung des *Naychardus dux* wie des *Aichardi incliti dux* (MGH D O III, Nr. 281) mit Markgraf Ekkehard vgl. MATHILDE UHLIRZ, Die italienische Kirchenpolitik der Ottonen, in: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 48 (1934), S. 201–321, hier S. 263 mit Anm. 5; Kommentar zu Reg. Imp. II/3, Nr. 1170; GÖRICH, Otto III. (wie Anm. 60), S. 151 f. mit Anm. 165; RENTSCHLER, Marken und Markgrafen (wie Anm. 72), S. 616.

⁷⁹ Reg. Imp. II/3, Nr. 1190, Nr. 1453 mit Kommentar; MGH D O III, Nr. 234. Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 90, die die undatierte Urkunde zeitlich nicht einordnet.

⁸⁰ Reg. Imp. II/3, Nr. 1217; MGH D O III, Nr. 235 (für das Kloster Elten). Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 90.

⁸¹ Reg. Imp. II/3, Nr. 1234; MGH D O III, Nr. 252; CDS I/A/1, Nr. 48 (für das Erzbistum Magdeburg); LÜBKE, Regesten III (wie Anm. 67), S. 161, Nr. 324. Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 58, 90; POSSE, Urkunden (wie Anm. 59), S. 21; Thietmar IV 29.

⁸² Reg. Imp. II/3, Nr. 1235; MGH D O III, Nr. 253; CDS I/A/1, Nr. 49 (für Thietburga, Schwester Bischof Bernwards von Hildesheim). Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 91.

⁸³ „Bis zum Jahr 997 hatte sich die Stellung Ekkehards in seinem Gebiet anscheinend soweit konsolidiert, daß er am Römerzug Kaiser Ottos III. gegen Crescentius teilnahm.“ RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 58; POSSE, Urkunden (wie Anm. 59), S. 21.

⁸⁴ Thietmar IV 30. Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 59.

⁸⁵ Reg. Imp. II/3, Nr. 1266; MGH D O III, Nr. 281 (für das Kloster San Pietro in Ciel d'oro in Pavia).

ber (?) 998 in Pavia ausgestellten Urkunde.⁸⁶ Am 31. Juli des Folgejahres 999 weilte er noch immer in Italien und ist als *Intervenient (Eggihardi comitis)* urkundlich in Subiaco, ca. 70 Kilometer östlich von Rom, bezeugt (Abb. 12).⁸⁷



Abb. 12: Itinerar Markgraf Ekkehards I. von 996 bis 999.

⁸⁶ Reg. Imp. II/3, Nr. 1294; MGH D O III, Nr. 302 (für das Bistum Turin). Vgl. UHLIRZ, Kirchenpolitik (wie Anm. 78), S. 287 mit Anm. 7; RENTSCHLER, Marken und Markgrafen (wie Anm. 72), S. 124, 524, 572, 616.

⁸⁷ MGH D O III, Nr. 326; CDS I/A/1, Nr. 50 (für das Kloster Gernrode). Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 91; LÜPKE, Markgrafen (wie Anm. 57), S. 25 f. Ob es sich hier um Markgraf Ekkehard handelt, ist nicht ganz sicher; vgl. Kommentar zu Reg. Imp. II/3, Nr. 1323l.

Nicht viel später reiste Ekkehard wohl wieder in seine Markgrafschaft, wo er im Frühherbst 999 eingetroffen sein dürfte. Otto III. hingegen verbrachte den Rest des Jahres in Italien und ist noch am 19. Dezember 999 in Rom und über Weihnachten in Ravenna nachweisbar, bevor er nach Polen aufbrach, um das Grab des heiligen Adalbert in Gnesen zu besuchen. Thietmar von Merseburg, dem zahlreiche Details der Reise des Kaisers zu verdanken sind, schreibt: „Noch nie ist der Kaiser mit mehr Pracht aus Rom abgereist oder nach Rom zurückgekehrt.“⁸⁸ Stationen seiner weiteren Reise waren am 17. Januar 1000 das Kloster Staffelsee,⁸⁹ anschließend hielt er sich sechs Tage, vom 31. Januar bis zum 6. Februar, in Regensburg auf,⁹⁰ dann in der Pfalz Kirchberg bei Jena⁹¹ und um den 10. Februar bei Bischof Hugo in Zeitz.⁹² Allenthalben wurde Otto III. mit großen Ehren empfangen, so auch um den 20. Februar 1000 in Meißen. Dazu berichtet Thietmar: „Dann zog er [Otto III.] geradenwegs nach der Burg Meißen, wo ihn Eid, der hochwürdigste Bischof dieser Kirche, und der beim Kaiser besonders angesehene Markgraf Ekkehard ehrenvoll empfangen.“⁹³ Wie lange sich der Kaiser hier aufhielt und ihm Markgraf Ekkehard und Bischof Eid (992–1015) Gastung gewährten, ist nicht überliefert. Anders als in der komfortablen Bischofsstadt Regensburg wird er in dem eher schmucklosen und unwirtlichen Meißen wohl weniger Zeit verbracht haben.

Neben mehreren Kardinälen befanden sich die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, Willigis und Giseler, aber auch der spätere König Heinrich II. in Begleitung Ottos III. Nach dem Durchqueren des Milzenerlandes⁹⁴ empfing Boleslaw Chrobry den Kaiser ehrenvoll in Eulau an der Bober und geleitete ihn und sein Gefolge nach Gnesen, wo der Tross Anfang März 1000 eintraf.⁹⁵ Ekke-

⁸⁸ Thietmar IV 44: *Nullus imperator maiori umquam gloria a Roma egreditur neque revertitur* [deutsche Übersetzung Werner Trillmich].

⁸⁹ Reg. Imp. II/3, Nr. 1341; MGH D O III, Nr. 344.

⁹⁰ Vgl. Reg. Imp. II/3, Nr. 1344, Nr. 1346, Nr. 1349. Zu Regensburg um 1000 vgl. SILVIA CODREANU-WINDAUER/ELEONORE WINTERGERST, Regensburg – eine mittelalterliche Großstadt an der Donau, in: Alfried Wiczorek/Hans-Martin Hinz (Hg.), Europas Mitte um 1000. Handbuch zur Ausstellung Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie (Europarat-Ausstellung 27), Bd. 1, Stuttgart 2000, S. 179–183.

⁹¹ Vgl. Reg. Imp. II/3, Nr. 1349a.

⁹² Vgl. Reg. Imp. II/3, Nr. 1349b; Thietmar IV 45.

⁹³ Thietmar IV 45: *Deindeque recto itinere Misnensem tendens ad civitatem, a venerabili Egedo, huius aecclesiae episcopo, et a marchione Ekkehardo, qui apud eum inter preciosos habebatur, honorabiliter accipitur* [deutsche Übersetzung Werner Trillmich]. Vgl. LÜBKE, Regesten III (wie Anm. 67), S. 174 f., Nr. 336.

⁹⁴ Ekkehard hatte sich nach dem Tod Herzog Bolelavs II. (7. Februar 999) das Milzenerland untertan und dessen Nachfolger zu seinem *miles* (Vasall?) gemacht; vgl. Thietmar V 7. Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 59 f.; zur Bedeutung von *miles* auch KNUT GÖRICH, Eine Wende im Osten: Heinrich II. und Boleslaw Chrobry, in: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hg.), Otto III. – Heinrich II. Eine Wende (Mittelalter-Forschungen 1), Stuttgart 2000, S. 95–167, hier S. 107, Anm. 64.

⁹⁵ Zur Reiseroute Ottos III. von Rom nach Gnesen vgl. Thietmar IV 44–45.

hards Teilnahme am Zug wird zwar nicht ausdrücklich überliefert, ist aber durchaus wahrscheinlich.⁹⁶ Er unterstützte grundsätzlich die Ostpolitik des Kaisers,⁹⁷ stand mit den polnischen Herzögen schon länger in gutem Verhältnis und war möglicherweise ein Schwager Boleslaw Chrobrys.⁹⁸ Dessen Rangerhebung, entweder zum polnischen König oder nur zum *frater et cooperato imperii* als *populi Romani amicus et socius*,⁹⁹ könnte zudem Anlass für Ekkehard gewesen sein, sich Otto III. in Richtung Gnesen anzuschließen.

Von Polen aus zog der Kaiser mit dem meißnischen Markgrafen im Gefolge nach Magdeburg, wo Palmsonntag gemeinsam gefeiert wurde.¹⁰⁰ Tags zuvor, am 23. März 1000, erscheint Ekkehard (*Eggihardi nostri amabilis marchionis nec non suae contectalis Swanhilde*) in einer Kaiserurkunde als Intervenient.¹⁰¹ Vor seiner Thronkandidatur hört man hier letztmalig explizit von Ekkehard.

Der Kaiser brach anschließend nach Aachen auf, um vor seinem dritten Italienzug das Grab Kaiser Karls des Großen zu öffnen,¹⁰² ein Ereignis, das sich Ekkehard, wenn er davon gewusst haben sollte, sicherlich nicht hätte entgehen lassen. Eine Nachricht Thietmars von Merseburg legt Ekkehards Aufenthalt in Aachen nahe. Demnach erhielt der Markgraf von Otto III. den größten Teil seiner Lehen zum Eigentum.¹⁰³ Dazu der Kommentator in den *Regesta Imperii*: „Als der wahrscheinlichste Zeitpunkt dieser Verfügung darf der Aufenthalt in Aachen angenommen werden, als der Kaiser vor seiner Abreise nach Italien für Deutschland seine

⁹⁶ Vgl. JERZY STRZELCZYK, Das Treffen in Gnesen und die Gründung des Erzbistums Gnesen, in: Wiczorek/Hinz, Europas Mitte um 1000 (wie Anm. 90), S. 494–497, hier S. 494; EKKEHARD EICKHOFF, Kaiser Otto III. Die erste Jahrtausendwende und die Entfaltung Europas, Stuttgart 1999, S. 268. Vgl. zur Fahrt Ottos nach Gnesen auch GERT ALTHOFF, Otto III. (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 1996, S. 126–147.

⁹⁷ Vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 62.

⁹⁸ Vgl. LUDAT, Elbe und Oder (wie Anm. 67), S. 20 f.; GÖRICH, Wende (wie Anm. 94), S. 102 f.

⁹⁹ Ausgangspunkt für die Diskussion einer Königskrönung im Rahmen des Aktes von Gnesen ist die Chronik des Gallus Anonymus; vgl. *Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum Tomus IX*, hrsg. von Georg Heinrich Pertz, Hannover 1851, S. 418–478, hier S. 429.

¹⁰⁰ Vgl. Thietmar IV 46.

¹⁰¹ Reg. Imp. II/3, Nr. 1351; MGH D O III, Nr. 350; CDS I/A/1, Nr. 54 (für Abt Etisco von Nienburg). Vgl. LÜBKE, Regesten III (wie Anm. 67), S. 181 f., Nr. 342; RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 91.

¹⁰² Vgl. etwa Thietmar IV 47; weitere Quellen bei Reg. Imp. II/3, Nr. 1070b. Die Graböffnung erfolgte am Pfingstfest 1000 (um den 19. Mai 1000).

¹⁰³ Vgl. Thietmar V 7: *Huius vitae cursum quam probabiliter egit, qui apud dominum suimet beneficii maximam partem acquisivit in proprietatem!* (Wie beispielhaft war doch sein Lebenslauf, daß ihm sein Herr den größten Teil seines Lehens zu eigen verlieh!; Übersetzung Werner Trillmich). Vgl. CASPAR EHLERS, Die Integration Sachsens in das fränkische Reich (751–1024) (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 231), Göttingen 2007, S. 570. Nicht berücksichtigt von RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 91, die davon ausgeht, dass Ekkehard in seinen Herrschaftsbereich zurückkehrte.

Anordnungen traf.¹⁰⁴ Die Kaiserurkunde, die eine solche Übereignung fixiert haben muss, ist verloren gegangen. Ekkehard folgte dieses Mal dem Kaiser nicht nach Italien. Möglicherweise gehörte er zu dem Personenkreis, dem Otto III. die *cura regni* anvertraut hatte.¹⁰⁵

Eine weitere Nachricht Thietmars lässt erkennen, dass sich Ekkehard in den letzten Jahren seiner Herrschaft vornehmlich in oder nahe seinem Herrschaftsreich aufgehalten hat. Der Markgraf führte demnach mehrfach den Prager Bischof Thiedag (998–1017), der seit 999 immer wieder vom regierenden Böhmenherzog Boleslav III. (999–1002) vertrieben worden war, in sein Bistum zurück.¹⁰⁶

Erst nach dem plötzlichen Tod Ottos III. am 23. oder 24. Januar 1002 im mittelitalienischen Paterno, nahe Civita Castellana, ca. 60 Kilometer nördlich von Rom gelegen, berichten die Quellen wieder von Ekkehard. Nachdem die Todesnachricht im ostfränkisch-deutschen Reich eingetroffen war, versammelten sich die *principes Saxoniae* im Königshof Frohse bei Magdeburg,¹⁰⁷ um über den Nachfolger auf dem Königsthron zu beraten. Ekkehards Mitkonkurrenten waren der letztendlich erfolgreiche Herzog Heinrich von Bayern¹⁰⁸ und Herzog Hermann II. von Schwaben.¹⁰⁹

Ekkehard hatte in seinem Schwager Herzog Bernhard von Sachsen, seinem Stiefsohn Markgraf Gero von der Ostmark (Lausitz) und seinem Bruder Gunzelin sichere Unterstützer, scheiterte aber mit seinen Ambitionen vor allem am Widerstand Markgraf Liuthars von der Nordmark, der sich für den bayerischen Herzog aussprach. Der Kandidat Erzbischof Giselers von Magdeburg war hingegen der schwäbische Herzog. Ohne Ekkehards Zustimmung wurde für April eine Stammesversammlung in der Kaiserpfalz Werla (bei Schladen) einberufen.¹¹⁰ Die Teilnehmerzahl war größer, *omnes regni primates*, und Ekkehard sah sich einer größeren Zahl von Anhängern seiner Konkurrenten gegenüber.¹¹¹ Zu einer Entscheidung kam es aber auch in Werla nicht.

Ziel Ekkehards war nun die Teilnahme an einer Fürstenversammlung in Duisburg. Von Werla aus reiste er mit Bischof Bernward zunächst nach Hildesheim, wo er wie ein König empfangen wurde.¹¹² In Paderborn verschaffte ihm Bischof Rethar Einlass in die Stadt und unterrichtete den Markgrafen, dass in Duisburg keine Unterredung mit dem Thronprätendenten Herzog Hermann von Schwaben

¹⁰⁴ Reg. Imp. II/3 Nr. 1364 (Deperditum).

¹⁰⁵ Vgl. Kommentar zu Reg. Imp. II/3, Nr. 1370e.

¹⁰⁶ Thietmar VII 56. Vgl. WALTER SCHLESINGER, *Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters*, Göttingen 1961, S. 384.

¹⁰⁷ Thietmar IV 52.

¹⁰⁸ Vgl. Thietmar IV 50.

¹⁰⁹ Vgl. Thietmar IV 54. Vgl. zu den Vorgängen um die Thronkandidatur Ekkehards RUPP, *Ekkehardiner* (wie Anm. 55), S. 70–94.

¹¹⁰ Vgl. LÜBKE, *Regesten III* (wie Anm. 67), S. 188, Nr. 348.

¹¹¹ Thietmar V 3–4.

¹¹² Thietmar V 4. RUPP, *Ekkehardiner* (wie Anm. 55), S. 79 f.

und weiteren Großen stattfinden werde. Daraufhin trat Ekkehard den Rückweg in Richtung Ostsachsen an und machte bei Graf Siegfried in Northeim Station. In der Pfalz Pöhlde bei Osterode im Harz wurde er am 30. April 1002 ermordet (Abb. 13).¹¹³

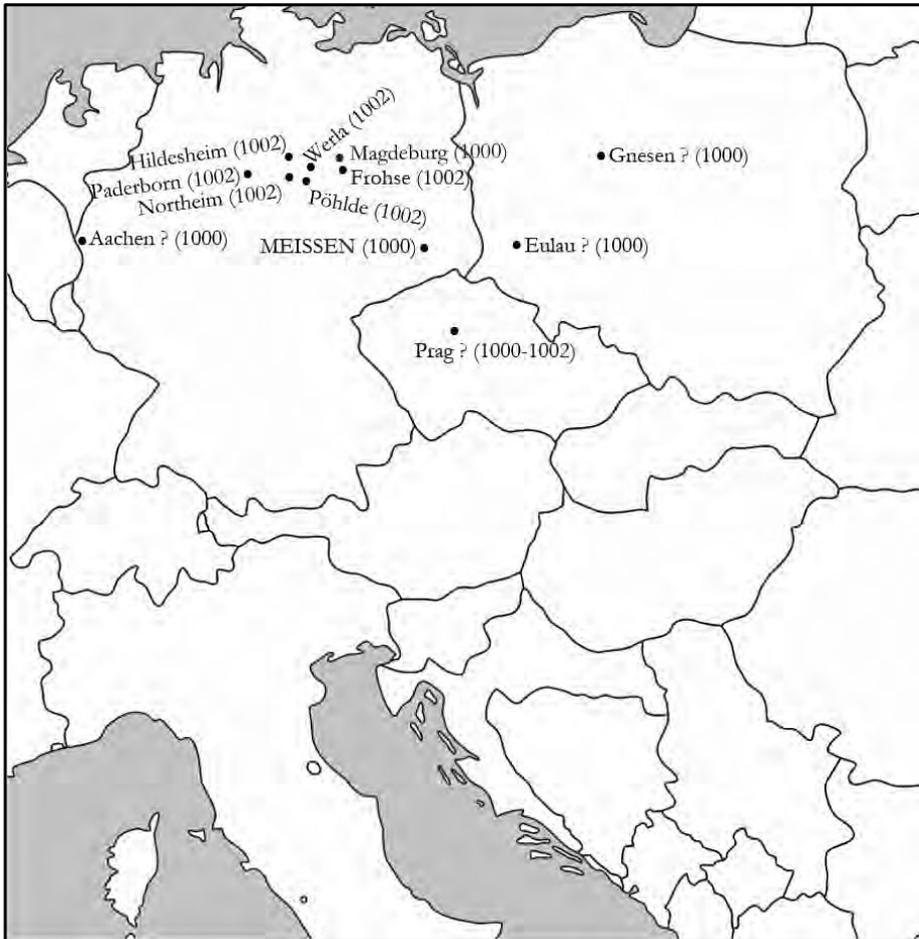


Abb. 13: Itinerar Markgraf Ekkehards I. von 1000 bis 1002.

¹¹³ Vgl. zum Ablauf der Geschehnisse Thietmar V 1-7; RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 70-86.

III. Schlussbetrachtungen

Seit 985 bis ca. 995 musste sich Ekkehard zum einen der Wiedergewinnung seines Herrschaftsgebietes, zum anderen der Auseinandersetzung mit den Elbslawen widmen. Auch ist er mehrfach fernab seiner Markgrafschaft im Gefolge Ottos III. urkundlich nachzuweisen. Eine eigene Münzprägung in Meißen innerhalb der ersten zehn Jahre seiner Herrschaft ist insgesamt unwahrscheinlich; Ekkehard befand sich häufig auf Kriegszügen. Unmöglich ist sie in den Jahren seines Aufenthaltes in Italien, zwischen 996 bis 999. Somit legt auch das Itinerar des meißnischen Markgrafen nahe, dass die Denare Ekkehards gegen Ende seiner Herrschaft geprägt wurden. Dabei sind die Monate seiner Thronbewerbung bis zu seinem Tod, als er sich außerhalb Meißens befand, auszuschließen. Für die Prägung der Ekkehard-Denare kommt wohl nur der Zeitraum zwischen seiner Rückkehr aus Italien im Herbst 999 und dem Bekanntwerden des Todes Kaiser Ottos III. etwa im Februar 1002 in Betracht.

Eine weitere zeitliche Eingrenzung sei mit aller Vorsicht versucht. Dass Ekkehard die Zusammenhänge Münze (*moneta*), Markt (*mercatum*), Zoll (*theloneum*) bewusst waren und er in diesen wirtschaftlichen Kategorien dachte, belegt die schon erwähnte Magdeburger Urkunde vom 23. März 1000. Otto III. bestätigt hier dem Abt des Klosters Nienburg an der Saale in Hagenrode die Einrichtung eines Marktes und einer Münze sowie das Recht, aus dem Markt Zoll zu nehmen: *ob petitionem Eggihardi nostri amabilis marchionis nec non suae contectalis Swanehild.*¹¹⁴ Ekkehard hätte sich wohl kaum für das Münzrecht eines Klosters eingesetzt, wenn er dieses selbst noch nicht ausgeübt hätte. Daraus ergäbe sich ein Zeitpunkt für die Prägung seiner Denare, zumindest von Schw.1, vor dem 23. März 1000.

Welche Motivation verbirgt sich aber hinter der Aufnahme einer eigenen Münzprägung oder was hat sie veranlasst? Nur selten finden sich Thesen zu dieser Frage in der wissenschaftlichen Literatur. Knut Görich verbindet die Ekkehard-Denare mit dessen Erhebung zum Herzog von Thüringen. „Vielleicht besteht aber auch ein Zusammenhang mit der Stellung Ekkehards als *dux* im thüringischen Raum, so daß die traditionellen Herzogsprägungen als Vorbild dieser Münze fungiert haben könnten? Auffallend ist jedenfalls die Ähnlichkeit des Denars Ekkehards mit dem seines Schwagers, des sächsischen Herzogs Bernhard I.“¹¹⁵ Nach Görich wäre dann eine Prägung nach 996 möglich, als Otto III. ihn aufgrund seiner „militärischen Erfolge gegen die Slawen und bei der Erstürmung der Engels-

¹¹⁴ MGH D O III, Nr. 350 (für Abt Etisco von Nienburg). Vgl. zuvor MGH D O III, Nr. 135. Die Intervention Ekkehards und seiner Gemahlin erklärt sich mit ihrer Pietät gegenüber Markgraf Thietmar, dem Gründer des Nienburger Klosters, der in erster Ehe mit Swanhild verheiratet war; vgl. RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 91.

¹¹⁵ GÖRICH, Wende (wie Anm. 94), S. 151, Anm. 307.

burg“ mit der Herzogswürde ehrte.¹¹⁶ Doch bleibt Görichs Annahme entgegenzuhalten, dass sich Bernhard auf seinen Münzen anders als Ekkehard jeweils ausdrücklich als DVX bezeichnet (vgl. Abb. 7, 9) und Ekkehards Denar nach Ausweis der Rückseitenlegende nicht, wie zu erwarten wäre, im thüringischen Raum, sondern an seinem Herrschaftssitz in Meißen geprägt wurde. Hier war er jedoch *marchio*.

Mit der oben getroffenen zeitlichen Eingrenzung der Ekkehard-Denare scheidet auch Bernd Kluges These aus: „Man ist versucht, diese singuläre Emission mit den Thronansprüchen Eckehards nach dem Tod Ottos III. zu verbinden. Seine Ermordung machte die ehrgeizigen Pläne zunichte und bedeutete auch die Einstellung des Münzexperimentes.“¹¹⁷ Kluge nimmt also an, dass der meißnische Markgraf zur Beförderung seiner Kandidatur eigene Münzen prägen ließ. Zu diesem Zweck hätte er aber auch fremde Münzen verwenden oder Belohnungen für die Zeit nach seiner Thronerhebung versprechen können, wie es für seinen Konkurrenten und späteren Kaiser Heinrich II. überliefert ist.¹¹⁸ Fraglich ist zudem, ob Ekkehard nach dem Erhalt der Todesnachricht – unbekannt ist, ob das in Meißen war – daran dachte, eine eigene Münzprägung zu veranlassen. Jedenfalls musste er jetzt schnell handeln, und es gab wichtigere Dinge für eine erfolgreiche Thronbewerbung zu regeln, wie die zahlreichen Unterredungen mit den einflussreichsten Männern zeigen. Nachdem Ekkehard Meißen (?) in Richtung Frohse verlassen hatte, kam er nicht wieder an seinen Herrschaftssitz zurück.

Berent Schweineköper schließlich bringt die Prägung mit einer Stärkung oder Belebung der Handelsaktivitäten in Verbindung: „Bedeutender scheint der Handelsverkehr erst unter Markgraf Ekkehard I. geworden zu sein. Von diesem lassen sich nämlich Münzen nachweisen, welche die Aufschrift MISNI (sic!) tragen. [...] Bei dem überall zu beobachtenden engen Zusammenhang mit der Münze wird damit auch hier [in Meißen] ein Markt wahrscheinlich gemacht.“¹¹⁹ Tatsächlich soll um 1000 am Südhang des Burgberges eine Marktsiedlung existiert haben. Ein wohl zwischen Burgberg und der Mündung der Triebisch zu lokalisierender Elb-

¹¹⁶ Vgl. GÖRICH, Otto III. (wie Anm. 60), S. 151 f.; unentschieden ARTHUR SUHLE, Deutsche Münz- und Geldgeschichte von den Anfängen bis zum 15. Jahrhundert, Berlin ³1968, S. 58. Vgl. zu Ekkehard als Herzog von Thüringen RUPP, Ekkehardiner (wie Anm. 55), S. 64-70.

¹¹⁷ KLUGE, Deutsche Münzgeschichte (wie Anm. 1), S. 68.

¹¹⁸ Vgl. Thietmar V 3: ... *plurima bona promisit*. Dazu STEFAN WEINFURTER, Heinrich II. (1002–1024). Herrscher am Ende der Zeiten, Regensburg 1999, S. 51: „Nach Werla schickte Heinrich einen eigenen Beauftragten. Von ihm ließ er sich als künftiger König vorstellen. Jeder, der seinen Anspruch anerkenne, sollte reiche Geschenke erhalten. Unter solchem Eindruck und mit der Bekräftigung durch die ottonisch-kaiserlichen Schwestern bestätigten die Sachsen endlich Heinrichs Erbrecht, wie es bei Thietmar heißt.“

¹¹⁹ BERENT SCHWINEKÖPER, Königtum und Städte bis zum Ende des Investiturstreits. Die Politik der Ottonen und Salier gegenüber den werdenden Städten im östlichen Sachsen und in Nordthüringen, Sigmaringen 1977, S. 90.

hafen, der bereits 979/983 bestand,¹²⁰ oder auch die Elbquerungen bei Strehla und Boritz begünstigten sicherlich den Handel sowohl in Nord-Süd- als auch in Ost-West-Richtung.¹²¹

Aufenthalte von Königen und Kaisern mit ihrem Gefolge konnten sehr kostspielig sein, denn es bestand Gastungspflicht. Die Ingangsetzung einer Münzprägung in Meißen könnte in direktem Zusammenhang mit dem prunkvollen Empfang Kaiser Ottos im Februar 1000 stehen. In diesem historischen Kontext sind wohl die Ekkehard-Denare in Umlauf gekommen.

Zum Kaiserbesuch passt die sorgfältige Prägung von Schw.1 mit der im Mittelalter unüblichen regelmäßigen Stempelstellung von 12h und den apizierten Buchstaben. Aus Respekt vor der höheren Rangstellung des Kaisers verzichtete Ekkehard aber darauf, wie auf den Münzen Bernwards von Hildesheim (Abb. 8) und Bernhards von Sachsen (Abb. 9) zu sehen, sein Bildnis zu präsentieren.

Die Ekkehard-Denare wurden mit nur je zwei Vorder- und zwei Rückseitenstempeln geschlagen.¹²² Ihre Prägung begann im Umfeld des Kaiserbesuchs mit Schw.1 und wurde mit einem zeitlichen Abstand von mehreren Monaten mit Schw.2 fortgesetzt. Vielleicht beabsichtigte Ekkehard auf längere Sicht tatsächlich, den (Fern-)Handels- und Marktverkehr, womit ja letztendlich auch beträchtliche Einnahmen verbunden waren, weiter zu intensivieren.¹²³ Die Fundorte der Ekkehard-Denare (Abb. 4) sind jedenfalls ein Indiz für ihr Abfließen nach Osten und Norden im Zuge des Fernhandels.

Ekkehards Ausgabe eigener Denare passt in den allgemeinen Trend vermehrter Münzprägung im Herzogtum Sachsen gegen Ende des 10. Jahrhunderts mit dem Ziel der stärkeren Teilhabe am Fernhandel. Sie schließt sich unter diesem Gesichtspunkt den Prägungen Herzog Bernhards von Sachsen oder Bischof Bernwards von Hildesheim an.¹²⁴ In Polen ließ auch Boleslaw Chrobry (992–1025) wohl unmittelbar nach seinem Herrschaftsantritt erstmals Münzen prägen.¹²⁵

¹²⁰ SUSANNE BAUDISCH/REINHARD BUTZ/BRIGITTE STREICH, Meissen, in: Werner Paravicini (Hg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch (Residenzenforschung 15/I), Teilbd. 2, Ostfildern 2003, S. 371–376.

¹²¹ Vgl. etwa die Urkunde MGH D O III, Nr. 184 von 983, der zufolge Kaiser Otto II. den Elbzoll zwischen Meißen und Belgern dem Meißner Bischof verlieh.

¹²² Wesentlich umfangreicher sind etwa Prägungen Bischof Bernwards von Hildesheim oder Herzog Bernhards I. von Sachsen. So lassen sich vom Typ Dbg. 719 fünf Vorderseiten- und sechs Rückseitenstempel nachweisen, von Dbg. 585 gar 33 Vorder- und 23 Rückseitenstempel; vgl. SVEN BRAHME, Zum Beginn der Münzprägung in Lüneburg. Stempeluntersuchungen am Typ Dbg 585, in: Nordisk Numismatisk Unions Medlemsblad 9 (1986), S. 167–195, hier S. 167; KLUGE, Bernward (wie Anm. 47), S. 531 f.

¹²³ Vgl. KLUGE, Bernward (wie Anm. 47), S. 328.

¹²⁴ Vgl. ebd., S. 325.

¹²⁵ Vgl. STANISLAW SUCHODOLSKI, Die Anfänge der polnischen Münzprägung, in: Wiczorek/Hinz, Europas Mitte um 1000 (wie Anm. 90), S. 195 f.

„Herr Niemand“ und der Kurfürst von Sachsen Schmähschriften und Öffentlichkeit im 16. Jahrhundert – ein Fallbeispiel*

von
MAXIMILIAN ROSE

Am 2. Mai 1566 lieferte der Pfarrer des nordsächsischen Dorfes Arzberg ein Schmähgedicht mit dem Titel „Herr Niemand's Predigt“ in der Amtsstube des Torgauer Amtsschössers Ambrosius Frank ab. Der Geistliche gab an, die Schrift vom Koßdorfer Pfarrer Jacob Menewitz bekommen zu haben. Menewitz, so berichtete er, sei zwar ein *wunderlicher Man*, verfüge aber nicht über die nötige *geschicklichkeit*, das Gedicht selbst verfasst zu haben. In einem Schreiben an die sächsische Landesregierung gab der Schösser daher seiner Befürchtung Ausdruck, dass der Verfasser der Schmähschrift außerhalb des Amtes Torgau zu suchen sein könnte.¹ In Dresden residierte im Mai 1566 nur eine Art Rumpfregierung, da Kurfürst August in Begleitung seines Kanzlers Georg Cracow den Augsburger Reichstag besuchte. Ohne Instruktionen des Regenten abzuwarten, beauftragten die in Dresden verbliebenen Hofräte den Torgauer Schösser sowie den Amtsverwalter von Mühlberg, Valentin Fuchs, mit einer Ermittlung, die zweierlei Aufgaben erfüllen sollte. Einerseits sollten die beiden Amtsmänner die Pfarrer von Arzberg und Koßdorf nach der Herkunft der Schmähschrift befragen und den Verfasser ausfindig machen. Andererseits sollten sie sämtliche Personen, welche *dieser ding schuldigk teylhafftig oder in vordacht befunden wurden [...] in vorwarung nehmen vnnd bringen damit sie nicht [...] abhanden kommen*.²

Es folgte eine Art Schnitzeljagd, welche die ermittelnden Amtleute in diverse Dörfer und Städte der Region Nordsachsen, in die heute brandenburgischen Orte Baruth und Lübben sowie nach Hohnstein und Wittenberg am östlichen bzw. westlichen Rand des albertinischen Kurfürstentums führte (Abb. 1).³ Wie sich herausstellte, hatte der Pfarrer von Koßdorf das Gedicht von seinem Amtskollegen in Saxdorf erhalten, der wiederum angab, der Student Melchior Lehmann

* Der Text greift auf Ergebnisse meiner Masterarbeit zurück, die im April 2020 am Institut für Geschichte der Technischen Universität Dresden eingereicht wurde.

¹ Vgl. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden HStA Dresden), 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, Inquisition von wegen des Schmegetichts welchs wieder den Churfürst zu Sachsen vnsern Genedigstenn Herren Anno 1566 spargirt worden, fol. 1^r-1^v.

² Ebd., fol. 3^r-3^v.

³ In Hohnstein und Wittenberg konnte allerdings keine Schmähschrift ausfindig gemacht werden.

hätte es ihm auf dem Herzberger Jahrmarkt geradezu aufgedrängt. Lehmann wollte die Schrift vom Kirchhainer Diakon Mattes Haferlandt abgeschrieben haben, der wiederum den Pfarrer des Dorfes Trebbus belastete. Der Pfarrer hatte auf einer Reise nach Berlin im sechzig Kilometer südlich der Residenzstadt gelegenen Baruth Rast gemacht und dort die Schmähschrift vom Schulmeister erhalten. Dem Schulmeister wurde die Schrift durch den ortsansässigen Pfarrer zugestellt, der angab, sie von Jacob Henning, einem Schreiber des Eustachius von Schlieben auf Belzig erhalten zu haben. Henning hatte die Schrift auf dem Landsitz derer von Canitz im nordsächsischen Großtreben gefunden und an sich genommen. Martha von Canitz schließlich verwies auf Wolf Baumgart, einen Diener des Rudolf von Gersdorff zu Doberlug, als Überbringer der Schrift. Es gelang Fuchs und Frank nicht, Baumgarts habhaft zu werden, weshalb sich die Spur der Schmähschrift im weniger als fünfzig Kilometer von Torgau entfernten Doberlug verliert.



Abb. 1: Orte, an denen ‚Herr Niemand's Predigt‘ gefunden wurde oder zirkulierte.

Die Weitergabe der Schmähschrift erfolgte jedoch nicht ausschließlich entlang einer geraden Linie. Vielmehr deckten die Ermittlungen ein mehr als 25 Personen umfassendes Netz von Besitzern und Verbreitern der Schmähschrift auf, welches sich an mehreren Punkten verzweigte (Abb. 3). So hatte der Pfarrer von Trebbus sein Exemplar neben Mattes Haferlandt auch einem Kirchhainer Studenten zukommen lassen. Haferlandt ließ das Gedicht im Nachbarort Liebenwerda zirkulieren und der Koßdorfer Pfarrer Jacob Menewitz scheint keine Gelegenheit ausgelassen zu haben, die Schrift in seinem sozialen Umfeld zu verbreiten.

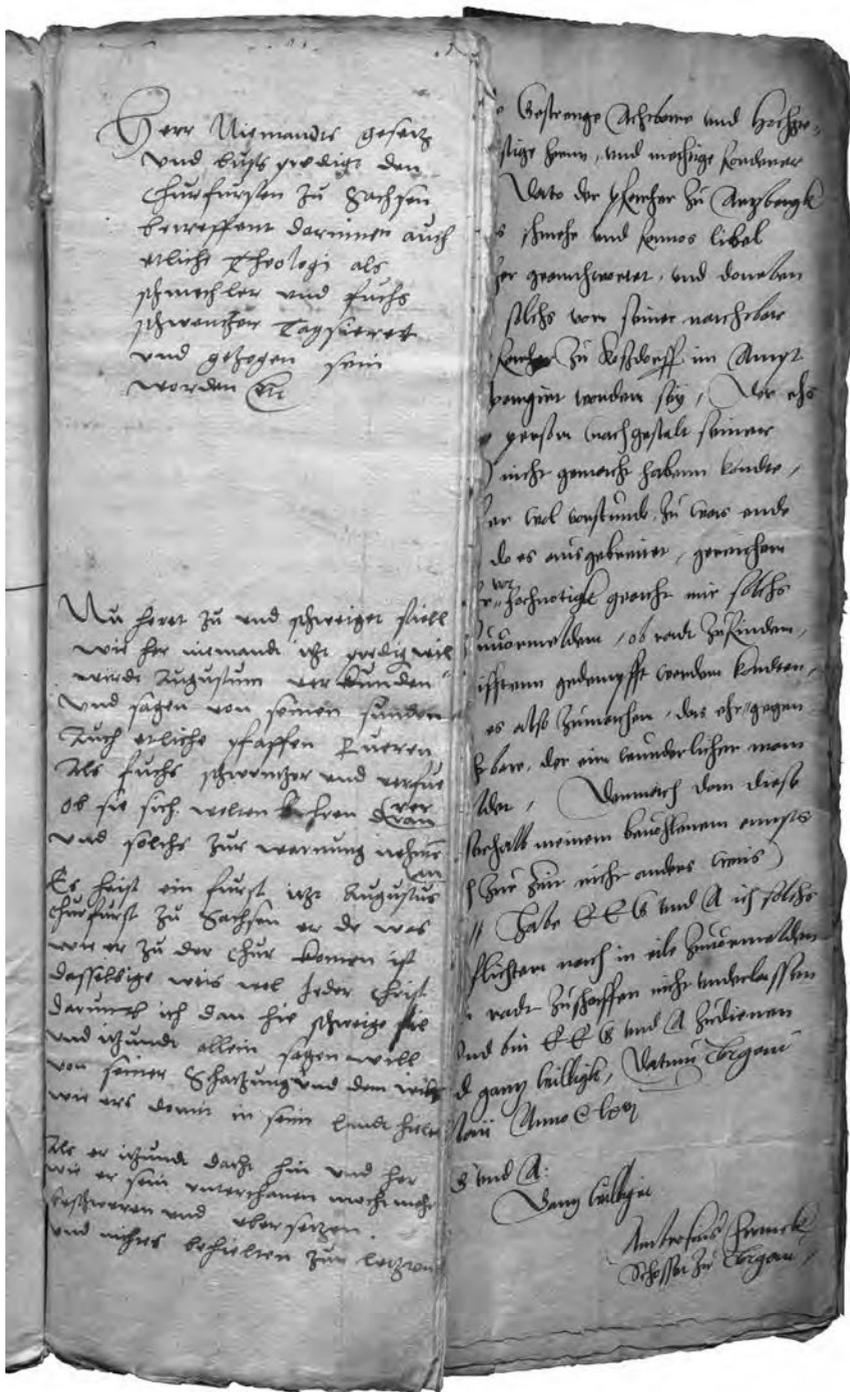


Abb. 2: Die erste Seite des einzigen erhaltenen Originals von ‚Herr Niemand’s Predigt‘.

Lizenz- und Nutzungshinweis: Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0. Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten.

Die Ermittlungsakten enden mit einem Bericht der Torgauer und Mühlberger Amtleute vom 18. August 1566. Sie hatten versucht, Wolf Baumgart zu verhören. Rudolf von Gersdorff gab jedoch an, sein Diener sei vor *dreyen tag heimlich vnnnd bey nachtt aus seinem dinst entrunnen*.⁴ Da sich Baumgart damit äußerst verdächtig gemacht hatte, wollten die Amtmänner alles daransetzen, seiner habhaft zu werden. Ob sie Erfolg hatten, bleibt unklar, da die Überlieferung im Sächsischen Staatsarchiv an dieser Stelle endet.⁵

I. Zum Inhalt der Schrift

Von den mindestens sieben Exemplaren von ‚Herr Niemandts Predigt‘, welche die Obrigkeit ausfindig machen konnte,⁶ sind nur zwei erhalten geblieben. Bei der ersten Version handelt es sich um eine in der Dresdner Kanzlei angefertigte Abschrift. Diesem Exemplar ist die Erklärung *her Niemandts Gesetz vnd Bus Predigt, den Churfürsten zu Sachs[en] betreffend Darinnen auch etzliche furnehm Theologi als schmeichler vnd fuchsschwentzer Taxirt* vorangestellt.⁷ Das andere in der Akte enthaltene Stück ist ein Original. Am Ende dieses Exemplars findet sich die Notiz eines *Petrus Simon, Cantor zu Copernick* (gemeint ist vermutlich Köpernitz bei Rheinsberg). Dort heißt es, *den 16 Julii hatt Geronimus von Schneberge des Churfürst[en] von Brandenburgk Hobediener dis Exemplar zu Copernick vberantwortet dem pfarher zu kostorf Jacob Menewitz*.⁸ Ob diese Informationen zutreffend sind, und wie sie sich in den Fall einfügen, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es scheint aber möglich, dass der Koßdorfer Pfarrer nach seiner Entlassung aus der Haft in Dresden versuchte, Ausfertigungen der Schmähsschrift ausfindig zu machen und sie an die Dresdner Kanzlei überschickte.⁹ Die beiden in der Akte enthaltenen Stücke der Schmähsschrift sind nahezu Wort für Wort identisch, was nahelegt, dass es sich bei der ersten Version um eine Abschrift des beiliegenden Originals und nicht etwa eines dritten Exemplars handelt.

‚Herr Niemandts Predigt‘ beginnt mit einer Vorstellung des Sprechers ‚Herr Niemand‘. Selbiger, so heißt es, wolle *izundt predigen* und Kurfürst August *sagen von seinen sundenn*.¹⁰ Die Einführung fiktiver (Sprecher-)Figuren, welche die

⁴ HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 137^v.

⁵ Vgl. ebd., fol. 139^r.

⁶ Diese Zahl ergibt sich aus den zweifelsfrei dokumentierten Exemplaren. Von einer ursprünglichen Schrift ausgehend, hatten der Schulmeister von Baruth, Mattes Haferlandt und der Pfarrer von Blumberg jeweils eine und der Pfarrer von Koßdorf drei Abschriften gemacht, die alle von den ermittelnden Beamten eingezogen oder von den Verbreitern selbstständig vernichtet wurden. Es ist davon auszugehen, dass mehr Exemplare existierten.

⁷ HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 141^r.

⁸ Ebd., fol. 151^v.

⁹ Menewitz hatte das im Mai 1566 angekündigt. Vgl. ebd., fol. 112^r.

¹⁰ Ebd., fol. 141^r.

vorgebrachten Beschwerden als Klagen einer nicht näher bestimmten Bevölkerungsmehrheit erscheinen ließen, war ein in der frühneuzeitlichen Kontroversliteratur weit verbreitetes Stilmittel.¹¹ Gleichzeitig war die Zurückstellung des konkreten Sprechers hinter eine vorgeblich allgemeine Volksmeinung ein definierendes Merkmal der im Medium der ‚fama‘ formulierten Herrschaftskritik. Die vorgebrachten Beschwerden erweckten so den Anschein, als könnten sie als „Rede ohne Urheber“ nicht auf eine einzelne Person zurückgeführt werden.¹² Die Bezeichnung ‚Herr Niemand‘ bediente sich dieser Traditionen, lässt sich aber dennoch konkreter zuordnen. [D]er wolredendt Niemandt‘, der aus einer Situation der Unmündigkeit ausbrach und den Mächtigen der Welt das Evangelium verkündete, war eine Kunstfigur der frühreformatorischen Flugschriften des Straßburger Barbiers Jörg Schan. Die Geschichte des ‚Niemandt‘ wurde von Ulrich von Hutten aufgegriffen, verbreitete sich im deutschen Sprachraum und zog sogar eine englische Übersetzung nach sich.¹³ Der ‚Herr Niemand‘ der sächsischen Predigt klagte allerdings nicht nur im Auftrag der Unmündigen, sondern ganz explizit auch im Sinne der herrschaftsfähigen Vertreter von *Ritterschaft* und *Bürgerstand* die Missetaten des Kurfürsten an.¹⁴ Mit Einschüben, wie *Oder wo ist ein Edelman / der sein altt Recht behalten kann*,¹⁵ wurde gerade den Interessen des Adels im Text an prominenter Stelle Platz eingeräumt.

Die Angriffe auf August beginnen mit einer Anspielung darauf, wie die albertinischen Wettiner die Kurwürde erworben hätten, was jedoch keiner weiteren Erklärung bedürfe, da es ohnehin *jeder Christ* wisse.¹⁶ Es folgt die Nacherzählung eines der wenigen konkreten Ereignisse, auf die in ‚Herr Niemand’s Predigt‘ Bezug genommen wird: Die Einsetzung Kurprinz Alexanders von Sachsen als Administrator der Stifte Merseburg und Naumburg. Kurfürst August hatte seinen kaum zehnjährigen Sohn durch die Domkapitel der beiden säkularisierten Bistümer zum

¹¹ Vgl. allgemein z. B. RUDOLF SCHLÖGL, Public Sphere in the Making in Early Modern Europe, in: *Annali dell’Istituto storico italo-germanico in Trento/Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient* 45 (2019), H. 2, S. 23-39, hier S. 34. Ein prominentes Beispiel sind die vielen prototypischen Laienfiguren der frühen Reformation. Vgl. ALBRECHT DRÖSE, Anfänge der Reformation, in: Werner Röcke/Marina Münkler (Hg.), *Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit* (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart), München/Wien 2004, S. 198-242, hier S. 215-222.

¹² Vgl. HEIKE JOHANNE MIERAU, Fama als Mittel zur Herstellung von Öffentlichkeit und Gemeinwohl in der Zeit des Konziliarismus, in: Martin Kitzinger/Bernd Schneidemüller (Hg.), *Politische Öffentlichkeit im Spätmittelalter* (Vorträge und Forschungen 75), Ostfildern 2011, S. 237-286, hier S. 273-276.

¹³ Vgl. HERMANN MEUCHE/INGEBURG NEUMEISTER (Hg.), *Flugblätter der Reformation und des Bauernkrieges*, Leipzig 1976, S. 104-106; FRANZ-HEINRICH BEYER, Eigenart und Wirkung des reformatorisch-polemischen Flugblatts im Zusammenhang der Publizistik der Reformationszeit (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung 39), Frankfurt am Main 1994, S. 111.

¹⁴ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 141^v.

¹⁵ Ebd., fol. 145^r.

¹⁶ Vgl. ebd., fol. 141^r.

Administrator wählen lassen, wobei auch Druckmittel in Form einer Kompanie Hakenschützen zum Einsatz gekommen sein sollen.¹⁷ Dieses Vorkommnis wird durch den Sprecher einerseits als Indiz für die Gier des Kurfürsten angeführt. Andererseits dient der plötzliche Tod Alexanders im Oktober 1565 als mahnendes Beispiel. Der Sprecher erklärt, Alexander habe auf seinem Totenbett den Kurfürsten zur Mäßigung seiner Gier angehalten, um dem einfachen Volk das Leben zu erleichtern.¹⁸ Das Gedicht legt dem Kurprinzen folgende Worte in den Mund:

*Die armen Leutt in irer nott
Schrein zu Irem liben Gott
Der thut itzund ir bitt erhoren
Darmit ir euch solt bekeren
Vnd thut euch ein beispil geben
Vnd nimbt mich aus disem leben¹⁹*

Damit ist das erste Thema eingeführt, mit dem sich ‚Herr Niemandts Predigt‘ hauptsächlich befasst: die Steuerpolitik des Kurfürsten. Der Sprecher erklärt, August würde in böser Absicht immer neue Steuern erdenken, mit denen er seine Untertanen *mehr Beschweren* könne. Als Instrument dieser Steuerpolitik erscheint der Landtag, den Kurfürst August einberufen hätte, um zu *finden ein gelt das bey inen niemandts nichts behelt*.²⁰ Dies führe zu den in folgenden Versen beschriebenen Zuständen:

*Solches geschah auch dermassen
das man thut clagen auf der strassen
von der schazung so geschwind
do manch arm man sein weib vnd kind
nicht kleiden noch erneren kan²¹*

Neben hohen Steuern war der zweite wesentliche Kritikpunkt an der Regierungsweise Kurfürst Augusts, welchen die ‚Predigt‘ formulierte, die strenge Regulierung der Jagd. Der Sprecher erklärt:

¹⁷ Eine Erwähnung dieser Einsetzung in der jüngeren Literatur findet sich bei HEINZ WIESSNER, *Das Bistum Naumburg* (Germania Sacra NF 35,1), Bd. 1,1, Berlin/New York 1997, S. 178. Die Hakenschützen finden sich nur bei AUGUST SCHUMANN, *Vollständiges Staats- Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen*, Bd. 13, Zwickau 1826, S. 45.

¹⁸ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 142^r-143^r.

¹⁹ Ebd., fol. 143^r.

²⁰ Vgl. ebd., fol. 141^r-141^v.

²¹ Ebd., fol. 141^v.

*dan ja in ewern gantzen landt
welchs itzundt regiirt ewere handt
die hirsch und schwein in allen feldern
Mehr dan die menschen thun gelden
ja es hat auch ein solchen schein
das man ein menschen dan ein schwein
itzt eher mocht todten oder schiessen
Dan einen hasen oder hirschen²²*

Nach diesen Beschwerden kommt das Gedicht in einer mit *Beschlus* betitelten Strophe zu seinem logischen Höhepunkt. In einem mehrzeiligen Crescendo wird dem Kurfürsten mit offener Revolte gedroht:

*so kanste zwar selbst besinnen
was sich hieraus wirdt ausspinnen
Nemblich gros auffruhr in deinem Landt
welchs dir wirdt sein ein ewig schandt
wan man sich wirdt zu hauff schlagen
vnd dich zum Lande raus jagen²³*

Nach dieser kaum zu überbietenden Provokation mäandert der Text noch einige Seiten weiter, allerdings weniger fokussiert und in einem merkbar veränderten Tonfall. Neben dem Bruch mit dem Rhythmus spricht auch die fehlende Stringenz im letzten Drittel dafür, dass einige Teile des überlieferten Gedichts im Nachhinein hinzugefügt worden sind. In diesen Passagen werden die Vorwürfe gegen August wiederholt, aber auch durch neue Vorhaltungen ergänzt. So erklärt der Sprecher nun, der Kurfürst sei nicht nur geizig, sondern stehe auch mit dem Teufel im Bunde.²⁴ Neu sind auch diverse Bestrafungsfantasien. Der Sprecher beschreibt, wie August auf einem Schwein reitet, im Feuer der Hölle brennt oder sein Kopf im jüngsten Gericht *zerknirscht* wird.²⁵ Wie in der Kurzbeschreibung angekündigt,

²² Ebd., fol. 143^v.

²³ Ebd., fol. 144^v.

²⁴ Vgl. ebd., fol. 145^r.

²⁵ Vgl. ebd. Der Schweine- oder Eselsritt war in der Frühen Neuzeit sowohl eine real existierende Ehrenstrafe als auch Teil des Bildprogramms sogenannter Schandbilder. Zur Ehrenstrafe vgl. GERD SCHWERHOFF, *Verordnete Schande? Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Ehrenstrafen zwischen Rechtsakt und sozialer Sanktion*, in: Andreas Blauert/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Mit den Waffen der Justiz. Zur Kriminalitätsgeschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 1993, S. 158-188. Zum Schweineritt als Motiv von Schandbildern vgl. den Katalog bei MATTHIAS LENTZ, *Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit (ca. 1350 bis 1600)* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 217), Hannover 2004, S. 165-347.

schließt der Text mit einer Anklage gegen Theologen, welche die kurfürstliche Politik unterstützten:

*O wehe den Pfaffen in dem Landt
die dem fursten nicht mach[en] bekandt
das er so vnrecht daran thut
den armen nimbt Ihr schweis vnd bluth
vnd wollen noch vorteidigen frei
die vntregliche schatzung sein²⁶*

Als Beispiele werden neben Paul Crell, dem Rektor der Wittenberger Universität, zwei weitere Theologen angeführt, die kürzlich verstorben waren und die dem Sprecher zufolge jetzt *der Teuffel brett*.²⁷ Bei einem dieser Männer könnte es sich um den Torgauer Superintendenten Georg Mohr gehandelt haben, den Thomas Kaufmann als „willfähige[s] Instrument der Moritzschen Religionspolitik“ bezeichnet.²⁸ Der dritte Theologe wird im Gedicht als *Vatter klug* bezeichnet, konnte aber nicht identifiziert werden.

II. Kontexte und mögliche Urheber

Es ist darauf hingewiesen worden, dass viele Schmähschriften der Frühen Neuzeit einem größeren Kontext entstammten, welcher zumindest einem Teil des Publikums bekannt war.²⁹ Das scheint unter den Rezipienten von ‚Herr Niemand’s Predigt‘ nicht unbedingt der Fall gewesen zu sein. So gaben diverse Zeugen an, die Schmähschrift sei von einem Wittenberger Studenten verfasst und an der Haustür des dortigen Theologieprofessors Paul Eber geheftet worden.³⁰ Ob mutwillige Lüge oder schlichtes Unwissen: Es scheint unwahrscheinlich, dass diese Aussage auf Fakten beruhte. Nicht nur ist ‚Herr Niemand’s Predigt‘ wesentlich länger, als andere Schmähschriften, die nachweislich öffentlich angeschlagen wurden.³¹ Auch

²⁶ HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 145^v.

²⁷ Vgl. ebd., fol. 136^r.

²⁸ Vgl. THOMAS KAUFMANN, Das Ende der Reformation. Magdeburgs „Herrgotts Kanzlei“ (1548–1551/2) (Beiträge zur historischen Theologie 123), Tübingen 2003, S. 421.

²⁹ Vgl. z. B. ANDREAS GESTRICH, Schandzettel gegen die Obrigkeit. Pasquillen als Mittel der Obrigkeitskritik in der Frühen Neuzeit, in: Otto Borst (Hg.), Südwestdeutschland. Die Wiege der deutschen Demokratie, Tübingen 1997, S. 43–57, hier S. 55.

³⁰ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 34^r, 51^v, 59^r.

³¹ Vgl. die Beispiele für angeschlagene Pasquille bei PETER BURKE, The Historical Anthropology of Early Modern Italy. Essays on Perception and Communication, Cambridge 1987, S. 95–108; ADAM FOX, Ballads, Libels and Popular Ridicule in Jacobean England, in: Past & Present 145 (1994), S. 47–83, hier S. 50, 70 f.; KARIN SENNEFELT, Citizenship and the Political Landscape of Libelling in Stockholm, c. 1720–70, in: Social History 33 (2008), H. 2, S. 145–163, hier S. 160.

gab der Wittenberger Rat auf Nachfrage an, dass zwar in der Tat eine Schmäh-schrift an Dr. Ebers Tür geschlagen worden wäre, diese aber vermutlich nicht mit „Herr Niemand's Predigt“ identisch sei. So soll es eine Schrift *ungeferlich von einem halben Bogen* gewesen sein und vor allem Dr. Eber persönlich betroffen haben. Auch sei der Kurfürst in dieser Schmäh-schrift nicht erwähnt worden.³²

Nicht nur die konkrete Erzählung um den öffentlichen Anschlag gerät damit in Zweifel. Es gibt darüber hinaus auch keinerlei Hinweise, dass die Schmäh-schrift mit der Wittenberger Studentenschaft in irgendeinem Zusammenhang stand. Als die Landesregierung den Wittenberger Rat ein zweites Mal um Auskunft bezüglich „Herr Niemand's Predigt“ bat, erhielt sie abermals enttäuschende Auskunft. Caspar Kraft, ein Wittenberger Drucker, sollte sowohl ein Exemplar von „Herr Niemand's Predigt“ als auch einer Schmäh-schrift auf Kurfürst Moritz besitzen. Im Verhör gab Kraft jedoch an, keine Schrift zu besitzen, den Koßdorfer Pfarrer nicht zu kennen und lediglich vom Herzberger Bürger Brosius Wagner gehört zu haben, dass ein Student eine solche Schmäh-schrift gemacht hätte.³³ Besagter Wagner wiederum bezog seine Informationen von dem mitteilungsbedürftigen Koßdorfer Pfarrer Jacob Menewitz, womit der Kreis der Fehlinformationen sich schließt.³⁴ Es erscheint damit nicht unwahrscheinlich, dass die unter Rezipienten weit verbreitete Annahme, die Schmäh-schrift stamme aus Wittenberg, gänzlich in die Irre führt. Diese These wird durch den Inhalt der Schrift unterstrichen: Warum sollte eine Schrift, die abgesehen von der beiläufigen Erwähnung Paul Crells keinerlei Bezug zu für Wittenberg spezifischen Konfliktlagen aufweist, ausgerechnet dort angeschlagen worden sein?

Einen der wenigen Hinweise auf eine konkrete Konfliktsituation gibt „Herr Niemand's Predigt“ mit der Einsetzung Kurprinz Alexanders als Administrator der Stifte Merseburg und Naumburg. Die Geschichte um die Einsetzung des Kurprinzen fungiert in der Schmäh-schrift jedoch nicht hauptsächlich als Anlass für Kritik, sondern als erzählerisches Mittel, um eine viel fundamentalere Kritik möglichst effektiv zu formulieren. Die rhetorische Figur des „Herr Niemand“ begriff zwar die Inbesitznahme der beiden Bistümer als weiteres Indiz für die Gier des albertinischen Kurfürsten, war aber hauptsächlich an anderen Themen interessiert. Der Fokus liegt auf dem Tod Alexanders, den der Sprecher als Strafe für die unmenschliche Politik des Kurfürsten darstellt. Der sterbende Kurprinz offenbart seinem Vater die Leiden der einfachen Bevölkerung und fordert ihn zu einer mäßigen Steuerpolitik auf. August wiederum ignoriert diesen ultimativen Rat eines Sterbenden, was ihn als völlig verstockt und seiner Gier rettungslos verfallen erscheinen lässt.³⁵

³² Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 18^r-18^v.

³³ Vgl. ebd., fol. 105^r-105^v.

³⁴ Vgl. ebd., fol. 89^r-91^r.

³⁵ Zur besonderen Autorität der Worte Sterbender in der Frühen Neuzeit vgl. HILLARD VON THIESSEN, Das Sterbebett als normative Schwelle. Der Mensch in der Frühen Neuzeit zwischen irdischer Normenkonkurrenz und göttlichem Gericht, in: Historische Zeitschrift 295 (2012), H. 3, S. 625-659, hier S. 643-648.

Dementsprechend liegt es nahe, dass die Steuerproblematik den eigentlichen Anlass zur Abfassung der Schmähschrift gab. Die Forschung zur kursächsischen Finanzverwaltung konstatiert, dass Kurfürst August in seinen frühen Regierungsjahren vor allem darum bemüht war, Schulden abzutragen. Schon 1552 hatte Kurfürst Moritz 600 000 Gulden an Verbindlichkeiten an die Landstände weitergegeben, denen im Gegenzug die Erhebung einer Tranksteuer zugestanden wurde.³⁶ Zwischen 1552 und 1565 berief der Kurfürst sieben weitere Land- und Ausschusstage ein, die sich vor allem mit Steuerfragen befassten.³⁷ Der für den 23. September 1565 einberufene Landtag scheint dabei ein vorläufiger Kulminationspunkt gewesen zu sein. Die Bewilligung einer Landsteuer von drei Groschen je Schock Groschen erregte Unmut unter den Ständen.³⁸ So ist etwa der Einwand dokumentiert, die Armut im Land sei zu groß, als dass die Stände eine solche Steuer aufbringen könnten.³⁹

Das zweite große Thema von ‚Herr Niemand's Predigt‘, die Jagd, war Mitte der 1560er-Jahre ebenfalls virulent. Ulrike Ludwig identifiziert den Kampf gegen die Wilderei als definierendes Merkmal der kursächsischen Rechtspflege unter Kurfürst August. Während der Schwerpunkt der Überlieferung von Prozessen gegen Wilderer in den Jahren ab 1572 liegt, weisen normative Texte schon ab 1549 auf eine verstärkte Strafverfolgung hin.⁴⁰ Dass diesen Normen auch 1566 schon Taten folgten, zeigen zum Beispiel die Supplikationen von Jacob Menewitz, der angab, in Dresden mit einer Gruppe *wiltschutzen* inhaftiert gewesen zu sein.⁴¹ Obwohl weniger prominent als die Steuern, war auch dieser Konflikt auf dem Landtag von 1565 Thema. Namentlich klagten einige Adlige, die Regulierung der Jagd würde ihre althergebrachten Rechte verletzen und kurfürstliche Jäger würden ein unerträgliches Verhalten an den Tag legen.⁴²

Angesichts dieser thematischen Übereinstimmungen ist es wahrscheinlich, dass ‚Herr Niemand's Predigt‘ als direkte Reaktion auf den Landtag von 1565 entstand. Diese Annahme wird auch durch den expliziten Hinweis auf den Zusam-

³⁶ Vgl. UWE ISRAEL/JOSEF MATZERATH, *Geschichte der sächsischen Landtage* (Studien und Schriften zur Geschichte der sächsischen Landtage 5), Ostfildern 2019, S. 97.

³⁷ Vgl. UWE SCHIRMER, *Kursächsische Staatsfinanzen (1456–1656). Strukturen – Verfassung – Funktionseliten* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 28), Stuttgart 2006, S. 603.

³⁸ Vgl. ebd., S. 600–605.

³⁹ Eine ausführliche Beschreibung der Vorgänge auf dem Landtag, die auch in der jüngeren Forschung noch genutzt wird, findet sich bei JOHANNES FALKE, *Zur Geschichte der sächsischen Landstände. Die Regierungszeit des Kurfürsten August 1565–1582*, in: *Mittheilungen des königlich sächsischen Altertumsvereins* 24 (1874), S. 86–134, hier S. 86–96.

⁴⁰ Vgl. ULRIKE LUDWIG, *Das Herz der Justitia. Gestaltungspotentiale territorialer Herrschaft in der Strafrechts- und Gnadenpraxis am Beispiel Kursachsens 1548–1648* (Konflikte und Kultur 16), Konstanz 2008, S. 130–145.

⁴¹ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8526/4, An Kurfürst August zu Sachsen allerhand einzelne gemeine Briefe, auf der Reise eingekommen, fol. 47r.

⁴² Vgl. FALKE, *Geschichte der sächsischen Landstände* (wie Anm. 39), S. 93.

menhang von Landtag und Steuer, welcher in der Schmähschrift hergestellt wird, plausibilisiert. Das Gedicht legt Kurfürst August folgende Worte in dem Mund:

*ich will ausschreiben einen tagk
domit ich alles versamlen magk
die izundt sein In meinem landt
Ritterschaft vnd den bürgerstand
vnd will von im fordern ein gelt
das bei mir niemandt nichts behelt⁴³*

Des Weiteren fällt das Sterbedatum Kurprinz Alexanders (8. Oktober 1565) in den Tagungszeitraum. „Herr Niemand's Predigt“ beschreibt, wie der Landesherr hastig aus Torgau abreist, um am Totenbett seines Sohnes anwesend zu sein:

*da solchs der Churf[ürst] zu der stund
Erfur das er wer ungesundt
von dem er dan gar sehr erschrack
vnd baldt zu seinem Gemabl sprach
O mutter anna es hatt nott
vnser Bischoff will sterben todt
vnd furen alsbardt zu Torgaw aus
Nach dresd[en] zu dem Schonen haus⁴⁴*

Bei dem Verfasser muss es sich also um eine Person handeln, die über die Vorgänge auf dem Landtag von 1565 mindestens gut informiert war, sie aber möglicherweise sogar beobachtet hatte. Schließlich ist die geografische Nähe des Tagungsortes der Landtage und der Fundorte von „Herr Niemand's Predigt“ frappierend: Seit der Wittenberger Kapitulation von 1547 fanden die sächsischen Landtage in Torgau statt.⁴⁵ In der landesgeschichtlichen Forschung ist Torgau mitunter als „heimliche Hauptstadt Sachsens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ bezeichnet worden, was die Frage aufwirft, ob die Ereignisse des Landtags in der Region um Torgau regelmäßig Gegenstand von Schmähschriften- und Gerüchtkommunikation waren.⁴⁶

Konkretere Hinweise auf die Urheber von „Herr Niemand's Predigt“ lassen sich nur annäherungsweise zusammenstellen. Als möglicher Auftraggeber erscheint

⁴³ HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8526/4, fol. 148v.

⁴⁴ HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 142r.

⁴⁵ Vgl. ISRAEL/MATZERATH, Geschichte der Landtage (wie Anm. 36), S. 92; CHRISTIAN HEINKER, Kontrollieren oder Delegieren. Zur Interaktion Kurfürst Augusts mit seinen Geheimen Räten, in: Winfried Müller/Martina Schattkowsky/Dirk Syndram (Hg.), Kurfürst August von Sachsen. Ein nachreformatorischer „Friedensfürst“ zwischen Territorium und Reich, Dresden 2017, S. 102-109.

⁴⁶ Vgl. HEINKER, Kontrollieren oder Delegieren (wie Anm. 45), S. 102.

ebenjener Rudolf von Gersdorff, dessen Diener Wolf Baumgart das letzte bekannte Glied in der Kette von Verbreitern der Schmähschrift war.⁴⁷ Es erscheint möglich, dass von Gersdorff seinem Diener die Flucht ermöglichte, indem er die kurfürstlichen Amtleute mehrere Tage warten ließ, bevor er sie empfing.⁴⁸ Außerdem hatte er den Kurfürsten im November 1565, also nach dem Torgauer Landtag, aber lange vor dem Auftauchen der Schrift, mündlich geschmäht. Von Gersdorff hatte dem Kurfürsten in Anwesenheit anderer Adliger sowie des Schössers von Liebenwerda eine *Maulschelle* angedroht, was zwar eine Ermittlung, dem Anschein nach aber kein Strafverfahren nach sich zog.⁴⁹

Hintergrund dieser Auseinandersetzung war wohl, dass von Gersdorff in den 1560er-Jahren in einen Konflikt mit dem Kurfürsten verwickelt war, in welchem die Jagd eine zentrale Rolle spielte. Der Konflikt entzündete sich immer wieder daran, dass den sächsischen Kurfürsten das Jagdrecht für die Wälder um Doberlug eingeräumt worden war. Rudolf von Gersdorff bestritt dieses Jagdrecht und stand im Verdacht, zu viel Holz zu schlagen, wodurch der Wildbestand geschädigt wurde. Er widersetzte sich Versuchen, das Holzschlagen in den Doberluger Wäldern zu unterbinden, und scheint darüber hinaus einige Jagdhunde des Kurfürsten beschlagnahmt zu haben.⁵⁰ Die Entwendung der Jagdhunde kann als symbolische Negierung des kurfürstlichen Jagdrechts in den Doberluger Wäldern und damit

⁴⁷ Die Familie von Gersdorff war erst mit Rudolfs Vater Heinrich in den Kreis kursächsischer Funktionseliten aufgestiegen und nicht auf dem Landtag vertreten. Vgl. ULF MOLZAHN, *Adel und frühmoderne Staatlichkeit in Kursachsen. Eine prosopographische Untersuchung zum politischen Wirken einer territorialen Führungsschicht in der Frühen Neuzeit (1539–1622)*, Diss. Leipzig 2005, S. 289 f. Bis auf einige genealogische Notizen – etwa bei HERMANN KNOTHE, *Genealogie der verschiedenen Linien des Geschlechts von Gersdorff in der Oberlausitz. Von Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1623*, in: *Neues Lausitzisches Magazin* 69 (1893), S. 153–202, hier S. 189 – findet Rudolf von Gersdorff in der historischen Forschung keine Erwähnung. Eine 1926 veröffentlichte Dorfchronik beschreibt ihn als tyrannischen und gierigen Herrn, der mit der Stadt Kirchhain ständig im Streit lag. Vgl. CARL WILHELM ZAHN/GOTTHOLT ZAHN, *Chronik von Kirchhain und Dobrilugk, Grafschaft und Stadt Sonnewalde, Kirchhain* 1926, S. 50–61.

⁴⁸ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 137^r–138^r.

⁴⁹ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/7, Rudolphs von Gersdorff Reden.

⁵⁰ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8385/2, Vergleich, so von Kaiser Maximilians II. hierzu deputierten Kommissaren zwischen Kurfürst Augustus [von Sachsen] Abgesandten und denen von Gersdorff als Inhabern des Stifts Doberlug der Jagd halber, welche Seiner Kurfürstlichen Gnaden und derselben Erben von Seiner Kaiserlichen Majestät auf allen des Stifts Gehölzen eigentümlich übergeben, getroffen und aufgerichtet worden, 1564, item etliche andere Schreiben dieselbe Jagd betreffend, in Sonderheit aber die gütliche Handlung, so vor diesen mit Graf Albrecht von Schlick und denen von Gersdorff durch Herrn Georg von Schleinitz und Dr. Georg von Komerstadt dieser Doberluger Jagd halber auf Kurfürst Moritz' Befehl von Seiner Kurfürstlichen Gnaden zum Besten gepflogen worden, 1548 (Abschrift), fol. 1^r–41^r.

als direkter Angriff auf die kurfürstliche Ehre verstanden werden.⁵¹ In der Konsequenz eskalierte der Konflikt so weit, dass die Landesregierung dem Landvogt der Niederlausitz die Lizenz erteilte, sich notfalls mit Gewalt gegen Rudolf von Gersdorff durchzusetzen.⁵² Auch wenn es scheinbar nie zu einer physischen Auseinandersetzung kam, schwelte der Konflikt weiter. So lag Rudolf von Gersdorff im Herbst 1566 erneut im Streit mit dem Landesherrn. Dieses Mal verschärfte sich die Situation, als kurfürstliche Beamte bei Senftenberg ein Teil des von Gersdorffschen Viehs mitsamt dem begleitenden Knecht einzogen.⁵³ Rudolf von Gersdorff erscheint damit als ein möglicher Auftraggeber von „Herr Niemand's Predigt“. Dafür spricht neben der räumlichen Nähe zum Tagungsort der Landtage die Tatsache, dass einer seiner Diener die Schrift verbreitete, sowie sein Konflikt mit dem Kurfürsten, der nicht nur die Einschränkung althergebrachter Rechte betraf, sondern darüber hinaus bereits zu verbalen Injurien geführt hatte. Eine eindeutige Identifizierung von Gersdorffs als Auftraggeber ist allerdings nicht möglich.

III. Öffentlichkeit: Zwischen Netzwerk und Gerücht

Schmähschriften sind zuletzt in Verbindung mit der viel diskutierten Frage von Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit in den Fokus der Forschung geraten.⁵⁴ Das Medium scheint geeignet, die oft auf Druckerzeugnisse konzentrierte Diskussion sowohl auf Handschriften als auch auf deren Interaktion mit Formen mündlicher und performativer Kommunikation auszuweiten.⁵⁵ Im Verbund mit Reden, Ges-

⁵¹ Vgl. FRANK DIERKES, Galen contra Morrien. Drama eines Adelskonflikts im Münsterland um 1600, in: Mechthild Siekmann (Hg.), Tatort Domplatz. Der Münster-Plan von 1609 und seine Geschichte(n), Bielefeld 2009, S. 105-126, hier S. 109.

⁵² Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8385/2, fol. 17^r-19^r, 38^r-41^r.

⁵³ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8526/4, fol. 101^r-101^v.

⁵⁴ Vgl. neuerdings vor allem die Forschungsergebnisse des Teilprojektes G „Pamphlete, Pasquille und Parolen. Invektive Dynamiken frühneuzeitlicher Öffentlichkeit“ des SFB 1285 „Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung“ der Technischen Universität Dresden. STEFAN BECKERT u. a., Invektive Kommunikation und Öffentlichkeit. Konstellationsanalysen im 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 22 (2020), S. 36-82; JAN SIEGEMUND, „unrechtliche peinliche schmehung oder dem gemeinen nutz nuetzlich?“. Eine Fallstudie zur Normenkonkurrenz im Schmähschriftenprozess des 16. Jahrhunderts, in: Das Mittelalter 25 (2020), H. 1, S. 135-149. Vgl. aber auch schon ANDREAS WÜRLER, Unruhen und Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert (Frühneuzeit-Forschungen 1), Tübingen 1995, S. 134-156; CHRISTIAN KUHN, Schmähschriften und geheime Öffentlichkeit in Bamberg an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Mark Häberlein/Kerstin Kech/Johannes Staudenmaier (Hg.), Bamberg in der Frühen Neuzeit (Bamberger historische Studien 1), Bamberg 2008, S. 373-399; ALASTAIR BELLANY, Railing Rhymes Revisited. Libels, Scandals, and Early Stuart Politics, in: History Compass 5 (2007), H. 4, S. 1136-1179, hier S. 1152-1154.

⁵⁵ Noch immer prägend ist die These der druckschriftbasierten reformatorischen Öffentlichkeit. Vgl. RAINER WOHLFEIL, „Reformatorische Öffentlichkeit“, in: Ludger Grenz-

ten, Gerüchten und Liedern sind Schmähschriften mitunter sogar als Trägermedium einer frühneuzeitlichen ‚geheimen Öffentlichkeit‘ bzw. ‚Gegenöffentlichkeit‘ verstanden worden.⁵⁶ Wie genau Schmähschriften in diesen Öffentlichkeiten figurierten, ist, insbesondere in nichtstädtischen Kontexten, bisher allerdings kaum erforscht. Der Fall ‚Herr Niemand's Predigt‘ bietet die Gelegenheit, einer möglichen ‚geheimen Öffentlichkeit‘ im ländlichen Raum des albertinischen Kur Sachsens auf die Spur zu kommen.

Die (Hand-)Schrift ist zweifelsohne als Rückgrat der weitläufigen Zirkulation der Schmähschrift zu sehen. Wie die Ermittlungsakten zeigen, bestand ihr Publikum vor allem aus Priestern, Niederadligen und Studenten, also Personen, die über ein gewisses Maß an Bildung verfügten und die mindestens Lesen, oft aber auch Schreiben konnten. Die eigentliche Verbreitung der Schrift fand auf drei verschiedene Arten statt. Vielfach beschränkte sich die Weitergabe darauf, dass ein Besitzer der Schrift einem Dritten für eine kurze Zeit Einblick gewährte. In anderen Fällen wurde das ursprüngliche Exemplar weitergegeben, manchmal allerdings mit dem Hinweis, es dem Übersender wieder zurückzuschicken. Die letzte und für die Obrigkeit bedrohlichste Möglichkeit war, dass Sender oder Empfänger eine Abschrift von ‚Herr Niemand's Predigt‘ anfertigten, sie also im Rahmen der Möglichkeiten einer Handschrift vervielfältigten.⁵⁷ Das Anfertigen einer Kopie war

mann/Karl Stackmann (Hg.), *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit*, Stuttgart 1981, S. 41-52. Auch in neueren Darstellungen gelten Druckschriften als entscheidendes Moment für die Entstehung von Öffentlichkeit. Vgl. exemplarisch SCHLÖGL, *Public Sphere in the Making* (wie Anm. 11). Systematische Revisionen unter Einbeziehung anderer Medien finden sich bisher vor allem in der englischen Forschung, Vgl. z. B. HAROLD LOVE, *Scribal Publication in Seventeenth-Century England*, Oxford 1993, S. 191-230.

⁵⁶ Vgl. ULINKA RUBLACK, *Anschläge auf die Ehre. Schmähschriften und -zeichen in der städtischen Kultur des Ancien Régime*, in: Klaus Schreiner/Gerd Schwerhoff (Hg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Norm und Struktur 5), Köln/Weimar/Wien 1995, S. 381-411, hier S. 388; GERD SCHWERHOFF, *Öffentliche Räume und politische Kultur in der frühneuzeitlichen Stadt. Eine Skizze am Beispiel der Reichsstadt Köln*, in: Rudolf Schlögl (Hg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt* (Historische Kulturwissenschaft 5), Konstanz 2004, S. 113-137, hier S. 130; DANIEL BELLINGRADT, *„Lateinische Zettel“ in der Reichsstadt Köln (1708). Signale, Diskurse und Dynamiken im öffentlichen urbanen Raum der Frühen Neuzeit*, in: *Geschichte in Köln. Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte* 56 (2009), S. 207-237, hier S. 220; KUHN, *Schmähschriften und geheime Öffentlichkeit* (wie Anm. 54); BERND ROECK, *Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität* (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 37), Bd. 2, Göttingen 1989, S. 668-680.

⁵⁷ Peter Schirnack sowie der Kantor, der Schulmeister und der Bürgermeister von Liebenwerda hatten lediglich Einblick erhalten. Den Pfarrern von Trebbus und Schmerkendorf, Daniel Benisch sowie Martin Gilbert, wurde ein Exemplar übersendet oder übergeben. Tobias Adelpfas, Mattes Haferlandt, Adam von Weltewitz und Jacob Menewitz hatten eine oder mehrere Abschriften erstellt bzw. erstellen lassen. Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 49^r, 51^v, 52^r, 62^v, 65^r, 70^r.

eher die Ausnahme als die Regel, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass 27 Personen dokumentiert sind, welche die Schrift mindestens einer Person weitergeleitet haben, aber nur sieben Exemplare der Schmähschrift zweifelsfrei belegt werden können.

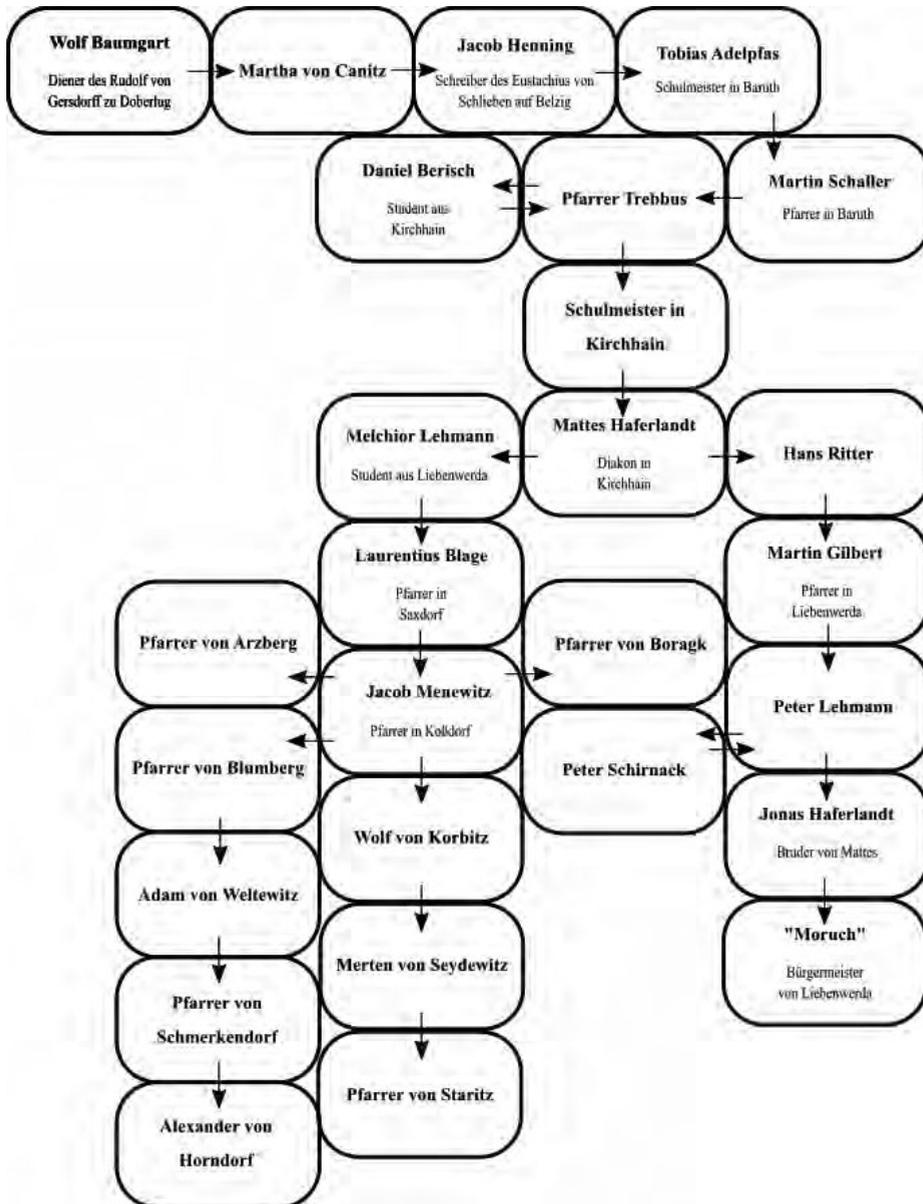


Abb. 3: Das Netz der Verbreiter und Verbreiterinnen von „Herr Niemand's Predigt“.

Als prototypisches Setting für die Übergabe der Schrift kann eine Szene aus dem Bericht Alexander von Horndorfs gelten. Horndorf erklärte, *das seinn pfarher zu Schmerckendorff, denn Sonnabend nach misericordias domini [4. Mai 1566], zu ihme in seine behausung, anderer gescheft halbenn kommen auch mit gedachtem von horndorff Malzeit gehalten, vnd nach gehaltenen Malzeit hatt der pfarher zu deme von horndorf gesagt, Juncker was hört ihr neues, Do hat horndorff geantwortet, Lieber her pfarher vnd Gefatter, ich komme nicht weit aus, darumb kann ich auch nicht viel vonn neuen Zeittungen wissen, der pfarher aber hinwieder, Wist ihr nicht was zu Wittenbergk ist angeschlag[en] word[en], Dorauf horndorff geantwortet, Ehr wuste nichts davon, dorauf volgendes pfarher mitt demselbigen geticht hervorkommen, vnnd deme vonn horndorff dasselbige zulesen vndergeb[en].*⁵⁸

So oder so ähnlich beschrieben neben Horndorf auch die Pfarrer von Arzberg, Saxdorf, Koßdorf und Trebbus sowie Wolf von Korbitz und Martha von Canitz ihren ersten Kontakt mit ‚Herr Niemandes Predigt‘. All diese Übergaben fanden während eines Besuches in der Behausung eines der Beteiligten statt, viele bei oder nach einer gemeinsamen Mahlzeit.⁵⁹ Dem Netz der Verbreiter lag also eine Kultur der institutionellen Gastfreundschaft zugrunde, wie sie in der Frühen Neuzeit vor allem für das Gelehrten- und Geistlichenmilieu gut dokumentiert ist.⁶⁰ Es finden sich unter den Verbreitern sowohl Personen, die vermutlich gut miteinander vertraut waren (etwa die Pfarrer von Koßdorf und Saxdorf oder der Diakon Mattes Haferlandt und sein Bruder Jonas), als auch Personen, bei denen es äußerst unwahrscheinlich ist, dass sie in regelmäßigem Kontakt standen (zum Beispiel Jacob Henning und Martha von Canitz oder der Pfarrer von Trebbus und der Schulmeister von Baruth). Erstere besuchten sich regelmäßig, weil es in ihrem sozialen Umfeld üblich war. Letztere nahmen relativ fremde Personen in ihren Haushalt auf, weil es im Rahmen einer Kultur der Gastlichkeit von ihnen erwartet wurde. Durch diese regelmäßigen gegenseitigen Besuche entstanden Kommunikationsräume, die so privat waren wie in frühneuzeitlichen Gesellschaften eben möglich und die sich trotzdem zwangsweise immer wieder ergeben mussten. Innerhalb dieses Milieus wurde die Weitergabe der Schmähschrift durch das Interesse an Nachrichten entscheidend begünstigt.⁶¹ Immer wieder finden sich in den Zeugen-

⁵⁸ Ebd., fol. 63 f.

⁵⁹ Vgl. ebd., fol. 7r, 52r, 89v, 102r, 134r-134v.

⁶⁰ Vgl. GABRIELE JANCKE, Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 15), Göttingen 2013, S. 478-483. Für ältere Behandlungen des Themas vgl. HANS CONRAD PEYER, Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 235 (1982), H. 2, S. 265-288; FELICITY HEAL, The Idea of Hospitality in Early Modern England, in: Past & Present 102 (1984), S. 66-93.

⁶¹ Vgl. JANCKE, Gastfreundschaft (wie Anm. 60), S. 479. Einen Zusammenhang zwischen institutioneller Geselligkeit und Nachrichtenaustausch arbeitet auch Susanne Rau heraus. Vgl. SUSANNE RAU, Orte der Gastlichkeit – Orte der Kommunikation. Aspekte der Raumkonstruktion von Herbergen in einer frühneuzeitlichen Stadt, in: Renate Dürr/Gerd Schwerhoff (Hg.), Kirchen, Märkte und Tavernen. Erfahrungs- und Hand-

aussagen Konversationen über die Schrift, welche mit der Nachfrage nach *neuen Zeitungen* eingeleitet wurden.⁶²

Die Schmähschrift wurde also nicht im eigentlichen Sinne ‚veröffentlicht‘, sondern einem ausgewählten Publikum präsentiert, dem man zutraute, sie unter Verschluss zu halten. Harold Love argumentiert, die Verbreitung von Manuskripten sei in der Frühen Neuzeit von einem „coterie paradigm“ bestimmt gewesen. Demnach zirkulierten die meisten nicht für den Massenmarkt bestimmten Schriften vor allem in einem Personenkreis mit ähnlichen Interessen und Werten, der wenig Informationen nach außen dringen ließ.⁶³ Auch wenn der Personenkreis im Fall von ‚Herr Niemand Predigt‘ nicht völlig undurchlässig war, scheint das ‚coterie paradigm‘ zu greifen. Die Selbstverständlichkeit mit denen die Verbreiter sich derselben kulturellen Praktiken bedienten, lässt vermuten, dass Ansätze dieser Netzwerke auch im Sachsen des 16. Jahrhunderts existierten. Es überrascht dementsprechend nicht, dass der einzige Vorfall, bei dem die Schmähschrift einem nicht kontrollierbaren Publikum präsentiert wurde, ein Versehen war. Wie ein Zeuge erklärte, hatte Peter Tuchmacher *einn exemplar der schmeheschrift vfm kobr in der kirchen die Oster feyertage bey sich gehapt welchs Ihme vnngefehr entfallen, das hette ebr vffgehoben, vnnnd het darauf nemo gestanden solchs hette hernachmals der schulmeister vnd Cantor gelehsten, do het er es also mit angehört das Exemplar aber wehre alsbalde peter lehman widerumb zugestellt worden.*⁶⁴ Aus diesem Vorfall ergaben sich keine Konsequenzen in Form einer Denunziation bei der Obrigkeit. Dennoch verweist er darauf, dass die Verbreiter ein Gespür dafür hatten, in welchen Räumen sie die Schmähschrift straflos weitergeben konnten.

Wenn die Diskussion um die Schmähschrift den geschützten Raum der ‚coterie‘ dennoch verließ, dann in Form des Gerüchts. Einige Zeugen sagten aus, nur Gerüchte gehört, die Schrift selbst aber nie zu Gesicht bekommen zu haben.⁶⁵ Andere gaben an, Gerüchte gehört und sich die Schrift daraufhin besorgt zu haben.⁶⁶ Für die Verbreitung dieser Gerüchte war der Inhalt der Schrift eher nebensächlich. Schon die unmittelbaren politischen Themen, die Kritik an Jagd und Steuern, sind aus den Erzählungen diverser Zeugen kaum ersichtlich. Oft reichte die skandalöse Tatsache, dass der Kurfürst geschmäht worden war, um die Ge-

lungsräume in der Frühen Neuzeit (Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 9), Frankfurt am Main 2005, H. 3/4, S. 394-417.

⁶² Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 49^v, 63^v, 89^v, 134^r.

⁶³ Vgl. LOVE, Scribal Publication (wie Anm. 55), S. 188-192. Für England ist die Weitergabe von Manuskripten entlang der hierarchisch strukturierten sozialen Milieus der Frühen Neuzeit inzwischen so weit erforscht, dass sich ganze Netzwerke rekonstruieren lassen. Vgl. z. B. NOAH MILLSTONE, *Manuscript Circulation and the Invention of Politics in Early Stuart England*, Cambridge 2016, S. 53.

⁶⁴ HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 49^r. Peter Tuchmacher bestätigte den Bericht. Vgl. ebd.

⁶⁵ Vgl. ebd., fol. 34^r, 90^v.

⁶⁶ Vgl. ebd., fol. 49^v-50^r.

rüchteküche zum Brodeln zu bringen.⁶⁷ Beispielsweise berichtete der Pfarrer von Saxdorf, wenige Tage nachdem er die Schrift erhalten hatte, wären *ezlich mans vnd weibes personen* in seiner Behausung gewesen, die von der Verbreitung einer Schmähschrift in Liebenwerda berichtet hätten.⁶⁸ Weitere Details bezogen sich entweder auf spektakuläre Formen der Veröffentlichung oder auf die Reaktionen von Personen, welche mit der Schrift in Kontakt gekommen waren. Im Rahmen der Verbreitung von ‚Herr Niemand’s Predigt‘ scheinen zahlreiche Geschichten dieser Art existiert zu haben, welche die Schrift möglichst skandalös erscheinen ließen. So wusste zum Beispiel Wolf von Korbitz zu berichten, der Pfarrer von Koßdorf hätte geprahlt, *das sie [die Schmähschrift] huius gebn Augsburg geschickt, auch ihn vieler leute hende kommen wehre, mit ferner anhang das ein Pfarher so funffzig exemplar hette lassen aussschreiben vnd vorschickt*.⁶⁹

Das hartnäckigste Gerücht über die Verbreitung von ‚Herr Niemand’s Predigt‘ war aber die unwahrscheinliche Behauptung, die Schmähschrift sei in Wittenberg an die Haustür des Theologen Paul Eber genagelt worden. Viel interessanter als der Wahrheitsgehalt der Geschichte ist jedoch die Frage, warum sie so bereitwillig geglaubt und weitererzählt wurde. Einerseits geht aus den Schreiben des Wittenberger Rates hervor, dass tatsächlich eine Schrift an Ebers Tür geschlagen wurde. Eine schlichte Verwechslung mag also ein Teil der Erklärung sein. Darüber hinaus scheint es aber plausibel, dass Rezipienten diese Geschichte gerne glauben wollten, weil sie die Schrift spektakulärer erscheinen ließ. Der öffentliche Anschlag einer Schmähschrift war skandalös, zumal wenn es sich um das Haus eines prominenten und dem Kurfürsten nahestehenden Theologen handelte.⁷⁰ Darüber hinaus erregte der performative Akt des Anschlagens an sich Aufmerksamkeit, unabhängig davon, ob er tatsächlich stattgefunden hatte.⁷¹ Die Wirkung einer Schmähschrift wie ‚Herr Niemand’s Predigt‘ lässt sich somit nur im Zusammenspiel von schriftlicher und mündlicher Kommunikation verstehen; das Manuskript garantierte eine Verbreitung der Inhalte sowie die Produktion immer neuer Vorfälle, die in Gerüchten verarbeitet werden konnten. Gerüchte wiederum transportierten nicht primär die Inhalte einer Schrift, sondern die durch ihren brisanten Charakter verursachten Vorfälle. Sie waren somit dazu geeignet, das Interesse an der Schrift und der darin transportierten politischen Kritik zu erhöhen.

⁶⁷ Oft reichte schon die Etikettierung einer Schrift als „Schmähschrift“. Vgl. BECKERT, *Invektive Kommunikation und Öffentlichkeit* (wie Anm. 54), S. 57.

⁶⁸ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 34r.

⁶⁹ Ebd., fol. 102v.

⁷⁰ Zu Paul Ebers Nähe zum Kurfürsten vgl. CHRISTIAN WINTER, Paul Eber als kirchenpolitischer Berater Kurfürst Augusts von Sachsen, in: Daniel Gehr/Volker Leppin (Hg.), *Paul Eber (1511–1569). Humanist und Theologe der zweiten Generation der Wittenberger Reformation* (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 16), Leipzig 2014, S. 173–195.

⁷¹ Der prominenteste Fall eines möglicherweise fiktiven Anschlags, der trotzdem große Aufmerksamkeit erregte und bereitwillig geglaubt wurde, dürfte der Thesenanschlag Martin Luthers sein. Vgl. JOHANNES BURKHARDT, *Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617*, Stuttgart 2002, S. 30–35.

Was war also die politische Relevanz einer solchen Schmähschrift? „Herr Niemand's Predigt“ bezog sich auf konkrete Tagespolitik (den Landtag von 1565) und war allem Anschein nach niemals für einen öffentlichen Anschlag, sondern für die regionale, klandestine Verbreitung gedacht. Die Schmähschrift entspricht damit dem im englischen Kontext gut untersuchten Archetyp politischer „Libels“. Die Funktion derartiger Gedichte ist indessen nicht eindeutig zu beantworten. Einerseits legen die vorliegenden Quellen nahe, dass es sich bei den Verbreitern, anders als von der Obrigkeit befürchtet, nicht um einen konspirativen Kreis von Überzeugungstätern handelte, der konkreten politischen Forderungen Vorschub leistete. Die Schmähschrift war für sie vor allem ein skandalöses Kuriosum, eine „Zeitung“, die sie weiterverbreiteten, weil es ihnen Aufmerksamkeit bescherte. So wäre zu erklären, warum auch Menschen, die den Inhalten von „Herr Niemand's Predigt“ neutral oder sogar ablehnend gegenüberstanden, das Gedicht weitergaben.⁷² Dennoch lehrt das englische Beispiel, die politische Wirkung anonymer Schmähgedichte nicht zu unterschätzen. Dass „Herr Niemand's Predigt“ vor allem durch Beleidigung und Provokation auf sich aufmerksam machte, bedeutet sicherlich nicht, dass die Kritik der kurfürstlichen Politik nicht Gehör und sogar Zustimmung fand. Auch wenn die Rezipienten von „Herr Niemand's Predigt“ wohl kaum zur darin geforderten offenen Rebellion bereit waren, gab das Gedicht ihnen einen Raum, tagespolitische Themen wie Steuern oder Jagdrechte in kritischer Weise zu diskutieren.⁷³ Zudem zirkulierte die Schrift unter Personen, die als Landadlige und Vorsteher ihrer Gemeinden mitunter als Herrschaftsträger fungierten und deren Meinung im kooperativen Territorialstaat des 16. Jahrhunderts ein gewisses politisches Gewicht hatte.⁷⁴ Mit dem Fall von „Herr Niemand's Predigt“ deutet sich an, dass es im Kursachsen des 16. Jahrhunderts unter diesen Menschen Kommunikationswege gab, die auch hochgradig herrschaftskritische Inhalte routiniert weiterverbreiteten.

⁷² S. J. Wiseman hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass Medien eine „commodification phase“ durchlaufen, während derer das Produkt selbst für die Verbreitung relevanter ist als die darin transportierten Sinneinheiten. Vgl. S. J. WISEMAN, *Pamphlet Plays in the Civil War News Market. Genre, Politics and „Context“*, in: *Prose Studies* 21 (1998), H. 2, S. 66-83, hier S. 79.

⁷³ Das und viele weitergehende Überlegungen diskutiert für das englische Beispiel BELLANY, *Railing Rhymes Revisited* (wie Anm. 54), S. 1154-1164.

⁷⁴ Zur Bedeutung der Kooperationsbereitschaft lokaler Eliten vgl. exemplarisch JAMES D. TRACY, *Taxation and State Debt*, in: Thomas A. Brady/Heiko A. Oberman/James D. Tracy (Hg.), *Handbook of European History 1400–1600. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation*, Bd. 2, Leiden/New York/Köln 1994, S. 563-588, hier S. 568-571; STEFAN BRAKENSIEK, *Akzeptanzorientierte Herrschaft. Überlegungen zur politischen Kultur der Frühen Neuzeit*, in: Helmut Neuhaus (Hg.), *Die Frühe Neuzeit als Epoche* (Historische Zeitschrift. Beihefte NF 49), München 2009, S. 395-406. Zu Pfarrern im Besonderen vgl. JAY GOODALE, *Pfarrer als Außenseiter. Landpfarrer und religiöses Leben in Sachsen zur Reformationszeit*, in: *Historische Anthropologie* 7 (1999), Ausgabe 2, S. 191-211, hier S. 191.

IV. Sanktionen und Öffentlichkeitsmanagement der Obrigkeit

Das Urteil der obrigkeitlichen Akteure über ‚Herr Niemand's Predigt‘ fiel eindeutig aus. Das Gedicht erfüllte alle Merkmale, die zeitgenössische Rechtstexte mit dem Etikett ‚Schmähschrift‘ verbanden. Sie war anonym, sie war öffentlich und sie war hochgradig invektiv.⁷⁵ Schon der vorsichtige Umgang damit, wem die Verbreiter das Gedicht weitergaben, zeigt, dass die allermeisten Akteure sich der Brisanz des Inhalts bewusst waren. Diverse Zeugen gaben an, dass sie die Verwerflichkeit der Schrift erkannt und entsprechende Maßnahmen getroffen hatten. Obwohl diese Beteuerungen sicherlich auch Versuche der nachträglichen Exkulpation waren, führten Bedenken über den widerrechtlichen Charakter der Schrift dazu, dass gleich drei Rezipienten sie selbstständig vernichteten.⁷⁶ In drei weiteren Fällen wurde die Schmähschrift unaufgefordert der Obrigkeit übergeben.⁷⁷ Die Tatsache, dass mehrere Empfänger sich unabhängig voneinander zu diesem Schritt entschieden, lässt vermuten, dass eine derartig aufmerksamkeitserregende Schmähschrift frühneuzeitlichen Behörden in der Regel nicht verborgen blieb.

Aus der Korrespondenz der ermittelnden Amtleute untereinander geht hervor, dass die Verbreiter der Schmähschrift die Reaktion der Obrigkeit zu Recht fürchteten. Schon der erste Bericht des Torgauer Schössers bezeichnete ‚Herr Niemand's Predigt‘ als *schmehe vnd famos libell*.⁷⁸ Auch der Bericht der in Dresden verbliebenen Hofräte an Kurfürst August ließ keinen Zweifel daran, dass *solch famos geticht [...] an ime selbst hoch sträfflich* war.⁷⁹ Kurfürst August scheint den Fall entsprechend ernst genommen zu haben. Vom Augsburger Reichstag aus informierte er seine Räte, sie sollten *die personen, so schuldig, oder vordechtig befunden werden, persunlich gefenglich annehmen, gegen dresd[en] füren vnd in tiffesten thurm werffen lassen [...], darauf wir vns zu vnserer glucklich[en] wider anheim kunfft gegen solchen aufrürischen buben, von denen wir also felschlich aufgetragen vnd diffamirt werden mit solch[em] ernst zuvorzeigen wiss[en] wollen, das sich andere dergleichen daran stossen sollen*.⁸⁰

Der Kurfürst verstand das Vergehen also als schwer genug, dass es ihm nötig schien, an den Schuldigen ein abschreckendes Exempel zu statuieren. Neben der abschreckenden Wirkung mag auch die von der Forschung immer wieder postu-

⁷⁵ Zur Bedeutung dieser Trias vgl. GÜNTER SCHMIDT, *Libelli Famosi*. Zur Bedeutung der Schmähschriften, Scheltbriefe, Schandgemälde und Pasquille in der deutschen Rechtsgeschichte, Diss. Köln 1985, S. 18; SIEGEMUND, *Normenkonkurrenz im Schmähschriftenprozess* (wie Anm. 54), S. 144.

⁷⁶ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 49^v, 65^r, 134^r.

⁷⁷ Vgl. ebd., fol. 7^v, 25^r-25^v.

⁷⁸ Ebd., fol. 1^r.

⁷⁹ Ebd., fol. 4^r.

⁸⁰ Ebd., fol. 20^v.

lierte stark ausgeprägte Rachsucht Kurfürst Augusts gegen seine persönlichen Feinde einen Teil zu dieser heftigen Reaktion beigetragen zu haben.⁸¹

Da bis zuletzt kein Urheber aufgefunden wurde, lässt sich nicht feststellen, wie die Strafe gegen einen solchen ausgefallen wäre. Inwiefern es tatsächlich zu harten Maßnahmen gegen die Verbreiter gekommen ist, lässt sich anhand der vorliegenden Quellen ebenfalls nicht mit letzter Gewissheit sagen. Neben der etwa vierwöchigen Einkerkering der Pfarrer von Koßdorf und Saxdorf in Dresden wurden zumindest Martha von Canitz, Jacob Henning und der Schulmeister von Baruth in den jeweiligen lokalen Ämtern in Haft genommen.⁸² Kirchhain und Liebenwerda gehörten zur Jurisdiktion derer von Gersdorff auf Doberlug, was ein Grund gewesen sein könnte, warum die Amtleute sich nicht trauten, die in diesen Orten ansässigen Verdächtigen zu inhaftieren und in ein anderes Amt zu überführen. Stattdessen wurde den entsprechenden Personen lediglich auferlegt, weiterhin für Nachfragen zur Verfügung zu stehen.⁸³ Für weitere Sanktionen gibt es keine Hinweise. Im Gegenteil verraten die Visitationsberichte späterer Jahre, dass die Pfarrer von Arzberg, Schmerkendorf und sogar Saxdorf im Amt verbleiben durften.⁸⁴ Dem mittellosen Studenten Melchior Lehmann hatte die Episode dem Anschein nach sogar eher genützt als geschadet; noch im Jahr 1566 trat er eine Stelle als Pfarrer von Kleinrössen an.⁸⁵ Diese Stelle war frei geworden, weil der zuvor dort tätige Pfarrer Simon Nauart ab 1566 in Koßdorf die Nachfolge von Jakob Menewitz antrat.⁸⁶

Der mitteilungsbedürftige Koßdorfer Pfarrer verlor damit als einziger seine Stellung. In der Folge supplizierte er über den gesamten Sommer 1566 um Wiedereinsetzung und versuchte, sich durch eigenständige Ermittlungen zu rehabilitieren.⁸⁷ Am 30. August wurde ihm eine Audienz mit dem Kurfürsten zugesichert. Ob es je zu dieser persönlichen Unterredung gekommen ist, ist aus den Quellen

⁸¹ So zuletzt REINER GROSS, *Geschichte Sachsens*, Leipzig 52012, S. 72.

⁸² Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 70^r, 133^v.

⁸³ Vgl. ebd., fol. 46^r.

⁸⁴ Vgl. KARL PALLAS, *Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals sächsischen Kurkreise*, Bd. 4: Die Ephorien Torgau und Belgern, Halle 1911, S. 429; DERS., *Kirchenvisitationen*, Bd. 5: Die Ephorien Liebenwerda und Elsterwerda, Halle 1914, S. 111, 346 f. Die hier verwendeten Editionen der Visitationsberichte sind zwar alt, gelten aber als äußerst zuverlässig. Vgl. GOODALE, *Pfarrer als Außenseiter* (wie Anm. 74).

⁸⁵ Vgl. PALLAS, *Kirchenvisitationen* (wie Anm. 84), Bd. 3: Die Ephorien Prettin und Herzberg, Halle 1908, S. 587.

⁸⁶ Der Visitationsbericht von 1577 listet Simon Nauart, zuvor sieben Jahre in Kleinrössen tätig, als Koßdorfer Pfarrer. Zu diesem Zeitpunkt hatte Nauart sein Amt seit elf Jahren inne. Vgl. PALLAS, *Kirchenvisitationen* (wie Anm. 84), Bd. 5, S. 290.

⁸⁷ Menewitz schrieb am 28. Juni aus Mittweida und am 20. Juli aus Falkenberg. Zwei weitere Supplikationen sind nicht datiert und lassen keine Rückschlüsse über den Herkunftsort zu, wurden aber vermutlich im August verschickt. Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 115^v, 125^r; ebd. Loc. 8526/4, fol. 46^r-48^v.

nicht ersichtlich.⁸⁸ Im Herbst 1566 steckte Kurfürst August mitten in den Vorbereitungen eines Krieges gegen seine ernestinischen Verwandten sowie den fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach. Der Heerzug war eigentlich schon für Mitte September angedacht und begann nur aufgrund der Unentschlossenheit Kaiser Maximilians erst im Dezember. Dementsprechend hatte August unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Augsburger Reichstag mit den Kriegsvorbereitungen begonnen.⁸⁹ Es scheint zumindest möglich, dass neben solchen Verpflichtungen die Bestrafung der Verbreiter von ‚Herr Niemand’s Predigt‘ in den Hintergrund trat.

Für die Bestrafung von Pasquillanten ergibt sich demnach ein ähnliches Bild wie für viele Delikte der Frühen Neuzeit. Drakonische Strafen wurden angekündigt, aber nur in Ausnahmefällen in die Tat umgesetzt.⁹⁰ Es fällt jedoch auf, dass die kursächsischen Beamten in den Ermittlungen in Bezug auf die Schmähschrift Strategien an den Tag legten, die sich als ‚Öffentlichkeitsmanagement‘ verstehen lassen. Zunächst wurden die Amtleute, die mit dem Fall befasst waren, immer wieder ermahnt, sie sollten sich *vnvermarkt vnd im geheim erkundigen*, also nach Möglichkeit durch ihre Nachforschungen nicht noch größere Aufmerksamkeit erregen.⁹¹ Diese Maßgabe wurde, wann immer möglich, umgesetzt. Beispielsweise bot der Saxdorfer Pfarrer an, sich in der Herberge, in der er die Schmähschrift erhalten hatte, nach dem Studenten Melchior Lehmann zu erkundigen. Die Beamten geboten ihm jedoch, *keine öffentliche nachforschung* anzustellen und *davon stille zuschweigen*.⁹² Es steht zu vermuten, dass derartige Vorsichtsmaßnahmen nicht völlig ineffektiv waren. Trotzdem zeigt der vorliegende Fall ihre Limitationen auf und legt darüber hinaus nahe, dass das obrigkeitliche Interesse der Vermeidung von Öffentlichkeit im direkten Konflikt mit ihrem Interesse stand, den Urheber der Schriften ausfindig zu machen. Das kommt insbesondere darin zum Ausdruck, dass die Intervention der kurfürstlichen Amtleute beständig neuen Stoff für Gerüchte lieferte. So hatte etwa der Herzberger Bürger Brosius Wagner, als er befragt wurde, bereits erfahren, dass der Koßdorfer Pfarrer nach Dresden abgeführt worden war, weil er eine Schmähschrift gemacht habe.⁹³

Das bedeutet jedoch nicht, dass alle Maßnahmen der Obrigkeit fehlgehen mussten. Obwohl es in den Anweisungen an die ermittelnden Amtleute nie formuliert wurde, ist aus den Verhörprotokollen ersichtlich, dass sie den Versuch

⁸⁸ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8526/4, fol. 46^r-49^v.

⁸⁹ Vgl. MAXIMILIAN LANZINNER, *Friedenssicherung und politische Einheit des Reiches unter Kaiser Maximilian II. 1564–1576* (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 45), Göttingen 1993, S. 54–61.

⁹⁰ Vgl. GERD SCHWERHOFF, *Historische Kriminalitätsforschung* (Historische Einführungen 9), Frankfurt am Main 2011, S. 97. Dieser Befund ist auch für Schmähschriften nicht neu. Ähnliche Beobachtungen macht RUBLACK, *Anschläge auf die Ehre* (wie Anm. 56), S. 387.

⁹¹ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 16^r. Ähnliche Formulierungen finden sich in vielen der Anweisungen. Vgl. ebd., fol. 3^r, 128^r.

⁹² Vgl. ebd., fol. 59^v.

⁹³ Vgl. ebd., fol. 90^r-90^v.

unternahmen, die materielle Basis von „Herr Niemand's Predigt“ völlig auszulöschen. Das Bewusstsein über die Materialität des Mediums handschriftliche Schmähschrift wird schon aus dem Sprachgebrauch der Beamten deutlich. In der Korrespondenz war in der Regel nicht einfach von *der Schmähschrift*, sondern von einem *Exemplar der Schmähschrift* die Rede.⁹⁴ Die Anzahl, Erstellung und Vernichtung jedes einzelnen dieser Exemplare wurde sorgfältig dokumentiert. Alle Befragten machten Angaben dazu, ob sie ein Exemplar lediglich gesehen, es weitergegeben oder sogar eine Abschrift gefertigt, also ein neues Exemplar geschaffen hatten, das es zu vernichten galt. Ebenso sorgfältig wurde festgehalten, wenn ein Exemplar ohne Zutun der Behörden vernichtet worden war.⁹⁵ Offenbar war den Beamten die Synergie von Schmähschrift und Gerücht bewusst. Vernichtete man jedes einzelne Exemplar der Schmähschrift, so der Gedanke, konnten sie dem Gerücht keine materielle Basis mehr bieten. Selbst wenn das Gerücht die Auslöschung dieser Basis überdauerte, war es unwahrscheinlich, dass es als Medium geeignet war, die herrschaftskritischen Inhalte der Schrift zu transportieren. Wie an anderer Stelle bereits gezeigt, beschränkten Gerüchte sich in der Regel auf eine sehr verkürzte Wiedergabe der in einer Schmähschrift ausgebreiteten Invektiven sowie auf die Nacherzählung diverser Episoden, welche die Verbreitung einer Schmähschrift nach sich zog.

Der Inhalt frühneuzeitlicher Schmähschriften war somit prekäres Wissen im von Martin Mulsow definierten Sinne.⁹⁶ Da die materielle Basis der Inhalte von „Herr Niemand's Predigt“ außerordentlich schmal war, konnte die Obrigkeit darauf hoffen, die darin enthaltenen herrschaftskritischen Wissensbestände durch die Vernichtung dieses Materials völlig auszulöschen. Doch damit nicht genug. Selbst wenn Gerüchte die Auslöschung der materiellen Basis überdauerten, war es unwahrscheinlich, dass sie als Medium geeignet waren, die herrschaftskritischen Inhalte der Schrift zu transportieren. Dass Schmähschriften durchaus das Potenzial hatten, das kommunikative Gedächtnis einer Region zu überdauern, zeigen Beispiele von Schmähschriften, die über Generationen hinweg aufbewahrt und in anderen Kontexten erneut benutzt wurden.⁹⁷ Ihr invektives Potenzial bestand dann unter Umständen nicht nur in den in der Schrift enthaltenen Herabsetzungen, sondern für alle Eingeweihten auch in einer Aktualisierung des Ursprungskonflikts.

Die Klassifizierung der Inhalte frühneuzeitlicher Schmähschriften als prekäres Wissen verweist schließlich auf einen letzten Grund, warum die Ermittler im Fall

⁹⁴ Vgl. ebd., fol. 7^r-7^v, 14^r, 27^r-28^r, 31^r, 34^r, 39^v, 45^r-46^r, 49^r.

⁹⁵ Vgl. ebd., fol. 7^v, 25^r-25^v, 134^r.

⁹⁶ Vgl. MARTIN MULSOW, *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 2012, S. 15.

⁹⁷ Vgl. MILLSTONE, *Manuscript Circulation* (wie Anm. 63); GERD SCHWERHOFF, *Pasquill. Ein Kommunikationsmedium zwischen Schmähung und Kritik*, in: Marina Münkler u. a. (Hg.), *Kommunikative Gattungen [im Erscheinen]*; ADAM SMYTH, „Reade in One Age and Understood i'th'Next“. *Recycling Satire in the Mid-Seventeenth Century*, in: *Huntington Library Quarterly* 69 (2006), H. 1, S. 67-82.

von ‚Herr Niemand's Predigt‘ der Vernichtung jedes einzelnen Exemplars so große Bedeutung beimaßen: Durch die Erfindung des Buchdrucks war der Übergang von prekärem zu ubiquitärem Wissen in der Mitte des 16. Jahrhunderts so fließend wie nie zuvor. Stieß ein handschriftlich verbreiteter Text auf entsprechendes Publikumsinteresse, bestand durchaus die Gefahr, dass er im Druck verbreitet wurde.⁹⁸ Dass sich die kurfürstliche Regierung dieser Gefahr bewusst war, zeigt der Versuch einer intensiven Reglementierung des kursächsischen Druckmarktes seit 1549, der vor allem darauf abzielte, die massenhafte Ausbreitung anonym und pseudonym gedruckter ‚Schmähschriften‘ einzudämmen.⁹⁹ Der Druck scheint im Falle von ‚Herr Niemand's Predigt‘ nicht die hauptsächliche Sorge der Obrigkeit gewesen zu sein, war aber durchaus ein Hintergedanke. In zwei Verhören wurde abgefragt, ob es sich um ein handschriftliches oder gedrucktes Exemplar der Schmähschrift handelte.¹⁰⁰ Bei einem der Verhöre ging es um das Exemplar, welches der Buchdrucker Kaspar Kraft angeblich besitzen sollte.¹⁰¹ Kraft hätte vermutlich durchaus über die Mittel verfügt, ‚Herr Niemand's Predigt‘ in großer Auflage zu reproduzieren.

V. Resümee

Im Sommer 1566 zirkulierte in der nördlichen Hälfte des Kurfürstentums Sachsen eine Schmähschrift, die nicht nur Kurfürst August persönlich beleidigte, sondern auch seine Politik in Bezug auf Jagd und Steuern aufs schärfste kritisierte. Die Schrift war allem Anschein nach als Reaktion auf den Landtag in Torgau entstanden und griff Themen auf, die dort zur Diskussion gestanden hatten, wobei die Kritik landesherrlicher Politik und schärfste Polemik gleichberechtigt nebeneinander existierten. Als möglicher Urheber der Schrift erscheint der unzufriedene Adlige Rudolf von Gersdorff, der seit Jahren mit seinem Landesherrn im Streit lag und ihn darüber hinaus bereits mündlich geschmäht hatte. Der weitläufigen Verbreitung von ‚Herr Niemand's Predigt‘ lag jedoch eine klandestine Kultur des Weitergebens und Abschreibens von Manuskripten zugrunde. Trägergruppe dieser spezifischen Form von Öffentlichkeit war eine untereinander durch Gast-

⁹⁸ Vgl. MILLSTONE, *Manuscript Circulation* (wie Anm. 63), S. 319 f. Für das späte 17. und 18. Jahrhundert leitet Andreas Würzler ganze Druckschriftenkampagnen aus handschriftlichen Pasquillen her. Vgl. ANDREAS WÜRGLER, *Unruhen und Öffentlichkeit* (wie Anm. 54), S. 134-156. Auch Mulsow gibt mit den Werken Kazimierz Lyszcinskis ein Beispiel für subversive Wissensbestände, die lange hochgradig prekär waren und durch erneute Drucklegung wieder in den Kanon allgemein verfügbaren Wissens einzug hielten. Vgl. MULSOW, *Prekäres Wissen* (wie Anm. 96), S. 12.

⁹⁹ Zur Entstehung der Bücherzensur in Kursachsen vgl. HANS-PETER HASSE, *Zensur theologischer Bücher in Kursachsen im konfessionellen Zeitalter. Studien zur kursächsischen Literatur- und Religionspolitik in den Jahren 1569 bis 1575* (*Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte* 5), Leipzig 2000, S. 25-57.

¹⁰⁰ Vgl. HStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 31^r, 90^r.

¹⁰¹ Vgl. ebd., fol. 90^r.

freundschaft verpflichtete Gruppe von Geistlichen und niederen Adligen, die ein Gefühl dafür hatten, wem man eine solche Schrift präsentieren konnte. Die Verbreitung der Schmähschrift innerhalb dieser Gruppe war nicht unerheblich durch Lust an der Provokation und durch das Interesse an ‚neuen Zeitungen‘ motiviert, was jedoch keinesfalls Gleichgültigkeit oder gar politische Apathie impliziert. Im Gegenteil ist die routinierte Weitergabe einer Schmähschrift als Hinweis auf eine Kultur des kritischen Kommentierens von Tagespolitik zu verstehen.

Wenn Informationen über die Schmähschrift von dieser Gruppe nach außen drangen, dann oft in Form von Gerüchten. Letztere gaben in der Regel nicht den Inhalt der Schrift wieder, sondern erzählten spektakuläre Vorfälle nach, welche die Verbreitung einer Schmähschrift und die Ermittlungen der Obrigkeit zwangsweise produzieren mussten. Die Obrigkeit schließlich steckte in einem Dilemma. Einerseits bestand großes Interesse daran, den Verfasser zu finden und zu bestrafen, wohl auch weil der Kurfürst sich persönlich beleidigt sah. Andererseits waren die ermittelnden Behörden sich in hohem Maße über die Dynamiken von Schmähschriften- und Gerüchtekommunikation bewusst. Sie versuchten, ihre Nachforschungen nach Möglichkeit geheim zu halten, waren aber nur bedingt erfolgreich. Die effektivere Maßnahme obrigkeitlichen ‚Öffentlichkeitsmanagements‘ war der Versuch, die materielle Basis der Schmähschrift vollständig zu vernichten. Gab es kein Exemplar der Schrift mehr, war zu erwarten, dass die Inhalte von ‚Herr Niemand’s Predigt‘ auf absehbare Zeit gänzlich aus dem kommunikativen Gedächtnis des albertinischen Kurstaates getilgt werden konnten. Die in der Dresdner Kanzlei verwahrte Ermittlungsakte sollte die einzige Erinnerung daran sein, dass die Schmähschrift im Sommer 1566 eine ganze Region in Aufruhr versetzt hatte.

Editorischer Anhang

Herr Niemandts Gesetz und Buspredigt, den Kurfürsten zu Sachsen betreffend, Exemplar a

Überlieferung: Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, Inquisition von wegen des Schmehetichts welchs wieder den Churfürst zu Sachsen vnsern Genedigstenn Herren Anno 1566 spargirt worden.

//fol. 141v//

1 her Niemandts Gesetz vnd Bus
Predigt, den Churfürsten zu Sachs[en]
betreffend. Darinnen auch etzliche
furnehm Theologi als schmeichler
5 vnd fuchsschwentzer Taxirt
vnd angetzogen werden

Nun horet Zu vnnd schweiget still
her Niemandt itzundt Predigen will
10 der wirdt augusto vorkhunden
vnd sagen von seinen sundenn
auch ezliche Pfaffen rüenn,
als fuchsschwentzer vnd verfurter
ob sie sich wolttten keren davon
15 vnd sol[c]hs Zur warnung nehmen an
Es heist ein furst jezt augustus
Churfürst zu Sachsen er do was
wie er zu der Chur kommen ist
dasselb weis wohl ein jeder Christ
20 darumb ich dem hir schweige still
vnd itzundt allein sagen will
von seiner schatzung vnd dem Wildt
wie ers damit inn sein Landt hielt
als er ~~itz dacht~~ itzvndt dacht hin vnd her
25 wie er sein vnderthan möcht mehr

//fol. 141v//

1 beschweren vnnd vbersetzen
vnd nichts behilten zu letzten
dan er sein gantzes Land vnd Leutt
Geschindt, geschabt, bis auff die heutt

5 das auch itzundt manch armer man
das libe brodt nicht haben kan
fiel ihn in sein geitzigen muth
ich durfft noch wol mehr Leutt vnd guth
ich will ausschreiben einen Tag
10 domit ich alls vorsamblen mag
Dreste versus
Ritterstandt vnd der burger standt
vnd will von inen finden ein gelt
dz bey inen niemandts nichts behelt
15 Solches geschah auch dermassen
dz man thut clagen auf der strassen
von der schazung so geschwind
do manch arm man sein weib vnd kind
Nicht kleiden noch ernerer kan
20 Mus die vorfluchte schazung han
Nach dem nun wahr in seinem Land
die Schatzung allenthalben erkandt
welche dreihundert Tonnen goldt
vnd furffzich Tonnen tragen solt

//fol. 142r//

1 dacht er in sein geitzigen muth
Wie den der geitz allwege thut
ich will schicken ins Bischoffslandt
welchs meinem Sohn ist zuerkandt
5 vnd da ausschreiben einen Tag
dz man auch zuhauff kommen magk
dan ich will haben noch mehr guth
ob es gleich manchem sehr wehe thut
do solchs die armen Leut vernommen
10 Sie hin und her Zu hauffe kommen
vnd clagens irem hern vnnnd Gott
der wolt sie retten aus der nott
dadurch werden sie baldt erett
welchs dem Churf[ürsten] sehr wehe thet
15 dan sich ihr Bischoff war thodt krank,
starb auch alsbaldt vnd machts nicht lang
da solchs der Churf[ürst] zu der stund
Erfur das er wer vngesundt
von dem er dan gar sehr erschrack

20 vnd baldt zu seinem Gemahl sprach
 O mutter anna es hatt nott
 vnser Bischoff will sterben todt
 vnd furen alsbardt zu Torgaw aus
 Nach dresd[en] zu dem Schonen haus

//fol. 142^v//

1 dan alda war der Bischoff krank
 da war ihn zeit vnd weile langk
 als sie nun kamen ins gemach
 dorinnen der Bischoff lag schwach
 5 der Chur[fürst] sprach wie gehets dir
 herzlichster sohn wir dacht[en] schier
 dich naus zu furen in dein landt
 vnd dir solches anweisen zu handt
 So wilttu leyder nun krank sein
 10 das vnns dan ist ein schwere Pein
 darumb sag vns was mangelt dir
 verhalts vns nicht dz bitten wir
 Man soll an wenden allen vleis
 den man in der medicin weis
 15 vnd gelernt hat dz gleube mir
 ob man vielleicht möcht helffen dir
 Schweig nur nicht das bitten dich
 wir vnd dein frau mutter er[n]stlich
 der Bischoff sprach her Vatter mein
 20 Mein herschafft wird im himmel sein
 ich acht des lebents hir nicht mehr
 Nach großer gewalt vnd Zeitlicher ehr
 dadurch der mensch nur erger wirdt
 und offt thut das ihm nicht geburt

//fol. 143^v//

1 Es wirdt mich Gott baldt ins nechste^a reich
 fordern zu sich do ich zu gleich
 mit allen ausserweltten schon
 Besezen werdt des himmels thron
 5 vnd schawen an die herligkeit
 Gottes Sohns vnd in ewigkeit
 Drumb sagt mir nicht vom lande mein
 Vnd bitt euch sehr kans je gesein
 Ir wolt doch ewere arme Leutt

^a *Lesung unsicher. Eventuell rechte.*

10 Erlassen dise steuer heutt
 vnd auch bedenken zu der stundt
 do ich noch war frisch vnd gesund
 Ehe solchs wardt genommen fur
 Nun gehets aus wol vber mir
 15 Wie vber die libste schwester mein
 Do auch der Tag zu Torgau must sein
 Die armen Leutt in irer nott
 Shrien zu irem liben Gott
 der thut itzund ir bitt erhoren
 20 darmit ir euch solt bekeren
 vnd thut euch ein beispil geben
 vnd nimbt mich aus disem leben
 daz ir auch solt wissen dabei
 Wie vngewis die stunde sei

//fol. 143v//

1 vnd bedenken auch gar eben
 wie ir wolt rechenschafft geben
 von wegen ewer grossen gewalt
 darüber schreyt itzt iung vnd alt
 5 dan ja in ewerm gantzen landt
 welchs itzundt regiirt ewere handt
 die hirsch und schwein in allen feldern
 Mehr dan die menschen thun gelden
 ja es hat auch ein solchen schein
 10 dz man ein menschen dan ein schwein
 itzt ehe mocht todten oder schiessen
 dan einen hasen oder hirschen
 den man itzt einen toden man
 Mit geldt vnd bitt bezahlen kann
 15 do man gar nicht ist zufriden
 wan solchs am stinkendt as geschih
 da doch solch vorflucht Wiltpret itzt
 den armen Leutten als abfrist
 vnd davon sie sich sollen nehren
 20 musen die schwein vnd hirsch vmbkehren
 ach das man auch zu diser frist
 das wilpret lis tragen zu tich
 vnd thets zu hoff auch speisen
 wie gethan haben die weisen

25 als da zumal oft zu der stundt
 Manch redlich man erwischen^a kundt

^a Von erwushen *korrigiert*.

//fol. 144^v//

1 Ein stuck fleisch vnd Pecher wein
 dz mochtten fromme herren sein
 aber ehe mans gont ein redlich man
 Thut mans ehe in die fesser schlan
 5 vnd lests liegen vnd verterben
 Ja mancher must ahn hunger sterben
 Ehe dan er solchs soltt anblicken
 Thut man grose furen in die Elb schick[en]
 vnd speist aldo die fisch gemein
 10 welchs wol mocht ein verblendung sein
 dz man fischen thut Wilpret geben
 welche auch ohne solchs wol kondt[en] leben
 zu letzt vorgesset nicht dabei
 wo vetter Moritz auch nun sei
 15 oder wo er hin kommen ist
 den solches ist noch vngewis
 dan er nach sein todt vorm himmel kam
 vnd gar keine herberg vornam
 do er mocht werden gelasen ein
 20 welchs im war erst die grose pein
 vnd must vor die holle traben
 da kamen raus die schwartz[en] knaben
 vnd gaben im auch solch bescheidt
 dz er auch da kein hertig hett
 25 dasselbe mocht betrachten man thun
 Sonst wirdt euch straffen Gottes Sohn

//fol. 144^v//

1 Thue euch hirmit bevehlen Gott
 halt meine rede vor kein spott
 vnd thut euch bei zeit bedenken
 ehe euch auch der thodt wirdt renken
 5 do den dz geldt der hirsch vnd schwein
 vnd alles muss vorgessen sein
 ade ade zu gutter nacht
 der todt meus lebens ein ende macht
 Beschlus

- 10 Betracht Augustus Geizig man
 Nim solche Predigt mit demuth an
 denk nicht das die all schinderei
 Mit Wild vnd schätzen erleubet sei
 dan wan der geiz dein gewalt zirt
 15 vnd sonst keine^a frucht gebirt
 den dz du alles haben wiltt
 vnd holz^b geldt vnd auch Gewildt
 So kanste zwar selbst besinnen
 was sich hieraus wirdt ausspinnen
 20 Nemblich gros auffruhr in deinem Landt
 welchs dir wirdt sein ein ewig schandt
 wan man sich wirdt zu hauff schlagen
 vnd dich zum Lande raus jagen
 den wer hat itzu ein eigen Pusch
 25 den nicht begerst In deiner Lust

^a *In Version b:* kein besser frucht.

^b *In b:* vom geholz.

//fol. 145://

- 1 Oder wo ist ein Edelman
 der sein altt Recht behaltten kan
 Ererbet von seinen Eldern her
 ja das ist noch erger vnd mehr
 5 Willtu manchem redlichen man
 sein Lehenbriff itzu nicht volgenlan^a
 O wehe o wehe dir ewigklich
 dem Teuffell hast ergeben dich
 der Teuffel hat die Ketten gar
 10 zerissen vnd in dich gefarn
 o wehe o wehe der sehlen dein
 So leyden wirdt viel schwere Pein
 wie judas der vorrether Christ
 den auch bewog des geistes list
 15 Kein grosere schatzung sein kann
 den du aufflegst du geitzig man
 den armen vnderthannen dein
 vnd wilt doch je ein Christe sein
 dz du doch dir genugen bist

^a *Lesung unsicher.*

20 an der vorfluchten schatzung ist
vnd thust des wildes nicht schonen
Ehe dir der Teuffell wirdt lohnen

//fol. 145v//

1 vnd wirdt dich setzen auff ein schwein
do wirstu reitten so fein
wol in dz fewer der hollen warm
da werdts dir gehen durch den darm
5 vnd haben eine Jagt guth
dz vber dich wirdt schlagen die glut
von Jhe vnser her Jesu Christ
Nicht vor das wildt gestorben ist
sondern durchs bitter leiden sein
10 hat er den mensch[en] gemacht rein
Meinstu er werdts schencken dir
Solcher Gott wan er zu gerichte schier
wird kommen vnd zer knirschen gar
dein kopff, dz sag ich dir furwahr
15 vnd dich sampt allen Rethen wohl
stosen ins fewer vnd hollischen pfall
O wehe den Pfaffen in dein Landt
die dem fursten nicht mach[en] bekandt
dz er so vnrecht daran thut
20 den armen nimbt ihr schweis vnd bluth
vnd wollen nocht vorteydigen frei^a
die vntregliche schatzung sein

^a *In b*: vertediget sein.

//fol. 146r//

1 Wie zu Wittenberg der krumme man
vnd doctor Krell¹⁰² hatt gethan
do doch S[ankt] Paul viel anders lert
vnd nicht den Pelz nachm winde kert
5 desgleich[en] John der Teuffer from
der saget herodi dem konig schon
O das itze die glertten auch
Sich nicht so furchten vor dem rauch
vnd sagten aus Irs hertzen grundt

¹⁰² Paul Crell, Rektor der Wittenberger Universität.

- 10 die Wahrheit offt zu aller stundt
damit sie auch möcht[en] bestehen
vnd es inen nicht also möchte gehn
Gleich wie S[ankt] Barbern Vatter klug
den todt der bliz vnd donner schlug
15 auch D[oktor] Mohr¹⁰³ den losen mann
der auch ein plozlich ende nam
der offt vmb einer suppen guth
~~der~~ thet reden aus eim falschen muth
was sein herschafft gern horen thet
20 darumb in itzu der Teuffell brett
vnd macht im schwarz sein weiss kleidt
darmitt er offt sehr rumen thet
also wirds auch allen ergehen
die bey der warheit nicht bestehen

//fol. 146v//

- 1 Vnd wollen solch fuchschwentzer sein
vmb ein stuk brodt vnd Trunk wein

¹⁰³ Georg Mohr, Superintendent von Torgau. Vgl. KAUFMANN, Ende der Reformation (wie Anm. 28), S. 421.

„Eyne witwee magk eß wol treiben noch yres mannes tode“

Quantitative Untersuchungen zur Wahrnehmung des Witwenrechts
in sächsischen Zunft-handwerken des 17. und 18. Jahrhunderts*

von
MARCEL KORGE

I. Einleitung: Das Fortführungsrecht im Zunft-handwerk

Volkswirtschaftlich betrachtet kann nach der Drei-Sektoren-Hypothese ein Raum (Volkswirtschaft) in einen Primärsektor (Rohstoffgewinnung), einen Sekundärsektor (Rohstoffverarbeitung) und einen Tertiärsektor (Dienstleistung) geteilt werden. Dem Sekundärsektor kann das Handwerk zugeordnet werden. Diese seit Jahrtausenden bestehende Betriebsform differenzierte sich bereits in vorindustrieller Zeit insbesondere in den Städten stark aus. Zur besseren Vertretung ihrer Interessen schlossen sich viele städtische Handwerker im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zu berufsständischen Korporationen zusammen. Diese Korporationen wurden in Mitteldeutschland Innungen, Zünfte oder einfach Handwerke genannt, wobei im vorliegenden Beitrag diese Begriffe synonym verwendet werden.

Auch wenn sich zuletzt der analytische Blick weitete, so werden die organisierten Handwerke in den Geschichtswissenschaften, von wenigen Ausnahmen abgesehen,¹ doch als Institute von Männern wahrgenommen, wodurch das Bild eines von Männern betriebenen Handwerksbereichs entstand. Die Handwerksmeister, als Inhaber des Meisterrechts, das heißt der Genehmigung zur Führung einer Zunftwerkstatt, hatten einen mehrstufigen, formalisierten Qualifikationsprozess durchlaufen. Sie besetzten die Führungsämter innerhalb der Zunftorgani-

* Das Zitat im Beitragstitel stammt aus: HUBERT ERMISCH (Hg.), Urkundenbuch der Stadt Chemnitz und ihrer Klöster (Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae II/6), Leipzig 1879 (im Folgenden: CDS II/6), Nr. 205, S. 169 (Tuchmacher 1470).

¹ Zu diesen Ausnahmen zählen insbesondere jene Gewerbe, in denen sich Frauen zu eigenen Zünften zusammenschlossen. Beispielsweise gab es Frauenzünfte in Florenz, Paris und Zürich. Zu den Kölner Frauenzünften, auf die besonders die deutsche Historiografie einging, vgl. EDITH ENNEN, Die Frau in der mittelalterlichen Stadt, in: Bernd Herrmann (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter, Stuttgart ³1987, S. 35-52, hier S. 44-46; PETER-PER KREBS, Die Stellung der Handwerkerswitwe in der Zunft vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, Diss. jur. Regensburg 1974, S. 73-75; MARGRET WENSKY, Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte NF 26), Köln/Wien 1980.

sationen, allen voran das Amt des Zunftvorstehers. Dennoch waren in den Zünften nicht nur Männer miteinander verbunden. Bis ins 18. Jahrhundert galt in den meisten Handwerken die Norm, dass ein Meister möglichst bald nach der Verleihung seiner Meisterwürde heiraten sollte. So schrieb die Leipziger Goldschmiedezunft jedem ihrer neuen Mitglieder neben den grundsätzlichen Qualitäten, über welche die zukünftige Ehefrau verfügen musste, seit 1588 vor, sich umgehend zu verhehlichen. Die Ordnung forderte, wenn ein Goldschmied zum Meister gesprochen worden war *und ihm sein Handtwerck gereicht ist, sol er lenger als ein Viertell Jahr ungefreiet nicht bleiben, sondern zum lengsten innerhalb eines Vierteljahres zum heiligen Ebestandt greiffen und sich beweiben unnd do er uber solche Zeit ungefreiet verharren wurde, soll ihme offenenn Laden zuhalten nicht vergönnet werdenn.*² Erfüllte die Frau die verschiedenen Aufnahmebedingungen (eheliche Geburt, ehrliches Herkommen, frommer Lebenswandel usw.), sollte die Ehe rechtzeitig geschlossen werden. Ab diesem Zeitpunkt, teilweise erst nach zusätzlichem ‚Zunfteinkauf‘ der Ehefrau, galt sie ebenfalls als Mitglied der korporativen Gemeinschaft, jedoch aufgrund abgeleiteten Rechts durch die Mitgliedschaft ihres Ehemannes.³ Der Meisterfrau standen, da sie der Zunft lediglich im Status der Schutzgenossenschaft verbunden war, nicht die gleichen Rechte wie ihrem Ehemann mit seiner Vollmitgliedschaft zu. So konnte eine Meisterfrau kein Vorsteheramt bekleiden. Zu Lebzeiten ihres Ehemannes war sie auf den Handwerksversammlungen nicht stimmberechtigt und nahm nicht an ihnen teil.

Einem handwerklichen Wirtschaftsbetrieb stand nach zeitgenössischen Idealvorstellungen ein Meister vor, dessen Ehefrau ihn nach Kräften unterstützen sollte, wobei ihr neben Haushaltsführung und Kindererziehung auch im handwerklich-produktiven und vor allem im distributiven Bereich wesentliche Aufgaben zukommen konnten. Nicht selten hatte sie eine vollwertige Arbeitskraft zu ersetzen. Die Sozialhistorikerin Heide Wunder sprach von einem sich ergänzenden, voneinander gegenseitig abhängigen frühneuzeitlichen „Ehe- und Arbeitspaar“.⁴ In der zünftigen Überlieferung schlugen sich die wichtigen Funktionen einer verheirateten Frau, die durch die Reformation eine Neubewertung erfahren hatten,⁵ nicht nieder. Öffentliche Bedeutung besaßen vor allem die Statuten der

² Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtA Leipzig), Zunftbuch I, fol. 290^r-291^v (Goldschmiede 1588).

³ Vgl. GUSTAF KLEMENS SCHMELZEISEN, Die Rechtsstellung der Frau in der deutschen Stadtwirtschaft. Eine Untersuchung zur Geschichte des deutschen Rechts (Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte 10), Stuttgart 1935, S. 28, 30. Auf die rechtliche Stellung der Frau in einer frühneuzeitlichen Stadt geht neben der Arbeit von Schmelzeisen ausführlicher ein: CHRISTINE WERKSTETTER, Frauen im Augsburgener Zunfthandwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert (Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg. Colloquia Augustana 14), Berlin 2001, S. 39-53.

⁴ HEIDE WUNDER, „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992, S. 96, 98.

⁵ Vgl. SILKE LESEMANN, Arbeit, Ehre, Geschlechterbeziehungen. Zur sozialen und wirtschaftlichen Stellung von Frauen im frühneuzeitlichen Hildesheim (Schriftenreihe des

Zünfte. In ihnen spielte das weibliche Geschlecht (meist) eine marginale, nicht selten sogar negativ konnotierte Rolle. Man denke beispielsweise an Bestimmungen, die sich mit dem Umgang der Handwerker mit ‚freien Frauen‘ beschäftigen. Allerdings enthalten die Zunftordnungen in Bezug auf das weibliche Geschlecht zumindest im 17. und 18. Jahrhundert mehrheitlich Regelungen für den Fall, dass der Meisterrechtsinhaber und Werkstattbesitzer verstarb. Diese Regelungen kreisten um das sogenannte Fortführungsrecht.

Das Fortführungsrecht im vormodernen Handwerk räumte den Meisterwitwen, seltener auch den mündigen und zum Teil sogar den unmündigen Meisterkindern das Recht ein, den Meisterbetrieb unter bestimmten Bedingungen fortzuführen, ohne dass ihnen persönlich die Meisterwürde durch Meisterspruch nach Erfüllung bestimmter Voraussetzungen verliehen worden war. Frauen blieb in den Zunfthandwerken der Frühneuzeit der notwendige offizielle Qualifikationsweg verwehrt.⁶ Die Erlaubnis zur Führung einer Werkstatt ohne formale Qualifikation war umso bedeutsamer, als dass die Zünfte ansonsten relativ streng auf die Einhaltung sämtlicher Qualifikationsbedingungen, die die Anwärter auf das Meisterrecht erfüllen mussten, achteten. Die Ursachen und Motive, welche zur Entwicklung des Fortführungsrechts als eines besonderen Privilegs geführt hatten, mussten also von ausschlaggebender Bedeutung sein. Sie sind in der Forschung bis heute umstritten,⁷ sollen aber an dieser Stelle nicht thematisiert werden.

Stadarchiv und der Stadtbibliothek Hildesheim 23), Hildesheim 1994, S. 74 f.; KATHARINA SIMON-MUSCHEID, Frauenarbeit und Männerehre. Der Geschlechterdiskurs im Handwerk, in: Dies. (Hg.), „Was nützt die Schusterin dem Schmied?“ Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 22), Frankfurt am Main/New York 1998, S. 13-33, hier S. 18; WUNDER, Frauen (wie Anm. 4), S. 66 f., 249.

- ⁶ Ausnahmen bildeten neben den seltenen Frauenzünften die ‚gemischten‘ Zünfte, in denen bis ins 16. Jahrhundert hinein neben Lehrlingen und Meistern auch Lehrlingmädchen und Meisterinnen etabliert waren. Vgl. BRITTA-JULIANE KRUSE, Witwen. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Berlin/New York 2007, S. 312 f.; ERIKA UITZ, Frauenarbeit im Handwerk. Methodenfragen und inhaltliche Probleme, in: Simon-Muscheid, Was nützt die Schusterin dem Schmied (wie Anm. 5), S. 35-52, hier S. 36, 46; HELMUT WACHENDORF, Die wirtschaftliche Stellung der Frau in den deutschen Städten des späteren Mittelalters, Diss. phil. Hamburg 1934; WENSKY, Stellung der Frau (wie Anm. 1); MERRY E. WIESNER-HANKS, Ausbildung in den Zünften, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 91-102, hier S. 93.
- ⁷ Von der Forschung wurden bislang das Fortbestehen des Werkstattbetriebes, das Ziel einer stabilen Anzahl an Produktionsstätten in der Stadt, die soziale Absicherung der Hinterbliebenen und die Entlastung der zünftigen und öffentlichen Armenkassen als Gründe angeführt. Vgl. BEATE BRODMEIERS, Die Frau im Handwerk in historischer und moderner Sicht (Forschungsberichte aus dem Handwerk 9), Münster 1963, S. 46; RAINER STAHLSCHEIDT, Die Geschichte des eisenverarbeitenden Gewerbes in Nürnberg von den 1. Nachrichten im 12.–13. Jahrhundert bis 1630 (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte. Schriftenreihe des Stadarchivs Nürnberg 4), Nürnberg 1971, S. 213; ANNEMARIE STEIDL, „Trost für die Zukunft der Zurückgelassenen...“. Witwenpensionen im Wiener Handwerk im 18. und 19. Jahrhundert, in: Josef Ehmer/

Die vorliegende Untersuchung fragt vielmehr nach der Wahrnehmung des Fortführungsrechts und konzentriert sich hierfür auf die Verwendung von originalen, frühneuzeitlichen Quellen aus den Städten Chemnitz, Dresden und Leipzig. In den dortigen Archivbeständen fanden sich keine Hinweise auf Lehrmädchen oder selbstständige Meisterinnen, die das Handwerksrecht aufgrund eigener Formalqualifikation erhalten hatten, geschweige denn auf Frauenzünfte. Das aus mittelalterlicher Zeit stammende Töchterrecht, wonach unverheiratete Töchter verstorbener Handwerksmeister ein Fortführungsrecht für die väterliche Werkstatt besaßen, wurde in den erwähnten Beständen zuletzt an der Schwelle zur beginnenden Neuzeit bei den Leipziger Messerschmieden⁸ erwähnt, doch ob dieses töchterliche Fortführungsrecht tatsächlich ausgeübt wurde, konnte nicht eruiert werden. Übrig blieb allein das Witwenrecht. Für die Frühe Neuzeit stellten die Meisterwitwen somit die einzigen Frauen dar, welche die Werkstatt in einem zünftigen Gewerbe führen durften und – wie gezeigt werden soll – in nicht geringer Zahl tatsächlich führten. Diesem Recht entsprechend beteiligten sie sich durchaus an der Zunftorganisation, indem sie an den Morgensprachen und Quartalen (Zunftversammlungen) teilnahmen, dort Mitgliedsbeiträge entrichteten, eigene

Peter Gutschner (Hg.), *Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge*, Wien/Köln/Weimar 2000, S. 320-347, hier S. 323 f.; WERKSTETTER, *Augsburger Zunft Handwerk* (wie Anm. 3), S. 144; WUNDER, *Frauen* (wie Anm. 4), S. 125; GEORG ZÖLLNER, *Die Zunftverfassung in Leipzig bis zum Jahre 1600*, Diss. phil. Leipzig, Halle an der Saale 1915, S. 74. Zuletzt führte Gesa Ingendaahl die Witwenrechte ausschließlich auf eine ihnen innewohnende „Überbrückungsfunktion“ zurück, nach der die Witwen allein „als ‚Platzhalterinnen‘ [dienten], bis die männliche Ordnung in der Werkstatt durch Wiederheirat oder Nachkommen wiederhergestellt war“. GESA INGENDAHL, *Witwen in der Frühen Neuzeit. Eine kulturhistorische Studie* (Geschichte und Geschlechter 54), Frankfurt am Main 2006, S. 162.

- ⁸ Vgl. StadtA Leipzig, Zunftbuch I, fol. 116^r (Messerschmiede 1503). Zöllner legt die Formulierung, dass Töchter und Söhne in einigen Handwerken, das Handwerk „halb“ beziehungsweise „ganz“ haben, fälschlicherweise als Fortführungsrecht aus, worauf sich weitere Arbeiten beziehen. Vgl. BARBARA HÄNDLER-LACHMANN, *Die Berufstätigkeit der Frau in den deutschen Städten des Spätmittelalters und der beginnenden Neuzeit*, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 30 (1980), S. 131-175, hier S. 148; WACHENDORF, *Wirtschaftliche Stellung* (wie Anm. 6), S. 76; ZÖLLNER, *Zunftverfassung* (wie Anm. 7), S. 75. Tatsächlich sind damit aber vergünstigte Zunftbeitragsbedingungen (z. B. halbierte oder gänzlich erlassene Meisterrechtsgebühren oder Mutzeiten) für die Meistersöhne und -schwiegereöhne, die sich zum Meisterspruch anmeldeten, gemeint. Vgl. z. B. StadtA Leipzig, Zunftbuch I, fol. 60^v-61^r (Leineweber 1481); KRISTIN BAUER, *Die Erwerbstätigkeit von Frauen in spätmittelalterlichen Städten am Beispiel der Leipziger Kramerinnung*, in: *Leipziger Almanach. Informationen, Kalendarien, Aufsätze* 2011/12, S. 27-40, hier S. 37. Wenn es zudem hieß, dass die Meistertöchter das Handwerk von ihrem Vater hätten, ist dies so zu verstehen, dass die einheiratenden Gesellen damit den Anspruch erhielten, das Gewerbe des Schwiegervaters nach ihrem Meisterspruch auszuüben. Vgl. HELMUT BRÄUER, *Handwerk im alten Chemnitz. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Chemnitzer Handwerks von den Anfängen bis zum Beginn der industriellen Revolution*, Chemnitz 1992, S. 108. Für Beispiele vgl. UITZ, *Frauenarbeit* (wie Anm. 6), S. 44 f.

Anliegen vorbrachten, sich an den Debatten auf der Zunftstube beteiligten und gemeinsame Entscheidungen mittrugen.⁹

Auf das Witwenrecht gehen zahlreiche handwerks- und frauengeschichtliche Studien ein.¹⁰ Dabei stützen sich vor allem ältere Arbeiten maßgeblich oder sogar ausschließlich auf die Auswertung normativer Quellen, allen voran auf die erwähnten Zunftordnungen. In diesen Quellen wird bezüglich des Fortführungsrechts eine ähnliche Lage in den verschiedensten Gewerben und Städten geschildert. Auch eine Auswertung sächsischer Handwerksstatuten aus dem 15. bis 18. Jahrhundert ergab ein relativ homogenes Bild.¹¹ In den meisten Fällen gestatteten

⁹ In der Forschung wurde diese Teilhabe von Witwen lange Zeit bestritten. Vgl. BRODMAYER, Frau (wie Anm. 7), S. 48; JOHANN ANDREAS ORTLOFF, Das Recht der Handwerker nach allgemeinen deutschen Reichsgesetzen überhaupt, und mit besonderer Rücksicht auf das allgemeine Landrecht und andere Innungsgesetze für die Königl. Preussischen Staaten, die Chursächsischen General-Innungsartikel, die Braunschweigische Gildeordnung für Handwerker und mehrere andere teutsche Handwerksgesetze, Erlangen 1803, S. 292. Zweifel daran kamen bereits Peter-Per Krebs und die jüngere Handwerksforschung revidierte dieses Urteil gänzlich. Vgl. OLIVIA HOCHSTRASSER, Hof, Stadt, Dörfle – Karlsruher Frauen in der vorbürgerlichen Gesellschaft (1715–1806), in: Susanne Asche u. a. (Hg.), Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 15), Karlsruhe 1992, S. 19–101, hier S. 48; KREBS, Handwerkerswitwe (wie Anm. 1), S. 116, 141; CHRISTINE WERKSTETTER, „... da ich meinem Vater Tochter, Gesell, Junge und handtlinger gewesen“. Arbeitsfelder, Ausbildung und „work identity“ von Frauen im Augsburger Zunft Handwerk des 18. Jahrhunderts, in: Mark Häberlein/Christof Jeggle (Hg.), Vorindustrielles Gewerbe. Handwerkliche Produktion und Arbeitsbeziehungen in Mittelalter und Früher Neuzeit (Irseer Schriften. Studien zur schwäbischen Kulturgeschichte NF 2), Konstanz 2004, S. 163–179, hier S. 169; WERKSTETTER, Augsburger Zunft Handwerk (wie Anm. 3), S. 161–164, 497, 506 f.

¹⁰ Vgl. INGENDAHL, Witwen (wie Anm. 7), S. 160–172; KREBS, Handwerkerswitwe (wie Anm. 1); LESEMANN, Arbeit (wie Anm. 5), S. 57–61; SCHMELZEISEN, Rechtsstellung (wie Anm. 3), S. 50–62; WENSKY, Stellung der Frau (wie Anm. 1); WERKSTETTER, Augsburger Zunft Handwerk (wie Anm. 3), S. 144–173. Darüber hinaus ist unbedingt an die einschlägigen Arbeiten zur Handwerksge­schichte von Helmut Bräuer zu erinnern, der thematisch allerdings andere Schwerpunkte setzte. Seinen grundlegenden Studien verdankt der Autor des vorliegenden Beitrags zahllose Erkenntnisse und Denkanstöße. Genannt seien an dieser Stelle stellvertretend für viele weitere zwei Untersuchungen: HELMUT BRÄUER, Gesellen im sächsischen Zunft Handwerk des 15. und 16. Jahrhunderts, Weimar 1989; DERS., Das Zwickauer „Tuchknappenregister“ von 1536 bis 1542. Bemerkungen zum Problem der sozialen Sicherung im Handwerk der frühen Neuzeit, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1990, H. 2, S. 97–113.

¹¹ Vgl. MARCEL KORGE, Kollektive Sicherung bei Krankheit und Tod. Fallstudien zum frühneuzeitlichen Zunft Handwerk in städtischen Zentren Sachsens (Chemnitz, Dresden, Leipzig und Zwickau) (Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte 33), Stuttgart 2013, S. 398–418. Insbesondere in den Handwerksordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts sind mehrheitlich Festlegungen zum Fortführungsrecht der Meisterwitwen enthalten. In einer Stichprobe zu verschiedenen (kur-)sächsischen Bekleidungs- und Textilgewerben (15. bis 18. Jahrhundert) gingen fast alle Handwerksordnungen kurz auf das Fortführungsrecht ein. Unter den Ausnahmen fanden sich einerseits besonders alte Statuten aus vorreformatorischer Zeit, welche bei einer neuen Konfirmation spätestens um 1600 diese Thematik ebenfalls aufgriffen, und andererseits relativ junge, um

die Zünfte den Meisterwitwen den weiteren Betrieb der ehemännlichen Werkstatt unter Einhaltung gewisser Regeln bis zum Lebensende oder bis zur Wiederverheiratung. Wie in einer der ältesten Chemnitzer Handwerksordnungen fielen die schriftlich fixierten Regelungen oft sehr knapp aus: *Eyne witwee magk eß wol treiben noch yres mannes tode*, legten die Chemnitzer Tuchmacher im Jahr 1470 fest, wobei sie mit *eß* das Handwerk meinten.¹² Und die Dresdner Leineweber verwiesen noch Anfang des 17. Jahrhunderts in ihren Statuten darauf, dass *so ein meister auf diesem handwergke stirbet, so mag seine gelaßene frau das handwergke treiben und arbeiten und mit dem handwergke halten wie ein meister*.¹³ Den verwitweten Frauen stand damit – zumindest pro forma – die Möglichkeit offen, die Werkstatt ihres verstorbenen Ehegatten weiterzuführen.¹⁴

Dass eine einseitige Verwendung normativer Quellen zu einem verzerrten Verständnis historischer Verhältnisse führen kann, wurde schon von anderer Stelle kritisch angemerkt.¹⁵ Daher soll dieses einheitlich erscheinende, etablierte Bild eines normativ bestehenden Rechts auf Fortführung einer vormodernen Zunftwerkstatt überprüft werden, indem nach der realen Inanspruchnahme dieses Rechts gefragt wird. Diesbezüglich klagte Silke Lesemann in ihrer Dissertation über Frauen im Hildesheimer Handwerk: „Aussagen über den tatsächlichen Umfang der Ausübung des Witwenrechts sind nicht zu treffen.“ Sie fügte hinzu: „Es entsteht jedoch der Eindruck, daß dies nicht häufig vorkam, denn in den Quartals-

1800 entstandene Ordnungen, die auf allgemeine gesetzliche Regelungen verweisen konnten.

¹² CDS II/6, Nr. 205, S. 169.

¹³ Stadtarchiv Dresden (im Folgenden: StadtA Dresden), Ratsarchiv, C.XXIV.216c, Bd. 1, fol. 288^v (Leineweber 1611). Die Formulierung war bereits in der Vorgängerordnung enthalten. Vgl. StadtA Dresden, Ratsarchiv, C.XXIV.274b, fol. 170^v (Leineweber 1556).

¹⁴ Grenzen fand das Fortführungsrecht in Bedingungen, die in vielen Zünften des alten Reiches galten. Neben einem frommen, ehrbaren und der Zunftgemeinschaft konformen Lebenswandel galt das Recht einer Witwe, die Werkstatt zu führen, ein Leben lang bis zum ‚Verrücken‘ ihres Witwenstuhls, das heißt bis zu ihrer Wiederverheiratung. Eine zusätzliche zeitliche Einschränkung bei der Fortführung des Werkstattbetriebes war selten. Sie galt im 16. Jahrhundert für die Massenhandwerke der Schneider (Dresden, Leipzig) und Schuhmacher (Dresden). Bereits im folgenden Jahrhundert wurden diese zeitlichen Restriktionen zugunsten der Frauen gelockert oder gänzlich aufgehoben. Andere statutarische Regelungen betrafen die Anstellung oder Beschäftigung von Hilfskräften in Witwenbetrieben, wobei für diese Thematik tatsächlich einige gewerbespezifische Varianten zu registrieren sind. Für verschiedene Beispiele aus sächsischen Städten vgl. KORGE, Kollektive Sicherung (wie Anm. 11), S. 400-415.

¹⁵ Vgl. SILKE LESEMANN, Ehre der Frau – Ehre der Familie? Frauen im frühneuzeitlichen Hildesheimer Handwerk, in: Jürgen Schlumbohm (Hg.), Familie und Familienlosigkeit. Fallstudien aus Niedersachsen und Bremen vom 15. bis 20. Jahrhundert, Hannover 1993, S. 29-37, hier S. 33 f. Auch Christof Jeggle bedauert, dass gerade ein großer Teil der Handwerksgeschichtsschreibung durch die häufige Konzentration auf normative Quellen innovationsarm sei und quantifizierbare Quellen nicht schwerpunktmäßig auswerten würde. Vgl. CHRISTOF JEGGLE, Gewerbliche Produktion und Arbeitsorganisation. Perspektiven der Forschung, in: Häberlein/Jeggle, Vorindustrielles Gewerbe (wie Anm. 9), S. 19-35, hier S. 20.

büchern der Zünfte werden Witwen selten genannt.“¹⁶ Nahmen Meisterwitwen ihr Recht also überhaupt wahr und welchen Anteil machten diese von Frauen geführten Werkstätten an der Gesamtzahl der Handwerksbetriebe aus? Wie lange hatten Witwenbetriebe Bestand und wie gestaltete sich ihre wirtschaftliche Lage? Was wurde aus den Frauen, die das Wagnis eingingen, eine Werkstatt selbstständig zu führen?¹⁷

II. Einzelne methodische Zugänge zur quantitativen Erfassung von Witwenwerkstätten

Im Gegensatz zur normativen Seite mangelt es bis heute an umfassenden Untersuchungen zur tatsächlichen Existenz der von Meisterwitwen geführten Produktions- und Verkaufsstätten.¹⁸ Schon die Bestimmung der absoluten und – im Vergleich zu den Meisterbetrieben – relativen Häufigkeit von Witwenbetrieben bereitet große Schwierigkeiten. Inwiefern wurde das Fortführungsrecht in praxi also wahrgenommen? War es für die meisten Witwen eher ein theoretisches Privileg als eine echte Chance, wie es bei der Sozialhistorikerin Lyndal Roper heißt?¹⁹ Welche methodischen Wege gibt es, die Existenz, Dauer und gegebenenfalls wirtschaftliche Lage von jenen frühneuzeitlichen Werkstätten zu beleuchten? Die bisherige Forschung geht wenig überraschend von einer im Hinblick auf die Zahl der Witwen unterproportional vorhandenen Menge an Witwenbetrieben aus. Zudem hätten diese Betriebsstätten meist nur kurze Zeit bestanden.²⁰ Es habe sich um Übergangs- und Randphänomene gehandelt. Ursächlich für eine solche Sicht war neben einer schwierigen Quellensituation nicht zuletzt die sogenannte Verdrängungsthese.

¹⁶ LESEMANN, Arbeit (wie Anm. 5), S. 60.

¹⁷ Auch nach den Motiven für die Aufnahme, Beendigung oder Nichtaufnahme einer Werkstattführung durch die Meisterwitwen zu fragen und in diesem Zusammenhang das Spannungsfeld von Autonomie und Zwang zu beleuchten, wäre lohnenswert, denn bislang sind diese Themen nicht befriedigend untersucht worden.

¹⁸ In ihrer Hildesheimer Studie gibt Lesemann an, dass ihr keine Untersuchungen über die Dauer des tatsächlich ausgeübten Witwenrechts bekannt und derartige Analysen aufgrund der Quellenvielfalt und -struktur „nur schwer durchzuführen“ seien. Vgl. LESEMANN, Arbeit (wie Anm. 5), S. 62, Anm. 119.

¹⁹ Vgl. LYNDAL ROPER, The holy household. Women and morals in Reformation Augsburg (Oxford studies in social history), Oxford 1989, S. 52.

²⁰ Differenzierter betrachten Christine Werkstetter und Reinhold Reith die Frage nach den Überlebenschancen von Witwenbetrieben. Sie räumen aufgrund von Einzelbeispielen ein, dass einige der Frauen ihre Werkstätten durchaus längere Zeit geführt haben könnten. Vgl. REINHOLD REITH, Altersprobleme und Alterssicherung im Handwerk der frühen Neuzeit, in: Gerd Göckenjan (Hg.), Recht auf ein gesichertes Alter? Studien zur Geschichte der Alterssicherung in der Frühzeit der Sozialpolitik (Beiträge zur Sozialpolitik-Forschung 5), Augsburg 1990, S. 14-34, hier S. 26-28; WERKSTETTER, Augsburger Zunfthandwerk (wie Anm. 3), S. 191.

Die Entwicklungen, welche die Verdrängungsthese in den zurückliegenden Jahrzehnten nahm, hat zuletzt Muriel González Athenas treffend zusammengefasst, weshalb sich die Ausführungen an dieser Stelle auf das Nötigste beschränken werden.²¹ Nachdem die ältere Geschichtsforschung einen auf Frauen ausgerichteten frühneuzeitlichen Verdrängungsprozess im Handwerkswesen erkannt haben wollte, in dessen Zuge „jede Art der Frauenarbeit“ im Gegensatz zur eher idealisierend geschilderten Lage im Mittelalter unterdrückt und verboten worden sei,²² wurde diese These in den 1980er- und 1990er-Jahren von einigen Vertreterinnen und Vertretern der Sozial- und Geschlechtergeschichte undifferenziert aufgegriffen und teilweise noch verschärft. Zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert seien die Rechte von selbst- und unselbstständig tätigen Frauen im Erwerbsleben immer weiter beschnitten worden.²³ Deutlich stellten sich Heide Wunder und Christine Werkstetter gegen solch pauschalisierende Ansichten. Ihrer Meinung nach müssten vielmehr der Familienstand der Frau, die Verwandtschaftsverhältnisse, das jeweilige Gewerbe, die Orte und Zeiten Beachtung finden.²⁴ Insgesamt wird heute die Frage nach der Rolle der Frau im Handwerk erfreulicherweise zunehmend mit größerer inhaltlicher und zeitlicher Differenzierung statt mit einer allgemeinen Verdrängungsthese beantwortet.

Für die sächsischen Zunfthandwerke konnte keine allgemeine Tendenz zur Begrenzung des Fortführungsrechts oder zur Beschneidung der Rechte von Meisterwitwen während der Frühen Neuzeit festgestellt werden. Auch um der partiell weiterhin vertretenen Pauschalthese einer absoluten Verdrängung von Frauen und Frauenarbeit aus dem Handwerk entgegenzutreten, sollen im Folgenden einige methodische Zugänge quantitativer Art vorgestellt werden, welche es erlauben, die Existenz der durch Witwen geleiteten Werkstätten und ihre Existenzdauer

²¹ Für die folgenden Ausführungen zur Verdrängungsthese vgl. vor allem: MURIEL GONZÁLEZ ATHENAS, *Kölner Zunfthandwerkerinnen 1650–1750. Arbeit und Geschlecht*, Kassel 2014, S. 14–18.

²² Vgl. SCHMELZEISEN, *Rechtsstellung* (wie Anm. 3), S. 85. Für ähnliche Ansichten vgl. BRODMIEIER, *Frau* (wie Anm. 7), S. 19; STAHLSCHEMIDT, *Eisenverarbeitende Gewerbe* (wie Anm. 7), S. 182. Schon in den 1970er-Jahren argumentierte Krebs zurückhaltender, indem er beispielsweise auf die Rechte von Witwen und die Existenz von Witwenbetrieben noch am Ende des 18. Jahrhunderts verwies. Vgl. KREBS, *Handwerkerswitwe* (wie Anm. 1).

²³ Vgl. HÄNDLER-LACHMANN, *Berufstätigkeit* (wie Anm. 8), S. 172; DOROTHEE RIPP-MANN/KATHARINA SIMON-MUSCHEID, *Weibliche Lebensformen und Arbeitszusammenhänge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Methoden, Ansätze und Postulate*, in: Mireille Othenin-Girard/Anna Gossenreiter/Sabine Trautweiler (Hg.), *Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung*, Zürich 1991, S. 63–98, hier S. 66; ROPER, *Household* (wie Anm. 19), S. 31–55; MERRY E. WIESNER, *Guilds, Male Bonding and Women’s Work in Early Modern Germany*, in: *Gender & History* 1 (1989), H. 2, S. 125–137, hier S. 127, 131–133; WIESNER-HANKS, *Ausbildung* (wie Anm. 6), S. 100.

²⁴ Vgl. WERKSTETTER, *Augsburger Zunfthandwerk* (wie Anm. 3), S. 20 f., 182, 469–471; WUNDER, *Frauen* (wie Anm. 4), S. 124.

quellengestützt zu belegen. Noch immer ist in diesem Bereich ein unübersehbares Forschungsdefizit zu beklagen.

Grundsätzlich würden sowohl qualitative, das heißt vor allem einzelne Fälle beschreibende, als auch quantitative Ansätze infrage kommen. Für einige Handwerke existiert eine nicht zu unterschätzende Zahl an Einzeldokumenten, welche nicht allein die Existenz, sondern auch die Alltagsprobleme der Witwenbetriebe in Schlaglichtern beleuchten. Beispielsweise stellten im Leipziger Schneiderhandwerk Witwenbetriebe mit Blick auf die zahlreichen Hinweise in den zünftigen und städtischen Akten keine Ausnahmerecheinungen dar. So kam es immer wieder mit Schneiderwitwen zu Konflikten wegen der Einstellung, Beschäftigung und Entlohnung von Hilfskräften. Konkurrerierende Handwerksmeister klagten über pfuschende *Weiber* und deren *Tafelschneider*, das waren Gesellen, die einer Witwenwerkstatt vorstanden.²⁵ Eine systematische Untersuchung der Existenz von Witwenbetrieben erlauben diese sporadisch und oft zufällig vorliegenden Hinweise jedoch nicht. Überhaupt eignet sich die handwerkseigene Überlieferung für eine systematische, quantitative Analyse an vielen Stellen nur bedingt, denn allzu oft kann – abgesehen von größeren Überlieferungslücken – nicht von einer gleichmäßig vorgenommenen Buchführung gesprochen werden. Viele Zünfte stellten keine professionellen Schreiber für die Führung ihrer Handwerks- und Rechnungsbücher ein. Vielmehr wurde jährlich ein Meister des Handwerks mit dieser Aufgabe betraut. Daher wurden Details, die für wissenschaftliche Fragestellungen relevant sind, in einem Jahr festgehalten, konnten aber bereits im Folgejahr ganz oder teilweise wieder fehlen. Dennoch soll versucht werden, auch und gerade das vielfältig überlieferte Handwerksschriftgut für den Nachweis von Witwenbetrieben zu verwenden. Wie gezeigt werden soll, bieten sich zur Ergänzung weitere Quellenbestände an.

Nachfolgend wird anhand einzelner Quellengattungen dem historischen Phänomen des Witwenbetriebs nachgegangen. Dabei werden die analytischen Chancen und Grenzen der einzelnen Ansätze zur Erfassung und Auswertung entsprechender empirischer Daten aufgezeigt. Als Quellengrundlage dienten kommunale und kirchliche Archivbestände des 17., 18. und frühen 19. Jahrhunderts aus drei sächsischen Städten (Chemnitz, Dresden, Leipzig). Die Menge, der Charakter und der gegenwärtige Zustand des vorhandenen Quellenmaterials gestatten keine umfangliche, lückenlose Datenerhebung. Der Versuch, die verschiedenen Ansätze jeweils anhand ein und derselben Handwerke sowie möglichst in einem identischen Untersuchungszeitraum zu überprüfen, scheiterte an der Überlieferungssituation. Es mussten demnach unterschiedliche Stichproben gewählt, bearbeitet und ausgewertet werden. Sollen die Ergebnisse der Untersuchung jedoch nicht ausschließlich auf Zufallstreffern und Einzelfällen basieren, bieten sich für syste-

²⁵ Allein im *Innungsbuch* der Leipziger Schneiderzunft finden sich zahlreiche Einzelbelege für Auseinandersetzungen, in welche auch das Gewerbe führende Witwen verwickelt waren. Vgl. StadtA Leipzig, Handwerksinnungen (im Folgenden: Inn) Schneider B 2, fol. 17^v, 114^r-114^v, 125^v, 143^r, 155^v u. ö.

matische Analysen vor allem serielle Quellen an, die relativ regelmäßig und über einen größeren Zeitraum hinweg vorliegen.

1. Lehrlings- und Gesellenbücher

Die Frühneuzeithistorikerin Christine Werkstetter wertet in ihrer viel beachteten Monografie „Frauen im Augsburger Zunfthandwerk“ neben Handwerksordnungen und -akten in großem Umfang vor allem Suppliken der Handwerker und Handwerkerinnen an das dortige Handwerksgericht aus.²⁶ Ein vergleichbarer Quellenbestand steht andernorts (so auch in Sachsen) vielfach nicht zur Verfügung. Zu den häufig überlieferten Zunftarchivalien gehören indes Gesellen- und Lehrlingsbücher. In diesen Büchern ist mitunter nicht allein das Faktum der Aufnahme oder Entlassung eines Lehrlings beziehungsweise Gesellen festgehalten worden, sondern es wird bisweilen auch die Arbeitgeberseite benannt. Die Zahl der unterhaltenen Arbeitskräfte könnte Hinweise auf den ökonomischen Erfolg einer Witwenwerkstatt liefern, wenn diese z. B. in Relation zu anderen Werkstätten gesetzt wird.

Leider sind die in den Lehrlings- und Gesellenbüchern enthaltenen Angaben jedoch in vielen Fällen zu unspezifisch, insbesondere wenn die Arbeitgeberseite ohne weitere Spezifizierung unter Angabe eines Familiennamens verzeichnet wurde. Dadurch können Meisterwitwen nicht von Meistern unterschieden werden. Selbst wenn dies durch bestimmte Umstände wie die Verwendung feminisierter Familiennamen möglich wird, bleibt die ermittelte Existenzdauer der Witwenbetriebe sehr ungenau. Konkretere Anfangs- und Endpunkte der offiziellen weiblichen Betriebsführung bleiben unbekannt. Da die vormodernen Handwerksbetriebe bei gewissen gewerbespezifischen Unterschieden überwiegend Klein- und Kleinstbetriebe waren, erfolgten Anstellungen beziehungsweise Verabschiedungen von Arbeitskräften mitunter in großen zeitlichen Abständen zueinander. Als Folge muss eine über die Einstellung oder Verabschiedung von Arbeitskräften ermittelte betriebliche Existenzdauer sehr ungenau bleiben. Schließlich können mit diesem Ansatz Witwenbetriebe, die eventuell ohne Lehrlinge beziehungsweise Gesellen produzierten, überhaupt nicht erfasst werden. Versuchsweise wurden dennoch einige Lehrlings- und Gesellenbücher ganz oder teilweise ausgewertet.

Für Chemnitzer und Dresdner Zunfthandwerke gibt es kaum Belege bezüglich der Beschäftigung von Lehrjungen in Witwenbetrieben. Für das Chemnitzer Kürschnerhandwerk²⁷ und die drei Dresdner Handwerke der Fleischer,²⁸ Lohger-

²⁶ Vgl. WERKSTETTER, Augsburger Zunfthandwerk (wie Anm. 3).

²⁷ Vgl. Stadtarchiv Chemnitz (im Folgenden: StadtA Chemnitz), H 01, Nr. 104 (Zeitraum 1665–1719).

²⁸ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.19, Fleischer-Dep. Nr. 2, Bd. 1 (Zeitraum 1706–1728) und 2 (Zeitraum 1788–1810).

ber²⁹ und Töpfer³⁰ sind keine Lehrmeisterinnen überliefert. Unter den Chemnitzer Posamentierern³¹ und Tuchmachern³² fanden sich diese jeweils nur ein einziges Mal.

Eine relativ günstige gesetzliche Ausgangssituation für das Vorhandensein von Lehrmeisterinnen bestand in einem jüngeren Dresdner Handwerk. Die vom polnischen König August II., dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. (1670–1733), konfirmierten Innungsartikel für die Perückenmacher vom 20. Juli 1724 besagten zur Beschäftigung von Lehrjungen durch Meisterwitwen: *Wenn ein Innungs Verwandter mit Tode abgeheth, stehet der hinterlassenen Witben (daferne eine verhanden) frey, so lange sie in ihren Witben Stande bleibet, das peruqviren durch Diener unverhindert fort zu treiben, auch die albereit angenommenen Jungen fortzulernen, und vor deren Außlernung wieder andere aufzunehmen.*³³ Von diesem Recht, neue Jungen in die Lehre zu nehmen, machte aber laut dem *Jungen-Aufnahme- und Lossprechungsbuch* der Innung kaum eine Witwe Gebrauch. Zwischen 1725 und 1770 wurden unter den 331 eingeschriebenen Perückenmacher-Lehrjungen nur drei von Meisterwitwen aufgenommen. Im gleichen Zeitraum wird nicht eine einzige Witwe genannt, die einen Lehrjungen zum Gesellen sprechen ließ.³⁴

Zumindest einige Stichproben für die Stadt Leipzig ergaben weitere Hinweise auf ‚Lehrfrauen‘. Die umfangreichen Aufzeichnungen im Lehrlingsbuch (1550–1842) der dortigen Goldschmiedeinnung enthalten insbesondere für die Zeit zwischen etwa 1635 und 1810 Informationen darüber, ob der Lehrjunge durch einen ‚Lehrherrn‘ oder eine ‚Lehrfrau‘ ausgelernt wurde.³⁵ Im erwähnten Zeitraum von 1635 bis 1810 finden sich 786 Einträge zur Aufnahme von Lehrlingen ins Goldschmiedehandwerk. Von diesen Einträgen entbehrt fast jeder Fünfte (151 Einträge) eines Hinweises auf das Ende der Lehrzeit. Bei weiteren 102 Lehrjungen wurde die Lehre vorzeitig abgebrochen, wofür unterschiedliche Gründe (z. B. Entlaufen, Aufkündigung im beiderseitigen Einverständnis, Tod) vorlagen. Von den übrigen Vermerken, in denen auf eine reguläre Beendigung der Lehre verwiesen wird, sind wiederum lediglich 418 Einträge für die hier interessierende Fragestellung zielführend. Nur in diesen Einträgen wird angegeben, bei wem der Junge auslernte. Dabei handelte es sich in 20 Fällen (= 4,8 %) um eine Meisterwitwe. In

²⁹ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.38, Lohgerber-Dep. Nr. 55d (Zeitraum 1600–1840).

³⁰ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.65, Töpfer-Dep. Nr. 11 (Zeitraum 1703–1864).

³¹ Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 141 (Zeitraum 1711–1826), Nr. 145 (Zeitraum 1761–1851) und Nr. 224 (Zeitraum 1659–1678). Lediglich einmal beauftragte eine Witwe ihren Sohn, der aber vermutlich der eigentliche Lehrmeister war, ihren Enkel im Jahr 1747 von der Zunft lossprechen zu lassen. Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 141, fol. 26^v.

³² Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 261, fol. 55^r (1712).

³³ StadtA Dresden, Ratsarchiv, C.XXIV.216c, Bd. 3, fol. 498^r–498^v.

³⁴ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.21, Friseur-Dep. Nr. 4. Das Buch enthält Einträge aus der Zeit zwischen 1725 und 1840.

³⁵ Meist handelt sich hier um nichtnamentliche Angaben. Vermutlich wechselte in diesen Fällen der Junge die Werkstatt während seiner gesamten Lehre nicht.

drei weiteren Fällen stellten Witwen Lehrlinge neu ein. Mindestens sieben weitere Jungen lernten zwischenzeitlich in einer Witwenwerkstatt.³⁶ Vorgaben zum Lehrlingswesen in den Witwenbetrieben enthalten die Statuten der Leipziger Goldschmiede nicht.³⁷

Die Handwerksordnung der Spitzen, Borten, Quasten und anderen textilen Zierrat herstellenden Posamentierer in Leipzig legte keine zeitliche Befristung des Fortführungsrechts fest und erlaubte den Witwen das Auslernen bereits vorhandener Lehrjungen. Die Einstellung neuer Lehrlinge war den Frauen jedoch untersagt.³⁸ Laut dem im Jahr 1630 einsetzenden Lehrlingsbuch der Leipziger Posamentierer wurden bis 1702 von 142 aus der Lehre entlassenen Jungen immerhin sieben (= 4,9 %) durch Witwen ausgebildet und vor dem versammelten Handwerk losgesprochen. Nachweislich lernten noch mindestens zwei weitere Lehrlinge vorübergehend in den Werkstätten von Lehrmeisterinnen. Dagegen fanden sich in den Jahren 1703 bis 1800 keine entsprechenden Belege.³⁹

Im relativ kleinen Handwerk der Tuchbereiter zu Leipzig weisen das Lehrlingsbuch (1699–1748, 1789–1831), das zugleich als Quartals- und Meisterbuch diente, und das Aufdingebuch (1746–1849) keine einzige Witwe bei den über 200 Lehrlingsaufnahmen aus. Auch bei den Entlassungen der Jungen aus der Lehre werden wenn überhaupt nur Lehrmeister namentlich genannt.⁴⁰ Dabei hieß es in der Handwerksordnung aus dem Jahr 1695 ausdrücklich: *Denen Meisters Wittwen werden die Lehr-Jungen auch passiret, wenn sie tüchtige Gesellen und Leuthe darbey fördern, von denen sie die Lehre begreifen können.*⁴¹ Sollte eventuell ein möglicher Gesellenmangel verhindert haben, dass es keine Lehrmeisterinnen unter den Tuchbereiterwitwen gab, oder war es – wie in vielen anderen Handwerken – den Witwen untersagt, die Lehrlinge auszulernen, sodass die Jungen einige Wochen oder Monate vor dem Ende der Lehrzeit zu anderen Handwerksmeistern wechseln mussten?

Für das Leipziger Kürschnerhandwerk zeigt sich ein ähnlicher Befund. Die Statuten der Kürschner vom 13. April 1692 gestatteten das Auslernen von Lehrlingen bei einer Witwe, wenn die Jungen bereits die Hälfte ihrer Lehrzeit bei einem Lehrmeister absolviert hatten.⁴² Die Aufnahme neuer Lehrlinge wurde nicht

³⁶ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 2, fol. 41^v-152^v.

³⁷ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede A 1, A 2, A 3, A 4 und A 5.

³⁸ Vgl. StadtA Leipzig, Zunftbuch II, fol. 320^v (Posamentierer 1629).

³⁹ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Posamentierer B 1. Auch an anderen, zur damaligen Leipziger Handwerkslade gehörigen Orten beschäftigten Posamentiererwitwen Lehrlinge. So ließ 1652 Sybilla, die Witwe des Martin Buhle, im Abstand von wenigen Wochen zwei Lehrlinge vom Handwerk los- und zu Gesellen sprechen. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Posamentierer B 1, fol. 34^r. Für zwei ähnliche Fälle vgl. ebd., fol. 48^v, 71^v. Gleicht man diese Ergebnisse mit den Ratsleichenbüchern ab, so wird deutlich, dass die Witwen die Lehrlinge nicht nur dann in der Werkstatt weiter beschäftigten, wenn die Jungen kurz vor dem Ende ihrer Lehrzeit standen. Vergleiche dazu Anm. 149.

⁴⁰ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Tuchbereiter B 1 und B 4.

⁴¹ StadtA Leipzig, Inn Tuchbereiter A 1, fol. 7^v-8^r. Eine sinngemäße Regelung findet sich auch in der Vorgängerordnung von 1671. Vgl. StadtA Leipzig, Zunftbuch III, fol. 18^v.

⁴² Vgl. StadtA Leipzig, Zunftbuch III, fol. 179^v.

explizit geregelt. Im Lehrlingsbuch, das mit Aufzeichnungen aus dem Jahr 1750 beginnt, wird für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts unter insgesamt 196 Lehrlingen nur einer, der aus Landsberg stammende Carl August Wolf, ausgewiesen, der bei einer Witwe in die Lehre kam. Ob die Meisterin ihren Lehrling Wolf später auch auslernte, ist nicht bekannt. Im Gesellenbuch (1732–1811) sind ebenfalls Angaben zu den aus der Kürschnerlehre entlassenen Jungen enthalten, darunter für das 18. Jahrhundert aber nur ein Beispiel für das Auslernen eines Gesellen bei einer Meisterwitwe.⁴³

Exakt 305 Lehrlingsaufnahmen wurden zwischen 1631 und 1800 für die Leipziger Lohgerber verzeichnet. Kein einziger der Lehrlinge begann seine Lehre bei einer Meisterwitwe. In den erst ab den 1780er-Jahren verzeichneten Lossprechungen fehlen Angaben zur Arbeitgeberseite.⁴⁴ Die vorhandenen Handwerksordnungen der Gerber gehen nicht weiter auf das Witwenrecht ein, sondern stellten nur jenen Gesellen, welche Meisterwitwen ehelichten, Erleichterungen für den Erwerb des Meisterrechts in Aussicht.⁴⁵

Laut dem Handwerksbuch der Leipziger Zinngießer (1539–1852), welches zugleich als Gesellen- und Lehrlingsbuch fungierte, wurden im Zeitraum 1613 bis 1685 etwa 60 Lehrlinge aus der Lehre losgesprochen, allerdings nur zwei von Meisterwitwen. In beiden Fällen handelte es sich bei der Lehrmeisterin um die Mutter des Lehrlingen. Zwischen 1685 und 1815 fand sich kein weiterer Beleg für eine Lehrmeisterin.⁴⁶

Fehlen Lehrlingsbücher, können ersatzweise die Informationen zur ‚Aufdingung‘ oder ‚Lossprechung‘ von Lehrlingen, also zur Aufnahme in und zur Verabschiedung aus der Lehre, einigen Handwerksrechnungsbüchern entnommen werden, da zu diesen Anlässen Gebühren fällig wurden. So verzeichnen die Rechnungsbücher der Schuhmacher in Leipzig in den Rechnungsjahren 1782/83 bis 1789/90 Gebühren für die Lossprechungen von 195 Lehrlingen. Von diesen wurden 189 Jungen durch ihren Lehrmeister und sechs (= 3,1 %) aufgrund der Initiative einer Handwerkerwitwe aus der Lehre verabschiedet.⁴⁷

⁴³ Dieser ausgelernte Kürschnerjunge findet sich dagegen nicht im Lehrlingsbuch, weil er seine Lehre begann, bevor dasselbe angelegt wurde. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Kürschner B 52, fol. 55^r und B 53, fol. 27^v. Eine weitere Stichprobe (28. Oktober 1811 bis 28. Oktober 1816) zu den Leipziger Bäckern enthält unter 71 Lehrlingseinschreibungen keinen Hinweis auf eine Witwe, und unter weiteren 61 Einträgen zu den Lossprechungen gab es nur einen Eintrag mit einem Lehrling, der bei einer Witwe auslernte. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Bäcker B 8, fol. 31^v.

⁴⁴ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber B 3, fol. 55^r–119^v.

⁴⁵ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber A 2 (Lohgerber 1557), A 4 (Lohgerber 1414) und C 1 (Lohgerber 1509); StadtA Leipzig, Zunftbuch I, fol. 60^r–65^v (Lohgerber 1481), fol. 67^r–72^v (Lohgerber 1529, 1537 und 1542), Zunftbuch II, fol. 416^r–417^v (Lohgerber 1571), fol. 418^r–424^r (Lohgerber 1630) und Zunftbuch III, fol. 367^r–368^r (Lohgerber 1721).

⁴⁶ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Zinngießer B 1, fol. 69^r–88^r, besonders fol. 69^r und 70^r.

⁴⁷ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Schuhmacher B 2, Bd. 1, Rechnungen 1782/83–1785/86 und Bd. 2, Rechnungen 1786/87–1789/90.

Dass die bisher untersuchten Quellen relativ wenige Hinweise zur Existenz von Witwenbetrieben liefern, könnte abgesehen von einer noch zu hinterfragenden Marginalität dieser Betriebe am frühneuzeitlichen Fortführungsrecht selbst liegen, welches den Witwen bezüglich der Lehrlinge enge Grenzen setzte. Häufig durften die Frauen keine neuen Lehrlinge selbstständig aufdingen. Ihnen wurde lediglich erlaubt, dass sie Lehrjungen, die sich bereits zum Zeitpunkt des Todes des Meisters in der Lehre befanden, (fast) bis zum Ende der Lehrzeit weiter beschäftigen durften.⁴⁸ Weil zudem in den meisten Handwerken höchstens ein Lehrling pro Werkstatt gestattet war, konnte somit bestenfalls jede Witwe ein einziges Mal bei der Lossprechung von Lehrlingen auftauchen. Allerdings zeigen die obigen Beispiele auch, dass, selbst wenn den Meisterwitwen formal erlaubt wurde, Lehrlinge einzustellen, zu beschäftigen oder auszulernen, von dieser Möglichkeit selten bis gar nicht Gebrauch gemacht wurde. Das Fortführungsrecht als alleinige Begründung für die geringe Zahl der bisherigen Nachweise genügt somit nicht. Gegebenenfalls blieb der Vorgang der Lossprechung auf einer Zunftversammlung eine Angelegenheit der Meister, während Frauen als Lehrmeisterinnen durchaus vereinzelt zu registrieren sind und dies auch am Ende der Lehrzeit.⁴⁹

Im Gegensatz zum Lehrlingswesen existierten statutarische Einschränkungen für die Einstellung und Beschäftigung von Gesellen nicht in gleichem Umfang.⁵⁰ Aus diesem Grund muss der Untersuchung von Gesellenbüchern größere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die Einträge in den Gesellenbüchern der Chemnitzer Buchbinder und Posamentierer sowie der Dresdner Töpfer enthalten keine Informationen über die Werkstätten, in denen die Gesellen beschäftigt waren, sodass keine Aussagen über entsprechende Witwenbetriebe gemacht werden können.⁵¹

Dagegen wurden ab Ende 1811 im Gesellenbuch der Dresdner Schuhmacher zusätzlich zu den Namen der in Arbeit kommenden Gesellen noch jene der betreffenden Werkstattführenden notiert. Informationen zur Entlassung der Gesellen

⁴⁸ Vgl. KORGE, Kollektive Sicherung (wie Anm. 11), S. 404–410.

⁴⁹ In der Überlieferung der Zunfthandwerke ist von einer formellen Lossprechung der Lehrjungen auf der Zunftversammlung die Rede. Hinweise darauf, dass diese Lossprechung stets durch einen Handwerksmeister, der nicht unbedingt der Lehrmeister des Jungen sein musste, vorgenommen wurde, liefern Einträge im Lehrlingsbuch der Leipziger Goldschmiede. Hier beendete unter anderem Johann Christian Füscher aus Volkmarshaus nach dem Tod seines Lehrmeisters die Lehre bei dessen Witwe, wurde aber durch einen Mitmeister losgesprochen. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 2, fol. 109v. Für weitere Beispiele vgl. ebd., fol. 89r, 120r, 128v.

⁵⁰ Nur einige Gewerbe begrenzten die Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte speziell für Witwen. Ein grundsätzliches Verbot, Gesellen zu beschäftigen, wie dies Wiesner und Kruse erwähnen, konnte in den untersuchten Quellen nicht belegt werden. Vgl. KRUSE, Witwen (wie Anm. 6), S. 321; MERRY E. WIESNER, *Working Women in Renaissance Germany (The Douglass Series on Women's Lives and the Meaning of Gender)*, New Brunswick (New Jersey) 1986, S. 158.

⁵¹ Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 9 (Buchbinder 1657–1719) und Nr. 224 (Posamentierer 1659–1800); StadtA Dresden, 11.2.65, Töpfer-Dep. Nr. 14 (Töpfer 1742–1811).

sind nicht vorhanden, weshalb nicht ermittelt werden konnte, wie viele Gesellen in den einzelnen Werkstätten gleichzeitig beschäftigt wurden. Im gesamten Kalenderjahr 1812 wurden von 206 in Arbeit gebrachten Gesellen gerade einmal zwei (= 1,0 %) an Meisterwitwen vermittelt. Im Rechnungsjahr 1816/17 waren es zehn von 281 Gesellen (= 3,6 %) und im darauffolgenden Rechnungsjahr sechs von 282 Gesellen (= 2,1 %).⁵²

Zwischen 1811 und 1827 nahmen immerhin 39 Schuhmacherwitwen mindestens einen Gesellen auf. Dabei handelte es sich um eine Minderheit innerhalb der vermutlich deutlich größeren Gruppe von Schuhmacherwitwen, zu der aber keine mengenmäßigen Angaben vorliegen. Die Innung umfasste zu dieser Zeit zwischen 520 und 660 Meister.⁵³ Doch auch unter den Männern konnte es sich nur ein Bruchteil leisten, einen Gesellen zu beschäftigen. In einem Schreiben der Schuhmacherinnung an den sächsischen König vom Februar 1819 heißt es: *Von den Meistern hingegen bekommen 190 alte Meister, die ihr Brod nicht mehr verdienen können, aus der Innung Allmosen, 194 arbeiten für andre als Gesellen, 100 Meister arbeiten mit Gesellen, 36 halten nur zuweilen Gesellen.*⁵⁴

Auch innerhalb der Gruppe der erwähnten 39 Schuhmacherwitwen zeigten sich Unterschiede. So variierte die Häufigkeit der Fachkräfteeinstellungen erheblich. 18 Frauen stellten mehrmals Gesellen ein, sodass von ihren Betrieben eine Mindestexistenzdauer errechnet werden konnte. Neun Witwen tauchten zwei- oder dreimal als Arbeitgeberinnen auf, die Mindestbetriebsdauer lag hier bei bis zu fünf Jahren. Weitere sechs Frauen engagierten zwischen vier und acht Gesellen in einem Zeitraum von zwei bis knapp sieben Jahren. Am oberen Ende der Spanne rangierten drei Schuhmacherwitwen, die zwischen 14 und 20 Gesellen in Arbeit nahmen. Diese drei führten den Handwerksbetrieb nachweislich mindestens neun, elf und zwölf Jahre fort.⁵⁵

Trotz der methodischen Einschränkungen (kurzer Untersuchungszeitraum, nicht präzise feststellbare Dauer der Witwenschaft) beweisen die Ergebnisse dieser

⁵² Vgl. StadtA Dresden, 11.2.56, Schuhmacher-Dep. Nr. 29, unpag.

⁵³ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.56, Nr. 264f, Bd. 4, unpag. (Schreiben der Innung an den sächsischen König vom 22. Februar 1819); AUG. FR. LINGKE, Die Schuhmacher-Innung zu Dresden 1401–1901. Festschrift zur fünfzehnjährigen Jubelfeier am 4., 5. und 6. September 1901, Dresden 1901, S. 18; Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, Bd. 1, Zweite Lieferung, enthaltend die bürgerlichen und Local-Verhältnisse der Haupt- und Residenzstadt Dresden, hrsg. vom Statistischen Verein für das Königreich Sachsen, Leipzig 1832, S. 38; OTTO RICHTER, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden, Bd. 1: Verfassungsgeschichte, Dresden 1885, S. 212.

⁵⁴ StadtA Dresden, 11.2.56, Nr. 264f, Bd. 4, unpag. (Schreiben der Innung an den sächsischen König vom 22. Februar 1819).

⁵⁵ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.56, Schuhmacher-Dep. Nr. 29, unpag. Bereits diese kleine Auswertung ist mit zahlreichen methodischen Problemen behaftet. So erfolgten die Aufzeichnungen anscheinend lückenhaft. Nicht immer ist die Arbeitgeberin oder der Arbeitgeber zu jedem einzelnen Gesellen verzeichnet. Ferner fehlen vereinzelt Kennzeichnungen als ‚Meister‘ oder ‚Witwe‘ sowie sämtliche Vornamen der Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber.

Stichprobe, dass einige Dresdner Witwen unter Hinzuziehung von Fachkräften ihre Schuhmacherwerkstatt über Jahre hinweg eigenverantwortlich führten. Allerdings können monate- oder jahrelange Unterbrechungen des Werkstattbetriebes über diesen Weg nicht nachvollzogen werden. Geht man, was naheliegen würde, von einer durchgehenden Betriebsführung aus, handelt es sich bei den ermittelten Angaben jeweils um Mindestzeiträume, in denen eine Witwenwerkstatt bestand.

Bei einer weiteren Dresdner Stichprobe wurden im Gesellenbuch der Tischler zwischen 1679 und 1726 insgesamt etwa 150 Gesellen gezählt, die sich zur Meisterschaft meldeten. Bei jedem zweiten Eintrag wurde weder ein Meister noch eine Meisterwitwe erwähnt, da es sich hierbei um Gesellen handelte, denen als Meistersöhne, Einheiratende oder anderweitig Privilegierte die Ableistung der Jahrarbeit und der Mutzeit⁵⁶ in einer Werkstatt erlassen wurde. Sie wurden vielmehr nach der üblichen Gebührenleistung, der Fertigung eines Meisterstücks und einer möglichen Strafzahlung für selbiges umgehend zum Meister gesprochen. Von den verbleibenden 75 Gesellen absolvierten sechs (= 8,0 %) ihre Jahr- beziehungsweise Mutzeit bei einer Meisterwitwe, wobei keine der Witwen mehrfach erwähnt wurde.⁵⁷

Schließlich noch ein drittes Beispiel aus der kursächsischen Residenzstadt. Im Handwerk der Zeug- und Leineweber durfte die Frau eines verstorbenen Meisters die sich in der Lehre befindlichen Lehrlingen nur ein Vierteljahr bei sich behalten, *so ferne sie sich mit einander vertragen können*.⁵⁸ Danach aber war der Junge an einen anderen Lehrmeister zum Auslernen zu geben. So verwundert es nicht, dass im Lehrlings- und Jahrarbeiterbuch (1580–1804) der Innung keine Witwe als Lehrmeisterin auftaucht. Ferner wurden im Buch Gesellen verzeichnet, die ihre Jahrarbeit leisteten. Seit 1673 wurden die zugehörigen Werkstätten aufgeführt, worunter sich einzelne Witwenbetriebe befanden.

Zeitraum	1673– 1701	1702– 1731	1732– 1761	1762– 1791	1792– 1804	1673– 1804
Jahrarbeiter in Meisterwerkstätten	87	35	21	16	6	165
Jahrarbeiter in Witwenwerkstätten	2	4	1	2	4	13
Einträge ohne Werkstattangabe	0	1	0	2	0	3
Gesamt	89	40	22	20	10	181

Tab. 1: Anzahl der Jahrarbeiter in Zeug- und Leineweberwerkstätten (Dresden 1673–1804).

⁵⁶ Vor Erlangung des Meisterrechts mussten die Handwerksgesellen eine gewisse Zeit vor Ort in einer Meister- oder Witwenwerkstatt arbeiten (*Jahrarbeit*), um sich dann rechtzeitig auf mehreren Handwerksversammlungen als Anwärter auf das Meisterrecht anzugeben (*Mutung*) und eine Gebühr (*Mutgroschen*) zu erlegen.

⁵⁷ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.64, Tischler-Dep. Nr. 4, fol. 3^r-32^r, 113^v-123^v und unpag.

⁵⁸ StadtA Dresden, Ratsarchiv, C.XXIV.216c, Bd. 2, fol. 110^v (Leineweber 16. August 1669).

Insgesamt absolvierten im Zeitraum von 1673 bis 1804 genau 181 Jahrarbeiter ihren Dienst. Von den Gesellen, denen eine Werkstatt zugeordnet werden konnte, waren 7,3 % bei einer Frau angestellt. In acht Fällen handelte es sich dabei um die Mutter des Gesellen.⁵⁹

Für Leipzig ergeben sich für die Handwerke der Goldschmiede und der Lohgerber keine regelmäßigen Hinweise auf die Werkstätten, in denen (mutende) Gesellen arbeiteten. Dagegen konnten analog zu dem letzten Dresdner Beispiel die Werkstätten der mutenden Leipziger Bäckergesellen eruiert werden.⁶⁰

Zeitraum	1717–1740	1741–1764	1765–1789	Gesamt
Gesellen in einer Meisterwerkstatt (davon bei verwandtem Meister)	36 (17)	28 (15)	16 (11)	80 (43)
Gesellen in einer Witwenwerkstatt (davon bei verwandter Witwe)	4 (3)	5 (3)	3 (2)	12 (8)
Einträge ohne Werkstattangabe	13	0	3	16
Gesamt	53	33	22	108

Tab. 2: Anzahl der mutenden Gesellen in Bäckerwerkstätten (Leipzig 1717–1789).

Der Anteil der in Witwenbetrieben beschäftigten Bäckergesellen betrug über den gesamten Untersuchungszeitraum 11,1 % (beziehungsweise 13,0 % der Einträge mit Werkstattangabe), wobei zwei von drei dieser Gesellen bei einer Verwandten, in der Regel ihrer Mutter, arbeiteten. Ähnlich wie in der vorherigen Stichprobe der Dresdner Leineweber ging im Vergleich der drei Kohorten die Anzahl mutender Bäckergesellen mit der Zeit deutlich zurück, während der Anteil der aus Witwenwerkstätten kommenden Gesellen von 10,0 % auf 15,8 % (Einträge mit Werkstattangabe) anstieg.⁶¹ Mit dem Jahr 1789 endeten die Einträge im alten Handwerksbuch.

⁵⁹ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.71, Zeug- und Leineweber-Dep. Nr. 66b. Auffallend ist im Übrigen der kontinuierliche Rückgang mutender Gesellen über den gesamten Zeitraum. Meldeten sich anfangs im Durchschnitt noch jährlich drei Gesellen zum Meisterrecht, sank die Frequenz schließlich auf weniger als 0,5 Anmeldungen pro Jahr. Auch die Mitgliederzahlen des Handwerks gingen von über 60 Meistern und Meisterwitwen Anfang des 18. Jahrhunderts auf etwas über 30 an der Wende zum 19. Jahrhundert zurück. Gegen den Trend stieg am Ende des Untersuchungszeitraumes der Anteil der mutenden Gesellen, die bei einer Witwe arbeiteten. Allerdings handelt es sich um sehr geringe Fallzahlen. Vgl. StadtA Dresden, Ratsarchiv, F.XXII.43s, unpag. (Spezifikation des Leineweberhandwerks vermutlich Ende 1713); FRIEDRICH GOTTLÖB LEONHARDI, Erdbeschreibung der Churfürstlich- und Herzoglich-Sächsischen Lande, Bd. 2, Leipzig ³1803, S. 262.

⁶⁰ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Bäcker B 4, fol. 79^v-101^r. Nur im Zeitraum zwischen 1717 und 1789 wurden mehrheitlich die Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber der Mutenden erwähnt.

⁶¹ Eine Mindestbestandsdauer für die Betriebe der Bäckerwitwen 1717 bis 1789 kann allein aus den Angaben der Mutungen bei Mehrfachnennungen nicht berechnet werden, da das zugrundeliegende Handwerksbuch die Arbeitgeberinnen fast ausschließlich nur

Das neue *Auflege-Buch* der Bäcker führte die Aufzeichnungen zu den Mutgesellen nicht fort. Ab dem Jahr 1790 wurden stattdessen die Gebührenbeiträge der Leipziger Bäckermeister und -witwen für die von ihnen beschäftigten Gesellen notiert. Aus den Beitragstabellen geht hervor, dass z. B. im Rechnungsjahr 1790/91 neben 26 Meistern auch sechs Witwen Gesellen bei sich arbeiten ließen. Im Durchschnitt verdingten sich damals in jedem Bäckerbetrieb 2,1 Gesellen, in den von Witwen geführten Bäckereien sogar 2,6 Gesellen. Betrachtet man die gesamte letzte Dekade des 18. Jahrhunderts, beschäftigten insgesamt zehn Bäckerwitwen durchschnittlich 2,2 Gesellen, wobei die Witwe von Johann Friedrich Petsch mit 3,7 Gesellen den Spitzenplatz belegte. Im Übrigen kam keine einzige Bäckerei länger als einige Wochen ohne Gesellen aus, was gleichfalls für die Meisterbetriebe galt. Aus den Angaben im *Auflege-Buch* kann auch die Bestandsdauer der Witwenbetriebe ermittelt werden. Da allerdings sieben der zehn Witwenbetriebe schon zu Beginn der Aufzeichnungen existierten, handelt es sich um Mindestbestandszeiten. Die zehn Bäckereien bestanden nachweislich mindestens ein bis 13 Jahre. Im Schnitt führten die Frauen den Betrieb knapp sieben Jahre lang.⁶²

Das Handwerksbuch der Leipziger Zinngießer verzeichnet zwischen 1616 und 1644 namentlich die Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber von 15 mutenden Gesellen. Von diesen arbeitete immerhin jeder Fünfte in einer Witwenwerkstatt.⁶³ Die Einträge, welche auf die Mutungen der Jahre 1645 bis 1801 eingehen, enthalten meist keine Informationen zur Arbeitgeberseite.⁶⁴

Im Handwerk der Barbieri und Chirurgen zu Leipzig wurde ab 1711 ein Einschreibebuch für die in Arbeit genommenen Gesellen geführt. In den ersten einhundert Jahren sind dort aufseiten der Arbeitgeberschaft auch neun Witwen (davon eine in Altenburg) sowie in zwei Fällen die *Erben* eines Barbiermeisters verzeichnet.⁶⁵ Die Witwe des Innungsoberältesten Ernst Christian Meyer stellte unter den erwähnten Frauen am häufigsten, nämlich insgesamt sieben Mal, einen Gesellen ein. Zumindest zwischen ihrer ersten (29. Mai 1775) und ihrer letzten Erwähnung (23. April 1787) im Gesellenbuch führte sie den Betrieb der Barbierstube also offensichtlich fort.⁶⁶

Abschließend soll das Gesellenbuch der Leipziger Kürschnerinnung (1733–1811) teilweise ausgewertet werden. Es enthält Informationen über die Ausstellung von Kundschaften zur Legitimation für jene Gesellen, die sich auf Wanderschaft begeben wollten. Für die ersten vierzig Jahre (1733–1772) enthält das Gesellenbuch 1 234 Eintragungen, von denen jedoch jede Fünfte (242 Einträge) nicht brauchbar ist, um den letzten Arbeitgeber beziehungsweise die letzte Ar-

mit Familiennamen vorstellt, das Handwerk jedoch einige namensgleiche Meister aufwies.

⁶² Vgl. StadtA Leipzig, Inn Bäcker B 32, fol. 4^v-23^r. Als (Mindest-)Bestandszeiten der zehn Witwenbetriebe wurden ermittelt 1, 1, 3, 4, 6, 6, 10, 10, 12 und 13 Jahre.

⁶³ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Zinngießer B 1, fol. 49^r-50^v.

⁶⁴ Vgl. ebd., fol. 50^v-55^r, 89^r-93^v.

⁶⁵ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Chirurgen B 1, S. 1-160.

⁶⁶ Vgl. ebd., S. 98-112.

beitgeberin des Gesellen zu ermitteln. So beziehen sich einige Einträge auf junge Männer, die ihre Kürschnerlehre vor Kurzem beendet hatten und fortwandern wollten, ohne zuvor in der Stadt als Geselle gearbeitet zu haben. Diese Fälle wurden bereits bei dem Thema der Lehrlingsbücher besprochen. Es verbleiben demnach 992 Einträge, welche einen auswandernden Gesellen unter Angabe des letzten Leipziger Arbeitsverhältnisses erwähnen. In 77 Fällen (= 7,8 %) kündigten die Gesellen einer Kürschnerin die Arbeit auf. Genannt werden zwischen 1733 und 1772 neben einer von ihrem Ehemann verlassenen Frau noch 15 verschiedene Meisterwitwen. Über Mehrfachnennungen kann die Mindestbestandsdauer für 12 dieser Witwenbetriebe ermittelt werden. Im Durchschnitt führten die Witwen ihre Werkstätten 4,6 Jahre, in drei Fällen sogar länger als acht Jahre.⁶⁷

Unter den vorgenannten 992 Einträgen im Kürschnergesellenbuch enthalten 794 konkrete Aussagen zur Dauer des letzten Arbeitsverhältnisses. Die Gesellen blieben durchschnittlich nur neun Monate in Arbeit, bevor sie eine Kundschaft auslösten und weiterzogen. Die große Mehrheit der Kürschnergesellen (64,1 %) blieb sogar höchstens ein halbes Jahr, lediglich jeder sechste Geselle arbeitete länger als ein Jahr in einer Werkstatt. Dabei gab es keine Unterschiede zwischen Witwen- und Meisterbetrieben. Die beiden mit Abstand längsten Arbeitsverhältnisse bestanden sieben und acht Jahre (beide bei einem Meister).⁶⁸

Neben anderen Faktoren wie dem Fehlen einschlägiger Studien führte die geringe absolute Häufigkeit von Arbeitskräften, welche nachweislich bei Meisterwitwen arbeiteten, dazu, dass die historische Forschung das Phänomen des Witwenbetriebes unterschätzte. Die sich auf normative Quellen konzentrierende ältere, aber auch ein Teil der jüngeren Handwerksgeschichtsschreibung ging von einem Lehrlingsverbot und einer verbreiteten Gesellenpflicht der Witwen aus. Nach letzterem hatten die Witwen einen Gesellen einzustellen, wenn sie das Handwerk fortführen wollten.⁶⁹ Weil jedoch in vielen Branchen nicht genügend Gesellen vorhanden waren, diese angeblich auch selten Lust gehabt hätten, bei einer Witwe zu arbeiten, und viele Frauen nicht die zusätzlichen finanziellen Mittel aufbringen konnten, sei es zwangsläufig kaum einer Witwe gelungen, ihre Werkstatt offen zu halten.⁷⁰ Differenzierter argumentierende Stimmen verwiesen zumindest darauf, dass nicht in allen Handwerksordnungen vergleichbar restriktiv

⁶⁷ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Kürschner B 52, fol. 2^r-93^v.

⁶⁸ Vgl. ebd., fol. 46^r, 49^r. In einigen Fällen könnte im Gesellenbuch fälschlicherweise nicht die Dauer des letzten Arbeitsverhältnisses angegeben worden sein, sondern die gesamte Aufenthaltsdauer des Gesellen in Leipzig. Aufgrund der großen Fallzahl hätte dies aber kaum Auswirkungen auf die Befunde.

⁶⁹ Vgl. PETER BORSCHIED, *Geschichte des Alters. 16.–18. Jahrhundert* (Studien zur Geschichte des Alltags 7/1), Münster 21987, S. 70; NINA PREISSLER, *Witwen in Leipzig in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Susanne Schötz (Hg.), *Frauenalltag in Leipzig. Weibliche Lebenszusammenhänge im 19. und 20. Jahrhundert* (Geschichte und Politik in Sachsen 4), Weimar/Köln/Wien 1997, S. 17-45, hier S. 22; SCHMELZEISEN, *Rechtsstellung* (wie Anm. 3), S. 57-59.

⁷⁰ Vgl. INGENDAHL, *Witwen* (wie Anm. 7), S. 51, 155-157; ROPER, *Household* (wie Anm. 19), S. 51 f.

tive Vorschriften zu finden waren.⁷¹ In der historischen Praxis setzten sich zudem Handwerkerinnen, wie Werkstetter für die Stadt Augsburg eindrücklich nachwies,⁷² oft über solche Vorgaben hinweg. Auch in Kursachsen gab es, wie noch gezeigt werden soll, nicht wenige Witwenwerkstätten, die mit oder ohne Gesellen bestanden.⁷³

2. Quartals- und Rechnungsbücher

Eine weitere häufig überlieferte Quellengattung innerhalb des Handwerksschriftguts bilden die Quartals- und Rechnungsbücher. Neben einzelnen, eher zufälligen Hinweisen auf Meisterwitwen enthalten diese Bücher Angaben zu Einnahmen und Ausgaben der Zunftkorporationen. Eine Einnahmequelle der Zünfte waren die in festen zeitlichen Abständen aufzubringenden Beiträge (Quartalsgelder, Auflegegelder) ihrer Mitglieder. Damit liegt ein Vorteil der Rechnungsbücher gegenüber den Lehrlings- und Gesellenbüchern möglicherweise in ihrer größeren Genauigkeit, da die Eintragungen in zeitlich kürzeren Abständen (meist quartalsweise oder jährlich) und in gleichmäßiger Folge vorgenommen wurden. Nur Mitglieder – und damit auch Witwen –, die ihre Quartalsgelder zahlten, durften in einem Zunft Handwerk eine Werkstatt führen, Rohstoffe einkaufen, Waren produzieren und verkaufen sowie zugehörige Dienstleistungen anbieten.⁷⁴ Mitunter kam es vor, dass Mitgliedsbeiträge für ein oder mehrere gewöhnliche Handwerksversammlungen (Quartale) geschuldet und dann entweder nachträglich gezahlt oder von der Zunft gestundet, zum Teil sogar erlassen wurden. Waren Gebühren oder Straf gelder beim Tod eines Meisters offen, hatte seine hinterlassene Witwe, wenn sie ihre Zunftmitgliedschaft aufrechterhalten wollte, für diese Schulden aufzukommen.

⁷¹ Vgl. KREBS, Handwerkerswitwe (wie Anm. 1), S. 97 f.; ELIZABETH MUSGRAVE, Women and the Craft Guilds in Eighteenth-Century Nantes, in: Geoffrey Crossick (Hg.), *The Artisan and the European Town, 1500–1900* (Historical Urban Studies), Aldershot u. a. 1997, S. 151–171, hier S. 157.

⁷² Vgl. WERKSTETTER, Arbeitsfelder (wie Anm. 9), S. 170; DIES., Augsburger Zunft Handwerk (wie Anm. 3), S. 147–149, 176 f., 184.

⁷³ Für viele sächsische Zunft Handwerke des 18. Jahrhunderts kann belegt werden, dass in Relation zur Meister- und Witwenzahl nur wenige Gesellen in den Werkstätten arbeiteten. Im Dresdner Posamentier Handwerk waren 1748 neben 25 Meistern und 4 Witwen noch 13 in Arbeit stehende Gesellen vorhanden. Zehn Jahre später waren es 20 Meister, 6 Witwen und 2 beschäftigte Gesellen. Noch Jahrzehnte später gab es kaum Gesellen in den Werkstätten des Handwerks. Dennoch existierte, wie nachfolgend gezeigt wird, eine beachtliche Zahl an Witwenbetrieben. Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75p, unpag.

⁷⁴ In diesem Sinne schrieb auch Peter-Per Krebs: „Die Aufnahme der Fortführung [einer Witwenwerkstatt] war von Zahlungen abhängig. Regelmäßige Beiträge zur Zunftkasse waren auch während der Ausübung des Handwerks weiterhin zu entrichten.“ Vgl. KREBS, Handwerkerswitwe (wie Anm. 1), S. 140.

Zu fragen ist jedoch, ob die Zahlung der Quartalsgelder ein hinreichendes Indiz für die Annahme darstellt, der Handwerksbetrieb sei fortgeführt worden. Frauen und Männer konnten im Prinzip Mitglied einer Zunft sein, ohne das Handwerk aktiv auszuüben.⁷⁵ Ein Motiv hierfür war die Teilhabe an kollektiven Gütern, welche die Zunft ihren Mitgliedern zur Verfügung stellte. Insbesondere im religiösen, fürsorgerischen und geselligen Bereich profitierten davon auch jene Personen, die keine Werkstatt offen hielten. Ein anderer Beweggrund war die Aufrechterhaltung eines erleichterten Zuganges zur Zunft für die sich noch in Ausbildung befindenden Söhne (oder potenziellen Schwiegersöhne).⁷⁶ Die Fortführung des Handwerks durch eine Witwe könnte dann als Übergangslösung bis zur Erlangung des Meisterrechts durch ihren Sohn (oder Schwiegersohn) angesehen werden.

In der Handwerksordnung der Leipziger Schuhmacher heißt es im Jahre 1714, dass jeder Meister und jede Witwe zwei Groschen Aufleggeld zu zahlen habe, *die Witfrau aber, so das Handwerck nicht treibet*, nur einen Groschen.⁷⁷ Somit bietet in diesem Fall ein verringertes Quartalsgeld einen Hinweis auf nichtaktive Zunftmitglieder. Unglücklicherweise enthalten die vorhandenen Rechnungsbücher der Schuhmacher abgesehen von einzelnen Nachzahlungen nur die summierten Beiträge aller Innungsmitglieder. Dagegen zahlten sämtliche in den Handwerksrechnungsbüchern vorkommenden Dresdner Tuchmacherwitwen bis 1798 wie die Meister den vollen Quartalsbetrag, weshalb eine Betriebsfortführung als wahrscheinlich erscheint.⁷⁸ Umgekehrt brachten manche Witwen in anderen Handwerken wie bei den Dresdner Posamentierern im Vergleich zu den Meisterbeiträgen durchgehend nur die *halbe Zeche* auf.⁷⁹ Davon ausgehend darauf zu schließen, dass diese Witwen alle das Gewerbe ruhen ließen, wäre jedoch ein Trugschluss. Vielmehr könnte wie bei den Tuchmachern 1798 ein Handwerksbeschluss zur

⁷⁵ Ingendahl verweist darauf, dass das Handwerk für Witwen auch dann statusbildend sein konnte, wenn sie das Gewerbe aktuell nicht ausübten. Sie wurden z. B. im Ravensburger *Häuser- und Seelenbeschrieb* von 1789, einer statistischen Erfassung der Stadtbevölkerung, weiterhin als Handwerkerwitwen geführt, auch wenn sie Almosen oder Tagelohn erhielten. Diese Witwen waren meines Erachtens allerdings keine beitragszahlenden Mitglieder einer Handwerkszunft wie in den hier vorliegenden Stichproben. Vielmehr handelte es sich um jene Witwen, die eben nicht (mehr) in den Gesellenbüchern, Quartalsgeldlisten und Adressbüchern auftauchten. So räumt Ingendahl ein, dass die im *Seelenbeschrieb* oder den Steuerbüchern „als Handwerkerinnen bezeichneten Witwen überwiegend aktiv als Geschäftsführerinnen eines Handwerksbetriebs tätig“ waren. INGENDAHL, Witwen (wie Anm. 7), S. 111, 113.

⁷⁶ Vgl. z. B. StadtA Dresden, Ratsarchiv, C.XXIV.216c, Bd. 4, fol. 21^r (Ordnung der Tuchmacher vom 7. August 1726); StadtA Leipzig, Zunftbuch II, fol. 356^v (Ordnung der Schuhmacher vom 5. Juni 1661).

⁷⁷ StadtA Leipzig, Zunftbuch III, fol. 313^v.

⁷⁸ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.66, Nr. 71v, 71w, 71x und 71y (Tuchmacher 1720/21–1854/55). Ab dem Rechnungsjahr 1798/99 hatten sämtliche Tuchmacherwitwen Quartalsgeld in halber Höhe zu zahlen, ohne dass sich an ihrem Status etwas erkennbar änderte.

⁷⁹ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75l, 75n, 75p.

allgemeinen Reduktion der Witwenbeiträge geführt haben. Auch die Statuten der Dresdner Schuhmacher besagten explizit: *Eines Meisters WittFrau soll nach Ihres Mannes Tode nebenst Ihren Kindern des Handwercks Freyheit und Gerechtigkeit, besage der Articul, gleich andern Meistern zu genießen, auch ihr Handwerck hinführo mit zweyen Gesellen, so lang es ihr beliebt, fortzutreiben Macht haben, Und sollen die Eltesten des Handwercks schuldig seyn, auff ihr Anmelden solche Gesellen ihr in Arbeit zu geben, womit sie am besten ihre Werckstadt zu versorgen, und ihre Nahrung fortzutreiben gemeynet [...]. Hingegen soll eine WittFrau das Handwerck mit zu halten, halbe Zeche jedesmahl zu geben, und sonst alles dasjenige, worzu sie die Articul verbinden, mit in Acht zu nehmen pflichtig seyn.*⁸⁰ Außerdem gibt es genügend Einzelhinweise darauf, dass auch Witwen in diesen Gewerben mit verringerten Gebührensätzen den Werkstattbetrieb fortführten.⁸¹ Somit kann meines Erachtens bei fortgesetzten, regelmäßigen Quartalsgeldzahlungen, noch dazu wenn diese Zahlungen durch weitere Belege flankiert werden, mit hoher Wahrscheinlichkeit von einer tatsächlichen Wahrnehmung des Fortführungsrechts durch die Meisterwitwen ausgegangen werden.

Zieht man nun die Quartals- und Rechnungsbücher der Handwerkszünfte zur Untersuchung heran, macht sich leider schnell Ernüchterung breit: Viele der Bücher sind für die hier interessierenden Fragen nicht hilfreich. Selten werden die Beitragszahlungen regelmäßig und vor allem in einer Form ausgewiesen, mit der man sie eindeutig den einzelnen Meistern und Meisterwitwen zuordnen kann. Wie in den überlieferten Rechnungsbüchern der Schuhmacherinnung zu Leipzig sind in vielen zünftigen Rechnungsbüchern ausschließlich Gesamtsummen für die Quartalsgebühren angegeben. In diesen Fällen tauchen höchstens ausnahmsweise einzelne Witwen auf, wenn sie z. B. ihre Gebühren nachträglich beglichen.⁸² Auch im Hauptrechnungsbuch (1780–1853) der Leipziger Böttcher wird lediglich die Anzahl der Witwen genannt, welche Zunftbeiträge zahlten. Beispielsweise legten Anfang der 1780er-Jahre drei bis sechs Witwen gemeinsam mit ihren Zunftkollegen auf. In den Hauptrechnungen werden unterschiedlich gestaffelte Rechnungssätze innerhalb der Mitgliedschaft unterschieden, wobei die Kriterien für die Staffelung nicht vorgestellt werden. Die Böttcherwitwen zahlten zusammen mit

⁸⁰ StadtA Dresden, Ratsarchiv, C.XXIV.216c, Bd. 3, fol. 245^r (Schuhmacher 1693). Der Hinweis, dass das Handwerk durch die Witwe mit zwei Gesellen fortzuführen sei, ist so zu verstehen, dass die Witwe nicht mehr als zwei Gesellen beschäftigen durfte. Nur die wenigsten Schuhmacherwerkstätten verfügten aber über zwei oder mehr Gesellen.

⁸¹ Beispielsweise finden sich entsprechende Belege zu einzelnen Dresdner Posamentierewitwen, die Lehrlinge entließen oder Gesellen beschäftigten (vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75g, S. 18, 25, 46, 176 u. ö.), Verkaufsstände unterhielten (vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75h, fol. 70^r-71^r, 89^r-89^v) und sich auf Handwerksversammlungen an Kollekten für Brandopfer beteiligten (vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75i, unpag., Hauptquartal 1741). Überhaupt konnten Witwen nachweisbar an den Versammlungen der Zünfte teilnehmen, wobei die aktive Fortführung des Handwerks hierfür der wichtigste Grund gewesen sein dürfte, da die Beratungen und Beschlüsse der Zunft auch die Witwenbetriebe direkt betrafen. Zusätzliche Einzelbelege für das Handwerk führende Witwen folgen in den weiteren Ausführungen.

⁸² Vgl. StadtA Leipzig, Inn Schuhmacher B 2, Bd. 1, fol. 2^v (Rechnung 1782/83).

einem Teil der Meister für gewöhnlich einen geringeren Satz.⁸³ Einige der überlieferten sächsischen Quartals- und Rechnungsbücher entsprechen aber den beschriebenen, hohen Anforderungen, wobei in den folgenden Stichproben auswertbare Quellen aus den Textilgewerben dominieren.⁸⁴

a) Strumpfwirker Chemnitz

In den Rechnungsbüchern der Chemnitzer Strumpfwirkerinnung, einer relativ jungen Handwerksorganisation, deren Statuten erst 1729 durch Bürgermeister und Rat der Stadt offiziell bestätigt wurden, konnten zwischen 1736 und 1765 17 Meisterwitwen nachgewiesen werden, die Quartalsgelder in halber Höhe des Meisterbetrags zahlten.⁸⁵ Diese Gebührenhöhe war in der konfirmierten Handwerksordnung für Witwen, die das Handwerk fortsetzen wollten, so vorgesehen.⁸⁶ Die Hinweise auf die 17 Witwen verteilten sich ungleichmäßig über den Untersuchungszeitraum. Im Rechnungsjahr 1755/56 kam auf 55 Meister in der Stadt Chemnitz und 12 Meister in der vorstädtischen Nicolaigasse gerade einmal eine Witwe. Zehn Jahre später waren es bei vergleichbarer Meisterzahl sieben Witwen.⁸⁷ Die Fortführung des Strumpfwirkerhandwerks kann für mehrere der Witwen konkret belegt werden,⁸⁸ weshalb bei Zahlung der Quartalsgelder in der vorgeschriebenen Höhe von einer mutmaßlichen Fortführung der Werkstätten durch alle diese Frauen ausgegangen werden kann. Diese Vermutung wird später noch mit weiteren Belegen untermauert. Die Beiträge zahlte ein jedes Mitglied der Strumpfwirkerinnung stets in einer Summe rückwirkend für das gesamte Rechnungsjahr, wodurch die Dauer der Betriebsführung nur für ganze Jahre ermittelt werden konnte. Ab 1765 wechselten der Schreiber und damit die Struktur der Jahresrechnungen. Beitrag zahlende Einzelpersonen wurden fortan nicht mehr aufgeführt.

Im Durchschnitt zahlten die verzeichneten Meisterwitwen knapp vier Jahre Zunftsbeiträge, doch die zeitliche Spannweite der Einzahlungen (und damit der Betriebsdauer) ist beachtlich. Während sechs Frauen nur in einer oder zwei auf-

⁸³ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Böttcher B 1.

⁸⁴ Ob die Dominanz der Textilgewerbe in den Stichproben mit der Häufigkeit von Witwenbetrieben in den Branchen zusammenhängt, kann aufgrund mangelnder Vergleichsstudien nicht geklärt werden. Kleinstgewerbe hatten gegebenenfalls überhaupt keine regelmäßige Buchführung, sodass hier die Überlieferung fehlt. In anderen Handwerken wie jenen der Maurer und der Zimmerleute waren Witwenbetriebe wohl die Ausnahme. Für Leipzig, Dresden und Chemnitz wurden anders als in Lübeck und Augsburg keine Witwenbetriebe im Baugewerbe nachgewiesen. Vgl. WERKSTETTER, Augsburgs Zunfthandwerk (wie Anm. 3), S. 178, 188 f.

⁸⁵ Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 238 und 239. Im Gegensatz zu dem alten Gewerbe der Strumpfstrickerei arbeitete man in der stärker mechanisierten Strumpfwirkerlei auf einem Wirkstuhl.

⁸⁶ Vgl. StadtA Chemnitz, Ratsarchiv, Kap. IX, Sm 1, fol. 29^v (1731).

⁸⁷ Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 239, fol. 1^r-3^r, 76^r.

⁸⁸ Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 238, fol. 38^r, 254^v und Nr. 239, fol. 329^v.

einanderfolgenden Hauptrechnungen vorkamen und weitere zwei, obwohl sie jahrelang in den Rechnungen auftauchten, nur ein einziges Mal Quartalsgeld zahlten, kamen immerhin acht Frauen mittelfristig (3 bis 6 Jahre) ihren Beitragspflichten nach. Nur die Witwe von Martin Ziege führte den Strumpfwirkerbetrieb über einen sehr langen Zeitraum. Ihr Beitrag ist in 16 aufeinanderfolgenden Jahresrechnungen (1741/42–1756/57) dokumentiert.

Dauer der QZ in Jahren	1	2	3	4	5	6	...	16
Anzahl der Witwen	3	5	1	3	1	3	...	1

Tab. 3: Dauer der Quartalsgeldzahlungen (QZ) durch Strumpfwirkerwitwen (Chemnitz 1736–1765).

Zusätzlich wurden in den Strumpfwirker-Rechnungsbüchern Informationen über die Schulden verstorbener Zunftmitglieder festgehalten. Selbst geringe Ausstände ihrer verstorbenen Ehemänner konnten für die Witwen zum Problem werden. Nur vereinzelt wurden hinterlassene Schulden beglichen. Ihre eigenen Quartalsgelder zahlten die verwitweten Frauen allerdings in den meisten Fällen, wenngleich nicht selten mit Schwierigkeiten, wie die oft schwankenden oder länger rückwirkend gezahlten Beträge verdeutlichen. War die Lage einer Witwe dramatisch und erbrachten andere finanzielle Hilfsquellen keine Verbesserung, verzichtete die Zunft dauerhaft auf geschuldete oder aktuelle Beiträge, oder die Frau legte ihr Handwerk gänzlich nieder. So hieß es im Rechnungsjahr 1738/39, dass zwei bereits gestundete Groschen von *Johann Christian Werners Wittwe, aus Rabenstein, so d[as] Handwerck nicht mehr treibt, abermahls weggeschrieben* und ihr mithin endgültig erlassen wurden.⁸⁹

b) Kürschner Chemnitz

Auch verschiedene Protokollbücher des Chemnitzer Kürschnerhandwerks geben Auskunft über die jahrgangsweise notierten Quartalsgeldzahlungen.⁹⁰ Anders als für die Meister setzen die Aufzeichnungen für die Witwen bereits im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ein. Zwischen 1679 und 1800 ergaben sich Hinweise auf 21 Kürschnerwitwen.⁹¹ In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlegten bis zu zwei

⁸⁹ StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 238, fol. 58r. Östlich des alten Chemnitzer Stadtkerns lagen die Dörfer Ober- und Niederrabenstein, die Ende des 19. Jahrhunderts zur Gemeinde Rabenstein vereinigt wurden. Im Jahr 1950 erfolgte die Eingemeindung Rabensteins zur Stadt Chemnitz.

⁹⁰ Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 100, fol. 45r-104v (Zeitraum 1742–1800), Nr. 103, fol. 81v-84r (Zeitraum 1679–1692) und Nr. 104, fol. 33v, 49r-65r, 78r-86v (Zeitraum 1710–1741).

⁹¹ Zu einer der Frauen war nur ein einzelner, gestrichener Eintrag vorhanden, der dennoch berücksichtigt wurde. Für die Kürschnerwitwen fielen die Gebühren halb so hoch aus wie für die Meister. Die verringerte Höhe des Mitgliedsbeitrags gibt wie beschrieben keinen Hinweis auf ein Ruhen des Handwerks (nichtaktive Mitgliedschaft), zumal auch die im städtischen Umland tätigen Landmeister Zunftgebühren in exakt dieser Höhe abführten.

Witwen und acht bis 14 Meister (ohne Landmeister), in der zweiten Jahrhunderthälfte bis zu vier Witwen und sieben bis 16 Meister (ohne Landmeister) Quartalsgeld. Beispielsweise standen im Jahr 1754 vier Witwen nur sieben Meistern gegenüber.⁹² Folgende Übersicht gibt Auskunft über die Dauer der durch die Kürschnerwitwen geleisteten Zahlungen und damit über die (Mindest-)Existenzdauer ihrer Betriebsstätten:⁹³

Dauer der QZ in Jahren	Anzahl der Witwen	Dauer der QZ in Jahren	Anzahl der Witwen	Dauer der QZ in Jahren	Anzahl der Witwen
1	1	8	1	22	2
2	3	...		23	1
3	2	12	1	...	
4	1	13	1	30	1
5	2	14	1	...	
6	2	...		36	1
...	...	18	1		

Tab. 4: Dauer der Quartalsgeldzahlungen (QZ) durch Kürschnerwitwen (Chemnitz 1679–1800).

Trotz ähnlicher Gesamtfallzahl weist die Stichprobe der Kürschnerwitwen eine deutlich größere Streubreite auf als jene der Strumpfwirkerwitwen. Wenngleich eine gewisse Konzentration bei einer Beitragsdauer zwischen zwei und sechs Jahren zu verzeichnen ist, zahlte die Hälfte der Probandinnen noch bedeutend länger. Im Durchschnitt legten die Kürschnerwitwen ihre Quartalsgroschen 11,3 Jahre auf und damit fast dreimal so lang wie die Strumpfwirkerinnen. Damit bestanden die Witwenbetriebe im Kürschnerhandwerk entscheidend länger und waren hier weder die Ausnahme noch eine vorübergehende Erscheinung.

c) Posamentierer Dresden

Weitere Beispiele finden sich auch in anderen Städten des sächsischen Kurfürstentums. Die Posamentierer stellten in der Residenzstadt Dresden im 18. Jahrhundert ein mittelgroßes Handwerk dar. Die Innung wurde 1618 von sieben Meistern gegründet. Bis in die 1690er-Jahre verharrten die Mitgliederzahlen etwa auf diesem Niveau. In der Folgezeit stieg die Zahl der Meister auf 20 oder knapp darüber an. Damals erlebten das Gewerbe und mit ihm die Innung einen gewissen Aufschwung. Das Handwerksbuch weist für das Jahr 1712 23 Meister und eine Witwe,

⁹² Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 100, fol. 54^v.

⁹³ Für diese und die nachfolgenden Stichproben waren einzelne Witwen bereits zu Beginn der jeweiligen Quartalsgeldaufzeichnungen vorhanden, sodass die nachweisbaren Beitragszeiten Mindestzeiträume darstellen, welche die Ergebnisse aber vermutlich nur leicht beeinflussen.

für das Jahr 1741 22 Meister und sechs Witwen aus.⁹⁴ Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kam es aufgrund der angespannten gewerblichen Entwicklung zu einer Halbierung der Meisterzahlen. So zahlten 1789 noch neun Meister und drei Witwen Aufleggeld. Die meisten Mitglieder arbeiteten damals ohne Gesellen.⁹⁵ Mithilfe der Angaben zum Meisterspruch und zu den Quartalsgeldzahlungen, die jedoch erst seit 1687 für die einzelnen Mitglieder vorliegen, kann die Zahl sämtlicher Posamentierermeister seit Gründung der Innung im Jahr 1618 bis zum Jahr 1799 ermittelt werden. Innerhalb dieses Zeitraums wurden 115 Meister gezählt.

Welche Aussagen gestatten die Quartalsgeldzahlungen über die Posamentiererwitwen? Wie vielerorts zahlten die Meisterwitwen der Posamentierer in Dresden zu den gewöhnlichen Handwerksversammlungen viermal im Jahr die Hälfte des Mitgliederbeitrags, den die Meister abzuführen hatten.⁹⁶ Vom Ehemann hinterlassene Schulden hatte die Witwe zu Beginn ihrer Witwenschaft gegenüber der Zunft zu begleichen. Daher leisteten einige Witwen anfangs höhere als die hälftigen Beiträge. Für einzelne Posamentiererwitwen betrug der Beitrag dauerhaft weniger als der übliche Satz (z. B. ein Viertel) oder es wurde, obwohl die Frauen weiter im Quartalsbuch aufgeführt wurden, bei ihnen gar kein Quartalsgeld verrechnet, was besonders in den letzten Quartalen vor dem Ausscheiden der Frauen aus der Zunft beziehungsweise ihrer Wiederverheiratung vorkam. Eventuell können dies Hinweise auf eine eingeschränkte Produktion sein. Grundsätzlich liegt aber wie bereits ausgeführt bei laufenden Quartalsgeldzahlungen und auch aufgrund von Einzelbelegen eine Fortführung des Handwerks nahe.

Im *Ein Nahme Buch* der Dresdner Posamentierer, dessen Aufzeichnungen von 1687 bis 1713 reichen, sind die Namen von sieben Handwerkerwitwen niedergeschrieben, die ihre Gebühren im Allgemeinen regelmäßig an die Zunftkasse abführten.⁹⁷ Dieser Fund wurde durch die Auswertung weiterer Handwerks-Einnahmebücher bis zum Jahr 1799 erweitert.⁹⁸ Im Zeitraum von 1687 bis 1799 können insgesamt 83 Quartalsgeld zahlende Meister erfasst werden. Im Vergleich dazu wurden in demselben Zeitraum 44 Witwen ermittelt, die Zunftbeiträge zahlten und also das Handwerk fortführten. Damit entfiel im späten 17. und im 18. Jahrhundert scheinbar ein beträchtlicher Teil der Posamentierwerkstätten auf Witwenbetriebe. Es herrschte zumindest rechnerisch ein absolutes Verhältnis von Meistern zu ‚aktiven‘ Witwen von 1,9 zu 1. Das hieß nicht, dass auf zwei Meisterbetriebe zeitgleich ein Witwenbetrieb kam. 1718 standen in der Posamentiererinng 20 Meistern drei Witwen, 1738 24 Meistern vier Witwen, 1758 20 Meistern sechs Witwen und 1778 16 Meistern vier Witwen gegenüber. Dass das berechnete

⁹⁴ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75i, unpag. und Nr. 75l, unpag.

⁹⁵ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75r, unpag.; LEONHARDI, Erdbeschreibung (wie Anm. 59), S. 262.

⁹⁶ Ab 1794/95 erhöhte sich der Beitrag für die Meisterwitwen auf zwei Drittel des Meisterbeitrags.

⁹⁷ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75l, unpag.

⁹⁸ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75n, 75p und 75r.

Geschlechterverhältnis von fast zwei zu eins das tatsächliche Bild verzerrt, wird erklärlich, wenn korrekterweise die durchschnittlich deutlich kürzere ‚Lebensdauer‘ eines Witwenbetriebs berücksichtigt wird. Deren Feststellung wird durch eine exakte Auswertung der Quartalsgeldzahlungen möglich. Sie ergab eine relativ gleichmäßige Spreizung der Überlebensdauer der Witwenbetriebe.

Da die Handwerksversammlungen regelmäßig stattfanden und die Aufzeichnungen relativ zuverlässig vorgenommen wurden, kann mit Verlässlichkeit der Zeitraum bestimmt werden, in dem jede Witwe Quartalsgeld zahlte. Der Zeitraum betrug im Durchschnitt gut acht Jahre. Geht man davon aus, dass die Beitragszahlungen mit erheblicher Wahrscheinlichkeit ein Indiz für die Fortführung des Handwerksbetriebes darstellten, kommt man zu folgenden Ergebnissen: Im Minimum wurde ein Dresdner Posamentierbetrieb durch eine Witwe gut acht Monate geführt, das Maximum der Spanne lag bei 33 Jahren.⁹⁹ Etwa jeder dritten Witwe, die das Handwerk ihres Mannes erst einmal übernahm, gelang die Werkstattführung nur kurzfristig (unter drei Jahren). Immerhin sechs Witwen standen ihrer Werkstatt mehr als 20 Jahre vor.

Wird die Stichprobe im zeitlichen Verlauf in zwei Kohorten unterteilt, fällt auf, dass Frauen, welche vor 1750 verwitweten, ihr Quartalsgeld im Durchschnitt deutlich länger zahlten (durchschnittlich 10,0 Jahre gegenüber 6,7 Jahren bei den später verwitweten Frauen). Fast jede zweite Frau, welche nach 1750 ihren Ehemann verlor, brachte weniger als drei Jahre Zunftbeiträge auf.¹⁰⁰

Dauer der QZ in Jahren	Anzahl der Witwen	Anteil in Prozent	davon Verwitwung bis 1749	davon Verwitwung ab 1750
unter 1	4	9,1	2	2
1 bis unter 3	11	25,0	2	9
3 bis unter 7	10	22,7	6	4
7 bis unter 11	8	18,2	3	5
11 bis unter 15	3	6,8	2	1
15 bis unter 19	1	2,3	0	1
19 bis unter 23	1	2,3	0	1
23 bis 33	5	11,4	4	1
unsicher	1	2,3	1	0
Gesamt	44	100,1	20	24

Tab. 5: Dauer der Quartalsgeldzahlungen (QZ) durch Posamentiererwitwen (Dresden 1687–1799).

⁹⁹ Ein Datensatz, der Quartalsgeldzahlungen über 44,5 Jahre ausweist, bezieht sich vermutlich auf mehrere Witwen, die in den Quellen nicht deutlich voneinander unterschieden werden können. Allerdings taucht kein weiterer Meister mit dem gesuchten Namen in den Handwerksbüchern auf. Der Datensatz wurde deshalb mit Ausnahme von Tabelle 5 nicht berücksichtigt.

¹⁰⁰ Die Betrachtung in getrennten Kohorten wird im gesamten Beitrag nur für jene Stichproben mit hinreichenden Fallzahlen vorgenommen.

Die Konzentration von kurzfristigen Werkstattfortsetzungen, insbesondere in der späteren Kohorte, wird in der grafischen Darstellung (Diagramm 1) besonders gut sichtbar.

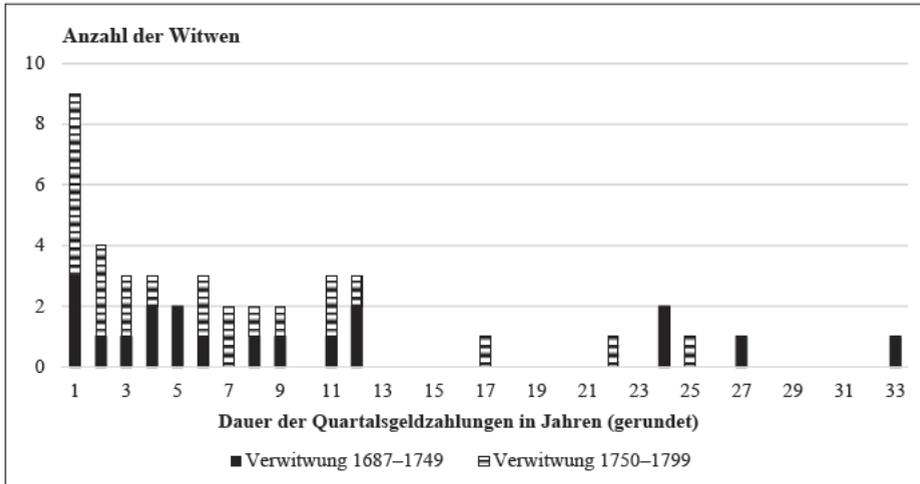


Diagramm 1: Dauer der Quartalsgeldzahlungen durch Posamentierewitwen (Dresden 1687–1799).

d) Tuchmacher Dresden

Die Rechnungsbücher der Dresdner Tuchmacher wurden ebenfalls auf Quartalsgeldzahlungen von Meisterwitwen hin untersucht. Die Bücher lieferten diesbezüglich fast durchgängig Informationen für die Rechnungsjahre 1720/21 bis 1854/55.¹⁰¹ Wie bei anderen Handwerken stellen die durch Auswertung der Quartalsgeldzahlungen erbrachten Zeiträume mutmaßliche Mindestbestandszeiten der Witwenbetriebe dar, wobei in den Rechnungsbüchern der Tuchmacherinnung nur ganze Rechnungsjahre erfasst wurden. Im untersuchten Zeitraum über 135 Jahre wurden insgesamt 27 Witwen als Beitragszahlerinnen genannt. Beispielsweise standen in den 1770er-Jahren fünf bis sechs Witwen etwa 12 bis 15 Meistern gegenüber.¹⁰² Durchschnittlich erlegten die Witwen 11,4 Jahre Quartalsgeld, wobei die zeitliche Spreizung groß war. Tabelle 6 gibt genauere Auskunft über die Dauer der Quartalsgeldzahlungen.

¹⁰¹ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.66, Nr. 71v, 71w, 71x und 71y. In den einzelnen Rechnungsjahren werden die Zahlungen entweder nicht nach Einzelpersonen aufgeschlüsselt oder die Informationen zu den Meisterwitwen fehlen anscheinend versehentlich. Neben Meistern und Meisterwitwen kamen mitunter auch nicht näher definierte *Erben* als Beitragszahlende vor.

¹⁰² Vgl. StadtA Dresden, 11.2.66, Nr. 71w, unpag.

Dauer der QZ in Jahren	Anzahl der Witwen	Anteil in Prozent	davon Verwitwung bis 1749	davon Verwitwung ab 1750
1	2	7,4	2	0
2-3	5	18,5	2	3
4-7	5	18,5	0	5
8-11	3	11,1	0	3
12-15	1	3,7	1	0
16-19	9	33,3	4	5
20-23	0	0,0	0	0
24-39	2	7,4	0	2
Gesamt	27	99,9	9	18

Tab. 6: Dauer der Quartalsgeldzahlungen (QZ) durch Tuchmacherwitwen (Dresden 1720–1855).

Im Gegensatz zu den Posamentierewitwen zeigt sich ein in Teilen anderes Bild. Zwar zahlte ebenfalls etwa jede dritte Tuchmacherwitwe höchstens drei Jahre lang Beiträge, aber es dominieren nicht die Frauen, welche nur ein Jahr auflegten. Außerdem fällt vor allem in der Grafik (Diagramm 2) eine Zweiteilung auf. Während eine Hälfte der Witwen kurz- bis mittelfristig Quartalsgelder zahlte, tauchte die andere Hälfte deutlich länger auf. Bei einer Teilung in zwei Kohorten (Verwitwung bis 1749 und Verwitwung ab 1750) sticht bei der ersten Kohorte die erwähnte Zweiteilung (kurze gegenüber langen Beitragszeiträumen) hervor. Die zweite Kohorte ist breiter gestreut. Geringe Unterschiede zwischen den Kohorten gibt es bei den durchschnittlichen Beitragszeiten (10,6 gegenüber 11,8 Jahren).

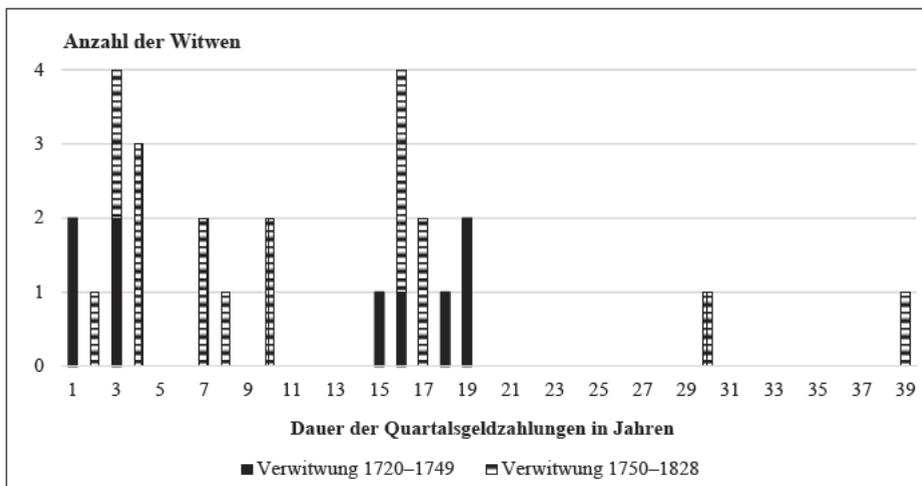


Diagramm 2: Dauer der Quartalsgeldzahlungen durch Tuchmacherwitwen (Dresden 1720–1855).

e) Lohgerber Leipzig

In der Handelsstadt Leipzig fanden sich mit den Lohgerbern und den Goldschmieden für zwei weitere Gewerbe Quartals- und Rechnungsbücher, in denen regelmäßige Quartalsgeldzahlungen namentlich den einzelnen Zunftmitgliedern zugeordnet wurden. Erfreulicherweise handelt es sich dabei um Gewerbe anderer Branchen (Lederverarbeitung, Metall- oder Kunsthandwerk) als bei den bisherigen Beispielen (Bekleidungs- und Textilgewerbe).

Bei den Leipziger Lohgerbern erfährt man statutarisch im Prinzip nichts über das Witwenrecht,¹⁰³ obwohl es auch in diesem Handwerk galt. Über die Rechnungsbücher der Gerber wird deutlich, dass im 17. und 18. Jahrhundert sowohl Meister als auch Meisterwitwen Quartalsgelder in gleicher Höhe zahlten,¹⁰⁴ aber erst ab 1759 sind jährliche Quartalsgeldzahlungen der einzelnen Mitglieder nachweisbar. In diesem Jahr entrichteten 34 Meister und sechs Meisterwitwen ihre Beiträge. Betrachtet man den Zeitraum von 1759 bis 1800 legten insgesamt 69 Meister und 32 Meisterwitwen im Lohgerberhandwerk mindestens einmal Quartalsgeld auf, wobei die Aufzeichnungen für einige Jahre (1760, 1764, 1766, 1773, 1776 und 1779) keine Einzelaufstellungen enthalten.¹⁰⁵ Im Durchschnitt zahlten die Gerberwitwen 8,7 Jahre lang Beiträge. Vergleicht man die Zeiten der Beitragszahlungen der einzelnen Witwen, ergibt sich eine weite Spreizung. Acht Witwen tauchten nur einmal auf. Fast die Hälfte der Witwen lieferte höchstens vier Jahre, etwa ein Drittel aber über zehn Jahre Quartalsgeld ab. Verteilung und Gesamtdurchschnitt ähneln der Stichprobe der Dresdner Posamentiererwitwen. Die Teilung in eine frühere Kohorte (Verwitwung bis 1779) und eine spätere Kohorte (Verwitwung ab 1780) ergibt allerdings bei den Gerberwitwen eine Verlängerung der durchschnittlichen Zahlungsdauer (7,4 Jahre gegenüber 11,1 Jahren).

¹⁰³ Siehe hierzu Anm. 45.

¹⁰⁴ Eine mögliche Verwechslung mit quartalsweise aufzubringenden Beiträgen für ein zünftiges Begräbnisgeld scheint ausgeschlossen. Die Zahlungen der Quartalsgelder werden an keiner Stelle mit diesem Begräbnisgeld in Verbindung gebracht. Vermutlich erfolgte eine buchhalterisch separate Aufrechnung. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber C 11, fol. 6^r-6^v.

¹⁰⁵ Werden die Fälle, in denen Gerberwitwen an der Errichtung eines juristischen *Syndicats* für die Zunft teilnahmen (1744) oder Beiträge zu den preußischen Kontributionsforderungen aufbrachten (1745–1757), hinzugezählt, erhöht sich die Anzahl der Witwen um 13, für die eine Weiterführung des Handwerks kurz vor Beginn der Quartalsgeldaufzeichnungen ebenso als wahrscheinlich gelten kann. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber B 5, fol. 75^v-76^r, 95^v-96^r, 108^v-109^r, 113^v, 117^v, 121^v; StadtA Leipzig, Titelakten VIII Nr. 334, 1744, Teil 1, fol. 125^r-126^r.

Dauer der QZ in Jahren	Anzahl der Witwen	Anteil in Prozent	davon Verwitung bis 1779	davon Verwitung ab 1780
1	8	25	5	3
2-3	5	15,6	4	1
4-7	7	21,9	5	2
8-11	2	6,3	2	0
12-15	1	3,1	1	0
16-19	5	15,6	2	3
20-31	4	12,5	2	2
Gesamt	32	100,0	21	11

Tab. 7: Dauer der Quartalsgeldzahlungen (QZ) durch Gerberwitwen (Leipzig 1759–1800/1817).¹⁰⁶

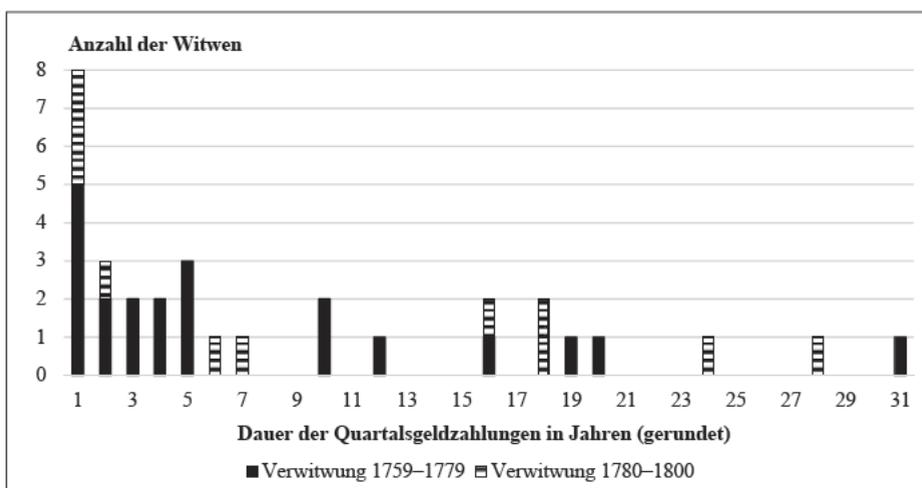


Diagramm 3: Dauer der Quartalsgeldzahlungen durch Gerberwitwen (Leipzig 1759–1800/1817).

f) Goldschmiede Leipzig

Schließlich fanden sich im *Einname Buch* der Goldschmiede zu Leipzig Quartalsbeiträge von Einzelmitgliedern, darunter Witwen.¹⁰⁷ Die Statuten der Goldschmiedeeinnung enthalten keine Regelungen zum Fortführungsrecht der Witwen.

¹⁰⁶ Aufgenommen wurden alle Witwen, die zwischen 1759 und 1800 mindestens einmal Quartalsgeldzahlten. Sieben Witwen tauchten zu Beginn der Quartalsgeldaufzeichnungen sogleich als Beitragszahlerinnen auf. Somit stellen die nachweisbaren Zeiten in diesen Fällen Mindestzeiträume dar. Fünf weitere Witwen zahlten Beiträge über das Jahr 1800 hinaus und wurden in der Aufstellung berücksichtigt. Bei drei dieser Frauen reichten die Zahlungen bis zum Ende der Quartalsgeldaufzeichnungen im Jahr 1817, sodass es sich bei ihren Beitragszahlungen ebenfalls um Mindestzeiträume handelt.

¹⁰⁷ Vgl. für die folgenden Ausführungen vor allem: StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 4.

Bereits in den ersten erhaltenen Statuten von 1493 waren dagegen die Voraussetzungen, die eine Frau erfüllen musste, damit ein Mitglied der ehrbaren Goldschmiedezunft sie heiraten durfte, verankert.¹⁰⁸ In der Nachfolgeordnung von 1588 kam noch eine Pflicht für die Meister hinzu, sich innerhalb eines Vierteljahres nach dem Meisterspruch zu verheiraten. Ansonsten erschien die Ehefrau beziehungsweise Witwe des Meisters statutarisch nur im Zusammenhang mit dem Zunftbegräbnis.¹⁰⁹ In gleicher Weise formulierten alle nachfolgenden Handwerksordnungen bis zum Ende des Untersuchungszeitraums.¹¹⁰

Die im *Einname Buch* enthaltenen Aufzeichnungen der Quartalsgeldzahlungen setzen mit dem Jahr 1748 ein. Es wurden jene Meisterwitwen (und Meister) erfasst, die bis 1800 wenigstens einmal Quartalsgeld abführten. Diese Personen wurden bis zu ihren letzten Einträgen weiterverfolgt, auch wenn die Zahlungen bis weit ins 19. Jahrhundert reichten. Zwischen 1748 und 1800 erlegten 32 Meister und 18 Meisterwitwen der Goldschmiedeinung mindestens einmal Quartalsgeld. Einige der Witwen, aber auch manche Meister, zahlten über kürzere oder längere Zeiträume hinweg verringerte oder gar keine Auflegegelder. Die Unregelmäßigkeiten können nicht zwangsläufig als Beweis für eine eingeschränkte oder gar aufgegebene Fortführung des Werkstattbetriebes dienen. Gegebenenfalls hatten die betroffenen Personen mit vorübergehenden finanziellen Engpässen zu kämpfen. Nicht selten wurden aufgelaufene Schulden bei der Zunft nachträglich beglichen.¹¹¹ Im Durchschnitt wurden die Meisterwitwen rund 9,4 Jahre in den Quartalsgeldlisten aufgeführt, wobei vier der Witwen zuletzt nur noch verringerte oder keine Beiträge mehr aufbrachten. Im Gegensatz zu den anderen Stichproben verteilen sich die Treffer bezüglich ihrer Dauer relativ gleichmäßig. Am unteren Ende rangiert eine Witwe, die nur zu zwei Quartalen auflegte. Am längsten, nämlich fast 24 Jahre, wenngleich mit Unterbrechungen, zahlte Wilhelmina Charlotte Friederica, Witwe des im Jahr 1780 verstorbenen Goldschmieds Gottfried Diettrich.

¹⁰⁸ Vgl. StadtA Leipzig, Zunftbuch I, fol. 9^v-10^r. Den Kölner Ergebnissen, die durch Muriel González Athenas vorgestellt wurden, kann sich mit Blick auf Leipzig dennoch angeschlossen werden. „Von einem Ausschluss der Frauen oder einer Verdrängung der ‚weiblichen Arbeit‘ kann im Goldschmiedehandwerk nicht die Rede sein.“ Eine verweigerte Betriebsfortführung, wie sie Lyndal Roper für Augsburg zur Reformationszeit konstatiert, fand in Leipzig nicht statt. Vgl. GONZÁLEZ ATHENAS, *Zunfthandwerkerinnen* (wie Anm. 21), S. 132; ROPER, *Household* (wie Anm. 19), S. 50.

¹⁰⁹ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede A 1, fol. 6^r-6^v. Vgl. die Abschrift in: StadtA Leipzig, Zunftbuch I, fol. 291^r-291^v.

¹¹⁰ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede A 2, A 3, A 4 und A 5. Vgl. zum Teil die Abschriften in: StadtA Leipzig, Zunftbuch III, fol. 224^r-321^v und Zunftbuch IV, fol. 20^r-27^r.

¹¹¹ Ein Beispiel für eine fortgesetzte Betriebsführung ohne Quartalsgeldzahlung stellt der Fall der Goldschmiedewitwe Johanna Sophia Möhricke dar. Sie zahlte letztmalig am 1. Dezember 1766 Quartalsgeld, jedoch wurde ihr Lehrling erst im Herbst des Folgejahres losgesprochen. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 4, fol. 54^r, 56^r.

Dauer der QZ	Anzahl der Witwen	Dauer der QZ	Anzahl der Witwen
3 Monate bis unter 1 Jahr	3	11 bis unter 15 Jahre	3
1 bis unter 3 Jahre	3	15 bis unter 19 Jahre	3
3 bis unter 7 Jahre	1	19 bis unter 24 Jahre	2
7 bis unter 11 Jahre	3	Gesamt	18

Tab. 8: Dauer der Quartalsgeldzahlungen (QZ) durch Goldschmiedewitwen (Leipzig 1748–1800/1810).¹¹²

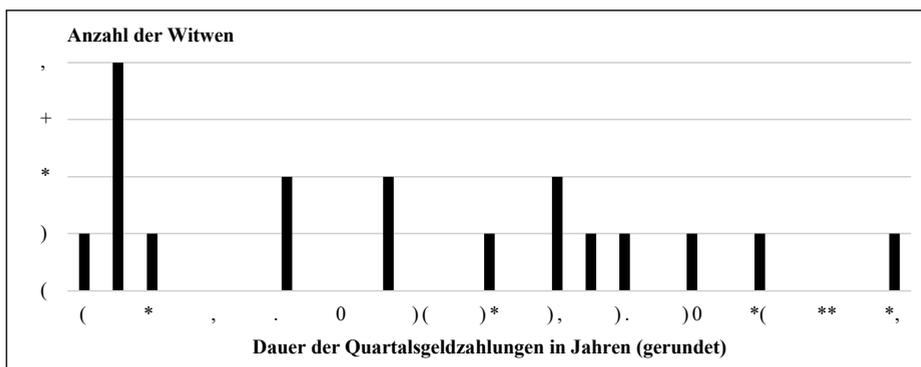


Diagramm 4: Dauer der Quartalsgeldzahlungen durch Goldschmiedewitwen (Leipzig 1748–1800/1810).

Alle sechs Stichproben zu den Quartalsgeldzahlungen zeigen, dass es einigen hinterbliebenen Frauen unter bestimmten Umständen möglich war, dauerhaft als selbstständige Werkstattführerinnen in so manchem Zunfthandwerk ökonomisch zu überleben. Über die Qualität dieses ‚Überlebens‘ können die herangezogenen Quellen jedoch kaum Anhaltspunkte liefern.¹¹³ Jede dritte oder vierte Frau, bei den Strumpfwirkerinnen sogar jede zweite, gab die Mitgliedschaft in der Zunft und damit die Führung der Werkstatt innerhalb eines recht überschaubaren Zeitraumes (maximal drei Jahre) wieder auf. Dagegen bestanden knapp die Hälfte der Witwenbetriebe bei den Kürschnern (Chemnitz), Tuchmachern (Dresden) und Goldschmieden (Leipzig) über ein Jahrzehnt. Die starke Spreizung der Beitragszahlungsdauer und damit die vermutete Bestandsdauer der Witwenbetriebe war in allen sechs Stichproben auffallend. Relativ gleichmäßig verteilte sie sich im Leipziger Goldschmiedehandwerk.

¹¹² Erfasst wurden alle Witwen, die zwischen 1748 und 1800 mindestens einmal Quartalsgeld zahlten. Sechs dieser Witwen zahlten über das Jahr 1800 hinaus (längstens bis 1810) Zunftbeiträge. Diese Witwen sind in der Aufstellung ebenfalls berücksichtigt.

¹¹³ Vereinzelt weisen die Quartals- und Rechnungsbücher Hinweise auf gestundete oder erlassene Quartalsgeldzahlungen sowie auf aus Armuts- oder Altersgründen ausgeschiedene Witwen aus.

Eine genaue Prüfung der Handwerksbücher ermöglichte ferner nicht nur eine Bestätigung der Werkstattführung durch einige Witwen, sondern eine exaktere Bestimmung der Bestandsdauer über die Beitragszahlungen hinaus. So ergab die Durchsicht der Handwerksbücher der Dresdner Posamentierer Präzisionen für den Bestandszeitraum der Witwenbetriebe gegenüber den jeweils ersten Quartalsgeldzahlungen. Die Abweichungen betragen bis zu acht Monate. Die Witwenwerkstätten existierten in diesen Fällen also bis zu acht Monate früher, als es anhand der Quartalsgeldzahlungen erkennbar war. In den übrigen Stichproben fiel die Korrektur in der Regel kürzer aus, was zeigt, dass die Beitragszahlungen recht zuverlässig erfolgten beziehungsweise verzeichnet wurden.

Im Zwischenfazit erscheint die bereits erwähnte größere Exaktheit bei der Erfassung der Bestandsdauer von Witwenbetrieben als Vorteil des methodischen Zugangs über die Quartalsgeldzahlungen. Die zugrundeliegenden Quellen legen eine tatsächliche Handwerksausübung, ob durch die Witwe selbst oder durch ihre Hilfskräfte, nahe. Nachteilig wirkt sich aus, dass sich nur wenige Quellen für einen solchen Untersuchungsansatz eignen. Eine Begründung, warum Quartalsgeldzahlungen letztlich eingestellt wurden, liefern die Quartal- und Rechnungsbücher für gewöhnlich nicht. Schließlich geben sie – wie die Gesellen- und Lehrlingsbücher auch – keine Auskunft über Witwen, welche das Handwerk nicht fortsetzten.

3. Trau- und Begräbnisbücher

Beim nächsten Zugang liegt der Fokus auf den kirchlichen Überlieferungen, die gemeinhin in Kirchenarchiven zu finden sind.¹¹⁴ Kirchenbücher zu Taufen, Trauungen und Begräbnissen sind in Kursachsen mit unterschiedlich großen Überlieferungsverlusten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts vorhanden. Regelmäßige Angaben zum Berufsstand enthalten sie ab dem nachfolgenden Jahrhundert. Über die Kirchenbucheinträge können Verwandtschaftsverhältnisse nachvollzogen werden. Anhand der Begräbnis- beziehungsweise Sterbebücher ist es möglich, das zeitliche Ableben eines Handwerksmeisters oder einer Meisterwitwe, die in ihrem Witwenstand verblieb, nachzuweisen, während in den Traubüchern gegebenenfalls die erneute Heirat einer Meisterwitwe festgehalten wurde.

Insgesamt bieten die auch als Kirchenmatrikel bezeichneten Kirchenbücher verschiedene Möglichkeiten, Informationen über die Handwerkerwitwen zu sammeln. Um beispielsweise die Dauer einer Witwenschaft zu bestimmen, kann einerseits in den Traubüchern nach denjenigen Witwen gesucht werden, welche ein

¹¹⁴ Für die Stadt Leipzig existieren keine kirchlichen Begräbnis- oder Sterbebücher. Aufgrund einer besonderen landesherrlichen Verfügung Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die städtische Leichenschreiberei angewiesen, sogenannte Ratsleichenbücher anzulegen und alle städtischen Begräbnisse zu verzeichnen. Die Ratsleichenbücher werden im Leipziger Stadtarchiv aufbewahrt.

weiteres Mal heirateten. Andererseits können in den Sterbebüchern verwitwete Frauen nachgewiesen werden, die sich zeitlebens nicht erneut trauen ließen. Zu jeder der beiden Varianten könnten in einem nächsten Schritt die Sterbedaten der früheren Ehemänner ermittelt werden. Ich beschränke mich für eine stichprobenhafte Erhebung der Witwenschaftsdauer im Folgenden auf die erste Variante.

Hierzu wurden die Trauregister für die Chemnitzer Pfarrgemeinde St. Jakob und für die Leipziger Pfarrgemeinden St. Thomas und St. Nicolai jeweils für vier Zeiträume von je sechs Jahren (1663–1668, 1703–1708, 1743–1748 und 1783–1788) ausgewertet.¹¹⁵ Die Informationen über die Wiederverheiratungen der Handwerkerwitwen bildeten die Grundlage für die Suche nach Sterbe- beziehungsweise Begräbnisdaten der früheren Ehemänner. Voraussetzung für ein Auffinden dieser Einträge war, dass jene Ehemänner in Chemnitz beziehungsweise Leipzig begraben wurden.

Die Chemnitzer Stichproben wiesen bei einer Gesamtzahl von 68 Traueinträgen von Handwerkerwitwen in sechs Fällen Handwerker auf, die andernorts beerdigt wurden. Für die übrigen Witwen konnte das Intervall der Witwenschaft in 59 Fällen (= 95,2 %) ermittelt werden. Die Leipziger Stichproben umfassten 305 Datensätze, bei denen in 53 Fällen die vormaligen Ehemänner auswärts verstarben und dort begraben wurden. Von den übrigen konnte das Intervall der Witwenschaft in 233 Fällen (= 92,5 %) ermittelt werden.

Wie lange währte die Witwenschaft der sich wieder verheiratenden Handwerkerfrauen? In Chemnitz ergab sich eine Spannweite vom Beginn der Witwenschaft bis zur Wiederheirat von knapp einem halben Jahr bis fast einem Jahrzehnt, in Leipzig von gut acht Monaten bis fast zwei Jahrzehnten.¹¹⁶ Für genauere Ergebnisse werden die vier Stichproben aus den Leipziger Kirchen- und Ratsleichenbüchern getrennt betrachtet.

¹¹⁵ Da für die Chemnitzer Pfarrgemeinde St. Jakobi Kreuz keine Trauregister aus dem Jahr 1788 überliefert sind, wurden für die vierte Stichprobe die Jahre 1782 bis 1787 gewählt. Insgesamt wurden folgende Kirchenbücher durchsucht: Kirchenarchiv der Pfarrgemeinde St. Jakobi Kreuz Chemnitz, Totenregister St. Jacob 1591–1712, 1713–1771, 1772–1805, Totenregister St. Johannis 1737–1759 und Trauregister St. Jacob 1606–1712, 1713–1787; Kirchliches Archiv Leipzig (im Folgenden: KA Leipzig), Pfarrgemeinde St. Nicolai, Traubücher 1647–1681, 1699–1718, 1732–1752, 1765–1787, 1788–1799 und Pfarrgemeinde St. Thomas, Traubücher 1646–1683, 1684–1711, 1730–1746, 1747–1762, 1763–1785, 1786–1802. Aus dem Leipziger Stadtarchiv wurden die Ratsleichenbücher Nr. 14 (1648–1663) bis Nr. 31 (1785–1793) verwendet. Die Dresdner Kirchenbücher wurden aufgrund lückenhafter Überlieferung an dieser Stelle nicht berücksichtigt. Zur Dresdner Kirchenbuchüberlieferung siehe Anm. 146.

¹¹⁶ Obwohl die kursächsische *Ehe-Ordnung* von 1624 ein ganzes Jahr als Trauerzeit für eine Witwe vorschrieb, wurde die Festlegung in der Praxis in Einzelfällen also deutlich unterschritten. Ob jeweils landesherrliche Dispensationen vorlagen, wie die *Ehe-Ordnung* dies ausnahmsweise vorsah, ist nicht bekannt. Vgl. Des Durchläuchtigsten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Johann Georgen, Hertzogen zu Sachsen, [...] Ehe-Ordnung, Wie dieselbe in Seiner Churf. Gn. Churfürstenthumb vnd Landes öffentlich von den Cantzeln des Jahrs zweymal abgelesen, vnd gehalten werden sol, Dresden 1632, Punkt 5.

Stichprobe	Anzahl der Fälle	Durchschnitt	Durchschnitt ohne Gesellen ¹¹⁷	Median	Minimum	Maximum
1663–1668	51	27,9	28,5	23	11	88
1703–1708	45	24,6	24,1	19	9	65
1743–1748	68	34,1	32,2	23	8	223
1783–1788	69	35,0	31,9	20	9	137
Gesamt	233	31,2	29,3	22	8	223

Tab. 9: Intervall zwischen Tod des früheren Ehemannes und erneuter Heirat bei Leipziger Handwerkerwitwen (Angaben in Monaten. Median-, Minimum- und Maximumwerte auf volle Monate abgerundet).

Im Schnitt verblieben die Frauen etwa zweieinhalb Jahre in ihrem Witwenstand, bevor sie erneut heirateten. Die beiden früheren Stichproben weisen geringere Durchschnittswerte als die späteren Stichproben auf. Betrachtet man ausschließlich die Handwerksmeister („Durchschnitt ohne Gesellen“) verringern sich die durchschnittlichen Intervalle der Witwenschaft. Witwen von Handwerksmeistern heirateten im Vergleich zu Gesellenwitwen tendenziell schneller, wobei die Unterschiede in den beiden späteren Stichproben größer werden. Nur in der Stichprobe aus dem 17. Jahrhundert ließen sie sich ein halbes Jahr mehr Zeit. Um Verzerrungen durch Einzelwerte zu vermeiden, wurden auch die Medianwerte ermittelt. Sie liegen bei allen vier Stichproben deutlich unterhalb des arithmetischen Mittels. Das zeigt, dass einige wenige Witwen, welche bis zur Wiederheirat länger warteten, den Durchschnitt der jeweiligen Stichprobe nach oben zogen, wogegen mehr als die Hälfte der Frauen relativ schnell, das heißt noch vor Ablauf des zweiten Witwenjahres, erneut vor den Traualtar traten. Dies spiegelt sich auch in den Verteilungen der Intervalle der Witwenschaft in Tabelle 10 wider.

Stichprobe	Intervall in vollen Monaten	< 12	12-23	24-35	36-47	48-59	60-71	> 71	Gesamt
1663–1668	Anzahl der Fälle	2	25	10	8	4	1	1	51
	Anteil in %	3,9	49,0	19,6	15,7	7,8	2,0	2,0	100,0
1703–1708	Anzahl der Fälle	6	22	9	4	1	3	0	45
	Anteil in %	13,3	48,9	20,0	8,9	2,2	6,7	0,0	100,0

¹¹⁷ Nicht immer kann auf Basis der Kirchenbucheinträge mit Sicherheit bestimmt werden, ob es sich bei dem verstorbenen Ehemann um einen Handwerksmeister oder einen Handwerksgehilfen gehandelt hat. Für den zweiten Durchschnittswert („Durchschnitt ohne Gesellen“) wurden die Witwen von jenen Handwerkern, die in mindestens einer Quelle als Gesellen auftauchen, nicht berücksichtigt.

1743–1748	Anzahl der Fälle	5	29	17	5	0	5	7	68
	Anteil in %	7,4	42,6	25,0	7,4	0,0	7,4	10,3	100,1
1783–1788	Anzahl der Fälle	4	33	9	4	8	4	7	69
	Anteil in %	5,8	47,8	13,0	5,8	11,6	5,8	10,1	99,9
Gesamt	Anzahl der Fälle	17	109	45	21	13	13	15	233
	Anteil in %	7,3	46,8	19,3	9,0	5,6	5,6	6,4	100,0

Tab. 10: Dauer der Witwenschaft bei sich erneut verheiratenden Leipziger Handwerkerinnen.

Die Trends und Verteilungen aus Tabelle 10 ergeben folgende grafische Darstellung:

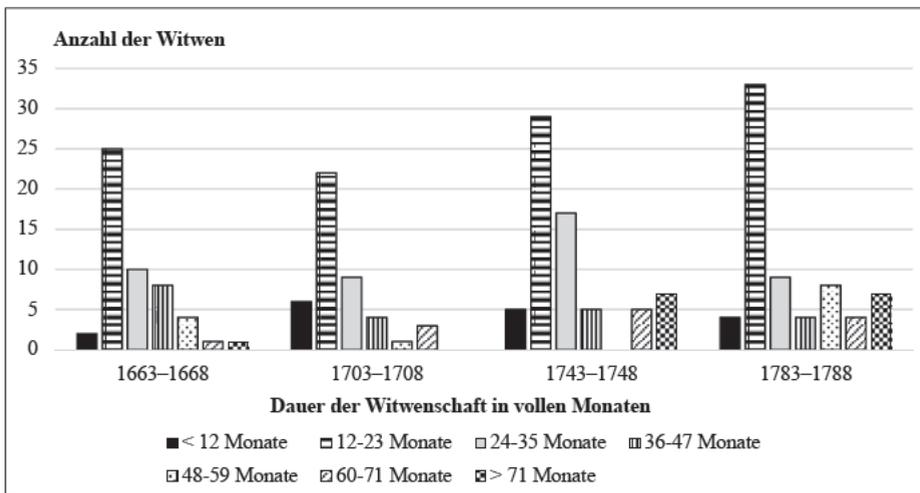


Diagramm 5: Dauer der Witwenschaft bei sich erneut verheiratenden Leipziger Handwerkerinnen.

Wenn sich eine Handwerkerwitwe verheiratete, wartete sie – wie die Verteilung zeigt – in der Regel das vorgeschriebene Trauerjahr ab und ließ sich in zwei von drei Fällen innerhalb des zweiten oder dritten Witwenjahres trauen. Heirateten die Frauen vor Ablauf des Trauerjahres, dann unterschritten sie es oft nur um wenige Wochen, zum Teil nur um Tage. Besonders unter den beiden ältesten Stichproben finden sich kaum Witwen, die länger als vier Jahre mit ihrer Wiederheirat warteten. Unter den Fällen, bei denen Frauen überdurchschnittlich lang in ihrem Witwenstand verharreten, sind auffällig viele Witwen von Handwerksgesellen anzutreffen. Unter den Frauen, die fünf Jahre oder länger verwitwet blieben, waren sie stark überrepräsentiert und in der Stichprobe 1743 bis 1748 sogar in der Mehrheit. Der Anteil an Meisterwitwen, die mehrere Jahre zögerten, bevor sie sich einen

neuen Ehemann nahmen, war also noch geringer als die obigen Zahlen andeuten.¹¹⁸

Für die kleinere Chemnitzer Stichprobe (vollständige Informationen für 59 Fälle) fiel die Verteilung ähnlich aus. Im Durchschnitt verblieben die Chemnitzer Handwerkerwitwen etwas länger als die Leipziger Frauen in ihrem Witwenstand (Durchschnitt 34,2 Monate, Median 30 Monate).¹¹⁹ Fast jede zweite Chemnitzer Handwerkerwitwe wartete bis zur Wiederheirat weniger als zwei Jahre (Leipzig: 54,1 %). Nur bei zehn Probandinnen (= 16,9 %) dauerte es länger als vier Jahre, bis sie erneut heirateten (Leipzig: 17,6 %).¹²⁰

Intervall in vollen Monaten	5-11	12-23	24-35	36-47	48-59	60-71	> 71	Gesamt
Anzahl der Fälle	7	20	8	11	6	3	4	59
Anteil in Prozent	11,9	33,9	13,6	18,6	10,2	5,1	6,8	100,1

Tab. 11: Dauer der Witwenschaft bei sich erneut verheiratenden Chemnitzer Handwerkerinnen.

Wie ist die Eignung dieses methodischen Zugangs einzuschätzen? Die Untersuchung der Trau- und Begräbnisbücher bietet große Vorteile. Die in den Einträgen vorkommenden Personen werden inklusive ihrer Vornamen und teilweise weiterer Informationen (Herkunftsort, Wohnort, Alter, Familienstand usw.) vorgestellt. Damit ist oft eine eindeutige Identifizierung möglich. Lassen sich sowohl für den Meister als auch für die Meisterwitwe entsprechende Einträge finden, kann die Dauer der Witwenschaft recht sicher und meist auf einen Tag genau bestimmt werden. Allerdings wiegen die Nachteile des Ansatzes schwer. Es ergeben sich erhebliche arbeitsökonomische Schwierigkeiten durch den immensen zeitlichen Aufwand der Informationsgewinnung.¹²¹ Die Kirchenbücher liegen größtenteils ausschließlich als handschriftliche Originale vor, die nur unter Einschränkungen einsehbar sind. Zudem sind Register zu den Kirchenbüchern, die eine gezielte Personensuche erleichtern könnten, entweder nicht existent oder sie führen aus-

¹¹⁸ Zur weiteren Untersuchung der Witwenschaftsdauer bei Handwerkerinnen und Frauen anderer Berufsgruppen erscheint voraussichtlich Ende 2021 im ersten Band des Jahrbuches für Leipziger Stadtgeschichte ein Aufsatz des Autors mit dem Titel „Heiratende Witwen. Eine Untersuchung der Witwenschaftsintervalle im 17. und 18. Jahrhundert und deren berufsständische Differenzierung am Beispiel der Stadt Leipzig“.

¹¹⁹ Nach einzelnen Kohorten betrachtet fallen die Unterschiede stärker aus. So belaufen sich die Durchschnittswerte auf 40,2 Monate (1660er-Jahre), 33,5 Monate (1700er-Jahre), 39,2 Monate (1740er-Jahre) und 26,7 Monate (1780er-Jahre).

¹²⁰ Auf weitere Informationen, welche die Kirchenbucheinträge der sich wieder verheiratenden Witwen liefern (z. B. Heiratskreise, Alter bei Verwitwung, Dauer der Erst- und Zweitehen), kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Auch auf die Ergänzung und Kontrolle der Informationen mittels der Taufbücher soll nur hingewiesen sein.

¹²¹ Aufgrund des Arbeitsaufwandes verzichteten andere Studien auf die systematische Verwendung von Kirchenbüchern und Quartalsgeldlisten. Vgl. LESEMANN, Arbeit (wie Anm. 5), S. 60, 62, 64; WERKSTETTER, Augsburgsburger Zunfthandwerk (wie Anm. 3), S. 238.

schließlich den Namen des Mannes auf, wodurch sie – im Falle der Traubücher und der sich wieder verheiratenden Witwen – völlig unbrauchbar werden. Grenzen findet der Ansatz zusätzlich darin, dass aus den Kirchenbüchern zwar in der Regel die exakte Dauer einer Witwenschaft ermittelt werden kann, die Kirchenbücher jedoch keine Rückschlüsse auf die tatsächliche Betriebsführung durch die Meisterwitwen gestatten.¹²²

4. Steuer- und Abgabenlisten

Eine vierte Möglichkeit stellt die Auswertung von Steuer- und Abgabenlisten dar.¹²³ Versteuerte eine Frau in der Vormoderne ihr Vermögen, so deutet dies darauf hin, dass ihr Mann inzwischen verstorben war und sie das ehemännliche zünftige Gewerbe, falls eines vorhanden war, fortführen durfte.¹²⁴ Der Zugang über die Steuer- und Abgabenlisten könnte somit nicht nur Hinweise zur Existenz und Dauer der Witwenbetriebe liefern, sondern auch deren ökonomische Situation beleuchten. Größere Untersuchungszeiträume würden, auch im Vergleich mit anderen Betrieben desselben Gewerbes, Entwicklungstendenzen aufzeigen, die entweder mit oder gegen die allgemeine gewerbliche Entwicklung liefen.

Allerdings ergeben sich bei der Verwendung entsprechender Quellen relativ schnell verschiedene methodische Probleme. Neben Überlieferungslücken, praktischen Arbeitsproblemen (fehlende Register) und einer meist eingeschränkten Vergleichbarkeit mit anderen Quellen zum Steuerwesen bleibt bei diesen historischen Erhebungen oft die Erhebungsgrundlage ungewiss. Oder es mangelt den Aufzeichnungen an hinreichenden Informationen, um die Steuerpflichtigen eindeutig zu identifizieren. Was die Einschätzung der Wirtschaftskraft beziehungsweise der ökonomischen Leistungsfähigkeit anbetrifft, ist bei gewerbebezogenen Steuern oder Abgaben ebenfalls Zurückhaltung geboten. Inwiefern Steuerpflichtige mittels falscher Angaben versuchten, ihre Steuerlast zu drücken, darauf können die folgenden Beispiele leider keine Antwort geben.

Eine undatierte, aber aufgrund der nachfolgenden und durch den Rat der Stadt besiegelten Anmerkungen aus dem Jahr 1646 stammende Steuerliste für die Stadt

¹²² Ehelichte allerdings eine Witwe, wie in vielen Fällen geschehen, einen (zum Teil deutlich jüngeren) Gesellen aus dem gleichen Handwerk, dürften das Fortbestehen und damit die Übergabe der Meisterwerkstatt an den neuen Ehemann als Anreiz zum Eingehen einer solchen Ehe als sehr wahrscheinlich angesehen werden. Die Werkstatt bestand in einem solchen Fall vermutlich also noch.

¹²³ Für Ravensburg wertete Ingendahl die Haus- und Steuerbücher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus und konnte so steuerpflichtige Witwen und deren Besitzverhältnisse erfassen. Sie kam zu dem Schluss, dass die meisten dort aufgeführten Handwerkerinnen als Geschäftsführerinnen in ihrem Gewerbe tätig waren. Vgl. INGENDAHL, Witwen (wie Anm. 7), S. 83-114.

¹²⁴ Vgl. HELMUT BRÄUER, Chemnitz zwischen 1450 und 1650. Menschen in ihren Kontexten (Aus dem Stadtarchiv Chemnitz 8), Chemnitz 2005, S. 152.

Dresden weist auf die enormen Forderungen der Schweden (*Satisfaction-Gelder*), welche unter anderem Leipzig bis 1650 besetzt hatten, am Ende des Dreißigjährigen Krieges hin. Um Truppenunterhalt und Abzug der Schweden abzugelten, hatten die Dresdner und Dresdnerinnen ihre Beiträge in Anbetracht der bisherigen gemischten Kopf- und Gewerbesteuer und unter Beachtung von *Zustande und Vermögen* zu leisten. Als Grundlage diente vermutlich eine namentliche Auflistung der Abgabepflichtigen aus den Vorjahren.¹²⁵ Die in der Steuerliste erwähnten Personen sind nach ihren Berufsständen geordnet. Es finden sich auch zahlreiche Frauen. Die Form der Aufstellung lässt den begründeten Verdacht zu, dass es sich bei den Frauen vermutlich um Gewerbetreibende gehandelt hat, denn sie stehen weder getrennt von noch nachgeordnet zu den Männern und zahlten den Männern vergleichbare Beiträge. Außerdem werden typischerweise im Bereich des Handels sowohl *Eheweiber* als auch Witwen genannt, aber bei den Handwerkern, ob zünftig oder nicht, nur Witwen. Beispielsweise sind neben 23 Bäckermeistern die Witwen von Merten Lehman, George Kamsetzer, Jacob Schramm und Christoph Beckman aufgeführt. Die Höhe und Verteilung der Abgabebeträge gibt Hinweise auf die Vermögensumstände und den Gewerbebetrieb der Einzelpersonen. Zahlten zwölf Meister und zwei Witwen je zehn Groschen, so kamen eine weitere Witwe und der Bäckermeister *Christoff Graffe, armer Man vorn Thore*, nur für die Hälfte auf. Alle weiteren Meister und Witwen des Handwerks lagen mit ihren Beiträgen zwischen beiden Sätzen. Keine Unterschiede in der Höhe des Steuerbeitrags zeigen die 16 aufgeführten Personen des Kürschnergewerbes, darunter Adamb Hanizschens Witwe, die einheitlich jeweils sechs Groschen gaben. Wie erwähnt, ist bei der Verwendung der Quelle Vorsicht geboten. Die Auflistung liefert kein vollständiges Bild über sämtliche Gewerbetreibende der Stadt. So erwähnte der Rat der Stadt in den Anmerkungen, die der Liste folgen, dass es unter den Schneidern auch *Witweiber* gäbe, welche Gesellen hielten. In der Abgabenliste finden sich jedoch nur 48 Schneidermeister sowie weitere 14 Schneider ohne Meisterrecht. Damit wird deutlich, dass es sich erstens nicht bei allen aufgeführten Handwerkern um Personen mit Meisterrecht handelte, selbst wenn es zu dem zugehörigen Handwerk eine Meisterzunft in der Stadt gab, und dass zweitens die Steuerliste nicht alle Gewerbetreibenden enthält.¹²⁶ Aus diesen und weiteren Gründen ist die Abgabenliste von 1646 nur teilweise und unter Vorbehalt für einen quantitativen Nachweis gewerbetreibender Handwerksmeisterwitwen zu verwenden.

¹²⁵ Vgl. StadtA Dresden, Ratsarchiv, G.XIX.50r.

¹²⁶ Diese Aussage wird auch bei einem Abgleich mit anderen Quellen bestätigt. Das Hauptbuch der Posamentiererinne (1618–1688) weist für die Zeit um 1646 fünf Meister aus, die in der Abgabenliste unter der Rubrik *Borttenwürcker* tatsächlich jeweils acht Groschen aufbringen sollten. Es finden sich aber acht weitere Bortenwirker, die jeweils vier Groschen zahlten. Vermutlich handelte es sich bei den letzteren acht Steuerzahlern um Gewerbetreibende, die nicht der Zunft angehörten. Eventuell lebten sie in einer der Vorstädte, in denen der Zunftzwang für die Bortenwirkerei noch nicht durchgesetzt war. Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75g, S. 85.

Im Stadtarchiv Dresden lagern zahlreiche weitere Akten zum frühneuzeitlichen kommunalen Steuerwesen. Aus dem Jahr 1695 rührt eine *Specificatio Aller und ieder Einwohner an Wierthen und Haußgenossen in- und vor der Chur-Fürstl. Sächß. Residenz Stadt Dreßden. Wie solche auff Churfürstl. gnädigsten Befehl von den Viertelsmeistern und Gerichten bey ieziger Visitation pflichtmäßig uffgezeichnet, und denen zur Quatember Revision Hochverordneten Herren Commissarien übergeben worden*.¹²⁷ In der Spezifikation wurde für jedes Gebäude in der Stadt und den vorstädtischen Gemeinden ein Eintrag verfasst. Jeder Eintrag enthält Angaben zu den Hausbesitzern (*Wirthen*) und Mietern (*Hausgenossen*) des Gebäudes, die zu zahlenden Quatemberbeträge sowie zum Teil zusätzliche Anmerkungen zu den aufgeführten Personen. Da es sich bei der Quatembersteuer um eine Mischsteuer handelte, kann bei den genannten Personen nicht zwangsläufig von Gewerbetreibenden ausgegangen werden.¹²⁸ Glücklicherweise rechtfertigten anscheinend die Viertelsmeister, welche die Quatembersteuerlisten an den Rat der Stadt eingaben, die Höhe der veranschlagten beziehungsweise gezahlten Quatembersteuer, indem sie vielfältige Zusatzinformationen anfügten, wengleich weder regel- noch gleichmäßig. Auch fehlen mitunter Angaben zum Berufsstand. Eine systematische Auswertung nach Werkstatt führenden Meisterwitwen kommt daher nicht in Betracht. Im Gegenteil wiesen die Viertelsmeister anscheinend jene Personen besonders aus, die nicht oder kaum in der Lage waren, Quatembersteuern zu zahlen. Sind also zusätzliche Anmerkungen zu Handwerkerwitwen vorhanden, handelt es sich häufig um den Hinweis, dass das Handwerk niedergelegt und also nicht mehr ausgeübt wurde oder dass die Steuer aus Armuts- oder Altersgründen nicht gezahlt werden konnte. Hinweise, dass eine Witwe das Handwerk fortführte, fehlen (mit einer einzigen Ausnahme)¹²⁹ vollständig. Aus dem Fehlen dieser Hinweise ohne Weiteres auf den Gewerbebetrieb zu schließen, gestattet sich meines Erachtens aber nicht. Dennoch liefert das *Catastrum* Hinweise zu Hausbesitz und vereinzelt zu Vermögensverhältnissen, sodass das *Catastrum* im Hinblick auf diese Personengruppe für die vier Stadtviertel (ohne Vorstädte) gesichtet wurde (Tabelle 12).

¹²⁷ StadtA Dresden, Ratsarchiv, G.XII.14c.

¹²⁸ Krünitz beschreibt die kursächsische Quatembersteuer als „eine Gewerbesteuer, oder Abgabe, welche diejenigen, welche ein Gewerbe oder eine Hanthierung treiben, jährlich auf viermal in diesen Quatembren an die Obrigkeit bezahlen“. JOHANN GEORG KRÜNITZ, *Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt-Haus- u[nd] Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung*, Bd. 119, Berlin 1811, S. 351. Die Quatembersteuer wurde in Sachsen 1646 eingeführt und in veränderter Form 1688 endgültig bestätigt. Vgl. JÜRGEN HERZOG, *Die Entwicklung der sächsischen Grundherrschaft Lampertswalde zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 16/1 (1989), S. 73-93, hier S. 86 f.

¹²⁹ In der Rampischen Gemeinde hatte Maria Körbizin drei Groschen Quatember zu zahlen. Sie wird als Seifensiederwitwe, die das Handwerk damals noch ausführte, vorgestellt. Vgl. StadtA Dresden, Ratsarchiv, G.XII.14c, fol. 86^v.

Stadtviertel	1. Viertel	2. Viertel	3. Viertel	4. Viertel	Gesamt
Gesamtzahl der Einträge	212	167	222	191	792
Anzahl unter den Hauswirten	8	8	14	7	37
Anzahl unter den Hausgenossen	8	7	2	0	17

Tab. 12: Anzahl der im Catastrum erwähnten Handwerkerwitwen (Dresden ohne Vorstädte 1695).

In 54 der insgesamt 792 Einträgen zu den vier Stadtvierteln wurde eine Handwerkerwitwe (= 6,8 %) genannt. Für das erste Stadtviertel fanden sich zu sechs Handwerkerwitwen unter den Hausgenossen und für das zweite Stadtviertel zu fünf Handwerkerwitwen unter den Hausgenossen Hinweise, dass sie damals das Handwerk nicht (mehr) betrieben oder aus Armuts- oder Altersgründen keine Quatembersteuer entrichteten. Gleiches galt für eine Handwerkerwitwe aus dem ersten Stadtviertel, die unter den *Wirthen* aufgeführt wurde. Eine weitere Witwe vermietete ihr Haus (und gegebenenfalls die Werkstatt) ihrem Schwiegersohn, eine andere zahlte Quatembersteuer gemeinsam mit ihrem Sohn, was vermutlich auf eine Gewerbeführung durch die Männer hindeuten könnte. Für die restlichen 40 Handwerkerwitwen fehlen entsprechende Zusatzinformationen. Sie machen etwa fünf Prozent unter den Steuerpflichtigen innerhalb der Stadtmauern aus. Ob diese Frauen die Gewerbe ihrer verstorbenen Männer fortführten, kann allein aus den Steuerlisten nicht geschlossen werden, es ist aber nicht auszuschließen.¹³⁰

Nach einem landesherrlichen Rezess vom 29. April 1782 waren *die in schriftsäßigen Häusern oder unter Amts Gerichtsbarkeit wohnhaften Personen, wenn sie bürgerliche Nahrung treiben, die jährl[ichen] Bürgergefälle nach den Sätzen in der Stadt und Vorstadt [Dresden] zu bezahlen verbunden*.¹³¹ Durch verschiedene Rechtskonflikte enorm verzögert, nennt erst das angehängte Verzeichnis aus dem Jahre 1818 die unter *Amts-Jurisdiction* wohnenden Hausgenossen, welche Bürgerrecht besaßen und bürgerliche Nahrung trieben. Unter den 273 Einträgen finden sich die Witwen eines Feilenhauers, eines Bäckers, eines Stückgießers und eines Glasers, die tatsächlich die Gewerbe ihrer verstorbenen Ehemänner weiter ausübten.¹³²

Auch für Chemnitz sind verschiedene Akten, welche die Quatembersteuerbeiträge der Stadtbewohner auflisten, überliefert. Für unsere Belange am ehesten

¹³⁰ Das fast zeitgleich erstellte *Quatember-Steuer-Catastrum* für Altendresden enthält ähnliche Angaben. So sind für Altendresden einzelne Handwerkerwitwen feststellbar, zu denen die Fortführung oder die Aufgabe des Gewerbebetriebs ausdrücklich verzeichnet sind. Als Altendresden wurde jene rechtselfische Siedlung bezeichnet, die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Dresden vereinigt wurde und die in etwa dem westlichen Gebiet der heutigen Inneren Neustadt entspricht. Vgl. StadtA Dresden, Ratsarchiv, G.XII.14d, Bd. 1, fol. 1^v, 11^v, 26^r, 27^r u. ö.

¹³¹ StadtA Dresden, Ratsarchiv, A.XXI.77n, fol. 6^r.

¹³² Vgl. ebd., fol. 7^r-22^r. Es werden explizit keine Handwerkerwitwen genannt, die das Handwerk nicht ausübten.

eignet sich die nach Berufsständen gegliederte Aufstellung im *Quatember und Schock-Pfennig Catastrum* aus dem Jahr 1731.¹³³ Unter den steuerpflichtigen Handwerkern werden auch Witwen unter dem Namen ihrer verstorbenen Männer aufgeführt. Einige Beispiele: Die vier verzeichneten Beutler gaben zwischen zwei und dreieinhalb Groschen, die einzige Beutlerwitwe aber fünf Groschen. Bei den Bäckern fällt die Spreizung unter den steuerpflichtigen Meistern und Witwen auf. Die 32 Meister hatten zwischen einem und fünf Groschen zu leisten, drei Witwen zahlten fünf, zwei und nochmals zwei Groschen. Eine Bäckerwitwe gab das Gewerbe anscheinend kurz zuvor auf und eine weitere konnte kein Geld aufbringen. Überschaut man die Gewerbe, in denen Witwen aufgeführt werden, zeichnet sich keine klare Tendenz bezüglich der Steuerhöhe für die Witwen ab. Einige Witwen hatten den geringsten Steuersatz wie auch ihre Mitmeister (Schuhmacher, Strumpfricker), andere vergleichbar viel (Bäcker) oder sogar mehr (Beutler) zu zahlen. Einzelne Meister wie auch Witwen zahlten keine Quatembersteuer. Dass die Steuerbeträge zum Teil deutlich auseinanderfielen, war nicht nur ein Phänomen zwischen den Gewerben, sondern auch innerhalb derselben. Entscheidend hierfür war vermutlich neben dem Wert der zu versteuernden Immobilie auch der individuelle Vermögensstand der Person, was wiederum Hinweise auf Umfang oder Erfolg des Gewerbebetriebes liefern könnte, doch mangelt es für eine sichere Beurteilung an weiteren Untersuchungen.

Für die Stadt Leipzig liegt eine große Menge historischer Steuerunterlagen vor. An dieser Stelle soll aber auf ein besonderes Verzeichnis aus dem Jahr 1771 eingegangen werden.¹³⁴ Es handelt sich nicht um ein Steuerverzeichnis wie im Falle der erwähnten Chemnitzer und Dresdner Quellen, doch können aufgrund des speziellen Charakters des Verzeichnisses gegebenenfalls wertvolle Informationen zur Frage der Witwenbetriebe gewonnen werden. Das in tabellarischer Form überlieferte Verzeichnis führt nicht nur sämtliche Häuser der Stadt, gegliedert nach den vier Stadt- und den vier Vorstadtvierteln, mit ihren Eigentümern, sondern zugleich die jeweiligen Mietsparteien unter Angabe der Anzahl an Männern, Frauen, Kindern sowie des Gesindes auf. Sowohl auf der Seite der Hausbesitzenden wie auf der Seite der Mieterschaft finden sich nicht wenige Witwen von Handwerksmeistern. Streng genommen ergibt sich aus den Angaben im Verzeichnis keine zwangsläufig anzunehmende Führung eines Handwerksbetriebes. Allerdings ist es auffällig, wenn beispielsweise im Petersviertel als Hausbesitzerin eine Bäckerwitwe namens Wieprecht mit vier Kindern auftaucht, in deren Haushalt noch sechs Mägde und Knechte lebten.¹³⁵ Umgekehrt lassen die zahlreichen Witwen,

¹³³ Vgl. StadtA Chemnitz, Ratsarchiv, Kap. VII, Sect. IV, Nr. 159. Es gelten die gleichen Einschränkungen zur Quatembersteuer, welche bereits im Hinblick auf die Dresdner Akten erwähnt wurden.

¹³⁴ Vgl. StadtA Leipzig, Titelakten XLII D Nr. 153.

¹³⁵ Vgl. ebd., fol. 7^v. Der Verdacht auf Fortführung der Bäckerei bestätigt sich in diesem Fall beispielsweise, wenn man die Handwerksakten hinzuzieht. Dort werden ab dem Jahr 1773 mehrfach Bäckergesellen erwähnt, die sich in Vorbereitung auf ihre Meisterschaft zur Mutung meldeten und als bisherige Arbeitgeberin eben jene Witwe Wieprecht angaben. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Bäcker B 4, fol. 98^v, 99^r, 99^v.

welche allein oder nur mit ihren Kindern verzeichnet sind, vermuten, dass ein Werkstattbetrieb in diesen Fällen zumindest nur unter erschwerten Bedingungen vorstellbar ist. Diese Vermutung kann natürlich nicht auf jene Gewerbe bezogen werden, in denen die Gesellen für gewöhnlich ihren eigenen Haushalt gründeten (z. B. Baugewerbe, Buchdrucker). Allein in den vier innerstädtischen Vierteln werden im Verzeichnis 129 Meisterwitwen angeführt. Von ihnen gehörten 23 zur kleinen Schicht der Hausbesitzenden und unter ihnen wiederum beschäftigten 19 Gesinde.¹³⁶ Insgesamt hielten immerhin 56 der 129 Witwen (= 43,1 %) Gesinde in ihrem Haushalt. Erst über einen aufwändigen Abgleich mit anderen Quellen könnte das Bewohnerverzeichnis allerdings sicherere Auskunft über eine tatsächliche Werkstattfortführung durch die Meisterwitwen geben.

5. Adressbücher

Relativ kurz soll auf Adressbücher als mögliche Informationsquelle eingegangen werden. Da entsprechende Veröffentlichungen für Chemnitz erst aus dem 19. Jahrhundert stammen und die Dresdner Adressbücher die Gewerbetreibenden nicht vor 1797 auflisten, konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auf die Leipziger Adressbücher. Diese aus einer privaten Initiative hervorgegangenen Periodika liegen heute in gedruckter Form oder als digitalisierte Ausgabe beispielsweise in den Digitalen Sammlungen der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) vor. Das älteste Leipziger Adressbuch erschien im Jahr 1701 im Renger Verlag in Halle an der Saale unter dem Titel *Das ietzlebende Leipzig*.¹³⁷ Die gute Überlieferungslage, der einfache Zugriff, die Informationsdichte und die Vielfalt an Berufsständen, die durch die Adressbücher erfasst werden, stellen wichtige Vorteile dieser Quellengattung dar. Nachteilig wirken sich unter anderem die teils wechselhafte Struktur der Bücher und die unsichere Erhebungsgrundlage der Informationen aus. Zudem werden die Gewerbetreibenden meist nicht namentlich angeführt.

¹³⁶ Unter den wenigen Fällen, in denen eine Hausbesitzerin kein Gesinde hielt, gab es jenen wie den der Schlosserwitwe Röder, in deren Haus noch ein weiterer Schlosser, nämlich ihr leiblicher Sohn, lebte. Der Sohn führte hier mutmaßlich das Gewerbe. Vgl. StadtA Leipzig, Titelakten XLII D Nr. 153, fol. 6^r.

¹³⁷ Vgl. *Das ietzlebende Leipzig*. Anno 1701, [Halle an der Saale 1701]. Im Folgenden werden die Leipziger Adressbücher in vereinfachter Zitationsweise mit Jahreszahl angegeben. Beispielsweise wird das Adressbuch von 1747, welches den Titel „*Conspectvs oder Kurtze und deutliche Anzeige des ietzt lebenden und florirenden Leipzig, worinnen die Personen nebst ihren Nahmen, Dignitäten, Bedienungen, Professionen und Wohnungen, [...] sich befinden*“ trägt, als „Leipziger Adressbuch 1747“ zitiert. Vgl. zu den Leipziger Adressbüchern im Allgemeinen und dem ersten Band im Besonderen: DIETLIND KRÜGER, *Das ietzlebende Leipzig anno 1701/02*. Stadtdressbücher als namenkundliche Quelle in Vergangenheit und Gegenwart, in: *Namenkundliche Informationen* 81/82 (2002), S. 133-154.

Erst seit dem Adressbuch von 1713 finden sich in den Büchern Angaben zu einzelnen Leipziger Handwerken (Anzahl der Meister, Name und Wohnung der Oberältesten).¹³⁸ In ‚freien‘, also nichtzünftigen Gewerben wie bei den Kupferdruckern werden sämtliche Mitglieder mit Namen genannt. Für fast alle Zunft-handwerke stellen die Adressbücher jedoch nur die Obermeister namentlich vor und führen sonst lediglich die Mitgliederzahlen an, denn ortsunkundige Kunden und vor allem potenzielle Arbeitskräfte dürften sich zur Kontaktaufnahme insbesondere an die Obermeister gewandt haben. Jedenfalls handelte es sich sicherlich sowohl bei den namentlich erwähnten als auch bei den lediglich gezählten Personen um tatsächlich Gewerbetreibende. Entsprechend finden sich in den Adressbüchern Hinweise wie der folgende: [*Bäcker-]Meister sind 28 und 4 Wittwen, welche wirklich backen.*¹³⁹ Mit der Angabe der Gewerbetreibenden beziehungsweise zumindest der Obermeister als Kontaktpersonen sowie der Herbergen als Anlaufpunkte in der Stadt waren die Adressbücher für die interessierte Leserschaft eine wichtige Informationsquelle.

Zur Feststellung der absoluten und relativen Häufigkeit gewerbetreibender Frauen in den Adressbüchern wurden die Bücher in regelmäßigen Abständen von etwa zehn Jahren ausgezählt.¹⁴⁰ Dazu wurde jeweils jener *Absatz* oder *Abschnitt* im Adressbuch berücksichtigt, in dem von der *Bürgerschaft* die Rede ist. Hierunter fanden sich zwei untergeordnete *Sectionen* (später *Abschnitte* genannt), die sich mit den *Künstlern* und den *Handwerckern* befassten. Ab 1751 wurden *Künstler* und *Handwercker* in einem gemeinsamen *Abschnitt* vorgestellt. Erfasst wurden somit Gewerbetreibende im weitesten Sinne, jedoch ohne die Gastwirte und die *Handlungs-Verwandten*, zu denen die Adressbücher die Kaufmannschaft, die Mitglieder der Kramerinnung und die Buchhändler rechneten. Zu beachten ist, dass die Struktur der Adressbücher über die Jahre leicht schwankte, sodass einzelne Gewerbe nicht durchgängig verzeichnet wurden oder bisweilen in anderen *Sectionen* beziehungsweise *Abschnitten* auftauchten.¹⁴¹ Es ergab sich folgende Übersicht:

¹³⁸ Vgl. Leipziger Adressbuch 1713, S. 63-71.

¹³⁹ Leipziger Adressbuch 1794, S. 111.

¹⁴⁰ Die nachfolgenden Angaben basieren auf eigenen Zählungen und Berechnungen aus den folgenden Adressbüchern, wobei die Zehnjahresfrequenz aufgrund des unregelmäßigen Erscheinens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht immer exakt eingehalten werden konnte: Leipziger Adressbücher 1723, 1736, 1747, 1754, 1764, 1774, 1784, 1794, 1804 und 1814.

¹⁴¹ Ein weiteres Problem stellte die Zählung der Gewerbetreibenden dar. Selten kam es zu Mehrfachnennungen von Personen in verschiedenen Gewerben. Vgl. z. B. Leipziger Adressbuch 1747, S. 180 f., 207. In den meisten Adressbuch-Jahrgängen war zudem nicht sicher, ob in den Zunftgewerben die Anzahl der Meister jene der Obermeister inkludiert oder nicht. In verschiedenen älteren Studien wurde angenommen, dass ersteres der Fall ist. Dies bestätigten Stichproben in den Handwerksakten, sodass dieser Zählweise gefolgt wurde. Ferner sind an einigen Stellen nur ungefähre Mitgliederzahlen angegeben und im Jahre 1814 fehlen die Mitgliederzahlen für die Tischlerinnung völlig, weshalb die Werte des Vorjahres (59 Meister und 11 Witwen) verwendet wurden. Vgl. Leipziger Adressbuch 1813, S. 147.

Jahr des Adressbuchs	Anzahl der Gewerbetreibenden	darunter Frauen	Anteil der Frauen in %	Anzahl der Gewerbe	Anzahl der Gewerbe mit Erwähnung von Frauen	Anzahl der Zunftmeister und Meisterwitwen	darunter Meisterwitwen	Anteil der Meisterwitwen in %	Anzahl der Zunftgewerbe	Anzahl der Zunftgewerbe mit Witwen
1723	1 199	5	0,4	80	4	1 068	1	0,1	56	1
1736	1 237	5	0,4	85	3	1 147	1	0,1	61	1
1747	1 350	89	6,6	88	33	1 138	85	7,5	61	30
1754	1 305	19	1,5	99	8	1 067	13	1,2	61	3
1764	1 344	86	6,4	100	31	1 077	77	7,1	62	24
1774	1 500	144	9,6	110	35	1 273	138	10,8	63	29
1784	1 581	147	9,3	110	42	1 346	136	10,1	64	34
1794	1 688	186	11,0	114	47	1 429	178	12,5	64	39
1804	1 745	159	9,1	123	36	1 466	150	10,2	64	28
1814	1 794	194	10,8	133	40	1 477	179	12,1	64	27

Tab. 13: Gewerbetreibende Frauen in den (Zunft-)Gewerben nach den Leipziger Adressbüchern (1723–1814).

In den frühen Adressbüchern fehlten Hinweise auf gewerbeführende Frauen fast völlig, wobei Frauen in den nichtzünftigen Gewerben prinzipiell das Gewerbe führen durften, auch wenn sie nicht verwitwet waren.¹⁴² Erstmals im Adressbuch von 1747 waren vermehrt Frauen unter den Gewerbetreibenden anzutreffen. In fast jedem zweiten der 61 Zunftgewerbe tauchten sie damals auf. In den nachfolgenden Adressbüchern ging der Frauenanteil, wie auch die Zahl der Gewerbe, in denen Betriebsführerinnen genannt wurden, bis 1758 erheblich zurück. Diese Entwicklung ist nicht auf eine unetwägliche weibliche Gewerbeführung zurückzuführen. Vielmehr wurden im Adressbuch von 1747 ausnahmsweise sämtliche Gewerbetreibende, darunter eben auch Frauen, namentlich vorgestellt, während Frauen in den Adressbuchausgaben zuvor und danach in der Zahl der Gewerbetreibenden ohne Kommentar und geschlechtliche Unterscheidung subsumiert wurden. Dies wurde anhand einzelner Gewerbe wie den namentlich angeführten Buchdruckern deutlich. Spätestens in den Adressbüchern des letzten Drittels des 18. Jahrhun-

¹⁴² Vgl. STAHLSCHMIDT, Eisenverarbeitende Gewerbe (wie Anm. 7), S. 184.

derts dürfte der Anteil an betriebsführenden Frauen in den aufgenommenen Berufsständen relativ realistisch wiedergegeben worden sein. Nun wurde regelmäßig neben der Anzahl der Meister auch jene der Witwen mitgeteilt. Was die Zunftgewerbe anbetraf, wurde somit jede zehnte, zeitweise sogar jede achte Werkstatt von einer Frau geleitet. Dabei beschränkte sich die Existenz von Witwenbetrieben nicht auf bestimmte Handwerke, wie es vielleicht aufgrund der Angaben in Tabelle 13 scheinen könnte. Vielmehr leiteten Frauen in fast allen Zünften die eine oder andere Werkstatt.¹⁴³ Dabei kamen Witwenbetriebe in den Zunfthandwerken deutlich häufiger als in nichtzünftigen Gewerben vor, obwohl in den ‚freien‘ Gewerben kein Berufsverband die gewerbliche Tätigkeit für Frauen erschweren oder verbieten konnte.

Abschließend zu diesem Kapitel wird im Folgenden der Anteil der Gesellen, die in Witwenwerkstätten arbeiteten, dem Anteil an Witwen innerhalb eines Handwerks gegenübergestellt. Dies geschieht anhand einiger Dresdner und Leipziger Stichproben zu den Gesellenbüchern (aus Kapitel II.1) sowie den entsprechenden Adressbüchern. Es ergibt sich folgende Übersicht:

Stichprobe	Anteil der Gesellen, die in einer Witwenwerkstatt angestellt waren	Anteil der Meisterwitwen an den Zunftmitgliedern
Schuhmacher Dresden	1,0 % (1812) bzw. 3,6 % (1816/17)	1,9 % (1799) bzw. 3,9 % (1812)
Zeug- und Leineweber Dresden	7,3 % (1673–1804)	9,4 % (1799) bzw. 5,9 % (1812)
Bäcker Leipzig	13,0 % (1717–1789)	15,6 % (1747) bzw. 12,5 % (1793)
Kürschner Leipzig	7,8 % (1733–1772)	10,3 % (1747) bzw. 6,3 % (1764)

Tab. 14: Gegenüberstellung des Anteils der bei Meisterwitwen beschäftigten Gesellen mit dem Anteil an Meisterwitwen innerhalb eines Handwerks (verschiedene Stichproben).¹⁴⁴

¹⁴³ In den Stichproben wurden durchgängig keine Frauen in einigen Kleinstgewerben (z. B. Bader, Schönfärber, Schwarzfärber), den Baugewerken und bei den Malern aufgeführt. Eventuell war es den Maurer- und Zimmererwitwen tatsächlich verboten, das Gewerbe fortzusetzen. Vgl. PREISLER, *Witwen* (wie Anm. 69), S. 21, Anm. 7. Dadurch, dass einzelne Gewerbe keine oder kaum Witwenbetriebe kannten, fällt die aus den Adressbüchern errechnete relative Häufigkeit von Witwenbetrieben niedriger als in den Stichproben aus Kapitel II.2 aus, in denen die Quartalsgeldlisten jener Handwerke ausgewertet wurden, die konkret Witwen anführten.

¹⁴⁴ Vgl. Dresden zur zweckmäßigen Kenntniß seiner Häuser und deren Bewohner, *Zweyte Ausgabe*, Dresden 1799, S. 34 (Schuhmacherinnung: 409 Meister und 8 Witwen), S. 38 (Zeug- und Leineweberinnung: 29 Meister und 3 Witwen); *Dresdner Adreß-Kalender* auf das Jahr 1812, Dresden 1812, S. 181 f. (Zeug- und Leineweberinnung: 32 Meister und 2 Witwen), S. 211–223 (Schuhmacherinnung: 496 Meister und 20 Witwen); *Leipziger Adressbuch* 1747, S. 151–153 (Bäckerinnung: 38 Meister und 7 Witwen), 167–169 (Kürschnerinnung: 35 Meister und 4 Witwen); *Leipziger Adressbuch* 1764, S. 130 (Kürschnerinnung: 45 Meister und 3 Witwen); *Leipziger Adressbuch* 1793, S. 104 (Bäcker-

Auch wenn diese Gegenüberstellung methodisch nicht unproblematisch ist, scheinen die Zahlen doch zu belegen, dass die Meisterwitwen in den untersuchten Handwerken bei der Beschäftigung von Gesellen gegenüber ihren männlichen Kollegen nicht unterrepräsentiert waren. Über die Verteilung der Gesellen auf die einzelnen Witwenbetriebe sagen die Stichproben freilich nichts aus.

III. Analytische Betrachtung durch Kombination der Ansätze

Um die Nachteile bei der Analyse der einzelnen Quellengattungen auszugleichen, empfiehlt es sich, wie zuletzt bereits bei den Adressbüchern geschehen, die verschiedenen Quellen kombiniert miteinander auszuwerten. Dies würde unter anderem die taggenaue Dauer der Witwenschaft ergeben (Kirchenbücher), die aktive Handwerksführung belegen (Quartals-, Gesellen- und Lehrlingsbücher, weitere Handwerksakten) und schließlich sogar Hinweise auf die konkrete ökonomische Situation der Witwenbetriebe liefern (Steuerakten, Bittschriften, Handwerksakten). Allerdings ist eine solche Kombination nur bei sehr günstiger Quellenlage möglich und stets mit einem beträchtlichen Aufwand verbunden, wie der folgende Analyseversuch zeigt.

Als Ausgangspunkte wurden jene Stichproben herangezogen, zu denen Quartalsgeldzahlungen einzelner Zunftmitglieder vorhanden sind (Kürschner Chemnitz 1710–1800, Posamentierer Dresden 1687–1799, Tuchmacher Dresden 1720–1800, Lohgerber Leipzig 1759–1800, Goldschmiede Leipzig 1748–1800).¹⁴⁵ Diese fünf Stichproben liefern Informationen zur Dauer der Quartalsgeldzahlungen und – unter Berücksichtigung der genannten Einschränkungen – auch über den mutmaßlichen Fortbestand der Witwenwerkstätten. Die Ergebnisse wurden mit den anderen vorgestellten Quellen, insbesondere den Kirchenbüchern (beziehungsweise den Dresdner kirchlichen Wochenzetteln und Leipziger Ratsleichenbüchern) korreliert. Es bestanden dabei verschiedene methodische Schwierigkeiten. In fast allen Quartalsbüchern – wie überhaupt in den meisten Zunftarchivalien – werden die Meisterwitwen nicht mit ihren Vornamen angeführt, sondern häufig nur mit der feminisierten Form des Familiennamens, also *die Wincklerin, die Schö-*

innung: 28 Meister und 4 Witwen). Die Einzelnachweise zu den in Witwenbetrieben arbeitenden Gesellen siehe in Kapitel II.1.

¹⁴⁵ Die Quartalsgeldzahlungen der fünf untersuchten Gewerbe ergaben sich aus: StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 100, 103 und 104 (Kürschner); StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75l, 75n, 75p, 75r und 75t (Posamentierer); StadtA Dresden, 11.2.66, Nr. 71v, 71w, 71x und 71y (Tuchmacher); StadtA Leipzig, Inn Gerber B 7; StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 4. Im Unterschied zu Kapitel II.2 wurde die Stichprobe zu den Chemnitzer Strumpfwirkerwitwen an dieser Stelle nicht einbezogen, da eine Kombination mit anderen Quellen kaum Übereinstimmungen ergab. Außerdem konnten vier Kürschnerinnen, die vor 1710 Witwen wurden, quellenbedingt nicht weiter berücksichtigt werden. Unter den Tuchmacherinnen wurden nur jene Frauen, die bis zum Jahr 1800 verwitwet, einbezogen, um die Vergleichbarkeit mit den anderen Stichproben zu gewährleisten.

nin und so weiter. Das Auffinden und die zweifelsfreie Identifizierung in anderen Quellen wurden damit sehr erschwert. Besondere Probleme ergaben sich für die beiden Dresdner Stichproben.¹⁴⁶

¹⁴⁶ Beispielsweise sind die Kirchenbücher der Stadt Dresden seit einigen Jahren nur als Digitalisate über die Zentrale Filmlesestelle im Regionalkirchenamt Dresden oder online über das gebührenpflichtige Portal Archion einsehbar. Es fiel auf, dass die Überlieferung zu den meisten Dresdner Kirchen vergleichsweise spät einsetzt. Für die hier interessierenden Posamentierer und Tuchmacher fanden sich in den Kirchenbüchern der Dreikönigskirche (damals zu Altendresden, später Dresden-Neustadt), welche als einzige der Dresdner Kirchenbücher bereits seit dem 16. Jahrhundert erhalten sind, keine Einträge. Die ältesten erhaltenen Bestände der beiden besonders wichtigen Kirchen, der Kreuz- und der Frauenkirche, stammen dagegen (mit Ausnahme der Bestattungsbücher der Frauenkirche) erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – Glücklicherweise lagern im Stadtarchiv Dresden die *Kirchlichen Wochenzettel* mit Angaben zu Taufen (ab 1713), Trauungen (ab April 1775) und Bestattungen (ab 1685). Sie sind mit einigen Unterbrechungen erhalten, anscheinend relativ zuverlässig geführt und bieten zumindest einen gewissen ‚Ersatz‘ für die zum Teil im Siebenjährigen Krieg verloren gegangenen Kirchenbücher. Die Wochenzettel wurden bis zur Einführung der Standesämter 1875 geführt. Ein erhebliches Manko stellen die ausschließlich im Stadtarchiv Dresden einsehbaren Register zu den Wochenzetteln dar. Diese sind außerdem lediglich für einen Teil der Wochenzettel noch vorhanden. – Die Wochenzettel können im Internet über die Plattform ancestry.de mithilfe der Eingabe von Suchbegriffen durchforstet werden. Für die hier interessierenden Belange ist dies aber nur eingeschränkt hilfreich. So können erneut heiratende Witwen nicht anhand ihrer bisherigen Zunamen gesucht werden. Viele Einträge enthalten auch nicht die Vornamen der früheren Ehemänner. Fehlen nun, wie dies in der Stichprobe zu den Dresdner Posamentiererwitwen leider durchgängig der Fall war, in den Handwerksbüchern noch dazu die Vornamen der Frauen, können die Einträge der Wiederverheiratungen nicht den gesuchten Personen zugeordnet werden. Aber auch das Auffinden der korrekten Sterbeeinträge fällt bei fehlenden Vornamen schwer. Hinzu kommen Probleme bezüglich der Schreibweise beziehungsweise der Online-Suchmaske. Einige der gesuchten Einträge fanden sich nur bei exakter Schreibweise der in den Wochenzetteln teilweise falsch gelesenen Familiennamen, andere nur bei Eingabe der feminisierten Form des Nachnamens oder anderer Abwandlungen wie *Schönens* von Schön oder *Kloßens* von Klose. Im Vergleich dazu wurden zu den Leipziger Meisterwitwen der Gerber und der Goldschmiede fast ausnahmslos die relevanten Kirchenbuch- und Ratsleichenbucheinträge gefunden. – Für die folgenden Ausführungen wurden verwendet: KA Leipzig, Pfarrgemeinde St. Nicolai, Traubücher 1732–1752, 1752–1764, 1765–1787, 1788–1799 und Pfarrgemeinde St. Thomas, Traubuch 1747–1762; Kirchenarchiv der Pfarrgemeinde St. Jakobi Kreuz Chemnitz, Totenregister St. Jacob 1591–1712, 1713–1771, 1772–1805 und Trauregister St. Jacob 1713–1787; Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen, Bestattungsbücher der Annenkirche Dresden 1702–1733, 1734–1756, 1757–1772, 1773–1785, 1786–1799, Bestattungsbuch der Dreikönigskirche Dresden-Neustadt 1733–1747, Bestattungsbuch der Frauenkirche Dresden 1710–1787, Bestattungsbücher der Kreuzkirche Dresden 1755–1762, 1763–1772, 1773–1783, 1784–1790, 1791–1793, 1794–1796, 1797–1799, 1804, 1814, Bestattungsbuch der Matthäuskirche Dresden-Friedrichstadt 1792–1817, Traubuch der Annenkirche Dresden 1721–1774 und Traubücher der Kreuzkirche Dresden 1760–1781, 1794–1799; StadtA Dresden, Kirchliche Wochenzettel der Kreuzkirche Dresden 1685/1703–1902; StadtA Leipzig, Ratsleichenbücher Nr. 14 (1648–1663) bis Nr. 39 (1829–1834).

1. Anteil der Witwenbetriebe an den ‚erledigten‘ Werkstätten

Zuerst wurde die Anzahl der im jeweiligen Untersuchungszeitraum ‚erledigten‘ Meisterbetriebe mithilfe der Quartalsgeldzahlungen bestimmt.¹⁴⁷ In den allermeisten Fällen konnte anhand eines Begräbniseintrages nachgewiesen werden, dass die Beitragszahlungen durch den Meister deshalb eingestellt wurden, weil der Meister verstarb. In einigen wenigen Fällen gab es Hinweise auf eine Auswanderung oder einen Professionswechsel des Meisters.

Als nächstes wurde die Anzahl der Witwenbetriebe anhand der Quartalsgeldzahlungen ermittelt. Sehr auffällig ist bei vier von fünf ausgewerteten Stichproben der ausgesprochen stabile und zugleich recht hohe Anteil an ‚erledigten‘ Betrieben, die eine Zeit lang durch Witwen fortgeführt wurden. In diesen vier Handwerken wurden stets knapp 60 Prozent der ‚erledigten‘ Meisterbetriebe durch Witwen fortgeführt (Tab. 15).

Stichprobe	Untersuchungszeitraum	Anzahl der ‚erledigten‘ Meisterbetriebe	Anzahl der Witwenbetriebe (und relativer Anteil)	Anzahl der übrigen ‚erledigten‘ Werkstätten
Kürschner Chemnitz	1710–1800	27	16 (= 59,3%) [+ 1]	11
Posamentierer Dresden	1687–1799	79	43 (= 54,4%) [+ 1]	36
Tuchmacher Dresden	1720–1800	45	16 (= 35,6%) [+ 2]	29
Lohgerber Leipzig	1759–1800	44	25 (= 56,8%) [+ 7]	19
Goldschmiede Leipzig	1748–1800	32	18 (= 56,3%)	14

Tab. 15: Anzahl ‚erledigter‘ Meisterbetriebe und Anzahl beziehungsweise Anteil der Witwenbetriebe anhand der Quartalsgeldzahlungen (verschiedene Stichproben).¹⁴⁸

Was die übrigen 40 Prozent ‚erledigter‘ Betriebe anbetraf, konnte zumindest für die beiden Leipziger Stichproben überprüft werden, weshalb keine Witwe den Betrieb übernahm (Tabelle 16). Häufig war einfach keine Witwe vorhanden. Hier verstarb der Meister als lediger Mann oder als Witwer. Im Umkehrschluss bedeutet das, dass die meisten Witwen also ihre Chance ergriffen und das ihnen zustehende Fortführungsrecht nutzten. War eine Witwe vorhanden, übernahm sie für gewöhnlich die Werkstatt für eine gewisse Zeit.

¹⁴⁷ Als ‚erledigt‘ soll ein Meisterbetrieb gelten, wenn dessen Inhaber die Quartalsgeldzahlungen dauerhaft einstellte, ohne – was selten vorkam – ein beitragsfrei gestelltes Zunftmitglied (*Emeritus*) zu sein. In den Rechnungsbüchern tauchen die Meister ‚erledigter‘ Werkstätten nicht mehr auf.

¹⁴⁸ Die mit eckigen Klammern markierten Witwenbetriebe waren bereits zu Beginn des jeweiligen Untersuchungszeitraumes vorhanden. Sie durften daher nicht in die Berechnung der relativen Häufigkeit einbezogen werden.

Stichprobe	Anzahl der ‚erledigten‘ Werkstätten ohne Fortführung durch Witwe	Meister verstarb als Lediger	Meister verstarb als Witwer	Professionswechsel oder Wegzug	Witwe überlebte Ehemann nur wenige Monate	unbekannte Ursache
Lohgerber Leipzig	19	4	11	0	1	3
Goldschmiede Leipzig	14	2	4	2	1	5

Tab. 16: Ursachen für das nicht wahrgenommene Fortführungsrecht bei ‚erledigten‘ Werkstätten der Leipziger Lohgerber (1759–1800) und Goldschmiede (1748–1800).

2. Abgleich mit Handwerks-, Adress- und Steuerbüchern

Mittels systematischer Durchsicht weiterer Handwerksbücher konnte für eine ganze Reihe Quartalsgeld zahlender Witwen die Fortführung der Werkstatt konkret belegt werden. Dies gelang unabhängig vom Vorhandensein entsprechender Ausführungen zum Fortführungsrecht in den Handwerksordnungen. Beispielsweise fanden sich für das Leipziger Lohgerberhandwerk keine statutarischen, aber vielfach andere Belege für die Aufrechterhaltung des Werkstattbetriebs durch Frauen im 17. und 18. Jahrhundert:

- Meisterwitwen beschäftigten Gesellen¹⁴⁹
- Meisterwitwen zahlten *Budenzins* (Gebühr für die Nutzung der zur Zunft gehörenden Verkaufsstände auf dem Markt), *Zehrpfnennige* (Überbrückungsgeld für Arbeit suchende, wandernde Handwerksgesellen), *Fix Accise* (indi-

¹⁴⁹ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber B 5 und B 7. Keine Treffer fanden sich dagegen in Bezug auf Aufnahmen oder Lossprechungen von Lehrlingen. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber B 3. Auch bei einer stichprobenhaften Durchsicht der Handwerksbücher der Dresdner Posamentierer (1695–1735) und der Dresdner Tuchmacher (1737–1757) ergaben sich keine Hinweise. Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75h, 75i und 11.2.66, Nr. 71p. Die Lehrlinge wurden selbst dann von Meistern losgesprochen, wenn der ursprüngliche Lehrmeister verstorben war und die Witwe den Werkstattbetrieb nachweislich fortführte. Dies war der Fall bei dem Posamentiererlehrling Gottfried Benjamin Tendler, der im Jahre 1717 nicht von der Witwe seines Lehrmeisters, sondern von einem Mitmeister losgesprochen wurde. Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75h, fol. 117r. Hinweise auf Witwen, welche Lehrlinge nicht nur auslernen ließen, sondern jahrelang beschäftigten, fanden sich im Lehrlingsbuch der Leipziger Posamentierer. Gleicht man diese Belege mit den Begräbniseinträgen der Meister ab, ergibt sich, dass die Posamentiererwitwen die Lehrlinge durchaus auch dann bei sich behielten, wenn der Lehrmeister in der ersten Hälfte der Lehre verstarb. Vgl. StadtA Leipzig, Inn Posamentierer B 1, fol. 2v, 6r, 22v, 23r, 43r, 47v, 52r; StadtA Leipzig, Ratsleichenbücher Nr. 8 (1626–1631), fol. 81v, Nr. 10 (1633–1638), fol. 81v, Nr. 15 (1662–1672), fol. 219v, 260v, Nr. 18 (1690–1698), fol. 137v, 149v und Nr. 19 (1699–1707), fol. 14r.

- rekte Verbrauchssteuer, die durch die Zunft erhoben und an die Stadt abgeführt wurde) sowie weitere gewerbliche Abgaben und Steuern¹⁵⁰
- Meisterwitwen partizipierten am genossenschaftlichen Ankauf von Tierhäuten¹⁵¹
 - Meisterwitwen profitierten zu den gleichen Konditionen wie ihre männlichen Berufskollegen von der Kreditvergabe durch die Zunft¹⁵²
 - Meisterwitwen beteiligten sich an den genossenschaftlich eingesammelten Kontributionszahlungen an Preußen infolge des Zweiten Schlesischen Krieges (z. B. für die Zunftwiesen)¹⁵³
 - Meisterwitwen erschienen gemeinsam mit allen Meistern des Handwerks zur Errichtung eines *Syndicats* (Bestimmung eines rechtlichen Vertreters in Handwerksangelegenheiten) auf der Ratsstube¹⁵⁴
 - Meisterwitwen wurden ohne besondere Hervorhebung neben Meistern genannt, wenn es um Regulierungen der allgemeinen Gewerbeführung ging¹⁵⁵

Es kann allein von diesen Einzelbelegen nicht auf die Gesamtheit der Witwen geschlossen werden. Werden diese Belege jedoch in Relation zu den Quartalsgeldzahlungen gesetzt, scheint – wie bereits erwähnt – eine hohe Wahrscheinlichkeit zu bestehen, dass regelmäßige Quartalsgeldzahlungen ein starkes Indiz für die Fortsetzung des Handwerks durch diese Frauen darstellten. Aufgrund der vielen Quellenbelege scheint sich diese Vermutung zumindest für alle untersuchten Gewerbe zu bestätigen.

Um die Vermutung weiter zu erhärten, wurden die Chemnitzer und Dresdner Stichproben versuchsweise mit einigen Steuerlisten und die Leipziger Stichproben mit den dortigen Adressbüchern abgeglichen. Die bereits erwähnte Chemnitzer Quatemberliste von 1731 führte inmitten der übrigen zehn Kürschnermeister exakt jene beiden Witwen auf, die sich auch in den Handwerksbüchern als Quartalsgeldzahlerinnen fanden.¹⁵⁶ Für Dresden wurde das *Quatember-Steuer-Catastrum* von 1695 durchsucht. Unter den Posamentierern wird exakt wie in den Quartalsgeldlisten als einzige Witwe jene des Christoph Koch genannt. Sie wird in der Steuerliste unter der Kategorie der *Hauswirte*, also der Hausbesitzenden, geführt. Beachtenswert ist ebenfalls, dass sich für sie sogar ein zweiter Eintrag in einer der Dresdner Vorstadtgemeinden findet. Hieraus geht hervor, dass die Witwe für ein weiteres Haus und einen Garten Quatembersteuer zahlte. In demselben *Steuer-Catastrum* finden sich zwei Tuchmacherwitwen: jene von Sebastian Tanneberger im ersten Stadtviertel als Hausbesitzerin und jene von Christian Tanneberger im vierten Stadtviertel ebenfalls als Hausbesitzerin, jedoch ist ein Abgleich mit

¹⁵⁰ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber B 5.

¹⁵¹ Vgl. ebd., fol. 3^v.

¹⁵² Vgl. ebd., fol. 2^r-7^r, 210^v-215^r, 218^v, 413^v, 414^v, 416^v u. ö.

¹⁵³ Vgl. ebd., fol. 75^v-76^r, 95^v-96^r, 108^v-109^r, 113^v, 117^v, 121^v.

¹⁵⁴ Vgl. StadtA Leipzig, Titelakten VIII Nr. 334, 1744, Teil 1, fol. 125^r-126^r.

¹⁵⁵ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Gerber B 3, fol. 178^v, 179^v, 183^v u. ö.

¹⁵⁶ Vgl. StadtA Chemnitz, Ratsarchiv, Kap. VII, Sect. IV, Nr. 159, fol. 15^r-16^r.

den Quartalsgeldzahlungen nicht möglich, da diese erst ein Vierteljahrhundert später überliefert sind.¹⁵⁷

Für Leipzig sollen die Stichproben aus den Quartalsgeldlisten der Gerber- und der Goldschmiedeeinnungen zusammen mit den Angaben in den Adressbüchern betrachtet werden. Wie berichtet werden in den Leipziger Adressbüchern bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges nur in Ausnahmefällen Meisterwitwen angeführt. Eine Ausnahme stellt das Adressbuch von 1747 dar, doch gab es zu dieser Zeit noch keine Quartalsgeldaufstellungen in den beiden untersuchten Handwerken. Da die Adressbücher somit erst relativ spät Ergebnisse liefern, wurde der Abgleich von Adressbüchern und Quartalsgeldzahlungen bis in das beginnende 19. Jahrhundert hinein ausgedehnt.

	1764	1774	1784	1794	1804	1814
Anzahl der Gerberwitwen im Adressbuch	1	6	3	5	6	8
Anzahl der Gerberwitwen in Quartalsgeldliste	4	6	4	4	7	7
Anzahl der Goldschmiedewitwen im Adressbuch	3	1	1	2	5	1
Anzahl der Goldschmiedewitwen in Quartalsgeldliste	3	3	2	3	5	1

Tab. 17: Vergleich der Anzahl der Lohgerber- und Goldschmiedewitwen in den Leipziger Adressbüchern und Quartalsgeldlisten (1764–1814).¹⁵⁸

Es zeigen sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine oder nur geringe Abweichungen zwischen beiden Quellen. Die Abweichungen können verschiedene Ursachen haben. Beispielsweise wurden die Informationen für die Adressbücher vermutlich etwas zeitversetzt zu den Quartalsgeldzahlungen eingepflegt, sodass es bereits zu einer Veränderung der Witwenzahl gekommen sein konnte. Eventuell übernahmen auch die Herausgeber der Adressbücher Daten aus den zurückliegenden Jahren, wenn sie keine aktuellen Informationen von den einzelnen Handwerken erhalten hatten. Vor allem am Ende des 18. Jahrhunderts stimmen die Angaben in den Adressbüchern aber relativ verlässlich mit jenen in den Quartalsgeldlisten überein, die noch dazu mit einigen Kirchenbucheinträgen abgeglichen werden konnten und sich als vertrauenswürdig erwiesen.¹⁵⁹ Auch durch diesen Befund erscheint die Vermutung erhärtet, dass es sich bei den Quartalsgeldzahlenden Frauen in der Regel um Handwerkerinnen handelte, die den Werkstattbetrieb fortführten.

¹⁵⁷ Vgl. StadtA Dresden, Ratsarchiv, G.XII.14c, fol. 14^v, 17^v, 67^r, 82^v. Auch die Dresdner Kirchenbuchüberlieferung setzt entweder später ein oder liefert keine Hinweise zu den Sterbedaten für Sebastian und Christian Tanneberger.

¹⁵⁸ Vgl. Leipziger Adressbücher 1764, 1774, 1784, 1794, 1804 und 1814; StadtA Leipzig, Inn Gerber B 7 und Goldschmiede B 4.

¹⁵⁹ In ähnlicher Weise stimmen auch die Angaben zur Anzahl der Meister mit einigen wenigen Abweichungen zwischen Adressbüchern und Quartals- beziehungsweise Rechnungsbüchern relativ gut überein.

3. Relation zwischen Verwitwung und Quartalsgeldzahlungen

In jenen Fällen, in denen aus den Kirchenbüchern der konkrete Todestag (oder zumindest der Tag beziehungsweise die Woche des Begräbnisses) eines Handwerksmeisters eruiert werden konnte,¹⁶⁰ fiel für die fünf untersuchten Gewerbe auf, dass, falls eine Witwe die Quartalszahlungen übernahm, dies meist zeitnah erfolgte. Manchmal wurden auch ausstehende Quartalsbeiträge des verstorbenen Ehemannes beglichen. Für die Leipziger Goldschmiede und die Dresdner Posamentierer sind die Auflegegelder in den betreffenden Rechnungsbüchern durchgängig quartalsweise verzeichnet.¹⁶¹ Hierdurch kann nachgewiesen werden, dass die Ehefrauen nach dem Tod ihres Mannes fast ausnahmslos am nächsten oder übernächsten Handwerksquartal ihre Mitgliedsbeiträge hinterlegten. Im Falle der Rechnungsbücher der Leipziger Lohgerber, Dresdner Tuchmacher und Chemnitzer Kürschner liegen jahrgangswise Aufzeichnungen vor.¹⁶² Hier lag zwischen dem Tod des Meisters und dem Beginn der Quartalsgeldzahlungen der Witwe höchstens ein Rechnungsjahr (in sehr seltenen Fällen noch ein weiteres). War der Ehemann selbst arbeitsunfähig, kann davon ausgegangen werden, dass die Werkstattführung formal weiterhin ihm zukam und die Quartalsgroschen auf seinen Namen in die Handwerkskasse eingelegt wurden, de facto aber seine Ehefrau bereits eine entscheidende Rolle in der Betriebsführung übernehmen konnte. In solchen Fällen kam es häufig zu keinerlei Unterbrechung hinsichtlich der Zahlung von Handwerksgebühren. Nachweislich erfolgten die Zahlungen von mindestens 40 der 44 Dresdner Posamentiererwitwen nahtlos beziehungsweise maximal unter Auslassung eines vierteljährlichen Termins nach der letzten Beitragszahlung der Ehemänner. In zwei Fällen wurden höchstens zwei Termine versäumt und eine Witwe erlegte aus unbekanntem Gründen erstmals exakt ein Jahr nach dem Begräbnis ihres Ehemannes Quartalsgeld.¹⁶³

Die Korrelation mit anderen Handwerksbüchern und den Begräbniseinträgen der Meister kann somit die Quartalsgeldzahlungen als relativ zuverlässigen, wenn gleich nicht taggenauen Anhaltspunkt für den Beginn der Witwenschaft werkstattführender Meisterfrauen ausweisen. Außerdem zeigt die Verknüpfung der Daten von Witwen-Quartalsgeldzahlungen und Todesbeziehungsweise Begräbnisdatum des Meisters, dass eine Witwe, die die ehemännliche Werkstatt fortführte, dies im Prinzip ohne größere Unterbrechung tat. Selbst wenn also der Tod eines Meisters plötzlich über eine Werkstatt hereinbrach, wurden Produktions- und Distributionsabläufe anscheinend in vielen Fällen nicht so stark beeinträchtigt.

¹⁶⁰ Zu den verwendeten Kirchen- und Ratsleichenbüchern siehe Anm. 146.

¹⁶¹ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75l, 75n, 75p, 75r und 75t (Posamentierer); StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 4.

¹⁶² Vgl. StadtA Chemnitz, H 01, Nr. 100, 103 und 104 (Kürschner); StadtA Dresden, 11.2.66, Nr. 71v, 71w, 71x und 71y (Tuchmacher); StadtA Leipzig, Inn Gerber B 7.

¹⁶³ Vgl. StadtA Dresden, 11.2.46, Nr. 75l, 75n, 75p, 75r und 75t. In einem Fall konnte nicht bestimmt werden, wann die Quartalsgeldzahlungen der Witwe begannen, da die Quartalsgeldlisten erst ab 1687 überliefert sind, die Werkstatt damals aber schon bestand.

tigt, dass es zur vollständigen und dauerhaften Einstellung des Betriebes kam. Vielmehr versuchte die Witwe, wenn vorhanden, die entsprechenden Prozesse durch Übernahme der Werkstattführung erst einmal am Laufen zu halten. Dazu mussten das Fortführungsrecht wahrgenommen und der Anspruch auf tatsächliche Gewerbefortführung gewahrt bleiben, indem Beiträge an die Zunftorganisation gezahlt wurden.

4. Relation zwischen der Dauer der Quartalsgeldzahlungen und dem weiteren Fortkommen der Witwen

Eine weitere Möglichkeit besteht in der Zusammenschau der Dauer der Quartalsgeldzahlungen mit dem weiteren Fortkommen der Handwerkerwitwen. Hatte beispielsweise die Tatsache, dass Witwen erneut heirateten, Einfluss auf die Dauer der Zahlungen? Zeigen sich eventuell Unterschiede zwischen den untersuchten Gewerben? Außerdem kann das Intervall zwischen der letzten Quartalsgeldzahlung und der Wiederheirat beziehungsweise dem Begräbnis errechnet werden.

Für die Untersuchung wurden die gleichen fünf Stichproben herangezogen, die bereits in Kapitel III.1 verwendet wurden. Die exakte Feststellung des Todes-tages der Witwe beziehungsweise des Tages ihrer Wiederverheiratung gelang aufgrund der beschriebenen Schwierigkeiten (insbesondere bezüglich des Auffindens der erneut heiratenden Witwen) nur teilweise. Differenziert man die Frauen in jene, die erneut heirateten, und jene, die dies nicht taten, und unterscheidet nach der Länge des erwähnten Intervalls, ergibt sich folgende Übersicht:

Stichprobe	Anzahl der Werkstatt führenden Witwen	davon						ohne Hinweis auf weiteres Fortkommen der Witwen
		später erneut heiratende Witwen			im Witwenstand verstorbene Frauen			
		Intervall < 1 Jahr	Intervall > 1 Jahr	Intervall unbekannt	Intervall < 1 Jahr	Intervall > 1 Jahr (davon über 60 Jahre alt)	Intervall unbekannt	
Kürschner Chemnitz	17	4	0	0	6	4 (unbekannt)	0	3
Posamentierer Dresden	44	10 ¹⁶⁴	0	0	15	7 (4)	0	12

¹⁶⁴ Bei sechs Witwen ist wegen unbekanntem Traudatums das Intervall zwar nicht exakt bestimmbar, die letzte Quartalsgeldzahlung erfolgte bei diesen Frauen aber innerhalb

Tuchmacher Dresden	18	1	0	1	7	4 (3)	0	5
Lohgerber Leipzig	32	8	1	0	16	2 (0)	5	0
Gold- schmiede Leipzig	18	2	0	0	8	6 (1)	0	2
Gesamt	129	25	1	1	52	23	5	22

Tab. 18: Anzahl der erneut heiratenden und der im Witwenstand verstorbenen Meisterwitwen, differenziert nach der Dauer des Intervalls zwischen der letzten Quartalsgeldzahlung und der Wiederheirat beziehungsweise dem Begräbnis (verschiedene Stichproben).

Der Anteil der im Witwenstand verstorbenen Frauen betrug in allen Stichproben über 50 Prozent.¹⁶⁵ Bei den Goldschmieden verstarben sogar drei Viertel der Frauen als Witwen. Witwen, welche die Werkstatt erst fortführten und sich dann erneut verheirateten, waren entsprechend in der Minderheit. Ihr Anteil betrug bei Kürschnern, Posamentierern und Gerbern etwa ein Viertel. Die Tuchmacher- und Goldschmiedewitwen heirateten in der Regel nicht noch einmal. Entgegen pauschalen Aussagen auf die angeblich häufigen Zweit- und Drittehen von Frauen im vorindustriellen Handwerk, die teilweise ohne dokumentierte Quellenbasis vorgetragen wurden,¹⁶⁶ lagen die Witwen der beiden letztgenannten Handwerke mit ihren niedrigen Wiederheiratsquoten im allgemeinen demografischen Großtrend, nach welchem der Anteil der Witwenheiraten im 18. Jahrhundert stark abnahm. Im Durchschnitt heirateten damals oft nur 7 bis 15 % aller Witwen erneut.¹⁶⁷

eines Jahres zum Meisterspruch des neuen Ehemannes. Nur in einem Fall zahlte eine Witwe etwa zwei Jahre über den Termin des Meisterspruchs hinaus Quartalsgeld, was hieß, dass die Heirat nicht zustande gekommen war oder eine besondere Regelung vorlag.

¹⁶⁵ Ohne konkrete Zahlenangaben zu nennen, wies Simone Stannek darauf hin, dass viele der Meisterwitwen in sächsischen Zunfthandwerken unverheiratet blieben. Vgl. SIMONE STANNEK, Armut und Überlebensstrategien von Frauen im sächsischen Zunft Handwerk des 16.–18. Jahrhunderts, in: Simon-Muscheid, Was nützt die Schusterin dem Schmied (wie Anm. 5), S. 99-109, hier S. 102.

¹⁶⁶ Vgl. BORSCHIED, Alter (wie Anm. 69), S. 71; MICHAEL MITTERAUER, Familienwirtschaft und Altenversorgung, in: Ders./Reinhard Sieder (Hg.), Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München ⁴1991, S. 187-210, hier S. 202.

¹⁶⁷ Vgl. ARTHUR ERWIN IMHOF, Wiederverheiratung in Deutschland zwischen dem 16. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Rudolf Lenz (Hg.), Studien zur deutschsprachigen Leichenpredigt der frühen Neuzeit (Marburger Personalschriften-Forschungen 4), Marburg 1981, S. 185-222, hier S. 186, 210. Zum besseren Vergleich seien einige Detailstudien angeführt: Für die englische Stadt Abdingdon und die Gemeinde Sutton Courtenay liegen ähnliche Zahlen um 1700 vor. Hier heirateten 15 % (Abdingdon) beziehungsweise 17 % (Courtenay) aller Witwen. Vgl. BARBARA J. TODD, Demographic Determinism and Female Agency. The Remarrying Widow Reconsidered ... again, in: Continuity and Change. A Journal of Social Structure, Law and Demography in Past

In Verbindung mit der Dauer der Quartalsgeldzahlungen ergibt sich folgende Darstellung:

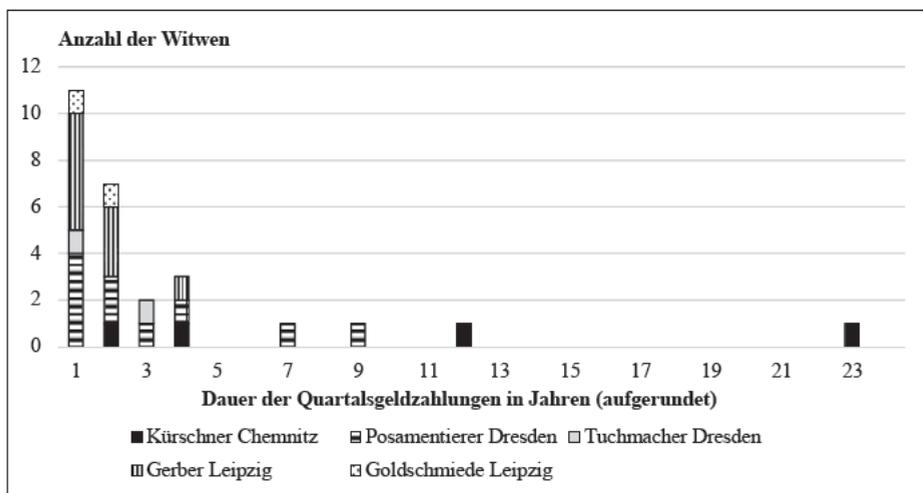


Diagramm 6: Dauer der Quartalsgeldzahlungen bei sich wieder verheiratenden Handwerkerinnen (verschiedene Stichproben).

Von den 27 Witwen, die wieder heirateten, konnte die Dauer der Quartalsgeldzahlungen, mithin also die Dauer der Werkstattführung, relativ exakt ermittelt werden. In Einzelfällen handelte es sich allerdings um eine Mindestdauer, da die Aufzeichnungen der Quartalsgeldzahlungen nur für bestimmte Zeitfenster vorlagen. Auch wenn im Durchschnitt die erneut heiratenden Meisterwitwen einen Betrieb 3,5 Jahre führten, zeigen sowohl ein Median von zwei Jahren als auch die Grafik (Diagramm 6) eine deutlich kürzere Werkstattführung bei der Mehrzahl der Witwen. Zwei von drei Frauen heirateten innerhalb der ersten beiden Witwenjahre erneut und vor Ablauf des vierten Witwenjahres sogar 23 von 27 Frauen (= 85,2 %). Eine längere Witwenzeit mit anschließender Wiederheirat kam nur

Societies 9 (1994) H. 3, S. 421-450, hier S. 433, 436. Ein geringer und in Relation zur Gesamtbevölkerung unterdurchschnittlicher Anteil an Handwerkerwitwen, die sich verheirateten, ist ebenso für Wien (19. Jahrhundert, 6,3-10,0 %) und für Berlin (1650-1799, 14,8 %) nachgewiesen. Vgl. HELGA SCHULTZ, Berlin 1650-1800. Sozialgeschichte einer Residenz, Berlin ²1992, S. 350; STEIDL, Witwenpensionen (wie Anm. 7), S. 341 f. Ließen sich im französischen Reims im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts mehr als 30 % der Witwen trauen, waren es 1760 bis 1789 noch 20,9 %. Vgl. ANTOINETTE FAUVE-CHAMOUX, Revisiting the Decline in Remarriage in Early-modern Europe. The Case of Rheims in France, in: The History of the Family 15 (2010), S. 283-297, hier S. 289. In Crulai, einem Dorf in der Normandie, heiratete nur jede neunte Witwe (2. Hälfte 17. bis 1. Hälfte 18. Jahrhundert), in der ländlichen Île-de-France jede sechste Witwe erneut (18. Jahrhundert). Vgl. MARTINE SEGALÉN, Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie, Frankfurt am Main/New York 1990, S. 54. Vgl. zum allgemeinen europäischen Trend des Rückgangs der Wiederverheiratungshäufigkeit im 17. und 18. Jahrhundert und insbesondere bei Witwen: FAUVE-CHAMOUX, Remarriage (a. a. O.).

vereinzelt bei den Dresdner Posamentierern und den Chemnitzer Kürschnerinnen vor.¹⁶⁸

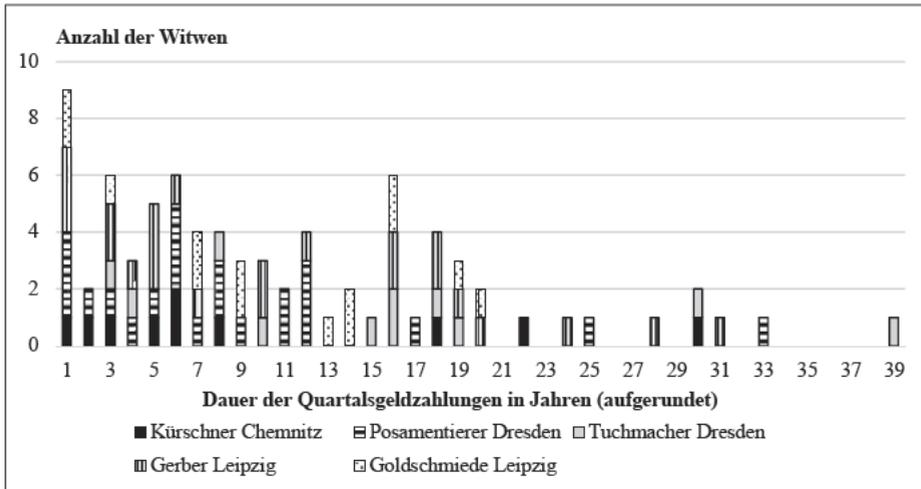


Diagramm 7: Dauer der Quartalsgeldzahlungen bei Handwerkerinnen, die in ihrem Witwenstand verstarben (verschiedene Stichproben).

Diagramm 7 zeigt die große Spanne innerhalb derer die Witwen, welche nicht erneut heirateten, Beiträge an die Handwerkszünfte zahlten. Im Durchschnitt erfolgten die Zahlungen 11,1 Jahre lang (Median 9 Jahre).¹⁶⁹ Wie noch gezeigt werden soll, legten die meisten Witwen die Beiträge bis kurz vor ihrem Lebensende auf.

Führt man die Daten aus den beiden vorherigen Diagrammen zusammen, wird eine erheblich kürzere Zeit der Werkstattführung bei jenen Frauen, die sich erneut verheirateten, gegenüber den übrigen Meisterwitwen erkennbar. Diagramm 8 gibt dies unter Vernachlässigung der gewerbespezifischen Komponente wieder.

¹⁶⁸ Zum Vergleich liegen Zahlen englischer und französischer Witwen vor, die allerdings nicht allein dem Zunft Handwerk entstammten. Hier fiel der Anteil jener Witwen, die sogar innerhalb der ersten 12 Monate heirateten mit ca. 30 % (Reims 1668–1699), 40 % (Reims 1700–1729) oder sogar über 60 % (London 1598–1619) ebenfalls recht hoch aus. Für das ländliche Frankreich (18. und 19. Jahrhundert) lag das Durchschnittsintervall bei drei bis vier Jahren. Vgl. FAUVE-CHAMOUX, Remarriage (wie Anm. 167), S. 294; SYLVIA HAHN, Frauen im Alter – alte Frauen?, in: Josef Ehmer/Peter Gutschner (Hg.), Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge (Grenzenloses Österreich), Wien/Köln/Weimar 2000, S. 156–189, hier S. 175; SEGALEN, Familie (wie Anm. 167), S. 55.

¹⁶⁹ In Diagramm 7 und den entsprechenden statistischen Angaben wurde ein unsicherer Datensatz einer Dresdner Posamentiererin mit einer Witwenschaft von fast 45 Jahren nicht berücksichtigt.

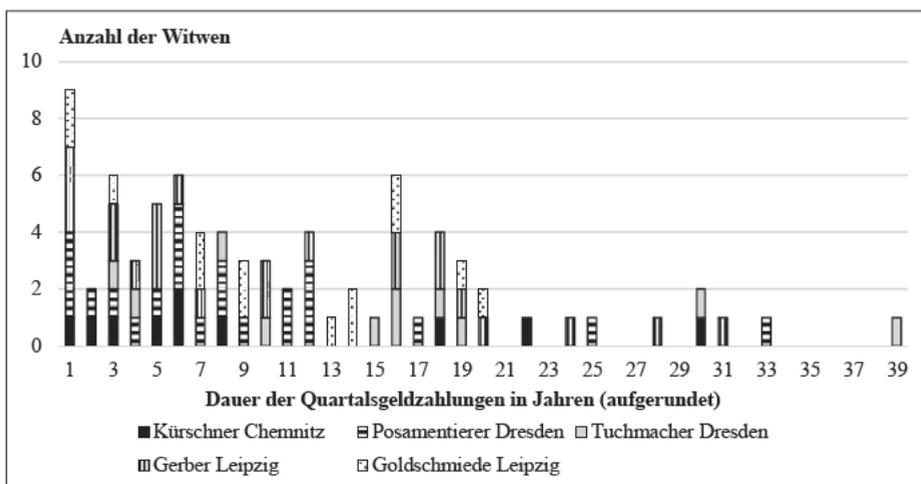


Diagramm 8: Dauer der Quartalsgeldzahlungen von Handwerkerwitwen (verschiedene Stichproben).

5. Lebenslange Werkstattführung, Wiederheirat oder ‚vorzeitige‘ Werkstattaufgabe

Während bereits der Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt der Verwitwung und dem Beginn der Quartalsgeldzahlungen untersucht wurde, soll nun nach einem Zusammenhang zwischen dem Ende eines Witwenbetriebs und dem Ende der Witwenschaft gefragt werden. Eine Witwe konnte ihren Familienstand verändern, indem sie erneut heiratete. Andernfalls verstarb sie in ihrem Witwenstand. In beiden Fällen endete der Werkstattbetrieb durch die Witwe. Den erneut verheirateten Frauen war nicht gestattet, die Werkstatt selbst fortzuführen. Besaß der neue Ehemann das Meisterrecht, konnte die Werkstattführung an ihn übergehen. Als dritte Möglichkeit konnte eine Witwe die Werkstattführung aufgeben, ohne dass es zu einer Änderung ihres Familienstandes kam. Mögliche Gründe hierfür waren Krankheit, Invalidität, hohes Alter oder eine Übergabe der Werkstatt an einen ihrer Söhne beziehungsweise Schwiegersöhne. Alle diese Konstellationen werden für die fünf untersuchten Stichproben betrachtet.

Meisterfrauen, welche ihren Ehemann verloren hatten und die Werkstattführung übernahmen, blieben häufig, wie gezeigt wurde, bis zu ihrem Lebensende verwitwet. Die wenigen Frauen, welche sich erneut einen Ehepartner wählten, taten dies sicherlich aus unterschiedlichen Motiven, die in den untersuchten Quellen jedoch nicht erwähnt werden. Die folgende Übersicht gibt Auskunft über die Heiratskreise der sich wieder verheiratenden Handwerkerwitwen aus den fünf Stichproben:

Stichprobe	WV innerhalb des eigenen Handwerks (davon Gesellen)	WV außerhalb des eigenen Handwerks (Gewerbe des neuen Ehemannes)
Kürschner Chemnitz	4 (mindestens 2)	0
Posamentierer Dresden	8 (7)	2 (Goldschmied, Kauf- und Handelsmann)
Tuchmacher Dresden	1 (1)	1 (Hofseiler)
Lohgerber Leipzig	6 (5)	3 (Böttcher, Goldschmied, Waffenschmied)
Goldschmiede Leipzig	2 (1)	0
Gesamt	21 (16)	6

Tab. 19: Anzahl der innerhalb und außerhalb des eigenen Handwerks erneut heiratenden Meisterwitwen (WV = Wiederverheiratung) (verschiedene Stichproben).

Alle sich wieder verheiratenden Witwen zahlten Zunftbeiträge bis wenige Monate vor ihrer Trauung. Dieses Vorgehen war nicht verwunderlich. Ein auffällig hoher Anteil der Trauungen erfolgte mit einem Gesellen aus dem gleichen Gewerbe. Für die Gesellen konnte die Heirat einer Meisterwitwe durchaus lohnend sein. Gesellen, welche eine Witwe ihres Handwerks heirateten, konnten auf günstigere Zunftbeitragsbedingungen (z. B. weniger Wander- und Mutjahre, niedrigere Meisterrechtsgebühren, leichtere und günstigere Meisterstücke) hoffen. Um aber diese Vorteile zu erhalten, musste es sich bei der Braut um eine ‚aktive‘ Meisterwitwe handeln. Daher musste die Werkstatt bis kurz vor der Trauung offen gehalten werden, wofür die Beitragszahlungen eine wichtige Voraussetzung waren. Zudem reizte einen Gesellen vermutlich die Übernahme einer bereits bestehenden Werkstatt, die teilweise die einzige Möglichkeit darstellte, in diesem Gewerbe als Meister Fuß zu fassen, denn mitunter wurden nur Meistersöhne und einheiratende Gesellen in die Zunft aufgenommen. Bei den Frauen dürfte es sich auch eher um den privilegierteren und damit für eine Heirat attraktiveren Teil der Meisterwitwen gehandelt haben. Überhaupt gaben drei von vier erneut heiratenden Frauen einem Mann aus ihrem eigenen Handwerk den Vorzug. Heiratete eine Meisterwitwe außerhalb des Handwerks, war die Zahlung der Zunftbeiträge bis zur Trauung dagegen irrelevant, da der Ehemann in einem solchen Fall die Witwenwerkstatt ohnehin nicht übernehmen durfte.

Unter den Werkstattführerinnen, die sich gegen eine erneute Heirat entschieden, blieben wiederum die meisten bis zu ihrem Lebensende im Handwerk aktiv. In Ausnahmefällen bedeutete dies eine Fortführung der Werkstatt über 20 Jahre und länger.¹⁷⁰ Etwa jede dritte Quartalsgeldzahlerin, bei den Goldschmieden sogar fast jede zweite, gab die Betriebsführung aber deutlich vor ihrem Lebensende

¹⁷⁰ Für die Augsburger Meisterwitwen wird die Fortsetzungszeit ebenfalls mit wenigen Monaten bis über 20 Jahren angegeben. Vgl. WERKSTETTER, Arbeitsfelder (wie Anm. 9), S. 170.

auf. Deutlich soll heißen, dass zwischen der letzten Beitragszahlung (und damit der mittelbaren Werkstattaufgabe) und dem Lebensende mehr als ein Jahr verging.

Warum sollte eine Werkstatt auf diese Weise ‚vorzeitig‘ aufgegeben worden sein? Es ist vorstellbar, dass die Verleihung der Meisterwürde an einen Sohn oder Schwiegersohn ursächlich für ein ‚vorzeitiges‘ Ende der Quartalsgeldzahlungen gewesen sein könnte und damit die Werkstatt an die nächste Generation übergeben wurde.¹⁷¹ Diesem Gedanken wird nun anhand der beiden Leipziger Handwerke der Goldschmiede und der Lohgerber nachgegangen.

Die Möglichkeit der Übernahme einer ‚erledigten‘ Witwenwerkstatt durch einen unlängst zum Meister gesprochenen Sohn kann durch Abgleich der Quartalsgeldlisten, der Taufregister (zur Feststellung der Verwandtschaftsverhältnisse) und gegebenenfalls der Meisterrechtsverleihungen (für den Meistersohn) überprüft werden.¹⁷² Das Ergebnis der Überprüfung ist eindeutig. Weder bei den Lohgerbern noch bei den Goldschmieden erfolgte eine solche Übernahme. Vielmehr war es bisweilen so, dass eine einmal etablierte Witwenwerkstatt selbst dann weitergeführt wurde, wenn ein Sohn der Werkstattinhaberin seinen Meisterspruch erhielt. Eine Übernahme fand allerdings auch kaum direkt vom Vater auf den Sohn in dem Sinne statt, dass der Vater zum Beispiel im fortgeschrittenen Alter das Gewerbe aufgab, nachdem einer seiner Söhne Meister geworden war. Dies war in beiden Gewerben nicht unbedingt nötig, da die Anzahl der Meisterbetriebe nicht wie in anderen Handwerken (Barbiere, Fleischer) festgeschrieben war. Werden alle 67 Goldschmiede- und 106 Lohgerbermeister Leipzigs, die nach 1689 Meister wurden und vor 1800 verstarben, überprüft, erfolgte kein einziger Meisterspruch eines Sohnes in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang mit dem Ende der Quartalsgeldzahlungen zu Lebzeiten des Vaters.¹⁷³ Entweder waren die vorhandenen Söhne bereits Goldschmiede- beziehungsweise Gerbermeister oder sie wur-

¹⁷¹ Laut Heinrich Rüthing sei eine baldige Werkstattübergabe an einen Sohn durchaus ein Argument für die vorübergehende Aufrechterhaltung des Werkstattbetriebs durch eine Witwe gewesen. Jedoch bleibt RÜTHING den Nachweis schuldig, inwiefern solch eine Übergabe in der Tat stattfand. Vgl. HEINRICH RÜTHING, Höxter um 1500. Analyse einer Stadtgesellschaft (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 22), Paderborn 21986, S. 363, 366. Für Wien zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zeigt Merry E. Wiesner dagegen, dass es nur wenige diesbezügliche Fälle gab. Vgl. WIESNER, Male bonding (wie Anm. 23), S. 132.

¹⁷² Zusätzlich zu den bislang verwendeten Quellen wurden folgende Kirchenbücher zum Nachweis der Vaterschaft eingesehen: KA Leipzig, Pfarrgemeinde St. Nicolai, Taufbücher 1690–1697 bis 1800–1804 und Pfarrgemeinde St. Thomas, Taufbücher 1692–1697 bis 1792–1802. Ein Abgleich der Meisterrechtslisten mit den Quartalsgeldzahlungen und den Kirchenbüchern ergab auch für die Chemnitzer und Dresdner Stichproben keine Anhaltspunkte für eine ‚vorzeitige‘ Werkstattübergabe zu Lebzeiten einer Witwe an ihren Sohn.

¹⁷³ Die Quartalsgeldzahlungen können für die Goldschmiede erst ab 1748 und für die Gerber ab 1759 nachvollzogen werden. Für den früheren Zeitraum wurden die übrige Handwerksüberlieferung herangezogen sowie das Intervall zwischen Sterbedatum des Vaters und Meisterspruch des Sohnes geprüft.

den es erst deutlich später (mindestens sieben Jahre). Andere Söhne erhielten keinen Meisterspruch im jeweiligen Leipziger Handwerk, sondern wanderten aus oder ergriffen einen anderen Beruf. Verfolgt man die Entwicklung im Goldschmiedehandwerk weitere 30 Jahre, kam es nur im Fall des verwitweten Meisters Johann Caspar Westermann dazu, dass er Ende 1802 seine Quartalsgeldzahlungen an die Innung einstellte, sein Sohn Heinrich Christoph Carl im März 1803 zum Meister gesprochen wurde und anscheinend die väterliche Werkstatt übernahm, während sein Vater das Handwerk aufgab.¹⁷⁴ Vielmehr lebten sogar erwachsene, zu Meistern gesprochene Söhne bisweilen gemeinsam mit ihren das Handwerk weiter führenden Eltern unter einem Dach.¹⁷⁵

Allerdings kam es wiederholt bei den Goldschmieden wie auch den Gerbern durchaus vor, dass der Meisterspruch eines Meistersohnes relativ kurz nach dem Tod des Vaters erfolgte. Vermutlich übernahm dann der Sohn die vorübergehend verwaiste väterliche Werkstatt. Jedoch wurde hierdurch keine einzige Witwe von der Inanspruchnahme ihres Fortführungsrechts abgehalten, denn bemerkenswerterweise war in all diesen Fällen die Ehefrau des Meisters bereits vor ihrem Ehemann verstorben. So hatte beispielsweise der Lohgerbermeister Johann Heinrich Döbler bereits im Jahr 1756 seine langjährige Ehefrau Maria Barbara verloren. Als Döbler vier Jahre später selbst zu Grabe getragen wurde, dauerte es etwa ein Jahr, bis sein Sohn Johann Gottfried den Meisterspruch empfing und damit vermutlich die zwischenzeitlich geschlossene Werkstatt seines Vaters übernahm.¹⁷⁶ Auch einzelne Beispiele für den raschen Meisterspruch eines Sohnes nach dem Tod der Mutter und Werkstattführerin sind vorhanden. Der junge Goldschmied Ernst August Funke übernahm im September 1807 die Werkstatt seiner im Januar des gleichen Jahres verstorbenen Mutter.¹⁷⁷

Zu prüfen, ob eine Witwenwerkstatt an einen Schwiegersohn übergeben wurde, und die Witwe daher die Werkstatt ‚vor ihrer Zeit‘ aufgab, ist deutlich schwieriger. Es müssen dazu neben den Totenregistern nicht nur die Taufregister durchsucht werden, um die potenziellen Meistertöchter zu eruieren, sondern auch die Traubücher, welche die Angaben zu den Trauungen der Meistertöchter enthal-

¹⁷⁴ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 4, fol. 4^v, 127^v-128^r; StadtA Leipzig, Ratsleichenbuch Nr. 34 (1804–1808), S. 627.

¹⁷⁵ Vgl. Leipziger Adressbuch 1815, S. 145 f.

¹⁷⁶ Vgl. KA Leipzig, Pfarrgemeinde St. Nicolai, Taufbuch 1722–1728, S. 216; StadtA Leipzig, Inn Gerber B 2, fol. 80^v; StadtA Leipzig, Ratsleichenbuch Nr. 27 (1751–1759), fol. 203^v und Nr. 28 (1759–1767), fol. 53^v. Beispiele dafür, dass auch Meistertöchter zügig nach dem Tod des verwitweten Vaters heirateten, lassen sich ebenfalls finden. Die hinterbliebenen Gerbertöchter Johanna Friederica Carolina Polet und Maria Fides Hennig ehelichten Lohgerbergesellen nur neun beziehungsweise zwölf Monate nach dem Tod ihrer Väter. Vgl. KA Leipzig, Pfarrgemeinde St. Nicolai, Traubücher 1765–1787, S. 403 und 1800–1815, S. 184; StadtA Leipzig, Ratsleichenbuch Nr. 29 (1768–1779), fol. 400^r und Nr. 34 (1804–1808), S. 297.

¹⁷⁷ Vgl. StadtA Leipzig, Inn Goldschmiede B 4, fol. 5^r, 135^r-135^v; StadtA Leipzig, Ratsleichenbuch Nr. 34 (1804–1808), S. 406.

ten. Jedoch weisen die Register der Traubücher nicht die Namen der Bräute aus, weshalb eine vollständige Durchsicht der Traubücher nötig ist. Zwischen dem Beginn der Quartalsgeldaufzeichnungen für die Leipziger Goldschmiede (1748) und Gerber (1759) und dem Ende des 18. Jahrhunderts fand sich kein einziger Fall für eine mögliche Übergabe einer Witwenwerkstatt an einen jüngst zum Meister gesprochenen Schwiegersohn,¹⁷⁸ sodass diese Konstellation als Grund für die ‚vorzeitige‘ Aufgabe des Betriebes durch die Witwe unwahrscheinlich scheint.¹⁷⁹ Die Verleihung der Meisterwürde an einen Sohn oder Schwiegersohn führte also für gewöhnlich nicht zur Beendigung des Werkstattbetriebes durch eine Meisterwitwe.

Weitere mögliche Gründe für eine Werkstattaufgabe könnten Überschuldung oder eine anhaltend schwere Erkrankung gewesen sein. Naheliegender wäre es vielleicht auch, Altersgründe für eine ‚vorzeitige‘ Werkstattaufgabe verantwortlich zu machen. Für die Chemnitzer Kürschnerwitwen liegen keine Altersangaben vor. Bei den anderen Stichproben gaben von den infrage kommenden Frauen vier der sieben Posamentierer- und drei der vier Tuchmacher-, aber nur eine von sechs Goldschmiede- und keine der beiden Gerberwitwen tatsächlich die Werkstattführung zu einem Zeitpunkt auf, an dem sie ihr 60. Lebensjahr bereits überschritten hatten. In diesen Fällen könnten auch Söhne oder Schwiegersöhne, die bereits längst zu Meistern gesprochen worden waren und ihre eigenen Werkstätten besaßen, die bisherige Witwenwerkstatt anstelle der eigenen übernommen haben. Einige Witwen entschieden sich aber auch – ob freiwillig oder nicht – im Alter von gerade einmal 40 oder 50 Jahren gegen eine weitere Mitgliedschaft in der Zunft.

Ein interessanter Fall war jener der Marie Erdmuthel Eltznerin. Nachdem der Lohgerbermeister Christian Gottlieb Eltzner im Alter von 48 Jahren kurz vor Weihnachten 1786 verstorben war, übernahm seine Frau die Werkstatt in der Leipziger Hintergasse. Sie zahlte etwa sechs Jahre ihre Beiträge an die Innung. Dann stellte die damals 38- oder 39-Jährige die Zahlungen aus unbekanntem Grund ein. Ihr Leben beschloss sie jedoch erst 27 Jahre später. Damit hatte sie mehr als ihr halbes Leben im Witwenstand verbracht. Über die Motive, nicht erneut die Ehe einzugehen, kann nur spekuliert werden. Aber auch die Ursache dafür, dass die damals vergleichsweise junge Witwe die Werkstattführung aufgab, ist nicht bekannt. Der Hinweis auf ihren letzten bekannten Wohnort, das Leipziger Jacobs-

¹⁷⁸ Es wurden neben den mehrfach erwähnten Quartalsbüchern auch die entsprechenden Leipziger Tauf- und Traubücher sowie die Ratsleichenbücher eingesehen.

¹⁷⁹ Zum gleichen Ergebnis kam Borscheid. Vgl. BORSCHIED, *Alter* (wie Anm. 69), S. 60, 218 f. Damit wird die wichtige Rolle der ortsansässigen Frauen bei der Integration von Fremden, auf die schon Annemarie Kinzelbach am Beispiel der Handwerkschirurgen hinwies, aber nicht negiert. Vgl. ANNEMARIE KINZELBACH, *Zur Sozial- und Alltagsgeschichte eines Handwerks in der frühen Neuzeit: „Wundärzte“ und ihre Patienten in Ulm*, in: *Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst* 49 (1994), S. 111-144, hier S. 143.

hospital, hilft ebenfalls nicht weiter.¹⁸⁰ Die Indizien (eine Viertelbegräbnisklasse¹⁸¹ ohne größeren Aufwand und der schlechte Ruf des Hospitals) sprechen eher gegen den typischen, selbstbestimmten, aber teuren Einkauf ins Hospital als wohl-situierte Pfründnerin. Der Hinweis auf das Jacobshospital lässt nur vermuten, dass wohl gesundheitliche Umstände die Witwe irgendwann zum Eintritt in das Hospital genötigt hatten. Er lässt aber nicht erkennen, wann dies erfolgte und wie die Eltznerin ihre letzten 27 Lebensjahre zubrachte.

Der kombinierte Ansatz liefert weitere Ergebnisse, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Sind beispielsweise entsprechende Kirchenbucheinträge vorhanden, können vielfach die Ehedauer, das Lebensalter der Personen und damit das Alter zum Zeitpunkt der Verwitwung, aber auch die Altersunterschiede zwischen den Ehepartnern, die Häufigkeit von Zweit- und Drittheiraten, die Fertilität bei verschiedenen Ehen und zahlreiche weitere demografische Angaben ermittelt werden, die möglicherweise Einfluss auf wichtige Entscheidungen der Frauen wie eine Werkstattübernahme oder eine Wiederheirat hatten.

IV. Fazit

Auch wenn es aus verschiedenen Gründen beim unvollständigen Versuch einer kombinierten Auswertung der diversen Quellengattungen bleiben musste, wird deutlich, welches Potenzial in den verschiedenen methodischen Ansätzen für die Geschlechter- und Handwerksgeschichtsforschung, aber auch für die historische Demografie steckt. Für die Frage nach der Bedeutung von Frauen im vorindustriellen Handwerk fallen einige Widersprüchlichkeiten besonders auf:

Es bestand zum einen ein Missverhältnis zwischen der geringen Bedeutung von Frauen in der zünftigen Überlieferung, insbesondere den normativen Quellen, einerseits und der tatsächlichen Bedeutung von Frauen für den Bereich der Gewerbetätigkeit, nachgewiesen anhand der absoluten und relativen Häufigkeit sowie der Existenzdauer der Witwenbetriebe, andererseits. Damit kann von einer generellen Verdrängung selbstständiger Frauen aus dem frühneuzeitlichen Handwerk keine Rede sein. Im 18. Jahrhundert war beispielsweise jede sechste, zeitweise sogar jede vierte Gerberwerkstatt in Leipzig in der Hand einer Witwe. Gleiches galt insbesondere bis in die 1780er-Jahre für die Tuchmacherei in Dres-

¹⁸⁰ Patientenlisten oder -bücher des Leipziger Jacobshospitals existieren für die betreffende Zeit nicht.

¹⁸¹ In Abhängigkeit von den kostenpflichtigen Begräbnisleistungen konnten verschiedene Begräbnisklassen unterschieden werden. Vgl. zu den Begräbnisklassen leider nur wenig aussagekräftig: REINER SÖRRIES (Bearb.), Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur, Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: Von Abdankung bis Zweitbestattung, Braunschweig 2002, S. 35.

den.¹⁸² In vielen Fällen führten die Witwen die Werkstätten über längere Zeiträume hinweg bis zu ihrem Lebensende.

Zum anderen wird die Diskrepanz zwischen der relativen Einheitlichkeit der Normen zum Fortführungsrecht und der sich tatsächlich sehr verschiedenartig gestaltenden Lebenswirklichkeit von Witwenbetrieben deutlich. In einigen Gewerben (Baugewerbe) war es den Frauen nicht möglich oder sogar untersagt, die ehemännliche Werkstatt fortzuführen. In anderen, insbesondere den Textil- und Bekleidungshandwerken, waren Witwenbetriebe eine Selbstverständlichkeit und mussten nicht näher begründet werden. Damit könnte teilweise sogar erklärt werden, weshalb Witwen in den Handwerksordnungen oft keine besondere Rolle spielten, weil Witwenbetriebe eben nicht als gesondert erklärungs- oder regulierungsbedürftig galten.

Als besonders bemerkenswert stellte sich heraus, dass im Prinzip alle nachweisbaren Meisterwitwen eine Zeit lang den Werkstattbetrieb fortführten und dass dies bei vier von fünf Stichproben knapp 60 Prozent der Meisterbetriebe betraf. Innerhalb der einzelnen, gewerbespezifischen Stichproben wurden zudem auffällige Konstellationen sichtbar. Der Vergleich der Witwenschaftsintervalle zwischen den sich wieder verheiratenden und den sich nicht wieder verheiratenden Witwen ergab klare Unterschiede. Für die erstere Gruppe dauerte die Witwenschaft meist nur wenige Jahre, mitunter nur einige Monate. Dagegen konnten Witwenbetriebe, deren Inhaberinnen nicht erneut die Ehe eingingen, durchaus viele Jahre, mitunter sogar über Jahrzehnte bestehen. Die Spannweite war hier viel größer, zum Teil bei auffällig gleichmäßiger Verteilung der Fälle.

Über die Gründe, die dazu führten, dass eine Witwe nicht erneut heiratete oder eben doch, über die Einflussfaktoren, welche für die Frage einer vorzeitigen Werkstattaufgabe relevant waren, über das Problem der konkreten Aufteilung der Arbeitsfelder innerhalb einer Witwenwerkstatt und über viele andere Fragen gilt es ebenso weiter nachzudenken wie über neue methodische Wege, welche die Existenz von Frauen im Handwerk, ihre Bedeutung und ihren ökonomischen Erfolg oder Misserfolg beleuchten können. Aus diesen Informationen ergäbe sich vermutlich ein deutlich komplexeres Bild mit zahlreichen komparatistischen An-

¹⁸² Vgl. StadtA Dresden, 11.2.66, Nr. 71v und 71w; StadtA Leipzig, Inn Gerber B 7. In Städten wie Augsburg (16. Jahrhundert), Hildesheim (1665) und Nürnberg (2. Hälfte 16. Jahrhundert) betrug der Anteil im Durchschnitt aller Gewerbe (!) etwa 5 bis 7 %, auch wenn es zeitweise zu erheblichen Abweichungen kommen konnte. So war in Ulm 1587 durchschnittlich jede fünfte Werkstatt in Witwenhand, in Hildesheim waren 1733 nur 2,5 % der Betriebe frauengeführt. In Ravensburg lag der Witwenanteil an den Zunftmitgliedern in den Jahren von 1760 bis 1800 zwischen 5 und 27 %. In Bezug auf einzelne Gewerbe war die Spannweite noch breiter. Vgl. INGENDAHL, Witwen (wie Anm. 7), S. 332; ANNEMARIE KINZELBACH, Gesundbleiben, Krankwerden, Armsein in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Gesunde und Kranke in den Reichsstädten Überlingen und Ulm, 1500–1700 (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 8), Stuttgart 1995, S. 65 f.; LESEMANN, Arbeit (wie Anm. 5), S. 45, 53; ROPER, Household (wie Anm. 19), S. 50; STAHLSCHEMIDT, Eisenverarbeitende Gewerbe (wie Anm. 7), S. 185.

sätzen, als es bislang oft kolportiert wird. So wäre nach Unterschieden zwischen den verschiedenen Zeiten und Räumen, den Handwerken und Gewerbebranchen, den Alterskohorten der Witwen und vielem mehr zu fragen. Genügend Potenzial schlummert auf jeden Fall in den Quellen. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass die Witwen der Handwerksmeister, die im vorliegenden Beitrag im Fokus standen, nur einen kleinen, häufig privilegierten Ausschnitt des enormen Anteils von Frauen im Bereich der frühneuzeitlichen gewerblichen Produktion darstellen.

Hugo Hickmann – ein Riese unter den Zwergen? Der CDU-Landesverband Sachsen und sein Vorsitzender 1945 bis 1950

von
OLIVER SALTEN

Ernst Eichelbaum, 1945 Mitbegründer der Christlich-Demokratischen Union (CDU) in Leipzig und von 1957 bis 1965 Mitglied des Deutschen Bundestages, bezeichnete den ersten Vorsitzenden der Christlich-Demokratischen Union Sachsens, Hugo Hickmann, 1982 rückblickend als *Riese unter den Zwergen*.¹ Auch wenn kritische Stimmen nicht fehlten,² war doch auch unter Zeitgenossen ein hohes Maß an Bewunderung und Respekt ihm gegenüber festzustellen,³ der in der Weimarer Republik für die rechtsliberale Deutsche Volkspartei langjähriger Abgeordneter und Vizepräsident des Sächsischen Landtages war.⁴ Will man sein Wirken

-
- ¹ Vgl. Wortprotokoll der Tagung des Archivs für Christlich-Demokratische Politik, Sankt Augustin „Die CDU in der SBZ 1946–1948“ im Kloster Walberberg am 22./23. November 1982, S. 224, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik, Sankt Augustin (im Folgenden: ACDP), Bestand Konrad-Adenauer-Stiftung 12-001-0827/5.
 - ² Vgl. die Aussagen von Ruth Matthaes, in: Wortprotokoll der Tagung des ACDP „Die CDU in der SBZ 1946–1948“ im Kloster Walberberg am 22./23. November 1982, S. 220-222, in: ACDP 12-001-0827/5.
 - ³ Vgl. Glückwunschschreiben von Pfarrer Ludwig Kirsch an Hugo Hickmann zu dessen Geburtstag vom 19. August 1948, worin Hickmann als *bester Mann der Zone* bezeichnet wurde, in: ACDP, Bestand Landesverband Sachsen 03-035-074.
 - ⁴ Zu den biografischen Daten bis 1945: Hugo Hickmann wurde am 3. September 1877 in Dresden als Sohn des evangelisch-lutherischen Pfarrers und Vereinsgeistlichen der Inneren Mission in Sachsen Hugo Woldemar Hickmann und dessen Frau Margarete geboren. 1892 bis 1899 besuchte er das Gymnasium in Freiberg und studierte anschließend in Leipzig das Fach Theologie, das er mit dem Staatsexamen abschloss. Ab 1903 war er Lehrer an Schulen in Roßwein und Riesa, bevor er 1906 ständiger Seminarlehrer am Lehrerinnenseminar in Dresden wurde. 1908 wechselte er an das Königin-Carola-Gymnasium in Leipzig und wurde 1917 zum Gymnasialprofessor, 1926 zum Ehrendoktor der Universität Leipzig ernannt. Nach dem Ersten Weltkrieg trat er 1919 der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei bei und war ab 1922 Abgeordneter im Sächsischen Landtag. 1926 bis 1933 war er Vizepräsident des Sächsischen Landtages und ab 1931 auch Fraktionsvorsitzender. Zudem gehörte er der evangelisch-lutherischen Landessynode an. Nach Auflösung des Landtages durch die Nationalsozialisten 1933 wurde er nach seiner Entlassung aus allen politischen und kirchlichen Ämtern in den vorzeitigen Ruhestand versetzt und musste Rede- und Versammlungsverbote sowie diverse Verhöre über sich ergehen lassen. In dieser Zeit übernahm er den Vorsitz der Sächsischen Haupt-Bibelgesellschaft und war seit 1933 Domherr des Hochstifts Meißen. Vgl. dazu: Personalakte von Hugo Hickmann, in: ACDP, Bestand CDU in der SBZ/DDR 07-011-2993; Lebenslauf von Hugo Hickmann vom 12. Dezember 1945, in:

als Landesvorsitzender jedoch einer wissenschaftlichen Bewertung unterziehen, stößt man zumeist auf eine allgemeine Ratlosigkeit dahingehend, wie man Hickmanns demokratische Überzeugungen mit seiner relativ lange ausgeübten Kooperation mit der sowjetischen Besatzungsmacht in Einklang bringen will. Dies drückt sich am ehesten in der Aussage von Ralf Thomas Baus aus, der in Hickmann „weder Realpolitiker noch Opportunist“ erblicken wollte.⁵ Ein solches ‚Nichturteil‘ lässt es ratsam erscheinen, sich den Vorgängen um Hickmann und der CDU Sachsen in der Zeit zwischen 1945 und 1950 nochmals zuzuwenden, um seine bislang nicht ausreichend gewürdigte Rolle in den komplexen Vorgängen der Gründung und Frühgeschichte der CDU zu untersuchen. Da von Hickmann kein Nachlass überliefert ist, kommt anderen Archivbeständen eine umso höhere Bedeutung zu, insbesondere den Unterlagen zur CDU der SBZ/DDR und der CDU Sachsen im Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung, dem Nachlass von Jakob Kaiser im Bundesarchiv sowie diversen Beständen im Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden. Damit dürfte eine ausreichende Quellengrundlage vorhanden sein, um ein umfassenderes Bild von Hugo Hickmann zu gewinnen, als es bislang der Fall war.

I. Die Gründung der CDU in Sachsen 1945

Das Ende des Zweiten Weltkrieges markierte einen zentralen Einschnitt in Hickmanns Leben. Zum einen beendete die Befreiung vom nationalsozialistischen Regime die Benachteiligungen und Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, zum anderen bot sich die Gelegenheit, am neu entstehenden politischen Leben in Sachsen teilzuhaben. Dies kam früher als erwartet.

Bereits am 10. Juni 1945 erließ die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) den Befehl Nr. 2, der die *Bildung und Tätigkeit von antifaschistischen Parteien* in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) erlaubte.⁶ Am

ACDP 03-035-201; AGATHA KOBUCH, Theologe, Gymnasialprofessor, Politiker. Hugo Hickmann (1877–1955), in: Landtagskurier Sachsen 2 (1992), H. 1, S. 3.

⁵ Vgl. RALF THOMAS BAUS, Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands in Sachsen zwischen Widerstand und Gleichschaltung 1945–1952, in: Rainer Behring/Mike Schmeitzner (Hg.), Diktaturdurchsetzung in Sachsen. Studien zur Genese der kommunistischen Herrschaft 1945–1952 (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 22), Köln/Weimar/Wien 2003, S. 129–146, hier S. 144.

⁶ Vgl. Befehl Nr. 2 des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärischen Administration, in: Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland. Aus dem Stab der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland. Sammelheft 1945, Berlin 1946, S. 10. Zu den Hintergründen vgl. GERHARD KEIDERLING, Scheinpluralismus und Blockparteien. Die KPD und die Gründung der Parteien in Berlin 1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 45 (1997), S. 257–296, hier S. 265–268; RALF THOMAS BAUS, Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands in der sowjetisch besetzten Zone 1945 bis 1948. Gründung – Programm – Politik (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 36), Düsseldorf 2001, S. 64–67.

26. Juni wurde in Berlin der Gründungsauftrag der ‚Christlich-Demokratischen Union Deutschlands‘ veröffentlicht. Als überkonfessionell angelegte Partei sollte sie gerade nicht, wie von Sowjets und deutschen Kommunisten ursprünglich antizipiert, eine einfache Wiedergründung des katholischen Zentrums sein.⁷ Diese Überlegung lag auch der Gründung christlicher Sammlungsparteien in Sachsen im Juli 1945 zugrunde. Neben Chemnitz und Leipzig bildete Dresden einen der Gründungskerne der hiesigen CDU.⁸ Am 8. Juli fand in Dresden-Cotta eine Versammlung von knapp 40 ehemaligen Anhängern des Zentrums statt, an der auch drei Vertreter der Evangelischen teilnahmen, Oberkirchenrat Michaelis, Pfarrer Meier und der Geschäftsführer Hermann Voigt.⁹ Dort wurde der Aufruf zur Gründung einer ‚Christlichen Volkspartei‘ (CVP) aus Chemnitz besprochen, an der vor allem der frühere Landesvorsitzende des Zentrums, der katholische Pfarrer Ludwig Kirsch, beteiligt war. Die Dresdner Versammlung beschloss die Gründung einer ‚Christlich-Sozialen Volkspartei‘ (CSV), der man ausdrücklich auch die Leitung eines Landesverbandes zuge dachte.¹⁰ Evangelische und Katholiken sollten einen gemeinsamen Arbeitsausschuss mit sieben Mitgliedern unter der Leitung eines Katholiken, des früheren Gewerkschafters Friedrich Koring, bilden. Auf der ersten Sitzung des Arbeitsausschusses am 10. Juli wurde Hugo Hickmann als einer der Delegierten des evangelischen Volksteils genannt.¹¹

Es spricht jedoch einiges dafür, dass Hickmann bereits früher in den Gründungsprozess der CSV eintrat. Die Sitzung am 8. Juli war offenbar nicht die erste, die sich mit der Gründung einer überkonfessionellen Partei befasste. Aus einer abschriftlich überlieferten undatierten Notiz des ersten Chefredakteurs der sächsischen CDU-Zeitung ‚Die Union‘, Joseph Ragsch, wird deutlich, dass es Anfang

⁷ Vgl. MANFRED AGETHEN, Die CDU in der SBZ/DDR 1945–1953, in: Jürgen Frölich (Hg.), „Bürgerliche“ Parteien in der SBZ/DDR. Zur Geschichte von CDU, LDP(D), DBD und NDPD 1945 bis 1953, Köln 1995, S. 47-72, hier S. 48; MANFRED WILDE, Die SBZ-CDU 1945–1947. Zwischen Kriegsende und kaltem Krieg, München 1998, S. 27-53; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 81-86.

⁸ Zu den Gründungsvorgängen in Chemnitz und Leipzig vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 102-117; MANJA WINKLER, Die Christlich-Demokratische Union in Leipzig 1945 bis 1948, in: Historisch-Politische Mitteilungen 15 (2008), S. 125-142, hier S. 126-132.

⁹ BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 100 mit Anm. 152 stützte sich auf das im Bestand des Landesverbandes Sachsen erhaltene Protokoll der Sitzung, dem jedoch keine Anwesenheitsliste beilag, vgl. Niederschrift über Besprechung zur Gründung der CSV am 8. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001. Bislang weitestgehend unbeachtet blieb jedoch eine Protokollabschrift von 1946, der eine Abschrift der Anwesenheitsliste beiliegt. Weiterhin werden auch die Namen der drei evangelischen Teilnehmer in einem Nachsatz zum Protokoll genannt, vgl. Niederschrift über die Besprechung zur Gründung der CSV am 8. Juli 1945, in: ACDP 07-011-0474.

¹⁰ Hickmann lehnte den Namen CVP ab, weil er eine Ausschließlichkeit für die politische Haltung von Christen beanspruche, während der Titel CSV nur die weltanschauliche Grundlage herausstelle, vgl. Schreiben von Hickmann an Johannes Dieckmann vom 24. Juli 1945, in: Archiv des Liberalismus, Gummersbach (im Folgenden: ADL), Nachlass Johannes Dieckmann LN4-79, Bl. 47.

¹¹ Vgl. Niederschrift über die Arbeitssitzung der CSV am 10. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001.

Juli nach Konfessionen getrennte Vorbesprechungen gab, die zur Gründungsversammlung am 8. Juli führten.¹² Dies wird auch im Protokoll dieser Versammlung bestätigt, wonach die Vertreter der evangelischen Wähler drei Personen für den Arbeitsausschuss bestimmen sollten. Von den bei der Versammlung anwesenden Protestanten wurde nur Voigt in den Arbeitsausschuss entsandt, die dahinterstehende evangelische Gruppe dürfte also etwas größer gewesen sein.¹³

Diese Überlegungen finden Unterstützung in einem Briefwechsel zwischen Hickmann und dem späteren sächsischen Justizminister und stellvertretenden Vorsitzenden der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) Johannes Dieckmann.¹⁴ In einer offenbar Anfang Juli verschickten Einladung versuchte Dieckmann, verschiedene Persönlichkeiten, unter anderem auch Hickmann, zur Mitarbeit bei der Gründung einer liberalen Partei in Dresden zu bewegen, die sich am 6. Juli unter dem Namen ‚Demokratische Partei Deutschlands‘ (DPD) konstituierte.¹⁵ Erhalten hat sich Hickmanns Antwort vom 11. Juli in Form einer Postkarte, auf der er mitteilte: *Leider erreichte mich Ihre Anschrift erst gestern. Doch hätte ich auch absagen müssen, da ich bereits an einer anderen Stelle der antifaschistischen Front zur Mitarbeit herangezogen war.*¹⁶ Dieckmanns Brief erreichte Hickmann also am 10. Juli, offenbar relativ spät.¹⁷ Da der 8. Juli 1945 ein Sonntag war, ist nicht auszuschließen, dass der Brief im Normalfall in der Woche zuvor hätte zugestellt

-
- ¹² Vgl. Joseph Ragsch, Kurze Geschichte der CDU in Sachsen, in: ACDP 07-011-0474. Die Aussage von WOLFGANG TISCHNER, Katholische Kirche in der SBZ/DDR 1945–1951. Die Formierung einer Subgesellschaft im entstehenden sozialistischen Staat (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B/90), Paderborn u. a. 2001, S. 208, dass in Dresden zunächst die Zentrumspartei neu gegründet worden sei, findet weder in der Notiz von Ragsch noch im Protokoll vom 8. Juli, wonach man übereingekommen war, gerade keine Zentrumspartei in Dresden zu bilden, irgendeine Grundlage, vgl. Niederschrift über die Besprechung zur Gründung der CSV am 8. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001. Im Vorfeld der Gründung scheint es jedoch zu schwerwiegenden Störmanövern diverser Katholiken gekommen zu sein, vgl. Schreiben von Kirsch an einen ungenannten Bürgermeister vom 25. Juli 1945, in: ACDP 03-035-019.
- ¹³ Vgl. Niederschrift über die Besprechung zur Gründung der CSV am 8. Juli 1945, in: ACDP 03-035-019. Der dritte Vertreter der Evangelischen war Hermann Vogel von Frommannshausen, vgl. Niederschrift über die Arbeitssitzung der CSV am 10. Juli 1945, in: ACDP 03-035-019.
- ¹⁴ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 100–102.
- ¹⁵ Vgl. Protokoll der Gründungsversammlung der DPD Sachsen am 6. Juli 1945, in: ADL LN4-118, Bl. 109–111.
- ¹⁶ Schreiben von Hickmann an Dieckmann vom 11. Juli 1945, in: ADL LN4-79, Bl. 51. Vgl. auch STEFAN DONTH, Die Spaltung des bürgerlichen Lagers. Aspekte der sowjetischen Besatzungspolitik gegenüber CDU und LDP in Sachsen 1946, in: Deutschland-Archiv 34 (2001), S. 635–643, hier S. 637. Etwas zu optimistisch über die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Hickmann und Dieckmann zeigt sich THOMAS WIDERA, Dresden 1945–1948. Politik und Gesellschaft unter sowjetischer Besatzungsherrschaft (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 25), Göttingen 2004, S. 122.
- ¹⁷ Vgl. auch Schreiben von Dieckmann an Hickmann vom 12. Juli 1945, in: ADL LN4-79, Bl. 50.

werden sollten, vielleicht sogar vor oder spätestens am 6. Juli, rechtzeitig zur Gründung der DPD. Wenn Hickmann zu diesem Zeitpunkt allerdings woanders aktiv beteiligt war, kann es sich dabei nach Lage der Dinge nur um die Gruppe der evangelischen Gründer der CSV handeln.¹⁸

Hickmann erhob schnell einen Führungsanspruch in der neu gegründeten Partei. Bereits zur Sitzung des Arbeitsausschusses am 10. Juli stellte er einen Richtlinienentwurf vor, der zusammen mit einem Aufruf am 17. Juli beschlossen wurde. Zudem zeichnete er als offensichtlicher Anführer der evangelischen Seite neben Koring für die Richtigkeit des Protokolls.¹⁹ Ein zentrales Anliegen dürfte ihm dabei gewesen sein, dass die evangelische Seite die Führung in der CSV übernahm. Zwar wurde in der Sitzung vom 8. Juli beschlossen, dass die CSV *paritätisch von Beauftragten des evangelischen und katholischen Volksteiles geführt werden soll*.²⁰ Hickmann sah dies jedoch als keine glückliche Lösung an. In einem Schreiben an den evangelischen Pfarrer Otto Schulze aus Chemnitz vom 4. August 1945 betonte er, dass man den Zusammenschluss mit den Katholiken nur unter der Voraussetzung eingegangen sei, *dass uns Evangelischen die Führung zugestanden wird. Anders wäre der Zusammenschluss für das evangelische Sachsen nicht tragbar*.²¹ In einem früheren Schreiben an Dieckmann heißt es, dass die Katholiken auf eine erwogene Neugründung des Zentrums verzichtet hätten, *um sich in ein größeres Ganzes einzuordnen, in dem die evangelische Seite die Führung hat*.²² Es ist unklar, ob dies bereits im Vorfeld der Gründung ein Thema war, dem die gewünschte Parität und die Wahl des Katholiken Koring zum Leiter des Arbeitsausschusses widersprechen würde, oder erst, was wahrscheinlicher ist, die Angelegenheit auf den Sitzungen dieses Ausschusses aufkam, deren Protokolle sich allerdings nur sehr knapp zu den behandelten Themen äußern.²³ Bis zur *Versammlung*

¹⁸ Dies lässt sich auch aus Ausführungen des späteren stellvertretenden Landesvorsitzenden Otto Freitag erschließen, vgl. Gespräch mit Unionsfreund Otto Freitag am 14. März 1961, in: ACDP 07-011-0474. Vgl. dagegen TISCHNER, Katholische Kirche (wie Anm. 12), S. 208 f.

¹⁹ Vgl. Niederschriften über die Arbeitssitzungen der CSV am 10. Juli und 17. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001.

²⁰ Niederschrift über die Besprechung zur Gründung der CSV am 8. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001.

²¹ Schreiben von Hickmann an Pfarrer Schulze vom 4. August 1945, in: ACDP 03-035-019. Eine Rolle dabei dürfte auch die Hoffnung auf spätere Wahlerfolge gespielt haben, denn zusammen mit dem protestantisch geprägten Christlich-Sozialen Volksdienst erhielt das Zentrum bei den Reichstagswahlen vom September 1930 in Sachsen nur 3,4 Prozent. Vgl. RALF THOMAS BAUS, Die Gründung der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands in Sachsen 1945, in: Historisch-Politische Mitteilungen 2 (1995), S. 83-117, hier S. 106. Ein weiterer Beitrag von RALF THOMAS BAUS, Die Gründung der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands in Sachsen 1945, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 67 (1996), S. 235-280, ist quasi wortgleich mit dem gerade genannten. Er bleibt daher im Folgenden unberücksichtigt.

²² Schreiben von Hickmann an Dieckmann vom 24. Juli 1945, in: ADL LN4-79, Bl. 47.

²³ Möglicherweise dramatisierte Hickmann in seinem Schreiben an Dieckmann die Situation auch ein wenig, da Dieckmann ihm zuvor unterstellt hatte, dass die CSV nur

der Freunde der CSV am 21. Juli, die als offizielle Gründungsversammlung anzusehen ist, scheint sich Hickmann mit seiner Auffassung durchgesetzt zu haben. Er wurde von den 71 Anwesenden zum neuen Leiter des Arbeitsausschusses gewählt, während Koring den Posten des stellvertretenden Vorsitzenden übernahm.²⁴

Der eigentliche Hintergrund, wie das Schreiben an Pfarrer Schulze andeutet, dürfte im Anspruch der Dresdner Gruppe zu suchen sein, auch als Landesleitung zu fungieren, wie es ja bereits die Sitzung am 8. Juli festgelegt hatte. Um diesen Anspruch durchsetzen zu können, musste insbesondere auf eine Unterordnung der Chemnitzer CVP unter Ludwig Kirsch bestanden werden. Dieser hatte schon anlässlich eines Besuches von Koring in Chemnitz am 12. Juli, wo dieser die Dresdner Umarbeitung der Chemnitzer Leitsätze vorgestellt hatte, Widerspruch angemeldet. So schrieb er einen Tag später an die *Freunde von der CSV*, dass weder Dresden noch Chemnitz noch irgendeine andere Stadt das Recht hat, von sich aus für Sachsen [...] zu sprechen. Gleichzeitig kritisierte er verschiedene Aspekte der Überarbeitung.²⁵ Seine im selben Schreiben angekündigte Reise nach Berlin scheint aus unbekanntem Gründen nicht stattgefunden zu haben.²⁶ Hickmann fuhr hingegen im Juli zu ersten Gesprächen nach Berlin²⁷ und am 2. August berichtete der spätere Dresdner Bürgermeister Martin Richter dem Gründungsausschuss über die Vorgänge in Sachsen.²⁸ Möglicherweise wurde Kirsch daher von Berlin aus zur Anerkennung des Dresdner Führungsanspruchs gedrängt. Fakt ist, dass er bereits vor Richters Vortrag in Berlin Kontakt zu Heinrich Vockel vom Gründungsausschuss hatte und den Anschluss der Chemnitzer Gründung an die CDU suchte.²⁹

In Dresden wünschte man zwar auch eine Zusammenarbeit, jedoch unter etwas anderen Voraussetzungen. Auf der Sitzung des Arbeitsausschusses am 26. Juli wurde erstmals der CDU-Gründungsaufruf durchgesprochen.³⁰ Man erstellte jedoch eigene Richtlinien, die am 31. Juli verabschiedet und Mitte August nochmals überarbeitet wurden.³¹ Bereits am 25. Juli bemühte sich Voigt um Kontakt-

die alte Zentrumsparterie unter neuem Namen sei, vgl. Schreiben von Dieckmann an Hickmann vom 21. Juli 1945, in: ADL LN4-79, Bl. 49.

²⁴ Vgl. Niederschrift über die Versammlung der Freunde der CSV am 21. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001.

²⁵ Vgl. Schreiben von Kirsch vom 13. Juli 1945, in: ACDP 03-035-019.

²⁶ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 125, Anm. 280.

²⁷ Vgl. Vermerk „Zu Parteigründungen in der Zone“, in: Bundesarchiv Koblenz (im Folgenden: BA Koblenz), Nachlass Jakob Kaiser N 1018/252; vgl. WERNER CONZE, Jakob Kaiser. Politiker zwischen Ost und West 1945–1949, Stuttgart u. a. 1969, S. 59; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 129.

²⁸ Vgl. Protokoll der 5. Sitzung des Gründungsausschusses am 2. August 1945, in: ACDP 07-011-0708.

²⁹ Vgl. Schreiben von Kirsch an Vockel vom 1. August 1945, in: ACDP, Nachlass Andreas Hermes 01-090-015/5.

³⁰ Vgl. Protokoll der Sitzung des Arbeitsausschusses am 26. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001.

³¹ Vgl. Protokoll der Sitzung des Arbeitsausschusses am 31. Juli 1945, in: ACDP 03-035-001; Richtlinien für die Christlich-Soziale Volkspartei, in: ACDP 03-035-061; ADL

aufnahme zu anderen christlich-demokratischen Gründergruppen in Sachsen und so versandte man von Dresden aus am 2. August auch die neuen Richtlinien.³² Die positive Reaktion aus Chemnitz folgte rasch, aber anscheinend nicht durch Kirsch sondern durch Pfarrer Schulze, von dem man sich möglicherweise erhoffte, dass sich Hickmann, der Schulze mit seinem bereits erwähnten Schreiben vom 4. August antwortete, seinem protestantischen Glaubensbruder gegenüber zugänglicher zeigen würde. Doch auch Schulze gegenüber machte Hickmann klar, dass er erwartete, *zunächst weniger die Verbindung mit Berlin zu pflegen, als die mit Dresden, wie es auch unserem gemeinsamen Dienst in unserem Bundesstaate entspricht.*³³ Diese Forderung entsprang nicht, wie Tischner meint, einem „dezierten Antikatholizismus“ gegenüber dem von Katholiken dominierten Berliner Gründerkreis,³⁴ sondern, wie der angeschlossene Nebensatz impliziert, eher einem ausgeprägten sächsischen Eigenbewusstsein.³⁵

Dennoch konnte er nicht allzu unabhängig von den Entwicklungen in Berlin agieren, wofür insbesondere die Besatzungsmacht sorgte. Zum einen betraf dies die Einbindung der vier zugelassenen Parteien in den ‚Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien‘. Die Bereitschaft zur Teilnahme an dieser Institution, die insbesondere eine gegen die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) gerichtete Politik verhindern und langfristig eine Dominanz der Kommunisten unterstützen sollte, wurde auch in den Ländern als Vorbedingung für die Zulassung der Parteien durch die örtlichen Militärverwaltungen gefordert.³⁶ Man darf

LN4-78, Bl. 43. Zu den überarbeiteten Richtlinien vgl. Richtlinien für die Christlich-Soziale Volkspartei [erweiterte Fassung], in: ACDP 03-035-061. In dieser Fassung wurden sie auch von den Chemnitzern akzeptiert, die jedoch CSV durch CDU ersetzen, vgl. Christlich-Demokratische Union, Landesgruppe Sachsen (Richtlinien), in: ACDP 03-035-019. Zum Inhalt und der Entwicklung der Richtlinien vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 128.

³² Vgl. Schreiben von Pfarrer Amelung an Hickmann vom 1. August 1945, in: ACDP 03-035-029; Rundschreiben der CSV vom 2. August 1945, in: ACDP 03-035-061. Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 127.

³³ Schreiben von Hickmann an Pfarrer Schulze vom 4. August 1945, in: ACDP 03-035-019.

³⁴ Vgl. TISCHNER, Katholische Kirche (wie Anm. 12), S. 217.

³⁵ Vgl. dazu ANDRÉ THIEME, Sächsische Mythen und sächsische Mentalitäten. Historische Anmerkungen zu Landesbewusstsein und Identität in Sachsen, in: Konstantin Hermann (Hg.), Sachsen seit der Friedlichen Revolution. Tradition, Wandel, Perspektiven, Dresden/Markkleeberg 2010, S. 13-27. Dass Hickmann keinesfalls von einem antikatholischen Effekt getrieben wurde, macht ein Briefwechsel mit einem Leipziger Theologiestudenten aus dem Jahr 1946 sehr deutlich. Der Student hatte die Sorge geäußert, dass die sächsische CDU komplett unter katholischen Einfluss geraten könnte und dabei den katholischen Chefredakteur der „Union“ Joseph Ragsch direkt angegriffen. Hickmann versicherte ihm, dass er keinesfalls die berechtigten Ansprüche des evangelischen Volksteils vernachlässigen werde und stellte sich klar hinter seinen Mitarbeiter, vgl. Schreiben von Ehrhard Schönfeld an Hickmann vom 9. Oktober 1946 und Antwort Hickmanns vom 30. Oktober 1946, in: ACDP 03-035-074.

³⁶ Vgl. KEIDERLING, Scheinpluralismus (wie Anm. 6), S. 257-296; WILDE, SBZ-CDU (wie Anm. 7), S. 145-158; HERMANN WENTKER, Die Anfänge der bürgerlichen Parteien

die Zugehörigkeit zum Block jedoch nicht nur unter der Voraussetzung des Zwangs betrachten. Man muss ebenso in Betracht ziehen, dass viele Demokraten den Wunsch hatten, das ‚Parteiengozänk‘ der Weimarer Republik nicht wieder aufleben zu lassen und stattdessen angesichts der gewaltigen Herausforderungen unmittelbar nach Kriegsende gemeinsam nach Lösungen zu suchen.³⁷ Am 14. August entsandte der Arbeitsausschuss nach einer von der LDP überbrachten Aufforderung der Mitarbeit an die CSV neben Hickmann noch drei weitere Delegierte in den Blockausschuss,³⁸ der am 20. August offiziell die Gründung des Blocks vollzog.³⁹

Weiterhin ging es um den Parteinamen. Richter hatte in seinem Bericht vor dem Gründungsausschuss am 2. August bereits betont, dass man zwar die Eingliederung in die CDU als Landesverband wünsche, aber die Bezeichnung CSV als Untertitel beibehalten wollte, wohl um seine Eigenständigkeit zu betonen.⁴⁰ So war es nur folgerichtig, dass der Arbeitsausschuss am 7. August 1945 beschloss, einen mittlerweile erarbeiteten Dresdner Aufruf bei der Sowjetischen Militäradministration in Sachsen (SMAS) einzureichen und erst im Falle einer Ableh-

unter den Bedingungen der sowjetischen Besetzung (1945/46), in: Hartmut Mehringer/Michael Schwartz/Hermann Wentker (Hg.), *Erobert oder befreit? Deutschland im internationalen Kräftefeld und die Sowjetische Besatzungszone (1945/46)* (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), München 1999, S. 189-214, hier S. 195 f.; STEFAN DONT, *Die Sowjetische Militäradministration und die CDU in Sachsen 1945–1952. Eine bürgerliche Partei aus dem Blickwinkel der Besatzungsmacht*, in: *Historisch-Politische Mitteilungen* 7 (2000), S. 109-133, hier S. 113; BAUS, *Union* (wie Anm. 6), S. 198-201; MIKE SCHMEITZNER, *Zwischen simulierter Demokratie und offener Diktatur: Die Rolle der sächsischen Parteien und Gewerkschaften 1945–1950*, in: Andreas Hilger/Mike Schmeitzner/Ute Schmidt (Hg.), *Diktaturdurchsetzung. Instrumente und Methoden der kommunistischen Machtsicherung in der SBZ/DDR 1945–1955* (Berichte und Studien 53), Dresden 2001, S. 139-154, hier S. 144 f.; MIKE SCHMEITZNER/STEFAN DONT, *Die Partei der Diktaturdurchsetzung. KPD/SED in Sachsen 1945–1952* (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 21), Köln/Weimar/Wien 2002, S. 141-144; BAUS, *Christlich-Demokratische Union Deutschlands* (wie Anm. 5), S. 134 f.; WIDERA, *Dresden* (wie Anm. 16), S. 233-238; EDITH SCHRIEFL, *Versammlung zum Konsens. Der sächsische Landtag 1946–1952* (Studien und Schriften zur Geschichte der sächsischen Landtage 7), Ostfildern 2020, S. 39-45.

³⁷ Vgl. AGETHEN, *CDU* (wie Anm. 7), S. 49; WENTKER, *Anfänge* (wie Anm. 36), S. 196 f.; SCHRIEFL, *Versammlung* (wie Anm. 36), S. 163-168.

³⁸ Vgl. Protokoll der Sitzung des Arbeitsausschusses der CSV am 14. August 1945, in: ACDP 03-035-001. Bereits auf der Sitzung am 21. Juli hatte die CSV sich zur Mitarbeit im Block bereit erklärt, sobald die Voraussetzungen dafür gegeben seien, vgl. ACDP 03-035-001.

³⁹ Vgl. BAUS, *Union* (wie Anm. 6), S. 198 f.; SCHRIEFL, *Versammlung* (wie Anm. 36), S. 40.

⁴⁰ Vgl. Protokoll der 5. Sitzung des Gründungsausschusses am 2. August 1945, in: ACDP 07-011-0708. Vgl. auch Schreiben des Arbeitsausschusses an den Rat der Stadt Dresden vom 10. August 1945, in: ACDP 03-035-004. Noch 1946 plante man, eigene Anstecknadeln und Mitgliedsausweise herauszubringen, vgl. Protokoll der Vorsitzenden-Arbeitsbesprechung am 7. Juni 1946, in: ACDP 03-035-001.

nung, den Berliner Aufruf zu verwenden.⁴¹ Am 21. August registrierten die Sowjets schließlich die neue Partei unter dem alleinigen Namen CDU und genehmigten auch die Herausgabe des Berliner Aufrufs mit den Namen der Dresdner Gründer.⁴² Damit hatte man zwar den ursprünglichen Parteinamen aufgegeben, es fanden sich jedoch rasch Gelegenheiten, die Eigenständigkeit des sächsischen Landesverbandes zu demonstrieren.⁴³

II. Erste Herausforderungen: Bodenreform, Volksentscheid und Wahlen

Die Bodenreform in der SBZ, die als wichtigste Maßnahme die Enteignung aller Nazi- und Kriegsverbrecher sowie des gesamten Großgrundbesitzes über 100 Hektar vorsah, war das zentrale Element der politischen Überlegungen der Sowjets und der KPD, traditionelle wirtschaftliche und gesellschaftliche Bindungen auf dem Land zu zerstören und gleichzeitig die eigene Basis zu erweitern sowie neue Strukturen in der Landwirtschaft zu errichten. Im hochindustrialisierten Sachsen spielte sie zwar nicht eine so zentrale Rolle wie in anderen Ländern der SBZ, sollte aber in ihren Auswirkungen dennoch nicht unterschätzt werden.⁴⁴ Die Parteiführung der CDU in der SBZ unter dem früheren Reichslandwirtschafts-

⁴¹ Vgl. Protokoll der Arbeitssitzung der CSV am 7. August 1945, in: ACDP 03-035-001. Zum Dresdner Aufruf vgl. ACDP 03-035-061; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 128 f. Vgl. auch Schreiben von Hickmann an Hugo Schenk vom 20. August 1945, in: ACDP 03-035-016: *Christlich-Soziale Volkspartei oder Christlich-Demokratische Union – wie es in Berlin heißt, es ist ein und dieselbe*. Zur SMAS vgl. JOHANNES RASCHKA, Sowjetisierung in der Region. Die Sowjetische Militäradministration in Sachsen 1945–1949, in: Osteuropa 51 (2001), S. 1453-1469.

⁴² Vgl. Protokoll der Sitzung des Arbeitsausschusses am 21. August 1945, in: ACDP 03-035-001; Schreiben von Martin Richter an Pfarrer Schulze vom 21. August 1945, in: ACDP 03-035-019. Aussagen des Arbeitsausschussmitglieds Hans Weiße einige Tage später, wonach es ihm *nach stürmischem Kampf* gelungen sei, die Absicht Hickmanns und einiger anderer zu durchkreuzen, die CSV als eigene Partei zu registrieren, und man sich stattdessen auf den Namen ‚CDU‘ und den Berliner Aufruf geeinigt habe, scheinen eher übertrieben, vgl. Schreiben von Weiße an Hermes vom 28. August 1945, in: ACDP 01-090-015/5.

⁴³ Im Oktober 1945 brachte der Landesverband bezeichnenderweise die CSV-Richtlinien in der Fassung von Mitte August 1945 mit einer Ergänzung zum Berufsbeamtentum in gedruckter Form unter dem Titel *Richtlinien für die Christlich-Demokratische Union Deutschlands* heraus, vgl. ACDP 03-035-061.

⁴⁴ Zur Bodenreform in Sachsen vgl. ULRICH KLUGE, „Die Bodenreform ist in erster Linie eine politische Angelegenheit“. Agrarstruktureller Wandel in Sachsen 1945/46, in: Arnd Bauerkämper (Hg.), „Junkerland in Bauernhand“? Durchführung, Auswirkungen und Stellenwert der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone (Historische Mitteilungen, Beiheft 20), Stuttgart 1996, S. 103-117; SCHMEITZNER/DONTH, Partei (wie Anm. 36), S. 162-173; SÖNKE FRIEDREICH/IRA SPIEKER, Integrative Maßnahme oder Vorstufe zur Kollektivierung? Bodenreform und Neubauernprogramm als Instrument der gesellschaftspolitischen Transformation, in: Mike Schmeitzner/Clemens Vollnhals/Francesca Weil (Hg.), Von Stalingrad zur SBZ. Sachsen 1943 bis 1949 (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 60), Göttingen 2016, S. 483-502.

minister Andreas Hermes befürwortete zwar die grundsätzliche Notwendigkeit einer Neuverteilung der Böden, wandte sich aber klar gegen die vorgesehenen entschädigungslosen Enteignungen.⁴⁵

In Sachsen gelang es CDU und LDP nach zähen Verhandlungen im Block am 6. September 1945 durchzusetzen, dass eine entschädigungslose Enteignung nur bei besonders belasteten Personen vorgenommen werden sollte. Dieser Beschluss wurde jedoch wenige Tage später auf Veranlassung der SMAS und der Berliner KPD-Führung durch die kommunistisch dominierte Landesverwaltung faktisch kassiert und eine Verordnung erlassen, die nur noch bei besonderen Härten Entschädigungen vorsah.⁴⁶ In einem Brief an Kirsch machte Hickmann deutlich, dass eine einheitliche Regelung für die SBZ gefordert werde. Nur aus dieser *Zwangslage* heraus, hätten *die nicht-marxistischen Mitglieder der Landesverwaltung diese unheilvolle Verordnung verantwortet, die schwer auf uns lastet*.⁴⁷ Just in dieser kritischen Phase erkrankte Hickmann an einer Lungenentzündung, die ihn bis Mitte Dezember stark einschränkte. Währenddessen nahm er an keiner der Sitzungen der CDU-Landesgremien teil.⁴⁸ Dennoch blieb er im Rahmen seiner Möglichkeiten aktiv.⁴⁹ Während Hermes in dieser Zeit die Landes- und Kreisverbände auf seine Linie einzuschwören versuchte,⁵⁰ verfolgte die sächsische CDU-Führung einen eher pragmatischen Kurs mit der Hoffnung, im Rahmen der Durchführungsbestimmungen noch einige Abmilderungen durchzusetzen, da abzusehen war, dass weder die Landesverwaltung noch die SMAD von ihren Positionen zur Bodenreform weichen würden.⁵¹

Die Verweigerung der Unterzeichnung eines Aufrufs zur Unterstützung der Neubauern führte letztlich zur Absetzung von Hermes sowie des zweiten Vorsitzenden Walther Schreiber auf einer von der SMAD einberufenen Sitzung von Vertretern der CDU am 19. Dezember 1945.⁵² Hickmann selbst war gemäß seinen

⁴⁵ Grundlegend dazu: WILDE, SBZ-CDU (wie Anm. 7), S. 199-257. Vgl. auch AGETHEN, CDU (wie Anm. 7), S. 49 f.; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 213-218.

⁴⁶ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 222-228. Die Entschädigungsregelung war ein Zugeständnis an die CDU.

⁴⁷ Schreiben von Hickmann an Kirsch vom 13. September 1945, in: ACDP 03-035-019. Vgl. auch KARL BUCHHEIM, Eine sächsische Lebensgeschichte. Erinnerungen 1889-1972, bearb. von Udo Wengst und Isabel F. Pantenburg (Biographische Quellen zur Zeitgeschichte 16), München 1996, S. 228.

⁴⁸ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 227 f., Anm. 89.

⁴⁹ Vgl. Bericht von Otto Nuschke an die Reichsgeschäftsstelle über den Landesverband Sachsen vom 23. September 1945, in: ACDP 01-090-015/5.

⁵⁰ BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 228. Koring berichtete allerdings noch am 9. Oktober, dass der Landesvorstand nicht über die Ablehnung der Bodenreformverordnung durch die Berliner Parteileitung informiert gewesen sei, vgl. Niederschrift der Sitzung des Landesarbeitsausschusses am 9. Oktober 1945, in: ACDP 03-035-001. Vgl. dazu auch BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 229.

⁵¹ Vgl. Schreiben von Hickmann an Kirsch vom 13. September 1945, in: ACDP 03-035-019.

⁵² Vgl. WILDE, SBZ-CDU (wie Anm. 7), S. 236-253; WENTKER, Anfänge (wie Anm. 36), S. 206 f.; STEFAN DONT, Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen 1945 bis 1952. Die

eigenen Worten nicht von dieser Sitzung informiert worden.⁵³ Auf einer Sitzung mit dem Gründungsausschuss zwei Tage später machte Hickmann deutlich, dass er nicht an einer solchen Aktion teilgenommen hätte.⁵⁴ Dennoch kritisierte auch er *Belastungen*, die durch verschiedene Entschließungen der Parteileitung zustande gekommen seien. Er betonte dabei die Bedeutung der Einheitlichkeit des Blocks und des Vertrauens der Besatzungsmacht.⁵⁵ Auf einer Landesarbeitsausschusssitzung, die einige Tage später stattfand, erklärte Hickmann außerdem, dass die Krise kommen musste, da die Parteileitung zu wenig Fühlung mit den Mitgliedern im Land gehabt hätte und zu eigenmächtig bei der Parteiausrichtung vorgegangen sei.⁵⁶ Die Ansicht von Baus, dass Hickmann hier nur die eigene Verantwortung für seine nachgiebige Haltung auf die Berliner Parteiführung abwälzte, um das Thema rasch ad acta legen zu können, geht jedoch fehl.⁵⁷ Nach Hickmanns Äußerungen auf der Berliner Sitzung vom 21. Dezember bestanden die Differenzen nicht mehr so sehr im Bereich der Bodenreform, wo Hermes gemäß Hickmann Verständnis für die Notwendigkeit abweichender Entscheidungen der Landesverbände gezeigt habe. Hier ging es vielmehr um grundsätzliche Fragen, nämlich Hickmanns Ablehnung des sogenannten Reichstreffens in Bad Godesberg bei Bonn im Dezember, auf dem eine Rede von Hermes verlesen wurde, die den Führungsanspruch des Berliner Gründerkreises begründete,⁵⁸ und die befremdliche Berichterstattung in der Parteizeitung ‚*Neue Zeit*‘.⁵⁹ Er betonte auch, dass Ludwig Kirsch, der auf der Zusammenkunft am 19. Dezember den Rücktritt von Hermes und Schreiber gefordert und insbesondere kritisiert habe, dass man es trotz vieler Versuche nicht geschafft habe, mit der Parteileitung zur Klärung von Fragen in Verbindung treten zu können,⁶⁰ zwar nicht für den Landesverband ge-

Politik der Sowjetischen Militäradministration und der SED (Geschichte und Politik in Sachsen 15), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 82-92; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 240-243.

- ⁵³ Vgl. Protokoll der Sitzung des Gründerausschusses und der Vertreter der Landesverbände am 21. Dezember 1945, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 5.
- ⁵⁴ Gegenüber den Sowjets hatte sich Hickmann nicht eindeutig für oder gegen Hermes und Schreiber erklärt, vgl. DONTN, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 117.
- ⁵⁵ Vgl. Protokoll der Sitzung des Gründerausschusses und der Vertreter der Landesverbände am 21. Dezember 1945, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 5 f. Vgl. auch DONTN, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 175.
- ⁵⁶ Vgl. Niederschrift über die Sitzung des Landesarbeitsausschusses am 28. Dezember 1945, in: ACDP 03-035-001. Vgl. auch BUCHHEIM, Lebensgeschichte (wie Anm. 47), S. 228. Nuschke hatte bereits in seinem Bericht vom September 1945 dargestellt, dass man sich in Dresden von Berlin nicht gut behandelt fühle, vgl. Bericht von Otto Nuschke an die Reichsgeschäftsstelle über den Landesverband Sachsen vom 23. September 1945, in: ACDP 01-090-015/5.
- ⁵⁷ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 243.
- ⁵⁸ Vgl. WILDE, SBZ-CDU (wie Anm. 7), S. 378-385; WENTKER, Anfänge (wie Anm. 36), S. 200 f.
- ⁵⁹ Vgl. Protokoll der Sitzung des Gründerausschusses und der Vertreter der Landesverbände am 21. Dezember 1945, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 5.
- ⁶⁰ Vgl. ‚Wechsel in der Leitung der Union. Der Hergang‘, in: *Neue Zeit* vom 21. Dezember 1945. Vgl. auch weitere Äußerungen Kirschs in der Niederschrift der Sitzung des Landesarbeitsausschusses am 25. Januar 1946, in: ACDP 03-035-001.

sprochen habe, dass man aber *sachlich [...] auf demselben Standpunkt [stehe], nämlich, dass wir mit manchem in der Reichsleitung unzufrieden waren [...]*.⁶¹ Die aufgeworfene Frage der Parteistruktur und welche Rolle die Landesverbände darin spielen sollten, dürfte der Hauptgrund für die Missstimmung Hickmanns bezüglich der Parteileitung gewesen sein.

Von den Nachfolgern von Hermes und Schreiber, den früheren hochrangigen christlichen Gewerkschaftern Jakob Kaiser und Ernst Lemmer, erhoffte sich Hickmann offenbar mehr Interesse an den Anliegen der Landesverbände, aber auch an der Blockpolitik, die er im Rahmen der Zusammenarbeit mit den Sowjets als essenziell ansah.⁶² Nachdem Kaisers Leitlinien des ‚christlichen Sozialismus‘ auf dem 1. Landesparteitag am 24. Februar 1946 in Dresden erstmals offen verkündet worden waren und Hickmann, der allerdings nur wenig für programmatische Fragen übrig hatte, zum Landesvorsitzenden gewählt worden war,⁶³ wartete jedoch schon die nächste Herausforderung.

Am 30. Juni 1946 fand in Sachsen ein Volksentscheid über ein Gesetz zur Enteignung von ‚Kriegs- und Naziverbrechern‘ statt. Die treibenden Kräfte dahinter, die SMAD und die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED), die erst im April durch die Zwangsvereinigung der KPD und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) gebildet worden war,⁶⁴ sahen darin vor allem eine Art Generalprobe für die für den Herbst geplanten Wahlen in der SBZ, die zudem der SED eine gute Ausgangsposition dafür verschaffen sollte.⁶⁵ Die Führung der

⁶¹ Protokoll der Sitzung des Gründerausschusses und der Vertreter der Landesverbände am 21. Dezember 1945, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 5 f. Vgl. auch Schreiben von Hickmann an Kirsch vom 2. Januar 1946, in: ACDP 03-035-019. Missstimmungen zwischen Kirsch und Hickmann konnten aber wohl bis zum 1. Landesparteitag ausgeräumt werden, da beide Personen bei dieser Gelegenheit einen symbolischen Händedruck austauschten, vgl. Schreiben von Kirsch an Hickmann vom 27. Februar 1946, in: ACDP 03-035-019.

⁶² Vgl. Protokoll der Sitzung des Gründerausschusses und der Vertreter der Landesverbände am 21. Dezember 1945, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 6. Vgl. auch BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 273.

⁶³ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 268-274. Zum ‚christlichen Sozialismus‘ Jakob Kaisers vgl. auch BERND UHL, Die Idee des christlichen Sozialismus in Deutschland. 1945–1947 (Beiträge zu Wissenschaft und Politik 11), Mainz 1975, S. 127-151; FRANZ FOCKE, Sozialismus aus christlicher Verantwortung. Die Idee eines christlichen Sozialismus in der katholisch-sozialen Bewegung und in der CDU, Wuppertal 1978, S. 227-235; RUDOLF UERTZ, Christentum und Sozialismus in der frühen CDU. Grundlagen und Wirkungen der christlich-sozialen Ideen in der Union 1945–1949 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 43), Stuttgart 1981, S. 67-71.

⁶⁴ Vgl. SCHMEITZNER, Demokratie (wie Anm. 36), S. 151.

⁶⁵ Vgl. STEFAN CREUZBERGER, „Klassenkampf in Sachsen“. Die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) und der Volksentscheid am 30. Juni 1946, in: Historisch-Politische Mitteilungen 2 (1995), S. 119-130; WINFRID HALDER, „Modell für Deutschland“. Wirtschaftspolitik in Sachsen 1945–1948, Paderborn u. a. 2001, S. 227-230; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 279-283; SCHMEITZNER/DONTH, Partei (wie Anm. 36), S. 245-247.

CDU in Berlin blickte aus zwei Gründen kritisch auf dieses Vorhaben.⁶⁶ Zum einen war nach den Erfahrungen bei der Bodenreform längst nicht sicher, dass tatsächlich nur ‚Kriegs- und Naziverbrecher‘ mittels dieses Gesetzes enteignet werden würden, zum anderen befürchtete man, dass ein Vorpreschen einer einzelnen Zone in so einer zentralen wirtschaftspolitischen Angelegenheit Folgen für den Bestand eines einheitlichen Deutschlands hätte. Daher entwickelte Johann Baptist Gradl, Mitglied des Parteivorstandes und enger Mitarbeiter Kaisers, ein Konzept, das aus den Elementen Zeitgewinn durch Verzögerung, enge Abstimmung zwischen Dresden und Berlin sowie Konkretisierung der geplanten Maßnahmen bestand. Falls dies nicht zu realisieren sei, müsse man in Betracht ziehen, dass die CDU generell jede Beteiligung am Volksentscheid ablehne.⁶⁷

CDU und LDP in Sachsen gelang es auch tatsächlich auf der Sitzung des Landesblocks am 25. Mai 1946 die SED dazu zu bringen, politischen Richtlinien zuzustimmen, die klar definierten, welche Personengruppen mit ‚Kriegs- und Naziverbrechern‘ gemeint seien. Im Gegenzug konnten der Gesetzentwurf und der Aufruf zum Volksentscheid verabschiedet werden. Auf der Sitzung des engeren Landesvorstandes am 7. Juni wurde betont, dass das Enteignungsgesetz in erster Linie eine politische Angelegenheit mit wirtschaftspolitischen Tendenzen sei, bei der an der *ursprünglichen Absicht, es eine politische Sühnemaßnahme sein zu lassen*, festgehalten werde, womit man einen ähnlichen Beschluss des Zonenvorstandes vom 5. Juni bestätigte. Gleichzeitig machte Hickmann jedoch deutlich, dass bezüglich der Parole, die die sächsische CDU ausgeben werde, seine Person vollkommen zurückgestellt werden würde, aber man die Union nicht aufs Spiel setzen solle.⁶⁸ Auf der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am gleichen Tag führte er diesen Gedanken noch weiter aus.⁶⁹ Er betonte, dass der Volksentscheid eine schwierige Aufgabe für die CDU sei. Dazu sagte Hickmann weiterhin: *Wir müssen unserer grundsätzlichen Haltung treu bleiben und unter Wahrung vollständiger Loyalität politische Arbeit leisten, die von unseren Parteifreunden in Berlin zwar anerkannt doch⁷⁰ bei unseren Freunden in den anderen Zonen oft missverstanden und missgedeutet wird.* Die Union habe die *eminente Geschichtliche Aufgabe [...], über die Zonengrenzen hinweg für die Einheit Deutschlands [...] zu wirken.* Allgemeine Zustimmung erntete er für seine Feststellung, dass die CDU vorbehaltlos zum Volksentscheid stehe. Hickmann machte weiterhin deutlich, dass der Volksentscheid eine *tief verpflichtende Gewissenssache* sei. Die SMAS sei

⁶⁶ Zu den folgenden Ausführungen vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 284–291.

⁶⁷ Vgl. Denkschrift Johann Baptist Gradl, ‚Zur Frage der Industrienteignung in Sachsen‘ vom 17. Mai 1946, in: ACDP, Bestand Johann Baptist Gradl 01-294-027/2.

⁶⁸ Vgl. Protokoll der Sitzung des engeren Landesvorstandes am 7. Juni 1946, in: ACDP 03-035-001. Zur Sitzung des Zonenvorstandes vgl. Protokoll der Sitzung des Parteivorstandes am 5. Juni 1946, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 204 f.

⁶⁹ Protokollentwurf der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 7. Juni 1946, in: ACDP 03-035-001.

⁷⁰ Hier folgte im ursprünglichen Text: *[...] noch nicht ganz verstanden wird und die [...].* Diese Wörter wurden jedoch bei der Bearbeitung gestrichen.

zudem *unsere stärkste Stütze*, um den Volksentscheid zum angestrebten Ergebnis zu führen.

Die in diesem Zusammenhang vorgebrachte Einschätzung von Baus, dass Hickmann nicht dazu bereit gewesen sei, mit der gleichen Hartnäckigkeit für die Auffassung des Volksentscheides als Sühnemaßnahme einzutreten wie Kaiser oder Gradl, übersieht den eigentlichen Punkt.⁷¹ Hickmann machte hier erstmals deutlich, dass der Erhalt der CDU, die als einzige Partei in allen vier Besatzungszonen vertreten war, als gesamtdeutsche Klammer für ihn absolute Priorität hatte. Diesem Ziel ordnete er alle weiteren politischen Maßnahmen unter. Dementsprechend war auch die Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses zur SMAS für ihn von höchster Wichtigkeit.⁷² Als Folge beteiligte sich die CDU auch aktiv an der Kampagne zum Volksentscheid.⁷³ Kurz vor dem Volksentscheid machte Hickmann auf der ersten Sitzung der Beratenden Versammlung des Landes Sachsen nochmals seine Haltung deutlich, dass man durch einen positiven Ausgang der Besatzungsmacht beweisen könne, *daß die antifaschistische Haltung in unserem Volke eine selbstverständliche ist*.⁷⁴ Der Ausgang des Volksentscheides am 30. Juni brachte schließlich die von SMAS und SED erhoffte große Zustimmung.⁷⁵ Die nachfolgenden Willkürakte bei Enteignungen und die fruchtlosen Versuche der CDU, eine Einspruchsverordnung durchzusetzen, zeugen jedoch von der Vergeblichkeit der Versuche der CDU, sich einerseits als zuverlässiger Ansprechpartner der SMAS darzustellen und andererseits die Auswirkungen der SED-Politik zu begrenzen.⁷⁶

Dies zeigte sich auch bei den Gemeinde-, Kreis- und Landtagswahlen im Herbst 1946. Die SMAS unterstützte die SED bei ihren Wahlkämpfen massiv und benachteiligte gleichzeitig die bürgerlichen Parteien. Zu ihrem Instrumentarium gehörte unter anderem die Zurückweisung von Wahlvorschlägen, die Verhängung von Geldbußen wegen angeblicher Verletzung von Anordnungen, eine ungleiche Papierzuteilung und die Nichtregistrierung von Ortsgruppen, was besonders pro-

⁷¹ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 289.

⁷² Vgl. auch Schreiben des Kreisvorsitzenden von Aue-Schwarzenberg an Hermann Voigt vom 8. Juni 1946, in: ACDP 03-035-016.

⁷³ Vgl. dazu ausführlich CREUZBERGER, Klassenkampf (wie Anm. 65), S. 123-129; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 291-297.

⁷⁴ 1. Sitzung der Beratenden Versammlung des Landes Sachsen am 25. Juni 1946, in: Inhaltsverzeichnis der Akten und Verhandlungen des Sächsischen Landtages, 1. Wahlperiode, sowie der beratenden Versammlung des Landes Sachsen vom 25. Juni 1946 bis 6. Oktober 1950, S. 12.

⁷⁵ Bei einer Wahlbeteiligung von etwa 94 Prozent stimmten 77,6 Prozent der Wähler mit Ja, 16,5 Prozent mit Nein und knapp 6 Prozent der Stimmen waren ungültig, vgl. GÜNTER BRAUN, Wahlen und Abstimmungen, in: Martin Broszat/Hermann Weber (Hg.), SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945-1949, München 1990, S. 381-431, hier S. 395; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 297. Vgl. auch CREUZBERGER, Klassenkampf (wie Anm. 65), S. 129 mit Anm. 45.

⁷⁶ Vgl. dazu HALDER, Modell (wie Anm. 65), S. 300; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 298-301.

blematisch war, da die Existenz einer Ortsgruppe die zentrale Voraussetzung für die Parteien war, überhaupt in einer Gemeinde zur Wahl antreten zu können.⁷⁷ Aber selbst dies war für Hickmann offenbar kein Grund, darüber seine übergeordneten Ziele zu vergessen. Nach der Erinnerung von Friedrich Wegehaupt, seinerzeit Mitglied des Landesvorstandes, habe man Hickmann vorgeschlagen, wegen der Behinderungen zur Landtagswahl gar nicht erst anzutreten. Dies sei von ihm mit dem Hinweis zurückgewiesen worden, dass man eine Aufgabe zu erfüllen habe.⁷⁸ Nach Lage der Dinge konnte es sich dabei nur um die schon beim Volksentscheid genannte Rolle der CDU als gesamtdeutsche Klammer handeln. Allerdings war Hickmann durchaus gewillt, sich mit Gleichgesinnten zu verbünden. Diesem Gedanken könnte der Versuch zugrunde gelegen haben, sich mit der LDP in Sachsen gegen die SED zu einem „Block der bürgerlichen Parteien“ zu verbinden.⁷⁹ Aus einer sowjetischen Quelle sind wir darüber informiert, dass sich am 4. September Vertreter beider Parteien trafen, unter anderem auch die Landesvorsitzenden Hickmann und Hermann Kastner. Hickmann zeichnete dabei sehr weitsichtig die Strategie der SED, sich ihr weniger standfeste Personen in CDU und LDP mittels der Vergabe von Ämtern für eine Zusammenarbeit gefügig zu machen, diese aber letztlich *Marionetten ohne Einfluss* bleiben würden. Man einigte sich schließlich auf eine Koalition beider Parteien auf kommunaler Ebene und eine enge Abstimmung in allen Fragen. Dieser Versuch blieb jedoch nicht ohne Reaktion. Bereits am 17. September sprach sich Otto Nuschke im CDU-Vorstand *gegen jeden Gedanken einer Blockpolitik der Union mit der LDP* aus.⁸⁰ Dass die Informationen dazu aus dem SMAD-Hauptquartier in Karlshorst kamen, belegt ein bislang unbemerkt gebliebener Vermerk von Generalsekretär Georg Dertinger vom 3. Oktober 1946, wonach die von dort *und anderer Stelle* aufgestellte Behauptung, dass am 4. September eine gemeinsame Vorstandsbesprechung der CDU und der LDP in Sachsen stattgefunden haben soll, falsch sei, weil zu dieser Zeit eine Vorstandssitzung der Union stattgefunden habe.⁸¹ In Anbetracht dessen, dass Dertinger anscheinend einem Irrtum unterlag, da an diesem Tag keine nachweisbare Sitzung des Landes- oder Zonenvorstandes stattgefunden hatte,⁸² und dass der Adressat des sowjetischen Berichtes über das Treffen immer-

⁷⁷ Vgl. Baus, *Union* (wie Anm. 6), S. 319-326; SCHMEITZNER/DONTH, *Partei* (wie Anm. 36), S. 248 f. Zum Wahlkampf in Sachsen im Speziellen vgl. BAUS, *Union* (wie Anm. 6), S. 311-318.

⁷⁸ Vgl. Wortprotokoll der Tagung des ACDP ‚Die CDU in der SBZ 1946–1948‘ im Kloster Walberberg am 22./23. November 1982, S. 130 f., in: ACDP 12-001-0827/5.

⁷⁹ Vgl. zum Folgenden ausführlich DONTH, *Spaltung* (wie Anm. 16), S. 639-643. Schon 1945 wurde eine engere Zusammenarbeit angedacht, vgl. Sitzungsniederschrift des LDP-Landesvorstandes am 27. Juli 1945, in: ADL, Bestand LDPD Landesverband Sachsen L5-261, Bl. 59.

⁸⁰ Protokoll der Vorstandssitzung am 17. September 1946, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 276.

⁸¹ Vgl. Aktennotiz von Dertinger an Kaiser, Lemmer und Gerhard Desczyk vom 3. Oktober 1946, in: ACDP 07-011-0489.

⁸² Nachweislich fand an diesem Tag nur eine Sitzung der Geschäftsführer der Landesverbände statt, vgl. ACDP 07-011-1326.

hin eine Abteilung des Zentralkomitees in Moskau war,⁸³ ist es recht wahrscheinlich, dass diese Sitzung doch stattgefunden hat.⁸⁴ Da jedoch bislang sonst nichts zu diesem Treffen überliefert ist, besteht die Frage, inwiefern diese Kooperation überhaupt formell festgelegt worden war.⁸⁵ Hickmann scheint hierin wieder einen eigenen Weg für seinen Landesverband angedacht zu haben, der sich durch das indirekte Eingreifen der SMAD und die dadurch erfolgte Information der Berliner Parteiführung jedoch rasch wieder erledigt hatte. Der Vermerk Dertingers belegt, dass die ganze Angelegenheit für Hickmann nur eine kurze Episode blieb und nicht weiter bekannt werden sollte, weil dies seine Stellung innerhalb der Gesamtpartei möglicherweise angreifbar gemacht hätte.⁸⁶

Während die SED bei den Gemeinde- und Kreistagswahlen eine absolute Mehrheit erlangte, blieb das Ergebnis der Landtagswahlen mit 47,6 Prozent hinter den Erwartungen zurück.⁸⁷ Bei den Gemeindewahlen wurde die Union hinter der LDP drittstärkste Kraft, konnte bei den Kreistagswahlen allerdings Platz zwei erobern. Bei den Landtagswahlen hingegen blieb die CDU mit 24,5 Prozent wiederum äußerst knapp hinter der LDP mit 24,6 Prozent. Insgesamt waren die führenden Personen der CDU von diesem Wahlergebnis enttäuscht, so auch Hickmann.⁸⁸ Er betonte, dass man das erhoffte Ergebnis nicht erreicht habe. Als positives Resultat nahm er jedoch mit, dass man trotz aller Schwierigkeiten im Lande draußen bestanden habe.⁸⁹

⁸³ Vgl. DONT, Spaltung (wie Anm. 16), S. 639.

⁸⁴ Das Treffen scheint jedoch auf einen kleinen Kreis beschränkt gewesen zu sein. So habe Koring offenbar auf der Sitzung des Landesvorstandes von einer Verleumdung bei einem sowjetischen Oberst gesprochen, wonach er *bei einer Geheimsitzung der LDP und CDU in Dresden dabei gewesen sein* soll. Davon sei aber nichts wahr. Koring war also offenbar nicht involviert. Vgl. Tagebucheintrag von Ludwig Kirsch vom 13. September 1946, in: Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), Personennachlass Ludwig Kirsch 13795, Nr. 3.

⁸⁵ Damit ist auch das quellenkritische Problem verbunden, dass wir von dieser Vereinbarung nur die Interpretation eines Teilnehmers an dem Treffen durch die Worte des sowjetischen Verfassers kennen. Wie weit sie die Wirklichkeit genau widerspiegelt, ist unklar.

⁸⁶ Bereits Ende Juni 1946 gab es anscheinend Verhandlungen zwischen CDU und LDP über die Aufstellung gemeinsamer Kandidatenlisten, was an der Basis allerdings wenig Begeisterung aufkommen ließ, vgl. Schreiben der Ortsgruppe Schwarzenberg an den Landesverband vom 27. Juni 1946, in: ACDP 03-035-016. 1948 gingen entsprechende Bestrebungen allerdings vor allem von der Basis aus, vgl. Schreiben des Kreisverbandes Dresden an den Landesverband vom 18. Juni 1948, in: ACDP 03-035-149.

⁸⁷ Zu den Wahlergebnissen vgl. BRAUN, Wahlen (wie Anm. 75), S. 386; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 331-339; SCHMEITZNER/DONT, Partei (wie Anm. 36), S. 250-258. Faktisch konnte die SED im Landtag jedoch auf die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB) zählen, die 2,9 Prozent erreicht hatte. Die VdgB wurde von der SED klar dominiert und diente in der Folgezeit als Mehrheitsbeschaffer, vgl. SCHRIEFL, Versammlung (wie Anm. 36), S. 79 f.

⁸⁸ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 337 f.

⁸⁹ Vgl. Protokoll der Sitzung des engeren Landesvorstandes am 22. Oktober 1946, in: ACDP 03-035-001.

III. Ein Scheidepunkt? Hugo Hickmann und die Absetzung Jakob Kaisers

Mit der Konstituierung des Sächsischen Landtages im November 1946, in dem Hickmann nicht nur den Vorsitz der CDU-Fraktion übernahm, sondern auch in das Amt des zweiten Vizepräsidenten gewählt wurde,⁹⁰ der Wahl Rudolf Friedrichs (SED) zum Ministerpräsidenten einer Allparteienregierung im Dezember 1946 und der Verabschiedung einer Verfassung im Februar 1947, die ihr eindeutiges Vorbild in der von Stalin geprägten Verfassung der Sowjetunion von 1936 hatte,⁹¹ war das politische Koordinatensystem Sachsens für die kommenden Jahre festgelegt, unter gleichzeitiger Beibehaltung der Blockpolitik.⁹² Dass die bürgerlichen Parteien in dieser „simulierten Demokratie“,⁹³ deren Bedingungen von SED und SMAS bestimmt wurden, nur einen begrenzten Spielraum hatten, war Hugo Hickmann wohl bewusst. So machte er etwa schon im Oktober 1946 deutlich, dass eine Verfassung letztlich von den Sowjets diktiert werden würde und es von Anfang an zum Scheitern verurteilt wäre, dagegen anzugehen.⁹⁴ Dies dürfte der Grund gewesen sein, warum der Landesverband darauf verzichtete, einen eigenen Entwurf auszuarbeiten, sondern stattdessen eine von der Parteiführung erarbeitete Vorlage verwendete, die allerdings aus formalen Gründen nicht berücksichtigt wurde.⁹⁵

Während die landespolitischen Gestaltungsmöglichkeiten letztlich stark beschränkt waren, zog seit Ende 1946 ein anderes Thema zunehmend Hickmanns Aufmerksamkeit auf sich, nämlich die Frage, wie die deutsche Einheit hergestellt werden könne. Auf einer Tagung des erweiterten Parteivorstandes am 6. November 1946, auf dem die politischen Konzepte der CDU diskutiert wurden, betonte Hickmann ausdrücklich sein Bekenntnis zur deutschen Einheit und den Wunsch, dass eine Nationalversammlung gewählt werden möge.⁹⁶ Auch Jakob Kaiser nahm

⁹⁰ Vgl. SCHRIEFL, *Versammlung* (wie Anm. 36), S. 86 f.

⁹¹ Vgl. SCHMEITZNER/DONTH, *Partei* (wie Anm. 36), S. 270 f.; vgl. auch BAUS, *Union* (wie Anm. 6), S. 341-343.

⁹² Zur Rolle der Blockpolitik vgl. BAUS, *Union* (wie Anm. 6), S. 344-348; SCHRIEFL, *Versammlung* (wie Anm. 36), S. 163-208.

⁹³ Vgl. SCHMEITZNER/DONTH, *Partei* (wie Anm. 36), S. 272.

⁹⁴ Vgl. Protokoll der Sitzung des engeren Landesvorstandes am 22. Oktober 1946, in: ACDP 03-035-001. Ein exzellentes Beispiel für die Machtlosigkeit der bürgerlichen Parteien im Landtag bietet DONTH, *Vertriebene* (wie Anm. 52), S. 282 f. Anderer Ansicht ist SCHRIEFL, *Versammlung* (wie Anm. 36), S. 116-127.

⁹⁵ Vgl. Protokoll der Vorstandssitzung am 5. Dezember 1946, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 340. Hickmann wies allerdings ausdrücklich darauf hin, dass die Landtagsfraktionen ein Recht auf Änderungen am Entwurf hätten, *falls es die lokalen Bedürfnisse verlangen*. Die endgültige Fassung des Entwurfs findet sich als Anlage C zum Protokoll der Sitzung des erweiterten Vorstandes am 6. Dezember 1946, in: BA Koblenz N 1018/134.

⁹⁶ Vgl. Protokoll der Sitzung des Landesvorstandes am 19. November 1946, in: ACDP 03-035-001. Auf der Vorstandssitzung am 6. November sind die Namen der Diskussions Teilnehmer nicht vermerkt, vgl. ACDP 07-011-2179, Bl. 316-318. Vgl. auch die ähnlich lautenden Ausführungen zur ‚Reichseinheit‘ in der Rede ‚Die Union nach den Wahlen‘ von Jakob Kaiser auf dieser Sitzung, in: ACDP 07-011-2179, Bl. 327.

sich dieses Themas immer stärker an, nicht zuletzt auch aufgrund des Drucks der deutschlandpolitischen Initiativen der SED.⁹⁷ Er erarbeitete einen Plan zur Herstellung einer ‚Nationalen Repräsentation‘, bestehend aus Vertretern der jeweiligen Parteien jeder Zone, die mit den Alliierten über einen Friedensvertrag verhandeln sollte. Eine aus gesamtdeutschen Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung sollte diesem Vertragswerk zustimmen.⁹⁸ Dieses Konzept stellte Kaiser auf der vom 13. bis 15. März 1947 dauernden Vorstandssitzung der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU vor, die im Monat zuvor in Königstein endgültig konstituiert worden war.⁹⁹ Neben Kaiser und Lemmer war auch Hickmann als Vertreter der SBZ in den Vorstand gewählt worden.¹⁰⁰ Er unterstützte Kaisers Pläne innerhalb der CDU vorbehaltlos.¹⁰¹ Dementsprechend konnte Lemmer auf dem 2. Landesparteitag Ende April 1947, auf dem Hickmann mit großer Mehrheit wiedergewählt wurde, Kaisers Konzept ausführlich bewerben.¹⁰² Dies geschah jedoch nicht nur vor dem Hintergrund, dass die Landesverbände keine eigenständige Außenpolitik betreiben konnten,¹⁰³ sondern vor allem dadurch, dass Kaisers Vorschlag für Hickmann ein tragfähiges Konzept für das von ihm ersehnte föderale und einheitliche Deutschland war. Das Scheitern der Moskauer Außenministerkonferenz und die Ablehnung von Kaisers Plan durch die SPD unter Kurt Schumacher Ende Mai müssen dementsprechend auch für Hickmann überaus enttäuschend gewesen sein.¹⁰⁴

Das Scheitern der deutschlandpolitischen Initiative Kaisers stand jedoch nur am Beginn diverser Aktionen von SED und SMAD, die das Ziel hatten, parallel zur zunehmenden Bolschewisierung der SED die Dominanz der Kommunisten in der SBZ auch nach außen hin zu festigen und gleichzeitig die Stellung der bürger-

⁹⁷ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 353-358.

⁹⁸ Vgl. WILDE, SBZ-CDU (wie Anm. 7), S. 411-429.

⁹⁹ Vgl. BRIGITTE KAFF (Bearb.), Die Unionsparteien 1946–1950. Protokolle der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU Deutschlands und der Konferenzen der Landesvorsitzenden (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 17), Düsseldorf 1991, S. XI f.

¹⁰⁰ Vgl. Protokoll der zweiten Sitzung der Arbeitsgemeinschaft in Königstein, 5./6. Februar 1947, in: KAFF, Unionsparteien (wie Anm. 99), S. 23.

¹⁰¹ Vgl. Bericht von Karl Buchheim an den sowjetischen Geheimdienst vom 27. März 1947, in: ACDP, Nachlass Karl Buchheim 01-188-001/3. Zu Buchheims Tätigkeit für die Sowjets vgl. BUCHHEIM, Lebensgeschichte (wie Anm. 47), S. 229-234.

¹⁰² Vgl. ‚Der zweite Landesparteitag der Union in Dresden‘, in: Neue Zeit vom 29. April 1947. Vgl. auch die Ausführungen im Arbeitsbericht für die SMAS für den Monat April 1947 vom 2. Mai 1947, in: ACDP 03-035-008.

¹⁰³ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 361.

¹⁰⁴ Vgl. zur Moskauer Konferenz: HANNES JÜRGEN KÜSTERS, Der Integrationsfriede. Viermächte-Verhandlungen über die Friedensregelung mit Deutschland 1945–1990 (Dokumente zur Deutschlandpolitik, Studien 9), München 2000, S. 314-365. Zu Schumachers Ablehnung der ‚Nationalen Repräsentation‘ vgl. PETER MERSEBURGER, Der schwierige Deutsche. Kurt Schumacher. Eine Biographie, Stuttgart 1995, S. 371-373. Vgl. auch Bericht des Nachrichtenamtes der Stadt Bautzen über eine Rede Hickmanns in Bautzen am 28. Juli 1947, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1872.

lichen Parteien zu schwächen.¹⁰⁵ Dazu gehörte eine Stärkung der Blockpolitik, die zur Einberufung von Landeskongressen des Blocks führte, die zum einen das Ziel hatten, die Massenorganisationen in die Blockarbeit einzubinden und zum anderen durch eben dieses Mittel dafür sorgen sollten, dass die eigenen deutschlandpolitischen Vorstellungen weit in die Bevölkerung getragen werden würden.¹⁰⁶ Hickmann nahm am sächsischen Kongress am 28. Juni 1947 teil, machte dort aber deutlich, dass er die Blockpolitik nur *für die notvolle Gegenwart* an die Stelle der bisherigen Koalitionspolitik stellen wolle.¹⁰⁷ Der Zonenvorstand sah sich genötigt, sich vor diesem Hintergrund deutlicher zu positionieren, und verabschiedete am 12. Juli auf Vorschlag Kaisers Richtlinien zur Blockpolitik.¹⁰⁸ Zwischen Kaiser und den Landesvorsitzenden gab es in Bezug auf diese Angelegenheit durchaus Meinungsverschiedenheiten, zumindest Hickmanns Verhältnis zu Kaiser blieb davon aber offenbar unberührt.¹⁰⁹

Ein Grund dafür dürfte gewesen sein, dass Hickmann sich einerseits durchaus bewusst war, dass die SED auf die Mitglieder der bürgerlichen Parteien an der Basis massiven Druck ausübte, und sich darüber keinerlei Illusionen hingab.¹¹⁰ Andererseits erforderte das übergeordnete Ziel der deutschen Einheit den Erhalt eines möglichst konfliktfreien Verhältnisses zur Besatzungsmacht.¹¹¹ Unter diesen Voraussetzungen stand er vorbehaltlos hinter der deutschlandpolitischen Linie Kaisers,¹¹² auch wenn er mit der Tonlage von Reden wie der auf dem 2. Parteitag der CDU im September 1947, in der Kaiser seine Partei als *Wellenbrecher des dogmatischen Marxismus* bezeichnete,¹¹³ nicht übereinstimmte, was er aber nur in-

¹⁰⁵ Vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 154; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 366; SCHMEITZNER/DONTH, Partei (wie Anm. 36), S. 351.

¹⁰⁶ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 368-371.

¹⁰⁷ Vgl. Rede von Hickmann auf dem 1. Landeskongress der antifaschistisch-demokratischen Parteien Sachsens in Dresden am 28. Juni 1947: *Die Demokratisierung des neuen Deutschlands*, in: ACDP 01-294-056/1. Die SED-Presse verfälschte diese Rede in ihrem Sinne, vgl. ‚Die Konferenz der Blockparteien Sachsens‘, in: Neues Deutschland vom 1. Juli 1947.

¹⁰⁸ Vgl. ‚Für aufrechte Unionspolitik‘, in: Neue Zeit vom 13. Juli 1947. Hierzu ausführlich vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 371-379.

¹⁰⁹ Baus sieht hingegen „erste Risse“ im Verhältnis der Landesvorsitzenden zu Kaiser, vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 374.

¹¹⁰ Vgl. den Beitrag von Gerhard Rohner auf der gemeinsamen Sitzung von Landtagsfraktion und geschäftsführendem Landesvorstand am 28. Juli 1947 sowie die Aussprache auf der Sitzung des Landesvorstandes am 16. September 1947, in: ACDP 03-035-001.

¹¹¹ Vgl. Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 16. September 1947: *Wir müssen immer ein gutes Verhältnis zur Besatzungsmacht erarbeiten, damit die Besatzungsmacht uns ihr Vertrauen schenkt*, in: ACDP 03-035-001.

¹¹² Dies galt auch für eine Revision der Oder-Neiße-Grenze, vgl. DONTH, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 122.

¹¹³ Vgl. Rede von Jakob Kaiser vor der Jahrestagung der CDU in Berlin am 6. September 1947, in: JAKOB KAISER, *Wir haben Brücke zu sein. Reden, Äußerungen und Aufsätze zur Deutschlandpolitik*, hrsg. von Christian Hacke, Köln 1988, S. 267.

direkt kritisierte.¹¹⁴ Diese Sichtweise findet in gewisser Weise ihre Bestätigung in einer Charakterisierung Hickmanns vom September 1947 durch den bei der SMAD für die CDU zuständigen Hauptmann Kratin, wonach er zwar „keine ehrliche Blockpolitik“ betreibe, jedoch durch seine praktische Arbeit seine loyale Haltung beweise.¹¹⁵

Die SMAD betrachtete spätestens seit dieser Zeit die Entfernung Jakob Kaisers aus seinem Amt als essenzielle Voraussetzung für die stärkere Einbindung der CDU.¹¹⁶ Auslösender Faktor hierfür war der Aufruf der SED zu einem ‚Deutschen Volkskongress für Einheit und gerechten Frieden‘ vom 26. November 1947, einen Tag nach Beginn der Londoner Außenministerkonferenz.¹¹⁷ Kaiser und Lemmer lehnten die Teilnahme am Volkskongress umgehend ab, da er kein repräsentatives Organ darstelle und daher eher ein Abbild der deutschen Zerrissenheit sei.¹¹⁸ Hickmanns erste Äußerung zu diesem Thema ist von der Landesvorstandssitzung am 1. Dezember überliefert. Er kritisierte die SED und die Idee des Volkskongresses mit aller gebotenen Schärfe und machte deutlich, dass man sich dieser unter keinen Umständen anschließen könne, betonte jedoch gleichzeitig, dass die CDU nun einfach Abseits stehe, was insbesondere seitens der Sowjets nicht verstanden werden würde. Daher sei in letzter Stunde eine Initiative nötig.¹¹⁹ Entsprechend kritisierte er auch auf der Sitzung des Zonenvorstandes einen Tag später, dass die Entscheidung ohne jede Fühlungnahme mit den Landesverbänden

¹¹⁴ Vgl. Protokoll der Sitzung des Landesvorstandes am 16. September 1947: *Die politischen Gegebenheiten in unserer Zone legen uns besondere Verpflichtungen auf. Es darf nicht dazu führen, daß die Vertrauensgrundlage, die wir mit unserer Besatzungsbehörde aufgebaut haben, irgendwie erschüttert wird. Da werden wir uns in mancher Beziehung einen schmerzlichen Verzicht [bei öffentlichen Reden] auferlegen müssen*, in: ACDP 03-035-001.

¹¹⁵ Vgl. DONT, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 123. Kratin betonte auch, dass Hickmann ein gutes Verhältnis zu Kaiser habe, jedoch im Konflikt über die Blockpolitik auf Distanz gegangen sei und eine Führungsrolle auf SBZ-Ebene für sich reklamiere. Ob dies jedoch mehr als Hörensagen ist, sei dahingestellt. Vgl. auch Charakterisierung von Hugo Hickmann durch den SED-Fraktionssekretär Jatzke vom 25. Januar 1949, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 867, Bl. 77.

¹¹⁶ Vgl. DONT, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 123 f.; DONT, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 308 f.

¹¹⁷ Vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 186 f.; MANFRED KOCH, Volkskongressbewegung und Volksrat, in: Broszat/Weber, SBZ-Handbuch (wie Anm. 75), S. 345-357, hier S. 349 f.

¹¹⁸ Vgl. MICHAEL RICHTER, Die Ost-CDU 1948–1952. Zwischen Widerstand und Gleichschaltung (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 19), Düsseldorf 21991, S. 32 f.; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 388.

¹¹⁹ Vgl. Protokoll der Sitzung des Landesvorstandes am 1. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-001. Die Auffassung von BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 391, dass Hickmann versucht habe, den Vorstand „behutsam von der Linie Kaisers abzubringen“, weil er in seinem Referat dessen eigenmächtiges Vorgehen bezüglich des Konsultativrates kritisierte, erscheint vor dem Hintergrund seiner weiteren Äußerungen bei der Sitzung wenig plausibel. Vgl. auch Tagebucheintrag von Ludwig Kirsch vom 1. Dezember 1947, in: HStA Dresden, 13795, Nr. 3.

erfolgt sei. Zwar sei der Landesverband Sachsen noch nicht an eine Teilnahme am Kongress gebunden, Landesregierung und Landtagspräsidium würden allerdings mit den ihnen angehörenden CDU-Mitgliedern dem Kongress beiwohnen.¹²⁰ Hickmanns Äußerungen machten die Zwangslage klar, unter denen die Landesverbände standen. Selbst wenn sie eine Teilnahme am Volkskongress ablehnten, war der Druck, der auf einzelne Mitglieder ausgeübt werden konnte, so groß, dass die Aufrechterhaltung einer geschlossenen Front gar nicht möglich war. Durch eine frühzeitige Fühlungnahme mit den Landesverbänden hätte dies möglicherweise vermieden werden können.¹²¹ Am Ende kam es zu dem Kompromiss, dass die CDU als Partei zwar nicht am Kongress teilnehmen werde, sofern aber *Mitglieder der Union, insbesondere auch in Ausübung sonstiger Funktionen, der Einladung zu dem Kongress Folge leisten, geschieht dies aus eigener Entschliessung, deren Motive der Vorstand unter den gegebenen Verhältnissen würdigt*.¹²² Aus Sicht Hickmanns war damit ein gangbarer Weg gefunden, denn auf der Landesblocksitzung am 3. Dezember verzichtete die sächsische CDU zwar auf einen Parteivertreter zur Vorbereitung des Volkskongresses, verwies aber darauf, dass sich die Mitglieder der Landtagsfraktion wählen lassen könnten, soweit sie sich vorschlagen ließen.¹²³ Hickmann selbst nahm, anders als die übrigen Landesvorsitzenden, nicht am Volkskongress teil.¹²⁴

Am 9. Dezember 1947 berichtete Hickmann in einer Arbeitsbesprechung von einer am gleichen Tag abgehaltenen Besprechung bei der SMAS in Dresden, in der ihm mitgeteilt worden war, dass Kaiser sich im politischen Gegensatz zur Mehrzahl der Mitglieder der CDU befinde und Hickmann sich daher in Berlin dafür einsetzen möge, dass die entsprechenden Konsequenzen gezogen würden.¹²⁵ Im

¹²⁰ Vgl. Protokoll der Sitzung des Vorstandes der Union am 2. Dezember 1947, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 137.

¹²¹ BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 392 f. scheint diesen Hintergrund und seine Folgen nicht in seiner vollen Konsequenz zu erfassen, wenn er summarisch darauf verweist, dass „ein immer weiteres Nachgeben die Partei weiter korrumpier[t]“ hätte.

¹²² Protokoll der Sitzung des Vorstandes der Union am 2. Dezember 1947, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 138. Der Kompromiss scheint schwer erkämpft worden zu sein, angeblich hätten Kaiser und Lemmer bei fehlender Unterstützung ihrer Erklärung sogar mit ihrem Rücktritt gedroht, vgl. Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 15. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-163.

¹²³ Vgl. Protokoll der Sitzung des sächsischen Blocks am 3. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-046. Kritisch dazu, aber insbesondere in seiner Interpretation der Entschließung vom 2. Dezember nicht völlig überzeugend vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 394 f.

¹²⁴ Vgl. Wortprotokoll der Vorstandssitzung am 11. Dezember 1947, in: BA Koblenz 1018/46, Bl. 190. Angeblich soll er einen Tag vor Beginn des Volkskongresses krank geworden sein, vgl. Stenogramm der Sitzung des erweiterten Hauptvorstandes am 5. Februar 1950, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 636. Vgl. auch BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 400.

¹²⁵ Vgl. Protokoll der Arbeitsbesprechung der Vorsitzenden am 9. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-001. Bereits früher scheint Sergej Tjulpanow Hickmann deutlich gemacht zu haben, dass die Sowjets nicht mehr mit Kaiser zusammenarbeiten würden, vgl. Tagebucheintrag von Ludwig Kirsch vom 2. Dezember 1947, in: HStA Dresden, 13795, Nr. 3. Das anwesende Vorstandsmitglied Reiner Mager berichtete Kaiser über

Klartext bedeutete dies nichts anderes, als dass Hickmann auf einen freiwilligen Rücktritt Kaisers hinwirken sollte, zumal nach Auskunft der Sowjets Kaiser mitgeteilt worden sei, dass er nicht mehr das Vertrauen der Besatzungsmacht besitze. Es ist anzunehmen, dass diese Entscheidung Hickmann schwer getroffen haben muss. Dies wurde auf der Sitzung des Zonenvorstandes am 11. Dezember mehr als deutlich, auf der er zunächst ausführlich über den Druck sprach, den die Sowjets auf ihn selbst wegen einer Teilnahme am Volkskongress ausgeübt hätten, in der ihm sogar mit einem *Kriegszustand* gedroht worden sei.¹²⁶ Im Anschluss daran betonte er, wie nicht nur ihm die vergangenen Tage zugesetzt hätten: *Wir haben alles versucht, die Linie, die wir verfolgt haben, zu halten. Aber es geht über die Kraft, sie ist einfach nicht zu halten. Ich will nicht erzählen, wie schwer es die Leute gehabt haben, die sich mit mir an unsere Beschlüsse gehalten haben. Die Leute sind fertig. [...] Wir können in der Zone nicht arbeiten, ohne dass wir ein gutes Einvernehmen haben mit der Besatzung. Wir müssen uns verstehen. Sonst geht das, was wir aufgebaut haben, verloren.*¹²⁷ Hickmann schlug letztlich vor, nochmals einen Vermittlungsversuch zu wagen, indem die Landesvorsitzenden mit oder ohne Kaiser mit Oberst Sergej Tjulpanow, dem mächtigen Leiter der Propagandaverwaltung der SMAD,¹²⁸ den weiteren Fortgang besprechen sollten. Die Sitzung wurde unter dem Eindruck von Hickmanns Ausführungen anschließend unterbrochen.

Hickmanns Ausführungen, insbesondere die Aussage, dass es *über die Kraft* gehe, müssen überaus emotional und bewegend vorgetragen worden sein, wenn man bedenkt, dass Zeitzeugen sich noch knapp 40 Jahre später daran erinnerten.¹²⁹ Mit diesen Schwierigkeiten, die Hickmann schilderte, womit er sicherlich vielen Anwesenden mit engem Kontakt zur Basis aus der Seele sprach, erscheint es überaus problematisch, dem sächsischen Landesvorsitzenden zu unterstellen, wie zum Teil in der Forschung geschehen, dass er plante, Kaiser politisch in der SBZ auszu-

diese Sitzung in einem Schreiben vom folgenden Tag, vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 196.

¹²⁶ Vgl. Wortprotokoll der Vorstandssitzung am 11. Dezember 1947, in: BA Koblenz N 1018/46, Bl. 190.

¹²⁷ Vgl. ebd., Bl. 191.

¹²⁸ Vgl. zu Tjulpanow: GERHARD WETTIG (Hg.), *Der Tjul'panov-Bericht. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg* (Berichte und Studien 63), Göttingen 2012, S. 18–24.

¹²⁹ Vgl. Wortprotokoll der Tagung des ACDP ‚Die CDU in der SBZ 1946–1948‘ im Kloster Walberberg am 22./23. November 1982, S. 215–218 (Johann Baptist Gradl) bzw. S. 224 f. (Ernst Eichelbaum), in: ACDP 12-001-0827/5; Wortprotokoll der Tagung des ACDP ‚Die CDU in der SBZ/DDR 1946–1952‘ in Eichholz am 5./6. Juli 1988, S. 256 f. (Willi Oesterlein), in: ACDP 12-001-0828/4. Kaiser selbst betonte wenige Tage später, dass Hickmann seine Ausführungen *in bewogender Weise* zum Ausdruck gebracht habe, vgl. Erklärung von Jakob Kaiser vor den Vorsitzenden der Landesverbände, in: ACDP, Bestand Exil-CDU 03-013-667/9. Vgl. auch JOHANN BAPTIST GRADL, *Anfang unter dem Sowjetstern. Die CDU 1945–1948 in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*, Köln 1981, S. 158.

schalten, nicht aber persönlich mit ihm zu brechen.¹³⁰ Dies wird noch deutlicher, wenn man Aussagen Hickmanns in den Sitzungen des Landesvorstandes am 2. und 3. Januar 1948 berücksichtigt, in denen er den anwesenden Vorstandsmitgliedern vom Gang der Ereignisse berichtete, die zum Sturz Kaisers geführt hatten.¹³¹ Demnach fanden während der Unterbrechung der Vorstandssitzung am 11. Dezember Vorbereitungen mit den sowjetischen Offizieren statt. Dabei unterbreitete Hickmann im Einvernehmen mit Kaiser den Vorschlag, dass sich dieser bis zur Beilegung des Konflikts in der politischen Leitung der Union zurückhalten solle. Die Leitungsfunktion würde in dieser Zeit durch Lemmer in Verbindung mit Hickmann und dem mecklenburgischen Vorsitzenden Reinhold Lobedanz ausgeübt, wobei diese Regelung nicht nach außen kommuniziert werden sollte.¹³² Obwohl sich Tjulpanow und Kaiser mit diesem Vorschlag als Verhandlungsgrundlage einverstanden erklärten, forderte die SMAD zusätzlich, dass nicht nur Kaiser, sondern auch Lemmer aus der Leitung der CDU ausgeschaltet und Hickmann, da Lobedanz aufgrund einer Erkrankung längere Zeit nicht zur Verfügung stehen würde,¹³³ mit der Führung beauftragt werden solle. Dies sei schließlich auch so geschehen.

Das Wort- wie auch das offizielle Protokoll der Sitzung vom 11. Dezember 1947 vermerken von all dem nichts. Nach der Unterbrechung habe Lemmer bekanntgegeben, dass die Landesvorsitzenden ohne Kaiser und ihn mit den Sowjets verhandeln sollten, und Kaiser ergab sich der Hoffnung, dass diese Aussprache zu einer Lösung führe.¹³⁴ Hickmann selbst sprach rückblickend von einer *streng-vertrauliche[n] Regelung*.¹³⁵ Die Angaben Hickmanns sind leider aufgrund des Fehlens weiterer Quellen nicht überprüfbar. Auch auf der Sitzung des erweiterten

¹³⁰ Vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 201; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 401.

¹³¹ Zum Folgenden vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-001; Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes vom 3. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 40 f. Vgl. auch: Niederschrift von Karl Buchheim zu den Sitzungen am 2. und 3. Januar 1948, in: Archiv des Instituts für Zeitgeschichte München (im Folgenden: IfZ-Archiv München), Nachlass Karl Buchheim, ED 406.

¹³² Zu Lemmers Rolle im Rahmen der Absetzung Kaisers vgl. grundsätzlich: STEFAN CREUZBERGER, Opportunismus oder Taktik? Ernst Lemmer, die sowjetische Besatzungsmacht und der Umgang mit neuen „Schlüsseldokumenten“, in: Michael Richter/Martin Reißmann (Hg.), Die Ost-CDU. Beiträge zu ihrer Entstehung und Entwicklung (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 2), Weimar/Köln/Wien 1995, S. 37–46.

¹³³ Vgl. CHRISTIAN SCHWIESELMANN, Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands in Mecklenburg und Vorpommern. Von der Gründung bis zur Auflösung des Landesverbandes (1945–1952) (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 58), Düsseldorf 2011, S. 236.

¹³⁴ Vgl. Protokoll der Vorstandssitzung am 11. Dezember 1947, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 143 f.; Wortprotokoll der Vorstandssitzung am 11. Dezember 1947, in: BA Koblenz 1018/46, Bl. 193 f.

¹³⁵ Vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-001.

Landesvorstandes am 15. Dezember hielt sich Hickmann an die genannte Absprache und betonte, dass er hoffe, das Gespräch der Landesvorsitzenden mit Tjulpanow werde eine Lösung bringen.¹³⁶ In der Aussprache musste sich Hickmann einiger Kritik stellen, insbesondere zu seiner Zustimmung zur Teilnahme am sächsischen Landeskongress am selben Tag.¹³⁷ In seinem Vortrag hatte Hickmann sich unter anderem damit gerechtfertigt, dass Kaiser gesagt habe, er sei *mit der Durchführung von Landeskongressen auf der Grundlage der Blockpolitik einverstanden*. Diesem wurde von der Landesfrauenreferentin Ruth Matthaes widersprochen mit dem Hinweis, dass ein *Dresdner Freundeskreis Jakob Kaisers* mit Kaiser selbst Verbindung aufgenommen und er ihnen mitgeteilt habe, dass er zwar mit der Teilnahme an Blockveranstaltungen zur Londoner Konferenz einverstanden sei, nicht jedoch mit Volkskongressen, die sich nur dem Berliner Kongress angeschlossen hätten. Daraufhin erklärte Matthaes: *Ich persönlich bin nicht in der Lage, Prof. Hickmanns Weg zu folgen*. Auch andere Mitglieder des Landesvorstandes kritisierten Hickmanns Teilnahme am Landeskongress, sodass er sich schließlich dazu bereit erklärte, eine Erklärung vor dem Kongress abzugeben, in der er den Landeskongress ausdrücklich als *auf der Grundlage der Blockpolitik* stehend ansprach. Die des Öfteren in der Literatur zu findende Aussage, dass es im Landesvorstand zu „schweren inneren Kämpfen“ gekommen sei,¹³⁸ muss relativiert werden. Zum einen scheint die Erklärung Hickmanns die Situation beruhigt zu haben, zum anderen richtete sich die Kritik nur auf die Teilnahme am Landeskongress, ausdrücklich nicht jedoch auf die Rolle Hickmanns in den Vorgängen um Kaiser.

Am 16. Dezember wurde den Landesvorsitzenden durch sowjetische Offiziere mitgeteilt, dass Tjulpanow mit Hickmanns Vermittlungsvorschlag einverstanden sei.¹³⁹ Allerdings verweigerte sich Kaiser am Vormittag des 19. Dezember, da er, den guten Willen der Bemühungen anerkennend, im Falle seiner vorübergehenden

¹³⁶ Vgl. Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 15. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-163. Dazu auch Hickmanns spätere Aussage über den unvollständigen Bericht auf dieser Sitzung aufgrund der Vertraulichkeit verschiedener Aspekte, vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-001.

¹³⁷ Zum Folgenden vgl. Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 15. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-163; Bericht von Rudolf Schmidt über die Sitzung des Landesvorstandes am 15. Dezember 1947, in: BA Koblenz N 1018/46, Bl. 204 f. Vgl. dazu auch Schreiben von Rainer Mager an Jakob Kaiser vom 15. Dezember 1947, in: BA Koblenz N 1018/46, Bl. 199; Tagebucheintrag von Ludwig Kirsch vom 15. Dezember 1945, in: HStA Dresden, 13795, Nr. 3.

¹³⁸ Vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 201. Ihm folgend, aber die Aussagen Conzes recht ungenau und verkürzend wiedergebend: DONTH, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 312; DERS., Militäradministration (wie Anm. 36), S. 125. Eher zurückhaltend: BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 402-404.

¹³⁹ Ursprünglich sollte die Besprechung der Landesvorsitzenden mit Tjulpanow an diesem Tag stattfinden, diese musste aber verschoben werden, da der sowjetische Außenminister Molotow am selben Tag in Berlin eingetroffen war, vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 201 f.

Beschränkung eine Spaltung der CDU befürchtete.¹⁴⁰ Am Nachmittag desselben Tages fand schließlich das Gespräch mit Tjulpanow statt. Hickmann, der als Senior der Runde und Vorsitzender des mitgliederstärksten Landesverbandes offenbar die Führung übernommen hatte, versuchte Tjulpanow mit Nachdruck davon zu überzeugen, dass die Auseinandersetzungen mit Kaiser allein auf Missverständnissen beruhten, und berief sich insbesondere darauf, dass seine Aussagen vor allem dem Versuch geschuldet waren, mit der CDU in den Westzonen zu einer Einigung zu gelangen. Tjulpanow wies dies jedoch zurück und forderte, dass Kaiser und Lemmer aus der politischen Führung auszuschalten seien. Im Anschluss trafen die Landesvorsitzenden nochmals mit Kaiser und Lemmer zusammen. Wie zu erwarten war, wollten diese der Forderung der Sowjets nicht nachkommen. Schließlich gaben die Landesvorsitzenden eine Erklärung ab, wonach sich die Landesverbände so lange von der Zonenleitung trennen würden, bis die Basis einer vertrauensvollen Zusammenarbeit mit der SMAD wiederhergestellt worden sei. Dies habe trotz des Vertrauens zu Jakob Kaiser zu geschehen, da ansonsten die Fortsetzung der Arbeit der CDU in der SBZ nicht möglich sei.¹⁴¹ Aus Sicht der Landesvorsitzenden war dies ein annehmbarer Ausweg aus dem Dilemma. Man hatte sich einerseits rein formell von Kaiser und Lemmer getrennt, ohne ihnen das Misstrauen auszusprechen, was an der Parteibasis sicherlich für Verwerfungen gesorgt hätte, und konnte als Vorbild für eine kooperative Leitung auf die Strukturen der CDU in der US-amerikanischen und der französischen Zone verweisen,¹⁴² andererseits gab man den Ball wieder an Tjulpanow zurück, da keine formelle Absetzung der Parteileitung erfolgt war.¹⁴³ Auch die Sorge um Konsequenzen für die Mitglieder an der Basis im Zuge einer völligen Verweigerung der Zusammenarbeit mag eine Rolle gespielt haben.¹⁴⁴

Tjulpanow ließ keine Zeit verstreichen. Am Vormittag des 20. Dezember 1947 ließ er mitteilen, dass ab sofort die Vorsitzenden der Landesverbände unter Lobe-

¹⁴⁰ Zu den Geschehnissen am 19. Dezember 1947 vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-001; Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes vom 3. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 41 f.; Erklärung von Jakob Kaiser vor den Vorsitzenden der Landesverbände am 19. Dezember 1947, in: ACDP 03-013-667/9. Vgl. auch Niederschrift von Karl Buchheim zu den Sitzungen am 2. und 3. Januar 1948, in: IfZ-Archiv München ED 406. Vgl. auch GRADL, Anfang (wie Anm. 129), S. 137-139; DONT, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 312 f.; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 405 f.; WETTIG, Tjul'panov-Bericht (wie Anm. 128), S. 228.

¹⁴¹ Vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 204. Nach seinen Angaben wurde die Erklärung in Abwesenheit Kaisers verfasst, da er diese erst am Morgen des 20. Dezember auf seinem Schreibtisch vorfand.

¹⁴² So auch Hickmann, vgl. Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes vom 3. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 42. Vgl. dazu HANS-OTTO KLEINMANN, Geschichte der CDU 1945–1982, Stuttgart 1993, S. 69.

¹⁴³ Vgl. DONT, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 313.

¹⁴⁴ Vgl. Wortprotokoll der Tagung des ACDP ‚Die CDU der SBZ/DDR 1948–1952‘ in Eichholz am 11./12. November 1987, S. 152, in: ACDP 12-001-0828/2.

danz und Hickmann als oberste Führung der Partei betrachtet würden. Zur Sicherung der laufenden Geschäfte sollten die Landesvorsitzenden Beauftragte benennen.¹⁴⁵ Hickmann, der bereits zurück nach Dresden gefahren war, erhielt ein Telegramm mit den entsprechenden Anweisungen der SMAD und fuhr bereits am 23. Dezember wieder nach Berlin zurück, um die Angelegenheit vor Ort zu klären. In einer Presseerklärung machte er schließlich deutlich, wie sich die Lage aus seiner Sicht darstellte, wobei er den Vorgang weiterhin auf der Basis seines Vorschlages vom 11. Dezember interpretierte. Kaiser und Lemmer seien weder abgesetzt noch zurückgetreten, sondern *vorläufig für funktionsunfähig erklärt* worden. Hickmann werde die Geschäfte des Zonenvorsitzenden führen, da Lobedanz durch seine Erkrankung noch längere Zeit ausfallen werde. Die Gesamtleitung der Union liege bei den sechs Landesvorsitzenden, denen ein Koordinationsausschuss als geschäftsführendes Organ beigelegt werde, bestehend aus dem brandenburgischen Landesvorsitzenden Wilhelm Wolf, Generalsekretär Georg Dertinger und Otto Nuschke.¹⁴⁶ Zudem hatte er den Sowjets gegenüber erklärt, dass dies nur eine Übergangslösung sei, dass die Partei am Ende eine demokratische Entscheidung über diese Angelegenheit treffen müsse und dass die CDU auch in dieser Übergangszeit *eine auf der Grundlage unserer Partei beruhende Politik durchführen* könne. All dies sei von der SMAD anerkannt worden.¹⁴⁷

Diese Vorgänge wurden deshalb relativ ausführlich dargestellt, weil die Gesamtbeurteilung Hugo Hickmanns untrennbar mit ihnen verknüpft ist. Dabei scheinen Ansichten der Art, dass er in dieser Zeit „schwankend und ohne eindeutige Kursbestimmung“¹⁴⁸ oder gar als „Werkzeug Tjulanows“¹⁴⁹ und in einer „zweifelnde[n] Rolle“¹⁵⁰ agiert habe, kaum mit den Tatsachen vereinbar zu sein. Fakt ist, dass Hickmann von Anfang an versucht hat, einerseits Kaisers Position so gut als möglich zu unterstützen und andererseits die Arbeitsfähigkeit der CDU in der SBZ aufrechtzuerhalten. Seit der Vorstandssitzung am 11. Dezember, auf der er bekennen musste, dass es *über die Kraft* gehe, was mit dem nur indirekt geäußerten Vorwurf einherging, dass man in der Viermächtestadt Berlin wenig Ahnung davon habe, wie die reale Situation unter der sowjetischen Besatzung sei,¹⁵¹

¹⁴⁵ Vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 204 f.; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 407.

¹⁴⁶ Vgl. Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes vom 3. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 43. Der Wunsch Hickmanns, dass dem Koordinierungsausschuss auch Robert Tillmanns und Heinrich Krone angehören sollten, blieb unerfüllt. Nachdem Tillmanns von den Sowjets abgelehnt worden war, verweigerte auch Krone seine Mitarbeit. Vgl. auch CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 206 f.

¹⁴⁷ Vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-001; Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes vom 3. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 43.

¹⁴⁸ Vgl. BAUS, Christlich-Demokratische Union Deutschlands (wie Anm. 5), S. 144.

¹⁴⁹ Vgl. DONTN, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 310.

¹⁵⁰ Vgl. TISCHNER, Katholische Kirche (wie Anm. 12), S. 243.

¹⁵¹ Vgl. Wortprotokoll der Vorstandssitzung am 11. Dezember 1947, in: BA Koblenz N 1018/46, Bl. 191: *Man muss auch mal in Berlin mit einer Entscheidung warten und erst die Möglichkeit gegenseitigen Verstehens geprüft werden.*

scheint Hickmann die treibende Kraft dahinter gewesen zu sein, zwischen Kaiser und Tjulpanow zu einem Kompromiss zu kommen. Dabei ist es abwegig, ihm in diesem Zusammenhang „persönlichen Ehrgeiz“¹⁵² zu unterstellen. Die entscheidenden Impulse zur letztlichen Absetzung Kaisers gingen immer von den Sowjets aus. Am Ende musste sich Hickmann den gegebenen Realitäten stellen.¹⁵³

IV. Jahre des Wandels (1948/49)

Wie schon erwähnt fanden zu Beginn des Jahres 1948 je eine Sitzung des geschäftsführenden und des erweiterten Landesvorstandes statt, auf denen Hickmann über die Entwicklungen in der Krise um Jakob Kaiser berichtete. Dabei stellte er nochmals die Bedeutung der Geschlossenheit der CDU heraus und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass es keinen Riss in der Partei gebe. Er betonte: *Wir arbeiten nicht nur für heute, die entscheidende Aufgabe der Union liegt in der Zukunft. Und für diese entscheidende Aufgabe müssen wir uns in voller Kraft bereithalten.* Im Rahmen der kurzen Aussprache wurde keine Kritik an Hickmanns Kurs geübt. Durch eine einmütige Zustimmung zu einer entsprechenden Entschließung wurde die vom Landesvorsitzenden geschilderte aktuelle Situation an der Spitze der CDU anerkannt, aber auch die Einberufung eines außerordentlichen Parteitages gefordert.¹⁵⁴ Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass kritische Stimmen von der Sitzung ferngehalten worden sein könnten.¹⁵⁵

Entscheidend für Hickmann war nun, wie sich das Verhältnis zu Kaiser entwickelte. Dieser verfasste am 5. Januar einen Brief, in dem er Hickmann seine Position klarmachte. Er betonte, dass er die Festlegungen der SMAD nicht anerkennen könne, was somit auch auf den Koordinierungsausschuss zutrefte. Auch er forderte die möglichst schnelle Einberufung eines Parteitages.¹⁵⁶ Beide trafen aber offenbar in der Folgezeit regelmäßig zu Besprechungen miteinander zusammen.¹⁵⁷

¹⁵² Vgl. TISCHNER, Katholische Kirche (wie Anm. 12), S. 237.

¹⁵³ Vgl. auch: Beitrag zu Hugo Hickmann, in: Volkmar Hänel, Materialsammlung zur Geschichte des Landesverbandes Sachsen der Christlich-Demokratischen Union 1945–1952, S. 4, in: ACDP, Landesverband Sachsen (ab 1990) 03-053-055/1.

¹⁵⁴ Vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-001; Protokoll der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes vom 3. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 45 f.

¹⁵⁵ Vgl. Bericht aus Sachsen vom 27. Januar 1948, in: ACDP 03-013-343/2. Darunter scheinen mindestens die Vorsitzenden der Kreisverbände Chemnitz-Land, Görlitz-Stadt und Görlitz-Weißwasser gefallen zu sein, vgl. Schreiben von Pfarrer Wendelin Siebrecht an Hickmann vom 2. Januar 1948, in: ACDP 03-035-073.

¹⁵⁶ Vgl. Schreiben von Jakob Kaiser an Hugo Hickmann vom 5. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 74 f. Die SMAD verhinderte die rasche Einberufung eines Parteitages jedoch, offenbar aus Sorge um öffentliche Unterstützung für Kaiser, sodass erst im September einer stattfinden konnte, vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 42.

¹⁵⁷ Vgl. Schreiben von Hugo Hickmann an Jakob Kaiser vom 13. Januar 1948, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 114. Vgl. auch BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 412.

Dies hielt Kaiser jedoch nicht davon ab, die Sowjets und ihre Fürsprecher in der CDU, insbesondere Otto Nuschke, in öffentlich gehaltenen Reden zu kritisieren und Verständnis für die westdeutschen Kritiker der CDU der SBZ zu äußern.¹⁵⁸ Hickmann muss über diese Äußerungen verärgert gewesen sein, liefen sie doch seinen Bemühungen, Kaiser als Führungsfigur zu erhalten, entgegen. So stellte er fest, dass diese Ansprachen die Brücken zur SMAD abgebrochen hätten.¹⁵⁹ Als verantwortlich dafür sah er vor allem das Umfeld Kaisers, insbesondere Gradl und Kaisers spätere zweite Ehefrau Elfriede Nebgen, was ihn zu der Aussage *Gott schütze Kaiser vor seinen Freunden!* veranlasst haben soll.¹⁶⁰ Bereits am 17. Januar betonte Hickmann auf einer Kreiskonferenz in Dresden, dass Kaiser die ganze Lage in der SBZ noch schwieriger gemacht habe und dass es ausgeschlossen sei, ihn wieder zum Vorsitzenden wählen zu können.¹⁶¹ Am 6. Februar konnte er die sächsischen Kreisvorsitzenden bei nur drei Enthaltungen einstimmig auf eine entsprechende Entschließung festlegen.¹⁶² Hickmann hielt aber weiterhin an dem politischen Kurs Kaisers fest. Ausdrücklich wurde im Rundfunk sein Vorschlag der Schaffung einer Repräsentanz aus Vertretern der Länderparlamente erwähnt.¹⁶³ Bereits am 12. Februar stimmte er jedoch der Teilnahme der CDU am Zweiten Deutschen Volkskongress zu, der im März 1948 in Berlin stattfand, aber auch in diesem Beschluss wurde nicht der Hinweis unterlassen, den Volkskongress in die Bemühungen der Arbeitsgemeinschaft von CDU und CSU um eine gesamtdeutsche Verfassung einzuordnen.¹⁶⁴ Kritik an der Entscheidung begegnete Hickmann geradezu entschuldigend damit, dass alle Landesverbände außer Sachsen ohnehin am Volkskongress teilnehmen würden, was zu einem noch größeren Debakel als beim ersten Volkskongress geführt hätte, und dass es nun die Aufgabe

¹⁵⁸ So insbesondere in zwei Reden im westlichen Teil Berlins, vgl. ‚Um Demokratie und Freiheit‘ am 10. Januar 1948 sowie ‚Einheit und Freiheit‘ am 18. Januar 1947 in: KAISER, Brücke (wie Anm. 113), S. 299-314; vgl. CONZE, Jakob Kaiser (wie Anm. 27), S. 214-216.

¹⁵⁹ Vgl. Protokoll der Sitzung der Landesvorsitzenden und des Koordinierungsausschusses am 11. und 12. Februar 1948, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 180. Vgl. auch Schreiben von Hickmann an den Görlitzer Bürgermeister Fritz Seichter vom 11. März 1948, in: ACDP 03-035-073. Gleichzeitig bemühte er sich darum, öffentliche Angriffe auf Kaiser zu unterbinden, wie etwa durch den Artikel von GEORG DERTINGER, ‚Zur Lage in der CDU‘, in: Neue Zeit vom 13. Januar 1948. Vgl. auch Schreiben von Hickmann an Walther Schreiber vom 24. Januar 1948, in: ACDP 03-035-073.

¹⁶⁰ Vgl. Bericht von Karl Buchheim an den sowjetischen Geheimdienst vom Januar 1948, in: ACDP 01-188-001/3.

¹⁶¹ Vgl. Bericht aus dem Kreisverband Dresden vom 30. Januar 1948, in: ACDP 03-013-343/2.

¹⁶² Vgl. Niederschrift der Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes, erweitert durch die Kreisvorsitzenden, in: BA Koblenz N 1018/51, Bl. 208. Vgl. auch den entsprechenden Bericht zur Sitzung, in: ACDP 03-013-343/2.

¹⁶³ Vgl. Rundfunkvortrag vom 28. Januar 1948, in: ACDP, Bestand Kreisverband Berlin-Mitte 02-101-030; vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 419.

¹⁶⁴ Vgl. ‚CDU beim Volkskongress‘, in: Neue Zeit vom 13. Februar 1948.

der CDU sei, Fehlentwicklungen zu verhindern.¹⁶⁵ In diesem Sinne bemühte sich Hickmann auf dem Volkskongress darum, im Sinne des Beschlusses vom 12. Februar zu handeln.¹⁶⁶ Auch in einer Erklärung der CDU zur Schaffung des Deutschen Volksrates im März wurde dessen quasiparlamentarische Funktion bestritten und als Ziel weiterhin die Einberufung einer verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung gefordert.¹⁶⁷

Vor diesem Hintergrund fällt bei der Sichtung der Protokolle der Sitzungen der Landesvorsitzenden und des Koordinationsausschusses auf, dass Hickmann sich ebenfalls ab März 1948 immer mehr zurückzog und stattdessen Dertinger und Nuschke, die ja eigentlich nur eine geschäftsführende Funktion innehatten, die Berichterstattung übernahmen und teilweise sogar direkt mit der SMAD verhandelten.¹⁶⁸ Die Gründe dafür bleiben unklar. Es ist nicht auszuschließen, dass dem mittlerweile 70-jährigen Hickmann die Mehrfachbelastung als Landesvorsitzender, Vizepräsident des Sächsischen Landtages und Vorsitzender der Landtagsfraktion in Dresden sowie als amtierender Zonenvorsitzender in Berlin zu schaffen machte, zumal die politische Lage in der SBZ seit dem Frühjahr 1948 massiven Veränderungen unterworfen war.¹⁶⁹ Die Verschärfung der sowjetischen Deutschlandpolitik im Zuge der Etablierung der „Zwei-Lager-Theorie“¹⁷⁰ sowie die damit einhergehende Transformation der SED zu einer marxistisch-leninistischen ‚Partei neuen Typus‘ zog nicht nur die Ausschaltung der noch verbliebenen überzeugten Sozialdemokraten in der SED nach sich,¹⁷¹ sondern führte auch in den bürgerlichen Parteien zu massiven Säuberungsaktionen und weitgehenden Eingriffen in das Parteileben zugunsten von ‚fortschrittlich‘ gesinnten Parteimitgliedern.¹⁷² Außerdem wurden mit Unterstützung der SED zwei weitere Parteien gegründet,

¹⁶⁵ Vgl. Schreiben von Hickmann an den Leipziger CDU-Vorsitzenden Carl Günter Ruland vom 20. Februar 1948, in: ACDP 03-035-073. Vgl. auch BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 434.

¹⁶⁶ Vgl. seine Ausführungen zur Eröffnung des Volkskongresses am 18. März 1948: ‚CDU und Volksrat‘, in: Union teilt mit vom April 1948, S. 1 f.

¹⁶⁷ Vgl. Erklärung der Christlich-Demokratischen Union zum Deutschen Volksrat vom 17. März 1948, in: ACDP 07-011-1244.

¹⁶⁸ Vgl. die entsprechenden Protokolle, in: ACDP 07-011-2037. Vgl. insbesondere das Protokoll der 6. Sitzung am 16. März 1948, in der sich Hickmann beschwerte, dass Nuschke eine Besprechung mit Tjulpanow gehabt habe, ohne die Vorsitzenden darüber im Vorfeld zu unterrichten.

¹⁶⁹ Die Sorge, dass die Doppelbelastung auf Kosten der Arbeit im Landesverband und der Landtagsfraktion gehen würde, wurde bereits sehr früh geäußert, vgl. Schreiben von Pfarrer Ernst Günter Haß an Hickmann vom 27. Dezember 1947, in: ACDP 03-035-072.

¹⁷⁰ Vgl. GERHARD WETTIG, *Bereitschaft zu Einheit in Freiheit? Die sowjetische Deutschland-Politik 1945–1955*, München 1999, S. 120.

¹⁷¹ Vgl. SCHMEITZNER/DONTH, *Partei* (wie Anm. 36), S. 358–376; ANDREAS MALYCHA/PETER JOCHEN WINTERS, *Geschichte der SED. Von der Gründung bis zur Linkspartei* (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 1010), Bonn 2009, S. 60–71.

¹⁷² Vgl. RICHTER, *Ost-CDU* (wie Anm. 118), S. 88–91; BAUS, *Union* (wie Anm. 6), S. 421–427.

die Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NDPD) und die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD), die die Aufgabe hatten, CDU und LDP Konkurrenz zu machen und sie so zu schwächen.¹⁷³ Hinzu kam, dass Stalin die sowjetische Politik zunehmend darauf ausrichtete, die SBZ zu einem eigenen Staat zu entwickeln, in dem die SED die führende Rolle einnehmen sollte.¹⁷⁴

Aus Sicht der SMAD war Otto Nuschke mit seinen prosovjetischen Positionen der geeignete Kandidat für den Posten des Zonenvorsitzenden.¹⁷⁵ Dabei war sich Hickmann des geringen Ansehens Nuschkes in Teilen der Basis bewusst.¹⁷⁶ Noch kurz vor dem Parteitag selbst, der vom 18. bis 20. September 1948 in Erfurt stattfand,¹⁷⁷ versuchte man mittels einer sächsischen Initiative ein Direktorium aus vier gleichberechtigten Vorsitzenden zu schaffen, darunter Nuschke und Hickmann. Dieser Versuch, Hickmann als eine Art Gegengewicht zu Nuschke zu installieren, scheiterte am Veto der SMAD,¹⁷⁸ die über Beeinflussung und Druck, insbesondere auf Pfarrer Ludwig Kirsch, der in diesem Zusammenhang offenbar eine wichtige Rolle spielte,¹⁷⁹ Nuschke zum neuen ersten Vorsitzenden wählen ließ. Hickmann erlangte jedoch mit 228 Stimmen das beste Ergebnis unter den vier Vorsitzenden des Zonenverbandes, ein Beleg dafür, wie hoch sein Ansehen in der Gesamtpartei nach wie vor war.¹⁸⁰

Auch auf dem Feld der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU, wo Hickmann die CDU der SBZ weiterhin zusammen mit Kaiser und Lemmer vertrat, musste er sich behaupten. Auf der Sitzung am 27./28. Dezember 1947 in Berlin wurden noch alle drei als Vertreter ausdrücklich anerkannt und ihnen das *volle Vertrauen der Gesamtunion* ausgesprochen.¹⁸¹ Bereits auf der Kölner Vorstandssitzung der Arbeitsgemeinschaft am 3./4. Februar 1948 wurde allerdings klar die Erwartung

¹⁷³ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 102-105; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 442-446.

¹⁷⁴ Vgl. GERHARD WETTIG, Die Gründung der DDR vor dem Hintergrund von Stalins Deutschlandpolitik, in: Heiner Timmermann (Hg.), Die DDR in Deutschland. Ein Rückblick auf 50 Jahre (Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen 93), Berlin 2001, S. 119-137, hier S. 130-133.

¹⁷⁵ Vgl. BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 450.

¹⁷⁶ Vgl. Schreiben des Görlitzer Bürgermeisters Fritz Seichter an Hickmann vom 3. März 1948, in: ACDP 03-035-073.

¹⁷⁷ Vgl. Stenographisches Protokoll des 3. Parteitages der CDU am 18./19. September 1948 in Erfurt, in: ACDP 07-011-1899. Vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 119-126; BAUS, Union (wie Anm. 6), S. 451-455.

¹⁷⁸ Vgl. Protokoll der Sitzung des engeren Landesvorstandes der CDU Brandenburg am 22. September 1948, in: ACDP, Bestand Landesverband Brandenburg 03-033-001. Vgl. auch die Aussage von Maria Eichelbaum auf der Tagung des ACDP ‚Die CDU in der SBZ 1946–1948‘ im Kloster Walberberg am 22./23. November 1982, S. 341, in: ACDP 12-001-0827/5.

¹⁷⁹ Vgl. den Tagebucheintrag von Ludwig Kirsch vom 18. September 1948, in: HStA Dresden, 13795, Nr. 3.

¹⁸⁰ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 122.

¹⁸¹ Vgl. Gemeinsame Erklärung der CDU/CSU Deutschlands, in: KAFF, Unionsparteien (wie Anm. 99), S. 196 f.

ausgesprochen, dass Hickmann als momentan geschäftsführendes Vorstandsmitglied die Aufgabe habe, *die CDU in der Ostzone auf der politischen Grundlage zu halten, die die Gesamtunion als verpflichtend ansieht*.¹⁸² Hingegen drohte die Lage auf der Vorstandssitzung in Frankfurt am 26. April zu kippen. Gemäß einem Bericht Konrad Adenauers forderte Kaiser, die Ostzone als nicht mehr zur CDU gehörig zu betrachten. Hickmann betonte, dass man zwar unter einem starken Druck seitens der Besatzungsmacht stehe, eine Aufgabe der CDU der SBZ aber nicht infrage komme. Damit würde man späterer nationalistischer Agitation das Feld öffnen und man müsse berücksichtigen, dass die CDU der SBZ weiterhin, wenn auch in beschränktem Maße, nach den CDU-Prinzipien handeln könne. Eine Auflösung komme nicht infrage, weil sonst nur das Personal an der Spitze durch die Sowjets ausgetauscht werden würde, was auch Kaiser und Lemmer zugestehen mussten. Hickmann wies aber auch ausdrücklich darauf hin, *daß der Augenblick kommen werde, wo die an der Spitze stehenden Männer erklären müßten, diese Arbeit nicht weiter mit ihrem Gewissen vereinbaren zu können*.¹⁸³ Kaiser konnte sich mit seinen weitreichenden Forderungen nicht durchsetzen. Jedoch machten die Unionsparteien der Westzonen im Kommuniqué deutlich, dass sie den Volkskongress als undemokratisch ablehnten und gleichzeitig von der CDU in der SBZ erwarteten, *daß sie den Kampf für Christentum, Demokratie und persönliche Freiheit getreu den Unionsideen fortsetzt*.¹⁸⁴ Das bereits gestörte Verhältnis zu Kaiser scheint jedoch infolgedessen weiter gelitten zu haben, wie dessen scharfe Kritik gegenüber Hickmann bezüglich der Berichterstattung über den Verlauf der Vorstandssitzung verdeutlicht.¹⁸⁵ Auch hier ist jedoch auffallend, dass Hickmann an keinen weiteren Sitzungen mehr teilnahm. Erst nach dem Amtsantritt Nuschkes beschloss der Vorstand am 21. September 1948 in Königswinter, nicht mit der in Erfurt gewählten Parteileitung zusammenzuarbeiten. Stattdessen wurde Jakob Kaiser als rechtmäßiger Repräsentant der CDU der SBZ anerkannt.¹⁸⁶

¹⁸² Vgl. Kommuniqué, in: ebd., S. 202 f.

¹⁸³ Vgl. Protokoll über die Sitzung des Zonenausschusses der CDU der britischen Zone am 19. und 20. Mai 1948 in Bad Meinberg/Lippe, in: Konrad Adenauer und die CDU der britischen Besatzungszone 1946–1949. Dokumente zur Gründungsgeschichte der CDU Deutschlands, hrsg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bonn 1975, Nr. 20, S. 493 f. Vgl. auch ‚Der ‚Dolchstoß‘, in: Der Tag vom 14. Mai 1948, sowie: Beitrag zu Hugo Hickmann, in: Volkmar Hänel, Materialsammlung zur Geschichte des Landesverbandes Sachsen der Christlich-Demokratischen Union 1945–1952, S. 5 f., in: ACDP 03-053-055/1.

¹⁸⁴ Vgl. Kommuniqué, in: KAFF, Unionsparteien (wie Anm. 99), S. 206 f. Vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 74 f.

¹⁸⁵ Vgl. Schreiben von Kaiser an Hickmann vom 15. Mai 1948, in: KAFF, Unionsparteien (wie Anm. 99), S. 208–210. Vgl. dazu ‚Dolchstoß‘ und Giftpfeile, in: Neue Zeit vom 15. Mai 1948. Kaisers Ansehen scheint jedoch infolge der Frankfurter Sitzung auch an der Basis der CDU gelitten zu haben, vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 75, Anm. 91. Vgl. auch: Schreiben von Hickmann an Adenauer vom 16. September 1948, in: ACDP 03-035-072.

¹⁸⁶ Vgl. Kommuniqué, in: KAFF, Unionsparteien (wie Anm. 99), S. 250 f.

Hickmanns kurze Amtszeit als amtierender Vorsitzender der CDU der SBZ muss für ihn letztlich ernüchternd gewesen sein. Ab März/April 1948 konzentrierte er sich daher zunehmend auf Sachsen. Es ist jedoch nicht einfach festzustellen, ob die für die Basis undurchsichtigen Vorgänge um die Absetzung Kaisers und die Zustimmung der CDU zum Volkskongress Hickmanns Ansehen im Landesverband beeinträchtigten. Zwar gibt es Berichte, die Kritik an Hickmanns Politik der relativen Zugeständnisse übten, es wird aber auch deutlich, dass ein klarer Unterschied zwischen Hickmann auf der einen sowie Dertinger und Nuschke auf der anderen Seite gemacht wurde.¹⁸⁷ Dennoch blieben seine Positionen nicht unwidersprochen. Auf einer Tagung am 1. Februar 1948 musste er sich etwa diversen kritischen Zwischenrufen stellen. Da sich die Stimmung ganz offensichtlich stark zugunsten Kaisers entwickelte, machte er sein Festhalten am früheren Vorsitzenden und dessen politischer Linie deutlich, die er unter die Kurzformel *Im Reich: Kaiser, in der Zone Lemmer* stellte. Dies trug ihm am Ende dennoch großen Beifall ein.¹⁸⁸ An diesem Beispiel wird deutlich, dass Hickmanns Fähigkeiten zur Einschätzung von Stimmungen und sein rhetorisches Talent ihm in dieser schwierigen Phase sehr zugute kamen.¹⁸⁹ Die Schuld an der zunehmenden Entfremdung von Kaiser sah der sächsische Landesvorsitzende jedoch bei allem Bedauern über die Umstände bei diesem selbst. Hickmanns Positionen bezüglich der Zusammenarbeit mit der SMAD und der Beschränkung der Aufgaben des Volkskongresses blieben jedoch unverändert. Große Hoffnungen setzte er in die ursprünglich für 1948 angesetzten Wahlen, die jedoch von den Sowjets verschoben wurden.¹⁹⁰ All diese genannten Informationen stammten jedoch aus dem Archivbestand der Exil-CDU, mithin also aus Berichten von Anhängern Kaisers in der SBZ, die diesem zugeleitet worden waren. Da kaum Protokolle von Landesvorstandssitzungen zwischen Mitte Januar 1948 und Dezember 1949 überliefert sind und wir auch keine unabhängigen Berichte kennen, stellt sich die quellenkritische Frage, inwieweit diese Aussagen überhaupt repräsentativ sind.

Mit Bezug auf den Landesparteitag vom 4. bis 6. Juni 1948 in Dresden schien sich jedoch bereits seit Mitte April insbesondere unter Anleitung des Vorsitzenden des Kreisverbandes Grimma-Wurzen, Otto Moschütz, eine *Opposition gegen die neue politische Richtung des Landesverbandes* auszubilden.¹⁹¹ So ist auch Hick-

¹⁸⁷ Vgl. Bericht aus Sachsen vom 27. Januar 1948, in: ACDP 03-013-343/2.

¹⁸⁸ Zusammenfassung einer Rede Hickmanns auf der kommunalpolitischen Bezirkstagung in Freital am 1. Februar 1948, in: ACDP 03-013-343/2.

¹⁸⁹ Vgl. auch Bericht eines Mitarbeiters des Kreisverbandes Dresden vom 30. Januar 1948, in: ACDP 03-013-343/2.

¹⁹⁰ Vgl. Notizen von der Zusammenkunft der Kreisverbandsvorsitzenden in Dresden am 14. Mai 1948, in: ACDP 03-013-343/2.

¹⁹¹ Vgl. Bericht von Otto Moschütz über Vorgänge im Landesverband Sachsen, in: ACDP 03-013-343/2. Vgl. auch die Abschrift einer Aufzeichnung zur Kommandanturbesprechung mit Otto Moschütz am 8. Juli 1948, in: ACDP 03-013-668/3. Ein mit *Dr. Marx* gezeichneter undatierter Bericht aus der gleichen Akte besagt, dass führende Mitglieder *an der Vorbereitung einer erträglichen Landesvorstandswahl* gearbeitet hätten. Vgl. auch DONTN, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 316.

mann bei seinem Referat teilweise eine kritische Stimmung des Parteitags entgegenschlagen, soweit es aus den entsprechenden westlichen Zeitungsberichten zu ersehen ist.¹⁹² Dennoch wurde er mit recht großer Mehrheit wiedergewählt, was darauf schließen lässt, dass der überwiegende Teil der Delegierten das Grundvertrauen zu Hickmann nicht verloren hatte.¹⁹³ Bei der Wahl seiner Stellvertreter gibt es unterschiedliche Bewertungen zu den Abläufen. Bei einer 1982 von der Konrad-Adenauer-Stiftung organisierten Tagung mit Zeitzeugen behauptete der damalige Leiter des CDU-Deutschlandbüros, Alfred Krause,¹⁹⁴ dass der Vorsitzende des Kreisverbandes Dresden, Rudolf Schmidt, gegen Hickmann angetreten und auch gewählt worden sei, was erst die Besatzungsmacht korrigiert habe.¹⁹⁵ Einige Jahre später wiederholte er diese Aussagen, jedoch mit der Abänderung, dass es eine Absprache gegeben habe, wonach Hickmann wegen nachlässiger politischer Haltung einen ‚Denkzettel‘ bekommen sollte, und Schmidt dann verzichtet habe.¹⁹⁶ Anscheinend bezog sich Krause auf Aussagen Ernst Eichelbaums aus dem Jahr 1952, die auf einer Karteikarte der Exil-CDU für Schmidt vermerkt worden waren. Auf der gleichen Karteikarte finden sich jedoch andere Angaben, die dieser Fassung widersprechen. Martin Knabe, ehemals Geschäftsführer des Kreisverbandes Dresden-Land, sprach davon, dass Schmidt mit großer Mehrheit zum stellvertretenden Landesvorsitzenden gewählt worden sei, die Sowjets ihn aber nicht anerkannt hätten. Ein gewisser Paul Dittrich bezeichnete ihn als: *Unbedingter Hickmann-Anhänger*.¹⁹⁷

¹⁹² Vgl. ‚Leben in der Agonie?‘, in: Tagesspiegel vom 9. Juni 1948; ‚Dritter sächsischer Landesunionstag‘, in: Der Tag vom 10. Juni 1948. Zumindest scheint es bei kritischen Bemerkungen Hickmanns zu Kaiser zu Missstimmungen gekommen zu sein, vgl. Informationsbericht über die Landesunionstagung, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1878.

¹⁹³ Der Bericht des Tagesspiegels bestätigt diese Auffassung durch eine recht ungewöhnliche Wortwahl, wonach es zu einer *durch Mangel an einem Ersatzmann und durch Überfluß an Pietät bedingten, keineswegs einstimmigen Wiederwahl Hickmanns* gekommen sei, vgl. ‚Leben in der Agonie?‘, in: Tagesspiegel vom 9. Juni 1948. Vgl. auch: Informationsbericht über die Landesunionstagung, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1878, wonach Hickmann *mehr oder weniger eine Repräsentationsfigur darstelle*. Die Aussage von DONTH, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 316, dass sich Hickmann nur aufgrund sowjetischen Drucks als Landesvorsitzender halten konnte, entbehrt einer belastbaren Grundlage. Ludwig Kirsch spricht etwas kryptisch davon, dass es *aufgeregte Wahlen* gegeben habe, betont aber, dass Hickmann immerhin mit 101 von 125 Stimmen wiedergewählt worden sei, vgl. Tagebucheintrag von Ludwig Kirsch vom 6. Juni 1948, in: HStA Dresden, 13795, Nr. 3.

¹⁹⁴ Zu den Aufgaben des CDU-Ost- beziehungsweise Deutschlandbüros vgl. OLIVER SALTEN, Die Exil-CDU – ein wenig beachteter Akteur im Kalten Krieg, in: Historisch-Politische Mitteilungen 26 (2019), S. 223-244, hier S. 231-233.

¹⁹⁵ Vgl. Wortprotokoll der Tagung des ACDP ‚Die CDU in der SBZ 1946–1948‘ im Kloster Walberberg am 22./23. November 1982, S. 231, in: ACDP 12-001-0827/5.

¹⁹⁶ Vgl. Wortprotokoll der Tagung des ACDP ‚Die CDU der SBZ/DDR 1948–1952‘ in Eichholz am 11./12.11.1987, S. 127, in: ACDP 12-001-0828/2.

¹⁹⁷ Vgl. Karteikarte zu Rudolf Schmidt, in: ACDP 03-013-731. Diese Aussagen dürfen Richter dazu veranlasst haben, die Angaben Krauses ohne nähere Hinweise zu korri-

Gerade den Angaben Knabes sollte einiges an Gewicht beigemessen werden, da er nach eigener Aussage *Wortführer der Opposition z. B. beim Landesparteitag 1948* gewesen sei.¹⁹⁸ Dies wird durch einen Bericht eines Beobachters der sächsischen SED an den eigenen Landesverband bestätigt. Nach der Wahl Hickmanns wurden die drei Stellvertreter einzeln und geheim gewählt. Dabei erhielt Schmidt gegenüber den beiden anderen Bewerbern Otto Freitag und Franz Jensch mit Abstand die meisten Stimmen. Schmidt erklärte anschließend jedoch, dass er die Wahl nicht annehme, woraufhin die Versammlung alle stellvertretenden Vorsitzenden auf einmal wählte. Schmidt trat zu dieser Wahl nicht mehr an. Der Berichterstatter bemerkt, dass es bei den Wahlen langwierige Geschäftsordnungsdebatten gegeben habe, *so dass der Eindruck entstand, man befindet sich in einer parlamentarischen Quasselbude*.¹⁹⁹ Das Verhältnis von Schmidt zu Hickmann scheint von dem Vorgang nicht betroffen gewesen zu sein. Als Schmidt offenbar infolge der Geschehnisse gezwungen wurde, als Kreisvorsitzender zurückzutreten, schaltete sich Hickmann zu dessen Gunsten ein.²⁰⁰ Vor diesem Hintergrund ist es überaus fraglich, ob sich die innerparteiliche Opposition gegen Hickmann richtete. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Moschütz, Knabe, Schmidt und weitere Delegierte versucht haben, ein Gegengewicht zu offen prosowjetischen Kräften im engeren Landesvorstand herzustellen. Neben Landesgeschäftsführer Hans Teubert muss man unter den stellvertretenden Landesvorsitzenden dazu möglicherweise auch Franz Jensch zählen,²⁰¹ zumal ein Spannungsverhältnis zwischen Jensch und Hickmann bestanden haben soll.²⁰² Sollte sich Schmidts Kandidatur also gegen Jensch gerichtet haben, der gemäß dem Bericht an die SED im ersten Wahlgang nur 19 Stimmen erhielt und auch im zweiten Wahlgang mit 72 Stimmen ein eher mäßiges Ergebnis erzielte,²⁰³ wäre der Gedanke überlegenswert, ob die ‚Oppo-

gieren, vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 85 f. Vgl. auch WIDERA, Dresden (wie Anm. 16), S. 371-379.

¹⁹⁸ Dennoch scheint in der Folgezeit keine Trübung des Verhältnisses zu Hickmann eingetreten zu sein, da dieser half, ein Ehrengerichtsverfahren gegen Knabe zu verhindern, und sich offenbar sehr für ihn einsetzte, wenn auch letztlich ohne Erfolg, vgl. Angaben über die Parteiarbeit von Martin Knabe vom 6. Mai 1951, in: ACDP 03-013-249/1; Schreiben von Hickmann an Knabe vom 4. Januar 1949, in: ACDP 03-035-074.

¹⁹⁹ Vgl. Abschrift eines Berichtes über den Landesparteitag der CDU vom 7. Juni 1948, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1878. Vgl. auch: Informationsbericht über die Landesunionstagung, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1878. Ein Pressebericht betonte, dass Schmidt seine Wahl wegen *Arbeitsüberlastung* nicht angenommen habe, was allerdings vor dem beschriebenen Hintergrund eher als Vorwand gedient haben dürfte, vgl. ‚Die Stimme des deutschen Gewissens‘, in: Die Union vom 9. Juni 1948.

²⁰⁰ Vgl. Schreiben von Schmidt an Hickmann vom 5. Juli 1948 sowie Schreiben von Hickmann an Schmidt vom 4. September 1948, in: ACDP, Personenbestände CDU der SBZ/DDR 01-297-009/5. Vgl. auch: RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 92 f.

²⁰¹ Vgl. Bericht zur Landesvorstandssitzung am 6. Februar 1948, wo sogar von einer *Firma Jensch/Teubert* die Rede ist, in: ACDP 03-013-343/2.

²⁰² Vgl. Karteikarte zu Franz Jensch, in: ACDP 03-013-795.

²⁰³ Vgl. Abschrift eines Berichtes über den Landesparteitag der CDU vom 7. Juni 1948, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1878.

sition‘ vielleicht sogar beabsichtigte, Hickmanns Position gegenüber den Sowjets zu stärken.

Die Lage im Spätsommer 1948 kann für Hickmann nur wenig Grund zur Ermutigung gegeben haben. Spätestens mit dem Erfurter Parteitag und der Aufkündigung der Zusammenarbeit seitens der Union in den Westzonen dürfte er sich auch selbst die Frage gestellt haben, wie weit die Arbeit für die CDU der SBZ noch mit seinem Gewissen vereinbar war. Dass Hickmann dennoch an der Spitze des sächsischen Landesverbandes verblieb, ist wohl auf verschiedene Gründe zurückzuführen. Zum einen dürfte, wie auch schon Ende 1947, der zumindest teilweise gegebene Schutz der Mitglieder durch die CDU eine Rolle gespielt haben. Die Eingriffe Hickmanns zugunsten von Knabe und Schmidt zeigen, dass er diese Aufgabe sehr ernst nahm. Ein zentraler Aspekt dürfte allerdings seine nach wie vor vorhandene Hoffnung gewesen sein, dass sich über Verhandlungen der Siegermächte und freie Wahlen mit gleichberechtigten Parteien in einem parlamentarisch-demokratischen System doch noch die deutsche Einheit herstellen ließe.²⁰⁴ Außerdem verweigerte der Landesverband hartnäckig die von den Sowjets forcierte Forderung nach Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze.²⁰⁵

Anfang 1949 forcierten die Sowjets nochmals den Druck auf die CDU.²⁰⁶ Die Leitsätze, die der Landesvorstand am 18. Januar beschloss, und die sehr bald auch für die anderen Landesverbände verbindlich wurden, erklärten ausdrücklich eine *Friedenspolitik in aufrechter Zusammenarbeit mit der sowjetischen Großmacht* als verbindliche Politik für alle Mitglieder.²⁰⁷ Damit war letztendlich eine Grundlage dafür geschaffen, missliebige Kandidaten für Parteiämter frühzeitig auszuschalten sowie kritische Mitglieder auszuschließen und nur Personen zu unterstützen, die der Besatzungsmacht positiv gegenüberstanden.²⁰⁸ Hickmann versuchte, auch im Hinblick auf bei seinen Reden anwesende Angehörige der SMAS, die Leitsätze in einen engen Zusammenhang zu weiteren Schritten hin zur Herstellung der deutschen Einheit darzustellen.²⁰⁹ Um dieses Ziel voranzutreiben, sprach sich Hickmann immer deutlicher für eine komplette Neutralisierung Deutschlands auf

²⁰⁴ Vgl. Bericht über die öffentliche Versammlung am 4. November 1948 in Seiffen, in: ACDP 03-035-023.

²⁰⁵ Vgl. DONT, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 316.

²⁰⁶ Vgl. DONT, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 128.

²⁰⁷ Vgl. ‚Die Leitsätze des Landesverbandes Sachsen zur zielklaren Aktivierung der Parteiarbeit‘, in: Union teilt mit vom Februar 1949, S. 3. Vgl. auch ‚Sechs Leitsätze für die Arbeit der CDU‘ in: Die Union vom 8. Januar 1949 sowie ‚Die sechs Leitsätze‘ in: Die Union vom 12. Januar 1949.

²⁰⁸ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 173. Auf einer Kreisgeschäftsführerbesprechung am 28. Juni 1949 erging eine Empfehlung des Landesverbandes, dass diejenigen, die den Kurs der Zonenleitung nicht anerkennen könnten, im Interesse einer klaren Unionspolitik auf ihre Parteiämter verzichten sollten, vgl. Protokoll der Sitzung des Politischen Arbeitskreises des Kreisverbandes Chemnitz-Land am 2. Juli 1949, in: ACDP 01-297-002/4.

²⁰⁹ Vgl. Niederschrift der erweiterten Kreisvorstandssitzung der CDU Dippoldiswalde am 26. Februar 1949, in: ACDP 03-035-018.

pazifistischer Basis als letztendliche Konsequenz aus.²¹⁰ Als er dann auch noch am 30. März 1949 die SED als undemokratische Partei bezeichnete und in einen Gegensatz zum Einsatz der CDU für die Verständigung zwischen Ost und West stellte,²¹¹ war für die Sowjets das Maß voll. Die Zeitung des Landesverbandes ‚Die Union‘ wurde aufgefordert, einen Beitrag des prosovjatischen CDU-Bürgermeisters von Schwarzenberg Magnus Dedek zu drucken, in der Hickmanns neutralistische Ideen scharf attackiert wurden.²¹² Der Redaktion gelang es jedoch, mittels einer Anmerkung deutlich zu machen, dass der Druck des Artikels auf höhere Anweisung zurückgehe und nicht die Meinung des Landesverbandes widerspiegele. Falls die Sowjets sich erhofft hatten, mit diesem Beitrag einen Spalt in die CDU Sachsen treiben zu können, scheiterten sie auf ganzer Linie. Im Gegenteil erhielt Hickmann aus ganz Sachsen Zuschriften, in denen sich das Vertrauen in seine Führung ausdrückte.²¹³ Am 24. Mai sprach auch der geschäftsführende Landesvorstand seinem Vorsitzenden das Vertrauen aus und wies die Vorwürfe von Dedek klar zurück.²¹⁴ Zwar äußerte sich die Besatzungsmacht nun selbst in ihrer Zeitung ‚Tägliche Rundschau‘, wobei Hickmann und anderen eine *zweideutige und unklare Haltung* vorgeworfen wurde. Mitglieder von CDU und LDP hätten schon gefordert, *mit dem Doppelspiel einzelner leitender Persönlichkeiten Schluß zu machen und an ihre Stelle Vertreter zu wählen, deren Worte nicht im Widerspruch stehen zu ihren Taten*. Damit war diese Aktion aber auch vorerst beendet.²¹⁵ Es ist durchaus möglich, dass die nach den Wahlen zum Dritten Deutschen Volkskongress am 15. und 16. Mai 1949, die nur aus der Abstimmung über eine Einheitsliste bestanden, einsetzenden Eingriffe der SMAS bei Kreisverbänden der CDU mit diesen Vorgängen im Zusammenhang standen.²¹⁶

Mit öffentlicher Kritik an der Gründung der Bundesrepublik scheint sich Hickmann größtenteils zurückgehalten zu haben. Im September 1949 bezeichnete er den westdeutschen Staat zwar als *politische Mißgeburt*, schränkte die Kritik aber soweit ein, dass er sie nur auf die geografischen und wirtschaftlichen Rah-

²¹⁰ Vgl. den Vortrag von Hugo Hickmann auf der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 21. März 1949, in: ACDP 03-035-101. Vgl. auch ‚Neutralität und Friede‘, in: Neue Zeit vom 29. März 1949.

²¹¹ Vgl. DONTH, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 128.

²¹² Vgl. MAGNUS DEDEK, ‚Neutralität‘, in: Die Union vom 7. Mai 1949. Der Artikel wurde in der sächsischen SED-Presse zustimmend kommentiert, vgl. ‚Klares Bekenntnis zum Frieden‘, in: Leipziger Volkszeitung vom 8. Mai 1949 sowie textlich identisch: ‚Neutralität‘ hilft den Kriegstreibern‘, in: Volksstimme vom 9. Mai 1949. Zu diesem Vorgang vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 173 f.

²¹³ Vgl. die Sammlung von über 50 Schreiben an Hickmann, in: ACDP 01-297-003/1. Darin finden sich auch Rückmeldungen aus dem Kreisverband Aue, die hart mit Dedeks Aussagen ins Gericht gingen.

²¹⁴ Vgl. Entschließung des geschäftsführenden Landesvorstandes auf der Sitzung am 24. Mai 1949, in: ACDP 03-035-212.

²¹⁵ Vgl. S. THUN, ‚Das Ergebnis der Wahlen zum Dritten Volkskongress‘, in: Tägliche Rundschau vom 29. Mai 1949.

²¹⁶ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 174 f.; DONTH, Militäradministration (wie Anm. 36), S. 129 f.

menbedingungen bezog, aber nicht auf das politische System.²¹⁷ Er hoffte vielmehr, dass der neue Staat ein Provisorium bliebe und betonte, dass in der SBZ Neuwahlen und Schritte zur Neutralisierung Deutschlands erfolgen müssten, jedoch nicht die Errichtung eines separaten Staates.²¹⁸ Persönliche Angriffe, auch gegen westdeutsche Politiker, lehnte er generell ab.²¹⁹ Außerdem hoffte er auf den Einfluss entsprechend orientierter Kreise in der Bundesrepublik. Anfang September 1949 besuchte der Würzburger Historiker Ulrich Noack, Gründer des neutralistischen Nauheimer Kreises, die SBZ und nahm an diversen Veranstaltungen teil, unter anderem an einer Kundgebung des Deutschen Volksrates in Leipzig zusammen mit Otto Nuschke. Dabei kam es auch zu einer Zusammenkunft mit Hickmann und dem CDU-Landesvorstand.²²⁰

Die Gründung der DDR war zu diesem Zeitpunkt allerdings längst beschlossene Sache, ebenso die Verschiebung der Wahlen auf das Jahr 1950.²²¹ Nachdem Nuschke und Dertinger am 30. September 1949 von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl darüber informiert worden waren,²²² fand am 4. Oktober eine weitere Besprechung mit Grotewohl statt, an der nun auch Lobedanz und Hickmann teilnahmen. Auch wenn Hickmann nicht namentlich genannt wird, scheinen die vorgebrachten Bedenken gegen die staatsrechtliche Legitimität des Volksratsbeschlusses zur Umwandlung des Volksrates in die provisorische Volkskammer und die Inkraftsetzung der Verfassung von ihm zu stammen. Stattdessen wurde vorgeschlagen, die Landtage der SBZ zu einer Volksvertretung zusammenzuziehen und dieser dann den Auftrag zur Bildung einer provisorischen Regierung zu geben. Dieses Ansinnen lehnte Grotewohl jedoch ab.²²³ Auf der Sitzung des CDU-

²¹⁷ Vgl. ‚Westdeutscher Staat eine politische Mißgeburt‘, in: Neue Zeit vom 2. September 1949.

²¹⁸ Vgl. ‚Die CDU im Ringen um Deutschland‘, in: Die Union vom 17. September 1949.

²¹⁹ Vgl. Bericht der Abteilung Massenagitation über ein Referat von Hickmann in einer öffentlichen Versammlung der CDU in Roßwein am 22. September 1949, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin (im Folgenden: SAPMO-BA), Bestand SED, DY 30/95357, Bl. 15.

²²⁰ Vgl. ‚Gast aus dem Westen‘, in: Die Union vom 7. September 1949; ‚Professor Noack besuchte die Ostzone‘, in: Union teilt mit vom September 1949. In einem Interview stellte er sich ausdrücklich hinter die Auffassung Hickmanns, in der CDU eine Klammer zwischen Ost- und Westdeutschland zu sehen, vgl. ‚Deutschland darf keine Todeszone werden‘, in: Die Union vom 7. September 1949. Vgl. allgemein dazu RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 190, der allerdings fälschlicherweise davon ausgeht, dass die Einladung an Noack von Hickmann ausgegangen sei. Vgl. auch MICHAEL LEMKE, Einheit oder Sozialismus? Die Deutschlandpolitik der SED 1949–1961 (Zeithistorische Studien 17), Köln/Weimar/Wien 2001, S. 157 f.

²²¹ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 191 f.; MONIKA KAISER, Die Verfassung der Ostzone. Die konstitutionelle Frage 1949/50, in: Jürgen Elvert/Friederike Krüger (Hg.), Deutschland 1949–1989. Von der Zweistaatlichkeit zur Einheit (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft, Beiheft 49), Wiesbaden 2003, S. 66–77, hier S. 73 f.

²²² Vgl. Aktennotiz über eine Besprechung von Nuschke, Dertinger, Pieck und Grotewohl am 30. September 1949, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 495–497.

²²³ Vgl. Aktennotiz über eine Besprechung von Hickmann, Lobedanz und Dertinger mit Grotewohl am 4. Oktober 1949, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 499–502.

Hauptvorstandes am folgenden Tag wiederholte Hickmann sein Ansinnen, eine provisorische Volkskammer aus den Landtagen sowie anschließend eine Regierung zu bilden, die Verfassung in Kraft zu setzen und einen Termin für die Wahlen zur Volkskammer und den Landtagen festzusetzen. Die schließlich einstimmig beschlossene Entschließung war nichts anderes als eine Kompromissformel, die die strittigen Punkte ausklammerte.²²⁴

Hickmann hielt jedoch mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit an seinen Überzeugungen fest. Am gleichen Tag fand die entscheidende gemeinsame Sitzung des Zentralaussschusses des Demokratischen Blocks, dem Hickmann nach wie vor als Delegierter angehörte, mit dem Präsidium des Volksrates statt. Auf diese Weise war es möglich, die eigentlich vorgeschriebene Einstimmigkeit für Beschlüsse des Blocks zu umgehen und Kritiker wie Hickmann kaltzustellen.²²⁵ Auf der Sitzung bezweifelte er die Möglichkeit, die Wahlperiode der Landtage einfach zu verlängern. Dies sei nur möglich, wenn die SMAD eine Zwangslage erklären würde, sodass die Wahl zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht möglich sei.²²⁶ Damit hätte die Sowjetunion die Verantwortung für die Abhaltung der Wahlen und letztlich auch für die damit verbundene Gründung der DDR übernommen, was nicht im Interesse der SED liegen konnte.²²⁷ Entsprechend deutlich wurde Hickmann widersprochen. Der Weg zur Gründung der DDR war damit frei.

V. Erzwungener Rücktritt und Ende (1949–1955)

Obwohl Hickmann, der zum Vizepräsidenten der provisorischen Volkskammer gewählt worden war, wusste, dass die zentralen Entscheidungen zur Errichtung der DDR in Moskau gefallen waren, hielt er dennoch trotz diverser Bedenken an seinem Kurs der Mitarbeit fest.²²⁸ Essenziell blieben für ihn die zugesagten freien

²²⁴ Vgl. Protokoll der Sitzung des Hauptvorstandes am 5. Oktober 1949, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 508-511.

²²⁵ Vgl. THERESIA BAUER, Krise und Wandel der Blockpolitik und Parteineugründungen 1948, in: Dierk Hoffmann/Hermann Wentker (Hg.), Das letzte Jahr der SBZ. Politische Weichenstellungen und Kontinuitäten im Prozess der Gründung der DDR (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), München 2000, S. 65-83, hier S. 81.

²²⁶ Vgl. die Dokumente zur gemeinsamen Sitzung des Präsidiums des Volksrates und des Demokratischen Blocks am 5. Oktober 1949, in: SIEGFRIED SUCKUT, Blockpolitik in der SBZ/DDR 1945–1949. Die Sitzungsprotokolle des zentralen Einheitsfront-Ausschusses. Quellenedition (Mannheimer Untersuchungen zu Politik und Geschichte der DDR 3), Köln 1986, S. 509-531. Vgl. auch DERS., Die Entscheidung zur Gründung der DDR. Die Protokolle der Beratungen des SED-Parteivorstandes am 4. und 9. Oktober 1949, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 39 (1991), S. 125-175, hier S. 132-136; SCHRIEFL, Versammlung (wie Anm. 36), S. 218 f.

²²⁷ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 194.

²²⁸ Vgl. Schreiben von Hickmann an Hellmut Meier vom 18. November 1949, in: ACDP 01-297-009/7.

Wahlen und die Möglichkeit einer Beteiligung der CDU daran.²²⁹ Auf der Landesvorstandssitzung am 17. Oktober versuchte Hickmann die schwerwiegende Verschiebung der Wahlen mit der neuen Lage zu rechtfertigen, die durch die Gründung der Bundesrepublik entstanden sei. Die DDR werde jedoch *endgültig nur durch parlamentarische Wahlen errichtet*. Da der neue Staat nur eine Gebietshoheit für die frühere SBZ in Anspruch nehme, stünde nach Abhaltung der Wahlen einer Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik zur Wiederherstellung der deutschen Einheit nichts im Wege. Zudem erwartete Hickmann, dass Georg Dertinger als neuer Außenminister im Sinne einer Neutralitätspolitik handeln würde.²³⁰ Ein grundlegendes Misstrauen gegenüber der SED sei dennoch vorhanden, aber gerade deswegen dürfe man das Feld nicht räumen. Wenn die Einheit rechtzeitig käme, könne die SED ihr Fernziel einer kommunistischen Gesellschaft nicht mehr erreichen.²³¹

Auch auf dem am 12. und 13. November 1949 abgehaltenen 4. Parteitag der CDU in Leipzig äußerte sich Hickmann klar dahingehend, dass insbesondere die Verschiebung der Wahlen eine Missstimmung ausgelöst und die Herrschaft der SED um ein Jahr verlängert hätten. Umso mehr käme es nun auf eine loyale Blockpolitik seitens der SED an und dass sich nach Ablauf des einen Jahres alles planmäßig vollziehe. Man dürfe dem Westen keinen Vorwand bieten, nicht als gleichberechtigte Partner an Gesprächen zwischen Ost und West teilzunehmen. Das Ziel sei eine einheitliche deutsche demokratische Republik auf der Basis der Wahl zu einer Nationalversammlung.²³²

Im Laufe des November 1949 änderte sich jedoch das Verhalten der SED gegenüber Hickmann deutlich. Dies dürfte zum einen mit Hickmanns wiederholtem Insistieren auf freie Wahlen zusammenhängen. Das schwache Abschneiden der KPD bei den Wahlen zum ersten Deutschen Bundestag im September hatte der SED jedoch gezeigt, dass wirklich freie Wahlen ein unkalkulierbares Risiko für

²²⁹ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 203. Offenbar wurde im Vorfeld der Staatsgründung die Alternative Wahlen im Jahr 1949 mit Einheitsliste oder Verschiebung der Wahlen auf 1950 anheimgestellt, vgl. Redemanuskript von Helmut Schönfeld, in: ACDP, Personenbestände CDU in der SBZ/DDR 01-297-001/1; Schreiben des Kreisverbandes Dresden-Land an alle Ortsgruppen vom 19. Oktober 1949, in: BA Koblenz N 1018/8, Bl. 363.

²³⁰ Dertinger hatte sich bereits 1948 in diesem Sinne vor dem Deutschen Volksrat geäußert, vgl. ‚Ungeteilte Neutralität‘, in: Union teilt mit vom November 1948, S. 4 f. Zudem hatte der Hauptvorstand bereits im Mai einen entsprechenden Beschluss gefasst, vgl. Entschließung des erweiterten Hauptvorstandes vom 25. Mai 1949, in: ACDP 07-011-2037, Bl. 475 f.

²³¹ Vgl. Redemanuskript von Helmut Schönfeld, in: ACDP 01-297-001/1; ‚Die CDU zur politischen Lage‘, in: Die Union vom 19. Oktober 1949. Vgl. auch die Ausführungen Hickmanns auf einer Tagung der Kreisvorsitzenden und Kreissekretäre am 9. Oktober 1949 in Berlin, in: BA Koblenz N 1018/8, Bl. 102.

²³² Vgl. Protokoll des 4. Parteitages der CDU, in: ACDP 07-011-1907, Bl. 26-29. Zum 4. Parteitag vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 208-212.

ihren Machtanspruch darstellten.²³³ Zum anderen spielte vielleicht auch eine Rolle, dass die SED-Parteizentrale erst im Laufe des November Kenntnis von öffentlichen Versammlungen im September 1949 erlangte, auf denen Hickmann sich scharf gegen die Politik der Einheitspartei gewandt hatte.²³⁴ Es ist zudem nicht auszuschließen, dass auch Hickmanns fortgesetzte öffentliche Ablehnung der Oder-Neiße-Linie hierbei relevant gewesen sein könnte.²³⁵

Quasi einen letzten Warnschuss setzte im November 1949 der paritätische Erste Sekretär der SED Sachsen persönlich, Erich Mückenberger. Im Zentralorgan des SED-Landesverbandes, der ‚Sächsischen Zeitung‘, griff er Hickmanns Aussagen in einer Rede scharf an, die dieser bei einer Versammlung in Neukirchen im Erzgebirge am 5. November gehalten hatte.²³⁶ In dem Artikel wurde sehr deutlich, dass weitere Aussagen dieser Art durch Hickmann unweigerlich Konsequenzen nach sich ziehen würden. Auf dem SED-Landesparteitag im Dezember 1949 warf der zum alleinigen Ersten Landessekretär beförderte Ernst Lohagen Hickmann und anderen bürgerlichen Politikern vor, dass sie *alle reaktionären Kräfte, die in unserer Republik verblieben sind*, um sich scharten. Er drohte damit, dass sich die *reaktionären Kräfte* der CDU aufgrund ihrer Landtagsmandate nicht mehr sicher fühlen könnten.²³⁷ Dennoch blieb Hickmann bei seiner Linie. Auf der gemeinsamen Sitzung des Landesvorstandes mit der Landtagsfraktion am 6. Januar 1950 forderte er trotz Anwesenheit eines sowjetischen Offiziers erneut die Entwicklung eines *aktiven christlichen Pazifismus*. Weiterhin lehnte er eine frühzeitige Festlegung auf die Oder-Neiße-Grenze vor Abschluss eines Friedensvertrages ab und bestand auf der Bildung einer Nationalversammlung durch freie Wahlen in Ost und West. Außerdem prangerte er den Machtmissbrauch der SED an, insbesondere bezüglich der Einschränkungen der Gleichberechtigung der Blockparteien und dem Versuch, Spaltungstendenzen in die CDU zu tragen. Zudem forderte er, dass Werbung für die Freundschaft mit der Sowjetunion nicht gleichgesetzt werden dürfe mit Propaganda für den Kommunismus in Deutschland.²³⁸

²³³ Vgl. LEMKE, Einheit (wie Anm. 220), S. 115 f.

²³⁴ Vgl. Protokolle von Referaten Hugo Hickmanns auf Versammlungen in Chemnitz am 27. September 1949 und in Roßwein am 22. September 1949, in: SAPMO-BA DY 30/95357, Bl. 11-15.

²³⁵ Vgl. DONT, Vertriebene (wie Anm. 52), S. 378 mit Anm. 1694.

²³⁶ ERICH MÜCKENBERGER, ‚So geht es nicht, Herr Professor!‘, in: Sächsische Zeitung vom 18. November 1949. Vgl. dazu auch ‚So geht es nicht‘, in: Die Union vom 23. November 1949.

²³⁷ Zit. nach SCHMEITZNER/DONT, Partei (wie Anm. 36), S. 421 f.

²³⁸ Vgl. Niederschrift der gemeinsamen Sitzung der Landtagsfraktion und des geschäftsführenden Landesvorstandes am 6. Januar 1950, in: ACDP 03-035-001. Vgl. auch ‚Für ein Halbjahrhundert des Friedens‘, in: Die Union vom 11. Januar 1950; ‚Alles für Einheit und Frieden!‘, in: Neue Zeit vom 13. Januar 1950. Die von RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 222 angegebenen positiven Aussagen Hickmanns über die Bundesrepublik und Adenauer, die er am 6. Januar getätigt haben soll, lassen sich nicht im Protokoll finden. Es ist eher anzunehmen, dass die diesen Aussagen zugrunde gelegte Sekundärquelle fehlerhaft zitiert worden ist, vgl. SIEGFRIED SACHER, Die Entwicklung der Blockpolitik in Sachsen in der Zeit der Festigung der Arbeiter-und-Bauern-Macht

Hickmann hatte damit seine essenziellen Voraussetzungen für die weitere Mitarbeit im Block deutlich gemacht. Ob er tatsächlich daran glaubte, dass sich Sowjets und SED darauf einlassen würden, sei dahingestellt.

Am 14. Januar meldete sich Walter Ulbricht in dieser Angelegenheit persönlich zu Wort. In einem Artikel im SED-Zentralorgan ‚Neues Deutschland‘ attackierte er insbesondere Hickmanns Ausführungen zur Neutralität Deutschlands und der Eigenständigkeit der Parteien und betonte auf dieser Grundlage, dass der CDU-Landesvorsitzende *es mit dem Kampf um die Einheit Deutschlands nicht ehrlich meinen* könne.²³⁹ Auch das SED-Organ ‚Sächsische Zeitung‘ griff Hickmann nun direkt an.²⁴⁰ Dieser ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Auf einer Versammlung am 17. Januar 1950 in Markkleeberg attackierte er nun seinerseits die SED und warnte vor der Gefahr des Totalitarismus.²⁴¹ Damit hatte die SED einen Vorwand, Hickmann von seinem Posten zu entfernen, und erarbeitete eine Strategie zu seiner Ausschaltung.²⁴² Zunächst wurde über die Presse weiterhin Stimmung gegen ihn gemacht. Dabei konnte sich die SED wieder auf Magnus Dedek verlassen, der am 18. Januar gegen die Stimmen der eigenen Partei in Aue zum Kreisrat gewählt wurde, nachdem sein Vorgänger und der CDU-Kreisvorsitzende offenbar zum Rücktritt gezwungen worden waren.²⁴³ Am gleichen Tag hatte die ‚Union‘ eine Zuschrift von ihm veröffentlicht, über die kurz darauf auch in der ‚Sächsischen Zeitung‘ und dem ‚Neuen Deutschland‘ berichtet wurde. Darin stellte er seine

in der Deutschen Demokratischen Republik (1949 bis 1950), Diss. Leipzig 1963. S. 77. Vgl. aber auch Protokoll einer Rede Hugo Hickmanns auf einer Versammlung in Chemnitz am 27. September 1949, in: SAPMO-BA DY 30/95357, Bl. 12.

²³⁹ Vgl. ‚Professor Hickmanns ‚Eigenständigkeit‘, in: Neues Deutschland vom 14. Januar 1950. Der Artikel ist mit dem Kürzel *F.K.* gezeichnet. Vgl. jedoch WALTER ULBRICHT, ‚Professor Hickmanns ‚Eigenständigkeit‘, in: Ders., *Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Aus Reden und Aufsätzen*, Bd. 3: 1946–1950, Zusatzband, Berlin (Ost) 1971, S. 750-754.

²⁴⁰ Vgl. ‚Einige Fragen an Herrn Professor D. Hickmann‘, in: Sächsische Zeitung vom 16. Januar 1950.

²⁴¹ Bericht von Jochen Zimmermann über eine Rede Hugo Hickmanns auf der öffentlichen Einwohnerversammlung der CDU am 17. Januar 1950 in Markkleeberg, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 830, Bl. 82-85; Bericht über die Hickmann-Versammlung am 16. Januar 1950 in Markkleeberg, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1873. Vgl. auch ‚Ehrliche Blockpolitik‘, in: Neue Zeit vom 18. Januar 1950; ‚Herrn Prof. Hickmanns Doppelspiel am Pranger‘, in: Sächsische Zeitung vom 23. Januar 1950.

²⁴² Vgl. SCHRIEFL, *Versammlung* (wie Anm. 36), S. 234.

²⁴³ Vgl. Notiz zu einem Anruf des Genossen Schreiber aus dem SED-Kreisverband Aue vom 19. Januar 1950 zur Wahl Dedeks, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1873. Die Lage im Kreis Aue war schon einige Zeit angespannt, vgl. Bericht über die Vorgeschichte zum Fall Hickmann, in: ACDP 03-013-682/4; Bericht über die Vorgänge in der CDU des Kreises Aue, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1873. Aufgrund der Haltung der SED in Bezug auf die Neubesetzung des Kreisrates für Handel und Versorgung und des 1. Bürgermeisters von Aue hatte die CDU auf einer Besprechung des engeren Landesvorstandes eigentlich auf die Neubesetzung der ihr zustehenden beiden Ämter verzichtet, vgl. Niederschrift über die Arbeitsbesprechung der Vorsitzenden am 13. Januar 1950, in: ACDP 03-035-001.

innerparteilichen Gegner im Kreisverband Aue als Feinde der DDR dar. Für die SED-Presse war es nun ein Leichtes, eine enge Verbindung Hickmanns zu diesen *reaktionären Elementen* herzuleiten.²⁴⁴ Hinzu kam, dass die sächsische CDU ihre Mitarbeit im Landesblock infolge der scharfen Angriffe gegen CDU-Finanzminister Gerhard Rohner vorläufig beendete.²⁴⁵ Daraufhin organisierte die SED Belegschaftsversammlungen in sächsischen Fabriken und Unternehmen, in denen vorgefertigte Resolutionen beschlossen wurden, die Hickmann und Rohner zum Rücktritt aufforderten.²⁴⁶ Gleichzeitig trafen in der Landesgeschäftsstelle jedoch auch Stellungnahmen von CDU-Kreisverbänden, Betriebs- und Ortsgruppen ein, die ausdrücklich ihre Unterstützung für den Landesvorsitzenden bekundeten.²⁴⁷

Höhepunkt der Aktionen gegen Hickmann bildete jedoch ein durch Walter Ulbricht persönlich von Berlin aus in Zusammenarbeit mit Ernst Lohagen beauftragter Sturm auf die Landesgeschäftsstelle der CDU in der Dresdner Tiergartenstraße 36 am 23. Januar 1950.²⁴⁸ An diesem Tag fuhrn mehrere Lkw mit Arbeitern vor dem Gebäude vor, die von der SED unter einem Vorwand aus Dresdner Betrieben herbeigeht worden waren.²⁴⁹ Unter Anleitung eines SED-Funktionärs

²⁴⁴ Vgl. ‚Für Feinde der Demokratie darf in der CDU kein Platz sein‘, in: Sächsische Zeitung vom 20. Januar 1950; ‚Für Agenten in der Union kein Platz!‘, in: Neues Deutschland vom 21. Januar 1950. Vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 223.

²⁴⁵ Vgl. Niederschrift über die Arbeitsbesprechung der Vorsitzenden am 13. Januar 1950, in: ACDP 03-035-001; Schreiben von Hickmann an Götting vom 12. Juni 1950, in: ACDP 07-011-2993; Schreiben von Hickmann an Ernst Lohagen vom 18. Januar 1950, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 830, Bl. 86. Vgl. auch Entwurf eines Aufrufes des Landesblocks zur Ankündigung der CDU Sachsen, sich nicht mehr an der Arbeit zu beteiligen: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 830, Bl. 95; Protokoll der Sitzung des Politischen Ausschusses am 25. Januar 1950, in: ACDP 07-011-0484.

²⁴⁶ Vgl. die verschiedenen Zuschriften, in: ACDP 03-035-002. Vgl. auch ‚Finanzminister Rohner deckt Agenten und Saboteure‘, in: Sächsische Zeitung vom 23. Januar 1950.

²⁴⁷ Vgl. die unterschiedlichen Erklärungen, in: ACDP 03-035-003.

²⁴⁸ Lohagen beschrieb die organisierten Teilnehmer des Sturms recht euphemistisch als ‚Betriebs- und Bauerndelegationen‘, vgl. Telegramm von Ernst Lohagen an Walter Ulbricht vom 23. Januar 1950, in: SAPMO-BA, Nachlass Walter Ulbricht NY 4182/909, Bl. 134. Am gleichen Tag gaben auch die Sowjets ihre Einwilligung zum Vorgehen gegen Hickmann, vgl. SIEGFRIED SUCKUT, Innenpolitische Aspekte der DDR-Gründung. Konzeptionelle Differenzen, Legitimations- und Akzeptanzprobleme, in: Elke Scherstjanoi (Hg.), „Provisorium für längstens ein Jahr“. Protokoll des Kolloquiums „Die Gründung der DDR“, Berlin 1993, S. 84-101, hier S. 95 mit Anm. 54.

²⁴⁹ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf verschiedene Quellen: Bericht aus dem Nachlass von Regina Ernst, in: ACDP 01-297-007/3 (Dieser Bericht könnte Franz Lehnert zuzuordnen sein, vgl. die auffallenden Ähnlichkeiten zu seinen Aussagen gemäß einem Bericht des SED-Landesvorstandes Sachsen, Abteilung Massenagitation vom 2. Februar 1950: ‚Gerichte [sic!] zum Fall Hickmann‘. Zudem sind im Nachlass von Regina Ernst auch diverse Unterlagen von Lehnert überliefert, vgl. ACDP 01-297-007/3.); Bericht über die Vorgeschichte zum Fall Hickmann, in: ACDP 03-013-682/4; Bericht eines R. Marbach, Die Vorgänge in Dresden am 24./25. Januar 1950, in: ACDP 03-013-682/4. Telegrammwechsel zwischen Ernst Lohagen und Walter Ulbricht vom 23. bis 25. Januar 1950, in: SAPMO-BA NY 4182/909, Bl. 134-144. Vgl. auch Bericht des Volkspolizeipräsidiums Dresden, Abteilung K, Kommissariat F vom 23. Januar 1950 zur Protestdemonstration des 14. Stadtbezirkes der SED zum Landesvorstand der

stürmten sie das Haus und bedrängten die Mitarbeiter. Verschiedene Teilnehmer hätten sich bereits hier darüber geäußert, wie peinlich ihnen die Angelegenheit sei. Im Büro Hickmanns, der hinter seinem Schreibtisch sitzen blieb, riefen die Rädelsführer Beleidigungen wie: *Hebt doch das Schwein mal hoch!* oder *Hängt ihn auf, die Sau!* Anscheinend forderten die Randalierer auch seinen Rücktritt.²⁵⁰ Plötzlich erschien Außenminister Georg Dertinger in der Landesgeschäftsstelle und handelte mit den Besetzern aus, dass die Vorwürfe gegen Hickmann bis zum folgenden Tag geklärt werden sollten. Zudem entthob er Hickmann seines Postens und übernahm selbst die Geschäftsführung des Landesverbandes.²⁵¹ Die Angreifer zogen daraufhin wieder ab. Am selben Abend betonte Martin Knabe während einer Sitzung des Kreistages Dresden-Land, dass ihn die Vorgänge *an die Kristallnacht mit dem ebenso spontanen Abbrennen der Synagogen* erinnert hätten.

Hickmann selbst soll am Abend erklärt haben, dass Dertinger ihn in eine kaum zu ertragende Lage gebracht habe, was nicht falsch war. Dessen Vorgehen war zwar zu keinem Zeitpunkt rechtmäßig, doch hatte Dertinger die SED und die Sowjets auf seiner Seite.²⁵² Am frühen Dienstagmorgen ging auf der Landesgeschäftsstelle die Mitteilung ein, dass Dertinger zudem Landesgeschäftsführer Hans Teubert und den Leipziger Bürgermeister Josef Rambo, mit dem er offenbar befreundet war und der ebenfalls zu den ‚fortschrittlichen‘ Kräften gezählt wurde, zu stellvertretenden Landesvorsitzenden berief.²⁵³ Hickmann konnte sich zumin-

CDU in Dresden, in: HStA Dresden, Landesbehörde der Volkspolizei Sachsen 11378, Nr. 358, Bl. 211; ‚Protestkundgebung der Betriebsdelegationen‘, in: Sächsisches Tageblatt vom 26. Januar 1950. Die Angaben zu Zahlen und Herkunft der Arbeiter differieren. Der Bericht aus dem Ernst-Nachlass, der sehr ausführlich ist, nennt zehn Lkw mit etwa 300 Personen, denen gesagt worden sei, dass sie bei der Landesregierung wegen der Kohlenversorgung protestieren sollten. Marbach spricht nur von drei Lkw. Der Bericht der Volkspolizei nennt allerdings ebenfalls 300 bis 350 Demonstranten. Die Arbeiter sollen u. a. aus der ‚Dresdner Kleider- und Schürzenfabrik‘ herbeigeht worden sein. Im Bericht über die Vorgeschichte wird hingegen gesagt, dass die Arbeiter aus dem Vogtland und dem Uranbergbau der Wismut AG stammten, die nach Dresden mit dem Versprechen gelockt worden seien, dass sie dort *Bonbons und Süßigkeiten* empfangen würden. Diese Angaben sind aber weniger glaubwürdig. Nach dem Ernst-Bericht sei eine ältere Frau am Abend des 23. Januar in der Landesgeschäftsstelle erschienen, die sich an dem Sturm beteiligt habe und sich dafür entschuldigen wollte. Demnach muss sie eine ortsansässige Person gewesen sein.

²⁵⁰ Der Bericht über die Vorgeschichte weicht hier stark ab von den beiden anderen. Nach dieser Version sei Hickmann aufgrund einer Tagung gar nicht im Gebäude gewesen. Dies ist aber nicht sehr wahrscheinlich.

²⁵¹ Vgl. PETER JOACHIM LAPP, Georg Dertinger: Journalist – Außenminister – Staatsfeind, Freiburg/Basel/Wien 2005, S. 115, der den ganzen Vorgang leider nur sehr knapp und nicht ganz korrekt beschreibt. Seine Ansicht, dass Dertinger nur als „Platzhalter“ für Nuschke fungiert habe, ist zudem überaus spekulativ und nicht mit den Quellen vereinbar.

²⁵² Vgl. ‚Herrn Prof. Hickmanns wahres Gesicht‘, in: Sächsische Zeitung vom 24. Januar 1950, worin Hickmann *Unterstützung für die Spaltungspolitik des anglo-amerikanischen Imperialismus und seiner Agenten in Bonn* vorgeworfen wurde.

²⁵³ Vgl. Bericht aus dem Ernst-Nachlass, in: ACDP 01-297-007/3; Bericht von R. Marbach, in: ACDP 03-013-682/4. Dazu passt, dass Dertinger nach Angaben Rambos die ganze

dest noch auf die Unterstützung der Basis und diverser Kreisvorsitzender verlassen, was auf der Sitzung des erweiterten Landesvorstandes am 24. Januar deutlich wurde.²⁵⁴ In Abwesenheit des bisherigen Landesvorsitzenden wurde Dertinger scharf kritisiert. Aber die Entscheidungen in dieser Hinsicht fielen nicht mehr in Dresden, sondern in Berlin.

Hier versuchte Dertinger in Abwesenheit Otto Nuschkes, der in seiner Eigenschaft als stellvertretender Ministerpräsident auf der Beisetzung des bulgarischen Ministerpräsidenten Wassil Kolarow in Sofia weilte, auf einer Sitzung des Politischen Ausschusses am Mittwoch, den 25. Januar Fakten zu schaffen, nachdem er sich offenbar mit Ulbricht besprochen hatte.²⁵⁵ Dies gelang ihm nur bedingt. Zwar billigte man das *Ersuchen des engeren Vorstandes des Landesverbandes Sachsen*, Dertinger die Geschäftsführung der CDU Sachsen zu überlassen. Hickmann trat jedoch ausdrücklich nicht zurück, sondern ließ seine Funktion als Landesvorsitzender nur ruhen. Zudem sollte über Folgen aus einer Untersuchung von Vorwürfen gegen Hickmann erst nach Nuschkes Rückkehr entschieden werden.²⁵⁶

Zwei Tage später fand die Beerdigung des am 22. Januar 1950 verstorbenen Ludwig Kirsch statt. Hierzu erschien auch der aus Bulgarien zurückgeeilte Nuschke, der sich beim Trauerzug nicht nur neben Hickmann einreichte, sondern ihm am Grabe Kirschs auch ausdrücklich die Hand reichte.²⁵⁷ Damit machte er seine Unterstützung für die Position des sächsischen Landesvorsitzenden mehr als deutlich. Am Samstag, den 28. Januar kam es wiederum in Berlin zunächst zu einer offenkundig hitzig verlaufenden Besprechung zwischen Nuschke und Dertinger.²⁵⁸ Anschließend fand ab 9 Uhr eine Ministerkonferenz statt, auf der der thüringische Verkehrsminister Wilhelm Bachem weitere Personen massiv angriff, die sich nicht ohne weiteres der vorgegebenen Parteilinie beugen wollten.²⁵⁹ Die

Nacht mit der SED verhandelt haben soll, vgl. Protokoll der Vorstandssitzung des Kreisverbandes Leipzig am 25. Januar 1950, in: ACDP, Sammlung Volkmar Hänel 06-050-001. Eine Erklärung dieses neu gebildeten engeren Landesvorstandes erschien bezeichnenderweise ebenfalls bereits am Dienstag in der Sächsischen Zeitung, dem Organ der SED, vgl. ‚Erklärung des engeren CDU-Landesvorstandes‘, in: Sächsische Zeitung vom 24. Januar 1950. Vgl. auch ‚Beschluß des Landesvorstandes der CDU‘, in: Die Union vom 25. Januar 1950.

²⁵⁴ Vgl. Bericht aus dem Ernst-Nachlass, in: ACDP 01-297-007/3; SCHRIEFL, Versammlung (wie Anm. 36), S. 235. Vgl. auch ‚Für baldige gerechte Entscheidung‘, in: Die Union vom 28. Januar 1950.

²⁵⁵ Vgl. Telegramm von Ernst Lohagen an Walter Ulbricht vom 25. Januar 1950, in: SAPMO-BA NY 4182/909, Bl. 142.

²⁵⁶ Vgl. Protokoll der Sitzung des Politischen Ausschusses am 25. Januar 1950, in: ACDP 07-011-0484; Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4.

²⁵⁷ Vgl. Bericht aus dem Ernst-Nachlass, in: ACDP, Personenbestände CDU in der SBZ/DDR 01-297-007/3; Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4.

²⁵⁸ Vgl. Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4.

²⁵⁹ Das Protokoll der Ministerkonferenz am 28. Januar 1950, in: ACDP 07-011-2364, Bl. 174 nennt namentlich den mecklenburgischen Wirtschaftsminister Siegfried Witte, den Landesvorsitzenden von Sachsen-Anhalt Erich Fascher und den brandenburgischen

Vorgänge in Dresden dienten also auch als Einschüchterungsmaßnahme für andere CDU-Funktionäre. Offenbar führte dieses Vorgehen aber zu einer Solidarisierung des größten Teils der Anwesenden mit Hickmann.²⁶⁰

Am selben Tag trat um 15 Uhr der Politische Ausschuss zusammen, auf dem Nuschke verkündete, dass die geplante Aussprache über die Vorgänge in Sachsen verschoben werden müsse, da für den Abend noch ein Gespräch mit der Sowjetischen Kontrollkommission (SKK) angesetzt sei.²⁶¹ In dem Gespräch, das Nuschke mit dem Leiter der SKK, Armeegeneral Tschuikow, persönlich führte, dürfte dieser dem CDU-Vorsitzenden deutlich gemacht haben, dass die Sowjets zu Hickmann kein Vertrauen mehr hätten und er nicht mehr zu halten sei.²⁶² Am folgenden Tag trat der Politische Ausschuss um 18 Uhr erneut zusammen. Gemäß dem Protokoll wurde nach längerer Beratung und einer einstündigen Unterbrechung ein Communiqué verabschiedet. Demnach habe Hickmann bereits zu Beginn der Sitzung eine Erklärung abgegeben. So fühle er sich zwar seinem Landesverband aufs Engste verbunden und sei gebeten worden, nicht von sich aus als Landesvorsitzender zurückzutreten, in der gegebenen Situation sei die Weiterarbeit als Landesvorsitzender jedoch unmöglich geworden. Er verzichte daher auf die weitere Ausübung dieses Amtes wie auch auf die Stellung als zweiter Vorsitzender des Gesamtverbandes. Im Gegenzug würdigte der Politische Ausschuss die geleistete Arbeit Hickmanns, vor allem vor dem Hintergrund der in letzter Zeit gegen ihn erhobenen Diffamierungen und der sich aus ihnen ergebenden Folgen. Ausdrücklich missbilligte der Politische Ausschuss diese Ereignisse und erwartete, dass in Zukunft von solchen Methoden Abstand genommen werde. Im Hinblick auf den Rücktritt Hickmanns stellte auch Dertinger fest, dass sich die Übernahme der kommissarischen Leitung des Landesverbandes erledigt habe und dass die Funktionen Hickmanns auf dessen Stellvertreter Otto Freitag übergingen. Dem sächsischen Landesvorstand wurde empfohlen, die kommissarische Berufung von Rambo und Teubert in den engeren Landesvorstand aufrechtzuerhalten.²⁶³ Von den Erklärungen Hickmanns und des Politischen Ausschusses haben sich mit der

Minister für Arbeit und Sozialwesen Fritz Schwob. Alle drei wurden im Laufe des Jahres 1950 aus ihren Funktionen entfernt.

²⁶⁰ Vgl. Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4.

²⁶¹ Vgl. Protokoll über die Sitzung des Politischen Ausschusses am 28. Januar 1950, in: ACDP 07-011-0484.

²⁶² Vgl. Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4. Der Termin des Gesprächs war jedoch nicht wie hier angegeben am Sonntagvormittag, sondern schon am Samstagabend, vgl. Einleitung Hickmanns zu seiner Erklärung am 29. Januar 1950, in: ACDP 07-011-0484.

²⁶³ Vgl. Protokoll der Sitzung des Politischen Ausschusses am 29. Januar 1950 sowie stenografische Notizen dazu, in: ACDP 07-011-0484. Die Aussage des schon mehrfach genannten Berichtes, wonach es zunächst danach aussah, als ob Hickmann hätte gehalten werden können, bis die geschlossene Phalanx der Landesvorsitzenden aufzubrechen begann, ist angesichts des am Abend zuvor stattgefundenen Gesprächs bei der SKK wenig glaubhaft, vgl. Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4.

Schreibmaschine verfasste Entwürfe erhalten, die wiederum handschriftlich korrigiert wurden, was darauf hindeutet, dass es Aushandlungsprozesse darüber gegeben hat, wie beide Seiten möglichst gesichtswahrend aus der Situation herauskommen konnten.²⁶⁴ Für Hickmann dürfte im Vordergrund gestanden haben, die Partei vor einer Spaltung zu bewahren, die der SED und den Sowjets eine willkommene Gelegenheit gegeben hätte, gegen ihre Kritiker noch schärfer vorzugehen. Außerdem diene sein Rücktritt dazu, Nuschke zu stützen, der sich durch seine demonstrative Unterstützung Hickmanns in eine Zwangslage manövriert hatte.²⁶⁵ Die Gegner Hickmanns waren hingegen daran interessiert, keinen zweiten ‚Fall Kaiser‘ zuzulassen und dennoch klar zu machen, dass jeder Gedanke an die Herstellung der Einheit Deutschlands mittels Neutralität nur im Interesse der *Kriegsinteressenten im Westen* sei.²⁶⁶ Dementsprechend wurde die Darstellung Hickmanns als ‚Reaktionär‘ quasi kanonisiert,²⁶⁷ und die Anhänger einer demokratischen CDU, die man nun ebenfalls nach und nach aufspürte und aus ihren Ämtern entfernte oder verhaftete, sofern sie nicht in den Westen fliehen konnten oder sich als Informanten rekrutieren ließen,²⁶⁸ wurden als ‚Hickmänner‘ bezeichnet.²⁶⁹ Dagegen war der Weg zur Wahl parlamentarischer Gremien über eine Einheitsliste geegnet, was seitens des Landesvorstandes nun auch bald ausdrücklich anerkannt wurde.²⁷⁰ Im Juni 1950 wurde Josef Rambo zum neuen Landesvorsitzenden gewählt, der sich aber schon wenige Monate später nach West-Berlin absetzte.²⁷¹ Sein Nachfolger wurde Magnus Dedek, der bis zur Auflösung des

²⁶⁴ Vgl. Entwürfe für die Erklärungen Hickmanns und des Politischen Ausschusses, in: ACDP 07-011-0484. Vgl. auch ‚Professor D. Hickmann zurückgetreten‘, in: Die Union vom 1. Februar 1950.

²⁶⁵ Vgl. Bericht über den Fall Dertinger und Nuschke, in: ACDP 03-013-682/4. Vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 225 f. Wenige Tage später erklärte Hickmann auch seinen Rücktritt als Landtagsabgeordneter, vgl. Aktennotiz zu einem Gespräch des Genossen Haak mit Franz Jensch am 10. Februar 1950, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 830, Bl. 116 f.

²⁶⁶ So Walter Ulbricht in einem Interview: ‚Klärung bedeutet Festigung des Blockes der antifaschistisch-demokratischen Parteien‘, in: Neues Deutschland vom 1. Februar 1950. Ebenfalls abgedruckt unter dem Titel ‚Klärung bedeutet Festigung‘, in: Die Union vom 4. Februar 1950. Vgl. auch Protokoll der Sekretariatssitzung des SED-Landesverbandes Sachsen am 30. Januar 1950, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 788, Bl. 93-97.

²⁶⁷ Vgl. RUDOLF HERRNSTADT, ‚Hickmann – das Profil eines Reaktionärs‘, in: Sächsische Zeitung vom 27. Januar 1950; ‚Hinweg mit den Adenauer-Elementen!‘, in: Volksstimme vom 1. Februar 1950; ‚Naturgeschichte eines Reaktionärs‘, in: Neues Deutschland vom 1. Februar 1950. Ebenfalls abgedruckt unter dem Titel ‚Material zum Fall Hickmann‘, in: Die Union vom 4. Februar 1950. Vgl. auch: Der Kampf gegen die reaktionären Elemente hinter Hickmann und ihre Auftraggeber. Stichworte für Referate und Diskussionsreden, herausgegeben vom Landesvorstand der SED, Abt. Massenagitation, in: HStA Dresden, IV/A Nr. 830, Bl. 108-117.

²⁶⁸ Vgl. Bemerkenswerte blockpolitische Erscheinungen in Sachsen, in: SAPMO-BA DY 30/95371, Bl. 37-73.

²⁶⁹ Vgl. ERICH UHLICH, ‚Hickmänner am Werk!‘, in: Volksstimme vom 11. Februar 1950.

²⁷⁰ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 227 f.

²⁷¹ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 251 f. Vgl. auch Bericht über den IV. Landesparteitag der CDU Sachsen, in: HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 830, Bl. 152-162.

Landesverbandes im Zuge der Verwaltungsreform in der DDR 1952 im Amt blieb. Beide hatten maßgeblichen Anteil daran, dass die CDU in Sachsen sich schließlich zu einer von der SED abhängigen Blockpartei entwickelte.²⁷²

Nur kurze Zeit nach Hickmanns erzwungenem Rücktritt zeigte sich, dass die Erklärung, die der Politische Ausschuss zu seinen Gunsten abgegeben hatte, nichts wert war. Bereits am 1. Juni 1950 beschloss der engere Landesvorstand den Ausschluss Hickmanns aus der CDU.²⁷³ Als Reaktion schrieb Hickmann einen Brief an Nuschke, in dem er die Haltlosigkeit der gegen ihn vorgebrachten Diffamierungen nochmals verdeutlichte. Dennoch wolle er nicht dagegen vorgehen. Seine ehemaligen Mitarbeiter hätten diesen Beschluss *vor ihrem Gewissen und ihrer Ehre zu verantworten*.²⁷⁴ Hickmann selbst scheinen diese Vorgänge schwer zugesetzt zu haben.²⁷⁵

Er blieb in den folgenden Jahren weiterhin im Hochstift Meißen kirchlich engagiert.²⁷⁶ Seit 1945 hatte er das Amt des Dompropstes inne.²⁷⁷ Allerdings erhielt er auch die Verbindung zur CDU aufrecht. Nach Auskunft eines Telegramms des Direktors der Berliner Vertretung des US-amerikanischen Hohen Kommissars vom Mai 1950 habe Ernst Lemmer weiterhin Kontakt zu Hickmann gehabt und von ihm das Versprechen erhalten, sich der Exil-CDU nach ihrer Konstituierung anzuschließen. Er wollte jedoch so lange wie möglich in Sachsen bleiben, wo er allein durch seine Präsenz ein Symbol des Widerstandes sei.²⁷⁸ Ob er tatsächlich, wie Richter behauptet, „wichtigster sächsischer Verbindungsmann“ der Exil-

²⁷² Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 300-302. Zu den Methoden der SED, an der Basis der CDU den ‚fortschrittlichen Kräften‘ zum Durchbruch zu verhelfen, vgl. etwa HStA Dresden, 11856, IV/A Nr. 1875 sowie Nr. 1876.

²⁷³ Vgl. Protokoll der Sitzung des Engeren Landesvorstandes am 1. Juni 1950, in: ACDP 03-035-001; ‚Der Fall Hickmann‘, in: Der Kurier vom 3. Juni 1950; ‚Der Landesparteitag Sachsen der CDU‘, in: Die Union vom 3. Juni 1950. Vgl. auch Protokoll der Sitzung des ‚Großen Blocks‘ am 22. Mai 1950, in: ACDP 03-035-102; Vermerk zur Blockpolitik in Sachsen, in: SAPMO-BA DY 30/95371, Bl. 29-31.

²⁷⁴ Vgl. Schreiben von Hickmann an Nuschke vom 20. Juni 1950, in: ACDP 07-011-2993.

²⁷⁵ So vertraute er Ernst Lemmer Anfang Juni 1950 an, dass er *einen unerhörten Nervenkrieg* durchstehe, vgl. Schreiben von Lemmer an Adenauer vom 10. Juni 1950, in: Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, Bad Honnef-Rhöndorf, I 10.21, Bl. 267.

²⁷⁶ Vgl. Schreiben des Sekretärs des Hochstifts Meißen an den Präsidenten des Ev.-Luth. Landeskirchenamtes Sachsen vom 26. Juli 1955, in: Landeskirchenarchiv Dresden (im Folgenden: LKA Dresden), Best. 2, Nr. 3891, Bl. 81, wonach Hickmann seit 1945, *in ständiger Vertretung des Dechanten, die Geschäfte des Kapitels geführt und für unseren lieben Dom gesorgt* habe.

²⁷⁷ Telefonische Auskunft des Hochstifts Meißen vom 10. Mai 2021. Nach den vorliegenden Quellen ist Hickmann in dieser Position erst ab 1950 belegbar, vgl. Abschrift eines Schreibens Hickmanns an das Ev.-Luth. Landeskirchenamt Sachsen vom 30. Mai 1950, in: LKA Dresden, Best. 2, Nr. 3891, Bl. 51.

²⁷⁸ Vgl. The Director of the Berlin Element, HICOG to the Office of the United States High Commissioner for Germany, Frankfurt, in: WILLIAM Z. SLANY/CHARLES S. SAMPSON/ROGERS P. CHURCHILL (Hg.), Foreign Relations of the United States, 1950, Bd. 4: Central and Eastern Europe; The Soviet Union, Washington D. C. 1980, doc. 512, S. 956 f.

CDU war,²⁷⁹ sei dahingestellt, da über die Art seiner Tätigkeit keine Dokumente bekannt sind, sieht man von einer Empfehlung ab, die er einem ihm bekannten CDU-Mitglied 1952 vor dessen Flucht in den Westen mitgab.²⁸⁰ Hickmann starb am Pfingstmontag, den 30. Mai 1955 um 14:30 Uhr in seinem Wohnort Langebrück bei Dresden an einem Herzschlag.²⁸¹ Während die ‚Neue Zeit‘ wenigstens in einer Kurzmeldung darüber informierte,²⁸² blieben den Lesern der ‚Union‘ nur zwei privat aufgegebene Todesanzeigen, um das Ableben ihres ehemaligen Landesvorsitzenden zur Kenntnis zu nehmen.²⁸³ Das Begräbnis auf dem Friedhof der Kirchgemeinde Langebrück wurde entsprechend misstrauisch von einem Abgesandten des Sekretariates des CDU-Bezirksverbandes Dresden beobachtet. Zur Beruhigung der Funktionäre konnte er aber mitteilen, dass bis auf den ehemaligen Kreisvorsitzenden von Meißen kein ihm bekanntes CDU-Mitglied anwesend war und nur die kirchlichen Verdienste Hickmanns, aber keine politischen Aspekte angesprochen wurden. Dies wurde auch an Generalsekretär Gerald Götting weitergemeldet.²⁸⁴

Die zum Teil zu findende Angabe, wonach Hickmanns Grab auf SED-Anweisung hin ohne Kennzeichnung geblieben sein soll, dürfte in den Bereich der Legende zu verweisen sein.²⁸⁵ Zum einen handelte es sich um das Familiengrab der Hickmanns,²⁸⁶ zum anderen bezahlte das Hochstift Meißen von 1955 bis 1985 für die Pflege des Grabes.²⁸⁷ Anfang der 1990er-Jahre war das Grab allem Anschein nach in einem verwahrlosten Zustand. In einem Schreiben wird berichtet, dass der Teil des Grabsteins, auf dem der Name Hugo Hickmanns stehe, von

²⁷⁹ Vgl. RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 229.

²⁸⁰ Vgl. Karteikarte zu Paul Eckhardt, in: ACDP 03-013-730. Vgl. auch RICHTER, Ost-CDU (wie Anm. 118), S. 302.

²⁸¹ Vgl. Professor D. Hickmann verstorben, in: ADL, Bestand FDP-Ostbüro A45-93, Bl. 18; Schreiben des Stiftssekretärs des Hochstifts Meißen an den Präsidenten des Ev.-Luth. Landeskirchenamts Sachsen vom 30. Mai 1955, in: LKA Dresden, Best. 2, Nr. 3891, Bl. 74.

²⁸² Vgl. ‚Professor D. Hickmann †‘, in: Neue Zeit vom 3. Juni 1955.

²⁸³ Vgl. Todesanzeige für Hickmann von Katharina Schmidt, geb. Hickmann, in: Die Union vom 2. Juni 1955, sowie Todesanzeige für Hickmann von der Sächsischen Haupt-Bibelgesellschaft, in: Die Union vom 3. Juni 1955.

²⁸⁴ Vgl. Aktennotiz vom 4. Juni 1955 sowie Schreiben des Bezirksvorsitzenden Friedrich Mayer an Generalsekretär Gerald Götting vom 7. Juni 1955, in: ACDP, Bestand Bezirksverband Dresden 03-040-062/2.

²⁸⁵ Vgl. Leserbrief von Gerhard Heckmann, in: Dresdner Neueste Nachrichten vom 4. April 1995; Landeskirchliche Kredit-Genossenschaft Sachsen: Die mutigen Pioniere der Kirchenbanken, S. 3, online: <http://docplayer.org/12265948-Die-mutigen-pioniere-der-kirchenbanken.html> [Zugriff 26. November 2020]; Artikel ‚Hugo Hickmann‘, in: https://de.wikipedia.org/wiki/Hugo_Hickmann [Zugriff 26. November 2020].

²⁸⁶ Vgl. Auszüge aus dem Register der Kirchgemeinde Langebrück, in: ACDP 03-053-113/7.

²⁸⁷ Vgl. Schreiben der Kirchgemeinde Langebrück an den CDU-Landesverband Sachsen vom 23. August 1993, in: ACDP 03-053-113/7. Aus diesem Schreiben geht auch hervor, dass ein 1985 seitens der Gemeinde unternommener Versuch, die CDU für die Pflege des Grabes heranzuziehen, offenbar ins Leere lief.

Gestrüpp überwuchert sei.²⁸⁸ Zudem scheint die Inschrift verwittert gewesen zu sein. 1995 erklärte sich der CDU-Landesverband Sachsen dazu bereit, sich um die Pflege des Grabes zu kümmern.²⁸⁹ Am 23. Juni 1995 besuchten erstmals Vertreter der CDU Sachsen das Grab ihres ersten Vorsitzenden in offizieller Funktion aus Anlass seines vierzigsten Todestages.²⁹⁰

VI. Fazit

Das politische Wirken Hugo Hickmanns war von verschiedenen Determinanten bestimmt. Zum einen war dies die Herstellung eines auf föderalen Grundlagen stehenden einheitlichen demokratischen Deutschlands. Der Weg dorthin konnte für ihn nur über freie Wahlen zu einer verfassungsgebenden Nationalversammlung laufen. Sein Bemühen um einen parlamentarisch-demokratischen ‚dritten Weg‘ zwischen der marktwirtschaftlich verfassten und an die westliche Staatengemeinschaft gebundenen Bundesrepublik sowie der staatssozialistischen und in das stalinistische Herrschaftssystem eingegliederten DDR, brachte ihn letztlich dazu, sich eng an die pazifistischen Konzeptionen von Ulrich Noack anzulehnen und den ‚christlichen Sozialismus‘ auch in der Zeit nach Jakob Kaiser weiterhin zu vertreten.

Die zweite Grundlage seiner Politik waren die unabänderlichen Fakten der Einbindung in den Demokratischen Block und die Beziehungen zur Besatzungsmacht. Eine auf Gleichberechtigung beruhende Blockpolitik war zumindest für eine Übergangszeit aus seiner Sicht heraus eine notwendige Voraussetzung für ein gutes Verhältnis zu den Sowjets. Daran hielt er auch dann noch fest, als sich bereits die Instrumentalisierung des Blocks für die Realisierung des Führungsanspruches der SED und die eindeutige Bevorzugung der Kommunisten durch die sowjetische Militärverwaltung zeigte. Dies sollte nicht voreilig als Beleg für eine naive Vertrauensseligkeit Hickmanns ausgelegt werden. Fakt war, dass er in Dresden keine andere Wahl hatte, als mit den Sowjets zu kooperieren und zu hoffen, dass die Siegermächte sich doch noch auf einen Weg zur Vereinigung Deutschlands verständigen würden. Dafür waren gewisse Kompromisse nötig, auch wenn dies von der relativ sicheren Position der Viermächtestadt Berlin oder gar den Westzonen aus nicht immer gern gesehen wurde. Offenbar waren erst die Gründung der DDR, die endgültige Festlegung der Oder-Neiße-Grenze und die zunehmende Unwahrscheinlichkeit freier Wahlen 1950 die Punkte, an denen seine Kompromissfähigkeit ihr Ende fand.

²⁸⁸ Vgl. Schreiben von Agatha Kobuch an den CDU-Landesverband Sachsen vom 21. Mai 1993, in: ACDP 03-053-054/7.

²⁸⁹ Vgl. Vermerk von Michael Gaerdts an Landesgeschäftsführer Rolf Wollziefer vom 10. April 1995, in: ACDP 03-053-113/7.

²⁹⁰ Vgl. Pressemitteilung des CDU-Landesverbandes Sachsen vom 23. Juni 1995, in: ACDP 03-053-113/7.

Als dritte Voraussetzung von Hickmanns Politik ist schließlich das Bemühen um die unbedingte Erhaltung der CDU zu nennen. Bereits in der Krise um Jakob Kaiser war deutlich geworden, dass die CDU als Gesamtpartei erhalten werden musste. Zum einen war klar, dass die Sowjets eine Spaltung niemals zugelassen hätten, zum anderen war aber auch der Gedanke abwegig, dass man die Partei als Reaktion auf die zunehmenden Angriffe einfach auflösen könnte, da dies ebenfalls keine reale Option war. Mit der Partei im Rücken konnte Hickmann über seine Position als Landesvorsitzender mit direktem Kontakt zum sowjetischen Militärapparat zumindest versuchen, sich für verfolgte und inhaftierte Mitglieder oder benachteiligte Parteigliederungen einzusetzen. Durch sein Eintreten blieb zumindest ein rudimentärer Schutz für CDU-Mitglieder erhalten, auch wenn seine Interventionen nicht immer zum Erfolg führten, wie das Beispiel Rudolf Schmidt zeigte. Noch sein erzwungener Rücktritt dürfte aus Rücksichtnahme auf die eigene Partei erfolgt sein.

Hugo Hickmann war in ein festes Koordinatensystem eingebunden, in dem er versuchte, eine eigenständige Politik zu betreiben. Seine hohe Beliebtheit an der CDU-Basis zeigte, dass er damit trotz seines hohen Alters ein echter Hoffnungsträger für viele Mitglieder war. Die eingangs erwähnte Aussage, wonach er „weder Realpolitiker noch Opportunist“ gewesen sein soll,²⁹¹ geht völlig am Kern seiner politischen Überzeugungen vorbei, denen er auch unter schwierigsten Umständen versuchte, treu zu bleiben.

²⁹¹ Vgl. BAUS, Christlich-Demokratische Union Deutschlands (wie Anm. 5), S. 144.

Königsinventur in Bronze

Disruptive Wahrnehmung und Rezeption von Herrscherdenkmälern im Dresden der frühen Nachkriegszeit 1945 bis 1952*

von
LENNART KRANZ

Es sind Bilder, wie man sie in der europäischen Hauptstadt Brüssel vielleicht nicht vermuten würde: Rote Farbe klebt an der Schuhspitze und an beiden Händen – die rechte Hand fällt herab, die linke mit den Zügeln fest im Griff. Rot quilt auch die Farbe unter den Augen hervor, ganz als habe der König Blut geweint – auf seiner Brust und dem linken Oberarm steht das schlichte Wort „PARDON“, in weißen Versalien, auf der des Pferdes „FRACISM“.

Nicht zum ersten Mal war ein Standbild für den belgischen König Leopold II. (1865–1909), der für das Engagement seines Landes im Kongo mitverantwortlich zeichnete, zur Zielscheibe von Farbbeuteln, lautstarker Kritik und sogar Denkmalsstürmern geworden. Doch im Sommer 2020 ergriff die Auseinandersetzung mit der eigenen kolonialpolitischen Vergangenheit gleich mehrere Länder der westlichen Welt und konfrontierte sie mit den Spuren von Sklavenhandel, Gewalt-herrschaft und Rassismus auf den Straßen und Plätzen ihrer Städte. Manch einer wird noch die Bilder des Edward-Colston-Denkmal vor Augen haben, das Demonstrierende in das Hafengebiet von Bristol warfen. Hierzulande dachte und denkt man über eine Umgestaltung des Hamburger Bismarck-Monuments nach.

* Der Beitrag fußt auf der im April 2019 am Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte in Dresden eingereichten und durch Prof. Dr. Winfried Müller betreuten Masterarbeit „Gestürzte und restaurierte Regenten. Dynastische Denkmäler als Objekte der Störung im Dresden der frühen Nachkriegszeit 1945–1956“. Ihm und Prof. Dr. Susanne Schötz gilt mein besonderer Dank. Die in der Arbeit angelegten Betrachtungen zum Goldenen Reiter müssen hier weitgehend unberücksichtigt bleiben, für einen Kurzüberblick vgl. LENNART KRANZ, Auferstanden aus der Grotte. Die Rückkehr des Goldenen Reiters ins sozialistische Stadtbild Dresdens, in: Droys. Die Dresdner Straßenzeitung 23 (2020), H. 9, S. 18 f. Mit Blick auf die aktuelle Forschung zur sächsischen Denkmallandschaft sei insbesondere verwiesen auf SÖNKE FRIEDREICH, Monumente (in) der Region. Denkmäler als Zeugnisse städtischer Erinnerungskultur in Sachsen (1871–1914) (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 39), Leipzig 2020. Beispielhaft für die neuere baugeschichtliche Forschung zu Dresden nach 1945 steht ANDREAS KRIEGE-STEFFEN, Das Stadtbild und die Idee der Stadt in den städtebaulichen Diskursen der Nachkriegszeit. Der 1952 veranstaltete Wettbewerb für die städtebauliche und architektonische Gestaltung des Zentrums und der Ost-West-Magistrale in Dresden, Dresden 2020.

Auch der Diskurs über die Umbenennung von Straßennamen, die im Zusammenhang mit der deutschen kolonialen Vergangenheit stehen, nahm nach den Ereignissen von Bristol und in den USA wieder an Fahrt auf.¹

Denkmäler, diese „durch irgendetwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert[en]“,² uns Nachgeborenen manchmal aus der Zeit gefallen scheinenden, doch nur selten ins Bewusstsein dringenden Erinnerungsorte wurden 2020 zu global beachteten Objekten der Störung. Mit Störung oder auch Disruption sind „ereignis- oder prozesshafte Unterbrechungen von Kommunikationsroutinen“ bezeichnet, „die zur sinngenerierenden Anschlusskommunikation nötigen.“³ Wenn nun also die kommunikative Routine darin besteht, Denkmäler in touristischen und apolitischen Spezialdiskursen zu verhandeln, liegt es nahe, dass die Politisierung von Denkmälern im öffentlichen Diskurs – der Bruch also mit dieser Routine – eine Störung darstellt. Dieser konsekutiven geht gleichwohl eine primäre Störung voraus, die sich darin äußert, dass das Denkmal selbst als disruptives Medium provokanter Inhalte auf sein soziales Umfeld einwirkt.

Auch dynastische Denkmäler – das zeigt der belgische Fall – sind potenzielle Objekte der Störung und damit Auslöser und Motor für erinnerungspolitische Diskurse. Letztere berühren immer auch die Frage, wem die legitime Entscheidungsgewalt über die Gestaltung urbaner Erinnerungsräume obliegt. In Brüssel gelang es kurzfristig, dem dynastischen Raum, den das Reiterdenkmal Leopolds II. und der Königliche Palast bilden, eine demokratische Inhaltsebene vor dem Hintergrund der Rassismusdebatte einzuschreiben.

Als ein Beitrag zu einer noch ausstehenden Breitenschau mit Blick auf die Aneignung dynastischer Erinnerungsräume soll am Beispiel der ehemaligen Residenzstadt Dresden und unter Anwendung der Störungstheorie das Spannungsfeld veranschaulicht werden, in dem sich die problemgeladene Rezeption von Herrscherdenkmälern in den Jahren 1945 bis 1952 abspielte. Dafür sind zunächst methodische Vorüberlegungen zur Störungstheorie (I) nach Lars Koch, Tobias Nanz und Johannes Pause (2016) anzustellen, bevor die rechtliche Situation zur Beseitigung von dynastischen Erinnerungsorten nach 1945 illustriert wird (II). Anhand der Dresdner Königsinventur (III) – einer Erfassung und denkmalpflegerischen Beurteilung der Herrscherdenkmäler – ist die Zuschreibung von disruptivem Potenzial aufseiten einzelner Denkmäler und die Entwicklung korrespondierender Lösungsstrategien nachzuzeichnen. Besondere Aufmerksamkeit

¹ Vgl. Antirassistischer Denkmalsturm. Auch der Philosoph Immanuel Kant steht zur Debatte, URL: www.deutschlandfunkkultur.de/antirassistischer-denkmalsturm-auch-der-philosoph-immanuel.1013.de.html?dram:article_id=478593 [Zugriff 13. Juni 2020]; Debatte um Denkmäler. Wie Bismarck dekolonisieren?, URL: www.deutschlandfunkkultur.de/debatte-um-denkmaeler-wie-bismarck-dekolonisieren.1013.de.html?dram:article_id=480845 [Zugriff 18. Juli 2020].

² ROBERT MUSIL, Denkmale, in: Ders., Nachlass zu Lebzeiten, Reinbek 1962, S. 61 f.

³ LARS KOCH, Populärkultur als Selbstbeschreibungsförmel. Wie *The Wire* die Gesellschaft vorstellt, in: Jörn Ahrens et al. (Hg.), *The Wire*. Analysen zur Kulturdiagnostik populärer Medien (Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen), Wiesbaden 2014, S. 21-49, hier S. 22 f.

wird dabei dem König-Albert-Monument von Max Baumbach zuteil. Dementsprechend bilden die politischen Bemühungen und medialen Spezifika rund um den Denkmalsturz des König-Albert-Reiterstandbildes (IV) sowie die zeitgenössischen Reaktionen den Abschluss der Ausführungen.

I. Methodische Überlegungen zur Störungstheorie in der Geschichtswissenschaft

Was genau ist eine Störung? Die Geschichtswissenschaft hat sich dieser Frage bisher zu selten angenommen, gleichwohl mit Begriffen wie Krise, Konflikt, Systemwechsel – die Liste ließe sich fortsetzen – immer bereits die Existenz eines Störfalls stillschweigend impliziert wird. Allenfalls in der Ritualtheorie genießt das Prinzip der Störung im Zusammenhang mit misslingenden Ritualakten eine gewisse Aufmerksamkeit, in der Regel allerdings ohne eine definierte Ausformung zu erhalten.⁴

Mit der eingangs eingeführten Definition, die kommunikative Strukturen, Routinen und Unterbrechungen in den Blick nimmt, soll der interdisziplinäre Schlußschluss mit den Literatur- und Medienwissenschaftlern Lars Koch (Dresden), Tobias Nanz (Flensburg) und Johannes Pause (Luxemburg) gewagt werden. Störungen und Disruptionen sind demnach „ereignis- oder prozesshafte Unterbrechungen von Kommunikationsroutinen, die zur sinngenerierenden Anschlusskommunikation nötigen.“⁵ Diese Unterbrechungen von Kommunikationsroutinen – einmalig datierbar oder fortlaufend wirkend – verändern die Dynamik und Stoßrichtung des kommunikativen Prozesses, womit freilich noch nichts darüber gesagt ist, in welchem Grad sich diese Veränderungen auswirken und ob sie von den Betroffenen bewusst wahrgenommen werden. Dennoch gilt, dass das Störungsmoment die scheinbare Selbstverständlichkeit laufender Kommunikationsprozesse aushebelt und ihren inneren Mechanismen Transparenz verleiht.⁶

⁴ Von den neueren Ansätzen seien hier einige anregende genannt: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2011, H. 2: Störfälle, hrsg. von Lars Koch, Christer Petersen, Joseph Vogl; MICHAEL E. O SULLIVAN, *Disruptive Power. Catholic Women, Miracles and Politics in Modern Germany 1918–1965* (German and European Studies 31), Toronto 2018; TIM SEEGER, Tagungsbericht: Informationsgewinnung, -verarbeitung und -deutung in der Stadt des 12. bis 16. Jahrhunderts. Historische Zugänge zum Konzept der Resilienz, 1. April 2019–3. April 2019 Venedig, in: H-Soz-Kult, 4. Oktober 2019, URL: www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8468 [Zugriff 18. Juli 2020]; SEBASTIAN DÖRFLER, Städtepartnerschaften als „ideologiefreie Zone“? Historische und politische Störfaktoren in der Gründungsphase und im Alltag von Städtepartnerschaften, in: Corine Defrance/Tanja Herrmann/Pia Nordblom (Hg.), *Städtepartnerschaften in Europa im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2020, S. 58–69; LARS KOCH/TOBIAS NANZ/CHRISTINA ROGERS (Hg.), *The Great Disruptor. Über Trump, die Medien und die Politik der Herabsetzung*, Berlin 2020.

⁵ KOCH, *Populärkultur* (wie Anm. 3), S. 22 f.

⁶ „Im Moment der Störung – so der zentrale Gedanke – werden gesellschaftliche Selbstbeschreibungen auf ihre impliziten Voraussetzungen hin durchsichtig, kann also die selbstverständliche Evidenz ihrer Semantiken als Ergebnis spezifischer Signifikanz-

Störung ist demnach prekäres Moment im Spannungsfeld von Herrschaft, Gesellschaft und Deutungshoheit über allgemein zugängliche Wirklichkeitsbilder. Setzen wir diesen Gedanken fort, dann kann das Moment der Störung etwa die Voraussetzung dafür schaffen, dass überkommene, gesellschaftliche Verhältnisse als solche von den in ihnen Lebenden erkannt werden oder dass kommunikative Dominanzgefälle über die Gestaltung des öffentlichen, gelebten Raumes ins Bewusstsein rücken. Störung ist damit das systemische Prinzip, das dem Konflikt zugrunde liegt und ihn erst ermöglicht. Im Gegensatz zu ihm beschreibt sie nicht den inhaltlichen Dualismus zweier oder mehrerer Diskursparteien, sondern ein Aussetzen sozialer und sinnstiftender Ordnungsmechanismen. Dies ist eine grundlegende, weil für die Geschichtswissenschaft anschlussfähige Erkenntnis.

Bleiben wir für den Moment bei Koch et al. und widmen uns in einem Exkurs ihrem Modell der ‚Imagination der Störung‘. Im gleichnamigen Aufsatz beschreiben die Autoren die Bekämpfung von Störungen als historisierbaren Prozess, der „in den vergangenen Jahrzehnten“⁷ vornehmlich durch das Dispositiv der ‚precaution‘ gesteuert worden sei.⁸ Diese steht unter der Prämisse, dass Störungen und Gefahren für die Gesellschaft ihrer Natur nach „grundsätzlich opak“⁹ und – das ist der entscheidende Punkt – somit nicht länger vorhersehbar seien. Daraus erwachse die Notwendigkeit, adäquate Bewältigungsstrategien zu entwickeln, um die systemgefährdenden Zentrifugalkräfte von Störfällen so weit wie möglich zu neutralisieren.

Gerade weil aber bis zum Zeitpunkt, an dem sich eine abstrakte Bedrohung als konkrete Gefahr manifestiert, der Charakter der potenziellen, zukünftigen Störung im Ungewissen bleibt, bedarf es eines sozial verankerten, gesteigerten Bewusstseins für die amorphe Gestalt des Störungsreservoirs. Dieses soll es ermöglichen, die Wucht real hereinbrechender Störfälle abzufedern: Die imaginierte Störung nimmt der realen ihren Schrecken, indem sie deren potenzielle Form prognostiziert, konsekutive Handlungsoptionen entwirft und so zur emotiven Prävention und Widerstandsfähigkeit gereicht. Die Soziologie spricht hier von Resilienz in Abgrenzung zur Vulnerabilität, der emotiven Verwundbarkeit. Um Resilienz zu generieren, bedient man sich der sogenannten Szenarien-Technik. Dabei werden potenzielle Störungsfälle entworfen und massenmedial verbreitet, denn ausschließlich „durch fiktionale Szenarien, die eine antizipatorische Bearbeitung von Zukunft erlauben, weil sie Gefahren entwerfen, als ob diese bereits

konstitutionen problematisiert werden, die Politiken der Adressierung, des Sagbaren und der Sichtbarmachung dazu benutzen, um bestimmte Versionen von Gesellschaft und Wirklichkeit medial als allgemeinverbindlich erscheinen zu lassen.“ Ebd., S. 23.

⁷ LARS KOCH/TOBIAS NANZ/JOHANNES PAUSE, *Imaginationen der Störung*. Ein Konzept, in: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 9 (2016), H. 1, S. 6–23, hier S. 9.

⁸ Hier berufen sich Koch et al. auf ULRICH BRÖCKLING, *Dispositive der Vorbeugung. Gefahrenabwehr, Resilienz, Precaution*, in: Christopher Daase (Hg.), *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr*, Frankfurt am Main 2012, S. 93–108.

⁹ KOCH et al., *Imaginationen der Störung* (wie Anm. 7), S. 9.

eingetroffen und zur Erfahrungstatsache geworden seien, lässt sich jener perpetuierte Alarmzustand herstellen, der für das Regime der ‚precaution‘ charakteristisch ist“.¹⁰

Erweitern wir den Fokus der Kulturwissenschaftler über den Tellerrand fiktionaler Narrative hinaus, dann kommen wir zu einer scheinbar einfachen Erkenntnis: Jeder mediale Impuls, jeder Diskursbeitrag – gleich ob er von einer Abbildung, einem Zeitungsartikel, einem Tweet, Hörspiel oder utopischen Roman herrührt – verfügt prinzipiell über das Potenzial, das individuelle und kollektive Bewusstsein für bestimmte Verhältnisse, Problematiken und Bedrohungen zu sensibilisieren. Eine Reportage über einen republikanischen Systemwechsel hat beispielsweise unzweifelhaft Rückwirkungen auf die Leserschaft in einem monarchisch organisierten Staatswesen und evoziert seinerseits vorgestellte Szenarien.

Unter Adaption der Störungstheorie und Sichtbarmachung disruptiver Ereignisse und Vorstellungen wird das Handeln historischer Akteurinnen und Akteure als Strom fortlaufender und paralleler Imagination, Prävention und Lösung von Störungen erklärbar. Im Wechselspiel mit historischer Diskursanalyse lassen sich so Rückschlüsse auf die Resilienz und Vulnerabilität von historischen Akteurinnen, Akteuren und Teilen der Gesellschaft ziehen. Es öffnet sich so eine neue Perspektive auf Politiken des Sag- und Denkbaren.

Um die Resilienz einer Gesellschaft zu prüfen, geben uns Koch et al. ein passendes Instrument an die Hand, das helfen soll, die Störungsintensität zu klassifizieren: Die Unterscheidung von Sollbruchstörungen, adaptiven Störungen und Überlastungsstörungen.

Als Sollbruchstörungen werden all jene „Geschehnisse bezeichnet, mit denen eine Gesellschaft vertraut ist und für die Institutionen [...] bereitstehen, welche Ordnung und Sicherheit wiederherstellen können.“¹¹ Da ihre Existenz und möglichen Erscheinungsformen bekannt sind, außerdem die Eintrittswahrscheinlichkeit statistisch berechenbar ist und ihre Bewältigung routiniert erfolgen kann, bewegen sie sich in der Nähe des von Baudrillard definierten Nicht-Ereignisses.¹²

Um eine adaptive Störung handelt es sich hingegen, wenn die bestehenden Ordnungsmechanismen zumindest temporär außer Kraft gesetzt werden, ohne dass im selben Moment bereits eine adäquate Bewältigungsstrategie zur Hand wäre. Ihr präzedenzloser Charakter wird emotiv verstärkt, wenn das einbrechende Ereignis aufgrund des Fehlens vergleichbarer, medial vermittelter und diskursiv behandelte Störungsszenarien im sozialen Bewusstsein auf keine Rückkopplungsmöglichkeiten trifft. Gleichzeitig aktiviert die adaptive Störung kollektive Lernmechanismen, die auf eine Normalisierung des Erlebten abheben: „In diesem Verarbeitungs- und Heilungsprozess, der als polyphone Interaktion unterschiedlichster Akteure, Diskurse und Medien gedacht werden muss, werden sowohl die

¹⁰ Ebd., S. 9 f.

¹¹ Ebd., S. 18.

¹² Vgl. JEAN BAUDRILLARD, Das Ereignis (Schriften aus dem Kolleg Friedrich Nietzsche 2), Weimar 2007, S. 7 f.

Sicherheitsinstitutionen wie auch die affektiven Verarbeitungsmechanismen sukzessive angepasst, so dass die Zäsur, sollte sie wieder eintreten, künftig sofort als Sollbruchstörung verarbeitet werden kann.“¹³

Dritter und letzter Störungstyp ist die Überlastungsstörung. Als ultimative Eskalationsstufe bezeichnet sie eine präzedenzlose Störung, deren Bewältigung und Adaption misslingt. Dabei kann es sich je nach historischem Kontext etwa um den Brand eines Luftschiffs, ein Pogrom oder einen Terrorakt im Stil der Anschläge von Nine-Eleven handeln. Im Verständnis von Koch et al. geht sie mit einer „psychische[n] Belastung wie ein[em] Trauma [einher], das [...] gerade deshalb verheerend wirkt, weil es die psychischen und medialen Reizschutzmechanismen durchschlägt, welche die individuelle oder kollektive Adaptionfähigkeit sicherstellen sollen.“¹⁴ Parallel dazu findet eine einschneidende, irreversible Verschiebung semiotischer und semantischer Fixpunkte im individuellen und kollektiven Bewusstsein statt: „Die Schockwellen eines solch einschneidenden Ereignisses aktualisieren sich in einem bestimmten Referenten und hinterlassen Spuren in der Lebenswirklichkeit“.¹⁵

Eine Anwendung dieser Klassifizierung auf das Modellfeld der Denkmalweihe soll die Unterschiede im Folgenden kenntlich machen: Manche Störungen sind so alltäglich oder vorhersehbar, dass sie als systemimmanente Faktoren bereits eingeplant sind. Wenn beispielsweise anlässlich einer Denkmalweihe eine Ehrentribüne errichtet wird, so wird in der Regel routinemäßig sichergestellt, dass die darauf zu platzierenden Personen vor widrigen Witterungseinflüssen wie Regen oder allzu starkem Sonneneinfall durch Überdachung geschützt werden.

Anders verhält es sich bei einer erstmaligen, einer adaptiven Störung: Aufgrund gesundheitlicher oder sonstiger Unpässlichkeiten können oft nicht alle der eingeladenen Gäste zum Festakt erscheinen. Um den optischen Eindruck einer fehlenden gesellschaftlichen Geschlossenheit zu vermeiden, werden in solchen Fällen die leeren Plätze nicht selten von der Veranstaltungsleitung mit geeigneten Personen aus dem öffentlichen Leben nachbesetzt. Zu einer Zeit, in der sich die Denkmalweihe als Form städtisch-höfischer Kommunikation erst entwickelt, kann jedoch von einem solchen Mechanismus noch nicht ausgegangen werden. Häufig macht erst der Präzedenzfall auf ‚versteckte‘ Störungsquellen aufmerksam und bereitet die Beteiligten auf Wiederholungen vor.

Tritt hingegen eine Überlastungsstörung ein, stürzt sie die von ihr betroffenen Institutionen in eine Vertrauenskrise, löst Diskurse über ihre Daseinsberechtigung und Zukunftsperspektiven aus und kann in letzter Konsequenz zu ihrer Auflösung führen. Dabei ist die Überlastungsstörung selbst nur selten die Ursache institutioneller Agonie, sondern viel eher Indikator und Folge vorheriger, unzureichend adaptierter Störungen, deren erodierende Kräfte sie nun evident macht. Finden sich etwa anlässlich einer Denkmalweihe zu Ehren eines verstorbenen

¹³ KOCH et al., *Imaginationen der Störung* (wie Anm. 7), S. 19.

¹⁴ Ebd., S. 20.

¹⁵ Ebd.

Fürsten keine oder nur wenige Schaulustigen ein, um mittels ihrer Anwesenheit ‚das Volk‘ zu repräsentieren und den Vorgang durch Gesten der Affirmation zu legitimieren, lässt dies auf ein nachhaltig gestörtes Verhältnis zwischen Krone und Bürgerschaft schließen, dessen Ursprünge in einem weiter gefassten Kontext zu suchen sind. Die Störung ist hier freilich so augenfällig und schwer zu kompensieren, dass sie die Legitimität der Dynastie bzw. der Monarchie als Staatsform generell und entgegen den Veranstaltungsintentionen infrage stellt.

Es liegt dabei auf der Hand, dass eine Störung immer dann besondere Brisanz gewinnt, wenn sie mit festen Handlungsstrukturen und Erwartungshaltungen kollidiert, wie sie für Rituale typisch sind. Letztere prägen etwa auch die Abläufe einer Denkmalenthüllung. Doch nicht nur die feierliche Einweihung eines Gedenkortes stellt sich bei näherer Betrachtung als prekäres Moment dar: Planung, Finanzierung, künstlerische und technische Realisierung, Einweihung, Präsenz, Sturz und Absenz. In all seinen – zum Teil hochgradig ritualisierten – Existenzphasen und selbst darüber hinaus kann ein Monument zum Auslöser von Störungen und Gegenstand von Störungsdiskursen werden.

Unter der konsequenterweise zu berücksichtigenden Prämisse, dass grundsätzlich alles, was sich innerhalb des kulturell definierten Wahrnehmungsbereichs einer Gesellschaft befindet, also Gegenstände, Personen, Vorstellungen, Handlungen etc., immer bereits ein latentes Störungspotenzial in sich trägt, soll als Objekt oder auch Quelle der Störung all das anzusehen sein, was beginnt, disruptiv – sprich störend – auf einen oder mehrere Rezipientinnen und Rezipienten innerhalb einer Bezugsgruppe zu wirken. Ursache dafür, dass etwas als disruptiv wahrgenommen wird, können ein auslösendes Moment oder auch ein allmählicher, perceptiver Wandel sein. Dabei kann und muss kein gesellschaftsübergreifender Konsens darüber existieren, was Störungsquelle ist und was nicht, geschweige denn darüber, wie intensiv eine Störung empfunden wird, da die individuelle Resilienz unterschiedlich ausgeprägt ist. Auf diese Weise lösen Objekte der Störung konsekutive Sekundärstörungen aus, bei denen es sich um Meinungskämpfe über die Deutungshoheit handelt – etwa hinsichtlich der Notwendigkeit oder adäquaten Form von Bewältigungsinitiativen. Jedes Denkmal, das im Stadtrat, im alltäglichen Gespräch auf der Straße oder im Arbeitsumfeld polarisiert, ließe sich hier als Beispiel anführen.

Dass im Zusammenhang mit öffentlicher Erinnerungskultur gemeinhin ausgerechnet der Denkmalsturz als ein gewissermaßen natürlicher Krisenfall und Kulminationspunkt systemischer Störung betrachtet wird, ist wohl zum einen der politischen Relevanz des Phänomens seit dem Untergang der sozialistischen Staaten des ehemaligen Ostblocks¹⁶ geschuldet, zum anderen der Aura des durch und durch Außergewöhnlichen, das dem Vorgang von Haus aus anzuhaften scheint:

¹⁶ Vor den durch die Black-Lives-Matter-Bewegung angefachten Denkmaldiskursen waren u. a. Denkmalstürze von Lenin-Standbildern in der Ukraine im Fokus westlicher Medien. Vgl. Goodbye Lenin!, URL: www.sueddeutsche.de/politik/ukraine-goodbye-lenin-1.3311719 [Zugriff 27. Dezember 2016].

„Denkmalstürze gelten als gewissermaßen spontaner Vandalismus in revolutionären Umbrüchen, von emotionalisierten amorphen Menschenmengen durchgeführt und gegen die Obrigkeit gerichtet, die man nach primitiver Vorstellung auslöschen will, indem man ihre Symbole vernichtet.“¹⁷

Ein Denkmalsturz findet grundsätzlich mit der Absicht statt, die mit dem Monument symbolisch verkörperten Institutionen stellvertretend zu entmachten und die Erinnerung an sie räumlich zu reglementieren. Das verbindende Element aller Denkmalstürze ist deshalb nicht der politische Systemwechsel, sondern zunächst einmal das vorherige Eintreten einer adaptiven oder Überlastungsstörung, die das alte System erschüttert und den Angriff auf vermeintlich ungeschützte Zeichen der alten Machteliten überhaupt erst aussichtsreich macht. Dies ermöglicht auch solche historischen Konstellationen wie in Dresden nach 1945, in denen der Denkmalsturz von Monumenten verhandelt wird, deren Stifter und sie tragende politische Institutionen bereits vor Jahrzehnten entmachtet wurden. Ferner zeichnet jeden Denkmalsturz die immanente Doppelidentität eines ritualisierten Aktes der Bewältigung (Reglementierung der störenden Erinnerungsräume) und einer konsekutiven Störung aus (Missfallen an der Klassifizierung bestimmter Erinnerungsräume als störend bzw. an ihrer Reglementierung).

Wie Störungen sind auch Rituale kommunikative Ereignisse. Gesteht man daher wie Barbara Stollberg-Rilinger jedem Ritual zu, dass es „eine elementare sozial strukturbildende Wirkung besitzt“,¹⁸ bedeutet dies, dass jede Störung den kommunikativen Gehalt eines Rituals verändert und so auch Auswirkungen auf das gesellschaftliche Gefüge hat. Dessen Koordinaten richten sich fortwährend durch eine Vielzahl von Kleinst- und größerer Störungen neu aus. Durch Parteinahme für oder gegen einen Denkmalsturz findet eine Positionierung innerhalb oder zwischen den politischen Akteursgruppen statt sowie nicht zuletzt eine Loyalitätserklärung oder Verweigerung gegenüber der aktuell raumgestaltenden Gruppe. Unter den keinesfalls freiheitlichen Bedingungen der Berichterstattung in der Sowjetischen Besatzungszone und der neu gegründeten DDR war eine solche Parteinahme nur einem beschränkten Kreis von Akteuren möglich. Bevor deren Aushandlung des Störungspotenzials mit Blick auf die Dresdner Herrscherdenkmäler illustriert wird, soll zunächst von der rechtlichen Situation im Hinblick auf die ikonoklastische Umgestaltung (ost-)deutscher Erinnerungsräume nach 1945 die Rede sein.

¹⁷ WINFRIED SPEITKAMP, Denkmalsturz und Symbolkonflikt in der modernen Geschichte. Eine Einleitung, in: Ders. (Hg.), Denkmalsturz. Zur Konfliktgeschichte politischer Symbolik, Göttingen 1997, S. 5-21, hier S. 5.

¹⁸ BARBARA STOLLBERG-RILINGER, Rituale (Historische Einführungen 16), Frankfurt am Main u. a. 2013, S. 9.

II. Rechtliche Rahmenbedingungen

Vorauszuschicken ist zunächst die Feststellung, dass die Standbilder der ehemaligen wettinischen Landesherren die Zerstörungen der letzten Kriegsmonate 1945 in Dresden weitgehend unbeschadet überstanden. Der Goldene Reiter war bereits zum Jahreswechsel 1942/43 vom Neustädter Markt entfernt worden und befand sich seitdem in einem Felsenkeller im Friedrichsgrund bei Pillnitz. Andere Standbilder, darunter auch das König-Albert-Denkmal auf dem Schlossplatz, hatte man mit einem Bretterverschlag umgeben und so insgesamt erfolgreich vor Bombensplittern zu schützen versucht. Es handelte sich also nicht um einen Störungsdiskurs, der sich auf ein einzelnes Standbild konzentriert hätte, sondern der eine Denkmallandschaft einschloss.

Neben dem Goldenen Reiter und dem Sitzbild Friedrich Augusts des Gerechten auf dem Palaisplatz umfasste die Gruppe der Dresdner Herrscherdenkmäler – definiert als freistehende, monumentale Nachbildungen der Landesherren – zu diesem Zeitpunkt noch: die Büste von König Anton in der Friedrichstadt, das Denkmal für Friedrich August II. von Ernst Hähnel auf dem Neumarkt, das König-Johann-Reiterstandbild nach dem Entwurf von Johannes Schilling auf dem Theaterplatz sowie das König-Albert-Reitermonument von Max Baumbach vor dem Ständehaus und das König-Georg-Denkmal aus dem Atelier von Fritz Voelckerling im Umfeld der Kasernen an der Nordallee (ehemals König-Georg-Allee, heute Stauffenbergallee).

Ferner existierten zahlreiche weitere dynastische Denkmäler, meist in Form architektonischer oder architekturgebundener Referenzen an einzelne Vertreter der Wettiner-Dynastie. Zu diesen steht eine umfassende Grundlagenforschung noch aus.

Sprechen wir von Herrscherdenkmälern Dresdens nach dem Systemwechsel 1945, dann ist von einem sehr viel stärkeren ideologischen Kontrast auszugehen als noch nach dem republikanischen Umsturz von 1918. Hatten Stadtregierung und Bevölkerung in der ehemaligen Residenzstadt offenbar keinen größeren Anstoß an der dynastischen Symbolik der Herrscherdenkmäler genommen, der sich in Form von Denkmalstürzen ausgedrückt hätte, stellte sich die Situation im kriegszerstörten Dresden 1945 anders dar.

Zum einen setzte sich in den städtischen Verwaltungsbehörden und im öffentlichen politischen Leben sukzessive die kommunistische Partei bzw. der altkommunistische Flügel in der SED als führende Kraft gegen die Sozialdemokratie durch.¹⁹ Dabei konnten die Gruppe Ackermann und ihre politischen Nachfolger auf die Unterstützung der sowjetischen Militärverwaltung setzen. Für die Vertreter eines radikalen Sozialismus galten dynastische Denkmäler häufig als

¹⁹ Vgl. THOMAS WIDERA, *Zwischen Repression und Opposition*, in: Holger Starke (Hg.), *Geschichte der Stadt Dresden*, Bd. 3: *Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2016, S. 559-574.

überkommene Zeichen eines überwundenen Systems, die keines denkmalpflegerischen Schutzes bedurften. So regte denn auch der LPG-Funktionär Adolf Sendrowski an, die 1950 aufgefundenen Fragmente des Goldenen Reiters der Metallsammlung zur Verfügung zu stellen, und verlieh seinem Argwohn Ausdruck, dass das Denkmal von reaktionärer Seite versteckt worden sei.²⁰

Zum anderen schuf auch der Alliierte Kontrollrat die Voraussetzungen dafür, dass Erinnerungsorte in ganz Deutschland auf den ideologischen Prüfstand gestellt wurden. Zwar zielte die Kontrollratsdirektive Nr. 30 zur *Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen Charakters* vom 13. Mai 1946 eher allgemein auf die Pazifizierung und Entnazifizierung des Stadtbildes im besetzten Deutschland ab,²¹ gleichwohl hatte die Deutsche Verwaltung für Volksbildung mit Sitz in Ostberlin den Kern der Direktive weiter konkretisiert und in eine antimilitaristische Agenda eingepasst. In den Ausführungsbestimmungen, die für die Sowjetische Zone seit Anfang Juni Verbreitung fanden, war nun davon die Rede, all die Erinnerungsorte zu beseitigen, welche *faschistische, chauvinistische, imperialistische Personen, Ereignisse oder Daten*²² zum ideellen Ursprung hatten. Dies begründete einen noch heute oft im Stadtbild sichtbaren Riss zwischen ost- und westdeutscher Denkmallandschaft.

Die Richtlinien sahen vor, dass monumentale *Häufungen[,] die ein Ortsbild bestimmen können [...], aufzuheben* seien. Als Beispiel führte man die ikonografische Rolle Friedrich des Großen in der Potsdamer Denkmalslandschaft an.²³ Damit war für einen kurzen Zeitraum die Grundlage geschaffen, um gegen die disruptive, dynastische Prägung von Räumen in Städten und Gemeinden vorzugehen und insbesondere die vermeintliche Redundanz dynastischer Symbolik im residenzstädtischen Raum durch gezielte Eingriffe ins Stadtbild aufzulösen.

Als Reaktion auf die neuen Bestimmungen hatte das städtische Amt für Bau- und Denkmalpflege Mitte 1946 in einer inventarähnlichen Auflistung den Zustand und die Notwendigkeit einer Umsetzung oder Beseitigung der prominentesten Denkmäler Dresdens geprüft. Dem König-Albert-Reiterstandbild hatte man als *Sächsisches Nationaldenkmal* den Verbleib am alten Standort gewähren wollen,

²⁰ *Wir bitten nachzuprüfen, ob das Reiterstandbild behördlicherseits in dieser Grotte sichergestellt worden ist, oder ob es gar von reaktionären Kräften an diesem Platz versteckt gehalten wird; denn wir sind der Auffassung, daß diese Figur in die Buntmetallsammlung gehört.* Alfons Sendrowski, Schreiben an das Sekretariat des Ministerpräsidenten, 28. August 1950, in: Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), 11376 Landesregierung Sachsen, Ministerpräsident, Nr. 1686, Bl. 120.

²¹ Ein Faksimile der Direktive findet sich in: *Verschwundene Denkmale. Vernichtet – Vergessen! (Militärdenkmale in Dresden)* (Militärhistorische Schriften des Arbeitskreises Sächsische Militärgeschichte e. V. 7), hrsg. vom Arbeitskreis Sächsische Militärgeschichte e. V., Dresden 1999, S. 55 f.

²² Ebd., S. 58.

²³ Ebd., S. 59.

alternativ aber auch eine Parkaufstellung angeregt.²⁴ Die Vermerke von Oberbürgermeister Gustav Leißner (1946), auf dessen Schreibtisch die Listen landeten, geben Aufschluss darüber, dass diesem die Vorschläge nicht weit genug gingen. Da jedoch kurz darauf Walter Weidauer (SED) den ehemaligen Sozialdemokraten ablöste und der neue Mann im Rathaus zunächst keine Anstalten machte, etwas von dem umzusetzen, was Leißner ausgearbeitet hatte, liegt der Schluss nahe, dass die Denkmalsproblematik gegenüber den drängenden Aufgaben der Wohnungs- und Versorgungsnot vorerst in den Hintergrund trat. Man verlegte sich stattdessen darauf, die Namen Dresdner Straßen und Plätze zu ändern, sofern diese in einem militaristischen oder revisionistischen Kontext zu lesen waren.²⁵ In deutlich geringerem Umfang wurden auch Straßenzüge und Anlagen mit Bezug zur residenzstädtischen Vergangenheit Dresdens mit neuen Namen versehen.²⁶ Es bleibt zu betonen, dass auch bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit ideologisch missliebige Standbilder aus dem Stadtbild entfernt wurden.²⁷ Gleichwohl gelangten die Herrscherdenkmäler erst drei Jahre später wieder auf die politische Agenda.

Bereits Ende Juni 1946 waren die ikonoklasmusfreundlichen Richtlinien mit der Veröffentlichung eines Kommentars der Deutschen Verwaltung für Volksbildung in der Sowjetischen Besatzungszone überholt. Dieser fokussierte wieder deutlich stärker auf den Vorgaben der Kontrollratsdirektive Nr. 30, Chauvinismus und Imperialismus entfielen als Grundlage für die Beseitigung von Monumenten, der Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde zum entscheidenden Ausgangspunkt der jüngeren, militaristischen Tradition Deutschlands. Ein Vorgehen gegen Denkmäler, die sich auf die Zeit vor 1914 bezogen – das betraf die Herrscherdenkmäler – wurde nur dann für legitim erklärt, *sobald sie ohne künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Wert sind und nur der Aufrechterhaltung der Erinnerung an die neuere militärische deutsche Tradition dienen*.²⁸ Um jedoch ein einseitiges Vorgehen der Kommunen zu verhindern, wurden die Gemeindevorstände verpflichtet,

²⁴ Richard Konwiarz, Listen für die Beseitigung oder Platzänderung faschistischer, militaristischer oder sonstiger Denkmäler gemäß den Richtlinien der Zentralverwaltung vom Mai 1946, ohne Datum, in: Stadtarchiv Dresden (im Folgenden: StadtA Dresden), 4.1.9. Dezernat Aufbau, Nr. 35, Bl. 38 f., hier Bl. 38.

²⁵ Vgl. etwa FRITZ LÖFFLER, Das Alte Dresden. Geschichte seiner Bauten, Leipzig ¹⁷2012, S. 504. Eine inoffizielle Übersicht ohne Anspruch auf Vollständigkeit findet sich im StadtWiki Dresden. URL: www.stadtwikidd.de/wiki/Straßenumbenennungen_1946 [Zugriff 13. Januar 2020].

²⁶ Umbenannt wurden zum Beispiel: Kurfürstenstraße (Hoyerswerdaer Straße), König-Albert-Hafen (Elbhafen Friedrichstadt) und Kronprinzenplatz (Rudolf-Renner-Platz; heute Conertplatz). Auch die Brücken der Elbstadt waren von den Umbenennungen betroffen.

²⁷ Zu nennen sind hier etwa: Fabrice-Denkmal (1946), Bismarck-Denkmal (1947), Jäger-Denkmal (1947), Kolonialkrieger-Denkmal (1947), Siegesdenkmal (1949/51), Garde-Reiter-Denkmal (1953). Vgl. ERIKA ESCHEBACH, Das Siegesdenkmal auf dem Altmarkt, in: Dresdner Hefte 132 (2017), S. 28-36; Verschwundene Denkmale (wie Anm. 21).

²⁸ Weinert, Kommentar zum Befehl Nr. 30 des Alliierten Kontrollrats, 28. Juni 1946, in: StadtA Dresden, 4.1.9. Dezernat Aufbau, Nr. 35, Bl. 24-27, hier. Bl. 26.

Vorschläge für Denkmalstürze an das Landesamt für Denkmalpflege weiterzuleiten.²⁹ Die Verfügungsgewalt der städtischen Funktionäre über den öffentlichen Raum war somit auch noch 30 Jahre nach dem Ende der Monarchie rechtlich stark eingehegt, was die Abstimmung und Zusammenarbeit mit den – einstmals königlichen – Landesministerien erforderlich machte.

III. Dresdner Königsinventur (1949)

Die frühe politische Rezeption der dynastischen Denkmäler Dresdens nach dem Zweiten Weltkrieg spielte sich unter weitgehendem Ausschluss der Stadtbevölkerung ab. Sie oszillierte insbesondere in den Jahren 1949/50 zwischen kommunaler, Landes- und staatlicher Ebene, eingebettet in ideologische Grundsatzfragen. Wie sollte das Neue Dresden aussehen, wie sichtbar sollten die tradierten Spuren höfischer Raumdispositionen und bürgerlicher Partizipationsofferten sein? Über alledem schwebte unausgesprochen die Frage, welche Störung die gravierendere sei: die Präsenz der Herrscherdenkmäler im Stadtbild oder die Versuche, ebenebene zu entfernen. Die Ansichten divergierten hier zum Teil gewaltig und erforderten schließlich einen ungeschriebenen Notkonsens, der den Sturz des Albert-Denkmal einschloss.

Ihren Impuls erfuhr die Denkmalsdebatte durch die Maifeier 1949 in Dresden. Neben einer Vielzahl kleinerer Schauplätze in den verschiedenen Stadtteilen fand die zentrale politische Kundgebung auf dem Theaterplatz statt. Gastredner war Landtagspräsident Otto Buchwitz (SED), der – das legen die folgenden Reaktionen nahe – in seiner Rede die noch immer sichtbaren Symbole der alten Residenzstadt in Gestalt des König-Johann-Denkmal auf dem Platz mit deutlichen Worten anprangerte.³⁰ Als nämlich der LDPD-Abgeordnete Ralph Liebler in der Landtagssitzung vom 1. Juli 1949 in der Denkmalfrage das Wort ergriff, führte er aus, der Antrag seiner Fraktion zum Schutz von Kulturdenkmälern *wurde ausgelöst durch ein sehr prominentes Mitglied des Landtages, das beim König-Johann-Denkmal am Theaterplatz gesagt hat, es wäre an der Zeit, daß der alte Opa von seinem Postament steigen würde. Und weiter: Wenn er [sic!] etwas zu sagen hätte, wäre es längst geändert und es wäre statt dessen auf dem Postament ein Traktor hingestellt worden.*³¹ Mit dem ‚sehr prominenten Mitglied‘ konnte eigentlich nur Buchwitz selbst gemeint sein, der während seiner Rede fortwährend das Reiterdenkmal und einen aus der Sowjetunion gelieferten Traktor im Blick hatte.

²⁹ Vgl. Verschwundene Denkmale (wie Anm. 21), S. 57.

³⁰ OHNE VERFASSER, Ueber 150.000 marschieren in Dresden, in: Sächsische Zeitung 4 (1949), Nr. 101 vom 2. Mai 1949, S. 1.

³¹ Sächsischen Landtag, Sitzungsprotokoll vom 1. Juli 1949, in: Akten und Verhandlungen des Sächsischen Landtages, Bd. 1.2: Sitzungsprotokolle, 1. Wahlperiode, Frankfurt am Main 1991, S. 1335-1397, hier S. 1397.

Der Abgeordnete Liebler reagierte auf einen seit Wochen vor sich hin schwellenden, im Kern kommunal begründeten Konflikt um das Störungspotenzial der Dresdner Herrscherdenkmäler: Bereits am 4. Mai 1949 – unmittelbar nach der Maifeier – hatte sich Dresdens Oberbürgermeister Weidauer an den sächsischen Minister für Volksbildung Helmut Holtzhauer (SED) gewandt und diesen über einen tags zuvor durch den Rat der Stadt Dresden gefassten Beschluss informiert. Demzufolge wolle man das Ministerium bitten, das Landesamt für Denkmalpflege dahingehend anzuweisen, *seinen bisherigen Standpunkt zu den monarchistischen und militaristischen Denkmälern in Dresden zu überprüfen und soweit sie nicht hervorragenden künstlerischen Wert haben, dem Rat der Stadt Dresden unverzüglich die Erlaubnis zu erteilen, diese Denkmäler zu beseitigen, insbesondere auch jene zu beseitigen, die auf Grund und Boden stehen, dessen Eigentümer das Land Sachsen ist.*³²

Es sind drei zentrale Punkte, die aus diesen wenigen Worten hervorgehen. Erstens zeichnet sich der diskursive Frontverlauf zwischen Rat der Stadt und Oberbürgermeister auf der einen sowie dem Landesamt für Denkmalpflege auf der anderen Seite ab. Das Ministerium für Volksbildung, dem Letzteres formell unterstellt war, fungierte in diesem Konflikt moderierend, zeigte sich für die Vorschläge und Forderungen der Stadtregierung offen und griff, wo nötig, mäßigend ein.

Zweitens – und dabei handelt es sich um einen sprachlich-semantischen Kernpunkt des Konflikts – macht das Zitat den Umstand evident, dass Militarismus und Monarchismus von SED-Funktionären und Fürsprechern eines sozialistischen Neuanfangs zusammen gedacht und oft in einem Atemzug als doppelte Legitimation für radikale Lösungsansätze in den Diskurs eingebracht wurden. Dabei mag eine gewisse Eufonie durchaus nicht abträglich gewirkt haben, tatsächlich aber geht das ungleiche Begriffspaar im Denkmalkontext auf die frühesten Nachkriegsjahre zurück, als die Alliierte Kontrollratsdirektive Nr. 30 gegen den Erhalt und Bau militaristischer und nationalsozialistischer Monumente, Museen und Ausstellungen in Kraft trat. Indem man ‚nationalsozialistisch‘ durch ‚monarchistisch‘ ersetzte, wurde auf eine bereits bekannte Formel und durch alliierten Beschluss sanktionierte Bewältigungspraxis rekurriert. Die Wiederholung des Begriffspaars trug schließlich dazu bei, ‚monarch(ist)isch‘ sowie die sich anschließenden Derivate assoziativ mit dem stets korrespondierenden Militarismus zu kontaminieren. In den Quellen äußert sich diese Haltung in Form eines oft indifferenten Nebeneinanderstellens von Monarchismus und Militarismus.

Der dritte Punkt betrifft die rechtliche Dimension des Konflikts: Nur ein Teil der dynastischen Denkmäler war Eigentum der ehemaligen Residenzstadt. Auf das König-Albert-Reiterstandbild traf das durchaus zu, denn der Stiftungsverein hatte das Monument wenige Tage nach dessen feierlicher Enthüllung 1906 der

³² Walter Weidauer, Schreiben an Minister Holtzhauer, 4. Mai. 1949, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 125.

Stadt übereignet.³³ Einige andere der Herrscherdenkmäler im Dresdner Stadtgebiet gehörten jedoch dem Land Sachsen. Aus Sicht von Weidauer durften solche Hindernisse aber nicht den projektierten Neuaufbau Dresdens gefährden: *Die im Stadtgebiet befindlichen monarchistischen und militaristischen Denkmäler sind die Zeugen einer vergangenen Gesellschaftsordnung und entsprachen [sic!] damit keinesfalls den gesellschaftlichen Verhältnissen der sowjetischen Besatzungszone. Sie stehen im Gegenteil im offenen Widerspruch zu der gesellschaftlichen Entwicklung.* Um hervorzuheben, dass der Rat mit dieser Einschätzung nicht allein sei, fügte er hinzu: *Diese Tatsache wurde von Herrn Landtagspräsident Otto Buchwitz anlässlich der Maikundgebung in Dresden scharf gezeiselt [sic!]. Die Bevölkerung stimmte den Ausführungen des Landtagspräsidenten, in welchen er vom Rat der Stadt Dresden die Beseitigung der Denkmäler forderte, zu.*³⁴

Weidauer wollte sich mit seinem Schreiben an den Minister offensichtlich als Sprachrohr von Stadtregierung und Einwohnerschaft verstanden wissen. Immerhin war er es gewesen, der – praktisch als unmittelbare Reaktion auf die Mairrede des Landtagspräsidenten – den oben zitierten Beschluss per Eilantrag in den Stadtrat eingebracht hatte. Zugleich gab er zu verstehen, dass auch er als Vorsitzender des Rates unter Erfolgsdruck stehe.

Der Minister antwortete am 12. Mai 1949 und bat in seinem Schreiben Weidauer um *ein Verzeichnis derjenigen Denkmäler [...], die nach ihrer Auffassung beseitigt werden müssen*, und versicherte freundlich, alsbald *die entsprechenden Massnahmen einleiten*³⁵ zu wollen. Holtzhauer sah sich als oberster Dienstherr des Landesamtes für Denkmalpflege durch den scharfen Ton des Ratsbeschlusses unter Druck gesetzt, warf man ihm doch indirekt vor, reaktionäre Haltungen in seinem Haus zu tolerieren: *Eine weitere ablehnende Haltung des Landesdenkmalamtes wäre unverantwortlich und müsste als eine Mißachtung des Volkswillens gedeutet werden. Eine derart undemokratische Handlungsweise kann aber vom Rat der Stadt Dresden keinesfalls gebilligt werden.*³⁶

Zwei Wochen später lag dem Ministerium die geforderte Liste der disruptiven Denkmäler vor, und Holtzhauer holte vom Landesamt für Denkmalpflege eine Stellungnahme zu dem Sachverhalt ein. Das Gutachten über die Herrscherdenkmäler der Stadt Dresden vom 4. Juli 1949 sollte schließlich sieben Seiten umfassen und wurde sehr wahrscheinlich von Hans Nadler verfasst, dem langjährigen Leiter der Behörde.

Nadler, als Sohn des gleichnamigen Malers 1910 in Dresden geboren und Absolvent der Technischen Hochschule, war nicht nur von Berufs wegen an einem

³³ Vgl. Dresdner Stadtverordnetenkolleg, Sitzungsprotokoll, 28. Juni 1906, in: StadtA Dresden, 3.1 Stadtverordnetenakten, D. 32 Das König-Albert-Denkmal, Bl. 9 f.

³⁴ Weidauer, Schreiben an Minister Holtzhauer, 4. Mai 1949, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 125.

³⁵ Helmut Holtzhauer, Schreiben an Oberbürgermeister Weidauer, 12. Mai 1949, in: ebd., Bl. 124.

³⁶ Weidauer, Schreiben an Minister Holtzhauer, 4. Mai 1949, in: ebd., Bl. 125.

verantwortungsvollen Umgang mit dem vom Krieg verschonten Kulturgut gelegen. Er hatte den Großteil seines Lebens in Dresden verbracht und war daher früh mit traditionellen, residenzstädtischen Denk- und Wahrnehmungsformen in Berührung gekommen. So hatte er eine engere Bindung zur Stadt entwickeln können als etwa Oberbürgermeister Weidauer, der im Erzgebirge aufgewachsen war und bis zu seiner Zeit im Exil (1935–1941) vor allem in Zwickau und im Ruhrgebiet gewirkt hatte. In einer langen Narrativtradition negativer Außenwahrnehmungen stehend, bescheinigte Weidauer der Residenzstadt als historischem Stadttypus einen *starken parasitären Einschlag*,³⁷ vor dem er das neue Dresden gefeit sehen wollte. Er bezog sich dabei implizit auf das stark überzeichnete Bild einer Stadt, die das ganze Land zu ihrem eigenen Besten aussage, um einen dekadenten Hof zu unterhalten und die Liebhabereien der feudalen Klasse zu finanzieren. Dafür, auch für die disruptive Erinnerung an diese verwerfliche Vergangenheit, sollte in der modernen Großstadt Dresden, einer *Stadt der Arbeit, Kultur, des Wohlstandes für alle*, buchstäblich kein Raum sein.³⁸

Das Gutachten zu den Herrscherdenkmälern liest sich nun als Replik auf die Vorwürfe und Forderungen des Rates der Stadt vom Standpunkt der Denkmalpflege. Dabei fällt zunächst auf, dass die Frage nach dem Störungspotenzial der Denkmäler ernst genommen und zunächst historisch sowie im zweiten Schritt kunsthistorisch problematisiert wird. Analog dazu übernimmt das Gutachten nicht unreflektiert das durch den Rat der Stadt geprägte Begriffspaar Militarismus und Monarchismus, sondern wendet sich beiden Kritikpunkten einzeln zu. Schnell wird dabei deutlich, dass der Verfasser den Vorwurf des Monarchismus nicht gelten lässt: *Als eine Verherrlichung des Monarchismus als ein Prinzip kann die Erhaltung der Dresdner Denkmäler wohl kaum angesehen werden. Es gibt heute wohl – abgesehen von ein paar alten Leuten keinen Menschen mehr, der die Wiederkehr der Monarchie für möglich oder wünschenswert hielte. Dies seit 1914 über das Deutsche Volk hinweggegangene Schicksal hat solche Wünsche gründlich ausgelöscht und lässt die Monarchie heute lediglich als historische Episode erscheinen.*³⁹ Dem politischen Monarchismus wurde damit seitens der Denkmalpflege ebenso jede Lebensfähigkeit abgesprochen wie den Dresdner dynastischen Denkmälern die Qualität störungsgenerierender Erinnerungsorte für eine wohl überschaubare, mittelfristig zum Aussterben verdamnte Schar von Sympathisanten der alten Staatsform.

Dafür, dass sich residenzstädtische Vergangenheit und Geschichtsbewusstsein störungsfrei in Einklang bringen ließen, konnte der Verfasser des Gutachtens auch auf den ungezwungenen Umgang mit Denkmälern in der Sowjetunion hinwei-

³⁷ Zit. nach MATTHIAS LERM, Abschied vom alten Dresden. Verluste historischer Bausubstanz nach 1945, Rostock 2000, S. 45 f.

³⁸ Ebd.

³⁹ [Hans Nadler], Gutachten über die Herrscherdenkmäler der Stadt Dresden, 4. Juli 1949, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 120–123, hier Bl. 122.

sen. Nadler nahm dabei Bezug auf einen Artikel von Wilhelm Ackermann, der einen Monat zuvor unter der Überschrift „Reiseeindrücke aus der S.U.“ in der Zeitschrift Sonntag erschienen war, und zitierte diesen ausführlich. Keineswegs sei es so, berichtete Ackermann darin, *als suchten die Sowjets die zaristische Vergangenheit vor den Volksmassen zu verbergen, zu diffamieren, sie in deren Gedächtnis auszulöschen.*⁴⁰ Vielmehr seien die zahlreichen Gemälde Ilja Jefimowitsch Repins, die die ältere, feudalistisch-kriegerische Geschichte Russlands illustrierten und noch aus der Zarenzeit stammten, aufgehoben und gut sichtbar ausgestellt worden. *Und die Sowjets haben die Sammlung vervollständigt durch die Bilder der Zaren und Zarrinnen von Peter dem Großen über Elisabeth und die beiden Katharinen bis in die neue Zeit. Betritt man das Hauptgebäude des Kreml, so leuchtet von der Höhe einer imposanten repräsentativen Treppe ein Riesengemälde herab, mit einem überlebensgroßen Uniformträger im Mittelpunkt. Nein es ist nicht Stalin es ist der Zar Nikolaus I.*⁴¹

Nadler griff diesen Punkt auf und gab zu bedenken, dass *die zwar kaum bedeutenden, aber wohlgesinnten und humanen sächsischen Fürsten des 19. Jahrhunderts mit einem ausgesprochenen Gewaltherrscher wie Nikolaus I. von Rußland nicht verglichen werden können.*⁴² Auch der Landtagsabgeordnete Liebler hatte wahrscheinlich Ackermanns Artikel im Sinn als er vor dem Plenum die Sowjetunion als Beispiel hervorhob, *wo ja Denkmäler aus der russischen Vergangenheit, selbst von Herrschern, die nicht oder nie die Anerkennung des russischen Volkes gefunden haben [...], noch erhalten sind und als historische Denkmäler an die russische Geschichte erinnern.*⁴³

Für die Befürworter des Erhalts der dynastischen Denkmäler stellte der Verweis auf das ostentative sowjetische Geschichtsbewusstsein im Hinblick auf die präkommunistische Ära Russlands ein äußerst probates Mittel dar, um für einen umsichtigen Umgang mit den eigenen Herrschermonumenten zu werben. Als Vorkämpfer des Kommunismus und Befreier besaß das sowjetische Brudervolk Vorbildcharakter für deutsche Kommunistinnen und Kommunisten der alten und neuen Schule. Wenn man die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Sowjetischen Besatzungszone in wesentlichen Punkten nach denen in der Sowjetunion ausrichten wollte und den öffentlichen Kulturzeugnissen der Zarenzeit dort offensichtlich kein Störungspotenzial beigemessen wurde, so der Subtext des Gutachtens, warum sollte man dem sowjetischen Vorbild dann nicht auch in der Denkmalfrage folgen?

In diesem Zusammenhang versäumte es Nadler nicht, auch die Haltung des in Dresden stationierten Vertreters der Sowjetischen Militäradministration, Oberst Afanasi Iwanowitsch Seljukow, darzulegen, die sich in wichtigen Grundfragen mit jener des Landesamtes deckte. Man habe seitens der Denkmalpflege mit Seljukow

⁴⁰ Zit. nach ebd., Bl. 121^v.

⁴¹ Zit. nach ebd., Bl. 122.

⁴² Ebd.

⁴³ Sächsischer Landtag, Sitzungsprotokoll vom 1. Juli 1949 (wie Anm. 31), S. 1396.

Kontakt aufgenommen, um sich über die korrekte Auslegung der Alliierten Kontrollratsdirektive Nr. 30 zu verständigen. Dabei habe das Landesamt den Vorschlag gemacht, das König-Georg-Denkmal, das erst während des Krieges nach Dresden gebracht wurde und von geringer künstlerischer Qualität sei, mit auf die Liste der zum Abriss vorgeschlagenen Denkmäler zu setzen. Man machte gegenüber Seljukow auch geltend, *der Typus des Denkmals [sei] durch das in der Auffassung ähnliche des Königs Albert hinreichend vertreten*, sein Erhalt daher keineswegs erforderlich. *Herr Oberst Seljukow strich dieses Denkmal jedoch sofort von der Liste mit dem Bemerkung, es gehöre nicht in die Kategorie der im Kontrollrat bezeichneten Denkmäler und die SMA müsse es ablehnen, die Hand zur Beseitigung eines historischen Denkmals zu reichen. Auf den Einwand des Vertreters des Landesamtes für Denkmalpflege, daß von deutscher Seite kein Wert auf dieses Denkmal gelegt werde, besprach sich Herr Oberst Seljukow in russischer Sprache mit den Offizieren seines Stabes in ziemlich erregter Weise und unter mehrmaligem Kopfschütteln und ließ dann nochmals durch den Dolmetscher übersetzen, daß die Beseitigung dieses Werkes keinesfalls in Frage komme.*⁴⁴

Seljukow lehnte es dann auch ab, die Demontage eines der anderen Monumente anzuordnen. Stattdessen ließ der Offizier durchblicken, dass er den Abriss des Siegesdenkmals auf dem Altmarkt für falsch halte und im *Anschluß daran sprach sich Herr Oberst Seljukow sehr abfällig über die kurz zuvor erfolgte Beseitigung des Bismarckdenkmals aus.*⁴⁵

Für den Verfasser des Gutachtens lag der Fall damit klar auf der Hand, eine wirkmächtige Störungsquelle stellten die dynastischen Denkmäler per se nicht dar, im Gegenteil: Erst der Versuch, die Erinnerung an missliebige Kapitel der Stadt- und Landesgeschichte durch den Sturz dynastischer Denkmäler aus dem kollektiven Bewusstsein und kulturellen Gedächtnis zu tilgen, barg aus seiner Sicht das Risiko, Misstrauen zu erwecken und disruptiv auf das Verhältnis zwischen Dresden und ausländischen Beobachtern zu wirken.

Das König-Albert-Denkmal stellte nach Auffassung der Denkmalpflege in dieser Hinsicht keine besonders provokative Ausnahme dar. Vielmehr kam das Gutachten in der künstlerischen Bewertung des Standbildes zu dem fast schon euphorischen Urteil: *Eine der besten Lösungen der Aufgaben eines Reiterdenkmals. Hervorzuheben ist der Verzicht auf jede unwahre Pose. Sehr glücklich in der Silhouettenwirkung. Das Pferd unter Vermeidung des in der entstehenden Zeit üblichen Naturalismus meisterhaft modelliert.*⁴⁶

Mit Blick auf die historische Rolle des abgebildeten Wettiners musste das Gutachten zwar einräumen, er sei *ohne Verständnis für die entstehende Arbeiterbewe-*

⁴⁴ [Nadler], Gutachten über die Herrscherdenkmäler der Stadt Dresden, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 120-123, hier, Bl. 121.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd., Bl 122^v.

gung, dafür aber *als Herrscher [...] einwandfrei, [und] im Volke hoch geachtet*⁴⁷ gewesen. Im Gegensatz zu den älteren Fürstendenkmälern hob das Gutachten in einem Satz auch die Bedeutung des Dargestellten als Feldherr, namentlich in den Deutschen Einigungskriegen, hervor.⁴⁸ Als solchen hatte ihn der Bildhauer Max Baumbach für das Reiterstandbild auf dem Schloßplatz verewigt.

Die militärische Vergangenheit Alberts als Kronprinz war wenig geeignet, Vorwürfe, das Standbild verkörpere einen Teil der militaristischen Vergangenheit Sachsens, zu entkräften. Da half es auch wenig, dass der Sockel frei von Allegorien gestaltet war, die mit Krieg in Verbindung gebracht werden konnten, Alberts Regierungszeit ab 1873 in friedlicheren Bahnen verlief als die Kronprinzenjahre, oder dass Nadler darauf hinwies, die Darstellung des Königs in Uniform entspreche den Konventionen der Entstehungszeit und jedwede Idee oder Geste des Triumphators fehle in der ruhigen Haltung von Pferd und Reiter.⁴⁹ Über die Biografie des Wettiners und die militärische Tradition des Reiterstandbildes als Denkmalsgattung eröffnete sich der sozialistischen Deutungselite die Möglichkeit, den Vorwurf des monarchistischen Militarismus argumentativ zu untermauern. Dass der modellierte Landesherr bereits vor 1914 verstorben war und sein militärisches Engagement die Einigungskriege betraf, die von der Alliierten Kontrollratsdirektive Nr. 30 ausgenommen waren, spielte da nur eine untergeordnete Rolle.

In diesem Zusammenhang hat es den Anschein, als habe das Landesamt ganz gezielt das König-Georg-Denkmal von Fritz Voelckerling mit auf die Liste der zu prüfenden Herrschermonumente gesetzt. Ursprünglich auf dem Niedermarkt in Döbeln zur Aufstellung gekommen, konnte dieses Reiterstandbild nicht die ästhetischen Ansprüche einer ehemaligen Residenzstadt befriedigen, geschweige denn mit den in Fachkreisen hochgelobten Meisterwerken der Bildhauer Rietschel, Schilling und Baumbach konkurrieren. Auch wenn die Umstände, unter denen dieses Denkmal schließlich nach Dresden gelangte, bislang nicht hinreichend geklärt werden konnten, deutet einiges darauf hin, dass es erst spät, möglicherweise während des Zweiten Weltkrieges auf Betreiben der Wehrmacht, umgesetzt wurde und seinen neuen Standort in direkter Nähe zu den Militärgebäuden der Albert-

⁴⁷ Ebd., Bl. 121^v.

⁴⁸ Tatsächlich hatte sich Albert von Sachsen schon früh für das Militär interessiert und bald eine militärische Karriere angestrebt. Als sein Onkel Friedrich August II. starb und Albert Kronprinz wurde, hatte er bereits diverse Dienstgrade durchlaufen. Albert zeigte militärisches Geschick, deckte im Deutschen Krieg 1866 den österreichischen Rückzug von Königgrätz und erwarb sich spätestens im Deutsch-Französischen Krieg vier Jahre später als Kommandant der 4. Armee in den Schlachten bei St. Privat und Sedan auch auf preußischer Seite großen Respekt. Nach Abschluss des Friedens von Frankfurt 1871 wurde Albert vom Deutschen Kaiser in den Rang des Generalfeldmarschalls erhoben. Vgl. BERNHARD SCHWERTFEGER, Albert, in: Neue Deutsche Biographie 1 (1953), S. 131 f.

⁴⁹ [Nadler], Gutachten über die Herrscherdenkmäler der Stadt Dresden, 4. Juli 1949, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 120-123, hier Bl. 120^v.

stadt erhielt.⁵⁰ Mit dem ursprünglich von Georg Wrba für den Aufgang vom Elbufer zum Theaterplatz entworfenen Reiterstandbild König Georgs (1902–1904), von dem sich Paul Schumann, Mitarbeiter der Zeitschrift „Der Kunstwart“, noch mehr *Monumentalität und Stil und eine wirksamere Aufstellung*⁵¹ als für das Albert-Denkmal versprochen hatte, und das die dynastische Prägung des öffentlichen Raums der Residenzstadt fortschreiben sollte, hatte Voelckerlings Denkmal jedoch wenig gemein.

Zwar hatte man mit dem neuen Standort eine zentrumsferne Lösung gefunden, wo das Denkmal mit der König-Georg-Allee und der gleichnamigen Kaserne korrespondieren konnte und Maße und künstlerische Qualität nicht allzu sehr in Disharmonie mit der Umgebung standen, allerdings blieb das Monument so auch vom dynastisch durchprägten Stadtkern isoliert und ein Fremdkörper im Organismus der ehemaligen Residenzstadt, dessen Verlust selbst aus Sicht des Denkmalschutzes verkräftbar erschien. Es ist daher gut denkbar, dass seitens des Landesamtes die Aufmerksamkeit des Stadtrates gezielt auf das König-Georg-Denkmal gelenkt wurde, um die ambivalenten Denkmäler wie das König-Albert-Denkmal und auch das Standbild Friedrich Augusts II., den man *durch die Ereignisse der Jahre 1848–49 ‚belastet‘*⁵² sah, auf der Grundlage historisch wie kunsthistorisch deutlich divergierender Expertisen etwas aus der Schusslinie zu nehmen und ihr Störungspotenzial kontrastiv zu reduzieren.

In seinem abschließenden Resümee kam das Gutachten zum Schluss, dass der Wert der erhaltenen Denkmäler angesichts der zahlreichen Verluste aus der NS-Zeit keineswegs geringer geworden, sondern im Gegenteil gewachsen sei. Ferner sei es *kaum begründet, anzunehmen, daß das Bestehenbleiben von 4 oder 5 Herrscherdenkmälern [...] einer Neubegründung von Dresdens Ruf als Kunststadt hinderlich sein könnte, vielmehr werden die alten Denkmäler durch ihren anerkannten künstlerischen Wert als aufmerkender Maßstab für das Schaffen kommenden Zeiten dienen können.*⁵³

Wohl im Wissen, dass die in den Herrschermonumenten dokumentierte dynastische Prägung des öffentlichen Raumes eine Provokation für Weidauers parasitäres Verständnis von Residenzstadt und seiner Idee vom neuen Dresden als Stadt der Werktätigen darstellen musste, sah Nadler davon ab, darauf hinzuweisen, dass die Denkmäler eine architektonisch-monumentale Verbindung der Dresdnerinnen und Dresdner zur residenzstädtischen Vergangenheit ihrer Stadt und damit auch zum ältesten, bedrohten Identitätsreservoir verkörperten. Stattdessen bediente

⁵⁰ Ebd., Bl. 120^v-121^v. Dagegen datiert Friedreich die Aufstellung des König-Georg-Denkmal bereits auf 1928 und stellt zumindest keinen direkten Bezug zwischen dem Reiterdenkmal in Döbeln und jenem auf dem Gelände der Dresdner Kasernen her. Vgl. FRIEDREICH, *Monumente (in) der Region (wie Anm. *)*, S. 108-114, 260, 268-270.

⁵¹ PAUL SCHUMANN, *Dresden (Berühmte Kunststätten 46)*, Leipzig 1909, S. 294.

⁵² [Nadler], *Gutachten über die Herrscherdenkmäler der Stadt Dresden*, 4. Juli 1949, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 120-123, hier Bl. 121^v.

⁵³ Ebd., Bl. 123.

er sich eines weniger disruptiven, zugleich aus residenzstädtischer Tradition hervorgegangenem Bild Dresdens, jenem der Kunst- und Kulturstadt, und hob den hohen künstlerischen Wert als vermeintlich unpolitische Argumentationsbasis für den Erhalt der Monumente hervor.

Auch Minister Holtzhauer, der sich für eine Neubewertung der dynastischen Denkmäler grundsätzlich offen gezeigt hatte, befand es für notwendig, den Oberbürgermeister darauf hinzuweisen, dass seit jeher *der Ruf Dresdens als Kunststadt, von geringen neuen Ansätzen abgesehen, fast ausschliesslich [sic!] auf der kulturellen Tätigkeit vergangener gesellschaftlicher Verhältnisse beruht*⁵⁴ habe. Ein Kompromiss musste her, um dem Gestaltungsanspruch der neuen politischen Elite im öffentlichen Raum ebenso gerecht zu werden wie dem mehrheitsfähigen Wunsch, Dresdens Reputation als Kunststadt zu bewahren bzw. wiederzubeleben. Die Frage, die sich stellte, lautete daher: Wie viele dynastische Denkmäler durften, ja mussten bestehen bleiben, um die Dresdner Bildhauerschule angemessen zu würdigen und wie viele von ihnen sollten im Umkehrschluss aus dem Stadtbild weichen, um die dynastische Prägung der Stadtmitte, und damit eines der Hauptmerkmale der Residenzstadt, zurückzufahren?

IV. Der Denkmalsturz des König-Albert-Reiterstandbildes

Mit dem Ratsbeschluss vom 10. August 1949 verfügte die Stadt Dresden den Abriss einer ganzen Reihe von Denkmälern, zu denen wohl auch das Albert-Denkmal zählte.⁵⁵ Die Weichen dafür waren bereits einen Monat zuvor im Kulturausschuss gestellt worden, wo man in der Sitzung vom 12. Juli 1949 insgesamt elf Denkmäler für nicht erhaltenswürdig eingestuft und eine Empfehlung für deren Beseitigung ausgesprochen hatte. Fünf weitere Denkmäler sollten entfernt, die an ihnen angebrachten Namenstafeln gefallener Soldaten jedoch gesichert und auf einen Friedhof überführt werden. In 19 Fällen stufte der Kulturausschuss Denkmäler als unbedenklich ein. Mit einer Ausnahme erfolgten alle Entscheidungen einstimmig, jedoch ohne gesonderte Begründung.⁵⁶

Das Schicksal des Albert-Denkmal schien damit besiegelt und sein Sturz nur noch eine Frage von Tagen zu sein – doch es sollte anders kommen. Am 18. Okto-

⁵⁴ Holtzhauer, Schreiben an Oberbürgermeister Weidauer, 4. Mai 1949, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 124.

⁵⁵ Die numerische Aufzählung der Denkmäler, über die in der Sitzung abgestimmt wurde, richtete sich nach einer Fotomappe, die den Akten nicht beiliegt, daher ist eine zweifelsfreie Zuordnung nicht möglich. Die weiteren Entwicklungen legen jedoch nahe, dass es sich um dieselben Monumente handelt wie jene, über die Anfang 1950 eine Einigung zwischen den Ministerien in Berlin und Dresden erzielt werden musste. Vgl. Niederschrift über die 2. Sitzung des Ferienausschusses, 10. August 1949, in: StadtA Dresden, 4.1.2. Stadtverordnetenversammlung, Vorstand und Kanzlei, Nr. 230, Bl. 71 f.

⁵⁶ Vgl. Niederschrift über die Sitzung des Kulturausschusses, 12. Juli 1949, in: StadtA Dresden, 4.1.2. Stadtverordnetenversammlung, Vorstand und Kanzlei, Nr. 245, unpag.

ber 1949 erteilte das Dezernat Bauwesen dem sächsischen Ministerium des Inneren Auskunft darüber, warum die angeordnete Beseitigung der Dresdner Denkmäler ins Stocken geraten war. *Die Durchführung des Stadtverordneten-Beschlusses ist zurückgestellt worden, da uns inzwischen eine Verfügung des Herrn Präsidenten der Deutschen Verwaltung des Innern vom 11. August 1949 bekannt wurde, wonach Denkmäler, soweit sie nicht den Nationalsozialismus und seine Führer verherrlichen, nur noch mit besonderer Genehmigung der Deutschen Verwaltung des Innern beseitigt werden dürfen.*⁵⁷

Hatte es bereits zuvor keine gesicherte rechtliche Grundlage für die eigenmächtige Beseitigung dynastisch konnotierter Denkmäler gegeben, so war ein einseitiges Vorgehen der Stadt nunmehr ausgeschlossen. Dem Albert-Denkmal war damit eine Gnadenfrist erteilt worden, selbst eine Revision des Ratsbeschlusses auf Staatsebene schien nun möglich. Da die Länderkompetenzen vor dem Hintergrund der Staatsgründung der DDR beschnitten wurden, hing alles Weitere davon ab, welche Haltung die staatlichen Stellen in der Denkmalfrage einnehmen würden und welche Spielräume man den Akteuren in Dresden bei der Neugestaltung des öffentlichen Raumes ließ. Wirkte das Albert-Denkmal tatsächlich disruptiv, ließ es sich zweifelsfrei als ein Objekt der Störung klassifizieren?

Bis zum Ende des Jahres blieb unklar, wie die Hängepartie enden würde. Erst am 21. Februar 1950 informierte man das Dezernat Aufbau in Dresden über den Konsens, der zwischen dem sächsischen Ministerium des Inneren und dem Ministerium für Volksbildung in Ost-Berlin hergestellt worden war: Von den elf Denkmälern, deren Abriss seit einem halben Jahr auf Eis gelegen hatte, befand man nur eines – nämlich das Kriegerdenkmal auf dem Friedhof in Loschwitz – für *künstlerisch wertvoll*⁵⁸ und unbedingt erhaltenswert. In den übrigen Punkten bestätigte man den Dresdner Ratsbeschluss vom Vorjahr im Wesentlichen. Sechs Denkmäler sollten auf jeden Fall demontiert werden, für drei weitere stellte man der Dresdner Seite frei, ob sie bei dem gefassten Abrissbeschluss verbleiben wolle. Für das König-Albert-Denkmal als einziges Herrschermonument in diesem Reigen lautete das Urteil: *Entfernung vom gegenwärtigen Standort auf jeden Fall. Über eine evtl. Aufstellung an anderer Stelle kann die Stadtverordnetenversammlung entscheiden. Für eine Erhaltung aus künstlerischen Gründen besteht kein Bedürfnis.*⁵⁹

Diese Einschätzung stand dem Gutachten Nadlers diametral gegenüber, sie negierte das kulturelle Kapital des Denkmals und zog so unausgesprochen die Expertise des Landesamtes für Denkmalpflege in Zweifel. Damit war der Denkmalsturz zwar nicht besiegelt, denn es blieb immer noch die Option einer Umsetzung gewahrt, doch die Regierung in Berlin stimmte dem Rat der Stadt in seiner Ein-

⁵⁷ Wermund, Schreiben an das sächsische Innenministerium wegen des Stopps der Denkmalsdemontagen, 18. Oktober 1949, in: StadtA Dresden, 4.1.9. Dezernat Aufbau, Nr. 35, Bl. 99v.

⁵⁸ Mitteilung des sächsischen Innenministeriums zur Frage der Denkmäler, 21. Februar 1950, in: ebd., Bl. 102.

⁵⁹ Ebd.

schätzung, bei dem Denkmal handele es sich am aktuellen Standort um ein Objekt der Störung, ebenso knapp wie unmissverständlich zu und stattete so die Akteure vor Ort mit der Handlungsdirektive aus, die es bedurfte, um das Albert-Denkmal zu entfernen ohne einen Rechtsbruch zu begehen. Indem sich die Staatsregierung in das Ringen um die Gestaltung des städtischen Raums einschaltete, hatten die Vorgänge eine neue Dynamik gewonnen und der Status quo schied als Lösungsszenario für den Konflikt endgültig aus.

Dabei mutet es seltsam an, dass das sächsische Innenministerium in den Dialog mit Berlin ging, nicht etwa das Ministerium für Volksbildung wie es in Mecklenburg-Vorpommern 1951 in einem ganz ähnlichen Zusammenhang der Fall war.⁶⁰ Dies war offensichtlich vorher nicht abgesprochen worden. Entsprechend machte dann auch Holtzhauers Behörde gegenüber dem Kollegen Kotte vom Innenministerium in Dresden – zu spät – darauf aufmerksam, dass die Zuständigkeit für die Angelegenheit eigentlich im eigenen Kompetenzbereich liege.⁶¹

Im Juni begann man daraufhin mit dem Abbau der ersten Denkmäler, ausgeführt wurden die Arbeiten durch das Kommunale Wirtschaftsunternehmen Baubetriebe Lang. Zum Monatsende hatte man bereits die Hälfte der Denkmäler entfernt, darunter auch das eigentlich ausgenommene Kriegerdenkmal auf dem Friedhof Loschwitz.⁶²

Im Herbst 1950 konnte dann auch der Denkmalsturz vor dem Ständehaus in Angriff genommen werden. Der eigentliche Vorgang lässt sich nur noch schematisch rekonstruieren, da nach heutigem Erkenntnisstand keine Filmaufnahmen von den Arbeiten existieren und nur eine Handvoll Bilder überliefert sind. Datierbare Fotos aus dem Stadtarchiv Dresden belegen, dass das Reiterstandbild spätestens seit dem 24. Oktober 1950 eingerüstet war und sein bevorstehender Sturz damit nun auch erstmals öffentlich evident wurde.

Erste Hinweise auf eine räumliche Neuordnung des Areals hatte es bereits infolge der Ratssitzung am 7. Juli 1949 gegeben, als man – bei Stimmenthaltung der CDU – den Beschluss fasste, die Augustus-Brücke und den Schloßplatz nach dem verstorbenen bulgarischen Ministerpräsidenten Georgij Dimitroff (1946–1949) umzubenennen.⁶³ Durch einen simplen Verwaltungsakt ließ sich das dynastische Denkmal an seinem Standort dekontextualisieren, ohne mit Gewalt in das desolante Platzensemble eingreifen zu müssen. Da das Schloss ebenso wie das Stände-

⁶⁰ Vgl. WOLF KARGE, „Das Schandmal muss weg!“. Denkmalabriss zwischen 1945 und 1950 in Mecklenburg und Vorpommern, in: Bernfried Lichtnau (Hg.), *Bildende Kunst in Mecklenburg und Pommern von 1880 bis 1950. Kunstprozesse zwischen Zentrum und Peripherie*, Berlin 2011, S. 468–483, hier S. 482.

⁶¹ Vgl. Weber, Mitteilung der Hauptabteilung Kunst und Kultur, 2. Mai 1950, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 115.

⁶² Vgl. Rosenlöcher, Mitteilung des Stadtplanungsamts zum Beginn der Denkmalsdemontagen, 2. Juni 1950, in: StadtA Dresden, 4.1.9. Dezernat Aufbau, Nr. 35, Bl. 103.

⁶³ Vgl. Dresdner Stadtverordnetenkolleg, Sitzungsprotokoll, 7. Juli 1949, in: StadtA Dresden, 4.1.1. Stadtverordnetenversammlung, Protokolle, Nr. 8/113, S. 1338–1349, hier S. 1338–1340.

haus ausgebrannt war und beide eine trostlose Kulisse boten, blieben nur noch der Fürstenzug und das von außen nicht sichtbare Grab Alberts in der Hofkirche als unmittelbare, halbwegs intakte Bezüge zur Person des Königs und seiner plastischen Nachbildung. Diese jedoch befand sich ab Juli 1949 auf einem Platz, der den Namen eines Vorkämpfers des Sozialismus trug, und wurde dort erst recht zu einem Objekt ideologischer Störung. Bereits kurz nach Kriegsende waren Albertplatz und Albertstraße auf der Neustädter Seite Dresdens zu Ehren der Roten Armee bzw. später anlässlich der Vereinigung von KPD und SPD umbenannt worden. Vor diesem Hintergrund fügt sich der Denkmalsturz des Albert-Reiterstandbildes in eine umfassende Beseitigung personalisierter, dynastischer Symbolik und sozialistische Demokratisierung der Stadt im Sinne der neuen raumgestaltenden Macht- und Deutungselite ein und bildet zugleich einen Höhepunkt in Dresden.

Bilder vom 4. November 1950 zeigen schließlich wie man das Reiterstandbild unter Zuhilfenahme eines Lastenkrans von seinem Sockel hob und aufrecht stehend neben diesem absetzte. Keine der hier verfügbaren Bildquellen lässt zweifelsfreie Rückschlüsse darauf zu, wie viele Schaulustige außer den mit der Demontage des Denkmals betrauten Mitarbeitern der Baufirma Hermann Ullrich den Denkmalsturz beobachtet haben.⁶⁴ Berücksichtigt man hingegen alle der im Stadtarchiv Dresden über das digitale Bildarchiv einsehbaren Fotografien, die aus verschiedenen Perspektiven mit dem Fokus auf den Denkmalsturz aufgenommen wurden, dann verfestigt sich der Eindruck, dass nur vereinzelte Passanten – darunter auch ein Schulkind – als beobachtende Personen infrage kommen.

In der Logik des politischen Ikonoklasmus blieben der sozialistischen Stadtregierung als hegemonialer, raumgestaltenden Kraft in Dresden zwei Wege, um den Denkmalsturz aus-zuführen. Die erste Möglichkeit hätte darin bestanden, einen affektiven Sturz⁶⁵ zu inszenieren, getragen von einer aufgebrachten ‚Volksmenge‘, aus deren Mitte heraus schließlich eine kleine Gruppe mit Werkzeug und nötigenfalls Kraftfahrzeugen heraustreten und dem missliebigen Monument zu Leibe rücken würde. Einen solchen Sturz hatte es anlässlich einer antimilitaristischen Großkundgebung am 3. Mai 1946 gegeben, als Mitglieder der FDJ die Kanone vom Sockel des gestürzten Wettin-Obelisken rollten und in der Elbe versenkten.⁶⁶

Als zweite Option bot sich ein institutionalisierter Denkmalsturz an.⁶⁷ Da der Systemwechsel seit 1945 nur vereinzelt mit spontanen Denkmalstürzen einhergegangen war, hatten zentrale städtische Behörden wie das Dezernat Aufbau in enger Rücksprache mit dem Rat der Stadt und – in eingeschränkter Weise – mit

⁶⁴ Koch/Lauffer, Schreiben an das Landesamt für Denkmalpflege Dresden wegen Neuaufstellung einer Stele am früheren Standort des Albert-Denkmal, 27. März 1996, in: Landesamt für Denkmalpflege Dresden – Bibliothek, Materialsammlung Koch/Lauffer, Bl. 1-7, hier Bl. 3.

⁶⁵ Vgl. FLORIAN GRESSHAKE, *Damnatio memoriae*. Ein Theorieentwurf zum Denkmalsturz (Forum Europäische Geschichte 8), München 2010, S. 82-86.

⁶⁶ D. MIETANK, *Der Wettin-Obelisk (oder das Kanonen-Denkmal)*, in: *Verschwundene Denkmale* (wie Anm. 21), S. 25-28.

⁶⁷ Vgl. GRESSHAKE, *Damnatio memoriae* (wie Anm. 65), S. 82-86.

dem Landesamt für Denkmalpflege die Aufgabe übernommen, unter den Voraussetzungen und Erwartungen, die die Alliierte Kontrollratsdirektive Nr. 30 und die korrespondierenden Richtlinien der Sowjetischen Besatzungszone für deren Umsetzung geschaffen hatten, militaristische und nationalsozialistische Denkmäler von den Plätzen und aus den verschiedenen Stadtteilen zu entfernen. So hatte sich eine gewisse Routine im Umgang mit den diskreditierten Denkmälern eingestellt: Zwar wurde ihre Präsenz als disruptive Elemente des öffentlichen Raumes durchaus nicht toleriert, doch bereits die schiere Masse der seit 1914 in Auftrag gegebenen Weltkriegs-Denkmal verminderte eine rasche, als affektiv inszenierte Lösung und machte es nötig, Abläufe bei der Erfassung und Demontage der verstreuten Denkmäler zu vereinheitlichen und zu institutionalisieren, statt viel Energie auf möglichst öffentlichkeitswirksame Denkmalstürze zu konzentrieren.

Diese Standardisierung drückte die Denkmäler immer mehr zu Sollbruchstörungen herab, die dank sich entwickelnder administrativer Strukturen weitgehend problemlos bewältigt werden konnten. Offenbar wurden die allermeisten dieser Denkmalstürze – im Gegensatz zu den seit 1989/90 unzähligen, breit und oft leidenschaftlich geführten Denkmalsdiskursen der Berliner Republik – medial kaum rezipiert. Sie erhielten so den offiziösen Charakter eines ebenso systemimmanenten wie notwendigen und unverfügbaren Verwaltungsaktes, dessen Selbstverständlichkeit keiner öffentlichen Kommentierung und keiner besonderen Aufmerksamkeit bedurfte. Die sozialistische Führung machte aus einem rituellen Akt des Umbruchs und des Aufbegehrens ein Nicht-Ereignis, dies wohl auch vor dem Hintergrund einer bereits gefestigten Machtposition, aus deren Sicht revolutionäre Kommunikationsformen nur noch im kontrollierbaren Rahmen sozialistischer Gedenk- und Feiertage infrage kamen.

Entsprechend sorgte es für Verstimmung, wenn sich Bürgerinnen und Bürger der offiziellen Interpretation des Denkmalsturzes als selbsterklärendem Verwaltungsakt verweigerten. So berichtete der Architekt Lothar Braunwarth, wie er als Student der Kunstakademie am Tag des Denkmalsturzes mit seiner Kamera durch die im Wiederaufbau begriffene Altstadt gegangen sei. Dabei habe er auch die Szene vor dem Ständehaus festhalten wollen. „Als er den leeren Sockel mit dem bereits heruntergenommenen König Albert-Standbild fotografierte und seine Kamera auf dem Stativ postiert hatte, nahmen zwei Uniformierte Lothar Braunwarth fest. Er wurde auf die Schießgasse gebracht und musste sich ein mehrstündiges Verhör gefallen lassen. Seinen Fotoapparat bekam er schließlich unbeschadet zurück.“⁶⁸

Es ist davon auszugehen, dass der Inhalt dieses Verhörs Braunwarths Interesse am Denkmal und seiner Demontage galt. Ruft man sich die angespannte politische Lage nur ein Jahr nach der doppelten deutschen Staatsgründung vor Augen, ist es nicht abwegig zu vermuten, dass man ihn der Spionage verdächtigte. Auf dem Bild, das Braunwarth an diesem Tag aufnahm, und das erst 1994 in den Dresdner Neuesten Nachrichten erschien, ist mit etwas Mühe das demontierte Albert-Denkmal

⁶⁸ Fotografieren verboten. Erinnerungen an den Abbau des König-Albert-Denkmal, in: Dresdner Neueste Nachrichten 4 (1994), Nr. 41 vom 18. Februar 1994, S. 13.



Abb. 1: Abbau des König-Albert-Denkmal am 4. November 1950.

im Halbprofil zu sehen. Ein Foto aus dem Stadtarchiv Dresden, aufgenommen aus ähnlicher Perspektive, lässt auch die Details der Szenerie erkennen (Abb. 1).⁶⁹

Im Gegensatz zu vergleichbaren Bildern dynastischer Denkmalstürze⁷⁰ liegt das Reiterstandbild nicht im Staub, sondern wurde vorsichtig neben seinem Sockel auf einem Lastenanhänger abgesetzt. Zwar ist auf dem leeren Denkmalsockel, teils verdeckt von der Schnauze des Pferdes, eine Person zu erkennen, doch diese hält eine Kette und ist offenkundig mit der Sicherung des demontierten Standbildes beschäftigt. Zwei weitere Menschen sind hinter dem Tieflader, auf der Höhe der hinteren Pferdehufe zu erahnen. Die installierten Gerüste und die aufrechte Position des Denkmals vermitteln trotz des beschädigten Marmorsockels einen gewissen Eindruck von nüchterner Professionalität. In der Mitte des Bildes dominiert das vom Sockel genommene Denkmal, die abgebildeten Personen treten dahinter zurück, ohne Ansprüche auf Selbstinszenierung geltend zu machen.

Im Hintergrund ist das halb verdeckte Banner „Erhaltet die Kultur“ an der Fassade des Ständehauses zu lesen, besser zu erkennen auf der Abbildung in Matthias Lerm's Abschied vom alten Dresden.⁷¹ Bei diesem Spruchband handelte es sich nach Einschätzung des Stadthistorikers Hans-Peter Koch wohl nicht um einen Protest gegen den Denkmalsturz, sondern im Gegenteil um eine Bekräftigung seitens der neuen Deutungselite: Die Entfernung des Herrschermonuments wird durch die Notwendigkeit legitimiert, wahre Kultur von bildhauerisch verewigtem Militarismus zu scheiden.⁷² Für Kochs These ließen sich keine bestätigenden Hinweise finden. Es ist immerhin glaubhaft, dass das Banner seitens der raumgestaltenden, sozialistischen Machtelite im genannten Sinne genehmigt wurde, da es andernfalls wohl vor Beginn der Arbeiten entfernt worden wäre.

Bezeichnenderweise herrschte bereits kurze Zeit nach der Demontage eine wachsende Unsicherheit darüber, wann genau das Denkmal von seinem ehemaligen Standort entfernt wurde. So vermuteten die Verfasser der Materialsammlung Lauffer/Koch zum Albert-Denkmal, die Demontage habe sich erst zum Jahresende 1951 abgespielt.⁷³ Selbst Fritz Löffler datierte den Denkmalsturz fälschlich

⁶⁹ Berücksichtigt man die unsanfte Behandlung des Kunststudenten Braunwarth und stellt sein Bild den durchaus gelungenen Aufnahmen im Bestand des Stadtarchivs gegenüber, die wohl mit mehr Ruhe entstanden sind, ist anzunehmen, dass ihr Urheber eine behördliche Genehmigung eingeholt hatte. Dabei mag es eine Rolle gespielt haben, dass das Landesamt für Denkmalpflege zu diesem Zeitpunkt bereits seinen Sitz im Ständehaus hatte.

⁷⁰ Vgl. etwa ANNETTE MASS, *Zeitenwende in Elsaß-Lothringen. Denkmalstürze und Umdeutung der nationalen Erinnerungslandschaft in Metz (November 1918–1922)*, in: Speitkamp, *Denkmalsturz* (wie Anm. 17), S. 79–108, hier S. 91.

⁷¹ Vgl. LERM, *Abschied vom alten Dresden* (wie Anm. 37), S. 123.

⁷² Koch/Lauffer, *Bilddokumentation zur Geschichte des Reiterdenkmals König Albert von Sachsen zum 90jährigen Jubiläum des Denkmals vom 23. April 1906 zum 23. April 1996*, ohne Datum, in: Landesamt für Denkmalpflege Dresden – Bibliothek, *Materialsammlung Koch/Lauffer*, Bl. 8–18, hier Bl. 11.

⁷³ Vgl. Koch/Lauffer, *Schreiben an das Landesamt für Denkmalpflege wegen Neuaufrichtung einer Stele am früheren Standort des Albert-Denkmal*, 27. März 1996, in:

auf das Jahr 1952.⁷⁴ Diese Unsicherheit lässt sich erklären, denn als Nicht-Ereignis blieb der Denkmalsturz in den lokalen Zeitungen unberücksichtigt bzw. wurde ignoriert. Eine kurze Meldung im Sächsischen Tageblatt vom 7. November 1950 beschrieb die Aufräumarbeiten im Dresdner Stadtgebiet, die *in den letzten Tagen*⁷⁵ stattgefunden hatten. So seien etwa die Schuttberge an der Marienbrücke abgetragen worden: *Ebenso ist die Umgestaltung des Neustädter Brückenkopfes der Georgij-Dimitroff-Brücke durch Verlängerung der Brückenmauer und durch Planierungsarbeiten auf dem Gelände des ehemaligen ‚Narrenhäusels‘ zum Abschluss gebracht worden und bietet nunmehr ein gefälliges Bild.*⁷⁶

Man verschwieg der Leserschaft allerdings, dass zur selben Zeit auf der anderen Brückenseite ebenfalls aufgeräumt und ein Reiterstandbild von seinem Sockel genommen worden war. Selbst das Ministerium für Volksbildung erfuhr erst durch eine Mitteilung des Landesamtes für Denkmalpflege davon, dass man das Denkmal entfernt habe, und dieses – da es zu groß für den Eingang des Albertinums gewesen sei – in den Marstall verbracht worden wäre. *Eine Benachrichtigung seitens der Stadt* hierüber sei jedoch, so die Referatsleiterin Gertrud Rudloff-Hille, *nicht ergangen.*⁷⁷

Die zurückhaltende Informationspolitik mag eine Reaktion auf eine Warnung in den Richtlinien für die Beseitigung faschistischer und militaristischer Denkmäler in der Sowjetischen Besatzungszone gewesen sein. Gleich im zweiten Absatz hatte es dort geheißt, nicht jedes historische Monument könne und solle entfernt werden, da sich das Vergangene durch eine rigorose *damnatio memoriae* nicht einfach leugnen lasse. *Wohl aber würde ein solches Vorgehen beträchtliche Auswirkungen auf einen Teil des deutschen Volkes haben, der ohne ausgesprochen faschistisch usw. eingestellt zu sein, einen solchen ‚Bildersturm‘ ablehnen und politisch durch eine oppositionelle Haltung beantworten würde.*⁷⁸

Dieses imaginierte Störungsszenario dürfte die Entscheidung begünstigt haben, im Stil vorangegangener Denkmalstürze wenig Aufhebens um die Entfernung des Herrschermonuments zu machen. Da keine Unterlagen zu seinem weiteren Verbleib vorliegen, gilt das Albert-Denkmal heute als verschollen. Angesichts der um 1950 intensivierten, staatlichen Bemühungen, Buntmetall für den Wiederaufbau zu gewinnen, und des Umstandes, dass weitere Überreste des Denkmals auch 30

Landesamt für Denkmalpflege Dresden – Bibliothek, Materialsammlung Koch/Lauffer, Bl. 1-7, hier Bl. 3.

⁷⁴ Vgl. LÖFFLER, Das alte Dresden (wie Anm. 25), S. 431.

⁷⁵ DR. H., Dresden verschönt sich, in: Sächsisches Tageblatt 1 (1950), Nr. 133 vom 7. November 1950, S. 3.

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Rudloff-Hille, Mitteilung an Minister Holtzhauer, 1. Dezember 1950, in: HStA Dresden, 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2374, Bl. 71. Nach anderer Quelle sollte das Denkmal ins Johanneum gebracht werden. Vgl. [Rummrich?], Information über den Abbruch des Albert-Denkmals an die Hauptverwaltung der staatlichen Sammlungen Museen Schlösser und Gärten, 3. November 1950, in: StadtA Dresden, 4.1.9. Dezernat Aufbau, Nr. 35, Bl. 107.

⁷⁸ Verschwundene Denkmale (wie Anm. 21), S. 58.

Jahre nach dem Ende der DDR noch nicht wieder aufgetaucht sind, lässt sich mit großer Sicherheit davon ausgehen, dass es erst zerkleinert und dann eingeschmolzen wurde.⁷⁹

Nun erst, da das Denkmal verschwunden war, griff auch die Dresdner Stadtbevölkerung in einen Diskurs ein, der aus Sicht der politischen Führung intern hätte bleiben sollen. So wandte sich der Dresdner Ewald Stark zunächst an den Oberbürgermeister, dann jedoch – nachdem er keine Antwort erhalten hatte – gegen Jahresende 1951 an das Landesamt für Denkmalpflege. Stark äußerte sich dahingehend, dass *viele Dresdner Bürger gerade um dieses herrliche Denkmal bitter bangen* würden, und bat darum zu erfahren, *ob diese[s] wertvolle, vor allem auch künstlerisch wertvolle Denkmal für den großen, äußerst beliebten, tapferen Sohn Sachsens u[nd] Mitbegründer des einigen Deutschlands etwa auch nun als Opfer der Buntmetallsucht einem einzelnen Hasse zufiel oder etwa nur an einem [sic!] sicheren Ort zur Aufbewahrung gebracht wurde.*⁸⁰

Ferner beklagte er die mangelnde Auskunftsbereitschaft vonseiten des Oberbürgermeisters und des Landesamtes. Zwar ist dieser Brief wenig geeignet, um quantitative Aussagen zu treffen, doch gibt sich sein Verfasser als Vertreter jener Gruppen der Dresdner Stadtbevölkerung zu erkennen, die den traditionellen Erklärungsansätzen und Wertemustern der alten Deutungselite im Denkmalsdiskurs nahestanden. Die residenzstädtische Vergangenheit und ihre Symbole werden hier nicht als disruptive Bürde, sondern als Teil sächsischer und städtischer Identität aufgefasst. Der mutmaßliche Denkmalsturz wird darum auch nicht als Bewältigungsstrategie goutiert, sondern – da Unsicherheit über den Verbleib des Reiterstandbildes herrscht – als reales Störungsszenario angedeutet.

Als Vertreter der neuen Deutungselite und Leiter des umgebildeten Landesamtes versuchte Joachim Uhlitzsch in seinem Antwortschreiben vom 9. Februar 1952 auf das Störungspotenzial des Denkmals hinzuweisen. So solle etwa das Ständehaus nach seiner Restaurierung wieder den Sächsischen Landtag beherbergen. Es liege da auf der Hand, dass *König Albert, dessen Bedeutung als Staatsmann und Militär problematisch ist, nicht [als] der Repräsentant eines demokratischen Landtages*,⁸¹ der er vor dem Haupteingang unvermeidlich sein würde, infrage komme. Zwar stimmte Uhlitzsch zu, dass die Einheit Deutschlands, an deren Zustandekommen der Wettiner als Kronprinz militärisch beteiligt gewesen sei, *unbedingt notwendig war*, gab jedoch zu bedenken, dass *der Charakter dieser Schaffung der Einheit Deutschlands alles andere als demokratisch gewesen*⁸² sei. An der äußerlichen Ge-

⁷⁹ Einzig die am vorderen Teil des Sockels befestigte Tafel blieb mit leichten Beschädigungen erhalten.

⁸⁰ Stark, Anfrage zum Verbleib des König-Albert-Denkmal an das Landesamt für Denkmalpflege Dresden, 10. Januar 1952, in: Landesamt für Denkmalpflege Dresden – Aktenarchiv, Topografische Registratur, Schloßplatz, unpag., Unterstreichung im Original.

⁸¹ Uhlitzsch, Antwort an Herrn Ewald Stark, 9. Februar 1952, in: Landesamt für Denkmalpflege Dresden – Aktenarchiv, Topografische Registratur, Schloßplatz, unpag.

⁸² Ebd.

staltung fand Uhlitzsch nichts auszusetzen, bekräftigte aber, dass *die Beurteilung eines Standbildes niemals allein vom künstlerischen Gesichtspunkt aus durchgeführt werden kann, sondern daß hier das ‚Wie‘ hinter dem ‚Was‘ rangieren*⁸³ müsse.

Ungehalten zeigte sich Uhlitzsch hinsichtlich des Vorwurfs der ausufernden *Buntmetallsucht*. Er bestätigte, es mangle der Wirtschaft zwar derzeit an Ressourcen, doch werde es der Regierung gelingen, diesen zeitweiligen Notstand zu beheben, *ohne ihre wertvollen Kunstdenkmale opfern zu müssen*.⁸⁴ Die gewonnenen Rohstoffe würden schließlich auch dem Erhalt von Kulturgütern zukommen, wobei er versöhnlich auf die Wiederaufbauarbeiten am Zwinger hinwies, die er wohl zu Recht als ein Konsensprojekt zwischen den Anhängerschaften der alten und neuen Deutungselite erkannte. Als Erinnerungsort, an dem sich sowohl Aspekte der Residenz- als auch der Kunststadt Dresden in weniger personifizierter Form widerspiegeln, ließen sich widerstrebende Stadtkonzepte dort einfacher harmonisieren.

Die beabsichtigte Demokratisierung des ehemaligen Schloßplatzes unter sozialistischen Vorzeichen und seine Umgestaltung zum würdigen Vorplatz für den Sächsischen Landtag erwiesen sich mit der Auflösung der Länder und Landesparlamente bald als obsoletes Unternehmen. Wohl aus diesem Grund wurde auch darauf verzichtet, ein neues Denkmal mit sozialistischer Formensprache an die Stelle des beseitigten Reiterstandbildes zu setzen.

Auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten gingen immer wieder Anfragen zum Albert-Denkmal im Landesamt für Denkmalpflege ein, in denen – mit Blick auf die Struktur des Georgij-Dimitroff-Platzes, die nach der Entfernung des Sockels eine Leerstelle in der Pflasterung aufwies – entweder nach dem Verbleib des Denkmals oder nach der Identität des früher dort Geehrten gefragt wurde. Immer wieder kam dabei zum Ausdruck, dass man den kulturhistorischen bzw. Wissensverlust als Störung für das unvollständige Stadtbild und das kollektive Gedächtnis bedauerte.⁸⁵

V. Fazit

Ob Mitte des 20. oder Beginn des 21. Jahrhunderts, Herrscherdenkmäler als herausgehobene Form dynastischer Prägung von Stadtraum waren und sind potenzielle Objekte der Störung und des urban geführten Störungsdiskurses.

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ In gewisser Weise wurde diese Störung durch die Restaurierung und Umsetzung des Denkmals Friedrich Augusts des Gerechten auf den Schlossplatz am 29. Mai 2008 behoben. Die Stadt Dresden ließ in einer Pressemeldung verlauten: „Das Denkmal des ersten sächsischen Königs Friedrich August I. präsentiert sich würdig auf diesem exponierten Platz.“ Denkmal Friedrich August I. feierlich eingeweiht, URL: https://www.dresden.de/de/rathaus/aktuelles/pressemitteilungen/archiv/2008/05/pm_090.php [Zugriff 14. Juli 2021]. Es liegt gleichwohl auf der Hand, dass auch diese Form der Störungsbewältigung erneut disruptives Potenzial in sich trägt.

Dabei werden dynastische Räume jeweils vor dem Hintergrund systemrelevanter Grundsatzfragen – Monarchismus, Militarismus, Sozialismus, Identitätsstiftung oder strukturellen Rassismus betreffend – rekontextualisiert und zu Austragungs-orten gesellschaftlicher Konflikte.

Als solche Quellen oder Objekte der Störung bzw. Disruption verstehe ich in Anlehnung an Koch et al. jene referenzierbaren Phänomene, Ereignisse, Realia und Abstrakta, welche die vorherrschenden kommunikativen Dynamiken verändern und Anschlusskommunikation erfordern. Letztere ist der wesentliche Teil eines bestenfalls öffentlich geführten Störungsdiskurses. In diesem werden Qualität, Grad und mögliche Bewältigungsstrategien von disruptiven Quellen verhandelt, wobei insbesondere die Initiativen zur Lösung von Störungen wiederum zum Ausgangspunkt sekundärer Störfälle werden können.

Zugleich zeichnet sich hier das grundlegende Dilemma der Störungstheorie in ihrer historischen Dimension ab. Erstens existiert – trotz oft anderslautender Gestaltungsansprüche – weder aus synchroner noch diachroner Perspektive ein gesellschaftsübergreifender Konsens darüber, welches die Quellen und Objekte der Störung sind. Zweitens liegt in der Form der Störungsbewältigung schon immer der Keim für einen konsekutiven Störfall begründet, insbesondere dann, wenn bei der Bewältigung durch Akteursgruppen mit zeitweiliger oder institutionalisierter Verfügungsgewalt über den öffentlichen Raum ohne Rücksicht auf laufende Diskurse oder sogar unter Behinderung derselben vorgegangen wird. Genau hier liegen aber auch die Stärken eines Ansatzes, der nach den Beweggründen und Wirkmechanismen diskursiver Strategien im spezifischen historischen Kontext fragt. Politiken des Sagbaren und Unausprechlichen treten so deutlicher hervor. Darüber hinaus schafft der vorgestellte Ansatz neue Zugänge zu bekannten Methoden der Geschichtswissenschaft. Die hier geschehene Einbettung in eine Forschungstradition, die dem *spatial turn* und dessen Suche nach den Strukturen, Verfügbarkeiten, Akteuren und Abhängigkeiten von (städtischem) Raum nahesteht, ist nur eine von vielen Möglichkeiten.

Das Fallbeispiel des König-Albert-Denkmal hat exemplarisch gezeigt, wie ein Störungsdiskurs mit einer stark eingeschränkten, selbst behördenintern zuweilen desinformierten Öffentlichkeit vom politischen Impuls bis zur postikonoklastischen Rechtfertigung ablaufen konnte. Gleichwohl ist die Geschichtspolitik der ehemaligen Residenzstadt Dresden im Sozialismus differenziert zu betrachten. Immerhin gelang es mit der Restaurierung und Wiederaufstellung des Goldenen Reiters 1956 auf dem Neustädter Markt wie auch mit den Arbeiten am Zwinger oder an der Semperoper zentrale Eckpunkte der dynastischen Erinnerungslandschaft Dresden neu im Stadtbild zu verankern.⁸⁶ Die als disruptiv empfundene Omnipräsenz residenzstädtischer Symbolik und Erinnerungsorte im öffentlichen Raum Dresdens blieb für die sozialistische Stadtregierung eine ideologische Herausforderung, der sie sich immer wieder stellen musste.

⁸⁶ Vgl. DIETMAR SCHREIER, *Der Goldene Reiter, das Reiterstandbild Augusts des Starken, Dresden 2006.*

PERSPEKTIVEN DER SÄCHSISCHEN LANDESGESCHICHTE

Festgabe für Winfried Müller
anlässlich seiner Verabschiedung aus dem ISGV

Perspektiven der sächsischen Landesgeschichte
Festgabe für Winfried Müller
anlässlich seiner Verabschiedung aus dem ISGV

Herausgegeben
von
ENNO BÜNZ und ANDREAS RUTZ

<i>Enno Bünz</i> Winfried Müller und das ISGV – ein Rückblick auf 20 Jahre	247
<i>Wolfgang Flügel</i> Johann Gottlob Klemm und Johann Andreas Silbermann. Zwei Orgelbauer des 18. Jahrhunderts auf Reisen von und nach Sachsen	257
<i>Frank Metasch</i> Aktien, Anleihen und Papiergeld. Die Kassenscheine der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie als Teil des innovativen Finanzierungsmodells der ersten deutschen Ferneisenbahn (1838–1876)	287
<i>Judith Matzke</i> Region – Nation – Heimat. Identitätskonstruktionen sächsischer Überseeauswanderer oder: Was macht Königgrätz in Brasilien?	355
<i>Henrik Schwanitz</i> Nach Plan! Die Formierung der „sozialistischen Landschaft“ und der ländliche Raum in der SBZ und DDR.....	383
<i>Andreas Rutz</i> Die Macht der Mätresse und die Ohnmacht der Ehefrau. Zur Darstellung von Frauen in der DEFA-Produktion „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ (1985/87)	415

Winfried Müller und das ISGV – ein Rückblick auf 20 Jahre

von
ENNO BÜNZ

Zwanzig Jahre lang, von 2000 bis 2020, ist Winfried Müller Direktor des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde gewesen, und er ist in dieses Amt schon ein Jahr nach seiner Berufung auf den Dresdner Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte eingetreten, den er von 1999 bis 2018 innehatte. Wenn man berücksichtigt, dass Müller schließlich noch bis zum Frühjahr 2019 seinen Lehrstuhl als Vakanzseniorprofessor weiter vertrat, dann hat er ziemlich genau zwei Jahrzehnte lang als Hochschullehrer und Institutsdirektor in Dresden gewirkt. Das ist eine lange und prägende Zeit.

Bedenkt man, dass der 1953 im oberbayerischen Grafrath geborene Müller nach dem Studium an der Ludwig-Maximilians-Universität München dort 1983 mit einem frühneuzeitlichen Thema promoviert wurde¹ und sich dann 1991 mit einer zeitgeschichtlichen Untersuchung habilitierte,² woran sich mehrjährige Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten München und Bonn anschlossen, dann kann man feststellen, dass die Berufung an die TU Dresden ungefähr die Mitte seiner akademischen Wirksamkeit markiert. Mit der monografischen Synthese über die Aufklärung, die 2002 in der renommierten Reihe „Enzyklopädie deutscher Geschichte“ erschienen ist,³ hat Müller dann gewissermaßen die Summe eines seit der Dissertation bestellten Forschungsfeldes gezogen und sich nun verstärkt neuen Feldern zugewandt. Genug zu tun, gab es in Sachsen weiß Gott!

Als Professor für Sächsische Landesgeschichte musste sich Winfried Müller auf eine ganz neue Geschichtslandschaft einstellen und noch dazu in die Nachfolge eines Landeshistorikers eintreten, der für sich mehr oder minder unverhohlen die Deutungshoheit der sächsischen Geschichte in Anspruch nahm.⁴ Während also

¹ WINFRIED MÜLLER, Universität und Orden. Die bayerische Landesuniversität Ingolstadt zwischen der Aufhebung des Jesuitenordens und der Säkularisation 1773–1803 (Ludovico Maximiliana. Forschungen 11), Berlin 1986.

² WINFRIED MÜLLER, Schulpolitik in Bayern im Spannungsfeld von Kultusbürokratie und Besatzungsmacht 1945–1949 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 36), München 1995.

³ WINFRIED MÜLLER, Die Aufklärung (Enzyklopädie deutscher Geschichte 61), München 2002.

⁴ WINFRIED MÜLLER (Hg.), Perspektiven der Reformationsforschung in Sachsen. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Karlheinz Blaschke (Bausteine aus dem ISGV. Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 12), Dresden 2008. – ENNO BÜNZ, Karlheinz Blaschke. 4. Oktober 1927 – 25. Dezember 2020 [Nachruf], in:

sein Vorgänger an der TU Dresden wie auch darüber hinaus seine Rolle als Solitär und Nonkonformist gepflegt hatte, war es Müllers Aufgabe, als Dresdner Historiker die Landesgeschichte wieder in den Verbund der übrigen historischen Teildisziplinen zurückzuführen. Dabei erwies sich die Mitgliedschaft im Dresdner Sonderforschungsbereich 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ als sehr hilfreich. Mit seinem Teilprojekt „Das historische Jubiläum. Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus“ hat Kollege Müller ein Forschungsvorhaben auf den Weg gebracht, das sich auch für die Landesgeschichte als ertragreich erwiesen hat.⁵

Als Landeshistoriker an der TU Dresden mit einem wachsenden Schülerkreis hat sich Müller allerdings nicht von der SFB-Verbundforschung vereinnahmen lassen, sondern ist auch andere Wege gegangen, wie beispielsweise an zwei Tagungen über König Johann von Sachsen (1801–1873) auf Schloss Weesenstein 2001 oder über die Augustiner-Chorherren in der Reformationszeit und am Ende des Alten Reiches im Kloster Wechselburg 2002 ablesbar ist.⁶ Damit wäre auch schon die Tätigkeit im ISGV angesprochen, doch soll zunächst von anderen institutionellen Bereichen die Rede sein, in denen sich Müller in Sachsen betätigt hat. Hier ist zunächst einmal an Müllers Wirksamkeit im Sorbischen Institut Bautzen zu erinnern, in dem er zuletzt als Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats fungierte. Vor diesem Hintergrund war es konsequent, dass er im Rahmen der Buchreihe „Kulturlandschaften Sachsens“ den vierten Band über die Oberlausitz übernommen hat, den Müller 2011 mit weiteren Autoren vorlegen konnte.⁷ Als noch aufwendiger erwiesen sich die großen Ausstellungsvorhaben, an denen Müller federführend beteiligt war, zunächst die 3. Sächsische Landesausstellung über die Via regia, die 2011 in Görlitz gezeigt wurde,⁸ und dann die 1. Brandenburgische Landesausstellung „Preußen und Sachsen. Szenen einer Nachbarschaft“, die 2014 im auf Hochglanz polierten Schloss Doberlug in der Niederlausitz zu sehen war.⁹ Auch im Beirat zur 4. Sächsischen Landesausstellung („Boom“), die 2020 in Zwickau stattfand, hat Müller mitgewirkt.¹⁰ Nicht nur in dieser Weise war der

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Jahrbuch 2019–2020, Leipzig 2021, S. 132–137. Winfried Müller wird einen Nachruf für die Blätter für deutsche Landesgeschichte verfassen.

⁵ WINFRIED MÜLLER (Hg.), *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus* (Geschichte: Forschung und Wissenschaft 3), Münster 2004.

⁶ Siehe unten Anm. 16.

⁷ WINFRIED MÜLLER/LARS-ARNE DANNENBERG/EDMUND PECH/SWEN STEINBERG, *Oberlausitz* (Kulturlandschaften Sachsens 4), Leipzig 2011.

⁸ WINFRIED MÜLLER/SWEN STEINBERG (Hg.), *Menschen unterwegs. Die via regia und ihre Akteure. Essayband zur 3. Sächsischen Landesausstellung*, Dresden 2011.

⁹ FRANK GÖSE/WINFRIED MÜLLER/KURT WINKLER/ANNE-KATRIN ZIESAK (Hg.), *Preußen und Sachsen. Szenen einer Nachbarschaft. Erste Brandenburgische Landesausstellung Schloss Doberlug 2014*, Dresden 2014.

¹⁰ WINFRIED MÜLLER, *Das sächsische Rétablissement nach 1763 als Innovationsmotor?*, in: Thomas Spring (Hg.), *Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen*. Dresden 2020, S. 89–95.

Dresdner Kollege geschichtsvermittelnd tätig, sondern hier muss auch auf den Dresdner Geschichtsverein hingewiesen werden, dem er zeitweilig vorstand und wo er an der Herausgabe der „Dresdner Hefte“ beteiligt war und immer wieder Texte beige-steuert hat.¹¹ Im Vorstand des Vereins für sächsische Landesgeschichte hat sich Müller zeitweilig ebenfalls engagiert. Dass Winfried Müller auch dem Ortskomitee angehörte, das 2008 zusammen mit dem Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands den 47. Deutschen Historikertag in Dresden ausgerichtet hat,¹² sei zumindest noch erwähnt. Kurz danach kam als neue Aufgabe noch die Mitherausgeberschaft der Blätter für deutsche Landesgeschichte hinzu. Als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine trug Winfried Müller dazu bei, dass die sächsische Landesgeschichtsforschung im Kontext der deutschen Landesgeschichte angemessen zur Geltung kam. 2006 fand der 33. Tag der Landesgeschichte in Leipzig statt und behandelte den Leipziger Landeshistoriker Rudolf Kötzschke (1867–1949), seine Schüler und ihre langfristige Wirkung, die weit über Sachsen hinausreichte. Für den Tagungsband verfasste Winfried Müller einen grundlegenden Beitrag über die Landes- und Regionalgeschichte in Sachsen während der DDR-Zeit.¹³ Der 44. Tag der Landesgeschichte fand dann 2017 anlässlich des 20-jährigen Bestehens des ISGV in Dresden statt.¹⁴

-
- ¹¹ WINFRIED MÜLLER, Der Siebenjährige Krieg. Sachsen im Beziehungsgeflecht des Alten Reiches und der europäischen Großmächte, in: *Dresdner Hefte* 68 (2001): Sachsen und Dresden im Siebenjährigen Krieg, S. 2-10; DERS., Amtliche Schriften, Reiseführer, Schulwandtafeln. Die Dresdner Hofbuchdruckerei C. C. Meinhold & Söhne von 1777 bis 1945, in: *Dresdner Hefte* 76 (2003): Verlage in Dresden, S. 30-38; DERS., Neue Impulse für die Geschichtsforschung in Dresden seit den 1990er Jahren, in: *Dresdner Hefte* 85 (2006): Deutung und Ideologie. Wandlungen städtischer Geschichtsbilder, S. 63-71; DERS., Bürgertum und Bürgerlichkeit in Dresden – eine Einführung, in: *Dresdner Hefte* 93 (2008): Bürgertum und Bürgerlichkeit in Dresden, S. 3-6; DERS., „Sachsen wäre jedoch am nützlichsten“. Das Kalkül Friedrichs II. und seiner Nachfolger, in: *Dresdner Hefte* 111 (2012): Sachsen und Preußen. Geschichte eines Dualismus, S. 4-16; DERS., Das sächsische Rétablissement nach 1763. Ziele und Grenzen einer Staatsreform, in: *Dresdner Hefte* 114 (2013): Sachsen zwischen 1763 und 1813, S. 14-24; DERS./SOPHIE DÖRING, „Der Kino“, „die Films“. Ein neues Medium kommt in Dresden an, in: *Dresdner Hefte* 137 (2019): Moderne in Dresden. Spurensuche in einer „Barockstadt“, S. 71-79.
- ¹² MARTIN JEHNE/WINFRIED MÜLLER/PETER E. FÄSSLER (Hg.), Ungleichheiten. 47. Deutscher Historikertag in Dresden 2008. Berichtsband, im Auftrag des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, Göttingen 2009.
- ¹³ WINFRIED MÜLLER, Landes- und Regionalgeschichte in Sachsen 1945–1989. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaften in der DDR, in: Enno Bünz (Hg.), 100 Jahre Landesgeschichte (1906–2006). Leipziger Leistungen, Verwicklungen und Wirkungen (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 38), Leipzig 2012, S. 345-447.
- ¹⁴ WINFRIED MÜLLER/KLAUS NEITMANN (Hg.), Landesgeschichte und Volkskunde in der DDR und den neuen Ländern. 44. Tag der Landesgeschichte. 20 Jahre Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 155 (2018) S. 1-230.

Mit der Tagung 2017 ist schon darauf verwiesen, dass ungeachtet all dieser Aktivitäten und Herausforderungen das ISGV seit 2000 Müllers kontinuierliches Betätigungsfeld war, und vor allem davon soll deshalb an dieser Stelle die Rede sein. Denn auch wenn das ISGV von einer Doppelspitze geleitet wird, die aus dem Dresdner und dem Leipziger Landeshistoriker besteht, wobei die Geschäftsführung zumindest formell alle zwei Jahre im Direktorium wechselt und die Direktoren sich im Alltagsgeschäft auf hauptamtliche habilitierte Leiter der Bereiche Geschichte und Volkskunde stützen können, ist die Direktion des ISGV doch eine Daueraufgabe, die man nicht auf die leichte Schulter nehmen kann. Die beiden Direktoren sind zwar im Nebenamt tätig, aber das ISGV ist eine Einrichtung, die nicht nur kontinuierliche, sondern auch immer neue Anforderungen stellt.

Man kann ohne Übertreibung sagen, dass das 1997 gegründete ISGV nach ersten Jahren der Orientierung und Selbstfindung seit 2000 in seine entscheidende Formierungsphase eingetreten ist. Zum zehnjährigen und zum zwanzigjährigen Jubiläum 2007 und 2017 haben wir diese Entwicklung in zwei Publikationen ausführlicher dargestellt. Ich will das hier nicht detailliert rekapitulieren, zumal Kollege Müller selbst in diesen Bänden die Geschichte des ISGV nachgezeichnet hat.¹⁵

Die Entwicklung ist nicht nur am Haushalt des ISGV und seinen Stellenplänen ablesbar, sondern auch an seinen Projekten und seinem Publikationsprofil. Als Winfried Müller 2000 in das Direktorium eintrat, waren zwar schon Grundsatzentscheidungen über einige Langzeitvorhaben des ISGV getroffen worden. Dabei kamen der Sächsischen Biografie im Bereich Geschichte und dem Digitalen Bildarchiv im Bereich Volkskunde besondere Bedeutung zu, die freilich – aber damit ist der Entwicklung schon vorgegriffen – umrankt waren von vielfältigen anderen Vorhaben wie der Herausgabe des Codex diplomaticus Saxoniae, der Erschließung des Nachlasses von Adolf Spamer und weiteren Projekten.

Entscheidend ist, dass es erst nach 2000 gelang, diese Vorhaben zu profilieren, und dabei spielte nun in wachsendem Maße auch das Internet eine Rolle. Das ISGV sollte als geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtung zu einem Vorreiter der Digitalisierung in Deutschland werden, wie der Vergleich mit anderen landesgeschichtlichen und volkskundlichen Instituten zeigt. Der Modellcharakter der Sächsischen Biografie ist sogar weit darüber hinaus anerkannt worden. Mit dem biografischen Online-Lexikon verfügt das ISGV seit fast zwanzig Jahren über ein ganz besonderes Aushängeschild, das kontinuierlich wachsende Zugriffszahlen verzeichnet. Daneben haben sich mittlerweile andere Vorhaben wie das Digitale Historische Ortsverzeichnis von Sachsen und das Repertorium Saxonium sowie das Lebensgeschichtliche Archiv für Sachsen und das Bildarchiv des

¹⁵ WINFRIED MÜLLER, Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2007, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2007 (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens 1), Dresden 2007, S. 4-19, DERS., Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) 1997–2017, in: Ders./Daniel Geißler (Red.), Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017 (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens 7), Dresden 2017, S. 7-25.

ISGV etabliert. Das breite digitale Angebot ist in den letzten 20 Jahren zu einem Markenzeichen des ISGV geworden.

2000 gab das ISGV zwei Buchreihen heraus: Die „Schriften zur sächsischen Geschichte“ (ab Band 5 wurde dann der Titel im Interesse beider Bereiche erweitert: „zur sächsischen Geschichte und Volkskunde“) begannen überhaupt erst in diesem Jahr zu erscheinen, und die Reihe „Volkskunde in Sachsen“ hatte in den ersten Jahren nach der Institutsgründung durch Sammelbände und Monografien eine unbefriedigende Zwittergestalt angenommen, die erst mit Band 10/11 im Jahr 2001 seine bis heute gültige Form als Jahrbuch des Bereichs Volkskunde erlangte. Die Zeitschrift DEMOS hingegen, Erbe der volkskundlichen Akademiearbeitsstelle, wurde 2002 eingestellt. Erst in den folgenden Jahren entfaltete sich das Publikationsprofil des ISGV mit weiteren Reihen: „Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde“ seit 2004, „Bausteine aus dem ISGV“ seit 2005, „Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens“ seit 2007, schließlich „ISGV digital“ als vorerst letzte neue Reihe seit 2019. Die wachsende Zahl der Buchreihen und der darin erschienenen Bände spiegeln die kontinuierliche Expansion des ISGV wider, das nicht nur laufend Forschungsprojekte zum Abschluss und damit zur Publikation gebracht, sondern durch zahlreiche Tagungen und Workshops ins Land und darüber hinaus gewirkt hat.¹⁶

Nicht zu vergessen ist schließlich das „Neue Archiv für sächsische Geschichte“, das Karlheinz Blaschke mit Band 64 (1993) an seinem Lehrstuhl wiederbegründet hatte. Mit Band 70 (1999) wurde die Redaktion am ISGV angebunden, und mit Band 73 (2002) weitete sich der Herausgeberkreis am ISGV durch Winfried Müller, Martina Schattkowsky und mich für das ISGV sowie durch Uwe Schirmer (Jena). Die gemeinsame Herausgeberschaft währte bis zum Band 91 (2020), womit auch auf dieser Ebene eine lange und intensive Zusammenarbeit endete, denn die gemeinsame Herausgeberschaft des NASG hat uns weit über das ISGV hinaus immer wieder beschäftigt.

Damit ist das von Müller mitgeprägte Publikationsprofil des ISGV nicht erschöpft, denn – wie schon erwähnt – das Internet wurde zu einer früh und nach

¹⁶ Hier seien nur die von Winfried Müller mit dem ISGV organisierten Tagungen bzw. von ihm herausgegebenen Tagungsbände erwähnt: WINFRIED MÜLLER/MARTINA SCHATTKOWSKY (Hg.), *Zwischen Tradition und Modernität. König Johann von Sachsen 1801–1873* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 8), Leipzig 2004; WINFRIED MÜLLER (Hg.), *Reform – Sequestration – Säkularisation. Die Niederlassungen der Augustiner-Chorherren im Zeitalter der Reformation und am Ende des Alten Reiches*, (Publikationen der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim 6), Paring 2005; DERS./MARTINA SCHATTKOWSKY/DIRK SYNDRA (Hg.), *Kurfürst August von Sachsen. Ein nachreformatorischer „Friedensfürst“ zwischen Territorium und Reich. Beiträge zur wissenschaftlichen Tagung vom 9. bis 11. Juli 2015 in Torgau und Dresden*, Dresden 2017; PETR HRACHOVEC/GERD SCHWERHOFF/WINFRIED MÜLLER/MARTINA SCHATTKOWSKY (Hg.), *Reformation als Kommunikationsprozess. Die böhmischen Kronländer und Sachsen (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit 51)*, Wien/Köln/Weimar 2021. – Siehe auch Anm. 3 und 7.

2000 immer intensiver genutzten Plattform für unsere Publikationen. Wir waren uns auf der einen Seite immer einig, dass das gedruckte Buch eine wesentliche Säule unserer Publikationstätigkeit bleiben soll, dass auf der anderen Seite aber für manche Forschungsergebnisse und laufenden Vorhaben das Internet sinnvoller ist. Nicht nur die Homepage wurde im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte mehrfach modernisiert, zuletzt auch im Sinne der „Barrierefreiheit“, sondern die Herausforderungen an die digitalen Projekte wuchsen immer mehr. Kollege Müller ist am Ende seiner ISGV-Tätigkeit der analogen wie der digitalen Welt gleichermaßen gerecht geworden. Als aufwendig gestalteter Sonderband der Spurensuche-Reihe erschien seine seit langem sammelnd, forschend, schreibend vorbereitete Monografie „Die Deutsche Künstlersteinzeichnung 1896–1918“.¹⁷ Ausgehend von einem 2012 im Neuen Archiv für sächsische Geschichte erschienenen Aufsatz zu Darstellungen Sachsens und Mitteldeutschlands in Reiseberichten der Frühen Neuzeit wurden inzwischen die dort vorkommenden Orte in einer Datenbank erfasst. Diese soll demnächst der Öffentlichkeit online zur Verfügung gestellt werden und auf diese Weise zahlreiche, bisher kaum bekannte historische Ortserwähnungen beziehungsweise -beschreibungen erschließen.¹⁸ Als Website erschienen jüngst bereits die Ergebnisse des von Müller geleiteten historisch-volkswissenschaftlichen Drittmittelprojektes „1918 als Achsenjahr der Massenkultur. Kino, Filmindustrie und Filmkunstdiskurse in Dresden vor und nach 1918“.¹⁹ Passend dazu wurde der zugehörige Tagungsband „Urbane Kinokultur“ in unserer neuen Buchreihe „ISGV digital“ veröffentlicht.²⁰ Die dritte Komponente des Kinoprojekts, eine Filmreihe in der SLUB, konnte pandemiebedingt dann nicht mehr so durchgeführt werden, wie geplant. Überhaupt war der Abschied des Kollegen Müller aus dem Direktorium des ISGV im April 2020 unbefriedigend. Die Coronapandemie hatte das Institut schon voll im Griff. Die Mitarbeiter waren im ersten Lockdown ins Homeoffice verbannt, die regelmäßigen Leitungssitzungen mussten nun als Zoomkonferenz stattfinden, und so mussten wir Winfried Müller in der ersten digitalen Leitungssitzung am 22. April 2020 am Bildschirm verabschieden, was ich als unzureichend und frustrierend empfunden habe. Ich denke, dem Kollegen Müller ist es ähnlich gegangen, denn bei allen Unterschieden in unserem Wesen haben wir beide doch einen Sinn für gewisse akademische Formen und Tradi-

¹⁷ WINFRIED MÜLLER, Die Deutsche Künstlersteinzeichnung 1896–1918. Farbige Originallithografien und die Heimat- und Kunsterziehungsbewegung um 1900 (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens, Sonderband 1), Dresden 2020.

¹⁸ WINFRIED MÜLLER, Sachsen und der mitteleuropäische Raum in Reiseberichten der Frühen Neuzeit. Bibliografie und Ortserschließung (unter Mitarbeit von Roxy Liebscher, Susanne Müller und Silvio Dittrich), in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 83 (2012), S. 35–92.

¹⁹ Online unter: <https://kino.isgv.de/> [Zugriff 5. Juli 2021].

²⁰ WOLFGANG FLÜGEL/MERVE LÜHR/WINFRIED MÜLLER (Hg.), Urbane Kinokultur. Das Lichtspieltheater in der Großstadt 1895–1949 (in Zusammenarbeit mit Sophie Döring und Lennart Kranz) (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie 2), Dresden 2020; online unter: <https://www.isgv.de/publikationen/details/urbane-Kinokultur> und <https://doi.org/10.25366/2020.41> [Zugriffe 5. Juli 2021].

tionen ... Auch deshalb der nachgeholtte Festakt zur Verabschiedung und diese Laudatio!

Zwanzig Jahre ISGV, das ist nicht nur objektiv ein langer Zeitraum, sondern das war in der Praxis der Institutsleitung, die sich seit 2001 zwischen uns einge spielt hat, eine Zeit mit unzähligen Leitungssitzungen, die in den ersten Jahren praktisch wöchentlich stattfanden und an denen neben dem Direktorium von jeher die Bereichsleiter und die Verwaltung teilnehmen. Dazu kamen Projektbesprechungen, Gespräche mit einzelnen Mitarbeitern und (zahllosen) Bewerbern, Sommerfeste und Weihnachtsfeiern (stets mit einer Rede des geschäftsführenden Direktors), zahllose Außentermine, seien es Institutsexkursionen, Tagungen, Workshops, Projekt- und Buchpräsentationen, aber auch Beratungstermine, Gespräche im Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Haushaltsverhandlungen, mehrfach auch Ministerbesuche im ISGV, denn in den letzten zwanzig Jahren haben uns alle Staatsminister für Wissenschaft im Institut besucht, einige sogar mehrfach. Damit sind noch gar nicht die satzungsbedingten Termine genannt: zweimal jährlich die Kuratoriumssitzungen, einmal jährlich die Mitgliederversammlung des ISGV, in den ersten Jahren ebenfalls zweimal, mittlerweile einmal jährlich die Sitzung mit dem wissenschaftlichen Beirat, alles Gremientermine, die mit etlichen Vor- und Nachbesprechungen verbunden sind, von den in diesem Zusammenhang zu schreibenden (und dann auch vorzutragenden) Berichten und Stellungnahmen gar nicht zu reden. Jährlich ist ein Tätigkeitsbericht für das vergangene Jahr und ein Arbeitsplan für das kommende Jahr zu erstellen, die beide in den Bereichen vorbereitet, koordiniert und redigiert werden müssen, was angesichts des laufend wachsenden Umfangs dieser Dokumente einen immer größeren Arbeitsaufwand darstellt. Dazu kamen turnusmäßig externe Evaluationen 2006 und 2016, die ein Stresstest von besonderer Art waren, zeitlich zwischen diesen beiden Evaluationen auch die (allerdings „nur“ in schriftlicher Form zu erstattende) Evaluation anhand des Fragenkatalogs des Wissenschaftsrates 2011 und – ein besonderer Höhepunkt – die Prüfung des ISGV durch den Landesrechnungshof 2015, die dem Institut übrigens ein hervorragendes Zeugnis ausstellte und in der Aufforderung an das SMWK gipfelte, ein so erfolgreich arbeitendes Institut auch endlich auskömmlich zu finanzieren. Dieser Forderung ist die Staatsregierung dann mit dem Doppelhaushalt 2019/20 auch tatsächlich nachgekommen, was für Kollegen Müller am Ende seiner Amtszeit gewiss eine besondere Genugtuung war.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich das ISGV – wie es einer unserer Beiräte einmal treffend formulierte – als „Kompetenzzentrum für Sachsen“ etabliert. Liest man die Tätigkeitsberichte Jahr für Jahr, wird sichtbar, wie das ISGV laufend gewachsen ist, auch weil neben dem landesfinanzierten Haushalt Drittmittel eine immer größere Rolle spielen, wodurch sich natürlich auch die Zahl der laufenden Projekte und Mitarbeiter erhöhte. Die Aufgabe, das Institut zu leiten, ist dadurch nicht einfacher geworden, nicht nur für die Direktoren, sondern auch für die Bereichsleiter, die manchmal mehr Zeit für Koordination und Mitarbeiterführung als

für eigene Forschung einsetzen müssen. Von der Raumsituation des Instituts, die schon seit vielen Jahren angespannt ist, will ich gar nicht reden, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, dass nicht nur die Mitarbeiter einen ordentlichen Arbeitsplatz benötigen, sondern die zum Teil recht wertvollen Sammlungen des Instituts einer angemessenen Unterbringung bedürfen. Das wäre nun übrigens ein passender Aufhänger, um von der Sammeltätigkeit Winfried Müllers zu sprechen, der bekanntlich samstags gerne den Dresdner Flohmarkt aufsuchte und dort auch manches Mal Funde machte, die dann in die Sammlungen des ISGV wanderten.

Zwanzig Jahre lang hat Winfried Müller das ISGV geleitet, und 19 Jahre davon haben wir diese Tätigkeit im Direktorium gemeinsam ausgeübt. Das ist eine lange Zeit, in der man sich kennen und schätzen lernt, in der man auch – ob man will oder nicht – vieles stemmen und abarbeiten muss, was gelegentlich mehr Pflicht als Freude ist, in der sich aber manchmal auch Spannungen aufbauen und Meinungsverschiedenheiten ergeben können, die es auszugleichen gilt. Ohne das ISGV wären unsere beruflichen Wege nicht über so viele Jahre parallel verlaufen und hätten sich nicht so viele wissenschaftliche Schnittstellen ergeben. Wichtig ist, dass wir die gemeinsame Aufgabe produktiv bewältigt haben, wozu auch die Bereitschaft gehörte, Kompromisse zu schließen und im Interesse des ISGV eine gemeinsame Linie zu finden und nach vorne zu sehen.²¹ Winfried Müller wie mir war dabei immer klar: letztlich geht es um das ISGV, nicht um uns.

Ich habe mich manches Mal mit Blick auf die Konstruktion des Direktoriums gefragt, ob die Gründungsväter unseres Instituts eigentlich wussten, was sie mit dieser Doppelspitze den beiden Direktoren, aber auch dem Institut zumuten würden. Darüber heute zu reflektieren, ist müßig, denn wir müssen das ISGV nehmen, wie es ist, und letztlich haben wir ja auch demonstriert, dass es funktionieren kann. Als Historiker wissen wir nur zu gut, dass die aufs Papier gebannte Satzung oder Verfassung das eine ist, das andere und letztlich Entscheidende aber immer der Geist, mit dem man diese Verfassung lebt und ausfüllt. Satzungsgemäß ist ein zweijähriger Wechsel der Direktoren in der Geschäftsführung des Instituts vorgesehen. Kollege Müller und ich waren uns von Anfang an einig, dass ein tatsächlicher Wechsel der direktorialen Zuständigkeiten wenig sinnvoll und zweckmäßig sein würde, nicht nur aufgrund unserer Tätigkeit im Nebenamt, die auch davon profitiert, dass man sich wechselseitig stützen und aushelfen kann. Wir waren uns deshalb einig, das ISGV kollegial zu führen, was in der Praxis zur Folge hatte, dass der geschäftsführende Direktor zwar die Unterschriften abarbeitete, während ansonsten alle Angelegenheiten des Instituts gemeinsam beraten und entschieden wurden. Dass diese Entscheidung für eine konsequent gemeinsame Leitung nicht nur ein frommer Wunsch war, sondern gelebte Wirklichkeit wurde, ist vielleicht die beste Bilanz, die man nach zwanzig Jahren ziehen kann.

²¹ Anlässlich seines 65. Geburtstages habe ich ihm deshalb mein Buch „Der Pfarrer, seine Köchin und weitere Teufel, die ihn quälen. Vom Alltag der Geistlichen in Thüringen vor der Reformation“ (Beiträge zur Reformationsgeschichte in Thüringen 14), Jena 2018, herzlich zugeeignet.

Und noch etwas anderes zählt: Als sich Winfried Müller im April 2020 aus dem ISGV als Mitglied des Direktoriums verabschiedete (als Projektleiter blieb er uns durch das Kino-Projekt noch bis Dezember 2020 erhalten), konnte er das in der Gewissheit tun, seinem Nachfolger Andreas Rutz ein – wie man so schön sagt – wohlbestelltes Haus zu übergeben. Kollege Müller hat das ISGV zwanzig Jahre lang nicht einfach nur mitgeleitet, sondern mit aufgebaut und mitgestaltet. Ungeachtet vieler anderer Aufgaben und Interessen konnte das ISGV darauf bauen, in Winfried Müller einen immer interessierten, zugewandten, mitdenkenden und mitgestaltenden Direktor zu haben, de jure im Nebenamt, faktisch vielfach im Hauptamt. Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde und damit auch die sächsische Landesgeschichtsforschung wie überhaupt die sächsische Wissenschaftslandschaft sind Winfried Müller zu großem Dank verpflichtet. Das wollten wir, das Direktorium, die Bereichsleitungen und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des ISGV gemeinsam mit unserem wissenschaftlichen Beirat sowie vielen Gästen durch den Festakt am 14. Oktober 2021 zum Ausdruck bringen, und das soll auch durch den vorliegenden Band des Neuen Archivs für sächsische Geschichte bleibend dokumentiert werden.

Denn – ein letztes Mal muss ich kurz ausholen – bereits vor dem Ausscheiden des Kollegen Müller aus dem ISGV war klar, dass dieses Ereignis seitens des Instituts nicht stillschweigend übergangen werden konnte. Geplant war, in Verbindung mit der turnusmäßigen Sitzung des wissenschaftlichen Beirats am 15. Oktober 2020 ein wissenschaftliches Kolloquium zu veranstalten und diese Beiträge dann im NASG zu publizieren. Dabei war von vornherein die grundsätzliche Entscheidung, neben dem Direktorium nur akademische Schülerinnen und Schüler des Kollegen Müller auftreten zu lassen, die im ISGV tätig waren oder sind. Ohne diese strikte, aber hoffentlich nachvollziehbare Begrenzung hätte sich angesichts der vielfältigen Kontakte und Verbindungen des Kollegen Müller weder ein Ehrenkolloquium noch eine Veröffentlichung, die Festschriftcharakter hat, sinnvoll begrenzen und realisieren lassen.

Bald nach der pandemiebedingten Absage des Kolloquiums 2020 signalisierte Kollege Müller, dass ihn unser Vorhaben zwar sehr gefreut und geehrt habe, dass er es angesichts der fortschreitenden Zeit aber angemessener finden würde, wenn wir das weiterhin geplante Kolloquium ein Jahr später nur noch in reduzierter Form durchführen würden. Das haben wir uns zu Herzen genommen und gleichwohl daran festgehalten, alle 2020 geplanten Beiträge hier als Festgabe zum Abdruck zu bringen.

Das Ehrenkolloquium am 14. Oktober 2021 wird eine der ersten öffentlichen Veranstaltungen des ISGV sein, die wieder in Präsenz stattfinden sollen, und schon jetzt stellt sich angesichts der hoffentlich weiter abklingenden Pandemie Freude auf das ein, was wir mehr als anderthalb Jahre vermissen mussten: sich persönlich zu begegnen und sich auszutauschen. Geplant sind Grußworte der Vorsitzenden des wissenschaftlichen Beirats des ISGV, Silke Göttisch-Elten, und von Hauke Bartels als Direktor des Sorbischen Instituts in Bautzen, dessen wis-

senschaftlichem Beirat Winfried Müller zuletzt vorsaß. Der sächsische Staatsminister für Wissenschaft, Sebastian Gemkow, hat sein Kommen zugesagt und wird der Festveranstaltung durch sein Grußwort besonderen Glanz verleihen. Nach meiner Laudatio auf Winfried Müller wird dann Kollege Andreas Rutz als Lehrstuhlnachfolger und Mitglied des Direktoriums des ISGV den Abendvortrag halten, der ursprünglich das Winfried Müller gewidmete Kolloquium abrunden sollte. Die weiteren für das Kolloquium von 2020 vorgesehenen Vorträge von Wolfgang Flügel, Judith Matzke, Frank Metasch und Henrik Schwanitz erscheinen zusammen mit meiner Laudatio und dem Abendvortrag von Andreas Rutz im vorliegenden Band des NASG. Möge diese Festgabe des ISGV dem Kollegen Winfried Müller Freude bereiten.

Johann Gottlob Klemm
und Johann Andreas Silbermann
Zwei Orgelbauer des 18. Jahrhunderts auf Reisen
von und nach Sachsen*

von
WOLFGANG FLÜGEL

Die Gründe, warum im 18. Jahrhundert ein Orgelbauer normalerweise auf Reisen ging, sind überschaubar und verweisen auf die Ortsgebundenheit einer Orgel. Deren Einzelteile entstanden zwar in einer Werkstatt, doch das Zusammenfügen, der Einbau und das Stimmen des Instruments erfolgten ebenso wie spätere Reparaturarbeiten am eigentlichen Bestimmungsort, das heißt in einer Kirche. Aus dieser banalen Feststellung folgt, dass die Orgelbauer zu jenen Gruppen zählen, die sich berufsbedingt eine gewisse Mobilität erhalten und öfters auf Reisen begeben mussten. Doch selbst Spitzenvertreter dieser Profession bewegten sich im Rahmen ihrer Berufsausübung überwiegend in einem regional begrenzten Raum, wie ein Blick auf den Wirkungsradius von Gottfried Silbermann (1683–1753) zeigt: Er erstreckte sich, von einigen wenigen Ausreißern abgesehen, auf das sächsische Territorium.¹

* Mit diesem Artikel verknüpft sich mein Dank an meinen Doktorvater Winfried Müller, der die wissenschaftlichen Interessen seiner Schüler auf vielfältige Art geprägt und ihnen zugleich wichtige Anstöße für die Ausbildung späterer eigener Arbeitsfelder gegeben hat. Dabei sind mitunter erstaunliche Pfadabhängigkeiten entstanden, wie die Entstehung des folgenden Artikels illustriert. Er verknüpft sich mit zwei Forschungsprojekten, die Winfried Müller als Lehrstuhlinhaber an der TU Dresden beziehungsweise als Direktor am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde initiiert und geleitet hat. Mit dem Rückgriff auf die Reisetagebücher zweier Orgelbauer schließt der Text unmittelbar an sein Forschungsprojekt zu den „sächsischen Reiseberichten“ – deren Digitalisierung derzeit erfolgt – an. Doch der eigentliche Ausgangspunkt liegt im Teilprojekt R „Das historische Jubiläum“ des DFG-Sonderforschungsbereichs 537, an dem ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig war. Dabei führte mich die Geschichte des Reformationsjubiläums auch auf eine Spurensuche nach Nordamerika, woraus sich ein eigenes, mittlerweile abgeschlossenes Buchprojekt zur Migrations- und Integrationsgeschichte entwickelt hat. In diesem Kontext stieß ich nicht nur auf Auswandererberichte, sondern erstmals auf den Namen des Orgelbauers Johann Gottlob Klemm und den hohen Stellenwert, den die noch jungen deutschen Auswanderergemeinden im 18. Jahrhundert den Orgeln zumaßen.

¹ Vgl. die Auflistung der Gottfried-Silbermann-Gesellschaft unter <https://silbermann.org/gottfried-silbermann/orgellandschaft/> [Der Zugriff auf diese sowie alle weiteren Online-Ressourcen erfolgte am 24. Februar 2021]. Von den hier beschriebenen 35 Orgeln befindet sich eine in Bremen und fünf weitere in Orten knapp außerhalb der

Die Orgelbauer Johann Gottlob Klemm (1690–1762) und Johann Andreas Silbermann (1712–1783) bildeten bemerkenswerte Ausnahmen von diesem Schema.² Klemm verließ im Jahr 1733 seine sächsische Heimat in Richtung Amerika, wo er den Rest seines Lebens verbrachte; der gebürtige Elsässer Silbermann reiste 1741 hingegen von Straßburg nach Sachsen, nicht um dort eine Orgel zu errichten, sondern um seinen Onkel, den eben erwähnten Gottfried Silbermann, zu besuchen und zugleich das Land, aus dem seine Familie stammte, kennenzulernen. Damit bewiesen beide eine außerordentliche Mobilität, die jedoch weder dem skizzierten berufsspezifischen Bewegungsprofil entsprach, noch allgemein den in der Frühen Neuzeit dominierenden utilitären, das heißt berufsbedingt zweckgebundenen, Reisen etwa von Kaufleuten, Handwerksgesellen, Künstlern, Studenten und Gelehrten, aber auch von Militärs oder Gesandten in politischen Diensten zuzuordnen ist.³ Ebenso wenig waren die beiden Reisen religiös fundiert, wie etwa eine Pilgerreise oder, auf lutherischer Seite, die gleichermaßen quasireligiöse und medizinische Züge aufweisende Fahrt in der Mitte des 17. Jahrhunderts zum Heilbrunnen bei Hornhausen, nachdem dieser zum Luther-Memorial mutiert war, weil die Quelle am 100. Todestag des Reformators entsprungen war.⁴

Stattdessen sind andere Kontexte der Reisekultur aufzurufen. Klemms Reise war Teil der frühen deutschen Überseeauswanderung nach Amerika, die mit der Migration von 13 mennonitischen Familien aus Krefeld im Jahr 1683 eingesetzt hatte und mit der Auswanderung der sogenannten Pfälzer seit 1708/09 an Fahrt aufnahm, um schließlich in der Jahrhundertmitte einen ersten Höhepunkt zu er-

heutigen sächsischen Landesgrenzen. Hinzu kommen die Orgeln, die Silbermann nach seiner Lehre in Straßburg im Elsass gebaut hat.

- 2 Aus dem Zufall, dass beide Reisende den gleichen Beruf ausübten, lassen sich keine besonderen Spezifika im Vergleich zu anderen Berufsgruppen ableiten.
- 3 Ein erster Überblick bei WINFRIED MÜLLER, Sachsen und der mitteldeutsche Raum in Reiseberichten der Frühen Neuzeit. Bibliografie und Ortserschließung, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 83 (2012), S. 35-92, hier S. 35-42; ULI KUTTER, Reisen – Reisehandbücher – Wissenschaft. Materialien zur Reisekultur im 18. Jahrhundert (Deutsche Hochschuledition 54), Neuried 1996, besonders S. 3-36; JUSTIN STAGL, Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800, Wien/Köln/Weimar 2002, besonders S. 71-122. Auf die Gruppe der Musiker in diesem Kontext verweist etwa ULRICH KONRAD, Der Musiker und seine Reisen, in: Ulrich Bartels (Hg.), Der Musiker und seine Reisen, Hildesheim/Zürich/New York 2011, S. 9-34.
- 4 Ein Beispiel für eine Pilgerreise bildet etwa die Jerusalemreise, die der sächsische Kurfürst Friedrich III. im Jahr 1493 unternahm, vgl. allgemein HARTMUT KÜHNE, Reisen in das Heilige Land, in: Ders./Enno Bünz/Thomas T. Müller (Hg.), Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland, Katalog zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod“, Petersberg 2013, S. 171-173. Zu Hornhausen und anderen Heilquellen, die um 1646 im mitteldeutschen Raum entdeckt wurden, vgl. WOLFGANG FLÜGEL, Luthers Tod und der tote Luther in der protestantischen Erinnerungskultur, in: Armin Kohnle (Hg.), Luthers Tod. Ereignis und Wirkung (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 23), Leipzig 2019, S. 315-340, hier S. 323 f. Zu den Anfängen der Badereise im 16. Jahrhundert vgl. KUTTER, Reisen (wie Anm. 3), S. 8.

reichen.⁵ Dieses Phänomen zeigt zunächst, dass sich jenseits von Elitendiskursen auch in deutschen Territorien die Welt um eine neue, transatlantische Perspektive erweitert hatte.⁶ Aus landesgeschichtlicher Perspektive zeichnen sich weitere interessante Facetten ab. Frank Metasch oder Alexander Schunka zeigen am Beispiel der böhmischen Exulanten, dass Sachsen bereits im 17. Jahrhundert ein Einwanderungsland für Religionsflüchtlinge war, und ebenso ist auf den Migrationshintergrund der böhmischen Brüder, den Kern der 1722 etablierten Herrnhuter Brüdergemeine, zu verweisen.⁷ Doch als Auswanderungsland spielte das Kurfürstentum zumindest in diesem Zeitraum noch keine Rolle, die deutsche Amerikamigration des 18. Jahrhunderts speiste sich vor allem aus dem Südwesten des Reiches. In Sachsen setzte eine breite Überseeauswanderung in die Neue Welt, wie Lutz Vogel zuletzt gezeigt hat, erst in den 1830er-Jahren ein.⁸ Aus sächsischer Perspek-

- ⁵ Die wichtigsten Gründe für die Migration der Pfälzer liegen in den Verwüstungen des Spanischen Erbfolgekriegs im dichtbesiedelten südwestdeutschen Raum in Verbindung mit ungünstigen konfessionellen Bestimmungen des Friedens von Rijswijk und schließlich einer Hungersnot, vgl. ALEXANDER SCHUNKA, Ein neuer Blick nach Westen. Deutsche Protestanten und Großbritannien (1688–1740) (Jabloniana. Quellen und Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit 10), Wiesbaden 2019, S. 151–153. Allgemein vgl. ANDREAS BRINCK, Die deutsche Auswanderungswelle in die britischen Kolonien Nordamerikas um die Mitte des 18. Jahrhunderts (Studien zur modernen Geschichte 45), Stuttgart 1993, speziell zur Überfahrt S. 185–214.
- ⁶ Vgl. etwa HERMANN WELLENREUTHER, Amerika in Europa. Europäische Bilder und Vorstellungen von Amerika vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in: Claus Veltmann/Jürgen Gröschl/Thomas Müller-Bahlke (Hg.), Freiheit, Fortschritt und Verheißung. Blickwechsel zwischen Europa und Nordamerika seit der frühen Neuzeit (Kataloge der Franckeschen Stiftungen 27), Halle an der Saale 2011, S. 13–28. Zum Amerikabild in der Reiseliteratur vgl. PETER J. BRENNER, Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte (Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Sonderheft 2), Tübingen 1990, S. 110–125.
- ⁷ Zu den böhmischen Exulanten FRANK METASCH, Exulanten in Dresden. Einwanderung und Integration von Glaubensflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 34), Leipzig 2011; ALEXANDER SCHUNKA, Gäste, die bleiben. Zuwanderer in Kursachsen und der Oberlausitz im 17. und frühen 18. Jahrhundert, Hamburg 2006; zu den Salzbergern CHARLOTTE E. HAVER, Von Salzburg nach Amerika. Mobilität und Kultur einer Gruppe religiöser Emigranten im 18. Jahrhundert (Studien zur historischen Migrationsforschung 21), Paderborn u. a. 2011 sowie ALEXANDER PYRGES, Das Kolonialprojekt EbenEzer. Formen und Mechanismen protestantischer Expansion in der atlantischen Welt des 18. Jahrhunderts (Transatlantische Historische Studien 53), Stuttgart 2015. Als weitere wichtige Migrantengruppe, die sich jedoch in Sachsen nur in kleinerer Zahl in Leipzig und Dresden ansiedelte, sind die Hugenotten zu nennen, vgl. etwa ULRICH NIGGEMANN, Hugenotten, Köln/Weimar/Wien 2011; SUSANNE LACHENICHT, Hugenotten in Europa und Nordamerika. Migration und Integration in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main/New York 2010. Zur Forschung für Sachsen vgl. SÖNKE FRIEDREICH, Sachsen als Schauplatz historischer und gegenwärtiger Migrationsprozesse, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017 (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens 7), hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden 2017, S. 143–149.
- ⁸ Hier sind etwa die nach ihrem Anführer, dem Pfarrer der Dresdner Johanniskirche und Haupt der obersächsischen Erweckungsbewegung Martin Stephan, genannten Stephanisten beziehungsweise Stephanier zu erwähnen, die 1838 Sachsen in Richtung New

tive fällt Klemm damit die Rolle eines Vorreiters zu. Da der Orgelbauer einerseits zeitweise der Herrnhuter Brüdergemeine angehörte, gilt dessen soeben behauptete Sonderstellung auch in Hinblick auf diese Religionsgemeinschaft, deren Auswanderung in die nordamerikanischen Kolonien Georgia und Pennsylvania erst 1735 und 1736 anlief.⁹ Andererseits schloss sich Klemm bei der Ausreise den Schwenckfeldern an. Diese kleine, heute ausschließlich in Pennsylvania ansässige Religionsgemeinschaft in Gefolgschaft des radikalen schlesischen Reformators Kaspar Schwenckfeld von Ossig hatte nach ihrer Vertreibung aus Schlesien im Jahr 1726 zunächst Zuflucht bei den Herrnhutern gefunden, bevor sie wenige Jahre später aus Sachsen ausgewiesen wurde.¹⁰ Damit eröffnet sich ein weiterer Kontext zur Reise Klemms, insofern nun ein Bezug zur frühneuzeitlichen Konfessionsmigration des 16. bis 18. Jahrhunderts entsteht, zu deren letzten Ausläufern wohl neben der Migration der Schwenckfelder die zum Medienereignis gewordene der Salzburger Exulanten zählt.¹¹ Letztendlich gewinnt mit Blick auf Klemm, die Herrn-

Orleans verließen, vgl. SÖNKE FRIEDREICH, „Schicksale und Abenteuer“ Die Auswanderung der sächsischen Altlutheraner in die USA 1838/39, in: *Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie* 21 (2009), S. 97-114; zur sächsischen Amerikaauswanderung allgemein vgl. LUTZ VOGEL, Die überseeische Auswanderung aus Sachsen im 19. Jahrhundert. Strukturen – Konjunkturen – Motive, in: *Dresdner Hefte* 126 (2016): Sachsen und Amerika. Sehnsucht nach der Neuen Welt, S. 16-25. Als Beispiel für die sächsische Südamerikaauswanderung vgl. JUDITH MATZKE (Red.), *Von Glauchau nach Brasilien. Auswandererbriefe von Ida und Ottokar Dörffel (1854–1906)* (Veröffentlichungen des Sächsischen Staatsarchivs A/21), Halle an der Saale 2018.

- ⁹ Als Einführung zur Siedlung der Brüdergemeine in beiden Kolonien vgl. DOROTHEA HORNEMANN, „Pennsylvania ist ein completes Babel, daraus man nur erst die seuffzende Gefangene erretten muß [...]“ – Zinzendorf und die Herrnhuter in Nordamerika 1734–1743, in: *Veltmann/Gröschl/Müller-Bahlke (Hg.), Freiheit (wie Anm. 6)*, S. 105-115.
- ¹⁰ Die Kirche der Schwenckfelder umfasst 5 Gemeinden mit etwa 2 500 Mitgliedern, vgl. WILBER C. KRIEBEL, *Schwenckfelder Church* (1959), in: *Global Anabaptist Mennonite Encyclopedia Online*, online unter https://gameo.org/index.php?title=Schwenckfelder_Church&oldid=104368; zur Geschichte dieser Glaubensgemeinschaft vgl. SAMUEL KRIEBEL BRECHT, *Genealogical Record of the Schwenckfelder Families. Seekers of Religious Liberty Who fled from Silesia to Saxony and thence to Pennsylvania in the Years 1731 to 1737*, Philadelphia 1923; HORST WEIGELT, *Von Schlesien nach Amerika. Die Geschichte des Schwenckfeldertums (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 14)*, Köln/Weimar/Wien 2007.
- ¹¹ Zur Konfessionsmigration vgl. HEINZ SCHILLING, *Die frühneuzeitliche Konfessionsmigration. Calvinisten und sephardische Juden im Vergleich*, in: Henning P. Jürgens/Thomas Weller (Hg.), *Religion und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 81), Göttingen 2010, S. 113-136, besonders S. 117-119. Zur Ausweisung der Salzburger als Medienereignis vgl. ANGELIKA MARSCH, *Die Salzburger Emigration in Bildern*, Weissenhorn 1977; DIES., *Bilder zur Salzburger Emigration*, in: *Reformation, Emigration. Protestanten in Salzburg*, Ausstellung 21. Mai–26. Oktober 1981 Schloß Goldegg, Pongau, Land Salzburg, Salzburg 1981, S. 112-118; KARL-HEINZ LUDWIG/MARTIN WELKE, *Die Salzburger Emigration im Spiegel der deutschen Presse*, in: ebd., S. 109-111.

huter und die Schwenckfelder Sachsen die Kontur als Auswanderungsland des 18. Jahrhunderts.

Die Reise von Johann Andreas Silbermann ist hingegen anders zu verorten. Seine Tour deutet auf eine neue „Reiselust“, die bereits an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert eingesetzt hatte und in den Jahren um 1740 in eine regelrechte Reiseepidemie einmündete.¹² Damit korrespondiert ein Aufschwung und eine Ausdifferenzierung der Reisebeschreibungen. In welchem Maß diese doppelte Entwicklung auch Sachsen erfasste, zeigt das ISGV-Projekt „Reiseberichte digital: Sachsen in Reiseberichten des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit“.¹³ Zugleich markiert Silbermanns Sachsenreise einen Umbruch in der Geschichte des Reisens, der sich als Teil des kulturgeschichtlichen Wandels im Gefolge der Aufklärung vollzog.¹⁴ Wie die Reiseforschung zeigt, äußert sich der neue Stellenwert des Reisens nicht zuletzt in geänderten Begründungshorizonten. Galten zuvor Reisende, die „ohne Grund“ unterwegs waren, als verdächtig, so begann nun die Zeit, in der ein dem Bürgertum zuzurechnender freier Künstler und Unternehmer – die Orgelbauer waren nicht dem Zunftzwang unterworfen – reisen konnte, um seinen Wissensdrang und seine Neugier auf fremde Orte zu stillen.¹⁵ Bürgerliche Selbstbestimmung und „Bildungserlebnis“ erscheinen nun als Maßstab, als Sinn und Zweck der Reise.¹⁶ Dieses neue Spezifikum benennt die Musikwissenschaftlerin Katrin Bicher, indem sie Silbermanns Reise der facettenreichen bürgerlichen Bildungsreise zuordnet; ähnlich nennt der Kulturwissenschaftler Uli Kutter diesen Typus „zweckgebundene Informationsreise“, der im Zeitalter des Rationalismus gleichermaßen in Ablehnung der und in Annäherung an die adlige Kavaliertour entstanden ist.¹⁷

¹² Vgl. KUTTER, Reisen (wie Anm. 3), S. 13 und S. 114; ähnlich auch SCHUNKA, Blick (wie Anm. 5), S. 388 f.

¹³ Vgl. <https://www.isgv.de/projekte/saechsische-geschichte/reiseberichte>; ebenso die bibliografische Auflistung in MÜLLER, Sachsen (wie Anm. 3), S. 43-92. Von den hier aufgelisteten 230 Reiseberichten sind 17 in der Zeit vor 1750 entstanden.

¹⁴ Vgl. GERT ROBEL, Reisen und Kulturbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung, in: Boris I. Krasnobaev/Gert Robel/Herbert Zeman (Hg.), Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungs-forschung (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 6), Essen 1987, S. 9-38, hier S. 11.

¹⁵ STAGL, Neugier (wie Anm. 3), S. 95 f., Zitat S. 96.

¹⁶ Vgl. WOLFGANG MARTENS, Zur Einschätzung des Reisens von Bürgersöhnen in der frühen Aufklärung, in: Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger (Hg.), Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen (Neue Bremer Beiträge 3), Heidelberg 1986, S. 34-49; vgl. die Beispiele in KUTTER, Reisen (wie Anm. 3), S. 41-44; zum Reisen als „Bildungserlebnis“ vgl. RAINER S. ELKAR, Reisen bildet. Überlegungen zur Sozial- und Bildungsgeschichte des Reisens während des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Krasnobaev/Robel/Zeman (Hg.), Reisen (wie Anm. 14), S. 51-82, hier S. 51-52.

¹⁷ KATRIN BICHER, Alles besehen! Das Reisetagebuch Johann Andreas Silbermanns in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, in: Forum Musikbibliothek. Beiträge und Informationen aus der musikbibliothekarischen Praxis 36 (2015), Heft 3, S. 15-23, hier S. 16; KUTTER, Reisen (wie Anm. 3), S. 9. Zur Kavaliertour im sächsischen Kontext vgl. KATRIN KELLER, Von der Nützlichkeit des

Bei allen Unterschieden zwischen den Reisen von Klemm und Silbermann, die in dieser Skizze deutlich geworden sind, ist auch auf Gemeinsamkeiten zu verweisen. Sowohl die Amerikaauswanderung als auch die bürgerliche Bildungsreise sind als Reiseform keinesfalls ohne Vorläufer, bilden aber in ihrer jeweiligen Ausprägung typische Beispiele für die breite Reisekultur des 18. Jahrhunderts. Allerdings haben viele, vermutlich sogar die meisten Reisenden keine Berichte hinterlassen und sind heute unbekannt. Umso bedeutsamer ist es, dass die Reisen beider Orgelbauer durch zeitgenössische Aufzeichnungen dokumentiert sind. Johann Andreas Silbermann hat ein umfangreiches Tagebuch seiner *Sächsischen Reyße* verfasst und zusätzlich mit rund 50 Druckgrafiken angereichert, das heute in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek aufbewahrt wird.¹⁸ Hingegen hat Johann Gottlob Klemm keinen eigenen Bericht hinterlassen. Dafür besitzt die Historical Society of Pennsylvania in Philadelphia das mutmaßlich von David Schultz (1717–1797) geführte Auswanderungstagebuch jener Migrantengruppe, der sich der Sachse 1733 angeschlossen hatte.¹⁹

Diese Quellensituation erlaubt eine vergleichende Untersuchung, deren Fragestellung in Anlehnung an den üblichen „reisegeschichtlichen Dreiklang von Vorbereitung, Ausführung und Auswertung“²⁰ den Motiven der Reise sowie deren Kontexten, Organisation und Abläufen gilt. Dabei rücken Kommunikationsnetzwerke ebenso in den Blick wie politische, wirtschaftliche und religiöse Zusammenhänge. Vor dem Hintergrund, dass Reiseberichte einerseits faktentreue Informationen präsentieren, andererseits aber die kulturellen Vorprägungen des Reisenden einen Wahrnehmungsfiter bilden, interessiert weiterhin, wie die Rei-

Reisens. Bemerkungen zu Erscheinungsbild und Konsequenzen der Kavaliertour am Beispiel kursächsischer Befunde, in: Rainer Babel/Werner Paravicini (Hg.), *Grand Tour. Adliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert*, Akten der internationalen Kolloquien in der Villa Vigoni 1999 und im Deutschen Historischen Institut Paris 2000 (Beihefte der Francia 60), Ostfildern 2005, S. 429–454, hier S. 433.

- ¹⁸ Eine erste Vorstellung des Reisetagebuchs bei BICHER, *Alles besehen!* (wie Anm. 17); vgl. zudem <https://www.slub-dresden.de/entdecken/musik/musikhandschriften/johann-andreas-silbermann/>. Hier auch ein Zugang zum Digitalisat, ansonsten unter <https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/111740/1/>. Der genaue Titel: JOHANN ANDREAS SILBERMANN, *Anmerkungen derer Auf meiner Sächsischen Reyße gesehenen Merckwürdigkeiten, wie ich solche an unterschiedenen Orten meist nur kürztlich aufgeschrieben [...]*, o. O 1741.
- ¹⁹ DAVID SCHULTZ, *Reise-Beschreibung von einer Parthie von 13 Pers. von Herrnhuth aus bis Amsterdam und Haarlem in Holland per Dresden, Magdeburg, Hamburg und Altona. Ferner Reise von 19 Personen von Haarlem per Rotterdam über die See biß Pleymuth ferner über den Ocean biß Pennsylvania biß Philadelphia*, Historical Society of Pennsylvania, Philadelphia, <https://digitallibrary.hsp.org/index.php/Detail/objects/6988>, paraphrasiert übersetzt in KRIEBEL BRECHT, *Genealogical Records* (wie Anm. 10), S. 35 f.
- ²⁰ Hanno Beck, zitiert nach STAGL, *Neugier* (wie Anm. 3), S. 100; dem entspricht die klassische Abfolge von Aufbruch, Bewegung und Ankunft, vgl. HELGE BAUMANN u. a., *Einleitung*, in: Dies. u. a. (Hg.), *Habt euch müde schon geflogen? Reise und Heimkehr als kulturanthropologische Phänomene*, Beiträge des 3. Gießener Studierendenkolloquiums vom 24. bis 26.04.2009, Marburg 2010, S. 1–6, hier S. 1.

senden die fremde Umwelt erlebten und sich in ihr verorteten.²¹ Damit eng verflochten ist die Frage nach den beiden Reiseberichten, deren Intention und deren Unterschiede.

I. Biografien und Reisegründe

Es ist bereits angeklungen: Johann Andreas gehörte der elsässisch-sächsischen Orgel- und Klavierbauerfamilie Silbermann an, deren bekanntester Vertreter vermutlich sein Onkel Gottfried Silbermann ist. Die Biografien der einzelnen Familienmitglieder sind bekannt, sodass an dieser Stelle einige kurze Anmerkungen genügen.²² Geboren wurde Johann Andreas am 26. Juni 1712 in Straßburg, wo sein im sächsischen Frauenstein aufgewachsener Vater Andreas nach einigen Jahren Wanderschaft seit 1701 als Orgelbauer tätig war. Bei ihm erhielt er seine Ausbildung und übernahm nach dessen Ableben im Jahr 1734 die mittlerweile gemeinsam betriebene Werkstatt, die er bis zu seinem eigenen Tod am 11. Februar 1783 weiterführte. Sein Œuvre fällt zwar etwas geringer aus als das seines berühmten Onkels, umfasst aber immer noch 57 Orgeln, die sich zumindest in Teilen erhalten haben.²³

Auffallend ist eine beachtliche berufsbezogene Reisetätigkeit, welche die Mitglieder der Orgelbaurdynastie entfachten. Sie zeugt gleichermaßen von engen familiären Beziehungen und einem ausgeprägten Geschäftssinn. Zunächst folgte Gottfried 1701 seinem älteren Bruder Andreas nach Straßburg, um bei diesem das Handwerk zu erlernen und danach mit ihm gemeinsam zu arbeiten, bevor er 1709 nach Sachsen zurückkehrte. Hier konnte er sich niederlassen, ohne seinem Bruder Konkurrenz zu machen. Eine Generation später verließ Johann Daniel, ein Bruder von Johann Andreas, das Elsass, um ab 1752 in der Orgelbauwerkstatt des an der Gicht erkrankten Gottfried zu arbeiten und sie nach dessen Tod im Folgejahr als Universalerbe und Vertragsnachfolger zu übernehmen. Angesichts dieser Querverbindungen, die beispielhaft auf die geschäftlichen, matrimonialen und geistigen Verbindungen innerhalb des sich herausbildenden Bürgertums verweisen, verwundert es wenig, dass Johann Andreas im Jahr 1741 eine längere Reise nach Sachsen unternahm, um dort seinen Onkel kennenzulernen.²⁴ Ob jedoch bereits zu diesem Zeitpunkt erste Überlegungen für die Nachfolgeregelungen des kinderlos gebliebenen Gottfried getroffen wurden, muss offenbleiben. Zumindest enthält das Reisetagebuch Silbermanns keinerlei Information darüber.

²¹ Vgl. BRENNER, Reisebericht (wie Anm. 6), S. 26-28.

²² Zur Sammelbiografie vgl. ROBERT EITNER, Silbermann, Andreas, in: Allgemeine Deutsche Biographie 34 (1892), S. 310-313.

²³ Vgl. das Werkverzeichnis unter https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Andreas_Silbermann#Werke.

²⁴ Eine Kausalität dieser Querverbindungen und der bürgerlichen Bildungsreise skizziert STAGL, Neugier (wie Anm. 3), S. 114.

Im Gegensatz zu den Angehörigen der Orgelbaurdynastie Silbermann ist der gebürtige Sachse Johann Gottlob Klemm kaum bekannt, zumindest nicht in Deutschland.²⁵ Dies liegt nicht zuletzt daran, dass hierzulande keine Orgeln aus seiner Werkstatt nachweisbar sind. Ganz anders hingegen in den USA, wo John Clemm, so die anglierte Namensform, als erster professioneller Orgelbauer gilt.²⁶

Doch was ist über Klemms Leben in Sachsen und damit über die Gründe, die zu seiner Auswanderung führten, bekannt? Die zentrale Quelle bildet ein handschriftlicher Lebenslauf, den Klemm, dem verpflichtenden Brauch der Herrnhuter folgend, gegen Ende seines Lebens entweder selbst niedergeschrieben oder diktiert hat.²⁷ Der spezifische Zweck solcher Selbstzeugnisse liegt darin, sich und der Brüdergemeine Rechenschaft über sein Leben zu geben. Deshalb fokussiert die Darstellung auf den Prozess der religiösen Erweckung, der den Bewertungsmaßstab für alle geschilderten Ereignisse bildet.²⁸ Doch trotz dieser speziellen Perspektive erlauben diese herrnhutischen Biografien wichtige Aussagen über das jeweilige Gemeindeglied. Tatsächlich ermöglicht der Lebenslauf von Klemm eine Annäherung an die Motive, die zu seiner Migration führten.

Klemm wurde, so lässt sich dem Ego-Dokument entnehmen, am 12. Mai 1690 in einem Dorf unweit von Dresden, vielleicht in Bärwalde bei Moritzburg, als Sohn eines Dorfschullehrers und Organisten geboren.²⁹ Dem Wunsch seines

²⁵ Ebenso wenig ist ein Verwandtschaftsverhältnis zur verzweigten Klemm-Familie nachweisbar, vgl. LAURENCE LIBIN, *The Personalalia of John Clemm*, in: *The Tracker. Journal of the Organ Historical Society* 51 (2007), Heft 3, S. 8-16, hier S. 13, Anm. 14.

²⁶ Zu Klemm vgl. BARBARA OWEN, *Brother Klemm, Organ Builder*, in: Carol A. Traupman-Carr (Hg.), „Pleasing for our use“. David Tannenbergh and the organs of the Moravians (selected papers from the Tannenbergh Symposium held Nov. 9–12, 1995 in York, Bethlehem, Nazareth, and Lititz, Pa.), Bethlehem, PA 2000, S. 24-39; RAYMOND J. BRUNNER, „That ingenious business“. *Pennsylvania German Organ Builders* (Publications of the Pennsylvania German Society 24), Birdsboro, PA 1990, S. 42-54; LIBIN, *Personalalia* (wie Anm. 25). Zur Diskussion um die früheste amerikanische Orgel vgl. MICHAEL D. FRIESEN, *Who Built the First Organ in America? A Historiography*, in: *The Tracker. Journal of the Organ Historical Society* 50 (2006), Heft 3/4, S. 52-70.

²⁷ Eine Transkription und Übersetzung bei LIBIN, *Personalalia* (wie Anm. 25), S. 9 f. (Transkription), 10 f. (englische Übersetzung).

²⁸ Aus diesem Grund wurden die Lebensläufe in der Brüdergemeine in Gemeinschaft gelesen und zirkulierten gegebenenfalls in den verschiedenen Gemeinden, vgl. GISELA METTELE, *Weltbürgertum oder Gottesreich. Die Herrnhuter Brüdergemeine als globale Gemeinschaft 1727–1857* (Bürgertum Neue Folge. Studien zur Zivilgesellschaft 4), Göttingen 2009, besonders S. 208-255. Zur Funktion der Selbstreflexion auch PIA SCHMID, *Frömmigkeitspraxis und Selbstreflexion. Lebensläufe von Frauen der Herrnhuter Brüdergemeine aus dem 18. Jahrhundert*, in: Sonja Häder/Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), *Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen* (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 48), Weinheim 2004, S. 48-57.

²⁹ Bärwalde ist im Lebenslauf nicht genannt, aber in den Immatrikulationsunterlagen der Universität Leipzig, vgl. LIBIN, *Personalalia* (wie Anm. 25), S. 12, Anm. 9. Alle folgenden Angaben zur Biografie einschließlich der Zitate sind entnommen der Transkription des Lebenslaufes bei ebd., S. 9 f.

Vaters folgend, der ihn für das Pfarramt vorgesehen hatte, zog er im Alter von 15 Jahren nach Freiberg, um dort für zwei Jahre eine weiterführende Schule zu besuchen, anschließend immatrikulierte er sich 1709 für ein Theologiestudium an der Universität Leipzig. Dort verstärkte sich seine Abneigung gegenüber der offiziellen Glaubenslehre weiter, nachdem er bereits in der Freiburger Schule nur *übles* gelernt hatte. Weil er während seines Studiums unter anderem bei dem Theologen Johann Gottlob Pfeiffer *den Verfall der Universitaeten u. der ganzen Religions-Sache überhaupt* *sabe*, entschied sich Klemm etwa 1710, *keinen geistlich Dienst anzunehmen*, und die Universität zu verlassen. Er ging nach Dresden, wo sein Vater inzwischen *das Orgel-bauen trieb*. Indem er ebenfalls die *Orgel-Bauer-Profession* ergriff, nutzte er die Chancen, welche die kunstaffine Residenz bot³⁰ – auch wenn dies angesichts des kirchlichen Haupteinsatzfeldes der Orgeln eine gewisse Ironie darstellt. Aber genau auf dieser Spannung zwischen dem Ablehnen der traditionellen konfessionellen Frömmigkeit einerseits und einer geistigen Sinnsuche andererseits, die sich in der Kirchenbezogenheit seiner Profession andeutet, baut in seinem Lebenslauf die Schilderung jenes Erweckungsprozesses auf, der schließlich zur Hinwendung zu den Herrnhutern führte.

Auch wenn von Klemm keine eigenständigen Orgelbauten in Deutschland bekannt sind, spricht die Tatsache, dass er in Dresden eine Familie gründen konnte, immerhin für einen zumindest bescheidenen beruflichen Erfolg etwa als Klavierbauer und beim Reparieren von Orgeln.³¹ Diese Profession spielte eine entscheidende Rolle bei der Kontaktabahnung mit dem musikinteressierten Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, dem Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine. Dieser Prozess, der sich in den Jahren um 1721/22 vollzog, lässt sich aus Perspektive eines Herrnhuters als Beginn der Erweckung verstehen, weshalb er im Lebenslauf relativ breiten Raum einnimmt: Nachdem Zinzendorf die untere Etage von Klemms Dresdner Wohnhaus für sonntägliche Versammlungen gemietet hatte, zählte Klemms Ehefrau zu den regelmäßigen Besuchern und überredete ihren widerstrebenden Ehemann, an diesen Treffen ebenfalls teilzunehmen. Bei einem solchen wurde Tobias Friedrich (1706–1736), Zinzendorfs damaliger *Kammer-Diener* und späterer Mitbegründer des herrnhutischen Collegium Musicum (1731), auf den Orgelbauer aufmerksam und stellte eine Verbindung zum Grafen

³⁰ Ob Klemm in Dresden Gottfried Silbermann begegnete, als dieser zwischen 1718 und 1720 die Orgel in der Sophienkirche sowie die in der Hofkapelle des Residenzschlosses (ehemaliges Opernhaus am Taschenberg) errichtete, oder Johann Sebastian Bach, der 1717 und 1725 in Dresden verweilte, ist unbekannt, wird aber von der amerikanischen Forschung gelegentlich als Möglichkeit – als Aufwertung Klemms? – thematisiert, vgl. GREGORY CROWELL, A Familiar Voice in a Foreign Land, in: *The Tracker. Journal of the Organ Historical Society* 51 (2007), Heft 3, S. 3-6, hier 4 f.; NOLA REED KNOUSE (Hg.), *The Music of the Moravian Church in America*, Rouchester, NY 2008, S. 276.

³¹ Eine Orgelreparatur durch einen Instrumentenmacher Klemm ist erwähnt. Ob es sich jedoch um Johann Gottlob handelt, ist unsicher, da der Vorname des Reparaturs nicht genannt ist, vgl. OWEN, Brother Klemm (wie Anm. 26), S. 25.

her.³² Sie wird in dem Moment greifbar, in dem Zinzendorf, vielleicht um das Können des unbekanntenen Instrumentenmachers zu testen, diesen im Jahr 1724 beauftragte, ein *Clavecin* (Cembalo) zu bauen. Nachdem dieses Instrument offenkundig den Ansprüchen genügt hatte, *offerirte ihm [Zinzendorf] die Reparatur der Orgel in Berthelsdorf [heute Ortsteil von Herrnhut]. Klemm acceptirte es u. wurde bey der Gelegenheit näher mit dem sel. Jünger [Zinzendorf] bekannt, der sich auch während der Arbeit an der Orgel, sehr viel mit ihm abgab, u. ihm endlich freystellte, nach H[errn]huth zu ziehen.* Diesem Angebot folgte der Orgelbauer mit seiner Familie schließlich im Jahr 1726. Allerdings führten um 1730 nicht näher erläuterte Differenzen mit Zinzendorf dazu, dass Klemm vom Abendmahl der Brüdergemeinde ausgeschlossen wurde, *welches ihn aber so angriff, daß er sich entschloß, sich in seinem Leben mit keiner Religion mehr zu schliessen, blieb aber noch einige Jahre in dieser Gemüths-Stellung in H[errn]huth wohnen, bis er sich endlich 1735 oder 36 [tatsächlich 1733, Anm. d. Verf.] resolvirte, mit den Schwenckfeldern in Berthelsdorf nach Pennsylvanien zu ziehen.*³³

In der Neuen Welt angekommen, war Klemm vor allem in Pennsylvania tätig, wo aufgrund der Einwanderungswellen seit 1708/09 eine bedeutende deutschsprachige Minderheit im Entstehen begriffen war. Insbesondere die lutherischen Gemeinden, in denen die Kirchenmusik eine besondere Rolle spielte, fragten seine Dienste nach, wobei leider nicht bekannt ist, mit welchen Methoden ihm der Einstieg in das amerikanische Geschäftsfeld gelungen war. Doch eine hohe Nachfrage nach Orgeln seitens der Gemeinden und das Fehlen von Konkurrenten dürften Klemm zugutegekommen sein.³⁴ Neben verschiedenen Tasteninstrumenten,

³² Zu Tobias Friedrich vgl. Tobias Friedrich, First Musician of the renewed Moravian Church, in: This Month in Moravian History. A monthly newsletter published by the Moravian Archives in Bethlehem, commemorating events from Moravian History 13 (2006), <http://www.moravianchurcharchives.org/documents/06novfriedrich.pdf>. Hier auch der Begriff ‚collegium musicum‘. Der Zugang zur Brüdergemeinschaft lief typischerweise über solche Kontakte, vgl. SCHMID, Frömmigkeitspraxis (wie Anm. 28), S. 50.

³³ Die Ungenauigkeit der Datumsangabe ist vermutlich Ergebnis einer abschließenden Redaktion des Lebenslaufes nach seinem Tod. Dafür spricht auch die ungenaue Angabe, wonach *anno 1745 oder 46 seine Frau aus der Zeit ging*. Dass Klemm tatsächlich 1733 mit den Schwenckfeldern migrierte, belegen die Erwähnung Klemms in SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19) und in den Passagierlisten des Auswandererschiffes, der Brigantine (Schonerbrigg) „The Pennsylvania Merchant“, vgl. LIBIN, Personalia (wie Anm. 25), S. 13. Bereits Kriebel Brecht fand Klemms Namen bei einem Abgleich der Passagierlisten, da er aber den Lebenslauf nicht kannte, musste er mit Blick darauf, dass Klemm als Herrnhuter galt, fragen, ob es sich tatsächlich um den Orgelbauer gehandelt hatte, vgl. KRIEBEL BRECHT, Genealogical Records (wie Anm. 10), S. 34 f. Fragen hinterlässt lediglich der Befund, wonach Klemm mit fünf weiteren Personen laut SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19), Bl. 10^r erst am 29. Mai 1733 in Haarlem zu den Schwenckfeldern stieß. Vermutlich war er aus unbekanntenen Gründen nicht gemeinsam mit den Schwenckfeldern aus Berthelsdorf aufgebrochen.

³⁴ Ein Indiz für die hohe Nachfrage bildet das Freudenfest anlässlich der Weihe der ersten Orgel in Philadelphia, das einen großen Besucherkreis anzog, vgl. GOTTLIEB MITTELBERGER, Reise nach Pennsylvanien im Jahr 1750 und Rückreise nach Teutschland im Jahr 1754, Stuttgart 1756, S. 104 f.

zu denen ein Spinett im Besitz des Metropolitan Museum in New York zählt, baute er Orgeln unter anderem für die schwedisch-lutherische Gemeinde Gloria Dei (1739), aber auch für die episkopale Trinity Church in New York City (1741). Dieses Instrument lobte Heinrich Melchior Mühlenberg, ein von den Franckeschen Stiftungen Halle/Saale gesandter Pastor, der als Patriarch der lutherischen Kirche in Amerika gilt.³⁵ Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es durchaus als berechtigt, dass die Forschung zuweilen auch die Orgel für Mühlenbergs Gemeinde in Trappe (1751) Klemm zuschreibt.³⁶ Außerdem, so die Musikwissenschaftlerin Barbara Owen, soll der Orgelbauer seit 1747 mit der deutschsprachigen Gemeinde der St. Michael's Lutheran Church in Philadelphia um einen Auftrag verhandelt haben. Angeblich aufgrund des mittlerweile fortgeschrittenen Alters von Klemm entschied sich die Gemeinde allerdings 1748/49 dafür, eine Orgel in Deutschland zu kaufen und antransportieren zu lassen – ein zu dieser Zeit nicht unüblicher Weg!³⁷

Ausweislich dieses Œuvre hat sich für Klemm die Migration aus wirtschaftlicher Sicht gelohnt.³⁸ Das Gleiche gilt übrigens auch in religiöser Hinsicht, insofern ihm in Amerika, nachdem er einige Zeit ohne Bindung an eine Religionsgemeinschaft gelebt hatte, wieder die Aufnahme in die Brüdergemeinde gelang. Während er in der New Yorker Trinity Church die Orgel errichtete, wurde er, ähnlich wie

³⁵ Zum Lob der Orgel vgl. JOHN OGASAPIAN, *Music of the Colonial and Revolutionary Era (American History through Music)*, Westport, CT 2004, S. 80, hier auch der Nachweis. Zu Mühlenberg als Teil einer Gruppe von 14 Pastoren und deren Aufbauarbeit in Nordamerika vgl. zuletzt WOLFGANG FLÜGEL, *Pastoren aus Halle und ihre Gemeinden in Pennsylvania 1742–1820. Deutsche Lutheraner zwischen Persistenz und Assimilation (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 14)*, Berlin/Boston 2019.

³⁶ Zur Orgel in Trappe (=Providence) vgl. LISA MINARDI, *Pastors & Patriots. The Muhlenberg Family of Pennsylvania (Der Reggeboge. The Rainbow. Journal of the Pennsylvania German Society 45, Sonderband 1)*, Kutztown, PA 2011, S. 12; OGASAPIAN, *Music* (wie Anm. 35), S. 90.

³⁷ Der Hinweis auf die gescheiterten Verhandlungen Klemms mit der lutherischen Gemeinde in Philadelphia und den Kauf der Orgel in Deutschland bei OWEN, *Brother Klemm* (wie Anm. 26), S. 30. Die Behauptung, die Verhandlungen seien auch gescheitert, weil im Jahr 1747 einem namentlich nicht bezeichneten Pastor dieser Gemeinde Klemm zu alt für einen solchen Auftrag erschien, muss zumindest dann hinterfragt werden, wenn an der Zuschreibung des Instruments in Trappe festgehalten wird. In beiden Gemeinden war nämlich Mühlenberg Pfarrer, wobei er jedoch in Philadelphia noch zwei Kollegen an seiner Seite hatte. Die schließlich in Deutschland gekaufte Orgel wurde von Johann Adam Schmah in Heilbronn gebaut, der Transport nach Philadelphia erfolgte im Jahr 1750 durch den Organisten und Dorfschullehrer Mittelberger. Er ist *nach Heilbronn abgereiset, woselbst eine Orgel fertig stund, eingeschiffet und nach Pennsylvanien abgesandt zu werden*, MITTELBERGER, *Reise* (wie Anm. 34), S. 1. In der Zeit, in der sich Mittelberger in Pennsylvania aufhielt, wurden insgesamt sechs Orgeln aus Deutschland geliefert, vgl. ebd., S. 105.

³⁸ LIBIN, *Personalia* (wie Anm. 25), S. 15 verweist auf eine Quelle, wonach ein Enkel von Klemm ein Porträtgemälde seines Großvaters in seinen Besitz bringen wollte. Dieser Umstand belege, dass der Orgelbauer oder ein ihm Nahestehender genug Geld gehabt haben musste, um ein Porträt malen zu lassen.

bereits in Dresden, *endlich mit einigen Br[ü]dern*] bekannt, *fi*ng auch an, ihre Predigten fleißig zu besuchen und wurde schließlich mit Hinweis auf einen notwendigen Orgelbau nach Bethlehem, der Hauptsiedlung der Herrnhuter in Pennsylvania, eingeladen.³⁹ *Nun freute er sich, daß er wieder bey seiner Gemein sey, war wie ein Kind ohne allen Kummer voller Dankbarkeit über der bisherigen Gnadenleitung des Heilds. Im Mart[ius 17]58 zog er nach Naz[areth] Hall, die Orgel daselbst zu bauen, gelangte auch indessen wieder mit zum Genuß des Leichnams u. Blutes Jesu zu seiner unbeschreibl. Freude.* Aus musikhistorischer Perspektive ist zugleich auf einen besonderen Kulturtransfer zu verweisen. Zwar hat Klemm nicht die erste Orgel in Nordamerika erschaffen, aber der in der mitteleuropäischen Orgeltradition verwurzelte Instrumentenbauer und sein amerikanischer Schüler und späterer Mitarbeiter, der im sächsischen Berthelsdorf geborene Herrnhuter David Tannenberg (1728–1804), haben den Orgelbau im britischen Nordamerika für mindestens eine Generation geprägt.⁴⁰

Die Auswanderung hat sich damit im Nachhinein als glücklicher Wendepunkt in Klemms Leben erwiesen. Aber aus der Perspektive der Jahre um 1730 erscheint seine Entscheidung, in ein unbekanntes Land auszuwandern, zumindest auf den ersten Blick als fragwürdig, ja sogar als riskant, bei näherem Hinsehen aber aus zwei Gründen als folgerichtig. Der erste verweist auf die finanziellen Konsequenzen, welche die Exkommunikation für ihn in Deutschland besaß, der zweite auf seinen zufällig entstandenen Kontakt zu den auswanderungsbereiten Schwenckefeldern in Berthelsdorf.

Ein Ausschluss vom Abendmahl und damit aus der Brüdergemeinde musste nicht zwangsläufig wirtschaftliche Folgen haben, wie eine Generation später das Beispiel des bekannten Möbeltischlers David Roentgen zeigt. Schon vor dessen Ächtung seitens der Herrnhuter im Jahr 1769 beruflich erfolgreich, war es ihm in der Folgezeit gelungen, die eigene Werkstatt zu einem Unternehmen von internationalem Ruf auszubauen, das fast alle Königs- und Fürstenhöfe Europas belieferte, und seine Möbel zum Maßstab für die zeitgenössische europäische Möbelkunst auf dem Zenit ihrer Entwicklung zu machen.⁴¹

³⁹ Die Einladung erfolgte durch beziehungsweise mit Wissen von August Gottlieb Spangenberg, dem Bischof der Herrnhuter Brüdergemeinde. Spangenberg und Klemm kannten sich aus Herrnhut.

⁴⁰ Bereits bei der ersten Ordination eines lutherischen Pfarrers in Nordamerika (Justus Falckner, am 24. November 1703) kam eine Orgel zum Einsatz, vgl. OGASAPIAN, Music (wie Anm. 35), S. 86. Zur Ordination des gebürtigen Sachsen, der 1693/94 nach Pennsylvania ausgewandert war, vgl. KIM-ERIC WILLIAMS, The Journey of Justus Falckner (1672–1723), Dehli, NY 2003, S. 30–41. Zum mitteleuropäischen Einfluss auf die Orgeln in Nordamerika vgl. https://greifenberger-institut.de/dt/wissenswertes/orgel/nordamerika/einfuehrung_nordamerika.php.

⁴¹ Der Ausschluss erfolgte, weil Roentgen in Hamburg eine Lotterie – ein durchaus übliches Verfahren, das aber als Glücksspiel nicht mit den herrnhutischen Vorstellungen konform ging – veranstaltet hatte, mit der er erfolgreich den Verkauf seiner Möbel intensivierte. Die Wiederaufnahme in die Brüdergemeinde gelang Roentgen erst nach vielen Anstrengungen im Jahr 1791, vgl. ROSEMARIE STRATMANN-DÖHLER, Biogra-

Für Klemm war die Situation jedoch eine völlig andere, nachdem er mit der Exkommunikation die Protektion Zinzendorfs und damit auch jegliche Erwerbsmöglichkeit innerhalb der Brüdergemeinde verloren hatte. Anders als der geniale Möbeltischler Roentgen tat sich Klemm schwer, außerhalb der Herrnhuter beruflich wieder Fuß zu fassen. Eine Rückkehr nach Dresden, wo ein Instrumentenmacher vermutlich leichter ein Betätigungsfeld hätte finden können als im ländlichen Raum der Oberlausitz, erschien kaum als sinnvoll. Die Nichtexistenz seines Werkes erlaubt den Schluss, dass es ihm bereits in seinen Dresdner Jahren bis 1726 nicht gelungen war, dort als Orgelbauer Fuß zu fassen und zu reüssieren. Laurence Libin, Kurator der Musikinstrumentensammlung im New Yorker Metropolitan Museum of Art, argumentiert, dass bereits die Entscheidung des Orgelbauers, von Dresden nach Herrnhut zu wechseln, mit einer für ihn übermächtigen Konkurrenzsituation, die sich auch mit dem Namen Gottfried Silbermann verbindet, erklärt werden könne. Mit der hier subkutan ausgesprochenen Einschätzung, wonach Klemms Instrumente solide handwerkliche Qualität besaßen, aber keinesfalls der Spitzenklasse zuzurechnen waren, korrespondiert, dass heute das Werk seines Schülers Tannenberg als innovativer eingeschätzt wird.⁴² Erschwerend kam hinzu, dass die väterliche Werkstatt, die Klemm einst übernommen hatte, spätestens mit seinem Wegzug nach Herrnhut 1726 aufgelöst war, ebenso existierten mutmaßlich keine Kontakte, die einen beruflichen Neustart in der Residenzstadt erleichtert hätten. Zudem dürfte der Stallgeruch eines Herrnhuters in der Elbestadt mittlerweile eher zum Hemmnis geworden sein – immerhin stand Zinzendorf seit 1731 im Visier der kurfürstlichen Politik, nachdem Kaiser Karl VI. beim Kurfürsten dagegen protestiert hatte, dass der Graf mit den Schwenckfeldern habsburgischen Untertanen zur Flucht verhelpe; zudem betrieben die Vertreter der lutherischen Orthodoxie erfolgreich die Ausweisung des Grafen, bis der am 20. März 1736 das Kurfürstentum endgültig verlassen musste. Angesichts dieser Gemengelage bildete die Amerikauswanderung für Klemm tatsächlich eine Option und entspricht in ihren Ursachen insofern dem gängigen Muster, als auch die Migration der Pfälzer von 1708/09 ihren Auslöser in einer facettenreichen Notsituation gefunden hatte.

Damit geraten die Schwenckfelder in den Fokus der Aufmerksamkeit. Hintergrund ist, dass diese Glaubensgemeinschaft zwar auf Zinzendorfs Besitz Berthelsdorf ein eigenständiges Gemeindeleben führen konnte, allerdings die Zwangs-

phische Notizen zu Abraham und David Roentgen, in: Dies. (Hg.), *Mechanische Wunder – Edles Holz. Roentgen-Möbel des 18. Jahrhunderts in Baden und Württemberg*, Ausstellung im Badischen Landesmuseum Karlsruhe 3. Oktober 1998–10. Januar 1999, Karlsruhe 1998, S. 15–21.

⁴² Vgl. LAURENCE LIBIN, *Tannenberg's Toolbox; or, The Case of the Missing Mandrels*, in: *The Tracker. Journal of the Organ Historical Society* 48 (2004), Heft 3, S. 14–18, hier S. 14: „The two men [Klemm und Tannenberg] had worked together for less than five years, and as Clemm himself was evidently no great master of his craft (judging from the fate of his work, including his gutted 1739 spinett in The Metropolitan Museum of Art), Tannenberg undoubtedly had a lot to learn on his own.“

integration in die Brüdergemeine befürchten musste.⁴³ Deshalb begannen die Schwenckfelder, die sich auch in Berthelsdorf als *Fremdlinge und Pilgrimme* fühlten, schon bald nach ihrer Ankunft in Sachsen weitere Asylmöglichkeiten zu sondieren.⁴⁴ Damit hat der sich seit 1731 aufbauende Druck, der schließlich am 4. April 1733 in ihrer Ausweisung gipfelte, die Asylsuche nicht ausgelöst, wohl aber befördert.⁴⁵ Dieser Prozess, den Klemm aus einer Beobachterperspektive heraus wahrnahm, bildete zugleich eine Inkubationszeit für seinen Entschluss, die Chance zu ergreifen und sich der Auswanderergemeinde anzuschließen.

Dass die Schwenckfelder Asylangebote, die sie als geschickte Handwerker ähnlich wie zuvor die Hugenotten etwa aus Brandenburg-Preußen und anderen deutschen Territorien erhalten hatten, ausschlugen, um sich im Ergebnis eines längeren Prozesses schließlich für Pennsylvania zu entscheiden, verwundert hingegen nicht. Diese Kolonie hatte der Quäker William Penn seit 1681 als Zufluchtort für seine in England verfolgten Glaubensbrüder gegründet und zu deren Schutz Bedingungen festgeschrieben, die unter der Voraussetzung eines friedlichen Verhaltens in der Gesellschaft auch anderen christlichen Glaubensgruppen die ungehinderte Religionsausübung auf Freiwilligenbasis ermöglichte.⁴⁶ Mit dieser Verfasstheit überzeugte Penn sowohl auf seinen Werbereisen, die ihn bis nach Deutschland führten, als auch in Werbeschriften zahlreiche Siedler, die er für sein Kolonialprojekt benötigte. Zu ihnen gehörten mit den bereits genannten Krefelder Mennoniten auch die ersten deutschen Auswanderer in Penns Kolonie. In den folgenden Jahrzehnten imaginierten immer neue Migranten mit zahlreichen Berichten und Werbeschriften Pennsylvania im sozialen und wirtschaftlichen Bereich als positiven Gegenpol zu Deutschland und seine Hauptstadt Philadelphia zum Ort moralischer Integrität, womit sie die Ausreisebewegung permanent antrieben.⁴⁷ Im Ergebnis war jene starke deutsche Kommunität entstanden, die für

⁴³ Vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 193. Zu den auch in Amerika andauernden Versuchen Zinzendorfs, die Schwenckfelder in die Brüdergemeine zu überführen, vgl. ebd., S. 206-213.

⁴⁴ Reise-Beschreibung von Altenau bis Pennsylvanien in: Erläuterung für Herrn Caspar Schwenckfeld, und die Zugethanen seiner Lehre, wegen vielen Stücken, beydes aus der Historie und Theologie; allen aufrichtigen Nachforschern und Liebhabern der Wahrheit zum Dienste ans Licht zu stellen, beabsichtigt und verfasst worden, durch Etliche der ehemaligen gottseeligen Auswanderer aus Schlesien nach Pennsylvanien in Nord-Amerika, Sumnytaun 21830, Anhang, S. 462-472, hier S. 462 f.

⁴⁵ Zum kurfürstlichen Befehl vom 4. April 1733, wonach die Schwenckfelder binnen Jahresfrist Sachsen zu verlassen hatten, und seiner Vorgeschichte vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 188-193.

⁴⁶ Vgl. dazu THOMAS MÜLLER-BAHLKE, Heinrich Melchior Mühlenberg und die Anfänge des deutsch-lutherischen Kirchwesens in Pennsylvania, in: Veltmann/Gröschl/Müller-Bahlke, Freiheit (wie Anm. 6), S. 95-103, hier S. 86-89.

⁴⁷ Zu den zeitgenössischen Werbeschriften vgl. HEIKO DIEKMANN, Lockruf der Neuen Welt. Deutschsprachige Werbeschriften für die Auswanderung nach Nordamerika von 1680 bis 1760, Göttingen 2005. Die Tradition dieser Schriften reichte mindestens bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. Dem Dresdner Gewerbeamt lag am 20. April 1913 die Information vor, dass ein Gustav Bruno Sommer Informationen für eine Amerika-

Neuankömmlinge wie Klemm einen ersten Anlaufpunkt bot, der sowohl einen für die Existenzgründung komfortablen sicherheitsgenerierenden Ordnungsrahmen bildete als auch die Tür zur Aufnahmegesellschaft öffnen konnte.⁴⁸ Damit erschien Pennsylvania für den Zeitgenossen, der das Wagnis der Auswanderung auf sich nehmen wollte, tatsächlich als ein guter Zielort.

An dieser Stelle werden Unterschiede zwischen den Reisen von Klemm und Silbermann überdeutlich. Die dauerhafte Auswanderung des sächsischen Orgelbauers stand letztendlich im Kontext einer Armutsmigration – anders als für die Schwenckfelder trifft für ihn die Etikettierung Glaubensflüchtling nicht zu – und war geleitet von der Suche nach einem ‚besseren‘ Leben.⁴⁹ Hingegen lässt sich die Sachsenreise des Straßburgers keinesfalls mit finanziellen Motiven erklären. Im Gegenteil scheiden wirtschaftliche Motive aus: *Nachdem ich nun schon längst eine Reise in Sachsen zu thun vorgenommen, begann Silbermann sein Reisetagebuch, solches aber von einer Zeit zur anderen aufschieben müssen wegen beständiger vielen bestellten Arbeiten, so habe mich denn angemacht redlich erschlossen, ein paar Monat daran zu wenden.* Offenkundig finanziell gutgestellt – erst am 8. Februar 1741 hatte er in Straßburg die Arbeiten an der Orgel in St. Thomas abgeschlossen⁵⁰ – konnte Silbermann am 21. Februar 1741 das Wagnis eingehen, für eine nur grob kalkulierbare, letztendlich unbestimmbare Zeitdauer seiner gut ausgelasteten Werkstatt den Rücken zu kehren. Dies erschien zudem nur möglich, weil er ähnlich wie einst sein Vater in Gottfried einen vertrauenswürdigen Stellvertreter zur Hand gehabt haben musste. Sein alle Einwände überwindendes Movens für die Reise war ein Moment der Neugier und des Entdeckens, ganz im Sinne von Zedlers Universallexikon, das den Zweck von Reisen eines aufgeklärten Bürgers folgendermaßen definiert: *daß man die Welt kennen lerne, das ist, die Völcker in ihren Sitten, Gewohnheiten, Aufführungen betrachtet, und alles gehöriger massen*

auswanderung vertreibe, darunter auch die Druckschrift: Arkansas. Wahrheitsmäßige Beschreibung des Staates und der Möglichkeiten für den Ansiedler, G. O. Heinrich, Auskunftsstelle für Arkansas, Little Rock. Allerdings wurde dieses Vorgehen nicht geahndet, da Sommer nachweisen konnte, dass er keine Auswandereragentur betrieb, sondern nur die Broschüre verteilte. Sommer handelte nicht nur mit gebrauchten Musikinstrumenten, Zigarren oder Zuckerwaren, sondern er besaß auch vom 17. September 1912 bis 10. Mai 1916 das Dresdner Wettin-Kino in der Wettiner Straße 40, vgl. Stadtarchiv Dresden, 2.3.9. S10979, Film S 0402, zum Wettin-Kino auch <https://kino.isgv.de/dresdner-kinos/alle-kinos/kino-details?kid=158>.

⁴⁸ Zu diesen „ethnisch homogenen Einwandererkolonien“ und ihren Funktionen vgl. FRIEDRICH HECKMANN, Integration von Migranten. Einwanderung und neue Nationenbildung, Wiesbaden 2015, S. 286-290.

⁴⁹ Zu solchen Kategorien der Auswanderung vgl. MARTA FATA, Mobilität und Migration in der Frühen Neuzeit (Einführungen in die Geschichtswissenschaft. Frühe Neuzeit 1), Göttingen 2020, S. 31.

⁵⁰ Zur Orgel vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Andreas_Silbermann; das genaue Datum bei BICHER, Alles besehen! (wie Anm. 17), S. 15, Anm. 1.

zu seinen Nutzen anwendet.⁵¹ In Übereinklang damit titelte Silbermann auf dem ersten Blatt seines Reisetagebuchs: *Anmerkungen derer Auf meiner Sächsischen Reyße gesehenen Merckwürdigkeiten. Wie ich solche an unterschiedenen Orten, meist nur nützlich aufgeschrieben* und ergänzt hier ganz als pragmatisch agierender Orgelbauer und Unternehmer: *Was die hin und wieder gesehenen Orgeln betrifft, so habe die Dispositionen derselben hier nicht beygesetzt, sondern zu meinen Orgelsachen gethan.*⁵²

II. Reiseorganisation

Prinzipiell bedürfen Reisen einer gewissen Vorbereitung und Organisation, wobei eine minutiöse Planung entscheidend zum Gelingen des Unternehmens sowie zum Wohlergehen des Reisenden beiträgt. Dies gilt insbesondere für Fernreisen wie einer Überseeauswanderung nach Amerika, aber auch eine mehrmonatige Reise innerhalb des Reiches sollte wohl geplant sein. Reiserouten und Verkehrsverbindungen waren ebenso auszuwählen, wie es im Zeitalter der Segelschiffe zu beachten galt, dass die Atlantikpassage nur in bestimmten Zeitfenstern stattfinden konnte.

Nun setzen sowohl das Reisetagebuch Silbermanns als auch die von David Schultz verfasste Reiseschilderung der Schwenckfelder erst im Augenblick des Aufbruchs ein, jedoch erlauben sie zahlreiche Aussagen zur Reiseorganisation, andere Informationen lassen sich wiederum erschließen.

Silbermanns Reiseplanungen erscheinen ambivalent: Einerseits attestiert ihm Bicher in Hinblick auf eine von Neugier und Erkenntnisgewinn geleitete Reise ein sinnvolles Vorgehen, um sein Reiseziel zu erreichen, nämlich die sächsische Verwandtschaft sowie Sachsen und Mitteldeutschland mit seinen Sehenswürdigkeiten und Bewohnern sowie deren Bräuche kennenzulernen. Tatsächlich verfolgte der Elsässer auf der Hin- und Rückreise ein hohes Tempo und beschränkte die Visite von Städten wie Heidelberg oder Frankfurt am Main auf ein Minimum. Ebenso ergriff er die Chance, wenn sich günstige Verbindungen boten, und kalkulierte Kosten.⁵³ Dies änderte sich, sobald er in Sachsen angekommen war. Nun nahm er sich in einzelnen Orten ausreichend Zeit für Besichtigungen. In Leipzig blieb er drei und in Freiberg fünf Tage, in Zittau und Umgebung hingegen sechs Wochen, in Dresden drei und, nun schon auf der Heimreise, in Berlin zwei Wochen. Damit sei zugleich darauf verwiesen, dass er im Interesse der Besichtigung die Rückreise variierte. In dem Kontext vermutet Bicher nachvollziehbar, Silbermann habe Reisehandbücher und Apodemiken genutzt, um die Reiseroute zumindest bis

⁵¹ Art. ‚Reisen‘, in: Johann Hinrich Zedlers Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 31, Sp. 366, Leipzig/Halle 1742, <https://www.zedlerlexikon.de/>.

⁵² Gemeint sind die entsprechenden Bände des Silbermann-Archivs.

⁵³ Vgl. BICHER, Alles besehen! (wie Anm. 17), S. 17.

nach Freiberg vorzuplanen.⁵⁴ Auch gibt es Indizien dafür, dass er sich mindestens vor Ort auch in der Literatur über Sehenswürdigkeiten informiert hat. So hielt er in seinem Reisetagebuch ein Lobgedicht auf das Grüne Gewölbe in Dresden fest, das aus der Feder von Daniel Wilhelm Triller stammte und erstmals im Neuen Sächsischen Staatskalender auf das Jahr 1733 abgedruckt worden war.⁵⁵

Andererseits erstaunt ein gewisser Mangel an Kommunikation im Vorfeld der Reise. Ein erklärtes Reiseziel war der Besuch bei Gottfried in Freiberg, jedoch wusste Johann Andreas bis zum Moment seiner Ankunft in der Bergstadt nicht, dass sich der Gesuchte nicht an seinem Wohnort, sondern seit 1740 in Zittau aufhielt, um in St. Johannis eine Orgel einzurichten. Umgekehrt war die sächsische Verwandtschaft ebenso überrascht über die Ankunft von Andreas Johann. Offenkundig erfüllte der Straßburger die erste von insgesamt 91 Forderungen des Kameralisten Julius Bernhard von Rohr, der bereits 1719 als einer der ersten deutschsprachigen Autoren überhaupt zum sinnvollen Reisen Stellung genommen hatte, nicht zur Gänze: *Geh, eh du reisest, alle Umstände von deiner Reise, und von deiner Person durch.*⁵⁶

Bemerkenswert ist aber, dass Silbermann an dem Vorhaben, seinen Onkel zu besuchen, festhalten konnte, obgleich die dadurch notwendige, nicht unerhebliche Verlängerung der Reiseroute überraschend kam. Die Voraussetzung für die Flexibilität, die der Straßburger bewies, lag neben einer Neugier und Reiselust gleichermaßen in einer gewissen finanziellen und zeitlichen Unabhängigkeit, ebenso ist aber auf ein personelles Netzwerk zu verweisen. Der Elsässer Orgelbauer konnte nicht nur Quartier bei seinen Familienangehörigen in Freiberg oder in Dresden nehmen und dadurch den Aufenthalt an manchen Orten verlängern. Sondern er profitierte auch von deren Kontakten sowie vom Namen Silbermann, etwa um in Eisenach und Leipzig Zugang zu den Orgelbauern Sebastian Seitz und Johann Scheibe oder in Dresden eine Einladung zum Abendessen mit dem Hofkapellmeister Johann Adolf Hasse und seiner Gattin, der italienischen Sopranistin Faustina Bordoni, zu erhalten.⁵⁷

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 17.

⁵⁵ Vgl. Hrn. Daniel Wilh. Trillers Poetische Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre entnommene Materien, 5. Teil, Hamburg 1751, S. 336. Das Gedicht: *Das Auge sieht sich nimmer satt, sagt Salomo in seinen Sprüchen. Ach daß er Dresden nicht gesehen hat! Vermutlich hätt' er diesen Satz geändert, wo nicht ausgestrichen. Hier an dem königlichen Schatz, womit das Grüne Zimmer pranget, sieht sich das Auge völlig satt, daß es nicht mehr zu sehn verlanget [...]*, SILBERMANN, Sächsische Reyße (wie Anm. 18), S. 175 (im Folgenden verweisen die Seitenzahlen der Sächsischen Reyße auf die online zugängliche PDF-Datei). Ein Abdruck z. B. als Klappentext in DIRK SYNDRAM (Hg.), Das Grüne Gewölbe zu Dresden. Führer durch seine Geschichte und seine Sammlungen, München/Berlin 1994.

⁵⁶ Zitiert nach KUTTER, Reisen (wie Anm. 3), S. 38.

⁵⁷ Mit Johann Adolf Scheibe, dem Erbauer des Instrumentes der Leipziger Universitätskirche, konnte sich Silbermann nur inkognito treffen, da dieser Spionage befürchtete, vgl. BICHER, Alles besehen! (wie Anm. 17), S. 17, hier auch Anm. 11.

Einen deutlich größeren Aufwand als Johann Andreas Silbermann mussten die Schwenckfelder und Klemm für ihre Reisevorbereitung betreiben. Zwar stieß die Gruppe auf keinerlei rechtliche Hindernisse, die es bei einer Auswanderung aus Sachsen zu überwinden galt, dennoch waren im Vorfeld der Migration zahlreiche Informationen über die Atlantikpassage und das Aufnahmeland zu sammeln.⁵⁸ Weiterhin galt es, die Passage zu buchen und den Auswanderungshafen pünktlich zu erreichen. Die Herausforderung bestand darin, die verschiedenen Reisetappen von Berthelsdorf zum Einschiffungsort Pirna, weiter elbabwärts bis nach Altona, von dort in anderen Schiffen über die Elbmündung, die Nordsee und das IJsselmeer bis nach Amsterdam, weiter über Kanäle beziehungsweise auf dem Landweg über Haarlem nach Rotterdam, wo die eigentliche Atlantikpassage mit Zwischenstopp in Plymouth begann, termingerecht zu absolvieren. Der Logistikaufwand erhöhte sich, weil die Schwenckfelder, wie viele andere Migranten auch, nicht als Einzelpersonen, sondern im größeren Verband reisten. Allerdings stand dem Mehraufwand eine höhere Sicherheit während der Reise gegenüber. Genau aus diesem Grund dürfte sich Klemm der Auswanderergruppe angeschlossen haben.

Damit stellt sich die Frage, wie diese Glaubensgruppe ihre Migration organisierte. Dies führt zu den Kommunikationsnetzwerken, also den stabilen und belastbaren Verbindungen zum Austausch von Informationen und Gütern zwischen Gleichgesinnten, die für jene protestantischen Gruppen, die sich als sogenannte Dissenters von den Staatskirchen getrennt hatten, überlebensnotwendig waren und deshalb von ihnen engmaschig geknüpft wurden.⁵⁹ Auch die Schwenckfelder unterhielten bereits seit spätestens der Mitte des 17. Jahrhunderts Kontakte unter anderem zu verschiedenen pietistischen Gruppierungen. Dabei spielte ihnen in die Hände, dass die Schriften von Kaspar Schwenckfeld gerade unter den Pietisten der ersten Generation weitverbreitet waren.⁶⁰ Wohl über diese Kanäle flossen Infor-

⁵⁸ Allgemein zu Hindernissen der Migration im Auswanderungsland vgl. VOGEL, Auswanderung (wie Anm. 8), S. 17 f. Zu einem landesherrlichen Einverständnis, nach Nordamerika einzuwandern und damit britischer Untertan zu werden, vgl. Reisebeschreibung (wie Anm. 44), S. 463: *Und nachdem sie die gnädige Erlaubniß von der Krone England erhielten, so wurde zu dieser weiten Reise [...] der Anfang gemacht.*

⁵⁹ Zu den Kontakten vgl. SCHUNKA, Blick (wie Anm. 5), besonders S. 387-409; zu Netzwerken als Grundprinzip bei der Konstruktion von sozialen Gruppen vgl. RUTH SCHILLING, Kollektive Identität – Repräsentationen von Kollektiven: Zwei Modelle zur Erfassung von Gruppenprojektionen in der Frühen Neuzeit?, in: Jörg Baberowski (Hg.), Arbeit an der Geschichte. Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft? (Eigene und Fremde Welten. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel 18), Frankfurt am Main/New York 2010, S. 101-115. Allgemein die Beiträge in HOLGER ZAUNSTÖCK/MARKUS MEUMANN (Hg.), Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 21), Berlin/Boston 2003. Am Beispiel der Herrnhuter ausführlich METTELE, Weltbürgertum (wie Anm. 28); zu Netzwerken in Migrantengruppen vgl. FLÜGEL, Pastoren (wie Anm. 35), S. 111-115.

⁶⁰ Zu den Kontakten der Schwenckfelder vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 139-145; zur Verbreitung der Schriften von Schwenckfeld vgl. etwa DOUGLAS H. SHANTZ, An Introduction to German Pietism. Protestant Renewal at the Dawn of Modern

mationen über die möglichen Migrationsziele wie Pennsylvania, Georgia oder auch die Niederlande, die tatsächlich aufgrund ihrer konfessionellen Vielfalt einen europäischen Zufluchtsort für viele Dissenters bildeten.⁶¹

Diese Kontakte hatten die Schwenckfelder bereits im Jahr 1725 und damit noch vor ihrer Migration aus Schlesien über Görlitz nach Berthelsdorf genutzt, indem sie die ihnen theologisch nahestehenden Mennoniten in den Niederlanden um Unterstützung und Aufnahme baten. Die Antwort war insofern enttäuschend, als mennonitische Kaufleute von einem Asyl in Holland abrieten und stattdessen auf Georgia als Auswanderungsziel verwiesen.⁶² Ungeachtet dessen zeigten sie tätige Hilfsbereitschaft, indem sie Spendenaktionen für die Schwenckfelder organisierten und später die Ausreise tatkräftig unterstützten.⁶³

Für Georgia plädierte auch Zinzendorf, auf den sich die Schwenckfelder bei ihrer Migration verlassen konnten, wie der Kirchenhistoriker Horst Weigelt darlegt.⁶⁴ Demnach fühlte sich der Graf für diese Gruppe verantwortlich, insbesondere nachdem diese ihm den Treueschwur geleistet hatte. Allerdings handelte er nicht selbstlos. Georgia war vor dem Hintergrund der allgemeinen herrnhutischen Missions- und Kolonisationspläne in sein Blickfeld geraten, weil diese neu eingerichtete Kolonie mit günstigem Siedlungsland lockte. Doch mit diesem Angebot folgte der britische General James Oglethorpe als Koloniegründer nicht nur seinen philanthropischen Idealen, sondern auch dem Hintergedanken, die Neuankömmlinge würden als Mitglieder von bewaffneten Milizen mithelfen, das nördlich anschließende South Virginia vor französischen und spanischen Angriffen aus Louisiana und aus Florida zu schützen.⁶⁵ Diesen politischen Kontext nicht beachtend reiste 1733 der engste Vertraute Zinzendorfs, der spätere Bischof der Brüdergemeine August Gottlieb Spangenberg, nach London, um hier Siedlungsgrund für die Brüdergemeine und die Schwenckfelder in Georgia zu erwerben.⁶⁶ Eine

Europe, Baltimore, MD 2013, S. 17 f.; allgemein zur Mobilität von Büchern vgl. SCHUNKA, Blick (wie Anm. 5), S. 329-387.

⁶¹ Der Zwillingbruder von Georg Schultz, Christopher, wanderte zeitgleich nach Ostindien aus, vgl. KRIEBEL BRECHT, Genealogical Records (wie Anm. 10), S. 34.

⁶² Vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 163 f. Die Gründe dafür sind nicht bekannt. Dass es auch in den Niederlanden zu Problemen kommen konnte, belegt Haver mit ihrem Hinweis, dass 1732/33 Dürrenberger Protestanten wieder von Cadzand weggezogen sind. Allerdings besteht in diesem konkreten Fall kein Zusammenhang mit dem abschlägigen Bescheid der Kaufleute, vgl. HAVER, Salzburg (wie Anm. 7), S. 69.

⁶³ Vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 182 f.

⁶⁴ Vgl. ebd., S. 193-195; zur Auswanderung der Schwenckfelder nach Amerika insgesamt vgl. ebd., S. 193-203; DERS., Migration and Faith. The Migrations of the Schwenckfelders from Germany to America – Risks and Opportunities (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 110), Göttingen 2017, S. 81-94.

⁶⁵ Vgl. PYRGES, Kolonialprojekt EbenEzer (wie Anm. 7), S. 385-390; HAVER, Salzburg (wie Anm. 7), S. 63.

⁶⁶ Vgl. neben WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 193-195 auch HORNEMANN, Pennsylvania (wie Anm. 9), S. 105 f.

solche, idealiter vor dem Reiseantritt getroffene Vorsorge bildete gerade bei größeren Migrantengruppen keinen Einzelfall, wie die Beispiele der Krefelder Auswanderer von 1683 sowie einiger Salzburger Exulanten von 1734 zeigen. Beide Gruppen nahmen die Atlantikpassage erst dann auf sich, nachdem sie in den Besitz von Siedlungsland in Pennsylvania (Krefelder) beziehungsweise Georgia (Salzburger) gesetzt worden waren. Doch obgleich Spangenberg die Zusage aus London mitbrachte, dass pro Person sogar 50 Acker Land kostenlos zur Verfügung stünden, lehnten die Schwenckfelder nach anfänglicher Zustimmung eine Ansiedlung in Georgia ab und entschieden sich 1734 endgültig für Pennsylvania.⁶⁷

Nun kollidiert die von Weigelt anhand der Quellen herausgearbeitete Jahreszahl 1734 mit dem für die Gruppe um Klemm behaupteten Ausreisdatum 1733.⁶⁸ Doch dieser vermeintliche Widerspruch ist einfach aufzulösen. Allerdings wird dabei deutlich, dass die Schwenckfelder, die *durch Gottes Beystand im Ernste miteinander zu Rathe [gegangen waren], was für eine Landschaft sie suchen wollten*, in dieser Angelegenheit keinen eindeutigen Beschluss fassen konnten und kurzfristig vielleicht sogar die Gefahr einer Aufspaltung ihrer Gemeinschaft riskierten.⁶⁹ Ihre Migration nach Amerika zeigt geradezu idealtypisch das Verlaufsmuster einer sogenannten Kettenmigration und die Funktion von Netzwerken in diesem Kontext.⁷⁰ Die Auswanderung erfolgte in sechs Schüben zwischen 1731 und 1737, wobei die ersten beiden Gruppen schon nach Pennsylvania abgereist waren, als Georgia noch zur Diskussion stand. Im Jahr 1731 machte sich mit Georg Schultz der allererste Schwenckfelder auf den Weg nach Philadelphia, wo er

⁶⁷ Außer den spätestens 1735 einsetzenden Kampfhandlungen in Georgia erscheinen im Rückblick weitere zeitgleiche Entwicklungen für die Entscheidung gegen Georgia als sinnvoll: Einerseits konnten die Salzburger auch aufgrund der ungewohnten klimatischen und landwirtschaftlichen Bedingungen nur schwer Fuß fassen, nicht zuletzt, weil das Land im Gegensatz zu Pennsylvania kaum erschlossen war, vgl. HAVER, Salzburg (wie Anm. 7), S. 91-102. Andererseits ist auf den erbitterten Konflikt zwischen Zinzendorf und den Hallischen Pietisten zu verweisen, der in dem Moment nach Amerika getragen wurde, als die Salzburger Exulanten von Pastoren aus den Franckeschen Stiftungen Halle/Saale betreut wurden und die Herrnhuter 1735 in dieser Kolonie eine Niederlassung gründeten. Angefeindet sowohl von den Pastoren aus Halle als auch von der Bevölkerung (da die Herrnhuter ihren Glaubensgrundsätzen folgend den Waffendienst bei der Verteidigung gegen die Spanier verweigerten) mussten die Herrnhuter Georgia verlassen und siedelten sich in Pennsylvania an. Zwar kam es auch hier zu heftigen Auseinandersetzungen mit den ‚Hallensern‘, dennoch gelang es der Brüdergemeine, sich hier dauerhaft zu etablieren; zum Konflikt vgl. HANS SCHNEIDER, Die „zürnenden Mutterkinder“. Der Konflikt zwischen Halle und Herrnhut, in: Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus 29 (2003), S. 37-68; AARON SPENCER FOGLEMAN, Hallische Pietisten und Herrnhuter in Nordamerika, in: ebd., S. 148-178; HAVER, Salzburg (wie Anm. 7), S. 178-182.

⁶⁸ Vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 194 f.

⁶⁹ Reise-Beschreibung (wie Anm. 44), S. 462 f.

⁷⁰ Ein weiteres Beispiel für eine Kettenmigration bildet die Auswanderung der Salzburger Exulanten, vgl. HAVER, Salzburg (wie Anm. 7), S. 61-73, besonders S. 69-72.

am 18. September anlandete.⁷¹ Er bildete gleichsam die Vorhut, um die Situation in der Neuen Welt zu erkundigen. Ihm folgten 1733 seine Eltern und der Bruder David mit seiner Familie sowie Melchior und Anna Krauss mit ihren Kindern, die gemeinsam am 19. April Berthelsdorf verließen und am 28. September 1733 in Philadelphia landeten. Dieser zweiten Migration folgte im Jahr 1734 eine dritte und mit Abstand größte Auswanderungswelle, über deren Verlauf ebenfalls ein eigenes Reisetagebuch informiert.⁷² Diese Hauptgruppe, die aus 40 Familien mit etwa 180 Personen bestand, gilt allgemein als Synonym für die Auswanderung der Schwenckfelder. Auf sie bezieht sich die Aussage, wonach die Entscheidung für Pennsylvania abrupt im Frühjahr 1734 erfolgte, offenbar nachdem einerseits positive Nachrichten der Familien Schultz und Krauss aus Pennsylvania eingetroffen waren, andererseits die mennonitischen Kaufleute ihre Meinung geändert und nun ebenfalls vor einer Siedlung in Georgia gewarnt hatten.⁷³

Ein wichtiges Medium für einen solchen Informationsfluss gleichermaßen bei der Reisevorbereitung und bei deren Koordination unterwegs bildeten Briefe. Offenkundig wussten sowohl der 1731 nach Pennsylvania ausgewanderte Georg Schultz als auch die Schwenckfelder in Herrnhut, dass sich die Reisegruppe des Jahres 1733 längere Zeit in Haarlem aufhalten würde, weshalb beide Seiten ihre Korrespondenz dorthin schickten.⁷⁴ In welchem Maß der Informationsfluss auch von der Alten in die Neue Welt hinein funktionierte, zeigte sich im Folgejahr, als sowohl Georg Schultz als auch Johann Gottlob Klemm von der Ankunft der Schwenckfelder wussten und sie vom Schiff abholten.⁷⁵ Ebenso durch Briefe waren Helfer entlang der Reiseroute informiert, wie das Beispiel des Kaufmanns Heinrich van der Smissen zeigt. Er bot in Altona, wo 1733 die Schwenckfelder vom Elb- auf ein Küstenschiff umstiegen, Unterkunft an.⁷⁶ Von diesem Punkt bis zur Einschiffung in Rotterdam profitierten die Schwenckfelder unmittelbar von ihren Kontakten zu den *holländische[n] Freunde[n]*.⁷⁷

Mehrfach erwähnt sind im Reisetagebuch Empfehlungsschreiben an Kaufleute an weiteren Reisetationen, sodass die Schwenckfelder immer wieder Unterstützung erhielten.⁷⁸ Diese erstreckte sich von der Versorgung mit Lebensmitteln über ein kostenlos zur Verfügung gestelltes Quartier in Haarlem, in dem die Amerika-

⁷¹ Die Datumsangabe bei KRIEBEL BRECHT, *Genealogical Records* (wie Anm. 10), S. 34; WEIGELT, *Schlesien* (wie Anm. 10), S. 195 hingegen nennt den 14. Oktober 1731.

⁷² Vgl. WEIGELT, *Schlesien* (wie Anm. 10), S. 196 f.; *Reise-Beschreibung* (wie Anm. 44).

⁷³ Zu den Warnungen vor Georgia vgl. WEIGELT, *Schlesien* (wie Anm. 10), S. 183 f. und 195. Weigel nennt die Hoffnung der Schwenckfelder, sich Zinzendorf entziehen zu können, als weiteren Grund für die Entscheidung.

⁷⁴ SCHULTZ, *Reisebeschreibung* (wie Anm. 19), Bl. 10^r. Hier verfassten die Migranten auch Antwortschreiben nach Herrnhut.

⁷⁵ Vgl. *Reise-Beschreibung* (wie Anm. 44), S. 472.

⁷⁶ SCHULTZ, *Reisebeschreibung* (wie Anm. 19), Bl. 7^r.

⁷⁷ Ebd., Bl. 9^v.

⁷⁸ Ebd. Zur Funktion von Briefen als Empfehlungsschreiben im Ergebnis der durch Reisen entstandenen Netzwerke vgl. STAGL, *Neugier* (wie Anm. 3), S. 101.

auswanderer vom 21. Mai bis zum 16. Juni auf ihre Einschiffung in Rotterdam warteten, bis hin zu Einladungen zu Geselligkeiten in den Gärten der Kaufleute.⁷⁹ Den absoluten Höhepunkt der Unterstützung markierte jedoch eine Hilfeleistung der Kaufleute in Haarlem im Folgejahr 1734: Sie bezahlten der Hauptwelle der Schwenckfelder-Auswanderung die Überfahrt nach Amerika und knüpften daran lediglich die Bedingung, dass die Migranten die so eingesparte Summe baldmöglichst den Bedürftigen in Pennsylvania zukommen lassen.⁸⁰ Diese Tat erscheint in dreifacher Hinsicht von Bedeutung. Erstens zeigt sich auf einer institutionellen Ebene, dass die Netzwerke für Flüchtlinge über einen längeren Zeitraum belastbar waren, zweitens blieb den Schwenckfeldern das Schicksal der Redemptioner erspart und drittens bestand durch den indirekten Transfer des Geldes die Chance, auch in Nordamerika Hilfsnetzwerke aufzubauen.⁸¹ Zugleich verifizieren diese Beispiele die These von Gert Robel, wonach Reisen ein konstitutives Element für die Ausgestaltung von Netzwerken sind.⁸²

III. Reisen und Reisetagebücher

Die Reisetagebücher sowohl von David Schultz als auch von Johann Andreas Silbermann stehen in einer langen Tradition, die bis mindestens ins Mittelalter zurückreicht.⁸³ Allgemein dienen solche Diarien der Dokumentation der Reise für

⁷⁹ *Smissen hat uns also sehr wohl versorgt und 16 Brote, 2 holländische Käse, 2 Topf Butter, 4 Fass Bier, 2 Braten Fleisch, viel Semmel und Zwieback* sowie *Frantzbranntwein* für die weitere Reise mitgegeben, SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19), Bl. 7^v. Ein Kaufherr in Haarlem hat ebenfalls Proviant geschickt: *2 Braten Fleisch, 1 Topf Butter, 1 Käse, 12 Flaschen Wein*; hier auch der Hinweis auf die Unterkunft und die Geselligkeiten: *lud uns der H. van Putten all zusammen inseyn Hayn oder Lustgarten und tractirte unß [...] mit HeißWein en Thee*, ebd., Bl. 9^v.

⁸⁰ Reise-Beschreibung (wie Anm. 44), S. 465. Erwähnt sind hier 224 Taler, was vermutlich nicht der gesamte Fahrpreis war, sondern der Betrag, den die Schwenckfelder in Pennsylvania zahlen konnten.

⁸¹ Zur Belastbarkeit der Netzwerke, die über England liefen, vgl. SCHUNKA, Blick (wie Anm. 5), S. 118-127. Das weitverbreitete Redemptionssystem bedeutete, dass die Passagiere, sofern sie die Überfahrt nicht erstatten konnten, sich verpflichteten, unentgeltlich oft mehrere Jahre für einen Dienstherrn zu arbeiten, der im Gegenzug dem Kapitän die Kosten der Überfahrt bezahlte. In der älteren Forschung als Schuldklaverei negativ gesehen, werden heute die positiven Seiten des Redemptionersystems betont. Es ermöglichte die Auswanderung und erleichterte den Migranten den Einstieg in die Integration, insofern sie in ihrer Dienststellung die Sprache sowie die natürlichen und kulturellen Eigenschaften des Aufnahmelandes kennenlernen konnten, vgl. BRINCK, Auswanderungswelle (wie Anm. 5), S. 22-28; GEORG FERTIG, Lokales Leben, atlantische Welt. Die Entscheidung zur Auswanderung vom Rhein nach Nordamerika im 18. Jahrhundert (Studien zur historischen Migrationsforschung 7), Osnabrück 2000, S. 85-96.

⁸² Vgl. ROBEL, Reisen (wie Anm. 14), S. 22.

⁸³ Vgl. STAGL, Neugier (wie Anm. 3), S. 74-76; als Beispiel vgl. MARTINA LEHNER, Reise ans Ende der Welt (1588–1593). Studie zur Mentalitätsgeschichte und Reisekultur der frühen Neuzeit anhand des Reisetagebuches von Georg Christoph Fernberger von

die persönliche Erinnerung, wobei der private Gebrauch auch den Informationsfluss innerhalb des Bekanntenkreises einschließt. Sie enthalten eine additive Folge von zufälligen Beobachtungen und Bemerkungen, die in ein durch den Reiseablauf strukturiertes Raum-Zeit-System eingefügt sind. Tagesdatum, Ortsangabe beziehungsweise Itinerarium und Entfernungsangaben liefern eine Grundstruktur. Allerdings ermöglichen diese Angaben nicht nur die Gliederung, sondern schaffen zusätzlich eine Aura des Überprüfbaren.

Diesen Grundaufbau teilen auch die beiden Reisetagebücher. Zugleich fügen sie sich in Duktus und Aufbau perfekt in das Corpus der Aufzeichnungen ein, das ihre jeweiligen Verfasser hinterlassen haben. Der Straßburger Instrumentenbauer hat wissbegierig über Jahre hinweg seine Beobachtungen rund um den Orgelbau notiert, mit Federskizzen angereichert und im Sinne einer Materialsammlung nach Sachgebieten geordnet. Im Ergebnis ist das sogenannte Silbermann-Archiv entstanden.⁸⁴ Dass er dieses Material als eine Gesamtheit verstand, die zu benutzen und ständig zu erweitern war, belegt der bereits erwähnte Zusatz auf dem Titelblatt der *Sächsischen Reyße*, wonach er seine Notizen über die unterwegs betrachteten Orgeln seinen *Orgelsachen* hinzufügt. Aus diesem Verständnis ergibt sich aber vice versa, dass auch das Reisetagebuch ergänzt werden konnte. Tatsächlich finden sich an verschiedenen Stellen des Reisetagebuchs Durchstreichungen, Verbesserungen und Ergänzungen. Hier schließt ein Hinweis von Bicher an, wonach die Seitenstruktur am dreispaltigen Vorbild zeitgenössischer gedruckter Reiseberichte ausgerichtet ist.⁸⁵

Während Silbermann mit dem Reisetagebuch, den Orgelbeschreibungen und den sonstigen Materialsammlungen ein heterogenes Textcorpus hinterlassen hat, führte David Schultz von 1726, seinem zehnten Lebensjahr, bis zu seinem Tod 1797 Tagebuch. Seine Reisebeschreibung fügt sich hier nahtlos ein. Auf einen

Egenberg (Beiträge zur Neueren Geschichte Österreichs 13), Frankfurt am Main u. a. 2001.

⁸⁴ Das Silbermann-Archiv, das der Straßburger Johann Andreas Silbermann über sechs Jahrzehnte zusammengetragen hat, umfasst folgende Bände: 1) Elsässische Orgeln, 2) Auswaertige Orgeln, 3) Orgeln von A. Silbermann, 4) Biographische Notizen von Orgelmachern, 5) Einrichtung der Orgeln. Es enthält u. a. Verzeichnisse, Beschreibungen, Skizzen, Zeichnungen und Aussagen zu 180 Orgelbauern und 300 Orgeln in ganz Europa, detaillierte Notizen über den Geschäftsbetrieb, über Kosten und Details des Orgelbaus, wie den Bau von Pfeifen, Blasebälgen oder Tasten, die Behandlung von Blei und Holz oder architektonische Aspekte des Orgelbaus. Die Aufzeichnungen beziehen sich auf verschiedenste Gebiete der Bundesrepublik Deutschland (Baden, Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen, Rheinland-Pfalz, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen) und Europas (u. a. Straßburg, Paris, Salzburg, Amsterdam oder Florenz). Hinzu kommen Tagebücher, vgl. auch <https://www.slub-dresden.de/entdecken/musik/musikhandschriften/das-silbermann-archiv/>.

⁸⁵ Vgl. BICHER, Alles besehen! (wie Anm. 17), S. 20. Danach stehen Erlebnisse mittig, enzyklopädische Beschreibungen sind eingerückt und ein breiter Rand liefert Platz für Ergänzungen.

möglichen Movens, Tagebuch zu schreiben, verweist die Historikerin Renate Dürr. Insbesondere Angehörigen christlicher Religionsgruppen mit einer individualisierten Frömmigkeit diene diese Kulturpraxis der Selbstreflexion zur Erkenntnis der göttlichen Ordnung – besaß also eine ähnliche Funktion, wie bei den Herrnhutern das Verfassen des Lebenslaufs – und kompensierte damit das Fehlen institutioneller Einrichtungen.⁸⁶ Das Tagebuchschreiben erscheint somit fast als eine Pflicht, wobei der deutliche Verzicht auf ausführlichere Beschreibungen weltlicher Dinge wesentlich mit der einer spiritualistischen Theologie zugelegten, asketisch-weltabgewandten Frömmigkeit der Schwenckfelder zu erklären ist.⁸⁷ Aus dieser Haltung resultierte ein Wahrnehmungsfilter, der auch die Reiseberichte prägte. In diesem Sinne ist es zu verstehen, dass die Reisebeschreibung der Hauptgruppe von 1734 mit der Erklärung schließt, die auch für Schultzes Aufzeichnungen gelten kann: *Es sind zwar noch viele Sachen mit unserer Reise-Gesellschaft paßiret, wir wollen aber dem leser nicht damit beschwerlich seyn, Kleinigkeiten haben wir übergangen.*⁸⁸

Tatsächlich benötigte David Schultz lediglich 36 Seiten in einem handlichen Format, um eine 163 Tage andauernde Reise zu schildern und auch das Tagebuch der Auswanderer des Jahres 1734 ist ähnlich knappgehalten. Diese Kürze fällt nicht nur beim Vergleich mit Silbermanns Tagebuch auf, das die auf der 121-tägigen Reise gesehene *Merckwürdigkeiten* auf rund 300 Seiten festhält, sondern auch mit den Auswanderertagebüchern etwa der Salzburger Exulanten.⁸⁹ Im Ergebnis dieser Reduktion werden selbst Orte, an denen die Schwenckfelder auf ihrer Reiseetappe zwischen Pirna und Rotterdam Station machten, bestenfalls marginal nach folgendem Schema beschrieben: Am 22. April *führen [wir] bey Pillnitz und Lawogast [Laubegast] vorbei und kamen umb 2 Uhr nach Dresden. Da gingen wir in die Stadt, es hat uns aber niemand begehret [zur Kontrolle beim Betreten der Stadt – Anm. d. Verf.] aufzuhalten. Die Stadt ist nicht zu groß, aber vortrefflich befestigt, die Brücke ist auch vortrefflich gebaut. Von Pirna 2 Meil, von*

⁸⁶ Vgl. RENATE DÜRR, Funktionen des Schreibens. Autobiographien und Selbstzeugnisse als Zeugnisse der Kommunikation und Selbstvergewisserung, in: Irene Dingel/Wolff-Friedrich Schäußele (Hg.), Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, Beiheft 74), Mainz 2007, S. 17-31, hier S. 30; zur individualistischen Grundstruktur der Schwenckfelder und der Skepsis gegenüber einer institutionalisierten Kirchenstruktur vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 74.

⁸⁷ Frömmigkeit und asketischen Lebensstil betont WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 213.

⁸⁸ Reise-Beschreibung (wie Anm. 44), S. 472.

⁸⁹ SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19) hat folgende Gliederung: Bl. 3 Titel, Bl. 4^r-10^v Reise von Herrnhut bis zur Einschiffung in Rotterdam (19. April bis 23. Juni 1733), Bl. 11^r-19^v Schiffsreise von Rotterdam bis Philadelphia (24. Juni bis 28. September 1733). Zu den Tagebüchern der Salzburger vgl. HAVER, Salzburg (wie Anm. 7), S. 74-87.

*Herrnhut per Pirna 9 Meilen. Den 23. April umb 8 Uhr fahren wir von Dresden ab und kamen Nachmittag nach Meißen.*⁹⁰

Die naheliegende Vermutung, die Beschreibung konnte deshalb kurzgehalten werden, weil die Migranten die Elbestadt bereits kannten, greift nicht, wie das Beispiel Haarlem zeigt. Obgleich die Schwenckfelder knapp vier Wochen in dieser holländischen Handelsmetropole auf ihre Weiterreise warteten, enthält der Reisebericht keinerlei Beschreibung dieser Stadt. Vermerkt sind lediglich die als offenkundig wichtig erachteten Kontakte zu den Kaufleuten, die den Migranten hier, aber auch in Altona, Amsterdam und anderswo halfen. Ebenso zurückhaltend thematisierte Schultz Natur- und historische Ereignisse. Immerhin erwähnte er die Sonnenfinsternis vom 13. Mai 1733, ebenfalls notierte er am 4. Juli 1733, dass sie jetzt in der Gegend seien, in der bei der Weihnachtsflut 1717, die tatsächlich den gesamten Küstenstreifen zwischen den Niederlanden und Nordfriesland verwüstet hatte, *72 Dörfer und Städte versunken sind.*⁹¹

Auffallend ist, dass Schultz weder die Erwartungen niederschrieb, mit denen sich die Auswanderer auf den Weg machten, noch fremde Verhaltensweisen und Bräuche, die eigentlich die Neugier erregen sollten, für überlieferenswert hielt.⁹² Zu den wenigen Ausnahmen zählt die Schilderung des Begräbnisses eines auf See verstorbenen Kindes und damit ein Ereignis, das den christlichen Jenseits- und Auferstehungsglauben berührt: *Es ward eingesackt und etwas Sand dazusetan und ward also umb 8 Uhr nach dem Gesang Nun last uns den Leib begraben durch den Untersteuermann ins Meer gesenkt.*⁹³ Ebenso fehlen Kommentare zum Verhalten etwa der Mitreisenden, mit einer Ausnahme, die aus Sicht der Schwenckfelder ein grobes moralisches Fehlverhalten darstellte: Als sie auf ihrer Elbfahrt in Dresden anlegten, haben sich einige Passagiere und Schiffsleute in der Stadt *voll gesoffen, da sind ein paar ins Wasser gefallen, aber wieder gerettet worden.*⁹⁴

Was jedoch trotz der Kürze insbesondere im Vergleich zu Silbermanns Reisebericht sehr deutlich zum Ausdruck kommt, sind die Strapazen, denen die Schwenckfelder insbesondere auf der langen Atlantikpassage unmittelbar ausgesetzt waren. Die Schilderung von Gefahren und Herausforderungen gehört zwar gleichsam zu einem Kanon der Reiseliteratur, dennoch fällt auf, dass die Schwenckfelder im Gegensatz zu anderen Pietisten die Reise beziehungsweise die überstandenen Gefahren nicht im Sinne einer göttlichen Verheißung ausdeuteten und stilisierten.⁹⁵

⁹⁰ Gemeint sind die 1722 eingeführten kursächsischen Postmeilen mit einer Länge von etwa 9 000 Metern. Damit erweisen sich die Entfernungsangaben in SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19) als einigermaßen genau.

⁹¹ SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19), Bl. 11^v.

⁹² Zu den Erwartungen, die Migranten in Reiseberichten notierten, vgl. etwa BRENNER, Reisebericht (wie Anm. 6), S. 526.

⁹³ SCHULTZ, Reisebeschreibung (wie Anm. 19), Bl. 12^v.

⁹⁴ Ebd., Bl. 5^v.

⁹⁵ Zur Schilderung der Strapazen als Kanon in Reisanleitungen vgl. HARALD WITTHÖFT, Reisanleitungen, Reisemodalitäten, Reisekosten im 18. Jahrhundert, in: Krasnobaev/

Die Unannehmlichkeiten einer Reise waren in hohem Maße abhängig vom gewählten Fortbewegungsmittel.⁹⁶ Der Elsässer Orgelbauer nutzte im Wesentlichen die Postkutsche und damit das relativ preiswerte Hauptverkehrsmittel, dessen Nutzung jedoch gegenüber dem Fußgänger eine soziale Privilegierung darstellte.⁹⁷ Er profitierte von einem gut ausgebauten Postsystem, einem Netz von Fernstraßen, an das auch Sachsen etwa über die *Via Regia* als der wichtigsten europäischen Ost-West-Fernverbindung der Vormoderne angebunden war, und von zahlreichen Übernachtungsmöglichkeiten. All dies machte das Reisen relativ sicher, lediglich ein paar Unannehmlichkeiten mussten die Reisenden auf sich nehmen.⁹⁸ So berichtete Silbermann gelegentlich von regenaufgeweichten Straßen, deren Zustand stellenweise so erbärmlich war, dass die Fahrt auf einem kurzen Teilabschnitt zwischen Halle und Leipzig neun Stunden dauerte.⁹⁹ Andere Unbequemlichkeiten, wie zum Beispiel die unterschiedlichen Währungen und Maße in den verschiedenen Staaten, die Silbermann auf seiner Reise durchquerte, erwähnte er hingegen nicht – vielleicht, weil dies für die Zeitgenossen zur Normalität gehörte?

Während Silbermann mit der Postkutsche reiste, nutzten die Schwenckfelder zwangsläufig andere Verkehrsmittel. Die ersten rund 80 Kilometer von Berthelsdorf bis Pirna waren sie offenkundig zu Fuß unterwegs. Fuhrwerke standen auf dieser Dreitagestour lediglich für das Gepäck zur Verfügung. An der Elbe angekommen, warteten zwei Elbkähne auf sie. Die Wahl dieses Transportmittels ergibt sich nicht nur daraus, dass über die Elbe – und ebenso über andere große Flüsse – eine Anbindung an die Überseehäfen möglich ist, sondern stellte für Auswanderer auch aus einem weiteren Grund die logische Alternative zur Postkutsche dar. Die Reise war billiger, nicht nur weil im Regelfall auf dem Schiff übernachtet wurde, zudem bestand im Gegensatz zur Kutsche kaum eine Platzbeschränkung, was für Auswanderergruppen, die Teile ihres Hausstandes mit sich führten, von entscheidender Bedeutung war.¹⁰⁰ In welchem Maße die Binnenflüsse einen wichtigen Transportweg für Amerikaauswanderer bildeten, zeigt der Umstand, dass die Auswanderungswellen aus Südwestdeutschland die Rheinpassage nutzten.

Doch wo Silbermann lediglich Unannehmlichkeiten erwähnt, waren die Schwenckfelder ernsthaften Strapazen oder sogar Gefahren ausgesetzt, die deshalb großen Raum in der Reiseschilderung beanspruchen. Waren die Schiffe bereits auf

Robel/Zeman, *Reisen* (wie Anm. 14), S. 39-50, hier S. 43. Zur sakralen Aufladung der Atlantiküberquerung bei den Pastoren aus Halle vgl. FLÜGEL, *Pastoren* (wie Anm. 35), S. 110.

⁹⁶ Vgl. WITTHÖFT, *Reiseanleitungen* (wie Anm. 95), S. 43.

⁹⁷ Vgl. ROBEL, *Reisen* (wie Anm. 14), S. 12 f.

⁹⁸ Vgl. zum Reisen vor allem WITTHÖFT, *Reiseanleitungen* (wie Anm. 95), *passim*.

⁹⁹ Vgl. SILBERMANN, *Sächsische Reyße* (wie Anm. 18), S. 42; zu weiteren Beschwerden der Kutschreise vgl. BICHER, *Alles besehen!* (wie Anm. 17), S. 18.

¹⁰⁰ Auf diesen Umstand verweist WITTHÖFT, *Reiseanleitungen* (wie Anm. 95), S. 45. Die Elbreise kostete 2 Taler pro Person (Schultz als Anführer der Gruppe musste aus unbekanntem Gründen einen höheren Betrag zahlen) und 30 Taler für das Gepäck, vgl. SCHULTZ, *Reisebeschreibung* (wie Anm. 19), Bl. 4^v.

der Elbe und dann im Bereich der Nordseeküste verschiedentlich auf Sandbänke aufgelaufen, so steigerten sich die Probleme auf der Überfahrt nach England und schließlich während der Atlantikpassage. Auf der mit 300 Personen beladenen Brigantine „The Pennsylvania Merchant“ herrschte die auf allen Auswandererschiffen gewöhnliche Enge, ein ständiger Wechsel zwischen Flaute und Wind machte den Reiseverlauf kaum vorhersehbar und starker Wellengang führte mehr als nur einmal zur Seekrankheit bei den Passagieren. Ungeachtet dessen waren die Schwenckfelder glimpflich davongekommen. Zwar waren einige Todesfälle während der Reise zu beklagen, allerdings nicht in Folge von Epidemien, welchen leicht alle Passagiere zum Opfer hätten fallen können. Der Tod von Mitreisenden und die Unwägbarkeiten einer Schiffsreise waren im Reisebericht immer präsent. Schultz berichtete von einem Schiffswrack, von dem nur noch die Masten aus dem Meer ragten, oder von einem Sturm von solcher Stärke, dass alle Schiffsluken vernagelt werden mussten.¹⁰¹ Doch Gefahr ging nicht nur von Naturgewalten aus. Einmal brach nur durch bloßen Zufall beim Kochen kein Brand aus, nachdem eine Frau – aus welchen Gründen auch immer – Butter in das Herdfeuer gegeben hatte; bei anderer Gelegenheit löschte der Schiffskoch das Herdfeuer derart mit Wasser, dass dicke Dampf Wolken das Schiff einhüllten, weshalb sogar der Kapitän zunächst einen Brand befürchtete; schließlich bestand die Gefahr, einem *Raubschiff* zu begegnen.¹⁰² Ähnlich wie auch im Diarium der Hauptauswanderungswelle von 1734 wurde schließlich die Proviantproblematik thematisiert, wenn es heißt, dass von einem entgegenkommenden Schiff Obst und frisches Wasser übernommen worden ist.¹⁰³

Während Schultz in seinem Reisetagebuch die Reduktion auf die Spitze trieb, notierte und kommentierte Silbermann ausführlich alles, was ihm irgendwie bemerkenswert vorkam. Karin Bicher verweist in ihrer Vorstellung des Reisetagebuchs darauf, dass der Straßburger „Begegnungen, Ereignisse, Fakten, Geschichten von nahezu jeder seiner Stationen“ aufgeschrieben hat.¹⁰⁴ Das bedeutet jedoch nicht, dass er dem zeitgenössischen Schema einer Stadtbeschreibung gefolgt wäre, vielmehr schreibt er unhierarchisiert und assoziativ.¹⁰⁵ Ganz im enzyklopädischen Sinne der Aufklärung füllen seine Darstellungen das breite Spektrum jener Kategorien aus, die für zeitgenössische Reisebeschreibungen auch deshalb charakteristisch waren, weil sie sich der Alltagserfahrung entzogen. Der Kultursoziologe Justin Stagl kennzeichnet sie nach dem rhetorischen Konzept mit „Merkwürdiges, Auffallendes, Kurioses, Wissens- und Sehenswürdigkeit“, ohne dass jedoch eine scharfe Abgrenzung vorgenommen werden kann.¹⁰⁶

¹⁰¹ Vgl. ebd., Bl. 16^r (Schiffswrack), 15^v (Sturm).

¹⁰² Vgl. ebd., Bl. 16^v (Butter ins Feuer), 17^v (Dampf), 18^r (Zitat).

¹⁰³ Vgl. ebd., Bl. 18^r; Reise-Beschreibung (wie Anm. 44), S. 469 mit Informationen über die tägliche Wasser- und Bierration.

¹⁰⁴ BICHER, Alles besehen! (wie Anm. 17), S. 16.

¹⁰⁵ Das Schema umfasste Name, Herkunft, Territorium, Geschichte, Verfassung, Sehenswürdigkeiten, Lebensformen, vgl. STAGL, Neugier (wie Anm. 3), S. 86.

¹⁰⁶ Ebd., S. 74 f.

Entsprechend reichen Silbermanns Notizen von volkskundlichen und Alltagsbeobachtungen über naturwissenschaftliche und technische Dinge bis hin zu den Sehenswürdigkeiten in den Städten – allein in Dresden hat er rund 40 sehenswerte Bauwerke besichtigt – und historischen Erläuterungen. Dabei dient es seiner besseren Erinnerung, wenn er Fremdes und Merkwürdiges mit vertrauten Dingen vergleicht, etwa die Tracht der Frauen im Werratal mit Kleidungsstücken, die in Straßburg verbreitet waren.¹⁰⁷ Ebenso setzte er verschiedene Beobachtungen in Beziehung zueinander, etwa indem er die unterschiedlichen Baumaterialien der Häuser in Berlin und Dresden aus einer ökonomischen Perspektive begründete: Weil in der kurbrandenburgischen Residenz Sandstein teurer sei als in der sächsischen, werde hier vor allem Backstein genutzt. Im Gegenzug lobte er die langen, schnurgeraden neuangelegten und für damalige Zeit breiten Straßen in der Berliner Friedrichstadt.¹⁰⁸

Zugleich changiert es zwischen Entdeckerfreude, Neugier sowie der Faszination am Detail einerseits und der in späteren Reisehandbüchern gelegentlich angeprangerten endlosen Aufzählungswut andererseits, wenn er im Rahmen der Besichtigung des in der ersten Ausbaustufe gerade fertiggestellten Palais Brühl an der Brühlschen Terrasse die Garderobenschränke des sächsischen Premierministers schubladengenau beschrieb.¹⁰⁹ Sein technisches Verständnis und seine Schulung als Orgelbaumeister zeigen sich darin, dass er nicht nur das Materiallager seines Onkels in Freiberg würdigen konnte, sondern sich auch über chemische Versuche,¹¹⁰ den Besuch in Kunst- und Wunderkammern, Militaria, technische Konstruktionen wie Feuerlöscher,¹¹¹ oder ausführlich zur Geschichte des Meißner Porzellans¹¹² ausließ. Von manchen Sehenswürdigkeiten wie dem Tempel Salomonis fertigte er sogar zum Teil sehr sorgfältig ausgeführte, lavierte Federzeichnungen, von anderen fügte er Abschriften aus gedruckten Chroniken ein, was er dann im Sinne eines Nachweises ausdrücklich mit Titelangabe vermerkte.¹¹³ Die Schilderung außergewöhnlicher Ereignisse, etwa des Staatsbegräbnisses des am 25. Mai 1741 verstorbenen preußischen Generalfeldmarschalls Adrian Bernhard von Borcke, ergänzen das Tagebuch ebenso wie die Erwähnung jener historischer

¹⁰⁷ Vgl. SILBERMANN, *Sächsische Reyße* (wie Anm. 18), S. 33 (Tracht im Werratal).

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 273 f.

¹⁰⁹ Zur Aufzählungswut vgl. etwa ELKAR, *Reisen bildet* (wie Anm. 16), S. 57.

¹¹⁰ Vgl. SILBERMANN, *Sächsische Reyße* (wie Anm. 18), S. 230. Er nennt Gold, das aus einem sächsischen Groschen gezogen wurde.

¹¹¹ Vgl. BICHER, *Alles besehen!* (wie Anm. 17), S. 18.

¹¹² Vgl. SILBERMANN, *Sächsische Reyße* (wie Anm. 18), S. 141–144.

¹¹³ Ebd., S. 136. Beim Tempel Salomonis handelte es sich um ein aufwendiges Architekturmodell, das Kurfürst Friedrich August I. 1732 erworben hatte. Es fand seinen Platz im sogenannten Juden-Cabinet, dem vielleicht ersten jüdischen Museum überhaupt, im Wallpavillon des Dresdner Zwingers, vgl. MICHAEL KOREY/THOMAS KETELSEN (Hg.), *Fragmente der Erinnerung. Der Tempel Salomonis im Dresdner Zwinger. Facetten und Spiegelungen eines barocken Architekturmodells und eines frühen jüdischen Museums*, Katalog zur Ausstellung, Berlin/München 2010.

Kuriositäten, die, wie etwa Tetzels Ablasskasten im Magdeburger Dom, auch in modernen Reiseführern nicht fehlen.¹¹⁴

IV. Ankunft und Ausblick

Am 21. Juni 1734 beschloss Silbermann seine *Sächsische Reyße* mit den Worten: *Abends langte ich Gott sey Dank wiederum gesund in Straßburg an.*¹¹⁵ Ausführlicher hingegen schilderte Schultz die Ankunft in der neuen Heimat: *D. 28. September. Nachmittag sind wir Dem Herrn sey Lob und Danck davor gesagt, an der Stadt Philadelphia wohl und glücklich arrivierten. Vormittag umb 9 Uhr kam uns mein Bruder George Scholtze 12 Meilen entgegen gefahren auf einem Boot und brachte uns mit Kirschen, Äpfel und Semmeln und blieb bey uns aufm Schiff biß Philadelphia. D. 29. dito. Nach unserm Kalender mussten wir aufs CurtHouse, umb unser Pflicht und Schuldigkeit an König abzulegen mit dem Jawort.*¹¹⁶ *Danach kämnen wir alle vom Schiff ans Land. Dieses war am Tage Michaelis in Germanio. Also ist uns ergangen auf unserer Reise nach Pennsylvanien darauf wir 23 Wochen, 1 Tag zugebracht haben: von Berthelsdorf und Herrnhut aus per Pirna, Dresden, Wittenberg, Magdeburg, Hamburg, Altona, Amsterdam, Haarlem, Rotterdam, Plymouth biß Philadelphia. Finis cum Deo. The Eynde with God. Das Ende mit Gott.*¹¹⁷

Damit stellt sich die Frage, ob die Verfasser der Tagebücher diesen Gedächtnisspeicher nach Abschluss der Reise benutzt haben. Hierfür gibt es zumindest Indizien. Im Falle der *Sächsischen Reyße* ist es zunächst ein eingeklebter Zeitungsartikel über die fast völlige Zerstörung der Stadt Zittau im Siebenjährigen Krieg durch eine österreichische Kanonade, der am 22. Juli 1757 auch die von Silbermanns Onkel errichtete Orgel zum Opfer fiel. Auf ein weiteres Anzeichen macht Bicher aufmerksam. Danach ist der Einband, in dem sich die Aufzeichnungen heute präsentieren, von seinem Enkel Carl im Jahr 1813 veranlasst worden, was ebenfalls darauf deutet, dass die Reisebeschreibung in der Familie Silbermann geschätzt und genutzt wurde.¹¹⁸ Der Öffentlichkeit wurde das Tagebuch schließlich in der Gegenwart zugänglich gemacht und wird seitdem gewürdigt als eine weit über die Grenzen der Musikwissenschaft hinaus bedeutsame kulturhistorische Quelle und als ein Schatz, der ohne Parallele ist.¹¹⁹

¹¹⁴ Vgl. SILBERMANN, *Sächsische Reyße* (wie Anm. 18), S. 257-263 (Beerdigung), S. 283 (Tetzeltiste).

¹¹⁵ Ebd., S. 307.

¹¹⁶ Dieses *Jawort* ist als Ersatz für den Untertaneneid auf die englische Krone zu verstehen, da die Schwenckfelder wie auch andere Dissenters einen Eid aus religiösen Gründen ablehnten.

¹¹⁷ SCHULTZ, *Reisebeschreibung* (wie Anm. 19), Bl. 19^r.

¹¹⁸ Vgl. BICHER, *Alles besehen!* (wie Anm. 17), S. 21.

¹¹⁹ Zur kulturhistorischen Bedeutung vgl. <https://www.kulturstiftung.de/dresden-silbermann-archiv/>.

Ob und in welchem Maß hingegen David Schultz seine Aufzeichnungen nach Ende der Reise wieder zur Hand nahm, ist ebenso wenig bekannt wie die Frage, ob und in welchem Umlauf Klemms Lebenslauf tatsächlich in der Brüdergemeinde verlesen wurde. Aber das Reisetagebuch der Hauptgruppe von 1734 wurde noch zu Lebzeiten der Auswanderer von einigen Schwenckfeldern, die in Schlesien geblieben waren, zuerst im Jahr 1771 in Leipzig und Breslau als Teil eines größeren Werks veröffentlicht, eine zweite, erweiterte Auflage erfolgte schließlich 1830 in Sumneytown, PA.¹²⁰ Diese Publikation kündigt in ihrer Erstaufgabe nicht nur von den bestehenden transatlantischen Kontakten innerhalb der Gemeinschaft, sondern steht auch im Zusammenhang mit einer Traditions- und Identitätsausbildung. Nach der Migration steckte das Schwenckfeldertum in der Krise, sowohl in Schlesien, wo es im beginnenden 19. Jahrhundert verlosch, als auch in Amerika, wo die Schwenckfelder über mehrere counties verstreut ohne Geistliche und ohne kirchliche Struktur lebten.¹²¹ Zu den wenigen sinnstiftenden Ritualen – bis sich die Gemeinschaft seit 1762 neu festigen konnte – zählte die Erinnerung an die Landung in Philadelphia am 24. September 1734. Die Schwenckfelder überhöhten ihre glücklich überstandene Atlantikpassage zwar nicht sakral, nutzten sie aber als sozialen Kitt.¹²² Sie stilisierten den Tag der Ankunft zunächst zu einem Erinnerungsort der eigenen Geschichte und schrieben ihn später in den nationalen amerikanischen Kulturkalender ein: Der 24. September wird seit 1735 als jährlicher Day of Remembrance als „the oldest continuously observed Thanksgiving event in the United States“ bis in die Gegenwart hinein begangen – unter dem Zwang der runden Zahl auch als historisches Jubiläum, wie zuletzt 1984.¹²³

¹²⁰ Erläuterung (wie Anm. 44). Einige Schwenckfelder blieben in Schlesien, wo ihnen Friedrich II., nachdem er das Land erobert hatte, in zwei Edikten (1741/42) die Gewissensfreiheit garantierte, vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 147-179.

¹²¹ Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erlosch das Schwenckfeldertum in Schlesien, da es erstens „durch die Emigration seiner vitalsten Vertreter gravierend geschwächt“ war und zweitens die eigenen Glaubensüberzeugungen nachließen, vgl. WEIGELT, Schlesien (wie Anm. 10), S. 179; zur Situation in Amerika vgl. ebd., S. 214-232. Erst mit der Generalkonferenz (1762) und den hier gefassten Beschlüssen zur religiösen Unterweisung der Jugend sowie der Gründung der Society of Schwenckfelders (1783) und der Verabschiedung verbindlicher „Grund-Regeln“ (Constitution) stabilisierte sich die Glaubensgemeinschaft.

¹²² Zu diesem Phänomen vgl. am Beispiel der Hallenser Pastoren FLÜGEL, Pastoren (wie Anm. 35), S. 110 f.

¹²³ Vgl. <https://schwenckfelderexilesociety.org/schwenckfelders-in-pennsylvania/>; Zitat: <https://nationaldaycalendar.com/schwenckfelder-thanksgiving-september-24/>. Thanks giving (Erntedankfest) ist ein amerikanischer Feiertag, der auch auf die Pilgrim Fathers verweist, die 1620 als die ersten englischen Siedler in Neuengland ankamen. Allgemein zum historischen Jubiläum vgl. WINFRIED MÜLLER, Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion, in: Ders. (Hg.), Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus (Geschichte, Forschung und Wissenschaft 3), Münster 2004, S. 1-75.

Aktien, Anleihen und Papiergeld

Die Kassenscheine der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie als Teil des innovativen Finanzierungsmodells der ersten deutschen Ferneisenbahn (1838–1876)*

von
FRANK METASCH

Als wirtschaftlich am weitesten entwickelter Staat in Deutschland¹ nahm Sachsen im Prozess der deutschen Industrialisierung des 19. Jahrhunderts eine herausgehobene Rolle ein. In der Literatur gilt das Königreich oftmals nicht nur als ein, sondern sogar als das ‚Pionierland der Industrialisierung‘ in Deutschland, was nicht zuletzt auch durch die 4. Sächsische Landesausstellung von 2020 „Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen“ noch einmal öffentlichkeitswirksam forciert worden ist.²

* Bereits bei seinem Antritt als neuer Lehrstuhlinhaber für Sächsische Landesgeschichte 1999 habe ich meinen späteren Doktorvater Prof. Dr. Winfried Müller kennengelernt. Ich selbst bin damals gerade vom Grund- ins Hauptstudium gewechselt und habe schon vom ersten Hauptseminar an bei ihm die Möglichkeit erfahren, mein schon damals ausgeprägtes Interesse für die sächsische Numismatik in die landesgeschichtlichen Themen einzubringen und zu vertiefen. Auch später, als mein Doktorvater und Vorgesetzter am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, hat Prof. Müller meine Passion weiterhin gefördert. Ich habe es damit vor allem ihm zu verdanken, dass ich am ISGV die Möglichkeit erhalten habe, meine anfänglich rein numismatischen Interessen auf geld- und finanzgeschichtliche Fragen zu erweitern und in ein eigenständiges Projekt einfließen zu lassen. Aus diesem Projekt zur Finanz- und Geldgeschichte Sachsens im 18. und 19. Jahrhundert, in dem ich mich auch mit der frühen Etablierung von Papiergeld beschäftige, ist der vorliegende Aufsatz entstanden, den ich deshalb meinem Doktorvater Winfried Müller widmen möchte.

¹ Vgl. z. B. FRANK OTTO, Die Entstehung eines nationalen Geldes. Integrationsprozesse der deutschen Währungen im 19. Jahrhundert (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 71), Berlin 2002, S. 31.

² Vgl. THOMAS SPRING (Hg.), Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen, Dresden 2020, hier z. B. für die Bedeutung der sächsischen Industriekultur für die Identität der „sächsischen Menschen“ S. 7 und S. 10. Im Umfeld der Landesausstellung hebt beispielsweise Frieder Bluhm Sachsen als „das Pionierland der Industrialisierung“, von dem die Industrielle Revolution in Deutschland ihren „Ausgangspunkt“ nahm, hervor; vgl. FRIEDER BLUHM, Das Pionierland der Industrialisierung. Industriekulturelle Standorte in Westsachsen, in: Industriekultur 2019, H. 4, S. 31-34, hier S. 31. Auch die auf eine breite Öffentlichkeit ausgerichtete populärwissenschaftliche Zeitschrift „Damals“ betitelte ihr der Landesausstellung gewidmetes Sonderheft mit „Pionierland Sachsen“; vgl. Damals. Das Magazin für Geschichte 2020, H. 5: Pionierland Sachsen – Vom Silberboom zum Industrierevier. Die maßgebliche neuere Überblicksdarstellung zur sächsischen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts spricht von Sachsen allerdings

Während über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des 1815 so stark verkleinerten und in die politische Bedeutungslosigkeit³ zurückgefallenen Königreichs Sachsen in der Forschung Konsens herrscht, sieht es bei der Frage, woher eigentlich das enorme notwendige Kapital für den Ausbau Sachsens zu einem frühen Industriestandort stammte, ganz anders aus.⁴ In der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung „haben Analysen über die Herkunft des Kapitals [zwar] großes Interesse gefunden. Je nach Erkenntnisinteresse und Betrachtungszeitraum oder Branche differieren allerdings die Ansichten über dessen Ausmaß, Herkunft und Wirkung“.⁵ Allgemeine Aussagen sind daher noch immer schwierig, und die einzelnen Forschungsergebnisse erweisen sich „sobald man zeitlich, räumlich und branchenmäßig genauere Abgrenzungen vornimmt und den allgemeinen Anspruch dieser Aussagen empirisch einzulösen versucht, [...] als nicht mehr anwendbar.“⁶

Einig ist sich die wirtschaftsgeschichtliche Forschung aber dahingehend, dass die Industrialisierung in Sachsen auf der einen Seite besonders kapitalintensiv war, auf der anderen Seite aber überhaupt in ganz Deutschland ein beständiger, enormer Kapitalmangel herrschte. Dieser Mangel an investierbaren finanziellen Mitteln wird vereinzelt sogar als Ursache „für die langsame Industrialisierung in Deutschland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ betrachtet, ist aber zugleich gerade für die Zeit der Frühindustrialisierung noch weitestgehend als Forschungsdesiderat zu bezeichnen.⁷

Auch die der Frage nach dem Kapital immanente deutsche Geld- und Währungsgeschichte wird von der „Wirtschaftsgeschichte weitgehend vernachlässigt“.⁸ Dabei müsste gerade für eine Epoche, in der noch weit mehr als zwei Drittel der vorhandenen Geldmenge aus Münzen bestand, doch stärker danach gefragt wer-

zurückhaltender von „einem Pionierland“; vgl. RAINER KARLSCH/MICHAEL SCHÄFER, *Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter*, Dresden/Leipzig 2006, S. 7.

³ Zum Jahr 1815 als einem „Tiefpunkt der sächsischen Geschichte“ vgl. z. B. WINFRIED MÜLLER, 1815 – Teilung statt Annexion. Von der napoleonischen Ära zum Wiener Kongress, in: Reinhardt Eigenwill (Hg.), *Zäsuren sächsischer Geschichte*, Beucha/Markkleeberg 2010, S. 136-152; als neueste Überblicksdarstellung mit weiterführenden Literaturangaben sei hier nur verwiesen auf STEFAN GERBER/WALTER RUMMEL, *Das Napoleonische Jahrzehnt: Mitteldeutschland/Linksrheinisches Deutschland*, in: Werner Freitag u. a. (Hg.), *Handbuch Landesgeschichte*, Berlin/Boston 2018, S. 166-198.

⁴ Zur Frage der Herkunft des Kapitals vgl. insbesondere den Forschungsüberblick bei HUBERT KIESEWETTER, *Die Industrialisierung Sachsens. Ein regional-vergleichendes Erklärungsmodell (Regionale Industrialisierung 5)*, Stuttgart 2007, S. 489-495 sowie MICHAEL SCHÄFER, *Die Wirtschaftsgeschichte Sachsens von 1800 bis 1914*, in: Karlsch/Schäfer, *Wirtschaftsgeschichte Sachsens* (wie Anm. 2), S. 48-55 und RUDOLF FORBERGER, *Die industrielle Revolution in Sachsen 1800–1861 (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 18)*, Bd. 2/1: *Die Revolution der Produktivkräfte in Sachsen 1831–1861*, Stuttgart 1999, S. 405-418.

⁵ Vgl. KIESEWETTER, *Industrialisierung Sachsens* (wie Anm. 4), S. 489.

⁶ Vgl. ebd., S. 490.

⁷ Vgl. ebd., S. 490 f.

⁸ Vgl. OTTO, *Integrationsprozesse* (wie Anm. 1), S. 18.

den, wie denn in solchen ‚Kurantgeldwährungen‘ überhaupt neues investierbares Geld geschöpft werden konnte. Kurantgeld – also vollwertige Münzen, deren Nominalwert ihrem Edelmetallgehalt entsprach – erwies sich hier als nicht flexibel genug. Überzogen formuliert musste, um für 1 Million Taler neues Kurantgeld in Umlauf geben zu können, zuvor erst einmal für fast dieselbe Summe Gold oder Silber erworben und in Münzen umgeprägt werden. Kurantgeldwährungen erlaubten damit auch keine wirkliche moderne Wirtschaftssteuerung über die Geldmenge. Eine solche ‚dezisionistische Geldpolitik‘ war erst allmählich mit dem Bedeutungsgewinn papierener Zahlungsmittel im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich.⁹

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war der Umlauf papierener Zahlungsmittel noch recht überschaubar: Die beispielsweise für 1840 von Bernd Sprenger berechnete Geldmenge in Deutschland in Höhe von 449 Millionen Talern setzte sich zu 69 Prozent aus Münzen, zu 24 Prozent aus Buchgeld und nur zu 7 Prozent aus Papiergeld und Banknoten zusammen.¹⁰ 321 Millionen Talern Münzgeld standen somit gerade einmal 30 Millionen Taler in Papiergeld und sogar nur 2 Millionen Taler in Banknoten gegenüber. Dieser geringe Anteil papierener Zahlungsmittel an der Gesamtgeldmenge lässt sich vor allem aus der zu diesem Zeitpunkt in großen Teilen der Politik wie auch der gesamten Gesellschaft noch immer tief verwurzelten Angst vor den unberechenbaren Gefahren von Papiergeld und Banknoten erklären, wobei hier für das weitere Verständnis eine definitorische Unterscheidung vorzunehmen ist:

Während beide Begriffe heute gemeinhin synonym verwendet werden, wurde bis ins 20. Jahrhundert hinein strikt zwischen Banknoten und Papiergeld unterschieden.¹¹ Da beide Formen ebenfalls der alleinigen Münz- bzw. Währungs-

⁹ Zur Bedeutung von Banknoten und Papiergeld für die sogenannte dezisionistische Geldpolitik – das heißt der „Möglichkeit, mittels der Manipulation des Geldumlaufes steuernd in wirtschaftliche Abläufe eingreifen zu können“ – vgl. ebd., S. 19.

¹⁰ Vgl. BERND SPRENGER, *Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Paderborn u. a. ³2002, S. 164, 171. ‚Geldmenge‘ definiert Sprenger hierbei „im weitesten Sinne als de[n] Umlauf von Münzen und Papiergeld plus Bankeinlagen“; vgl. ebd. S. 170. Allgemein zur Entwicklung und Zusammensetzung der Geldmenge im Verlauf der Industrialisierung vgl. DERS., *Geldmengenänderung in Deutschland im Zeitalter der Industrialisierung (1835 bis 1913)* (Kölner Vorträge und Abhandlungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 36), Köln 1982.

¹¹ Vgl. z. B. NIKLOT KLÜSSENDORF, *Numismatik und Geldgeschichte. Basiswissen für Mittelalter und Neuzeit*, Peine 2015, S. 102 f.; ANDREAS KAISER, *Das Papiergeld des Kurfürstentums Hessen. Methoden staatlicher Schuldenaufnahme im 19. Jahrhundert* (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 19), Marburg 2004, S. 17-22; OTTO, *Integrationsprozesse* (wie Anm. 1), S. 220 f.; SPRENGER, *Geldmengenänderung in Deutschland* (wie Anm. 10), S. 33-49; LUDWIG SCHREINER, *Liberales Regulierung. Die Gründung der deutschen Reichsbank und der Bank in Spanien als Zentralnotenbanken 1874/75*, Diss. Universität Siegen 2004, S. 18-26; ARNOLD KELLER, *Das Papiergeld der altdeutschen Staaten (Taler- und Guldscheine) vom 17. Jahrhundert bis zum Jahr 1914*, maschinenschriftliches Manuskript Berlin-Wittenau 1953, S. 15 f.

hoheit des jeweiligen Landesherrn unterlagen, musste ihre Ausgabe entsprechend durch die Regierung des jeweiligen Staates konzessioniert werden. Die von ihrer Entstehungsgeschichte her älteren Banknoten wurden dabei von speziell berechtigten Notenbanken, den sogenannten Zettel-Banken, ausgegeben. In ihrer Anfangszeit waren sie im eigentlichen Sinne nur Quittungen über das hierfür hinterlegte Metallgeld, gegen das sie jederzeit wieder eingewechselt werden konnten. Da bei einer soliden Geldpolitik erfahrungsgemäß nie alle Banknoten gleichzeitig zum Einlösen vorgelegt wurden, zog die emittierende Bank daraus Gewinn, dass sie mehr Noten ausgab, als sie Münzgeld eingelagert hatte, und dieses zusätzliche, neue Geld gewinnbringend anlegen oder gegen Zinsen verleihen konnte. Als gesundes Maß wurde hierbei lange Zeit die Dritteldeckung angesehen, bei der ein Drittel der ausgegebenen Noten durch Münz- bzw. Edelmetallreserven gedeckt war. In der Regel unterlagen Banknoten keinem Zwangskurs, das heißt, niemand war verpflichtet, sie anzunehmen. Zu gesetzlichen Zahlungsmitteln wurden Banknoten in Deutschland erstmalig 1906 erklärt.¹²

Da die deutschen Landesregierungen sowie die in Finanz- und Geldfragen zu konsultierenden Landstände den Notenbanken lange Zeit skeptisch gegenüberstanden, erlangten Banknoten in Deutschland erst ab der Revolutionszeit um 1848 eine größere Bedeutung. Auch die Gründung spezieller Staatsbanken war politisch lange Zeit nicht gewollt. Nicht nur, dass die dann bürgenden Staaten die ungewissen finanziellen Risiken fürchteten, die Landstände hatten auch große Angst davor, dass der Landesherr ihr Kreditbewilligungsrecht dadurch umgehen könnte, dass er sich von ‚seiner‘ Staatsbank großzügige Kredite gewähren ließ. Damit Banknoten zudem gar nicht erst im allgemeinen, alltäglichen Zahlungsverkehr Verwendung fanden, wurde zumeist nur die Ausgabe besonders hoher Nominale genehmigt. Der Einsatz von Banknoten blieb damit vor allem dem Bankenverkehr selbst und dem Großhandel vorbehalten.

Aber auch die Staaten selbst wollten seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert verstärkt auf diese Form der modernen Geldschöpfung zurückgreifen und gaben über ihre Staatskassen eigenes Papiergeld aus. Dieses staatliche Papiergeld trug anfänglich noch den Charakter unverzinslicher Schuldscheine und diente vorrangig dazu, sich selbst einen zinsfreien Kredit zu geben. Profitiert haben die ausgebenden Staaten von ihrem Papiergeld also vor allem erst einmal durch die eingesparten Zinsen: Bei einem durchschnittlichen jährlichen Zinssatz von 4 bis 5 Prozent sparte die ausgebende Kasse beispielsweise pro 1 Million Taler Papiergeld jährlich zwischen 40 000 und 50 000 Taler an Zinszahlungen ein. Im Gegensatz zur Banknote war Staatspapiergeld zudem nicht zwangsläufig – bzw. wenn, dann nur gegen eine zusätzliche Gebühr (das sogenannte Aufgeld bzw. Agio) – gegen Münzgeld einlösbar, teilweise bestand sogar ein Zwangskurs. Im Gegenzug verpflichtete sich der ausgebende Staat, sein Papiergeld bei öffentlichen Zahlungen –

¹² Vgl. z. B. OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1), S. 505.

insbesondere bei Steuern und Abgaben – zum Nennwert anzunehmen. Als Sicherheit diente hier in Erwartung zukünftiger Steuereinnahmen nur das darauf basierende Zahlungsverprechen des Staates. Da staatliches Papiergeld immer einen Teil der Staatsschuld darstellte, besaßen die für die Landesschulden bürgenden Landstände bei der Ausgabe ein wichtiges Mitbestimmungsrecht.

Beide Formen, egal ob Banknote oder Papiergeld, galten im 19. Jahrhundert noch nicht als ‚richtiges‘ Geld, sondern immer nur als Geldsurrogat bzw. Kreditgeld – vollwertiges Geld waren einzig und allein die jeweiligen Kurantmünzen. Auch die Kassenscheine der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, die im Folgenden im Mittelpunkt stehen sollen, tragen daher von Beginn an den ausdrücklichen Hinweis, dass sie bei den Kassen der Eisenbahngesellschaft jederzeit gegen *baare[s] Geld* umtauschbar wären (Abb. 13-16).

Die Trennung zwischen dem von einer öffentlichen oder privaten Kasse ausgegebenen Papiergeld – daher oftmals der Name *Cassen-Schein* oder *Cassen-Billet* – und den von privaten oder staatlichen Banken ausgegebenen Banknoten ist nicht immer einfach und hob sich im allgemeinen Zahlungsverkehr größtenteils wieder auf. Hier waren das Nominal und die Sicherheit, die Scheine auch ohne eigene Verluste weitergeben bzw. einlösen zu können, bedeutsamer. Da es im Interesse des ausgebenden Staates lag, dass sein Papiergeld sich schnell und weiträumig im Umlauf verbreitete, wurde es zumeist in kleineren Nominalen zu 1, 2 oder 5 Talern emittiert. Vielen Papiergeldausgaben, insbesondere der deutschen Kleinstaaten, lag sogar die Hoffnung zugrunde, dass die Scheine aufgrund des niedrigen Nennwertes gar nicht mehr zur Einlösung vorgelegt würden.

Eine besondere Art des Papiergeldes stellt hierbei das nicht von öffentlichen, sondern ‚privaten‘ Kassen ausgegebene ‚Privatpapiergeld‘ dar. Für die gesamte deutsche Geldgeschichte sind nur drei private Institutionen bzw. Personen bekannt, die eine staatliche Konzession zur Ausgabe eigenen Papiergelds erhielten:¹³ 1835 die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1846 die Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahngesellschaft¹⁴ (Abb. 1 und 2) und 1854 der Köthe-

¹³ Vgl. SPRENGER, Geldmengenänderung in Deutschland (wie Anm. 10), S. 48 f. – Sprenger geht hierbei auch auf die schwierige und nicht immer unstrittige Unterscheidung zwischen Staats- und Privatpapiergeld ein.

¹⁴ Zu den Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahnscheinen vgl. JENS HECKL, Das Geldwesen Anhalts unter Berücksichtigung der Staatsschulden 1690 bis 1875 (Numismatische Studien 12), Hamburg 1999, S. 497-502, 535-538; sowie den Blogbeitrag vom 26. März 2021 auf Geldscheine-Online: HANS-LUDWIG GRABOWSKI, Eisenbahn-Cassenscheine der Anhalt-Cöthen-Bernburger Eisenbahngesellschaft 1846–1856, online: <https://www.geldscheine-online.com/post/eisenbahn-cassen-scheine-der-anhalt-coethen-bernburger-eisenbahngesellschaft-1846-1856> [Zugriff 24. Juni 2021]; ALBERT PICK, Papiergeld. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber (Bibliothek für Kunst und Antiquitätenfreunde 47), Braunschweig 1967, S. 176. Als Katalog zu den ausgegebenen Scheinen vgl. HANS-LUDWIG GRABOWSKI/MANFRED KRANZ, Das Papiergeld der altdeutschen Staaten. Geldscheine der Staaten auf dem Gebiet des 1871 gegründeten Deutschen Reichs von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Regenstauf 2020, S. 73 f., Nr. 1.2.4.

ner Heilpraktiker Arthur Lutze (1813–1870), der zum Bau seines homöopathischen Sanatoriums eigene 1-Taler-Scheine¹⁵ ausgeben durfte.

Selbst in der geldgeschichtlichen Literatur werden diese wenigen Privatgeldausgaben aufgrund ihres geringen Emissionsvolumens – Arthur Lutze gab insgesamt wohl nur 4 000 Taler aus – zumeist nur am Rande als Kuriosa der deutschen Geldgeschichte mit genannt und aufgrund ihrer vermeintlich marginalen Bedeutung nicht mit in die größeren Betrachtungen einbezogen. Mit Blick auf die ausgebenden Institutionen stellt sich diese angenommene geringe Bedeutung jedoch völlig anders dar: Hier wäre z. B. zu fragen, inwieweit der Bau des Köthener Sanatoriums oder auch der beiden genannten Eisenbahnlinien ohne das eigene Papiergeld überhaupt in Angriff genommen worden wäre.

Gerade die frühe Genehmigung des Papiergeldes der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft von 1835 erscheint hier besonders interessant, da sie zu einer Zeit erfolgte, als papierene Zahlungsmittel noch um ihre allgemeine Akzeptanz kämpften und der ‚geistige Vater‘ des deutschen Eisenbahngeldes, Friedrich List, in ihnen sogar ein Pilotprojekt mit Vorbildwirkung für ganz Deutschland sah – worauf noch einzugehen sein wird.

Die Literaturbasis zu den Leipzig-Dresdner Eisenbahnscheinen ist allerdings ebenso schmal wie widersprüchlich.¹⁶ In den vielen Publikationen zur Leipzig-Dresdner Eisenbahn wird, wenn überhaupt, nur kurz darauf verwiesen, dass die Gesellschaft eigenes Papiergeld ausgeben durfte.¹⁷ Selbst in der numismatischen Literatur wurden Banknoten und Papiergeld lange Zeit nur recht stiefmütterlich behandelt. Die mangels moderner Alternativen noch immer maßgebliche Gesamt-

¹⁵ Auf die sogenannten Lutze-Taler geht ausführlicher ein: JENS HECKL, Die Zahlungsanweisungen des Köthener Homöopathen Arthur Lutze aus dem Jahr 1854, in: Numismatisches Nachrichtenblatt 49 (2000), S. 297-301. Auch hier als neuester Katalog der ausgegebenen Scheine: GRABOWSKI/KRANZ, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 14), S. 75 f., Nr. 1.2.6.

¹⁶ Die deshalb ursprünglich für den vorliegenden Aufsatz angedachten Archivrecherchen in Dresden und Leipzig waren leider pandemiebedingt nicht mehr durchführbar. Sie werden jedoch im Rahmen des Gesamtprojektes zum sächsischen Papiergeld nachgeholt werden. Die vorliegenden Betrachtungen stellen damit nur eine vorläufige Gesamtaufnahme auf der Grundlage der zur Verfügung stehenden Literatur und publizierten Quellen dar.

¹⁷ Zur Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn wurden, sofern nicht anders angegeben, vor allem die folgenden Überblicksdarstellungen bzw. Sammelbände herangezogen: Dresdner Hefte 117 (2014): 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn; Deutschland wird mobil. 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn, hrsg. vom Verkehrsmuseum Dresden, Dresden [2014]; FRITZ BOCHERT (Hg.), Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Anfänge und Gegenwart einer 150jährigen, Berlin 1989; UDO BECHER, Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, Berlin 1981. Als neueste Darstellung sei zudem verwiesen auf SUSANNE SCHÖTZ, Leipzig im Eisenbahnfieber, in: Dies. (Hg.), Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 3: Vom Wiener Kongress bis zum Ersten Weltkrieg, Leipzig 2018, S. 253-261, 929 f.



Abb. 1: Kassenschein der Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahn-Gesellschaft, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, 2. März 1846.



Abb. 2: Kassenschein der Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahn-Gesellschaft, 5 Taler im 14-Taler-Fuß, 20. Februar 1850.



darstellung des Görlitzer Archivars Walther Haupt (1895–1990)¹⁸ von 1974 widmet dem bedeutsamen sächsischen Staatspapiergeld kaum mehr als eine halbe Seite, privates Papiergeld oder Banknoten fehlen gänzlich. Vermutlich haben beide der damals geläufigen numismatischen Definition von ‚Geld‘ noch nicht entsprochen und passten daher nicht in eine „Sächsische Münzkunde“.¹⁹ Da sich die Wissenschaft mit papierenen Zahlungsmitteln lange Zeit nicht auseinandergesetzt hat,²⁰ sind es wie in vielen Bereichen der Numismatik private Sammler,²¹ die neue Quellen und Erkenntnisse ausgehoben haben und denen umfassendere Darstellungen zu verdanken sind – allen voran die auch in wissenschaftlichen Publikationen zitierten Arbeiten von Arnold Keller (1897–1972)²² und Albert Pick (1922–2015)²³. Doch auch diese Arbeiten bieten zumeist nur erste Bestandsaufnahmen. Der umfangreichste Kenntnisstand für Sachsen – der trotzdem vorrangig auf der (unvollständigen) Auswertung normativer Quellen beruht – ist hier dem sächsischen Staatspapiergeld zuzusprechen, für die sächsischen Notenbanken gibt es

¹⁸ Zu Walther Haupt und seinen verdienstvollen numismatischen Arbeiten vgl. WERNER COBLENZ, Walther Haupt – Leben und Wirken, in: Lars-Gunter Schier (Bearb.), Studien zur Oberlausitzer Numismatik. Geldgeschichte – Städtische Münzen – Medaillen – Wertpapiere – Numismatiker (Krobnitzer Hefte 8), Krobnitz 2015, S. 335–351.

¹⁹ Vgl. WALTHER HAUPT, Sächsische Münzkunde (Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 10), 2 Bde., Berlin 1974, hier Textband, S. 178.

²⁰ Aus der erfreulicherweise allmählich zunehmenden Anzahl wissenschaftlicher Forschungen seien hier beispielhaft angeführt NIKLOT KLÜSSENDORF, Papiergeld und Staatsschulden im Fürstentum Waldeck (1848–1890) (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 8), Marburg 1984; HECKL, Geldwesen Anhalts (wie Anm. 14); KAISER, Papiergeld des Kurfürstentums Hessen (wie Anm. 11); OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1). Auch die Kulturwissenschaften haben das Thema für sich entdeckt, vgl. hier den auf eine Tagung an der Universität Augsburg von 2014 zurückgehenden Sammelband: STEFAN HARTMANN/CHRISTIAN THIEL (Hg.), Der schöne Schein. Symbolik und Ästhetik von Banknoten, o. O. 2016 oder auch den Katalog zur gleichnamigen kommunikationsgeschichtlichen Ausstellung: LIESELOTTE KUGLER/GREGOR ISENBORT/MARION GREETHER (Hg.), Die Sprache des Geldes (Katalog der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 30), Leipzig 2009.

²¹ Zum Stellenwert der Sammler für die akademische Forschung vgl. HUBERT EMMERIG, Numismatik und Geldgeschichte, in: Archiv für Diplomatik 65 (2019), S. 321–338, hier S. 322–326; NIKLOT KLÜSSENDORF, Numismatik und Geldgeschichte, in: Toni Diederich/Joachim Oepen (Hg.), Historische Hilfswissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 107–154, S. 149–152.

²² Zur Biografie Arnolds Kellers vgl. WALTER LINKE, Dr. Arnold Keller. Ein Sammlerleben, in: Der Geldscheinsammler 14 (2000), H. 3, S. 6–10, H. 4, S. 22–28. Bekannt ist Keller vor allem durch seine bis heute als Standardwerke zitierten Notgeldkataloge; für die Geschichte des Papiergeldes und der Banknoten in Deutschland ist vor allem relevant: KELLER, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 11).

²³ Biografische Hinweise bietet der von Franziska Jungmann-Stadler verfasste Nachruf auf der Internetseite der HVB Stiftung Geldscheinsammlung München: <http://www.geldscheinsammlung.de/die-sammlung/seitentitel/> [Zugriff 27. Juni 2021]. Als bedeutendste Arbeiten zu Papiergeld und Banknoten der ‚altdeutschen‘ Staaten vgl. insbesondere: PICK, Papiergeld (wie Anm. 14); DERS., Papiergeldlexikon, Regenstauf 1992.

hingegen keine zufriedenstellende neuere Darstellung.²⁴ Bis heute existiert daher in der Fachliteratur wie in den aktuellen (Sammler-)Katalogen eine Vielzahl widersprüchlicher und zum Teil auch falscher Angaben zu den einzelnen Banknotenausgaben.

Im besonderen Maße gilt das auch für das Papiergeld der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, dessen Erwähnung aufgrund seiner besonderen Verbindung von numismatisch-geldgeschichtlichen mit wirtschafts- und finanz- sowie landesgeschichtlichen Aspekten²⁵ in vielen Gesamt- und Überblicksdarstellungen nicht fehlen darf.²⁶ Auch hier ist die erste, bis heute als Grundlagenwerk zu papierernen Zahlungsmitteln in Deutschland zitierte Darstellung Arnold Keller zu verdanken.²⁷ Der Autor selbst musste aber gerade anhand der Leipzig-Dresdner Eisenbahnscheine konstatieren,²⁸ dass ihm nur von drei Ausgaben Belegexemplare vorlagen „und die Angaben über die übrigen [Emissionen] zu sicherer Auseinanderhaltung nicht ausreichend“ waren. Daher ist auch im Folgenden zu hinterfragen, inwieweit der bis heute gültige und immer noch weitestgehend auf Keller beruhende Kenntnisstand Gültigkeit besitzt. Konkreter Ausgangspunkt für die vorliegenden Betrachtungen war hierbei ein lange Zeit unbekannter und von Arnold Keller noch nicht katalogisierter Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, der von seiner Gestaltung, seiner Währungsangabe, aber auch seinen Unterschriften so gar nicht zu der ihm bislang zugeschriebenen Datierung auf das Jahr 1870 passt (Abb. 13).

Natürlich soll es im Folgenden nicht nur um numismatische Spezialfragen etwa zur möglichen Datierung einzelner Ausgaben gehen, sondern es soll vielmehr nach der allgemeinen Bedeutung der Scheine für die Leipzig-Dresdner Eisenbahn gefragt werden, und zwar nicht nur im Rahmen der Finanzierung der Eisenbahngesellschaft. Gerade aufgrund ihrer frühen Genehmigung von 1835 und ihres langen Umlaufs bis mindestens 1876 können die Eisenbahnscheine vielleicht

²⁴ Als Überblick mit weiterführenden Literaturangaben vgl. FRANK METASCH, Papiergeld und Banknoten in Sachsen 1772 bis 1936, in: Sächsische Heimatblätter 65 (2019), H. 1: Geld in Sachsen, S. 14-24 sowie die im vorliegenden Beitrag angeführten Literaturverweise.

²⁵ Zur Unterscheidung zwischen Geldgeschichte und Numismatik sowie der gewinnbringenden Verknüpfung beider mit landesgeschichtlichen Fragestellungen vgl. KLÜSENDORF, Numismatik und Geldgeschichte (wie Anm. 21); DERS., Numismatik und Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 50 (2000), S. 163-192; DERS., Numismatik und Geldgeschichte. Basiswissen (wie Anm. 11).

²⁶ Beispielhaft sei hier auf die kurze Vorstellung der geldgeschichtlichen Sammlung der Deutschen Bundesbank von Juliane Voß-Wiegand verwiesen. Von den vier Abbildungen, die die Gesamtgeschichte papierener Zahlungsmittel illustrieren sollen, hat die Autorin bezeichnenderweise sowohl auf eine Abbildung des ersten sächsischen Staatspapiergeldes von 1772 als auch auf ein Exemplar der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine zurückgegriffen. Vgl. JULIANE VOSS-WIEGAND, Historische Geldzeichen in der Numismatischen Sammlung der Deutschen Bundesbank, in: Rechtsgeschichte – Legal History. Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte 28 (2020), S. 376-379.

²⁷ Vgl. KELLER, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 11), S. 76.

²⁸ Vgl. ebd., S. 15.

auch unseren Kenntnisstand zur zunehmenden Akzeptanz von Papiergeld erweitern und deutlicher machen, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts aus einem stofflich wertlosen Geldsurrogat der heutige Inbegriff des Geldes werden konnte. In dieser langen und für den Siegeszug papierener Zahlungsmittel wichtigen Epoche spiegeln die Leipzig-Dresdner Eisenbahnscheine zudem den in Deutschland besonders schwierigen Weg zu einer nationalen Einheitswährung wider.²⁹ Und auch die anderen neuartigen Wertpapiere – die Aktien und Teilschuldverschreibungen (Anleihen) – auf die sich das Finanzierungskonzept der Leipzig-Dresdner Eisenbahn stützte, die aber trotzdem in der Forschung bislang so gut wie keine Beachtung gefunden haben,³⁰ sollen mit der gebotenen Kürze in die Betrachtungen einbezogen werden.

I. Die Gründung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie

Die sächsische Messestadt Leipzig hatte zwar nach der Landesteilung von 1815 ihre „dominierende Position“ im westeuropäischen Messe- und Fertigwarenhandel behaupten können, musste ohne Anbindung an einen schiffbaren Fluss aber trotzdem in dem durch den alleinigen Straßentransport teuren Fernhandel einen zunehmenden Bedeutungsverlust hinnehmen.³¹ Gewinner war das preußische Magdeburg, von wo die aus Hamburg auf der Elbe verschifften Waren auf dem Landweg bis nach Bayern, Böhmen und Schlesien weitergeleitet wurden, oftmals unter Umgehung des eigentlich mit dem Stapel- und Niederlagerecht privilegier-

²⁹ In der vorliegenden Arbeit ist es nicht möglich, auch nur ansatzweise die Vielzahl der zu diesem Thema zur Verfügung stehenden Literatur zu zitieren. Die folgenden Ausführungen stützen sich weitgehend auf die Arbeit von OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1), auf die für weiterführende Literaturhinweise verwiesen sei. Die Arbeit von Frank Otto ist insbesondere relevant, da der Autor ganz explizit auch nach der Bedeutung papierener Zahlungsmittel im Prozess der deutschen Währungsvereinheitlichung fragt. Seine Studie stützt sich dabei zwar vorrangig auf die Analyse der preußischen und bayerischen Verhältnisse, rekurriert aufgrund der besonderen wirtschaftlichen wie geldpolitischen Bedeutung aber auch immer wieder auf Sachsen.

³⁰ Zur Bedeutung historischer Wertpapiere für die geld- wie wirtschafts- und finanzgeschichtliche Forschung vgl. HEINZ FENGLER, Numismatik und Wertpapiere. Eine geldgeschichtliche Studie zur Entwicklung der deutschen Wertpapiere (Kleine Schriften des Münzkabinetts Berlin 6), Berlin 1978. Leider ist der damit einhergehende Appell des damaligen Direktors des Berliner Münzkabinetts, auch Aktien und Anleihen als Quellen mehr Raum in der Geld-, Finanz- und Wirtschaftsgeschichte zu geben, bislang kaum auf fruchtbaren Boden gefallen. Für ‚Sachsen‘ ist hier, neben den einschlägigen Sammlerzeitschriften, beinahe singulär zu nennen: WIELAND SCHÄFER, Die Historischen Wertpapiere der Oberlausitz – Ein Überblick, in: Schier, Studien zur Oberlausitzer Numismatik (wie Anm. 18), S. 305-324. Ein ebenfalls seltenes Beispiel, die „Industriefinanzierung“ anhand der überlieferten historischen Wertpapiere zu betrachten: WOLFGANG FACH/HORST A. WESSEL (Hg.), Hundert Thaler Preussisch Courant. Industriefinanzierung in der Gründerzeit, Wien u. a. 1981.

³¹ Vgl. SCHÖTZ, Leipzig im Eisenbahnfieber (wie Anm. 17), S. 253 sowie SCHÄFER, Wirtschaftsgeschichte Sachsens (wie Anm. 4), S. 39.

ten Leipzig. Mit der Erhöhung der Durchfuhrabgaben durch Preußen 1815 und der Senkung der Transportkosten auf der Elbe im Zuge der Elbschifffahrtsakte von 1821 geriet die Messestadt zunehmend unter Druck.

Bereits seit 1828 gab es daher im Leipziger Handelsbürgertum erste Überlegungen, mittels der neuen Eisenbahn der Stadt wieder mehr Gewicht im Fernhandel zu verleihen und sie möglichst an den Elbhandel anzuschließen.³² Die 1829 aufgekommene, ambitionierte Idee, eine Eisenbahnstrecke bis nach Magdeburg zu bauen, scheiterte jedoch am Widerstand der um ihre Vorteile fürchtenden Magdeburger Kaufmannschaft sowie der preußischen Bürokratie. Trotzdem trug gerade das Magdeburger Projekt wesentlich dazu bei, im Leipziger Handelsbürgertum die Bereitschaft zum Bau einer Eisenbahnlinie zu fördern.³³ Neuen Auftrieb erhielten diese Ideen 1833 durch den Nationalökonom und Eisenbahnpionier Friedrich List (1789–1846).³⁴

List, der aus politischen Gründen 1825 in die USA emigriert war und dort erste Erfahrungen in der Planung und im Bau einer Eisenbahnlinie sammeln konnte, hoffte, sein Wissen in Deutschland anwenden zu können. Für seine weitreichenden Pläne zum Bau eines gesamtdeutschen Eisenbahnnetzes fand er nach seiner Rückkehr nach Deutschland anfänglich keine Unterstützung, sodass er im Juni 1833 von Hamburg in das für seine Eisenbahnideen offenere Leipzig übersiedelte.

In Leipzig hatte sich das Interesse an der Eisenbahn mittlerweile sogar noch gesteigert. Mit dem im März 1833 beschlossenen Beitritt Sachsens zum Deutschen Zollverein (mit Wirkung zum 1. Januar 1834) stand auf der einen Seite zwar fest, dass die Stadt ihr bisheriges Stapel- und Niederlagerecht verlieren würde, auf der anderen Seite versprach der Zollverein aber auch neue Impulse für Handel und Gewerbe, sofern eben der Messestadt eine bessere Anbindung an das Fernhandelsnetz gelänge. Schon vor der Ankunft von Friedrich List waren daher beispielsweise in den Leipziger Zeitungen die Vor- und Nachteile des Eisenbahnbaus breit diskutiert worden.³⁵

³² Zu den frühen Eisenbahnprojekten in Leipzig vgl. SCHÖTZ, Leipzig im Eisenbahnfieber (wie Anm. 17), S. 253 f. sowie ausführlich PETER BEYER, Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus. Die Strecke nach Magdeburg als zweitälteste deutsche Fernverbindung und das Ringen der Kaufleute um ihr Entstehen 1829–1840 (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 17), Weimar 1978.

³³ Vgl. BEYER, Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus (wie Anm. 32), S. 12.

³⁴ Zu List und seinem Leipzig-Dresdner Eisenbahnprojekt vgl. z. B. RALF HAASE, Wirtschaft und Verkehr in Sachsen im 19. Jahrhundert. Industrialisierung und der Einfluss Friedrich Lists, Dresden 2009, hier insbesondere S. 123–173; SVEN BRACKE, Friedrich List und die Leipzig-Dresdner Eisenbahn, in: Dresdner Hefte 117 (2014): 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn, S. 50–58; KIESEWETTER, Industrialisierung Sachsens (wie Anm. 4), S. 450–455; BEYER, Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus (wie Anm. 32), S. 92–156; BECHER, Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 17), passim.

³⁵ Vgl. BEYER, Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus (wie Anm. 32), S. 91 f.

Auch in Leipzig gab es hierbei wie in ganz Sachsen zu diesem Zeitpunkt noch große Zweifel an der Finanzierbarkeit und den Erfolgsaussichten des Eisenbahnbaus. Mit seiner im Oktober 1833 in der Messestadt veröffentlichten Schrift *Über ein sächsisches Eisenbahn-System als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahn-Systems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden*³⁶ schaffte es List, nicht nur bei den maßgeblichen städtischen, sondern auch staatlichen Stellen die Zweifel zu zerstreuen und deren Interesse am Bau einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden zu wecken. Diese für den Eisenbahnbau in ganz Deutschland „grundlegende“ Werbeschrift,³⁷ der zufolge die Leipzig-Dresdner Strecke nur den *Anfangs- und Anknüpfungspunkt* eines sich nach allen Richtungen verzweigenden gesamtdeutschen Eisenbahnnetzes bilden sollte, war von List geschickt arrangiert worden. So hatte er die Gesamtauflage von 500 Stück nicht nur an alle relevanten städtischen und staatlichen Entscheidungsträger kostenlos verteilt, er verknüpfte hierin auch erfolgreich die städtischen mit gesamt-sächsischen, ja sogar nationalen deutschen Interessen. Sein mit großem Enthusiasmus und Weitblick formuliertes Entwicklungspotenzial der Eisenbahn verfehlte seine Wirkung nicht: Sowohl von der sächsischen Regierung und den beiden Landtagskammern als auch von der Leipziger Stadtverordnetenversammlung erhielt List positive Rückmeldungen.

Im Leipziger Handelsbürgertum fiel Lists Vorstellung, die Messestadt im Zollverein zum zentralen Ort des Binnenhandels zu erheben, auf fruchtbaren Boden. „Führende Repräsentanten der Leipziger Wirtschaftselite“, wie die Kaufleute und Unternehmer bzw. Bankiers Wilhelm Seyfferth (1807–1881), Albert Dufour-Feronce (1798/99–1861), Carl Lampe (1804–1889), August Olearius (1789–1861) und Gustav Harkort (1795–1865), kontaktierten umgehend und „gleichsam elektrisiert“ List, um mit ihm „das weitere Vorgehen zu beraten“.³⁸ Mit breiter Unterstützung Leipziger Unternehmer und Privatpersonen wurden im November 1833 die sächsische Regierung und der Landtag um die notwendige gesetzgeberische Unterstützung, insbesondere für die erforderlichen Enteignungen beim Streckenbau, gebeten. Die sächsische Regierung bekundete auch umgehend ihre Bereitschaft, überließ die konkrete Umsetzung des Projektes aber den Leipziger Initiatoren selbst.

Mit einer weiteren Schrift, seinem *Aufruf an unsere Mitbürger in Sachsen*,³⁹ sorgte List 1834 für die notwendige, breite öffentliche Unterstützung, die sich nun sogar zu einem regelrechten ‚Eisenbahnfieber‘ steigerte, sodass mit großem öffent-

³⁶ FR[IEDRICH] LIST, *Über ein sächsisches Eisenbahn-System als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahn-Systems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden*, Leipzig 1833. Eine ausführliche Darstellung zusammen mit einem Abdruck der Schrift bietet BECHER, *Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie* (wie Anm. 17), S. 24–88.

³⁷ Vgl. BECHER, *Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie* (wie Anm. 17), S. 24.

³⁸ Vgl. SCHÖTZ, *Leipzig im Eisenbahnfieber* (wie Anm. 17), S. 256.

³⁹ *Aufruf an unsere Mitbürger in Sachsen die Anlage einer Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig betreffend*, Leipzig [1834].

lichen Interesse im Frühjahr 1834 in Leipzig ein Eisenbahnkomitee unter Vorsitz von Gustav Harkort gewählt wurde, das nunmehr für die Streckenplanung, die Bauvorbereitungen sowie die Kapitalakquisition verantwortlich zeichnete. Danach ging alles sehr schnell. Nach einer letzten mündlichen Verhandlung mit der sächsischen Regierung am 30. April 1834 erfolgte bereits am 6. Mai 1835 die Bestätigung der Statuten⁴⁰ der neu zu gründenden Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie sowie am 3. Juli 1835 die Verabschiedung eines ‚Expropriationsgesetzes‘, mit dem die für den Streckenbau notwendigen Grundstücksenteignungen und Entschädigungen geregelt wurden. Nur knapp eine Woche nach der offiziellen Bestätigung der Statuten konnte bereits am 14. Mai 1835 der Verkauf der Aktien starten und schon Anfang Juni 1835 traten die neuen Aktionäre zur ersten, konstituierenden Generalversammlung zusammen. Der hier gewählte Ausschuss wählte dann wiederum aus seinem Kreis das die Gesellschaft zukünftig führende Direktorium unter der Leitung von Gustav Harkort. Für Friedrich List selbst, mit dem sich „mehr und mehr Differenzen ergeben“ hatten, fand sich bereits zu diesem Zeitpunkt kein Platz mehr im Direktorium, sodass er zutiefst enttäuscht seinem Projekt den Rücken kehrte.⁴¹

Auch im Folgenden stand der Eisenbahnbau unter großem öffentlichem Interesse und war unter anderem in allen sächsischen Zeitungen das dominierende Thema.⁴² Am 1. März 1836 fand bei Machern der erste Spatenstich statt, und schon ein Jahr später, am 24. April 1837, konnte der erste Streckenabschnitt von Leipzig nach Althen in Betrieb genommen werden. Nach gerade einmal dreijähriger Bauzeit erfolgte am 9. April 1839⁴³ die Inbetriebnahme der gesamten Strecke.

⁴⁰ Die Statuten selbst wurden nach der konstituierenden ersten Hauptversammlung noch einmal geprüft und auf der zweiten Hauptversammlung im Juni 1836 abschließend verhandelt. Erst in dieser Form wurden sie dann per Dekret vom 20. März 1837 bestätigt und publiziert; vgl. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Für Dampfswagenreisende von Leipzig nach Dresden und von Dresden nach Leipzig, Leipzig [1838], S. 25. – Ohne Archivrecherchen kann auch im Folgenden nur auf die 1837 publizierte Version Bezug genommen werden, die ursprüngliche, vermutlich nur im Detail abweichende, am 6. Mai 1835 bewilligte Fassung konnte nicht eingesehen werden; vgl. Dekret wegen Bestätigung der Statuten der Leipzig-Dresdner Eisenbahncompagnie vom 20. März 1837, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1837, Dresden [1838], S. 26-43.

⁴¹ Vgl. z. B. SCHÖTZ, Leipzig im Eisenbahnfieber (wie Anm. 17), S. 256. Zu den Ursachen, insbesondere wohl die Weigerung des Eisenbahnkomitees und der Aktionäre, Lists weitreichende und ‚eigenmächtige‘ Pläne eines gesamtdeutschen Liniennetzes mitzutragen, vgl. HAASE, Wirtschaft und Verkehr in Sachsen (wie Anm. 34), S. 155, 159-164.

⁴² Vgl. SVEN BRÄCKE, Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in der öffentlichen Wahrnehmung und in Reiseberichten, in: Dresdner Hefte 117 (2014): 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn, S. 31-39, hier S. 39.

⁴³ Die feierlichen Eröffnungsfahrten am 7. und 8. April 1839 galten aus Sicht der Gesellschaft noch nicht als Inbetriebnahme, sondern erst der reguläre Fahrbetrieb ab dem 9. April. Zusammenfassend zu den ebenfalls sorgsam inszenierten Eröffnungsfahrten vgl. DANA RUNGE, Die Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn und die ersten Betriebsjahre, in: Dresdner Hefte 117 (2014): 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn, S. 20-30.

Die Leistungen des Eisenbahnkomitees bzw. -direktoriums bei diesem schon den Zeitgenossen als Jahrhundertbau geltenden Projekt sind nicht zu unterschätzen. Ohne „ein Vorbild, noch nennenswerte technische und ökonomische Erfahrungen, noch gesetzliche Grundlagen oder sonstige Anhaltspunkte“ hatten sie die erste, knapp 116 km lange deutsche Ferneisenbahn realisiert.⁴⁴ So war zwar 1825 in England mit der 40 km langen Route zwischen Stockton und Darlington die erste Eisenbahn der Welt in Betrieb gegangen, dampfbetriebene Lokomotiven spielten jedoch als Antriebsfahrzeuge noch eine untergeordnete Rolle. Auch in Deutschland waren die ersten, kürzeren Gleisstrecken erst einmal nur als Pferdebahnen betrieben worden, so z. B. im Ruhrgebiet die 1828 als erste deutsche Eisenbahn-Aktiengesellschaft ins Leben gerufene Deilthaler-Eisenbahngesellschaft, die spätere Prinz-Wilhelm-Eisenbahn.⁴⁵ Auch die am 7. November 1835 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnete, erste dampfbetriebene Eisenbahn in Deutschland kann mit ihren 6 km Strecke nur bedingt als Vergleich herangezogen werden. Zudem fand ihre Eröffnung erst statt, als die Gründung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie bereits im vollen Gange war. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn betrat also auf allen Gebieten Neuland, selbst die Eisenbahnschienen oder der für den Antrieb der Dampflokotiven notwendige Koks konnten anfänglich nur im Ausland bezogen werden, zu groß war noch der industrielle Rückstand, den Deutschland etwa im Vergleich zu England aufwies.

II. Aktien, Anleihen und Papiergeld:

Das innovative Finanzierungsmodell der Leipzig-Dresdner Eisenbahn

Auch bei der Frage, wie das ganze Projekt eigentlich finanziert werden sollte, musste die Leipzig-Dresdner Eisenbahn mit ihrem auf 2 Millionen Taler geschätzten Kapitalbedarf neue Wege finden. Hinsichtlich des mangelnden Forschungsstandes zur Finanzierung der großen Unternehmen während der frühen Phase der Industrialisierung bildet auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie keine Ausnahme. In der Literatur kann daher zumeist nur kurz erwähnt werden, dass die Gesellschaft zur Deckung ihres Kapitalbedarfs recht erfolgreich Aktien ausgegeben hat. Dass auch Anleihen und sogar Papiergeld hier eine große Rolle spielten, findet hingegen nur selten Erwähnung.⁴⁶ Wie innovativ die von der Leipzig-

⁴⁴ Hier zitiert: BECHER, Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 17), S. 102.

⁴⁵ Zu den frühen Eisenbahngründungen vgl. beispielsweise ebd., S. 6-23; BEYER, Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus (wie Anm. 32), S. 11 f.

⁴⁶ Das Papiergeld der Leipzig-Dresdner Eisenbahn spielte daher bislang nur in Publikationen von bzw. für Sammler eine Rolle, wobei durchgehend die in der älteren Literatur aufgestellten Thesen und Vermutungen kolportiert werden. Ein Rückgriff auf Primärquellen konnte in der Literatur nicht gefunden werden. Auf die Aktien und Anleihen geht zudem bislang nur ein kürzerer Aufsatz des Dresdner Wertpapiersammlers Edgar Richter ein: EDGAR RICHTER, Zur Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, in: Geldscheine und Wertpapiere. Jahrbuch 1992, S. 35-43. Die dort ge-

Dresdner Eisenbahn gefundene Lösung war, ihr Finanzierungskonzept auf drei durchweg noch neue Finanzpapiere zu stellen, ist dementsprechend noch nicht näher gewürdigt worden.

Die wichtige konzeptionelle Schrift Friedrich Lists von 1833⁴⁷ fehlt aufgrund ihrer großen Bedeutung für den sächsischen wie deutschen Eisenbahnbau zwar in kaum einer Publikation, dass List hier aber auch in sehr ausführlicher Form Ideen entwickelte, wie der Eisenbahnbau trotz des vorherrschenden Kapitalmangels finanziert werden könne, tritt jedoch zumeist zurück. So hatte List bereits 1833 erkannt, dass es nicht allein darum gehen konnte, die ökonomischen und politischen Eliten vom gesamtwirtschaftlichen Nutzen des Eisenbahnbaus zu überzeugen, sondern dass man vielmehr die gesamte Bevölkerung mobilisieren musste, damit diese ihr Geld in die neuen Aktiengesellschaften investierte.

Dieser Mobilisierung des privaten Kapitals diene mit Sicherheit auch die von Beginn an intensiv betriebene Öffentlichkeitsarbeit der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.⁴⁸ Dass ein Großteil der Werbeschrift von List sich der Frage nach der Finanzierbarkeit der geplanten Eisenbahnstrecke von Leipzig nach Dresden im Speziellen und eines gesamtdeutschen Eisenbahnnetzes im Allgemeinen widmete, spiegelt die schwierige Lage sowohl des deutschen wie sächsischen Kapitalmarktes wider, die auf solche Großprojekte nicht ausgelegt waren.

Auch in Sachsen, bzw. in Leipzig als dem sächsischen Handelszentrum, waren Banken und Geldmarkt noch nicht weit genug entwickelt, um die neuen Anforderungen der im Zuge der aufkommenden Industrialisierung rasch expandierenden Wirtschaft zu erfüllen.⁴⁹ Der Kapitalmarkt und seine Institutionen befanden sich vielmehr noch in einem gerade erst an Fahrt gewinnenden und tiefgreifenden Wandlungsprozess, weg von den bisherigen durch private Geschäftshäuser und Großkaufleute geführten, kleinen Bankhäusern mit zumeist nur eingeschränktem lokalem Aktionsradius hin zu den großen kapitalkräftigen und überregional agierenden Banken auf Aktienbasis. Da die kleinen privaten Bankhäuser gerade bei größeren Projekten die unabsehbaren Risiken der noch jungen Industrialisierung scheuten bzw. gar nicht über die notwendigen Kapitalrücklagen verfügten, waren die frühen Unternehmensgründer vor allem darauf angewiesen, auf eigene oder familiäre Vermögensressourcen zurückzugreifen.

benen Informationen können angesichts der ausstehenden Grundlagenforschung nur erste Anhaltspunkte geben und sind zudem, wie im Folgenden noch gezeigt wird, nicht in allen Fällen zuverlässig.

⁴⁷ Vgl. LIST, Sächsisches Eisenbahn-System (wie Anm. 36).

⁴⁸ Zur großangelegten Öffentlichkeitsarbeit vgl. z. B. BRACKE, Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in der öffentlichen Wahrnehmung (wie Anm. 42); BECHER, Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 17), S. 104-122.

⁴⁹ Zur Entwicklung des Finanz- und Kapitalmarktes in Sachsen bzw. in Leipzig im Rahmen der Industrialisierung vgl. SCHÄFER, Wirtschaftsgeschichte Sachsens (wie Anm. 4), S. 48-53; MARKUS A. DENZEL, Messe- und Finanzplatz, in: Schötz, Geschichte der Stadt Leipzig 3 (wie Anm. 17), S. 235-245, 927 f., hier S. 243-245.

Auch die sich so sehr im Leipziger Eisenbahnbau engagierenden Gustav Har-kort, Wilhelm Seyfferth und Albert Dufour-Feronce betrieben neben ihren eigentlichen Unternehmen private Bankhäuser. Von ihnen gingen wichtige Impulse zur Entwicklung des Geld- und Zahlungsverkehrs aus, und sie gehörten auch 1856 zu den Gründern der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt (ADCA) in Leipzig, die als Aktienbank erstmals eine große Bedeutung für die Finanzierung der weiterhin stark wachsenden Industrie entfalten konnte.

Das Notenbankwesen war in Sachsen zur Zeit der Gründungsphase der Leip-zig-Dresdner Eisenbahn ebenfalls noch völlig unterentwickelt. Lange Zeit ließ die sächsische Regierung keine Notenbankgründung zu, sondern gab stattdessen seit 1772 eigenes staatliches Papiergeld aus, dessen Gesamtmenge seit 1818 bei 2,5 Mil-lionen Talern lag.⁵⁰ 1824 erhielt dann der Leipziger Kassenverein, eine Vereinigung Leipziger Handelshäuser, erstmalig in Sachsen die staatliche Konzession zur Aus-gabe eigener Banknoten. Der auf die Bedürfnisse der Leipziger Großkaufleute fokussierte Geschäftsradius sowie das geringe Geschäftskapital des Kassenvereins waren für größere Unternehmungen allerdings nicht geeignet. Auch der 1827/28 aus dem Leipziger Kassenverein hervorgegangenen und als Aktiengesellschaft be-triebenen Leipziger Discontokasse, die ebenfalls als Notenbank fungieren durfte, waren mit einem Geschäftskapital von 250 000 Talern enge Grenzen vorgegeben.

Die schon seit längerem aufgekomenen Forderungen zur Gründung einer zentralen Notenbank in Sachsen lehnte die sächsische Regierung weiterhin ve-hement ab. 1839 durfte aber zumindest in Leipzig eine erste größere, aktienbasierte Notenbank gegründet werden: die unter Regierungsaufsicht stehende Leipziger Bank (Abb. 3). Mit einem Aktienkapital von 1,5 Millionen Talern versehen konnte die Leipziger Bank bereits einen deutlich größeren Geschäftskreis ent-wickeln und auch mit ihren ‚nur‘ noch auf 20 Taler lautenden Banknoten kam sie den realen Bedürfnissen des Zahlungsverkehrs weitaus näher. Die Bank war zwar nominell mit einem unbegrenzten Notenprivileg ausgestattet, die ihr auferlegten hohen Deckungsvorschriften – für die ausgegebenen Banknoten war mindestens eine Zweidritteldeckung in Bargeld bzw. Silber- und Goldbarren vorgeschrieben⁵¹ – setzten ihr aber ebenfalls deutliche Grenzen. Damit war auch die Leipziger Bank noch nicht wirklich auf eine Ausdehnung der Geldmenge ausgelegt, sondern sollte mit ihren papierernen Zahlungsmitteln wohl vorrangig den Zahlungsverkehr er-leichtern. So durfte die Leipziger Bank z. B. 1855 ihr Aktienkapital auf 3 Millionen Taler erhöhen, ihr durchschnittlicher Notenumlauf lag zu dieser Zeit aber quasi bei fast demselben Betrag: 1854 bei 3,1 Millionen und 1860 bei 3,4 Millionen Talern.⁵²

⁵⁰ Mit weiterführenden Literaturverweisen: METASCH, Papiergeld und Banknoten in Sachsen (wie Anm. 24), S. 16-19, 21-23.

⁵¹ Vgl. Dekret wegen Bestätigung der Statuten der Leipziger Bank vom 12. März 1839, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1839, Dresden [1840], S. 56-81, § 38.

⁵² Zum Notenumlauf der Leipziger Bank vgl. HEINZ FENGLER, Geschichte der deutschen Notenbanken vor Einführung der Mark-Währung, Regensburg 1992, S. 54.

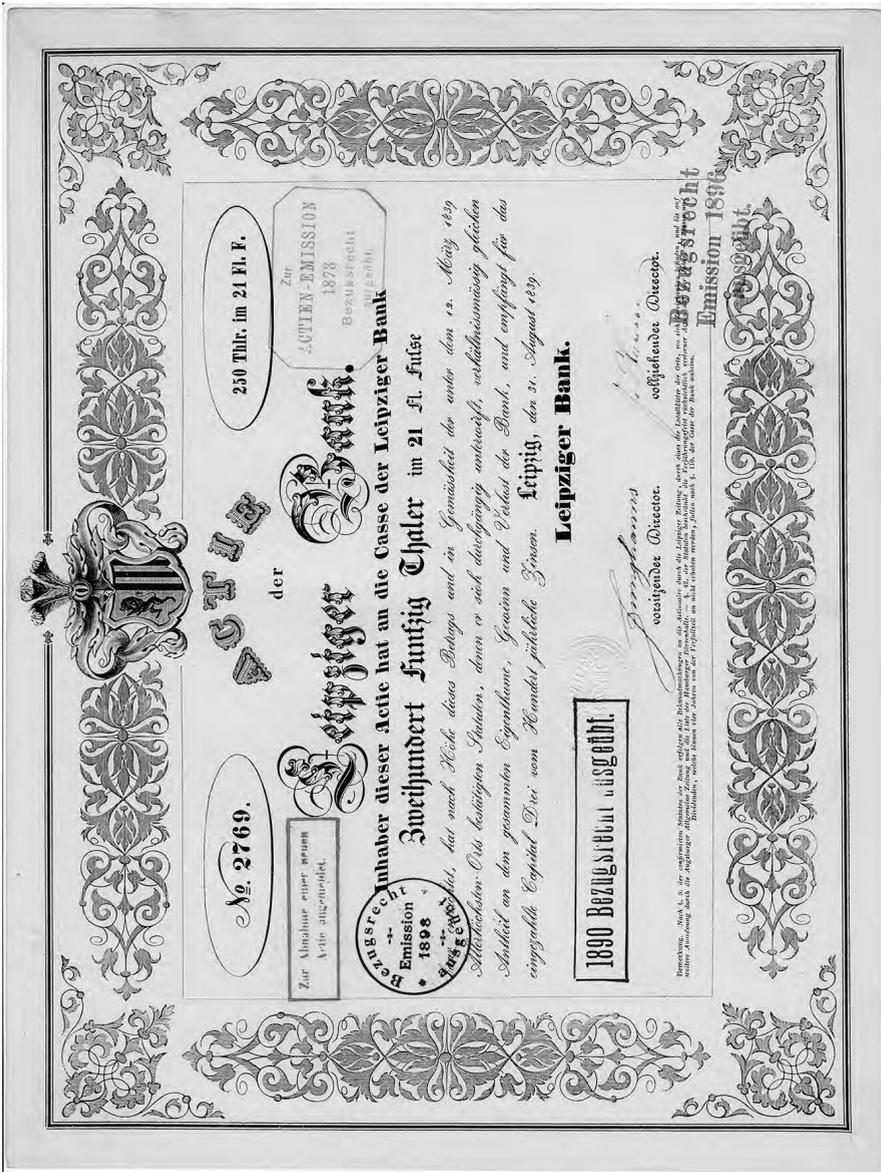


Abb. 3: Gründungsaktie der Leipziger Bank von 1839, 250 Taler im 21-Gulden-Fuß.

In der Gründungsphase der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie Mitte der 1830er-Jahre existierte also für den notwendigen hohen Finanzierungsbedarf kein geeignetes Bankhaus bzw. keine Notenbank, und auch der Staat hielt sich finanziell bedeckt. Die sächsische Regierung förderte zwar bereitwillig den Eisenbahnbau, indem sie vor allem im Bereich der Legislative (vgl. das Entschädigungsgesetz) die notwendigen Rahmenbedingungen schuf, sie war aber nicht bereit bzw.

in der Lage, sich auch finanziell am industriellen Aufbau zu beteiligen.⁵³ Überhaupt fehlte dem Staat zu diesem Zeitpunkt noch immer eine langfristige wirtschaftspolitische Konzeption für die weitere industrielle Entwicklung der Industrialisierung, unter anderem weil man in Regierungskreisen davon ausging, die Wirtschaft würde sich schon allein finanzieren. Noch ganz im herkömmlichen merkantilistischen Sinne war zwar 1833 ein staatlicher Fond zur Vergabe zinsgünstiger Kredite und kleinerer Zuschüsse an Wirtschaftsunternehmen eingerichtet worden, mit nur knapp 60 000 Talern versehen entsprach dieser aber nicht ansatzweise den Erfordernissen größerer Unternehmungen, geschweige denn des Eisenbahnbaus.

Alles in allem herrschten also auch in Sachsen keine besonders günstigen Voraussetzungen für den enorm kapitalintensiven Eisenbahnbau. Da für die Finanzierung weder die Banken noch öffentliche Gelder zur Verfügung standen, musste die Gesellschaft auch bei der Kapitalaufbringung neue Wege beschreiten, und sie fand eine Lösung hier in drei für Deutschland noch recht neuen, innovativen Finanzinstrumenten: Aktien, Anleihen und Papiergeld.

1. Die Aktien der Leipzig-Dresdner Eisenbahn

Wie schon in Lists ‚Gesetzentwurf‘ von 1833 vorgedacht, war auch für das Leipzig-Dresdner Eisenbahnkomitee die gewählte Betriebsform als Aktiengesellschaft die Hauptstütze des Finanzierungsmodells. Das Komitee, das den Kapitalbedarf 1835 mit 2 Millionen Taler veranschlagte, hoffte, dieses Geld vorrangig über die Ausgabe von Aktien im Gesamtwert von 1,5 Millionen Talern aufbringen zu können, war sich dabei aber bewusst, dass dies Schwierigkeiten mit sich bringen könnte.⁵⁴ Die restlichen 500 000 Taler sollten über eine eigene Papiergeldausgabe gedeckt werden.

Die gewählte Form der Aktiengesellschaft – nach Theodor Mommsen „einer ingeniosen Schlüsselinnovation des 19. Jahrhunderts“⁵⁵ – eröffnete auch der Leipzig-Dresdner Eisenbahn ganz neue Zugänge zum Kapitalmarkt, war aber noch mit großer Skepsis versehen und galt noch nicht gerade als ‚Erfolgsmodell‘.⁵⁶ Nur

⁵³ Zur staatlichen Gewerbepolitik vgl. SCHÄFER, *Wirtschaftsgeschichte Sachsens* (wie Anm. 4), S. 53-55; RUDOLF BOCH, *Staat und Industrialisierung im Vormärz: Das Königreich Sachsen (mit Vergleichen zu Preußen)*, in: Manfred Hettling/Uwe Schirmer/Susanne Schötz (Hg.), *Figuren und Strukturen. Historische Essays für Hartmut Zwahr zum 65. Geburtstag*, München 2002, S. 355-371; KIESEWETTER, *Industrialisierung Sachsens* (wie Anm. 4), S. 485-572.

⁵⁴ Vgl. *Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens. Denkschrift zur Feier des 8. April 1864*, hrsg. auf Veranlassung des Directoriums, Leipzig [1864?], S. 24.

⁵⁵ Zitiert nach OTTO, *Integrationsprozesse* (wie Anm. 1), S. 262.

⁵⁶ Für Sachsen vgl. SCHÄFER, *Wirtschaftsgeschichte Sachsens* (wie Anm. 4), S. 51-53; JOSEF MATZERATH, „Geld, Credit, Speculationsgeist“. Eine vormärzliche Debatte über ein Aktiengesetz für Sachsen, in: Ders., *Aspekte sächsischer Landtagsgeschichte. For-*

wenige Unternehmen wählten diesen „Schritt zur anonymen Kapitalgesellschaft“. Nicht nur, dass viele Aktiengesellschaften sich bislang nur kurzzeitig als überlebensfähig erwiesen hatten, die Unternehmer sorgten sich auch vor dem Einfluss der Aktionäre, die durchaus ganz anderen Interessen folgten und sich letztlich ihre Gewinne ausschütten ließen, statt sie wieder direkt im Unternehmen zu investieren. Und auch die Anleger scheuten die unabwägbaren Gefahren und wählten stattdessen möglichst risikoarme Anlageformen.⁵⁷ „Bis in die 1840er-Jahre hinein wurden [daher] an den deutschen Börsen fast ausschließlich staatliche Anleihepapiere gehandelt“.⁵⁸

Nur allmählich entwickelte sich auch in Sachsen ein Aktienmarkt. Wie bei allen Wertpapieren musste auch die Ausgabe von Aktien und Anleihen vom Staat konzessioniert werden. Die sächsische Regierung verpasste dabei zwar eine „gesetzliche Liberalisierung des Aktienrechts“ mittels eines regulierenden Aktiengesetzes, war dafür aber bei der Bewilligung von Aktiengesellschaften im deutschlandweiten Vergleich „recht großzügig“.⁵⁹ Als vermutlich erste, zumindest aber erste größere Aktiengesellschaft in Sachsen gilt die 1819 in Leipzig gegründete Feuerversicherungsgesellschaft.⁶⁰ Eine zweite größere Aktiengesellschaft folgte 1824 dann ebenfalls in Leipzig mit der Elb-Amerikanischen Compagnie, die aber nicht einmal vier Jahre bestand.⁶¹ 1837, als die sogenannte amerikanische Handelskrisis auch in Sachsen zu einem Einbrechen der Konjunktur und vieler Aktienkurse führte,⁶² existierten hier bereits 21 Aktiengesellschaften, mehr als z. B. im deutlich größeren Preußen. Gerade durch die Impulse aus dem Eisenbahnbau nahm die Gründung von Aktiengesellschaften dann ab 1840 deutschlandweit an Intensität zu.⁶³

mierungen und Brüche des Zweikammerparlaments (1833–1868), Dresden 2007, S. 25–30; FORBERGER, Die industrielle Revolution in Sachsen 2/1 (wie Anm. 4), S. 427–433.

⁵⁷ Dies hat z. B. auch KIESEWETTER, Industrialisierung Sachsens (wie Anm. 4), S. 491 bei der Analyse des Anlageverhaltens bei den durch die preußischen Agrarreformen und bäuerlichen Ablösungen in den 1820er- und 30er-Jahren frei gewordenen Kapitalien beobachtet.

⁵⁸ Vgl. OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1), S. 262.

⁵⁹ Vgl. SCHÄFER, Wirtschaftsgeschichte Sachsens (wie Anm. 4), S. 51 f.; zum nicht umgesetzten Aktiengesetz: MATZERATH, Aktiengesetz (wie Anm. 56).

⁶⁰ Zur Firmengeschichte vgl. VOLKER WEISS (Red.), Die Vergangenheit bewahren – die Zukunft gewinnen. Festschrift der Alten Leipziger Versicherung Aktiengesellschaft zum 175jährigen Jubiläum. 1819–1994, Oberursel 1994, mit der Abbildung einer der Namensaktien vom 1. Juni 1819 über 1 000 Taler im 20-Gulden-Konventionsfuß auf S. 25.

⁶¹ Zu deren Aktien vgl. FRANK METASCH, Die „Elb-Amerikanische Compagnie“ in Leipzig (1824–1828). Eine kurze Firmengeschichte, in: Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie 31 (2019), S. 43–52. Hier auch Literaturverweise auf die einschlägigen wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten von Jörg Ludwig zur Elb-Amerikanischen Compagnie.

⁶² Vgl. BOCH, Staat und Industrialisierung (wie Anm. 53), S. 361.

⁶³ Vgl. z. B. FENGLER, Numismatik und Wertpapiere (wie Anm. 30), S. 50.

Der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie kommt somit nicht nur wegen ihrer hohen Kapitalsumme, sondern auch wegen ihrer frühen Entscheidung für die Form einer Aktiengesellschaft eine besondere Rolle zu. Die große Schwierigkeit bestand nun für die Eisenbahngesellschaft darin, auch den Staat und die Öffentlichkeit von dieser neuen Anlageform zu überzeugen. Und auch hier stellte List in seiner Schrift von 1833 bereits ausführliche Vorüberlegungen an.⁶⁴ Friedrich List zufolge sollte der Staat nicht nur den notwendigen legislativen Rahmen für den Bau von Eisenbahngesellschaften schaffen – einen entsprechenden Gesetzentwurf liefert er gleich mit –, sondern er sollte auch eine 4-prozentige Dividende garantieren. Bereits List hatte also erkannt, dass Aktien – wie auch Teilschuldverschreibungen – als sogenannte Beteiligungspapiere das große Potenzial boten, dass nicht nur Banken oder vermögende Personen ihr Kapital investierten, sondern auch eine breitere Öffentlichkeit, sofern man die notwendigen Voraussetzungen und Anreize schuf. Damit sich beispielsweise auch die sächsischen Kommunen an der Aktienzeichnung beteiligen könnten, forderte List von der Regierung, ihnen die gesetzlichen Möglichkeiten zu schaffen, öffentliche Gelder zu investieren und dafür nötigenfalls sogar Schulden aufzunehmen.

Ein wichtiges Fundament sah List aber vor allem in der sächsischen Bevölkerung selbst.⁶⁵ Aus seiner Sicht würde der Eisenbahnbetrieb mit den zu erwartenden Geldflüssen sich eigentlich selbst finanzieren: *Die ganze Masse der Bevölkerung findet die Möglichkeit, an dem Unternehmen Theil zu nehmen, in dem Unternehmen selbst. Der Gewerbsmann wird durch vermehrte Geschäfte für die Canalarbeiter, der Landbauer durch vermehrten Absatz seiner Producte, der Arbeiter durch das Tagelohn in den Stand gesetzt, Aktien zu nehmen und zu bezahlen.* Damit auch wirklich breite Bevölkerungsteile an den von ihm prognostizierten hohen Gewinnen partizipieren würden, sollte bei der Subskription einer Aktie zudem nicht gleich der gesamte Betrag gezahlt werden müssen, sondern in Raten von 10 Talern abgezahlt werden können.

Auch wenn schlussendlich nicht alle Vorüberlegungen Lists umgesetzt wurden, zeigen sich bei den ausgegebenen Aktien der Leipzig-Dresdner Eisenbahn doch viele Parallelen zu seinen Ideen, um die Attraktivität der auszugebenden Wertpapiere zu erhöhen.⁶⁶ Im Gegensatz zur Feuerversicherungsgesellschaft und zur Elb-Amerikanischen-Companie, deren Papiere noch über 1 000 bzw. 500 Taler lauteten, verteilte das Eisenbahnkomitee die Kapitalsumme von 1,5 Millionen Talern auf 15 000 Aktien zu 100 Talern, wobei es ganze Aktien zu 100 und halbe, dann aber nicht stimmberechtigte Papiere zu 50 Talern gab.⁶⁷ Bei Zeichnung der

⁶⁴ Vgl. LIST, Sächsisches Eisenbahn-System (wie Anm. 36), hier insbesondere Art. VI–VIII, XI, XVI und XVIII seines *Entwurf[s] eines Gesetzes zum Zweck der Bildung von Aktien-Gesellschaften zu Erbauung einer Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden und zu Anlegung von Eisenbahnen im Königreich Sachsen überhaupt.*

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 25 f.

⁶⁶ Zu den Aktien sowie Aktionärsrechten vgl. die entsprechenden Paragraphen in den Statuten vom 6. Mai 1835, insbesondere § 1–12; Dekret vom 20. März 1837 (wie Anm. 40).

⁶⁷ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 24.

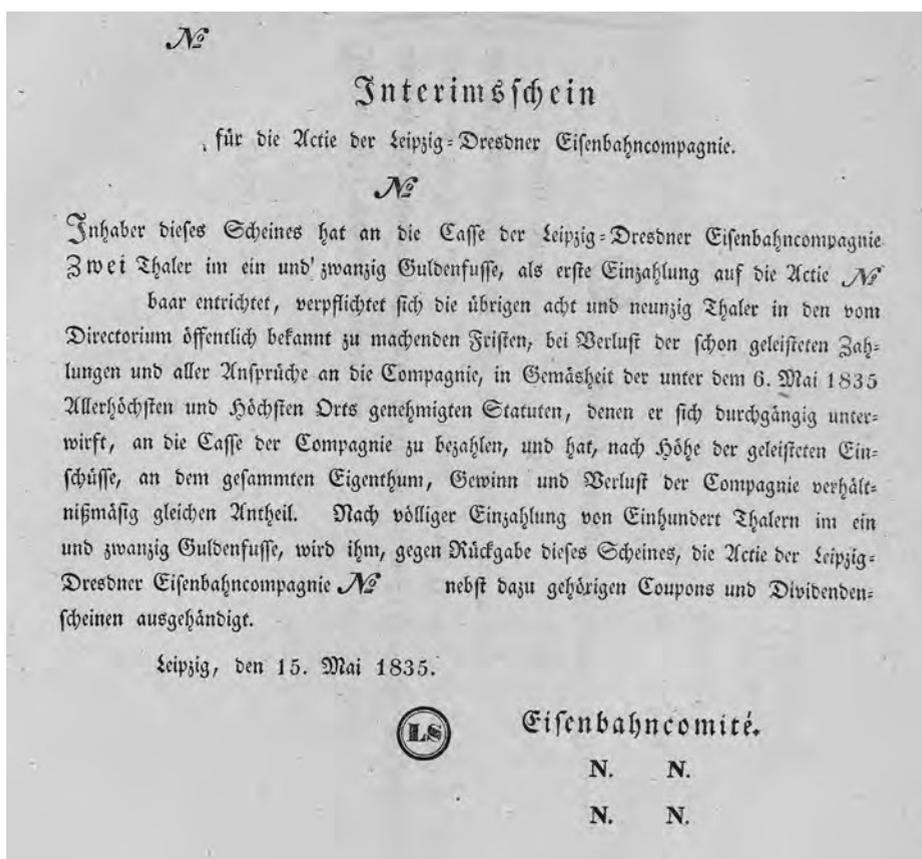


Abb. 4: Formular eines Interimsscheins vom 15. Mai 1835 für eine Actie der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie.

Vollaktien waren gerade einmal 2 Prozent der Summe (2 Taler) direkt bar zu entrichten, der Rest konnte *in Raten von höchstens zehn Procent*⁶⁸ beglichen werden. Bis zur vollständigen Bezahlung der Aktien erhielt jeder Aktionär einen *Interimsschein* (Abb. 4), auf dem seine Ratenzahlungen vermerkt wurden und der ihm bereits die Wahrnehmung aller Rechte, aber auch Verbindlichkeiten garantierte. Eine staatliche Garantie für eine Mindestdividende ist zwar nicht erreicht worden, dafür versprochen die Aktien aber zusätzlich zur jährlichen Gewinnbeteiligung in Form einer Dividende auch eine aus heutiger Sicht ungewöhnliche feste Verzinsung von jährlich 4 Prozent, wofür jede Actie mit einem speziellen Kuponbogen versehen wurde.⁶⁹

⁶⁸ Vgl. Statuten vom 6. Mai 1835, § 3; Dekret vom 20. März 1837 (wie Anm. 40).

⁶⁹ Vgl. ebd., § 9. In der Anfangszeit der Aktien sollte dieses doppelte Gewinnversprechen aus einer in seiner Höhe ungewissen Dividende und einer festen Zinsgarantie sicherlich die Bereitschaft erhöhen, Kapital in diese noch rechte neue Anlageform zu investieren,

Im Gegensatz zur älteren, schwerfälligen Form der Namensaktie handelte es sich bei allen Wertpapieren der Leipzig-Dresdner Eisenbahn ausschließlich um Inhaberpapiere, das heißt, beim Verkauf musste nicht mehr aufwendig und eventuell sogar noch kostenpflichtig der auf die Aktie eingetragene Name des Besitzers geändert werden, sondern alle Rechte gingen formlos auf den jeweiligen Käufer über. Wer dabei die Aktien im Einzelnen gezeichnet hat und woher also das aufgewendete Kapital stammte, ist unbekannt.⁷⁰ Eigenen Aussagen der Eisenbahngesellschaft zufolge waren im Mai 1835 10 Prozent der Aktien für *das königliche Haus und die Ministerien* reserviert worden. Da aber nicht einmal ein Viertel der betreffenden 1 500 Papiere abgerufen wurde, haben aus dieser Reserve die Städte Leipzig und Dresden jeweils 200 Aktien erwerben können, weitere 788 Stück wurden in Leipzig und Dresden *versteigert*.⁷¹

Die Aktien lagen anfänglich noch nicht gedruckt vor, sondern nur in Form der angesprochenen Interimsscheine. Der Druck der endgültigen Papiere sollte sicherlich erst erfolgen, nachdem die erste, konstituierende Generalversammlung der Aktionäre die Statuten abschließend bestätigt hatte.

Die Hoffnungen Lists, dass auch bei den Aktien weite Teile der Bevölkerung an den Gewinnen des Eisenbahnbaus partizipieren würden, scheinen sich nicht in dem Maße erfüllt zu haben. Trotz 15 000 ausgegebener Aktien fanden sich zur ersten Generalversammlung am 5. Juni 1835 im Gewandhaus nur 217 Aktionäre ein, die gerade einmal 926 Stimmen auf sich vereinten.⁷² Da die Statuten (§ 12) maximal 10 Stimmen für einen Aktienbesitzer (hier ab 150 Aktien) vorsahen, dürfte sich das Kapital also vorrangig auf Großaktionäre verteilt haben, denn mit 7 233 vorgelegten Interimsscheinen repräsentierten diese 217 Aktionäre bereits die Hälfte des Aktienkapitals.⁷³

insbesondere da die Kurse der Aktie ja nicht voraussehbar waren und jederzeit mit Kursverlusten gerechnet werden musste. Schon die Elb-Amerikanische Compagnie nutzte dieses doppelte Gewinnversprechen; vgl. METASCH, *Elb-Amerikanische Compagnie* (wie Anm. 61), S. 48 f.

⁷⁰ Obwohl auch die Aktien der Elb-Amerikanischen Compagnie anonyme Inhaberpapiere waren, ist es Jörg Ludwig in mustergültiger Weise gelungen, anhand der Archivüberlieferung einen Großteil der Gründungsaktionäre zu ermitteln und prosopografisch auszuwerten; vgl. JÖRG LUDWIG, *Der Handel Sachsens nach Spanien und Lateinamerika 1760–1830. Warenexport, Unternehmerinteressen und staatliche Politik*, Digitale Fassung 2014, S. 157–170, online: nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-150345 [Zugriff 7. Juli 2021]. Entsprechende Grundlagenforschungen für andere Großunternehmen wie die Leipzig-Dresdner Eisenbahn stehen noch aus.

⁷¹ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 26 f.

⁷² Vgl. ebd., S. 27.

⁷³ Laut ebd., S. 55 waren analog zu den Aktien 15 000 Interimsscheine ausgegeben worden. Gewisse Unsicherheiten in der Interpretation zeigen sich hier durch die unbekanntenen Modalitäten hinsichtlich der halben Aktien zu 50 Talern. Diese verliehen ja ausdrücklich kein Stimmrecht, sodass sich zumindest theoretisch ein großer Teil der nicht zur Generalversammlung vorgelegten bzw. nicht zur Teilnahme berechtigten Interimsscheine im Besitz von Kleinaktionären befunden haben kann.

Voraussetzung zur Einberufung dieser ersten Generalversammlung war, dass mindestens die Hälfte des Aktienkapitals gezeichnet worden ist, eher durfte sich die Gesellschaft nicht konstituieren. Wie schon zuvor List, hatte auch das Eisenbahnkomitee verschiedene Regelungen vorgesehen, wenn, wie man erwartete, nicht gleich bei der ersten Aktienzeichnung genügend Kapital zusammenkäme. Als am 14. Mai 1835 im Büro des Eisenbahnkomitees im *Kramerhaus* der Verkauf startete, gingen die Komiteemitglieder davon aus, dass es *mehrere Tage, ja Wochen* dauern würde, bis die notwendige Mindestsumme erzielt wäre. Sie waren daher selbst überrascht, bereits am ersten Tag fast die gesamte Aktienmenge verkauft zu haben. Da niemand mit diesem Erfolg gerechnet hatte, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal die notwendige Zahl an Interimsscheinen vorrätig.⁷⁴

Leider ist wie bei so vielen frühen Wertpapieren bislang kein einziges Originalstück oder zumindest Musterdruck der Leipzig-Dresdner Eisenbahnaktien bekannt, sodass zur grafischen Gestaltung keine Aussagen möglich sind.⁷⁵ Den am 20. März 1837 veröffentlichten Statuten sind Formulare der Aktien (Abb. 5), Kupons und Interimsscheine beigelegt worden, sodass zumindest der Wortlaut der Papiere bekannt ist.⁷⁶ Laut Edgar Richter sollen die gedruckten Aktien das Ausgabedatum des 1. Januar 1836 getragen haben,⁷⁷ was aber recht unwahrscheinlich klingt. Denn dann wären die Aktien auf ein Datum gesetzt worden, das noch vor der die Statuten bestätigenden Generalversammlung vom 5. Juni 1836 bzw. der abschließenden Veröffentlichung durch das Dekret vom 20. März 1837 gelegen hätte. Im Dekret selbst sind bezeichnenderweise die Datierungen der Aktien und Kupons noch freigelassen worden, nur die Interimsscheine sind auf den 15. Mai 1835 datiert.

So groß der Erfolg bei der Aktienzeichnung am 14. und 15. Mai 1835 auch war, genauso schnell sollte sich zeigen, dass das aufgenommene Kapital von 1,5 Millionen Talern zum Bau der Eisenbahnstrecke nicht ausreichen würde, insbesondere da auch das genehmigte Papiergeld in Höhe von 500 000 Talern während der frühen Bauphase noch nicht ausgegeben werden durfte und dementsprechend in der Gesamtkalkulation fehlte. Bereits am 15. Juni 1837 musste auf der dritten

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 26.

⁷⁵ Das Dekret vom 20. Juni 1857 bietet mit dem auf S. 111 abgedruckten und zu diesem Zeitpunkt gültigen Musterformular zumindest einen Eindruck über das Aussehen der Dividendscheine; vgl. Dekret wegen Bestätigung eines Nachtrags zu den Statuten der Leipzig-Dresdner Eisenbahncompagnie vom 20. Juni 1857, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1857, Dresden [1858], S. 110 f.

⁷⁶ Vgl. Dekret vom 20. März 1837 (wie Anm. 40).

⁷⁷ Vgl. RICHTER, Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 46), S. 37 f. – Richter ist hier aber nicht vollständig zu trauen, wie verschiedene Fehler in seinem Aufsatz belegen: So sollen laut ihm zur Deckung des anfänglichen Grundkapitals 50 000 Aktien à 100 Taler kreiert worden sein, was nicht nur gegen die Quellenüberlieferung spricht, sondern auch die aufgenommene Kapitalsumme von 1,5 Millionen Talern deutlich übersteigen würde. Zudem sollen die Aktien im Mai 1835 laut ihm auch von der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt verkauft worden sein, die erst 1856 gegründet worden ist.

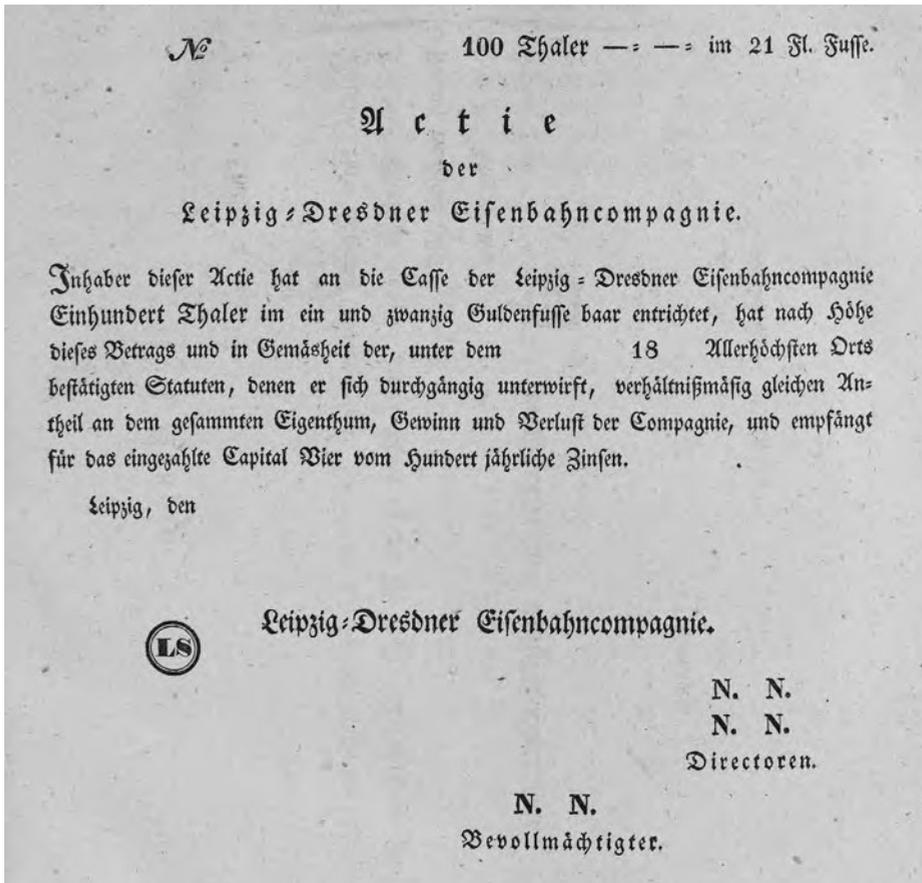


Abb. 5: Formular von 1837 einer Actie der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Taler im 21-Gulden-Fuß.

Generalversammlung der Gesellschaft eine Kapitalerhöhung von 3 Millionen Talern auf insgesamt 4,5 Millionen Taler beschlossen werden.⁷⁸ Schon im Vorfeld der hitzig geführten Generalversammlung hatte die angekündigte Erhöhung zu heftigen Debatten in der Presse geführt. Die bisherigen Aktionäre bangten dabei nicht nur um den Gesamterfolg des Unternehmens, die zu erzielenden Gewinne würden sich zukünftig dann auch auf eine dreimal so große Aktionärszahl verteilen. Die unvermeidliche Kapitalerhöhung von 3 Millionen Talern erfolgte durch die Ausgabe weiterer 30 000 Aktien à 100 Taler, wobei es keine Hinweise gibt, ob an der Praxis der Halbaktien zu 50 Talern festgehalten worden ist.

⁷⁸ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 54-62.

Verschiedene Bauvorhaben, unter anderem eines Maschinenhauses und Verwaltungsgebäudes in Leipzig, erforderten dann ausgerechnet in den krisen-gezeichneten Revolutionszeiten von 1848, die den Kapitalmangel ohnehin enorm verschärft hatten und die auch an den Aktienkursen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn nicht spurlos vorübergegangen waren,⁷⁹ eine weitere Erhöhung des Aktienkapitals um 500 000 Taler auf nunmehr 5 Millionen Taler. Ausgegeben wurden wiederum 5 000 Aktien à 100 Taler, die auch weiterhin mit jährlich 4 Prozent verzinst waren. Damit die Gesellschaft in diesen schwierigen Zeiten überhaupt noch ihren Zahlungsverpflichtungen nachkommen konnte, musste sie unter anderem auch ihre neukreierten Aktien verpfänden bzw. diese *zum Nominalwerthe an Zahlungsstatt*, also als Zahlungsmittel, einsetzen. Diesmal gestaltete es sich auch deutlich schwieriger, die Papiere auf dem Kapitalmarkt zu platzieren: Immerhin 3 000 Stück konnten bis Ende 1849 verkauft werden, die restlichen 2 000 sollten erst einmal *als Reserve für weiteren Bedarf an Betriebsmitteln und dergleichen zurückbehalten* werden.⁸⁰

Eine letzte Erhöhung des Aktienkapitals erfolgte 1866 auf Beschluss der Generalversammlung vom 23. März 1865.⁸¹ Die für den geplanten Bau und Anschluss der Borsdorf-Döbeln-Meißner Eisenbahn an das Liniennetz der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft kalkulierten 8,5 Millionen Taler sollten unter anderem durch die Ausgabe von weiteren 25 000 Stammaktien à 100 Taler⁸² aufgebracht werden. Das gesamte Aktienkapital belief sich nunmehr also auf 7,5 Millionen Taler (vgl. Tab. 1).

⁷⁹ 1848 sank der Aktienkurs aufgrund der *allgemeine[n] Erschütterung des Credits* auf einen Tiefpunkt von 86 Prozent des Nominalwertes; vgl. ebd., S. 108 f. – Eine Auflistung des Aktienkurses zwischen 1835 und 1863 lag der Festschrift als Beilage bei (verwendet wurde hier das Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek).

⁸⁰ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 107-109.

⁸¹ Vgl. Dekret wegen Bestätigung des vierten Nachtrags zu den Statuten der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom 16. Januar 1866, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1866, Dresden [1867], S. 7-14.

⁸² Laut. RICHTER, Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 46), S. 38 tragen diese das Ausgabedatum 1. Januar 1869.

Emis-sion ⁸³	Aufteilung	Nummerierung	Ver-zinsung	Kapitalsumme
1835	15 000 Aktien in Form von Vollaktien à 100 bzw. Halbaktien ⁸⁴ à 50 Taler im 21-Gulden-Fuß	[1–15 000]	4 %	1,5 Millionen Taler
1837	30 000 Aktien à 100 Taler [im 21-Gulden-Fuß]	[15 001–45 000]	[4 %]	+ 3 Millionen Taler = 4,5 Millionen Taler
1848	5 000 Aktien à 100 Taler [im 14-Taler-Fuß]	45 001–50 000 ⁸⁵	4 %	+ 500 000 Taler = 5 Millionen Taler
1866	25 000 Aktien à 100 Taler [im 30-Taler-Fuß]	[50 001–75 000]	[?]	+ 2,5 Millionen Taler = 7,5 Millionen Taler

Tab. 1: Übersicht über die von der Leipzig-Dresdner Eisenbahn ausgegebenen Aktien (unsichere bzw. interpolierte Daten in eckigen Klammern).

2. Die Teilschuldverschreibungen

Zu einer zweiten Säule im Finanzierungskonzept der Leipzig Dresdner Eisenbahngesellschaft wurden sogenannte Teilschuldverschreibungen (Partialobligationen). Bis zu diesem Zeitpunkt waren Teilschuldverschreibungen wohl nur von Staaten bzw. Kommunen als neues, innovatives Verfahren zur ‚Kommerzialisierung‘ ihrer öffentlichen Schulden⁸⁶ eingesetzt worden. Ob die Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft vielleicht sogar das früheste Beispiel für eine Adaption im privatwirtschaftlichen Bereich darstellt, kann beim aktuellen, defizitären Forschungsstand nicht beantwortet werden, auf alle Fälle kann sie mit zu den frühesten Vertretern gezählt werden.

Bei der finanztechnischen Innovation der Teilschuldverschreibung konnte in Sachsen sogar schon auf etwas längere Erfahrungen als bei Aktien zurückgegriffen werden: 1763 hatte Sachsen, das nach dem Siebenjährigen Krieg am Rande des finanziellen Ruins stand, vermutlich als erster deutscher bzw. sogar erster europäischer Staat seine enorme Schuldenlast über gedruckte und formalisierte Partial-

⁸³ Auf eine Übernahme der ungesicherten Ausgabedaten wurde verzichtet. Das Emissionsjahr bezieht sich daher auf das Jahr der Kapitalaufnahme und nicht auf die (unbekannte) Ausgabe der gedruckten Aktien.

⁸⁴ Nur für die erste Aktienemission ist die Ausgabe von Halbaktien à 50 Taler verbürgt. Möglicherweise wurde diese Praxis auch im Folgenden beibehalten. Wie bei den Anleihen könnten jeweils zwei Halbaktien dieselbe Kontrollnummer, unterschieden durch Lit. A und Lit. B, getragen haben.

⁸⁵ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 108.

⁸⁶ Vgl. HANS-PETER ULLMANN, Gebr. Bethmann und die österreichische Anleihe von 1778. Die Inhaberschuldverschreibung revolutioniert den Frankfurter Kapitalmarkt, in: Dieter Lindenlaub/Carsten Burhop/Joachim Scholtz (Hg.), Schlüsselereignisse der deutschen Bankengeschichte, Stuttgart 2013, S. 79–89.

obligationen abzutragen begonnen, was innerhalb der finanz- und bankengeschichtlichen Forschung bislang anscheinend kaum bekannt ist. So geht etwa Hans-Peter Ullmann davon aus, dass es erst eine österreichische Anleihe des Jahres 1778 war, die den Frankfurter Kapitalmarkt „revolutionierte“ und somit zu den „Schlüsselereignissen der deutschen Bankengeschichte“ zu zählen ist.⁸⁷

Warum Ullmann nicht die sächsische Anleihe von 1763, die er zumindest kennt, sondern die österreichische von 1778 als „Geburtsstunde der Inhaberschuldverschreibung“ deklariert,⁸⁸ kann nicht nachvollzogen werden. Die von ihm genannten finanztechnischen Innovationen von 1778 – „Zerlegung der Anleihesumme in einzelne Schuldverschreibungen“, „Vereinheitlichung der Anleihebedingungen“, „Reduzierung des Nennwerts“, „öffentliche Ausschreibung der Inhaberpapiere zur Zeichnung“ und „Formalisierung des Emissionsverfahrens“ – finden sich jedenfalls alle bereits bei den sächsischen Papieren von 1763. Vermutlich ist die ‚versteckte‘ sächsische Spezialliteratur zu diesem Thema außerhalb eines sehr engen Kreises der sächsischen Finanzgeschichte nicht weiter bekannt.⁸⁹

Dabei reicht die Vorgeschichte der Teilschuldverschreibung in Sachsen sogar noch etwas weiter zurück. Bereits auf dem sächsischen Landtag von 1748 war diskutiert worden, die hohen Staatsschulden nicht mehr über einzelne, zum Teil auf Millionenbeträge lautende Anleihen bei einzelnen in- wie ausländischen Bankhäusern aufzunehmen, sondern stattdessen eigene, auf kleinere Beträge lautende Inhaberschuldverschreibungen auszugeben. Erst 1763, nach dem beinahe finanziellen und politischen Zusammenbruch, konnte diese Idee jedoch umgesetzt werden. Als Novum in der Finanzgeschichte gab Sachsen 1763 zur Tilgung seiner Staatsschulden sogenannte Steuerkreditkassenscheine aus, die auf vier feste Beträge zwischen 100 und 1 000 Taler lauteten. Zur Tilgung wurde eine von den Ständen kontrollierte Steuerkreditkasse eingerichtet und mit einem jährlichen Etat von 1,1 Millionen Talern versehen. Was hiervon nicht für die Zinszahlungen aufgewendet werden musste, wurde für die Tilgung eingesetzt. In einem jährlichen Losverfahren wurden hierfür die Nummern derjenigen Teilschuldverschreibungen gezogen, die eingelöst werden sollten.

⁸⁷ Vgl. ebd.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 80.

⁸⁹ Zum neuen Schuldentilgungsmodell in Sachsen ab 1763 mittels Teilschuldverschreibungen sowie der dafür notwendigen Reform und Institutionalisierung der Staatsschulden vgl. insbesondere WALTHER DÄBRITZ, *Die Staatsschulden Sachsens in der Zeit von 1763 bis 1837*, Leipzig 1906 sowie auch GUNDA ULBRICHT, *Finanzgeschichte Sachsens im Übergang zum konstitutionellen Staat (1763 bis 1843)* (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 23), St. Katharinen 2001 und JOSEF MATZERATH, 1763. Landtag, Landeswohl und Lotterie mit Staatsanleihen, in: Ders., *Aspekte sächsischer Landtagsgeschichte. Die Spätzeit der sächsischen Ständeversammlung 1763 bis 1831*, Dresden 2006, S. 24-32, hier S. 30-32, der allerdings in der gebotenen Kürze nur einzelne Aspekte vorstellen kann.

Für den sächsischen Staat erwies sich dieses neue Modell der Schuldenfinanzierung und -tilgung als äußerst erfolgreich, insbesondere weil es genau den Nerv des sich wandelnden Kapitalmarktes traf, auf dem auch immer mehr Privatleute Möglichkeiten zur Anlage ihrer Ersparnisse suchten. Ihnen kamen die kleineren Beträge und die neue Mobilität der jederzeit zu veräußernden Inhaberpapiere enorm entgegen. Mit den ebenfalls als Novum eingeführten, frei handelbaren Zinskupons konnten jetzt sogar zukünftige Zinsversprechen vom ‚Inhaber‘ verkauft werden.

Die bei den öffentlichen Papieren schon erfolgreich erprobte Finanzierungsform ließ sich das Leipzig-Dresdner Eisenbahnkomitee von der sächsischen Regierung in ihren am 6. Mai 1835 angenommenen Statuten bestätigen. In § 60 behielt sich die Gesellschaft, wenn das ursprüngliche Aktienkapital sowie das auszugebende Papiergeld zur Finanzierung nicht ausreichen sollten, das Recht vor, nicht nur neue Aktien auszugeben, sondern auch Anleihen aufzunehmen. Diese Anleihen durften ein Drittel des Aktienkapitals jedoch nicht übersteigen.

Bereits zum 1. Dezember 1839 musste die Gesellschaft erstmalig von dieser Option Gebrauch machen. Zur Vollendung des zweiten Gleises zwischen Leipzig und Dresden sowie zum Bau einer Verbindungsbahn von Leipzig nach Magdeburg gab die Gesellschaft eine *öffentliche Anleihe* in Höhe von 1 Million Talern (im 14-Taler-Fuß) aus.⁹⁰ Insgesamt zerfiel dieser Betrag auf 10 000 *Partialobligationen* à 100 Taler, wobei wie bei den Aktien auch *halbe Obligationen* zu 50 Talern verausgabt wurden. 2 500 Obligationen (Nr. 1-2 500) wurden hierfür als halbe Anteile (jede Nummer unterschieden mit Lit. A und Lit. B) ausgefertigt. Im Gegensatz zu den Aktien sind im Münzkabinett Dresden alle drei Anleihepapiere mit jeweils einem Exemplar überliefert (Abb. 6 und 7).

Die für alle Schuldverschreibungen vorgesehene 4-prozentige Verzinsung wurde allerdings nicht vollständig ausgezahlt, sondern ein halber Prozentpunkt zur Schuldentilgung einbehalten. Dafür garantierte die Gesellschaft dem Inhaber bei der Einziehung eine zusätzliche *Prämie* von 1 Prozent pro Jahr auf den Nominalwert. Für die Einlösung haftete die Gesellschaft mit ihrem gesamten, auf Grundlage des Aktienkapitals erworbenen Eigentum. Für die Tilgung wurde ein fester Plan erstellt und unter anderem auf der Rückseite der Wertpapiere veröffentlicht (Abb. 7b): Wie bei den Staatspapieren sollte einmal jährlich unter staatlicher Aufsicht eine bestimmte Anzahl von Obligationen ausgelost und dann an der Leipziger Hauptkasse eingelöst werden. Die Gesellschaft hielt sich ausdrücklich vor, die Anleihen auch früher aufzurufen, denn der ursprüngliche Tilgungszeitraum reichte immerhin bis in das Jahr 1922.

Diese erste Anleihe musste zum 1. Juni 1841 um weitere 500 000 Taler zu denselben Bedingungen erweitert werden.⁹¹ Hierfür wurden als *II. Reihe* 10 000 neue *Partialobligationen* à 50 Taler (nummeriert mit *No. 1-10 000*) ausgegeben (Abb. 8).

⁹⁰ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 107 sowie die auf den Anleihen selbst wiedergegebenen Vertragsbedingungen.

⁹¹ Vgl. ebd.

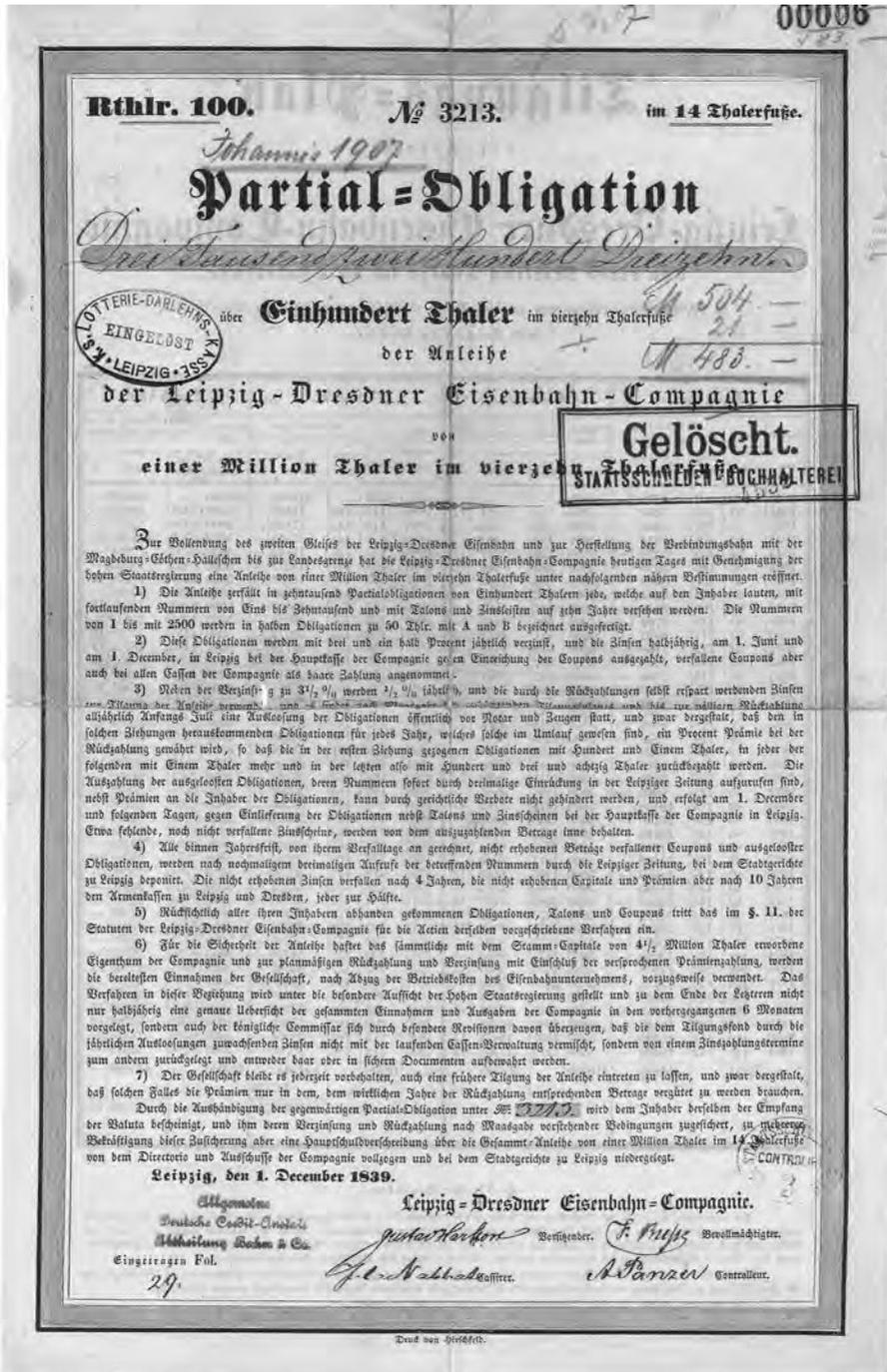


Abb. 6: Partialobligation der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Taler im 14-Taler-Fuß, 1. Dezember 1839, Vorderseite.

Lizenz- und Nutzungshinweis:
 Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0.
 Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten.



Abb. 7a: Partialobligation der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 50 Taler (Lit. B) im 14-Taler-Fuß, 1. Dezember 1839, Vorderseite.

Lizenz- und Nutzungshinweis:
Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0.
Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtestatus enthalten.

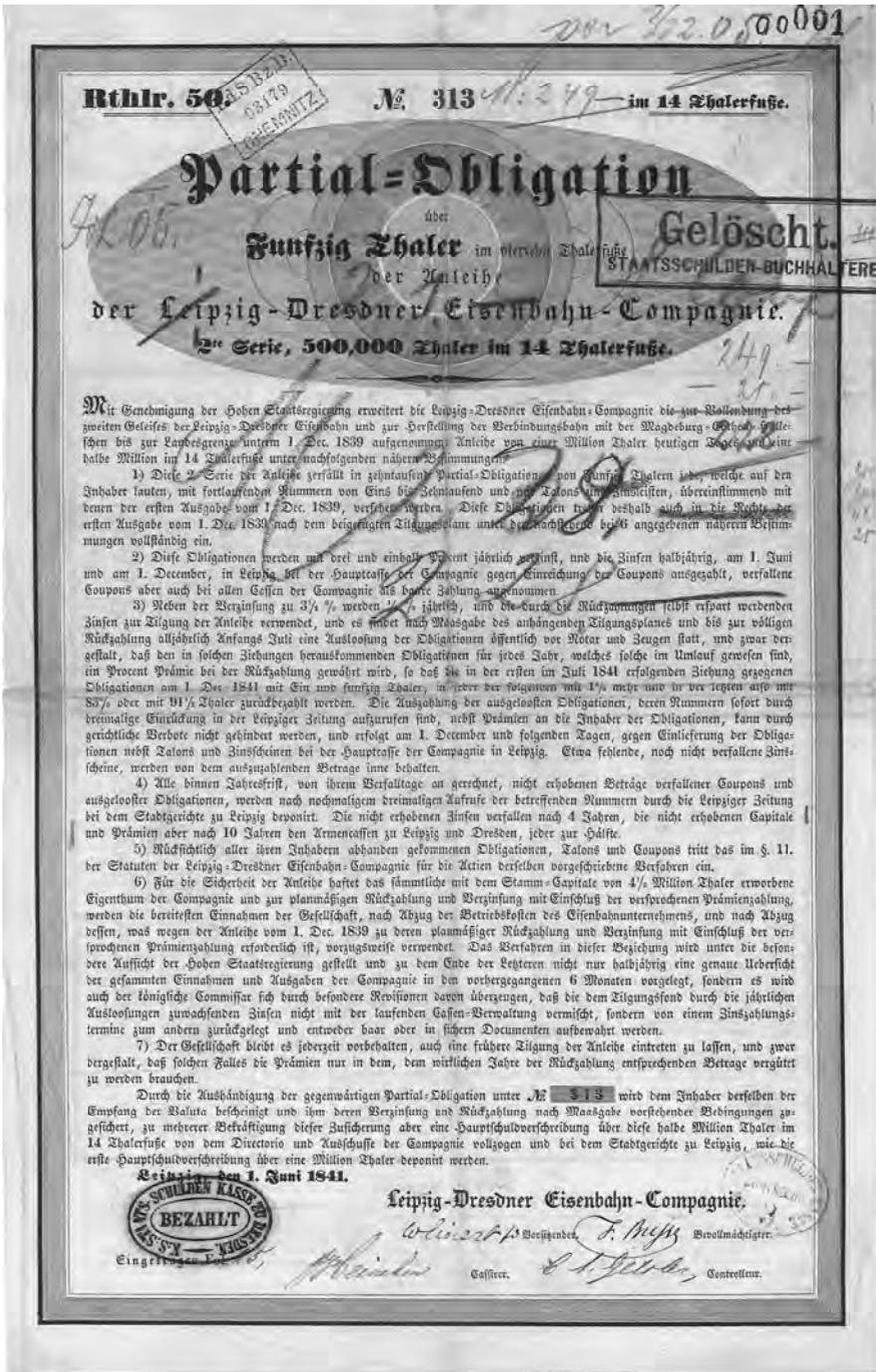


Abb. 8: Partialobligation der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie, 50 Taler im 14-Taler-Fuß, II. Serie vom 1. Juni 1841, Vorderseite.

Lizenz- und Nutzungshinweis:
Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0.
Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten.

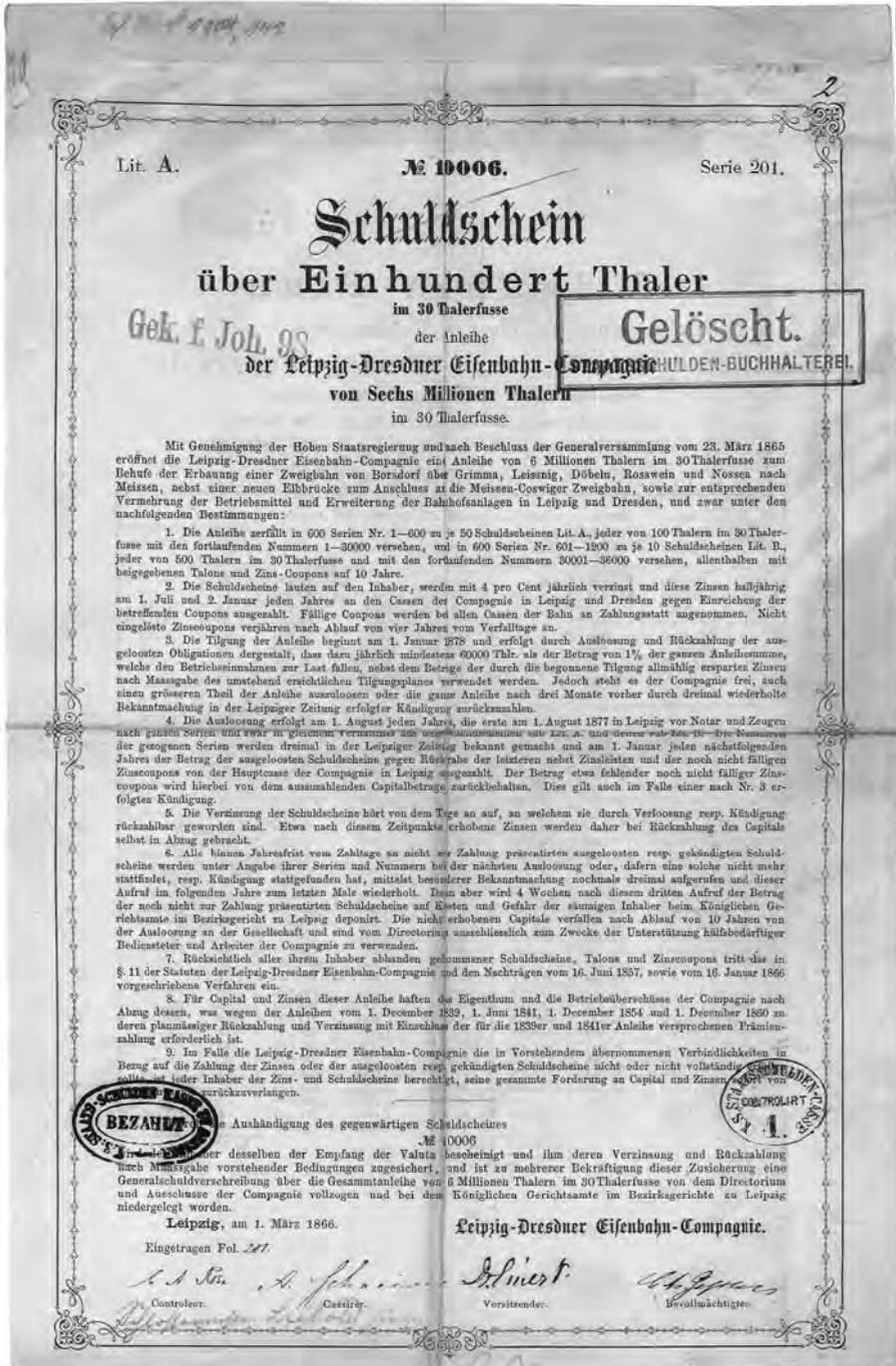


Abb. 9a: Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Taler im 30-Taler-Fuß, 1. März 1866, Vorderseite.

Lizenz- und Nutzungshinweis:
Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0.
Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten.

Tilgungs-Plan
der Anleihe vom 1. März 1866
der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie
von 600000 Thalem im 30 Thalerfusse
in 600 Serien von je 50 Schulscheinen Lit. A. à 100 Thaler
in 600 Serien von je 10 Schulscheinen Lit. B. à 500 Thaler
rückzahlbar nach jährlichen Auslosungen in ganzen Serien.

Am 1. April	Zu verbleibendes Capital	Jährlich anzuzahlende Zinsen à 4%	Ersparis Zinsen zur Amortisation	Jährliche Amortisation 1%	Ueberschlag zur Ausgleichung der Serien	Disponibler Amortisations- Fond	Ausgeloste Zahl der Serien	Schuldscheine Auszahlender Geldbetrag
1878	6,000,000	240,000	—	60,000	—	60,000	12	60,000
79	5,940,000	237,600	2,400	60,000	—	62,400	12	60,000
80	5,880,000	235,200	4,800	60,000	2,400	67,200	13	65,000
81	5,815,000	232,600	7,400	60,000	2,200	69,600	13	65,000
82	5,750,000	230,000	10,000	60,000	4,600	74,600	14	70,000
83	5,680,000	227,200	12,800	60,000	4,500	77,400	15	75,000
84	5,605,000	224,200	15,800	60,000	2,400	78,200	15	75,000
85	5,530,000	221,200	18,800	60,000	3,200	82,000	16	80,000
86	5,450,000	218,000	22,000	60,000	3,000	84,000	16	80,000
87	5,370,000	214,800	25,200	60,000	4,000	89,200	17	85,000
88	5,285,000	211,400	28,600	60,000	4,200	92,800	18	90,000
89	5,199,000	207,800	32,200	60,000	2,800	93,900	18	90,000
90	5,100,000	204,000	36,000	60,000	—	98,000	19	95,000
91	5,005,000	200,200	39,800	60,000	1,000	100,800	20	100,000
92	4,905,000	196,200	43,800	60,000	800	104,600	20	100,000
93	4,805,000	192,200	47,800	60,000	4,600	112,400	22	110,000
94	4,695,000	187,800	52,000	60,000	2,400	114,600	22	110,000
95	4,585,000	183,400	56,600	60,000	4,600	121,200	24	120,000
96	4,465,000	178,600	61,400	60,000	1,200	122,600	24	120,000
97	4,345,000	173,800	66,200	60,000	2,600	128,800	25	125,000
98	4,220,000	168,800	71,200	60,000	3,800	135,000	27	135,000
99	4,085,000	163,400	76,600	60,000	—	136,600	27	135,000
1900	3,950,000	158,000	82,000	60,000	1,600	143,600	28	140,000
1	3,810,000	152,400	87,600	60,000	3,600	151,200	30	150,000
2	3,660,000	146,400	93,600	60,000	1,200	154,800	30	150,000
3	3,510,000	140,400	99,800	60,000	4,800	164,400	32	160,000
4	3,350,000	134,000	106,600	60,000	4,400	170,400	34	170,000
5	3,180,000	127,200	112,800	60,000	400	173,200	34	170,000
6	3,010,000	120,400	119,600	60,000	3,200	182,800	36	180,000
7	2,830,000	113,200	126,800	60,000	2,800	189,600	37	185,000
8	2,645,000	105,800	134,200	60,000	4,600	198,800	39	195,000
9	2,450,000	98,000	142,000	60,000	3,800	205,800	41	205,000
10	2,245,000	89,800	150,800	60,000	800	211,600	42	210,000
11	2,035,000	81,400	158,800	60,000	1,600	220,200	44	220,000
12	1,815,000	72,600	167,400	60,000	200	227,600	45	225,000
13	1,590,000	63,600	176,400	60,000	2,600	239,000	47	235,000
14	1,355,000	54,200	185,800	60,000	4,000	249,800	49	245,000
15	1,110,000	44,400	195,600	60,000	4,800	260,400	52	260,000
16	860,000	34,000	206,000	60,000	400	266,400	53	265,000
17	585,000	23,400	216,600	60,000	1,400	278,000	55	275,000
18	310,000	12,400	227,600	60,000	3,000	310,000	62	310,000
			3,520,600	2,479,400			1,200	6,000,000
			6,000,000					

1866/1867

Abb. 9b: Tilgungsplan der Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom 1. März 1866 auf der Rückseite des Schulscheines (Partialobligation) über 100 Taler im 30-Taler-Fuß.

Lizenz- und Nutzungshinweis:
Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0.
Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten.

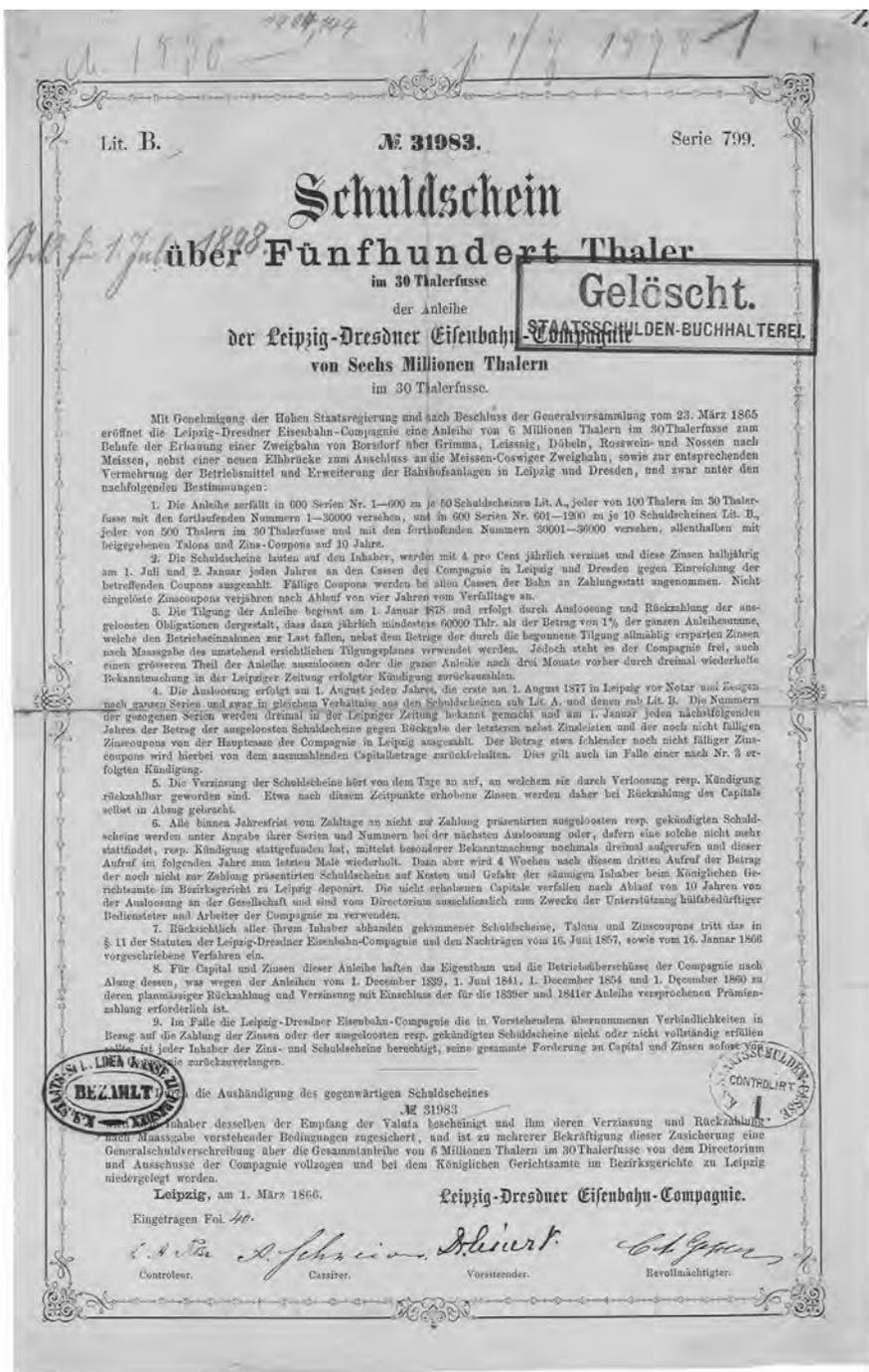


Abb. 10: Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 500 Taler im 30-Taler-Fuß, 1. März 1866, Vorderseite.

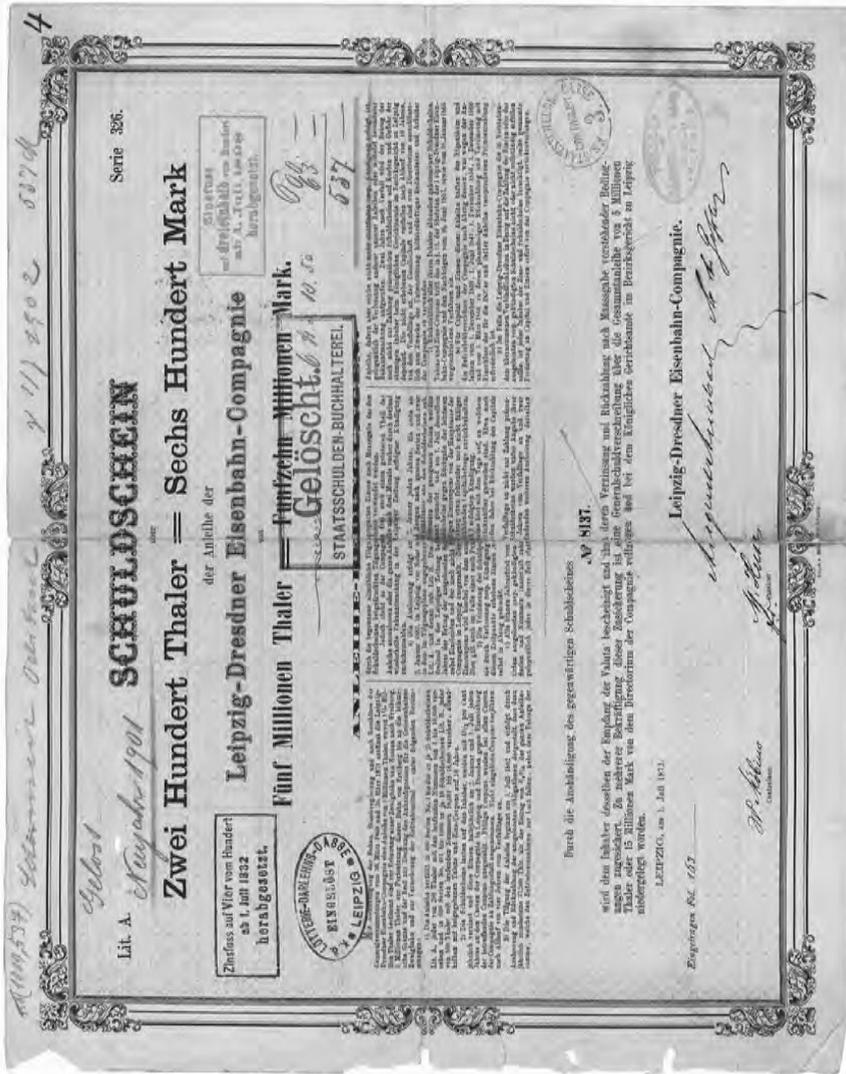


Abb. 11: Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 200 Taler/600 Mark, 1. Juli 1872, Vorderseite.

Für neue Bauvorhaben, unter anderem *die Erweiterung der Bahnhöfe*, kam es zum 1. Dezember 1854 zur Aufnahme einer neuen 4-prozentigen Anleihe in Höhe von 1,5 Millionen Talern.⁹² Bei dieser Anleihe wurden nicht mehr wie in der bisherigen aufwendigen Weise einzelne Nummern zur Einlösung ausgelost, sondern es wurden jetzt 300 Serien à 50 *Schuldscheine* zu 100 Talern ausgegeben und nur noch diese Serien wurden per Losverfahren gezogen. 1860 wurde auch diese

⁹² Vgl. ebd., S. 144.

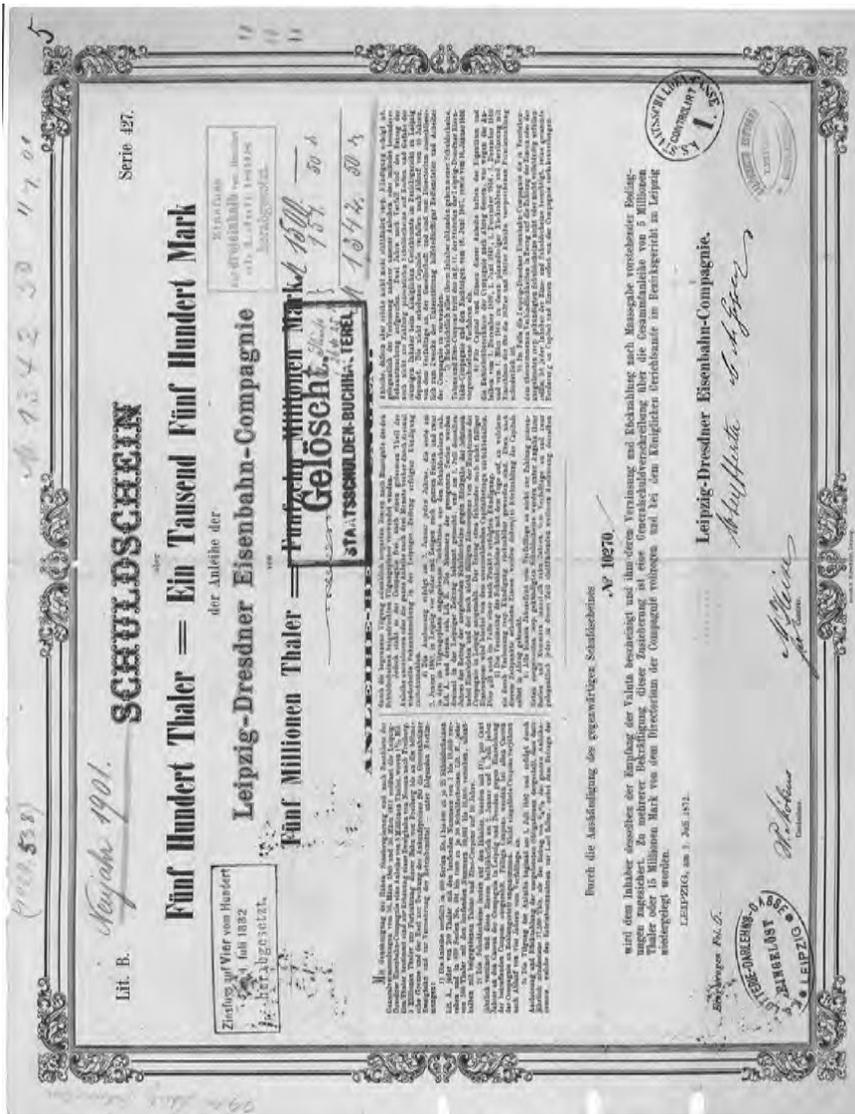


Abb. 12a: Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 500 Taler/1 500 Mark, 1. Juli 1872, Vorderseite.

Anleihe, insbesondere zum Bau einer Zweigbahn von Coswig nach Meißen sowie zur Umgestaltung des Leipziger Bahnhofes, zu denselben Bedingungen um weitere 500 000 Taler erhöht.⁹³ Von diesen Anleihen der Jahre 1854 und 1860 ist leider kein erhaltenes Exemplar bekannt.

Von der nächsten Emission vom 1. März 1866 über beachtliche 6 Millionen Taler im 30-Taler-Fuß haben sich glücklicherweise im Dresdner Münzkabinett

⁹³ Vgl. ebd.

Tilgungsplan
der Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie
von 5000000 Thlr. mit 4 1/2 % Zinsen und 3/4 % Tilgungsquote, welcher die jährlich ersparten Zinsen anzuwachsen,
vom 1. Juli 1872, mit Beginn der Tilgung vom 1. Juli 1882.

1. Jahr	2. Jahr	3. Jahr	4. Jahr	5. Jahr	6. Jahr	7. Jahr	8. Jahr	9. Jahr	10. Jahr	11. Jahr	12. Jahr	13. Jahr	14. Jahr	15. Jahr	16. Jahr	17. Jahr	18. Jahr	19. Jahr	20. Jahr	21. Jahr	22. Jahr	23. Jahr	24. Jahr	25. Jahr	26. Jahr	27. Jahr	28. Jahr	29. Jahr	30. Jahr			
5000000	4950000	4900000	4850000	4800000	4750000	4700000	4650000	4600000	4550000	4500000	4450000	4400000	4350000	4300000	4250000	4200000	4150000	4100000	4050000	4000000	3950000	3900000	3850000	3800000	3750000	3700000	3650000	3600000	3550000	3500000		
37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500	37500		
1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	1375	
2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	2500	
3515000	3465000	3415000	3365000	3315000	3265000	3215000	3165000	3115000	3065000	3015000	2965000	2915000	2865000	2815000	2765000	2715000	2665000	2615000	2565000	2515000	2465000	2415000	2365000	2315000	2265000	2215000	2165000	2115000	2065000	2015000	1965000	
3515000	3465000	3415000	3365000	3315000	3265000	3215000	3165000	3115000	3065000	3015000	2965000	2915000	2865000	2815000	2765000	2715000	2665000	2615000	2565000	2515000	2465000	2415000	2365000	2315000	2265000	2215000	2165000	2115000	2065000	2015000	1965000	
65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	65475	
100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	100000	
8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40

Abb. 12b: Tilgungsplan der Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom 1. Juli 1872 auf der Rückseite des Schuldscheines (Partialobligation) über 500 Taler/1 500 Mark.

zwei Exemplare erhalten, sodass wir auch hier detailliert über die (aufgedruckten) Ausgabebedingungen informiert sind (Abb. 9 und 10).⁹⁴ Wiederum war es der weitere Aus- und Umbau des Streckennetzes sowie der Bahnhofsanlagen in Leipzig und Dresden der neue hohe Summen erforderte. Gestückelt wurde die Anleihe in 600 Serien (Nr. 1–600) à 50 Obligationen (Lit. A) zu 100 Talern (Nr. 1–30 000) und weiteren 600 Serien (Nr. 601–1 200) à 10 Obligationen (Lit. B) zu 500 Talern

⁹⁴ Die bisher als Grundlage genutzte Festschrift von 1864 reicht nicht mehr bis in diese Zeit.

(Nr. 30 001–36 000). Ursprünglich sollte die gesamte Anleihe mit 4 Prozent verzinst werden, laut Bekanntmachung vom 21. Mai 1870⁹⁵ wurde für die zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausgegebenen Obligationen in Höhe von 2 Millionen Talern der Zinssatz auf 5 Prozent erhöht, möglicherweise hatten sie sich also auf dem Kapitalmarkt nicht mehr so erfolgreich platzieren lassen.

Zum 1. Juli 1872 kam es dann zu einer letzten, mit 4,5 Prozent verzinsten Anleihe über 5 Millionen Taler bzw. umgerechnet auf die neue Reichswährung: 15 Millionen Mark.⁹⁶ Anlass war hier vor allem der Bau einer Zweigbahn von Nossen nach Freiberg, mitsamt deren Fortsetzung bis an die böhmische Grenze, sowie der Aufkauf der Großenhain-Cottbuser Zweigbahn als wichtige Streckenerweiterung nach Berlin. Die Anleihe selbst zerfiel auf 400 Serien (No. 1–400) zu je 25 *Schuldscheinen* à 200 Taler (Lit. A, nummeriert mit 1–10 000) und 600 Serien (No. 401–1 000) zu je 10 *Schuldscheinen* à 500 Taler (Lit. A, nummeriert mit 10 001–16 000). (Abb. 11 und 12) In geldgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswert ist hierbei der ausdrückliche, aufgedruckte Hinweis (Absatz 2), dass sämtliche Kassen der Gesellschaft nicht nur die fälligen Zinskupons auszahlen würden, sondern dass diese dort auch *an Zahlungsstatt angenommen* würden. Auch die Zinskupons konnten also als Zahlungsmittel eingesetzt werden – die notwendige Akzeptanz in der Geschäftswelt vorausgesetzt, auch außerhalb der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft.

3. Das Papiergeld der Leipzig-Dresdner Eisenbahn

Wie schon mehrfach erwähnt, hatte die Gesellschaft mit ihren am 6. Mai 1835 durch die Regierung bestätigten Statuten auch das beinahe einzigartige Privileg erhalten, eigenes Papiergeld zu kreieren. Zurück ging diese Idee ebenfalls auf die ursprüngliche Konzeption Friedrich Lists von 1833,⁹⁷ in der die papierenen Zahlungsmittel eine zentrale Rolle nicht nur für das Leipzig-Dresdner Bauvorhaben, sondern für ein gesamtes deutsches Eisenbahnnetz spielten. Denn nur wenn genügend investierbare Geldmittel zur Verfügung ständen und das Land auch bereit wäre, diese einzusetzen, wäre Lists Idee des auf Aktienbasis finanzierten Eisenbahnbaus umsetzbar gewesen.

Ausführlich versuchte Friedrich List daher mit verschiedensten Argumenten die vorherrschenden großen *Zweifel und Bedenklichkeiten* zu zerstreuen und stemmte sich vehement gegen die weitverbreitete Meinung, es gäbe *hier zu Lande keine so großen Capitale, nicht so vieles baare Geld, um so riesenmäßige National-*

⁹⁵ Vgl. Bekanntmachung, eine Abänderung des Planes für die Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom Jahre 1866 betreffend, vom 21. Mai 1870, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1870, Dresden [1871], S. 159 f.

⁹⁶ Vgl. auch hier wieder die aufgedruckten, detaillierten Ausgabemodalitäten.

⁹⁷ Vgl. LIST, Sächsisches Eisenbahn-System (wie Anm. 36).

*Werke zu unternehmen. Auch Sachsen hätte, wäre es ihm nur mit der Unternehmung Ernst, über hundertmal mehr Capital und baares Geld zu gebieten, als notwendig wäre. Sein Lösungsvorschlag zur Beseitigung des Kapitalmangels war die großzügige Genehmigung von Banknoten. Mögliche Gefahren sah List hierin nicht. Selbst wenn Sachsen eine Summe von 4 bis 6 Millionen Talern in Banknoten ausgabe, würde dies kaum den 3ten Theil des circulirenden baaren Geldes ausmachen, und man wäre damit noch weit weg von Nordamerika, wo erfolgreich zwei- und dreimal so viele Banknoten circuliren [würden] als baares Geld.*⁹⁸

Überhaupt würden papierene Zahlungsmittel nicht nur *alle Finanzgeschäfte erleichtern*, sie würden sich auch als Segen für das ganze Land erweisen. Als Beispiel führt List unter anderem an: *Ein Bauer nimmt ein Anlehen bei der Bank, das er in Noten bezieht und womit er seine Aktien bezahlt. Die Noten wandern sofort in die Hände des Contraktors und hierauf in die Hände der Arbeiter, die sie dem Bauer wieder bringen, um sich dafür Lebensmittel zu kaufen, dieser aber gibt sie ohne weiteren Verzug der Bank zurück, um seine Schuld abzulösen. Hier hat der bloße Credit der Bank das Wunder gewirkt, Holz, Steine und Eisen zu einer productiven Maschine zusammen zu fügen, und das Getreide des Bauers in eine Dividende bringende Aktie zu verwandeln.*⁹⁹

Papierene Zahlungsmittel würden überdies auch insgesamt zu einer deutlich kostengünstigeren Finanzierung des Eisenbahnbaus beitragen. Durch die Einrichtung spezieller Notenbanken für den Eisenbahnbau – die Eisenbahngesellschaften sollten dafür mit ihren Immobilien und Betriebsmitteln haften – ließen sich laut List die *Anlagekosten* um zwei Drittel senken. Denn die Gesellschaften müssten dann nicht für die bei einer fremden Bank aufgenommen Kapitalien die volle Zinslast tragen, sondern sie müssten nur für die notwendige Dritteldeckung bei ihrer Bank sorgen und somit, wenn sie nur dieses Drittel bei einer fremden Bank leihen müssten, auch nur Zinsen für ein Drittel des Gesamtkapitals aufwenden.

Auch über die Akzeptanz des Eisenbahngeldes machte sich List in diesem Zusammenhang Gedanken. Damit die Scheine von der Bevölkerung willig angenommen würden, sollte der Staat das von ihm bewilligte neue Geld per Gesetz zum Verkehr an allen *öffentlichen Cassen*¹⁰⁰ zulassen. Der Leipzig-Dresdner Eisenbahn empfahl er, *mit den Herren Banquiers von Leipzig und Dresden Übereinkommenisse [zu] treffen*, damit diese auf Provisionsbasis *die Inumlaufsetzung und Auswechselung der Noten gegen baares Geld* übernähmen. Damit bliebe *der Compagnie die Haltung einer eigenen Wechselcasse erspart.*¹⁰¹

Insgesamt zeigte Friedrich List als Ökonom beim Thema Geld eine große Weitsicht, und zwar nicht nur bei den papierenen Zahlungsmitteln. Auch hinsichtlich des großen, jahrhundertealten Problems der deutschen Kurantgeldwährungen, dass ihre Münzen massenhaft ins Ausland abflossen und somit dem eigenen

⁹⁸ Vgl. ebd., S. 24–26.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 26–28.

¹⁰⁰ Vgl. ebd., S. 27 und Art. XVII.

¹⁰¹ Vgl. ebd., S. 36 f.

Zahlungsverkehr nicht mehr zur Verfügung standen, sah er eine Lösung im Eisenbahnbau. Damit das Geld im Inland verbliebe bzw. sogar umgekehrt noch zusätzliches ausländisches Geld angezogen würde, benötigte es seiner Meinung nach genau solcher kapitalintensiven wie gewinnbringenden Anlagemöglichkeiten: *Unter allen leblosen Gegenständen gibt es keinen, der von so unruhiger Natur wäre als die Thaler. Sie rennen täglich und stündlich nach Geschäften und finden sie keine im Lande so wandern sie aus. Das Müßigliegen ist ihrer Natur zuwider etc. Daß man Thaler vom Ausland kommen läßt, ist vergeblich; denn wenn sie nicht durch vermehrte Industrie im Lande Beschäftigung finden, so kehren sie schnell nach Amsterdam und London zurück; vermehrt sich aber die Industrie, so kommen sie von selbst.*¹⁰²

Auch wenn letztendlich nicht alle Vorschläge Lists in dem Maße für den Bau der Leipzig-Dresdner Eisenbahn realisiert worden sind, bleibt er mit seinen Ideen doch der geistige Vater des sächsischen Eisenbahngeldes, ohne den es diese dritte Säule im Finanzierungsmodell der Leipzig-Dresdner Eisenbahn wohl kaum gegeben hätte. Im Eisenbahnkomitee sind Lists monetäre Ideen – deren Anwendung er ausdrücklich *ganz [...] dem Ermessen der Plenar-Versammlung* der Aktiengesellschaft überlassen hatte¹⁰³ – sicherlich ausführlich diskutiert worden. Dass seine ursprüngliche Empfehlung einer Notenbank – die für *eine Million Banknoten [...] creiren [dürfe], welche bei sämtlichen öffentlichen Cassen als baares Geld anzunehmen sind* – in den Statuten der Gesellschaft in dieser Form keine Rolle mehr spielte, könnte durchaus den vielen Leipziger Bankiers unter den Komiteemitgliedern zuzuschreiben sein, die ja aus eigener Erfahrung um die ablehnende Haltung der sächsischen Regierung bei diesem Thema wussten. Die Idee des privaten Papiergeldes, die bei der Leipziger-Dresdner Eisenbahn-Compagnie erstmalig und beinahe auch einmalig in Deutschland umgesetzt worden ist, besaß letztlich sogar noch einige Vorteile gegenüber Lists ursprünglichem Notenbankkonzept. Denn für ihr Papiergeld musste die Gesellschaft eben nicht, wie von List in Vorschlag gebracht, mindestens für eine notwendige Dritteldeckung sorgen, sondern konnte dieses sonst gebundene Kapital mit zum Bau verwenden. Außerdem musste so durch die Gesellschaft keine neue Bank gegründet und unterhalten werden.

Per Dekret vom 6. Mai 1835 hatte die Eisenbahngesellschaft von der sächsischen Regierung die Konzession erhalten, für ein Drittel ihres Aktienkapitals *unverzinsliche Cassenscheine zu creiren*, also für eine Summe von 500 000 Talern.¹⁰⁴ Damit ruhten das Finanzkonzept und auch der Erfolg der Leipzig-Dresdner Eisenbahn ursprünglich zu einem Viertel auf der Ausgabe eigenen Papiergeldes.

¹⁰² Vgl. ebd., S. 28.

¹⁰³ Vgl. ebd., Art. VII, hier S. 57.

¹⁰⁴ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 25. Die 1837 publizierten Statuten der Gesellschaft nennen diese Summe nicht, sondern erwähnen die genehmigten Kassenscheine nur in einem Nebensatz unter § 60: *Sollte das [...] Actiencapital und die, nach §. 9. des hohen Decrets vom 6. Mai 1835, in Cassenscheinen auszugebende Summe zur vollständigen Herstellung und zum Betriebe der Eisenbahn nicht hinreichen [...];* Dekret vom 20. März 1837 (wie Anm. 40).

Dass diese Quote recht schnell durch die notwendigen Kapitalerhöhungen immer weiter sank, war zu diesem Zeitpunkt nicht voraussehbar.

Gerade weil die Gesellschaft dem Papiergeld eine so eminente Rolle in ihrem Finanzierungsmodell zumaß, bereitete es ihr Sorgen, dass sie für den hohen *Bedarf an Geldmitteln für den Bau* die Kassenscheine, *auf welche man hierbei so wesentlich gerechnet hatte*, nicht direkt einsetzen durfte. Sicherlich weil die Gesellschaft mit ihrem Betriebsbesitz für ihr Papiergeld haftete, musste sie nach Vorgabe der Regierung bzw. des Finanzministeriums erst einmal für diese nötige Sicherheit sorgen und durfte die Scheine erst ausgeben, sobald das gesamte Aktienkapital von 1,5 Millionen Talern *in die Bahn* investiert wäre. Und auch dann erhielt die Gesellschaft erst *auf wiederholtes Ansuchen* zur Eröffnung der Leipzig-Wurzener Teilstrecke am 31. Juli 1838 nur die Genehmigung, erst einmal 100 000 Taler in Verkehr zu bringen. *Die Vervollständigung der Summe von 500 000 Thlr. erfolgte [anschließend] nach Maassgabe der Vollendung der Bahnstrecken.*¹⁰⁵ Das heißt, die Gesellschaft durfte wohl mit jedem neuen Baufortschritt weitere Kontingente ausgeben, bis ihr dann mit der offiziellen Inbetriebnahme der Leipzig-Dresdner Eisenbahn am 9. April 1839 die Gesamtsumme zur Verfügung stand.

Anlässlich ihres 25-jährigen Jubiläums betonte die Gesellschaft 1864 rückblickend noch einmal ausdrücklich die Bedeutung ihres Papiergeldes bei der Kapitalaufbringung: *Besonders hervorzuheben ist hierbei* [gemeint ist die den Statuten vorausgegangene mündliche Verhandlung mit der sächsischen Regierung am 30. April 1834] *das Zugeständnis der Ausgabe von einer halben Million unverzinslicher Cassenscheine, welche sich als eine wesentliche Förderung des Unternehmens erwiesen hat und wofür dem damaligen Finanzminister von Zeschau*¹⁰⁶ *warmer Anerkennung zu zollen ist.*¹⁰⁷

Da die Summe von 500 000 Talern auch im Laufe der weiteren Entwicklung der Gesellschaft bis zum Schluss nicht erhöht werden durfte – es ist davon auszugehen, dass ein entsprechendes Interesse der Gesellschaft an der Ausweitung des Notenkontingents spätestens am Widerstand der Regierung gescheitert wäre –, sank entsprechend der prozentuale Anteil der Kassenscheine an der Gesamtfinanzierung. Setzt man das oben errechnete Aktienkapital von zuletzt 7,5 Millionen

¹⁰⁵ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 62 f. – Die geschilderten Aussagen aus der Festschrift von 1864 decken sich mit zeitgenössischen Beschreibungen des Jahres 1838: *Der ersten Dampfwagenfahrt von Dresden aus ist bereits früher kürzlich gedacht worden; als die ausgezeichnetste ist aber mit Wenigem die erste von Leipzig bis Wurzen [zu] erwähnen. Es war ja die, wodurch der eigentliche Verkehr eröffnet und in deren Folge Eisenbahncassenscheine, 100 000 Stück à 1 Thlr., zur Ausgabe bestimmt wurden. Beides geschah am 31. Juli 1838;* Leipzig-Dresdner Eisenbahn für Dampfwagenreisende (wie Anm. 40), S. 49.

¹⁰⁶ Heinrich Anton von Zeschau (1789–1857); zu seiner Biografie vgl. HEINRICH THEODOR FLATHE, Zeschau, Heinrich Anton von, in: Allgemeine Deutsche Biografie 45 (1900), S. 105–108, online: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz86579.html> [Zugriff 9. Juli 2021].

¹⁰⁷ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 23 f.

Talern und die insgesamt für 14,5 Millionen Taler aufgenommen Anleihen ins Verhältnis, ging der Anteil des Papiergeldes letztendlich auf beinahe zu vernachlässigende 2 Prozent zurück.

Da das Direktorium selbst bei einer so geringen Quote und trotz aller Widrigkeiten bis zum Schluss an seinem Notenprivileg festgehalten hat, kann es hier nicht mehr allein um die reinen Zinersparnisse gegangen sein. Zu vermuten ist vielmehr, dass die Gesellschaft beim Betrieb der Eisenbahnlinie schnell die praktischen Vorteile des neuen Zahlungsmittels erkannte und nicht mehr darauf verzichten wollte.

Im wahrsten Sinne des Wortes ‚auf der Hand‘ lagen hierbei die Erleichterungen im Zahlungsverkehr, sprich die einfacheren Lager- und Transportmöglichkeiten aufgrund des geringen Gewichts und Volumens. Hätte die Gesellschaft beispielsweise eine ihrer Kassen mit 1 000 Taler in Silbermünzen bestücken wollen, wäre hier bereits ein Transportgewicht von 18,5 kg zusammengekommen. Oder hätte die Gesellschaft im Juli 1838 die ihnen genehmigten 100 000 Taler mit einem Mal als Münzgeld verschicken müssen, hätten sogar schon mindestens 1,85 t bewegt werden müssen. Da zudem wohl nie die Gesamtsumme außerhalb der Gesellschaft zirkulierte, sondern immer ein Teil – sei es, weil die Scheine für den Kauf von Fahrkarten verwendet oder gegen Münzgeld eingetauscht worden sind – in den eigenen Kassen vorhanden gewesen sein dürfte, könnte dieser Bestand der Gesellschaft gerade in Zeiten des akuten Bargeldmangels – beispielsweise für die Bezahlung ihrer Angestellten – eine größere Flexibilität ermöglicht haben. Überdies waren die in Deutschland (beinahe) exklusiven Scheine, solange sie in ihrem Wert stabil blieben, ein hervorragendes Werbemittel für die Gesellschaft. Das eigene Geld verlieh der Gesellschaft nicht nur einen Anstrich von Bonität, sondern jedem, der sie in die Hand nahm bzw. in den Tageszeitungen über sie las, wurde automatisch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in Erinnerung gerufen.

Natürlich konnten die Scheine eine werbemächtige Wirkung sowie die ihnen zugeordneten Geldfunktionen nur entfalten, wenn sie sich auch fest im Zahlungsverkehr etablierten und rege weitergegeben wurden. Damit sie nicht nur für die Banken interessant waren, sondern sich auch im sogenannten kleinen Zahlungsverkehr der Bevölkerung einbürgern konnten, lauteten sie auf einen möglichst niedrigen Nominalwert von 1 Taler. Mit der damit erzielten Auflage von 500 000 Stück übertrafen sie während ihres Einsatzzeitraumes bei weitem alle privaten Banknotenausgaben in Sachsen und dürften neben dem staatlichen Papiergeld schnell zu den häufigsten papierernen Zahlungsmitteln gehört haben.

Gerade das seit 1772 in Sachsen sehr erfolgreich zirkulierende Staatspapiergeld dürfte die sächsische Bevölkerung bereits hinreichend an die neuartigen Zahlungsmittel gewöhnt haben, sodass die sich ohnehin im ‚Eisenbahnfieber‘ befindende Bevölkerung auch den ‚Eisenbahntalern‘ positiv gegenüberstanden haben dürfte. Anfänglich, als die Gesellschaft noch nicht über eigene Einwechslungsmöglichkeiten verfügte und es Währungsunterschiede – dazu später mehr – gegeben hat, scheint es noch zu Schwierigkeiten gekommen zu sein. So berichtete etwa

1864 die Gesellschaft rückblickend über ihre Kassenscheine: *Um ihnen im Verkehre den Cours zu eröffnen und zu sichern, bedurfte es übrigens anfangs mancher Anstrengung und Opfer, z. B. bei der Einlösung, welche durch die vormalige Disconto-Casse in Leipzig gegen entsprechende Provision bewirkt wurde.*¹⁰⁸ Spätestens nach der Eröffnung der Gesamtstrecke und den sukzessiven Streckenerweiterungen dürften sich diese Schwierigkeiten gelegt haben, da dann die Besitzer der Scheine ausreichende Möglichkeiten besaßen, diese auch ohne Gebühr jederzeit an allen Kassen der Gesellschaft einzulösen.

Folgt man dem 1844 von Otto Schellenberg herausgegebenen Handbuch zur Geldlehre, dann hatten sich die ‚Eisenbahntaler‘ zu diesem Zeitpunkt bereits fest im sächsischen Geldumlauf etabliert und spielten als einzige neben den Noten der Leipziger Bank überhaupt als papierene Zahlungsmittel eine nennenswerte Rolle.¹⁰⁹ Für die 1850er- und 60er-Jahre ließe sich dann eine Vielzahl von Verlust- und Diebstahlanzeigen anführen, die die rege Verbreitung der Eisenbahnscheine im Besonderen sowie papierener Zahlungsmittel im Allgemeinen belegen. Vier Beispiele aus den Tageszeitungen der Stadt Riesa, wo die Bahnstrecke die Elbe überquerte, sollen hier genügen, um die bereits erfolgte Verbreitung der Eisenbahnscheine zu demonstrieren:

- So fand beispielsweise das Dienstmädchen *Henriette Jähnig* am 4. November 1856 bei ihrem *Dienstherrn, dem Schneidermeister Lahl, 4 Thaler in Cassenscheinen, als: 3 Creditscheine der Chemnitzer Stadtbank und 1 Cassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahncompagnie.*¹¹⁰
- Dem *Mühlenbesitzer Ferdinand Moritz Jentsch aus Grubnitz* wiederum wurden am 20. April 1857 auf dem Riesaer Jahrmarkt 32 Taler gestohlen, die sich folgendermaßen zusammensetzten: *eine Zwanzigthaler-Note der Thüringischen Bank, ein luxenburgischer Zehnthalerschein, ein Leipzig-Dresdner Eisenbahntaler, ein sächsisches Cassenbillet, früherer Form.*¹¹¹

¹⁰⁸ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 63.

¹⁰⁹ Vgl. OTTO SCHELLENBERG, Die Geldlehre oder die Erklärung des Rechnungs-, Silber-, Gold- und Papier-Geldes aller Länder Europas und der bedeutendsten Handelsplätze der übrigen Welttheile und dessen Werth in Preußisch-Kurant, wie auch in Gulden und Krtz. des 24½-Fl.- u. 20-Fl.-Fß. nebst Tabellen über die in Deutschland üblichen Maße und Gewichte. Ein Handbuch für Kaufleute und Geschäftstreibende, Quedlinburg/Leipzig 1844, S. 28. Laut Schellenberg gab es in dem von ihm herangezogenen Jahr 1843 eigentlich nur zwei private Ausgaben, die neben dem Münz- und Staatspapiergeld in Sachsen umliefen: *Außerdem circuliren unter Vergünstigung der Staatsbehörde: Eisenbahnscheine der Leipzig-Dresdner Compagnie zu 1 Thlr. in Summa für ½ Mill. Thlr. und Bankkassenscheine der Leipz. Bank zu 20 Thlr. im 14-Thlrffß.* Das soll nicht heißen, dass keine weiteren Banknoten- oder Papiergeldsorten in Sachsen bekannt waren, diese spielten aber augenscheinlich für den regulären Zahlungsverkehr keine Rolle.

¹¹⁰ Anzeiger für Riesa, Strehla und deren Umgegend, Nr. 46 vom 14. November 1856, S. 181.

¹¹¹ Ebd., Nr. 17 vom 1. Mai 1857, S. 67 f.

- Am 17. oder 18. September 1859 wurden *Wilhelm Schneider* aus seinem Haus unter anderem *3 Thaler in leipziger-dresdner Eisenbahn-Cassenscheinen* gestohlen.¹¹²
- Und zu guter Letzt wurden zwischen dem 23. und 30. Mai 1860 einem *Hausbesitzer in Mehltheuer mindestens vierzig Thaler in Papiergelde*, darunter ein *zwanzigthäleriges Königl. Sächs. Kassenbillet, übrigens aber lauter einthälerige Kassenbillets, darunter auch Leipzig-Dresdner Eisenbahnkassenscheine* gestohlen.¹¹³

Bislang noch nicht hinterfragt wurde bei den Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheinen, inwiefern deren Ausgabe eigentlich nicht nur auf eine zeitlich begrenzte Dauer angelegt war. Denn nur weil eine Papiergeldausgabe jahrzehntelang erfolgreich zirkulierte, heißt das nicht automatisch, dass dies von Beginn an so intendiert war. Gerade beim Papiergeld ist es nicht ungewöhnlich, dass dessen Umlauf nur für einen bestimmten Zeitraum angedacht war, bis dann wieder genügend Geld in den Kassen war, um diese ‚Schulden‘ zu tilgen, sprich, die Scheine einzuziehen. Wie auch beim sächsischen Staatspapiergeld wäre hier durchaus zu fragen, inwieweit nicht auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie anfänglich nur mit einer begrenzten Umlaufzeit gerechnet hat und ob es nicht erst die zunehmende, erfolgreiche Etablierung papierener Zahlungsmittel war, die in Sachsen wie in Deutschland dazu führte, dass aus einem zeitlich begrenzten Mittel der zinsfreien Kreditaufnahme ein langfristiges Instrument zur Geldschöpfung wurde. List hatte bei seiner Idee eines deutschlandweit über Banknoten finanzierten Eisenbahnnetzes zwar sicherlich schon eine langfristige Geldschöpfung im Sinn, doch so weitsichtig wie er waren eben die politischen und ökonomischen Entscheidungsträger noch nicht.

Inwieweit die Scheine auch außerhalb Sachsens kursierten, kann ebenfalls noch nicht abschließend beantwortet werden. Es ist aber durch ihren geringen Nominalwert und die gute Anbindung Leipzigs an den deutschen Geld- und Finanzmarkt davon auszugehen, dass sie auch auswärtig zirkulierten. Gerade die ‚Transportrevolution‘ Eisenbahn hatte ja zu einem engen wirtschaftlichen Zusammenwachsen der bislang getrennten regionalen Märkte in Deutschland geführt, sodass auch das Papiergeld immer reger die Grenzen des eigenen Landes überschritt. Allein in Berlin sollen zu Beginn der 1850er-Jahre bis zu 40 unterschiedliche papierene Zahlungsmittel im Umlauf gewesen sein, weshalb sich die Staaten zunehmend gegen das Eindringen fremden Papiergeldes bzw. fremder Banknoten wehrten. 1855 folgten dann viele Länder dem preußischen Vorbild und verboten alle auswärtigen papierenen Zahlungsmittel unterhalb von 10 Talern, darunter im Juli 1855 auch Sachsen. Da der sächsischen Regierung jedoch bewusst war, dass sich einmal etabliertes (Papier-)Geld nicht so leicht wieder verdrängen ließ und es,

¹¹² Anzeiger. Inseraten-Beiblatt zum Elbeblatt. Amtsblatt für die Königlichen Gerichtsämter und Stadträte zu Riesa und Strehla, Nr. 40 vom 7. Oktober 1859, S. 167.

¹¹³ Ebd., Nr. 36 vom 7. September 1860, S. 147.

solange es wertstabil blieb, auch benötigt würde, schlug Sachsen einen anderen Weg ein. Statt einfach nur den Umlauf zu verbieten, zwang man vielmehr die ausgebenden Institutionen, z. B. mit der Einrichtung von Auswechslungskassen in Leipzig, für eine schnelle Einlösung ihrer Scheine zu garantieren.¹¹⁴

Nicht anders als heute wurden natürlich auch damals schon die besonders beliebten Zahlungsmittel auch besonders häufig gefälscht. Ohnehin sind Geldfälschungen und -manipulationen wohl genauso alt wie das Geld selbst, und hier stellten auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine keine Ausnahme dar. Die neuen Eisenbahnscheine waren erst wenige Monate im Umlauf, als es bereits zum ersten Eklat kam. Am 20. Dezember 1838 war es selbst in München erwähnenswert, dass *in Leipzig [...] für 200 Thaler falsche Kassenscheine der Eisenbahn-Compagnie entdeckt worden* sind.¹¹⁵ Ein Angestellter der Brockhaus-Druckerei, die mit der Herstellung beauftragt war, hatte einen Teil der als *Ausschuß* aussortierten Formulare, die noch nicht *dem Controleur [...] zur Unterzeichnung vorgelegt, sondern sogleich verbrannt werden sollte[n]*, entwendet, die Unterschriften nachgemacht und in Umlauf gegeben. Eine letzte bekannte Fälschungsanzeige stammt wiederum aus dem Jahr 1872, als vor *mangelhaft in Lithographie ausgeführt[en]* Kopien gewarnt wurde.¹¹⁶ Damit wären Fälschungen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine für deren gesamte Umlaufzeit belegt. Auf die einzelnen Papiergeldemissionen selbst soll nun anschließend in einem eigenständigen Kapitel eingegangen werden.

III. Die einzelnen Emissionen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine

1. Emission 1838 im 21-Gulden-Fuß

In der Literatur wird das Papiergeld der Leipzig-Dresdner Eisenbahn – wie schon von den Zeitgenossen – vorrangig nur mit den charakteristischen grünen 1-Taler-Scheinen der Gesellschaft identifiziert. Der genaue Ausgabezeitpunkt der ersten Kassenscheine war dabei selbst in der geldgeschichtlichen Spezialliteratur bislang unbekannt und konnte nur grob auf „1838/39“ datiert werden.¹¹⁷ Mit den oben angeführten Belegen ist nun aber gesichert, dass die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie ein erstes Kontingent über 100 000 Taler mit der Inbetriebnahme der Leipzig-Wurzener Teilstrecke am 31. Juli 1838 in Umlauf geben durfte. Wie aber sahen diese ersten ‚Eisenbahntaler‘ aus? In der Literatur gelten die undatierten,

¹¹⁴ Vgl. OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1), S. 331, 340.

¹¹⁵ Vgl. Die Bayer'sche Landbötin, Nr. 152 vom 20. Dezember 1838, S. 1287.

¹¹⁶ Vgl. Illustrierter Anzeiger über gefälschtes Papiergeld und unächte Münzen 8 (1872), Nr. 1, S. 3.

¹¹⁷ Als neueste Standardkataloge seien hier nur erwähnt: GRABOWSKI/KRANZ, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 14), S. 246, Nr. 510; MATHIAS BÜHN, Das Staatspapiergeld von Sachsen 1772–1945, o. O. 2020, S. 25, Nr. 0010.1.

grünen 1-Taler-Scheine im 14-Taler-Fuß als erste Emission (Abb. 14).¹¹⁸ Gegen diese Annahme spricht allerdings schon, dass Sachsen erst am 30. Juli 1838 mit der Unterzeichnung des Dresdner Münzvertrags die Übernahme des preußischen 14-Taler-Fußes bestätigt hatte. Die Scheine können also nicht schon einen Tag später, zur Eröffnung des Bahnabschnitts nach Wurzen, gedruckt vorgelegen haben.

Hier kommt vielmehr die schon eingangs erwähnte Ausgabe (Abb. 13) ins Spiel, die mit ihrer abweichenden, einseitigen Ausführung, ihrer fehlenden grünen Farbe oder auch ihren handschriftlichen Kontrollunterschriften ins Auge springt und so gar nicht zu der ihr zugeschriebenen Datierung auf das Jahr 1870 passt.¹¹⁹ Nicht nur, dass zu diesem Zeitpunkt die beiden Direktoriumsmitglieder Friedrich Busse und Gustav Harkort, deren Unterschriftenfaksimile sich auf den Scheinen finden, schon gar nicht mehr lebten, auch die für Sachsen als der ‚Wiege‘ des Talers ungewöhnliche Währungsangabe in einem 21-Gulden-Fuß gibt Rätsel auf.

Um der Antwort auf die Spur zu kommen, ist ein kurzer Exkurs in die deutsche sowie sächsische Währungsgeschichte notwendig. In Deutschland konnte die monetäre Einheit erst nach der nationalen Einheit erzielt werden, zu lange und zu vehement verteidigten die einzelnen deutschen Landesherren ihre Währungshoheit als eines ihrer wichtigsten Souveränitätsrechte.¹²⁰ Geld- und währungspolitisch blieb Deutschland bis zur Gründung des Kaiserreiches somit ein Flickenteppich. Charakteristisch ist hierbei vor allem die bereits seit dem 16. Jahrhundert bestehende (virtuelle) Grenzziehung zwischen einem norddeutschen Währungsraum mit Taler- und Groschenzählung und einem süddeutschen Währungsraum, wo in Gulden und Kreuzern gerechnet worden ist. Grundlage und Unterscheidungsmerkmal für die Vielzahl der in beiden Räumen umlaufenden Währungen und Geldsorten waren die sogenannten Münzfüße, die angaben, wie viele Münzen aus einer bestimmten Gewichtseinheit Silber (der sogenannten Mark) geprägt worden sind.

Sachsen, das selbst jahrhundertlang mit seinem Taler die Leitwährung im norddeutschen Währungsraum gestellt hatte, war 1763 dem süddeutschen Guldenraum mit dem dort vorherrschenden ‚Wiener Konventionsmünzfuß‘ beigetreten. Das Kurfürstentum übernahm hierbei aber nicht die süddeutsche Zählung in Gulden und Kreuzern, sondern behielt seine traditionelle Rechnung in Talern und Groschen bei (1 Taler = 24 Groschen). Eine Anbindung beider Systeme wurde dadurch erreicht, dass Sachsen keine ganzen Talerstücke zu 24 Groschen prägte, sondern nur Teilstücke. Die beispielsweise geprägten $\frac{2}{3}$ -Taler-Münzen zu 16 Groschen entsprachen dabei genau einem süddeutschen Gulden. Auch hinsichtlich des ‚Münzgrundgewichtes‘ blieben die traditionellen Unterschiede bestehen:

¹¹⁸ Vgl. ebd.

¹¹⁹ Auch hier wieder nur als neueste Katalogisierungen: GRABOWSKI/KRANZ, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 14), S. 247, Nr. 514; BÜHN, Staatspapiergeld von Sachsen (wie Anm. 117), S. 26, Nr. 0010.5.

¹²⁰ Wie Anm. 29.



Abb. 13a: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 21-Gulden-Fuß, 1838, Serie V.



Abb. 13b: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 21-Gulden-Fuß, 1838, Serie LI.



So basierte der von Österreich dominierte Konventionsmünzfuß auf der Wiener Mark zu rund 281 g Feinsilber, die sächsischen Münzen hingegen auf der Kölner Mark zu rund 234 g. Obwohl die österreichischen und sächsischen Münzen natürlich dasselbe (Fein-)Gewicht und denselben Wert aufwiesen, war der Konventionsmünzfuß aus Wiener Sicht daher ein 24-Gulden-Fuß, in Dresden hingegen ein 20-Gulden-Fuß, was selbst in der numismatischen Fachwelt immer wieder zu Verwirrungen führt.

Nicht erst seit dem Beitritt Sachsens zum Deutschen Zollverein 1834 hatten die Währungsverhältnisse sich deutlich zu verschieben begonnen. Zunehmend benötigte auch Sachsen immer mehr Zahlungsmittel in dem zur bedeutendsten deutschen Handelsmünze aufgestiegenen preußischen Taler, der auf einem 14-Taler-Fuß basierte.¹²¹ Da Sachsen seine Kurantmünzen weiterhin im gültigen, süd-deutschen Konventionsmünzfuß ausprägte, wurde per Gesetz vom 30. Juli 1834¹²² ein Teil des sächsischen Staatspapiergeldes in die preußische Währung umgewandelt und hierfür mit einem Stempel *Thlr. Cour.* – Thaler Courant bzw. Kuranttaler – versehen. Dieses Vorgehen unterstreicht noch einmal die besondere Flexibilität von Papiergeld. Im Umlauf und Zahlungsverkehr führte dies allerdings zu Unsicherheiten und einem erhöhten Aufwand, da nun zwischen zwei Währungen unterschieden werden musste, denn das abgewertete Papiergeld im preußischen Münzfuß – die sogenannten *Courant-Billets* – war rund 3 Prozent weniger wert¹²³ als das umlaufende sächsische Papier- und Münzgeld im 20-Gulden-Konventionsmünzfuß. Auch in Sachsen wurde natürlich die preußische Währung in Taler und Groschen unterteilt, der preußische Münzfuß hingegen offiziell aber nicht als 14-Taler-Fuß, sondern umgerechnet als 21-Gulden-Fuß bezeichnet.¹²⁴

¹²¹ Vgl. auch OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1), S. 125 f.: „Schon seit den Befreiungskriegen nahm [in Sachsen] die umlaufende Menge preußischen Geldes (Kurant- und Scheidemünzen) immer mehr zu, so daß sie mit der Zeit im gewöhnlichen Verkehr das ausschließliche Zahlungsmittel bildeten. Der tatsächliche Münzfuß Sachsens war daher der 14-Talerfuß.“

¹²² Vgl. Gesetz, die Cassenbillets betreffend, vom 30. Juli 1834, in: Sammlung der Gesetze und Verordnungen für das Königreich Sachsen vom Jahre 1834, Dresden [1835], S. 153-155 und Bekanntmachung, die Cassenbillets betreffend, vom 30. Juli 1834, in: ebd., S. 156.

¹²³ Das Gesetz vom 16. April 1840 bezifferte den Wertunterschied mit $2\frac{7}{9}\%$; vgl. Gesetz wegen Emittierung neuer Cassenbillets an die Stelle der zeitherigen vom 16. April 1840, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1840, Dresden [1841], S. 53-56, § 13.

¹²⁴ Da die Menge an Zahlungsmitteln in preußisch Kurant nicht ausreichte, wurde per Gesetz vom 8. Januar 1838 weiteres Papiergeld umgewertet. Zudem gab Sachsen *Schatzscheine* zu 50, 100, 200 und 500 Taler aus, die als staatliche Zahlungsmittel kursierten. Diese Schatzscheine waren laut Gesetzestext im *21 Guldenfusse* ausgeführt, was die offizielle Verwendung dieser Währungsbezeichnung belegt. Vgl. Gesetz, die nach dem Werthe von Preussischem Courant abzustempelnden Cassenbillets, ingleichen die in grössern Appoints auszugebenden Schatzscheine betreffend vom 8. Januar 1838, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1838, Dresden [1839], S. 22.

Damit wäre das Rätsel gelöst. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Gesellschaft setzte also von Beginn an auf die neue Leitwährung im Zollverein und führte sowohl ihre Interimsscheine vom 15. Mai 1835 (Abb. 4) als auch ihre ersten beiden Aktienemissionen von 1835/37 (Abb. 5) und ihr erstes Papiergeld (Abb. 13) im 21-Gulden-Fuß aus. Was den überregionalen Absatz der Wertpapiere erleichterte, führte im eigenen Zahlungsverkehr in Sachsen allerdings zu Problemen, da das Papiergeld der Eisenbahngesellschaft damit ebenfalls rund 3 Prozent weniger wert war als die offizielle sächsische Währung. Dieses Dilemma wurde erst mit dem Dresdner Münzvertrag vom 30. Juli 1838 und der damit einhergehenden Übernahme des preußischen 14-Taler-Fußes in Sachsen gelöst. Der Übergang zur neuen Währung benötigte allerdings seine Zeit, schließlich mussten die neuen Münzen und Geldscheine erst einmal in ausreichender Zahl geprägt bzw. gedruckt werden. Neues Staatspapiergeld konnte sogar erst per Gesetz vom 16. April 1840 angekündigt werden, wobei zu diesem Zeitpunkt noch von einem *bevorstehende[n] Übergang zu[m] Vierzehnthaler Münzfuß* gesprochen wurde, die Währungsreform also noch lange nicht abgeschlossen war.¹²⁵ Es überrascht daher nicht, dass die bisherige Bezeichnung der neuen Währung als 21-Gulden-Fuß noch eine Zeitlang in Sachsen Verwendung fand. Auch die Leipziger Bank führte beispielsweise ihre Gründeraktien vom 31. August 1839 weiterhin im 21-Gulden-Fuß aus (Abb. 3). Und auch ihre Banknoten¹²⁶ lauteten auf den 21-Gulden- und nicht, wie bislang in der Literatur kolportiert, auf den 20-Gulden-Konventionsfuß bzw. auf einen gar nicht existenten 20-Taler-Konventionsfuß.¹²⁷

Zusammenfassend kommen als erste, ab dem 31. Juli 1838 ausgegebene Emission der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine nur die bislang fälschlicherweise auf 1870 datierten 1-Taler-Scheine im 21-Gulden-Fuß infrage. Diese Ausgabe war lange Zeit unbekannt¹²⁸ und ist bislang auch nur über zwei erhaltene Exemplare in den großen geldgeschichtlichen Sammlungen der Deutschen Bundesbank bzw. des Dresdner Münzkabinetts belegt (Abb. 13).

¹²⁵ Vgl. Gesetz vom 16. April 1840 (wie Anm. 123).

¹²⁶ Vgl. Statuten vom 27. Februar 1839, § 38, in: Dekret vom 12. März 1839 (wie Anm. 51), S. 63 f.

¹²⁷ Auch hier wieder nur zwei Beispiele, die die großen Schwierigkeiten mit historischen Währungsangaben selbst in der Fachliteratur widerspiegeln: BÜHN, Staatspapiergeld von Sachsen (wie Anm. 117), S. 23, Nr. 0009.4-8 als „20-Gulden-Konventions-Fuß“; GRABOWSKI/KRANZ, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 14), S. 239 f., Nr. 487-491, Nr. 491 mit der Erläuterung „Conventions-Fuss = 20-Thaler-Fuss“.

¹²⁸ Arnold Keller war die Ausgabe in seinem Katalog von 1953 unbekannt, und auch im ersten Papiergeld-Spezialkatalog von 1982 wird sie noch nicht geführt. Vgl. KELLER, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 11), S. 76; ALBERT PICK/JENS-UWE RIXEN, Papiergeld-Spezialkatalog Deutschland 1874–1980. Mit Nebengebieten und einer Übersicht über die klassischen deutschen Geldscheine, München 1982, S. 326.

Zur Gestaltung selbst:¹²⁹ Mit rund 105 x 75 mm sind die Kassenscheine der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, ihrem niedrigen Nennwert entsprechend, recht kleinformatig ausgeführt. Im Gegensatz zu den späteren Ausgaben ist die erste Charge noch nicht in der charakteristischen grünen Farbe gehalten und auch nur einseitig bedruckt. Diese einfachere Ausfertigung ist vermutlich nicht nur dem Kostenfaktor zuzuschreiben, sondern möglicherweise musste es, als die Gesellschaft nach mehrmaligen Anfragen an die Regierung endlich eine Ausgabegenehmigung für den 31. Juli 1838 erhalten hatte, auch mit dem Druck sehr schnell gehen. Ansonsten zeigen die Scheine verschiedene Sicherheitsmerkmale, insbesondere ein aufwendiges ovales Wasserzeichen mit der Umschrift *LEIPZIG-DRESDNER EISENBAHN COMP* und einer Dampflok. Zudem tragen sie sowohl die Angabe einer Serie als auch eine Kontrollnummer.

Die beiden vorgedruckten Unterschriften sind rechts dem Vorsitzenden des Direktoriums Gustav Harkort (1795–1865) und links dem Bevollmächtigten in Dresden Friedrich Busse (1794–1862)¹³⁰ zuzuordnen. Unten besitzen die Scheine eine zusätzliche handschriftliche Unterschrift sowie zwei handschriftliche Kürzel, die sicherlich ebenfalls als Sicherheitsmerkmal dienten und dem Papiergeld überhaupt erst Gültigkeit verliehen. Folgt man der oben bereits angeführten Fälschungsanzeige¹³¹ vom Dezember 1838, dann sind die Kontrollunterschriften wohl bereits in der Druckerei aufgebracht worden.

Als Herstellerangabe ist im Unterdruck vermerkt: *DRUCK UND PAPIER VON F. A. BROCKHAUS IN LEIPZIG*. Die Herstellung hatte also das vom Gründungsmitglied des Eisenbahndirektoriums Friedrich Brockhaus (1800–1865) gemeinsam mit seinem Bruder Heinrich (1804–1874) geführte bekannte Leipziger Verlagshaus übernommen. Die Auflage könnte statutengemäß bei bis zu 500 000 Scheinen gelegen haben. Die ersten 100 000 Stück durften, wie nun mehrfach beschrieben, ab der Teilstreckeneröffnung von Leipzig nach Wurzen am 31. Juli 1838 in Umlauf gebracht werden, die restlichen Scheine dann sukzessive mit den Baufortschritten, bis der Eisenbahngesellschaft zur offiziellen Inbetriebnahme der Gesamtstrecke am 9. April 1839 dann das gesamte Kontingent zur Verfügung stand.¹³² Inwieweit das Gesamtkontingent komplett aus der ersten Emission im 21-Gulden-Fuß bestand, soll im nächsten Abschnitt analysiert werden.

¹²⁹ Die Beschreibung basiert auf dem ‚Objektreport‘ des Münzkabinetts Dresden. Für die Bereitstellung der Objektreporte sowie der Abbildungen des Münzkabinetts Dresden danke ich ganz herzlich Dr. Wilhelm Hollstein. Im Folgenden werden nur für die Abhandlung relevante bzw. über den bisherigen Kenntnisstand hinausgehende Beschreibungen gegeben, für weiterführende Informationen vgl. die angeführten neueren Kataloge.

¹³⁰ Friedrich Busse, der die „Verantwortung über den Kassenbetrieb“ innehatte, „agierte von 1837 bis 1861 als Bevollmächtigter der [Leipzig-Dresdner Eisenbahn] in Dresden“. Vgl. mit einem Portrait: Deutschland wird mobil (wie Anm. 17), S. 45 f.

¹³¹ Vgl. Anm. 115.

¹³² Wie Anm. 105.

2. Emission ab bzw. nach 1838/39 im 14-Taler-Fuß

Wenn die Ausgabe der Eisenbahntaler im 21-Gulden-Fuß ab dem 31. Juli 1838 erfolgte und diese Währungsbezeichnung noch bis ca. Ende 1839 in Sachsen vorherrschend war, dann stellt sich die Frage, wann und warum eine zweite, ebenfalls undatierte Emission im neuen 14-Taler-Fuß (Abb. 14) erfolgte und ob diese zweite Emission bereits mit in das ab April 1839 der Gesellschaft zur Verfügung stehende Gesamtkontingent von 500 000 Talern fiel. Da Sachsen die Prägung erster neuer Münzen im Januar 1839 ankündigte,¹³³ wäre es zumindest theoretisch möglich, dass gar nicht die gesamten 500 000 Taler in Scheinen der ersten Emission, sondern ein Teil der Auflage bereits in der zweiten Emission im 14-Taler-Fuß erfolgte, die zweite Ausgabe also die erste nicht ersetzte, sondern nur ergänzte. Die höchste der beiden bekannten Kontrollnummern der 21-Gulden-Ausgabe lässt mit der Nr. 34 603 hier leider alles offen. Es bleibt daher hypothetisch, dass bis April 1839 die Gesamtauflage in 500 000 Scheinen des 21-Gulden-Fußes erfolgt ist. Stützen würde diese These, dass auch die 1839 ausgegebenen Banknoten und Gründungsaktien der Leipziger Bank weiterhin auf die alte Währung lauteten und die sächsische Regierung für ihr neues staatliches Papiergeld bis zu diesem Zeitpunkt noch gar keine Regelungen veröffentlicht hat.

Spätestens mit ihrer ersten Anleihe vom 1. Dezember 1839 (Abb. 6 und 7) hat die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Gesellschaft nachweislich die neue Währungsbezeichnung des 14-Taler-Fußes verwendet. Das heißt aber nicht automatisch, dass bereits zu diesem Zeitpunkt auch eine komplette neue Geldscheinemission vorlag. Es bleibt schon aus Kostengründen unwahrscheinlich, dass die kapitalbedürftige Eisenbahngesellschaft bereits 1839 ihre gültige Papiergeldemission durch eine neu gedruckte Ausgabe ersetzt hat – insbesondere nicht, da das Wertverhältnis beider Emissionen gleich war und somit keine Notwendigkeit für neue Geldscheine bestand. Wenn, dann ist wohl, wie beschrieben, eher von einer Ergänzung und dementsprechend von einem parallelen Umlauf auszugehen.

¹³³ Vgl. Verordnung wegen Publication der allgemeinen Münz-Convention der zum Zoll- und Handelsvereine verbundenen, und der besondern protokollarischen Übereinkunft unter den hiernach zum Vierzehnthalerfuß sich bekennenden Staaten vom 10. Januar 1839, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1839, Dresden [1840], S. 2-11 und Verordnung wegen vorläufiger Einstellung der Silberausmünzung im 20 Guldenfuß und wegen Ausprägung von Zwey- und Einthalerstücken im Vierzehnthalerfuß vom 11. Januar 1839, in: ebd., S. 12 f. – Die Verordnung vom 10. Januar 1839 spricht hierbei zwar von einem Bekennen zum *Vierzehnthalerfuß*, die Verordnung vom 11. Januar diente aber trotzdem noch der *Vorkehrung [...]*, damit der *21 Guldenfuß baldmöglichst im Lande eingeführt werden könne*. Zu diesem Zeitpunkt war also weiterhin offiziell von einem 21-Gulden-Fuß die Rede. Die erste direkte offizielle Nennung der sächsischen Währung in der neuen Bezeichnung findet sich wohl erst in der Verordnung vom 29. August 1839 *für den künftigen [sic!] Übergang zum Vierzehnthalerfuß*; vgl. Verordnung, die künftige Umwandlung der inländischen Conventions- $\frac{1}{24}$ tel auf den Nennwerth von Scheidemünze im 14 Thalerfuß und deren Einwechslung gegen conventionsmäßige Münzsorten betreffend, vom 29. August 1839, in: ebd., S. 201 f.



Abb. 14a: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, ca. 1838/39, Serie IV.



Abb. 14b: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, ca. 1838/39, Serie I.



Selbst wenn die zweite Emission doch die erste Ausgabe komplett ersetzen sollte, hätte ein solcher Austausch zudem nicht mit einem Schlag erfolgen können. Vielmehr hätte die Gesellschaft von vornherein immer nur die an sie zurückfließenden Scheine ersetzen können, wenn sie das Gesamtkontingent nicht überschreiten wollte. Ein solcher Prozess konnte durchaus Jahre oder sogar Jahrzehnte benötigen, wie die grünen 1-Taler-Scheine im 14-Taler-Fuß belegen, von denen selbst bis zur Reichsgründung 1871 noch nicht alle außer Verkehr gezogen werden konnten bzw. mussten. Denn prinzipiell bestand selbst für die Emission im 21-Gulden-Fuß keine Notwendigkeit, ihre Gültigkeit zu beschränken, wie die weiteren Währungsentwicklungen noch zeigen werden.

Bei der Ausführung der zweiten Emission sind nun aber doch deutliche Unterschiede zur ersten Ausgabe festzuhalten. Die neuen Scheine sind jetzt beidseitig bedruckt und besitzen die für die Leipziger ‚Eisenbahntaler‘ schon von den Zeitgenossen hervorgehobene grüne Farbe. Zudem gibt es keine handschriftlichen Unterschriften mehr – dieses Verfahren war wohl einfach zu zeitraubend. Als Wasserzeichen wurde jetzt viermal die Angabe *1Thlr* verwendet.

Gleichgeblieben ist das Format, und auch die vorgedruckten Unterschriften gehörten immer noch Friedrich Busse und Gustav Harkort. Auch die sich aus einer Kombination von Serie und Nummer zusammensetzende Nummerierung der Scheine wurde übernommen. Leider kann zur Funktion dieser Kombination noch nichts Näheres gesagt werden, möglicherweise handelte es sich wie bei anderen Papiergeldausgaben um eine Art Fälschungsschutz, bei dem jeder Kontrollnummer eine bestimmte Serie zugeordnet war.¹³⁴ Auch die im Folgenden noch zu beschreibende Emission von 1855 besitzt diese Kombination, und auffällig ist hier insgesamt, dass nur die höchste Reihe 51 (LI) fünf- und sechsstellige Kontrollnummern aufweist. Bei allen anderen Reihen¹³⁵ liegt die Kontrollnummer bislang unterhalb der Grenze von 10 000. Die höchste bekannte Kontrollnummer 483 647¹³⁶ belegt, dass das mögliche Kontingent von 500 000 Stück auch wirklich ausgereizt worden ist. Die Fortführung des Systems würde somit beide Thesen, sowohl die Ergänzung als auch den kompletten Austausch der 21-Gulden-Scheine durch die 14-Taler-Emission, als möglich erscheinen lassen.

¹³⁴ KLÜSENDORF, Papiergeld und Staatsschulden in Waldeck (wie Anm. 20), S. 110-113 stellt anhand der Waldecker Kassenanweisungen von 1854 detailliert ein solches System vor, bei dem Kontrollnummer, Stammbuchfolio, Serie, Litera und handschriftliches Kontrollzeichen einem festen System folgten. „Jede Abweichung von diesem Schlüssel“ war für die Kassenbeamten ein Hinweis auf eine Fälschung.

¹³⁵ Nachgewiesen sind bislang: IV, XVIII, XIX, XXI, XXIX, XXXIII, XXXIX, L und LI.

¹³⁶ Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. E-T1663.

3. Emission 1855 im 14-Taler-Fuß

Nicht anders als bei den heute gebräuchlichen und weitaus robusteren Banknoten konnten auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine nur eine bestimmte Zeit kursieren bis sie unbrauchbar waren. Noch heute belegen die erhaltenen, fast durchweg stärker gebrauchten Exemplare den regen und langjährigen Umlauf bis hin zum völligen Verschleiß (vgl. Abb. 2). Mehrfach hinterklebten, unkenntlich gewordenen Stücken drohte aber, von den Kassen nicht mehr akzeptiert und eingewechselt zu werden.

Auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Kassenscheine mussten also nach mehrjährigem regem Gebrauch gegen eine neue Auflage ausgetauscht werden.¹³⁷ Mit dem rückseitigen, zusätzlichen Hinweis *Umdruck von 1855* lässt sich diese Neuauflage problemlos datieren (Abb. 15), wobei auch hier zu bedenken ist, dass die neuen Scheine nur sukzessive die alten ersetzt haben können. Ansonsten handelt es sich um einen Neudruck der vorherigen Emission mit allen dort beschriebenen Merkmalen. Die Übernahme des kombinierten Nummerierungssystems aus Kontrollnummer und Reihe hätte es rein theoretisch sogar zugelassen, dass die eingezogenen Stücke eins zu eins gegen ihr neues Pendant mit genau derselben Kombination ausgetauscht worden sind. Dieses Verfahren wäre zwar aufwendiger gewesen, hätte aber gewährleistet, dass wirklich nur maximal 500 000 Stück im Umlauf waren und dass nicht gleichzeitig zwei Scheine mit derselben Nummerierung kursierten. Auch dies bleibt aber nur eine These.

¹³⁷ Für eine von KELLER, *Papiergeld der altdeutschen Staaten* (wie Anm. 11), S. 76 vermutete Emission in den Jahren 1846/47 gibt es keine Belege. Keller selbst gab bereits an, dass diese „vielleicht mit [der Ausgabe von 1838/39] identisch“ ist. Vermutlich handelt es sich um eine Fehlinterpretation, ebenso wie die vereinzelt in der Literatur zu findende Aussage, Sachsen hätte 1847 seine Eisenbahngesellschaften mit der „Ausgabe von sog. Eisenbahnkassenscheinen“ im Umfang von 4 Millionen Talern unterstützt; vgl. RUDOLF BOCH, *Staat und Wirtschaft im 19. Jahrhundert* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 70), München 2004, S. 23; DERS., *Staat und Industrialisierung* (wie Anm. 53), S. 368. Möglicherweise geht diese Aussage auf die 1847 ausgegebenen Obligationen der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn über 10 Taler zurück, die wohl aufgrund ihres niedrigen Betrages wie Bargeld zirkulierten und von der Bahngesellschaft sowie sogar von verschiedenen Banken gegen Bargeld eingewechselt wurden, sodass die Regierung mit einem entsprechenden Verbot einschreiten musste; vgl. kurz METASCH, *Papiergeld und Banknoten in Sachsen* (wie Anm. 24), S. 20.



Abb. 15a: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Thaler im 14-Taler-Fuß, Umdruck (Neuaufgabe) 1855, Serie XXIX.

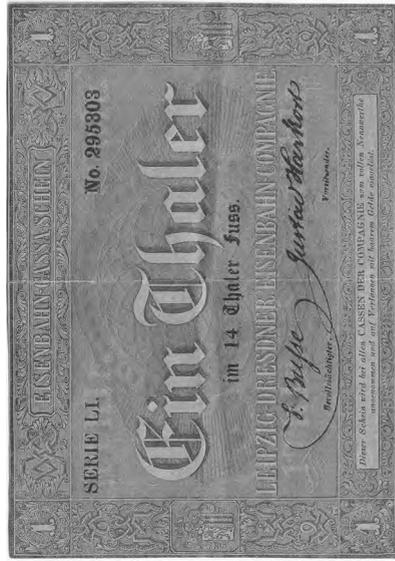
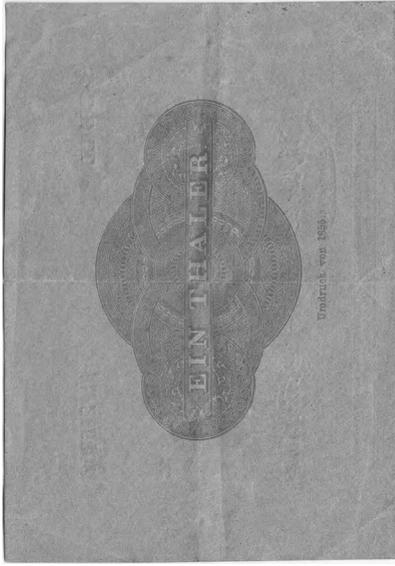
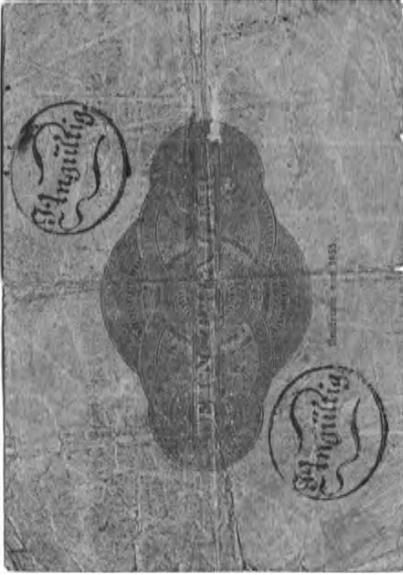


Abb. 15b: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Thaler im 14-Taler-Fuß, Umdruck (Neuaufgabe) 1855, Serie LI.



4. Emission 1870 im 30-Taler-Fuß

Die Herstellung der nächsten, sicherlich wiederum aus Erhaltungsgründen notwendigen Auflage lässt sich aufgrund der rückseitigen Anmerkung *Umdruck von 1870* ebenfalls gut datieren. Sicherlich um den für die Akzeptanz im Alltag so wichtigen Wiedererkennungswert beizubehalten, zeigt die neue Auflage im Wesentlichen das bisherige Design, nur die Rückseite ist jetzt auch mit einem aufwendigeren Unterdruck versehen. Die Kombination aus Reihe und Kontrollnummer wurde hingegen aufgegeben, ab jetzt sind alle Scheine durchlaufend mit einem davorgestellten A nummeriert (vgl. Abb. 16).



Abb. 16: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 30-Taler-Fuß, Umdruck (Neuaufgabe) 1870.

Auch bei den Unterschriften sind, den zwischenzeitlichen Wechseln im Direktorium folgend, Änderungen eingetreten. Links tragen die Scheine jetzt die Unterschrift von Carl August Gessler, der 1862 Friedrich Busse als Dresdner

Bevollmächtigter der Gesellschaft gefolgt war,¹³⁸ rechts von Wilhelm Seyfferth (1807–1881),¹³⁹ der von 1869 bis zur Verstaatlichung der Gesellschaft 1876 das Direktorium führte.

Währungsgeschichtlich relevant ist noch die neue Ausführung im 30-Taler-Fuß. 1857 war es zu einem weiteren wichtigen Schritt auf dem langen Weg zu einer einheitlichen deutschen Währungsverfassung gekommen: dem Wiener Münzvertrag vom 24. Januar 1857, der als erster Münzvertrag auch Regelungen zu Banknoten und Papiergeld enthielt. Hervorzuheben ist an dieser Stelle aber erst einmal nur die Abkehr von der bisherigen Gewichtsmark als Grundlage des neuen gemeinsamen Münzfußes. Da stattdessen nun das neue Zollpfund zu 500 Gramm Verwendung fand, wurde in der Zählung aus dem bisherigen 14-Taler- ein 30-Taler-Fuß. Am Feingehalt der Kurantmünzen hat sich dabei nur unmerklich etwas geändert, sodass eine Unterscheidung beider Währungen nicht notwendig war. Die sächsische Regierung hatte bei ihrem per Gesetz vom 6. September 1855 angekündigten neuen Staatspapiergeld gleich ganz bewusst auf die Angabe eines Münzfußes verzichtet (Abb. 18).

Laut Literatur soll die Leipzig-Dresdner Eisenbahn bereits 1857 eine Emission im neuen 30-Taler-Fuß aufgelegt haben,¹⁴⁰ was aber auszuschließen ist. Die Gesellschaft hätte wohl kaum, nur zwei Jahre nach der ab 1855 in Umlauf gegebenen 14-Taler-Emission, die Kosten und den Aufwand eines erneuten Austauschs auf sich genommen, insbesondere nicht, da beide im Zahlungsverkehr gleichwertig waren. Bezeichnenderweise gibt es ausgerechnet für diese vermeintliche Emission von 1857 keine Abbildungen und kein bekanntes Belegstück.¹⁴¹ Auch in der zeitgenössischen Fachpublizistik wird eine solche Ausgabe nicht erwähnt.¹⁴²

¹³⁸ Vgl. Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren (wie Anm. 54), S. 152.

¹³⁹ Vgl. Deutschland wird mobil (wie Anm. 17), S. 53; speziell zur Biografie auch ULRICH HESS, Seyfferth, Wilhelm Theodor, in: Neue Deutsche Biographie 24 (2010), S. 298 f., online: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117743437.html> [Zugriff 9. Juli 2021].

¹⁴⁰ Wiederum nur die beiden neuesten Kataloge: GRABOWSKI/KRANZ, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 14), S. 246, Nr. 512; BÜHN, Staatspapiergeld von Sachsen (wie Anm. 117), S. 26, Nr. 0010.3.

¹⁴¹ Die Abbildung bei BÜHN, Staatspapiergeld von Sachsen (wie Anm. 117), S. 26, Nr. 0010.3 beruht auf einem Versehen, gezeigt wird hier ein Umdruck von 1870 (die Angabe auf der Rückseite ist in der Vorlage zu erkennen bzw. kann anhand der Kontrollnummer in der geldgeschichtlichen Sammlung der Deutschen Bundesbank geprüft werden). Laut RICHTER, Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 46), S. 38 ist „aus dem Jahre 1857 [...] eine Ausgabe auf grauem Papier im 30 Talerfuß bekannt.“ Da Richter für seinen Aufsatz die Sammlung des Münzkabinetts Dresden ausgewertet hat, beruht das Ganze bei ihm wohl auf einer Verwechslung mit der noch nicht grün gedruckten und zu seiner Zeit noch nicht katalogisierten Emission im 21-Gulden-Fuß. – Vermutlich ist die Annahme einer solchen Ausgabe von 1857 im 30-Taler-Fuß einfach darauf zurückzuführen, dass bei einem schlecht erhaltenen Exemplar bzw. einer schlechten Abbildung auf der Rückseite der Hinweis auf den *Umdruck von 1870* nicht erkennbar war, sodass im Rückschluss eine entsprechende frühere Ausgabe vermutet und mit der Einführung des 30-Taler-Fußes 1857 gleichgesetzt wurde.

¹⁴² Vgl. z. B. Illustrierter Anzeiger über gefälschtes Papiergeld und unächte Münzen 12 (1876), Nr. 6, S. 43. Den dortigen, allerdings missverständlichen Formulierungen zu-

5. Emission 1875 in der neuen Reichswährung Mark

Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 sollte auch das jahrhundertelange Ringen um eine einheitliche deutsche Währungsverfassung einen erfolgreichen Abschluss finden, wenngleich nicht sofort, sondern gerade beim staatlichen Papiergeld erst nach jahrelangen zähen Verhandlungen.¹⁴³ Der enorme Bedeutungszuwachs, den papierene Zahlungsmittel in den letzten beiden Jahrzehnten erfahren hatten, war zur Reichsgründung schon lange nicht mehr von der Hand zu weisen. Setzte sich – um noch einmal das eingangs gewählte Beispiel heranzuziehen – 1840 die Geldmenge in Deutschland schätzungsweise noch zu 24 Prozent aus Buchgeld und nur zu 7 Prozent aus Papiergeld und Banknoten zusammen, so hatten sich diese Quoten bis 1870 beim Buchgeld bereits auf 48 Prozent verdoppelt und bei den papierenen Zahlungsmitteln sogar auf 22 Prozent verdreifacht. Mit nur noch 30 statt 69 Prozent stellten Kurantmünzen nicht einmal mehr ein Drittel der Gesamtgeldmenge.¹⁴⁴

Auch in Sachsen hatte sich entsprechend die Zahl der Notenbanken mittlerweile erhöht.¹⁴⁵ Schon 1848 hatte der große Kapitalmangel während der Revolutionsjahre zur Konzession einer kommunalen Stadtbank in Chemnitz geführt, und auch die Landständische Bank in Bautzen hatte 1850 ein Notenprivileg erhalten. Nur wenige Jahre bevor mit dem Banknoten-Sperrgesetz vom 27. März 1870 auch Sachsen seine Währungshoheit hinsichtlich papierener Zahlungsmittel an den Norddeutschen Bund abtreten musste,¹⁴⁶ war 1867 der sich neuerlich gegründete Leipziger Kassenverein mit einem Notenprivileg versehen worden. Die mit Abstand größte Bedeutung besaß jedoch die 1865 in Dresden als private Notenbank gegründete Sächsische Bank, die unter anderem mit ihrem Filialnetz nun auch die schon lange geforderte Funktion einer sächsischen Landes- bzw. Staatsbank übernahm. Die Gründung einer nicht nur staatlich kontrollierten, sondern auch staatlich geführten Notenbank war zu diesem Zeitpunkt noch immer am Widerstand des Landtags gescheitert.

Während der neue deutsche Nationalstaat sich beim Metallgeld bis 1873 auf eine einheitliche Münzverfassung verständigen konnte, musste aufgrund des „zum Teil massiven Widerstand[s]“ der einzelstaatlichen Regierungen beim Staatspapiergeld- bzw. Banknotenwesen noch bis 1874/75 verhandelt werden. Per Gesetz vom 30. April 1874 wurde das bisherige Papiergeld der einzelnen Staaten durch die einheitliche Ausgabe von Reichspapiergeld, den Reichskassenscheinen, ersetzt. Da den neuen Regelungen zufolge ab dem 1. Januar 1876 nur noch Banknoten ab

folge waren zu diesem Zeitpunkt nur bekannt: der *Umdruck von 1870*, der *Umdruck von 1853* [sic! gemeint ist 1855] sowie die Scheine ohne Umdruck, also die Ausgabe im 14-Taler- und theoretisch auch noch 21-Gulden-Fuß.

¹⁴³ Wie Anm. 29.

¹⁴⁴ Wie Anm. 10.

¹⁴⁵ Mit weiterführenden Literaturverweisen: METASCH, Papiergeld und Banknoten in Sachsen (wie Anm. 24), S. 20-24.

¹⁴⁶ Vgl. OTTO, Integrationsprozesse (wie Anm. 1), S. 438-440.

einem Nennwert von 100 Mark – mit der Umrechnung 1 bisheriger Taler = 3 neue Mark – zirkulieren durften, musste auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn eine neue, hier auf den 1. Januar 1875 datierte, Emission über 100 Mark vorbereiten (Abb. 17).

Als private Gesellschaft wurde die Leipzig-Dresdner Eisenbahn weder in der Gesetzgebung zum staatlichen Papiergeld noch zu den privaten Notenbanken



Abb. 17: Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Mark von 1875.

explizit aufgeführt.¹⁴⁷ Ihr Notenkontingent über umgerechnet 1,5 Millionen Mark, das zu diesem Zeitpunkt beispielsweise mehr als dreimal so hoch ausfiel wie das der Chemnitzer Stadtbank mit zukünftig 441 000 Mark, zählte damit auch nicht in die 385 Millionen Mark hinein, auf die per Bankgesetz vom 14. März 1875 der Gesamtumlauf an Banknoten in Deutschland gedeckelt war und auf die pro Bank ein festgelegtes Kontingent entfiel.¹⁴⁸

Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn gehörte damit zu den wenigen *Korporationen, welche, ohne Zettelbanken zu sein, sich beim Erlaß dieses Gesetzes im Besitz der Befugniß zur Ausgabe von Noten, Kassenscheinen oder sonstigen auf den Inhaber ausgestellten unverzinslichen Schuldverschreibungen* befanden und auf die damit § 54¹⁴⁹ des abschließenden Bankengesetzes vom 14. März 1875 Anwendung fand, der sie denselben Bestimmungen wie alle Notenbanken unterwarf. Für die Eisenbahngesellschaft bedeutete dies, dass sie zwar ihr altes Papiergeldprivileg behielt – auf welches sie als Grundlage für ihr private Ausgabe auch auf ihren neuen Scheinen jetzt explizit hinwies: *Privilegium vom 6. Mai 1835* –, dass ihre neuen *Kassenscheine* aber gleichzeitig weiterhin nur in Sachsen und nicht im gesamten Kaiserreich Gültigkeit besaßen.

Entsprechend dem neuen Wert von 100 Mark, der mehr als dem Dreiunddreißigfachen der bisherigen 1-Taler-Scheine entsprach, zeigt die neue Emission nicht nur ein größeres Format (172 x 104 mm), sondern schon allein aus Gründen des Fälschungsschutzes eine deutlich aufwendigere Ausführung. Noch bis vor wenigen Jahren war keine Abbildung der neuen Kassenscheine bekannt, erst in den letzten Katalogen konnten zumindest Probedrucke aus dem Archiv der ausführenden Leipziger Druckerei Giesecke & Devrient abgebildet werden. Dass sich in der Sammlung des Münzkabinetts Dresden sogar ein original gelaufener Schein erhalten hat, der weitere Aussagen zur Ausführung erlaubt, war bislang unbekannt.¹⁵⁰ Dieses Exemplar zeigt damit auch erstmalig das verwendete Nummerierungssystem – eine zweifache Angabe der durchlaufenden 5-stelligen Kontrollnummer mit vorangestelltem *Lit. A.* auf der Vorderseite – sowie die zur Gültigkeitsmachung notwendige handschriftliche Unterschrift und den Eintrag der entsprechenden Kassenbuchseite auf der Rückseite.

¹⁴⁷ Vgl. z. B. die entsprechenden Editionen zur Papiergeldgesetzgebung bei KARL-DIETER SEIDEL, *Die deutsche Geldgesetzgebung seit 1871. Münzen – Papiergeld und Notenbanken mit den Münzverträgen der deutschen Staaten im 19. Jahrhundert*, München 1973, S. 78-102.

¹⁴⁸ Für eine Auflistung der einzelnen Notenkontingente vgl. ebd., S. 97, Anlage zum § 9. Eine Überschreitung des zugewiesenen Notenkontingents war theoretisch möglich, durch die dann greifenden Deckungsvorschriften etc. aber praktisch nicht mehr profitabel.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., S. 95 f.

¹⁵⁰ Zur Ausführung bzw. Gestaltung vgl. HANS-LUDWIG GRABOWSKI, *Die deutschen Banknoten ab 1871*, Regenstauf ²¹2018, S. 103, SAX-3A; BÜHN, *Staatspapiergeld von Sachsen* (wie Anm. 117), S. 26, Nr. 0010.6.

Da das Notenkongingent sich nicht erhöht hatte, sondern nur von 500 000 Talern auf 1,5 Millionen Mark umgerechnet wurde, schrumpfte durch den hohen Nominalwert die Gesamtauflage auf maximal 15 000 Stück, also auf nur noch 3 Prozent der bisher umlaufenden 500 000 Eisenbahnscheine. Mit ihrem hohen Nominalwert hatten die Scheine ab jetzt sowieso keine Bedeutung mehr für den allgemeinen Zahlungsverkehr in Sachsen, den sie in den zurückliegenden dreieinhalb Jahrzehnten wesentlich mitgeprägt hatten. Mit der enormen Erhöhung des Nennwerts auf 100 Mark mussten erst einmal neue Einsatzmöglichkeiten gefunden werden, denn das Papiergeld war damit nur noch für größere Transaktionen mit einer Bank oder einem Unternehmen geeignet, sofern diese überhaupt bereit waren, größere Mengen zu akzeptieren. Schließlich konnten die Kassenscheine ja nur bei der Gesellschaft selbst in Bargeld eingewechselt werden, sodass man auch gleich auf einer ‚Barzahlung‘ bestehen konnte. Und gerade hier dürfte das Papiergeld durchaus zu einer Belastung für die Gesellschaft geworden sein. Mit der Verpflichtung, ihre Kassenscheine auch zukünftig jederzeit bei Vorlage einzuwechseln, müsste die Leipzig-Dresdner Eisenbahn nun hierzu auch beständig größere Mengen Bargeld vorrätig gehalten haben. Letztendlich sollte sich auch dieses Problem aber mit der Verstaatlichung der Gesellschaft im Jahre 1876 lösen, worauf in einem abschließenden Kapitel eingegangen wird.

IV. Die Verstaatlichung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn 1876

Bereits kurz nach der Ausgabe der neuen Banknoten zu 100 Mark vom 1. Januar 1875 endete auch die Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn als eigenständiges, privatwirtschaftlich geführtes Unternehmen.¹⁵¹ Mit dem Verkauf der Gesellschaft wurde auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn zum 1. Juli 1876 Teil der Königlich Sächsischen Staatseisenbahnen.¹⁵²

Nach der anfänglichen Zurückhaltung der sächsischen Regierung während der Gründungsphase der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie hatte der Staat, der den Aufbau eines sächsischen Eisenbahnnetzes zu diesem frühen Zeitpunkt noch vorrangig privatwirtschaftlichen Unternehmungen überlassen wollte, schnell die hohe gesamtwirtschaftliche wie auch politische und militärische Bedeutung des neuen Transportmittels erkannt und ein zunehmendes Interesse an einer Fortführung der Bahnstrecken in staatlicher Eigenregie entwickelt. Begin-

¹⁵¹ Zur Verstaatlichung der Leipzig Dresdner Eisenbahn vgl. u. a. THOMAS HÄNSEROTH, Die Eisenbahn wird Staatsunternehmen, in: *Dresdner Hefte* 117 (2014): 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn, S. 59-65; Deutschland wird mobil (wie Anm. 17), S. 50-54; JÜRGEN SCHMÄDICKE, Die Verstaatlichung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List“ in Dresden* 17 (1970), H. 1, S. 35-38.

¹⁵² Vgl. Bekanntmachung, die Übernahme der Verwaltung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn durch die Staatseisenbahnverwaltung betreffend, vom 28. Juni 1876, in: *Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1876*, Dresden [1877], S. 273.



Abb. 18: Sächsisches Staatspapiergeld (Kassenbillet) über 20 Taler von 1855.

nend mit der 1845 noch vor Baubeginn zahlungsunfähig gewordenen Sächsisch-Bayerischen-Eisenbahn entstand in Sachsen so neben den privaten Linien ein immer dichter werdendes staatliches Eisenbahnnetz:¹⁵³ die Königlich Sächsischen Staatseisenbahnen.

¹⁵³ Eine „Zusammenstellung der bis 1870 in Sachsen errichteten Eisenbahnen“ bietet HAASE, *Wirtschaft und Verkehr in Sachsen* (wie Anm. 34), S. 225-228.

Welch zentralen Stellenwert die sächsische Regierung der Eisenbahn für die Wohlfahrt des gesamten Staates mittlerweile zumaß, darauf verweist unter anderem auch die Rückseitengestaltung des bereits angeführten neuen Staatspapiergeldes von 1855/57 (Abb. 18). Hier finden sich neben der zentral thronenden Saxonia als Personifizierung Sachsens zwei Genien, die unter anderem Wissenschaft, Handel und Landwirtschaft symbolisieren.¹⁵⁴ Dass Wissenschaft und Handel blühen und rechts der Genius sein Füllhorn so üppig ausgießen kann, ist auch der Eisenbahn, hier rechts in Form einer Lokomotive als Symbol der Industrialisierung, zu verdanken.

Aufgrund ihrer zentralen Lage und ihrer hohen wirtschaftlichen Bedeutung zeigte der Staat an der Übernahme der Leipzig-Dresdner Eisenbahn verständlicherweise ein besonders hohes Interesse, vor allem, da sich deren Streckennetz seit der Eröffnung der Leipzig-Dresdner Linie deutlich vergrößert hatte und wichtige Anbindungen an die sächsischen Nachbarstaaten besaß. Lange Zeit stieß der Staat hier aber auf die Ablehnung der erfolgsverwöhnten Aktionäre, die beispielsweise 1863 pro 100-Taler-Aktie zusätzlich zu den 4 Prozent Zinsen noch eine Dividende von 16 Prozent erhielten und auf einen Aktienkurs von über 275 Talern zurückblicken konnten.

Erst nach der 1873 ausgebrochenen Gründerkrise, die auf Jahre das wirtschaftliche Wachstum hemmte und insbesondere auch viele Eisenbahnen bzw. deren Aktionäre in Bedrängnis brachte, schaffte es die sächsische Regierung im Mai/Juni 1876 der Leipzig-Dresdner Eisenbahn ein Angebot zu unterbreiten, das das Direktorium nicht länger ausschlagen konnte. Der Staat verpflichtete sich nicht nur zur Übernahme aller finanziellen Lasten der Leipzig-Dresdner Eisenbahn – also ihrer Aktien, Anleihen und Kassenscheine –, sondern auch zu einer großzügigen Entschädigung aller Aktionäre:¹⁵⁵

- 1) Die Aktien: So erhielt jeder Aktionär pro Aktie à 100 Taler (= 300 Mark) eine staatliche Schuldverschreibung zu 1 000 Mark. Bei einer jährlichen Verzinsung von 3 Prozent kamen zu diesem Betrag jährliche Zinseinnahmen (sogenannte Renten) von 30 Mark hinzu. Da die Staatsobligationen nur gegen die Aushändigung der Aktien übergeben worden sind, ist auch geklärt, warum sich wohl keine Originale erhalten haben. Insgesamt bedeutete allein die Übernahme der 75 000 Aktien für den Staat 75 Millionen Mark neuer Staatsschulden, die Zinslast gar nicht eingerechnet.
- 2) Anleihen: Mit der kompletten Übernahme aller noch nicht durch die Gesellschaft eingelösten Teilschuldverschreibungen (vgl. Tab. 2) kamen, die zukünf-

¹⁵⁴ Vgl. mit dieser Interpretation auch FRANZISKA JUNGSMANN-STADLER, Zur Ikonografie und Geschichte des deutschen Papiergeldes im 19. Jahrhundert, in: Kugler/Isenbort/Grether, Die Sprache des Geldes (wie Anm. 20), S. 134-145, hier S. 143.

¹⁵⁵ Zu den einzelnen Regelungen vgl. Bekanntmachung, die Erwerbung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn durch den Staat betreffend, vom 1. Oktober 1877, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1877, Dresden [1878], S. 291-296.

tigen Zinsen ebenfalls ausgeblendet, weitere 39 231 900 Mark hinzu. Wie zuvor schon durch die Eisenbahngesellschaft wurden die Anleihen in den nächsten Jahrzehnten sukzessive zur Einziehung ausgelost, bis dann zum 1. Juli 1902 vorzeitig alle noch offenen Obligationen mit einem Mal zur Einlösung aufgerufen wurden.¹⁵⁶

- 3) Kassenscheine: Mit maximal 1,5 Millionen Mark fällt hier die Übernahme der Papiergeldschuld beinahe nicht mehr ins Gewicht.

Anleihe vom	im Umfang von	Verzinsung	1877 noch offen
01.12.1839	1 000 000 Taler im 14-Taler-Fuß	3,5 %	2 197 200 Mark
01.06.1841	500 000 Taler im 14-Taler-Fuß	3,5 %	1 098 600 Mark
01.12.1854	1 500 000 Taler [im 14-Taler-Fuß]	4 %	1 635 000 Mark
[01.12.?] 1860	500 000 Taler [im 30-Taler-Fuß]	4 %	1 301 100 Mark
01.03.1866	4 000 000 Taler im 30-Taler-Fuß	4 %	12 000 000 Mark
	2 000 000 Taler im 30-Taler-Fuß	5 %	6 000 000 Mark
01.07.1872	5 000 000 Taler im 30-Taler-Fuß	4,5 %	15 000 000 Mark
Summe	14 500 000 Taler (43 500 000 Mark)		39 231 900 Mark (13 077 300 Taler)

Tab. 2: Übersicht über die Anleihen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie und die bei der Verstaatlichung 1876 noch offenen Beträge.

Mit der Verstaatlichung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn stellt sich abschließend die noch nicht gänzlich zu klärende Frage, welchen Status eigentlich die Kassenscheine der Leipzig-Dresdner Eisenbahn mit dem Ende der privatwirtschaftlichen Gesellschaft besaßen bzw. ob mit diesem Schritt nicht auch das an die Gesellschaft gebundene Notenprivileg erlosch. Die am 1. Oktober 1877 vom Finanzministerium veröffentlichte ‚Bekanntmachung‘ zur *Erwerbung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn durch den Staat* enthält hierzu keinen Hinweis, sondern der Kaufvertrag erwähnt nur, dass der Staat *außerdem in Anrechnung auf den*

¹⁵⁶ Vgl. Verordnung wegen Veröffentlichung einer von dem Landtagsausschusse zu Verwaltung der Staatsschulden unter dem 14. Dezember 1901 erlassenen Bekanntmachung vom 14. Dezember 1901, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1901, Dresden [1902], S. 184 f.

*Kaufpreis auch sämtliche der Gesellschaft obliegenden Verpflichtungen gegenüber den Inhabern der von der der Gesellschaft auf Grund des ihr erteilten Privilegiums im Gesamtbetrage von Einer Million fünfhundert Tausend Mark ausgegebenen Kassenscheinen übernahm.*¹⁵⁷

Hinsichtlich des Umlaufs und der Einziehung der Kassenscheine ist zudem der im Kaufvertrag gegebene Hinweis aufschlussreich, dass die Gesellschaft bis zum Zeitpunkt der Verstaatlichung noch gar nicht alle 15 000 Exemplare in Umlauf hatte bringen können, was angesichts der oben geschilderten, neuen Bedingungen wenig überrascht. In Bezug auf die noch nicht ausgegebenen Scheine wurde vertraglich festgehalten, *daß das bei dem Stadtrathe zu Leipzig vorhandene Depot von noch nicht ausgegebenen Kassenscheinen à 100 M an das Königliche Finanzministerium ausgehändigt, beziehentlich bei dem Stadtrathe vernichtet wird.* Allein die angesprochene Vernichtung durch den Leipziger Rat zeigt, dass das Finanzministerium an einer eigenen, weiteren Ausgabe der Kassenscheine kein wirkliches Interesse hatte.

Allerdings enthielt der Kaufvertrag keine Regelungen hinsichtlich deren weiterer Gültigkeit, auch nicht hinsichtlich der alten 1-Taler-Scheine, die von der Gesellschaft zwar seit dem 1. Januar 1876 nicht mehr ausgegeben werden durften, sich aber wohl noch immer im Umlauf befanden. So schrieb etwa Adolf Henze 1876 in seinem „Illustrierten Anzeiger über gefälschtes Papiergeld und unächte Münzen“: *Die Ein-Thaler-Kassenanweisungen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie werden noch eingelöst. – Es ist mehrfach die Ansicht verbreitet, dass die einthalerigen Kassenanweisungen [...] vom 1. Januar 1876 an werthlos würden. Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall. Genannte Compagnie darf allerdings ihre einthalerigen Kassenscheine vom 1. Januar 1876 an nicht mehr ausgeben, allein ebensowenig ist sie zur Zeit ermächtigt, einen Präclusiv-Termin [Termin zur Einlösung] für dieselben anzuberaumen und steht also der fortgesetzten Circulation dieser Scheine à 1 Thaler vorerst kein Verbot entgegen. Selbstverständlich steht aber dem Publicum frei, zu beliebiger Zeit jene grünen Thalerscheine zur Einlösung oder zum Umtausch gegen Hundertmarknoten der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie an deren Hauptkasse zu präsentiren.*¹⁵⁸

Den in der Literatur seit Arnold Keller ohne Quellenangaben zufolge verbreiteten Informationen,¹⁵⁹ dass die Kassenscheine per „Bekanntmachung vom 27.6.1876“ bzw. „mit Wirkung vom 21. Juni 1876 als Staatsnoten deklariert und

¹⁵⁷ Vgl. Bekanntmachung vom 1. Oktober 1877 (wie Anm. 155), S. 293 f.

¹⁵⁸ Vgl. Illustrierter Anzeiger über gefälschtes Papiergeld und unächte Münzen 12 (1876), Beilage zu Nr. 2, S. 13 f. – Zu Henze (1814–1883) als Numismatiker und Verleger vgl. REINER GRAFF, Adolf Henze, in: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, online: <https://saebi.isgv.de/biografie/28227> [Zugriff 15. Juli 2021].

¹⁵⁹ Vgl. RICHTER, Geschichte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie (wie Anm. 46), S. 38; KELLER, Papiergeld der altdeutschen Staaten (wie Anm. 11), S. 76. Vgl. weiterhin GRABOWSKI, Deutsche Banknoten (wie Anm. 150), S. 103; BÜHN, Staatspapiergeld von Sachsen (wie Anm. 117), S. 6.

somit gesetzliches Zahlungsmittel“ geworden sein sollen, ist also mit Skepsis zu begegnen. Auch die Hinweise, die „Bahn“, die zu diesem Zeitpunkt als eigenständiges Unternehmen ja gar nicht mehr bestand, hätte 1878 auf ihr Notenrecht verzichtet und keine Scheine mehr ausgegeben, bzw. dass die Kassenscheine 1882 außer Kraft gesetzt worden sein sollen, sind ohne weitere Archivrecherchen nicht zu verifizieren. Letztlich sind aber auch hier Zweifel angebracht. Die angesprochenen Verordnungen konnten im „Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen“ nicht aufgefunden werden. Sollte hier die „Bekanntmachung“ vom 28. Juni 1876 zur staatlichen Verwaltung der Eisenbahngesellschaft gemeint sein,¹⁶⁰ so enthält diese keine Hinweise auf die Kassenscheine.

Eine Umwandlung in ein gesetzliches Zahlungsmittel ist von vornherein auszuschließen, dieses geschah im Reich erstmalig 1906¹⁶¹ und auch da nur bei den Noten der Reichsbank. Da die einzelnen Länder bereits im Norddeutschen Bund ihre Hoheitsrechte hinsichtlich von Banknoten und Papiergeld an den Bund bzw. später das Reich abtreten mussten, ist es unwahrscheinlich, dass Sachsen die Eisenbahnscheine als staatliches Papiergeld übernehmen durfte. Ohnehin war selbst die Einlösemöglichkeit für das eigene Staatspapiergeld in Sachsen per Gesetz bereits zum 30. Juni 1876 abgelaufen.¹⁶² Auch bei den Eisenbahnscheinen wird der Staat daher vermutlich nur noch für die Einlösung der aus dem Umlauf zurückfließenden Stücke gebürgt, sie aber keinesfalls mehr zu offiziellen staatlichen Zahlungsmitteln erhoben haben.

IV. Fazit

Die Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft musste zur Realisierung ihres vorbildlosen Vorhabens, die erste deutsche Ferneisenbahn zu bauen, im wahrsten Sinne des Wortes auf allen Gebieten neue Wege beschreiten, so auch bei der drängendsten Frage: der finanziellen Machbarkeit, an der viele Zeitgenossen zweifelten. Mit der geschickten Kombination von drei zu diesem Zeitpunkt noch recht neuen Finanzinstrumenten – von Aktien, Anleihen und Papiergeld – fand die Eisenbahngesellschaft, flankiert von einer offensiven Öffentlichkeitsarbeit, einen innovativen Ausweg aus dem hemmenden Kapitalmangel der Zeit.

Der wirtschaftliche Erfolg der Leipzig-Dresdner Eisenbahn hat nicht nur ihren eigenen Wertpapieren, sondern allgemein den anfänglich auf dem Kapitalmarkt

¹⁶⁰ Vgl. Bekanntmachung vom 28. Juni 1876 (wie Anm. 152).

¹⁶¹ Vgl. Anm. 12.

¹⁶² Vgl. Gesetz, die Anberaumung eines Präklusivtermins für die Giltigkeit der Königlich Sächsischen Kassenbillets der Creation vom Jahre 1867 betreffend, vom 8. November 1875, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1875, Dresden [1876], S. 415 und Verordnung, die Anberaumung eines Präklusivtermins für die Giltigkeit der Königlich Sächsischen Kassenbillets der Creation vom Jahre 1867 betreffend, vom 11. Dezember 1875, in: ebd., S. 415 f.

noch mit Misstrauen versehenen Aktien Auftrieb gegeben.¹⁶³ Dass die Gesellschaft nicht auch beim Papiergeld – wie eigentlich von Friedrich List für seine Idee eines gesamtdeutschen Eisenbahnnetzes erhofft – eine größere Vorbildwirkung erzielen konnte, ist keinesfalls einem Misserfolg des Gesamtkonzeptes zuzuschreiben. Vielmehr war dafür die allgemeine Skepsis des Staates gegenüber einer weiteren Ausdehnung papierener Zahlungsmittel verantwortlich, seien sie nun staatlicher oder privater Natur. Umgekehrt ist es gerade angesichts des noch weitverbreiteten Misstrauens gegenüber den neuen Wertpapierformen umso erstaunlicher, dass sich die sächsische Regierung 1835 zu einem solchen, damals beispiellosen geld- und finanzgeschichtlichen Experiment überzeugen ließ. Das gilt insbesondere für die in der deutschen Geldgeschichte erstmalig erteilte Konzession für eine private Papiergeldausgabe, die bis auf das Beispiel der Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahngesellschaft einen beinahe singulären Charakter trug.

Für die Leipzig-Dresdner Eisenbahn selbst war laut Eigenaussage das genehmigte Papiergeld gerade zu Beginn eine wesentliche Stütze ihres Unternehmens. Das eigene Papiergeld gab der Gesellschaft nicht nur bei der anfänglichen Kapitalakquise einen größeren Finanzspielraum, es etablierte sich aufgrund des niedrigen Nominalwerts von 1 Taler und der hohen Auflage von 500 000 Stück auch schnell im sächsischen Zahlungsverkehr, den es mehr als drei Jahrzehnte mitprägen sollte. Dass die Leipzig-Dresdner Eisenbahn bis zum Schluss, als ihre Kassenscheine für das Firmenskapital keine wirkliche Bedeutung mehr besaßen, auf diese nicht verzichten wollte, verdeutlicht, dass die Eisenbahngesellschaft in der alltäglichen Praxis die Vorteile papierener Zahlungsmittel, die weit über die reine Kreditvergabe bzw. Geldschöpfung hinausgehen, erkannt und schätzen gelernt hatte.

Insgesamt betrachtet erweist sich die Geschichte der Kassenscheine der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie – mit ihrer außergewöhnlichen Verknüpfung von geld-, finanz-, aber auch wirtschafts- und landesgeschichtlichen Aspekten – damit als deutlich mehr als nur ein illustratives Kuriosum der deutschen Geldgeschichte. In der sächsischen Geld- und Finanzgeschichte dürfen sie sogar einen wichtigen Platz beanspruchen, und mit ihrer erfolgreichen Verbindung unternehmerischer wie gesamtstaatlicher Interessen spiegeln sie letztlich auch wider, mit welchen innovativen Methoden Sachsen seine Führungsrolle im Prozess der deutschen Frühindustrialisierung eingenommen hat.

¹⁶³ So urteilte schon 1840 Friedrich Georg Wieck: *Den großen Impuls für den ephemeren Aufschwung des Aktienwesens in Sachsen [...] gab die Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft*; vgl. FRIEDRICH GEORG WIECK, *Industrielle Zustände Sachsens. Das Gesamtgebiet des sächsischen Manufaktur- und Fabrikwesens, Handels und Verkehrs*, Chemnitz 1840, S. 383.

Region – Nation – Heimat

Identitätskonstruktionen sächsischer Überseeauswanderer oder: Was macht Königgrätz in Brasilien?*

von
JUDITH MATZKE

Über 400 000 Soldaten standen sich am 3. Juli 1866 auf dem Schlachtfeld von Königgrätz (heute: Hradec Králové/Tschechien) gegenüber. Auch wenn die historische Folgewirkung des preußischen Sieges über Österreich für die unmittelbar Beteiligten an diesem Tag nicht absehbar war, bildete er einen entscheidenden Baustein im Prozess der Reichseinigung unter preußischer Führung.¹ Österreich hatte im Ringen um die Vormachtstellung im Deutschen Bund eine endgültige Niederlage erlitten und besaß keinen Einfluss auf den weiteren Weg hin zur Reichsgründung; die kleindeutsche Lösung war besiegelt. Die Niederlage galt an seiner Seite auch für Sachsen, das mit 22 000 Soldaten in Königgrätz ins Feld gezogen war.

Bildlich festgehalten wurde dieses Ereignis in zahlreichen Gemälden der im Zuge der Einigungskriege auch in Deutschland immer populärerem Schlachtenmalerei. Im Gefolge der Monarchen und ihrer Armeen hielten die selbst am Schlachtgeschehen teilhabenden Ereignismaler diese Szenen in Skizzen fest und setzten sie später in Gemälden um. Als Mittel zur Symbolisierung von „Kampfkraft und Dynamik einer ganzen Nation“² schmückten diese Gemälde nicht nur herrschaftliche Galerien, Offizierskasinos und öffentliche Gebäude, sondern fanden durch verschiedene Vervielfältigungstechniken auch Eingang in Privathaushalte. Auch wenn die Maler selbst kaum langfristige Anerkennung als Künstler fanden, waren ihre Werke „der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 [als Geschichtsbilder] wirkmächtig [...] und beanspruchten eine wichtige Vorbildfunktion“³ für das Zusammenleben im Kaiserreich.

* Mit diesem Aufsatz danke ich meinem Doktorvater Winfried Müller für seine Förderung und Unterstützung, für seine Offenheit bei der Verbindung von sächsischer und internationaler Geschichte und für sein Vertrauen in meinen wissenschaftlichen Weg, lange bevor ich selbst davon überzeugt war.

¹ Zuletzt THORSTEN LOCH/LARS ZACHARIAS, Königgrätz 1866. Zwischen politischem Konstrukt und militärischer Entscheidung, in: Gerhard Bauer/Katja Protte/Armin Wagner (Hg.), Krieg – Macht – Nation. Wie das deutsche Kaiserreich entstand, Dresden 2020, S. 130-143.

² KATJA PROTTE, Risse im Panorama. Die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 in der deutschen Schlachten- und Ereignismalerei, in: Bauer/Protte/Wagner, Krieg – Macht – Nation (wie Anm. 1), S. 356-369, Zitat S. 360.

³ Ebd., S. 369.

Mittel ihrer Verbreitung in bürgerlichen Haushalten war neben einer Integration der Kriegsgrafik in Zeitungen und Zeitschriften eine Nutzung als Wandschmuck im privaten Wohnbereich.⁴ Die Erfindung des Flachdrucks mithilfe von Lithografiesteinen in den 1790er-Jahren durch Aloys Senefelder in München bot hierfür im 19. Jahrhundert umfangreiche Möglichkeiten der massenhaften Produktion.⁵ „In der Variante des sog. Öldrucks wurde dabei dem Papier eine Leinwandstruktur eingeprägt und der Druck mit einem Firnis überzogen, um der künstlerisch anspruchslosen Farblithografie die Aura eines Ölgemäldes zu geben.“⁶ Auch wenn das Medium des Öldrucks gegenüber der „künstlerisch und kunstpädagogisch ambitionierte[n] Steinzeichnung“⁷ als ästhetisch minderwertig gilt und für „Alpen- und Heidelandschaften, Jagdszenen mit röhrenden Hirschen sowie religiösem und ‚vaterländischem‘ Kitsch stehen mag, so ist ihm doch die Popularisierung eines bestimmten ikonografischen Kanons zu verdanken. Trotz der massenhaften Verbreitung bildlicher Darstellungen der deutschen Einigungskriege in Privathaushalten ist die Forschung bislang aber kaum auf die Verbindung zwischen der Schlachtenmalerei und dem Medium des Öldrucks eingegangen. Dabei betont Wolfgang Brückner neben einer religiösen Konnotation dezidiert auch die Bedeutung der Öldrucke als Bekenntnisbilder im weltlichen Sinn, verweist dabei jedoch ausschließlich auf Herrscherporträts und Bildnisse herausragender Politiker oder der kaiserlichen Familie.“⁸

Nahezu ebenso wenig ist bislang über die Rezeption der Schlachtenmalerei in privaten Haushalten jenseits der Zeitungen und Illustrierten und ihre Nutzung als Wandschmuck bekannt. So konkret Informationen zu Herstellung, Motivik und den Künstlern selbst vorhanden sind, „so diffus müssen umgekehrt alle Angaben über die Rezeption der Bilder bleiben“.⁹ Aufgrund ihres Preises und der Formate werden Originale kaum einen Platz im bürgerlichen Wohnzimmer gefunden haben, während verkleinerte Wiederholungen oder Reproduktionen in der Literatur zwar benannt werden, Belege für einen tatsächlichen Besitz aufgrund fehlender Quellen jedoch sehr sporadisch sind.¹⁰ Solche Hinweise sind deshalb umso wertvoller, bieten sie doch nicht nur Material zur Verbreitungsgeschichte zeitgenössischer künstlerischer Werke, sondern lassen insbesondere Aussagen zur geistigen Verortung ihrer Eigentümer zu.

⁴ FRANK BECKER, *Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864–1913* (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 7), München 2001, v. a. S. 377–482.

⁵ WOLFGANG BRÜCKNER, *Die Bilderfabrik. Dokumentation zur Kunst- und Sozialgeschichte der industriellen Wandschmuckherstellung zwischen 1845 und 1973 am Beispiel eines Großunternehmens*, Frankfurt am Main 1973, S. 29–38; DERS., *Elfenreigen – Hochzeitstraum. Die Öldruckfabrikation 1880–1940*, Köln 1974, S. 142–150.

⁶ WINFRIED MÜLLER, *Die Deutsche Künstlersteinzeichnung 1896–1918. Farbige Originallithografien und die Heimat- und Kunsterziehungsbewegung um 1900* (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens, Sonderband 1), Dresden 2020, S. 15.

⁷ Ebd., S. 15.

⁸ BRÜCKNER, *Elfenreigen* (wie Anm. 5), S. 26.

⁹ BECKER, *Bilder von Krieg und Nation* (wie Anm. 4), S. 416.

¹⁰ Ebd., S. 418.



Abb. 1: Die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866, Gemälde von Georg Bleibtreu.

Ein derartiger Öldruck der Schlacht von Königgrätz hing 1873 im Haushalt des sächsischen Auswandererpaars Ida und Ottokar Dörffel im brasilianischen Dona Francisca, der heutigen Stadt Joinville.¹¹ Was ein aus Sachsen stammendes Ehepaar jenseits des Atlantik und über 10 000 Kilometer vom Schlachtgeschehen entfernt zur tagtäglichen Konfrontation mit der sächsischen Kriegsniederlage veranlasste, lässt sich dank der fast 100 Briefe nachvollziehen, die die Dörffels nach ihrer Auswanderung 1854 an zurückgelassene Freunde und Verwandte schrieben. Die vom Zeitpunkt der Auswanderung bis zu Ottokar Dörffels Tod im Jahr 1906 über einen Zeitraum von mehr als 50 Jahren verfassten Schreiben bieten mit dieser diachronen Perspektive umfassendes Quellenmaterial zu vielfältigen Fragestellungen der Alltags-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte. Sie besitzen in ihrer ein ganzes Leben umfassenden Dauer, ihrer Quantität und inhaltlichen Breite sowie der Konstellation einer weiblichen Schreiberin und eines männlichen Schreibers Seltenheitswert und wurden anlässlich von Ottokar Dörffels 200. Geburtstag im Jahr 2018 in einer Edition präsentiert.¹²

Neben dem Prozess der Akkulturation in der Aufnahmeregion, der auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlicher Intensität vonstattenging,¹³ zeigen

¹¹ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Hedwig Dörffel, 17. Oktober 1873, in: JUDITH MATZKE (Red.), Von Glauchau nach Brasilien. Auswandererbriefe von Ida und Ottokar Dörffel (1854–1906) (Veröffentlichungen des Sächsischen Staatsarchivs A/21), Halle 2019, Brief Nr. 57, S. 346–354, hier 350 f.

¹² MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11). Die Publikation wurde bereits fünf Monate nach ihrem Erscheinen in 2. Auflage gedruckt.

¹³ JUDITH MATZKE, Zwischen Abgrenzung und Akkulturation. Lebensmodelle deutscher Einwanderer in Brasilien am Beispiel von Ida und Ottokar Dörffels Auswandererbriefen, in: Dies./Frank Metasch (Hg.), Nach Amerika! Überseeische Migration aus Sachsen im 19. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 66), Leipzig 2021, S. 119–147, hier S. 132–146.

die Briefe auf eindrückliche Weise das soziokulturelle Gepäck, das das Ehepaar aus Sachsen nach Brasilien mitbrachte und das sein dortiges Leben entscheidend prägte. Der Öldruck der Schlacht von Königgrätz steht hierbei lediglich als Stellvertreter für die nach der Auswanderung fortgesetzte geistige wie reale Bindung an Sachsen, Deutschland beziehungsweise die alte Heimat. Diese so selbstverständlich aufgeführte Trias – Sachsen, Deutschland, alte Heimat – bedarf indes einer tieferen Analyse und differenzierteren Betrachtung. Mit ihren Geburts-, Ausbildungs- und Lebensorten im Königreich Sachsen bis 1854 sind Ida und Ottokar Dörfel als sächsische Auswanderer zu bezeichnen und gingen als solche in die sächsische Auswanderungsstatistik¹⁴ ein, doch sahen sie sich selbst auch so? Welche Rolle spielten ihre Lebensstationen in Sachsen für ihren weiteren Weg? Waren (sächsische) Region, Nation, Heimat für sie wesentliche Bezugsgrößen, und was verbanden sie mit diesen imaginierten Räumen und Ideen? Womit waren diese Begriffe für das Ehepaar konnotiert? Standen sie parallel nebeneinander, überlappten sie sich oder schlossen sich aus? Anhand des überlieferten Briefwechsels möchte sich der Aufsatz der Identitätskonstruktion von Auswanderern aus der Mikroperspektive der Zielregion nähern und den Diskursen um Heimat zwischen Region und Nation gleichzeitig einen Blickwinkel von außen hinzufügen. Ausgewertet werden dafür sowohl transportierte Inhalte der Briefe als auch die Verwendung der Begriffe ‚Heimat‘, ‚Sachsen‘ und ‚Deutschland‘ über den gesamten 52-jährigen Zeitraum der Korrespondenz.¹⁵

I. Region – Nation – Heimat. Eine Annäherung an Identitätskonstrukte

Nicht nur die Migrationsforschung hat in den letzten Jahrzehnten im Zuge verstärkter weltweiter Wanderungsbewegungen einen regelrechten Boom erlebt,¹⁶

¹⁴ Von 1853 bis 1855 wanderten 4 209 Personen aus dem Königreich Sachsen aus, darunter 3 022 nach Nordamerika, 44 nach Mittel- und Südamerika sowie 96 nach Australien. Die restlichen verteilen sich auf die Zollvereinsländer und das übrige Europa. Vgl. Zeitschrift des Statistischen Bureaus 5 (1859), Nr. 10-12, S. 136 f. Zur Auswanderung aus Sachsen insgesamt vgl. LUTZ VOGEL, Strukturen, Hintergründe und Rahmenbedingungen der überseeischen Auswanderung aus Sachsen im 19. Jahrhundert. Ein Überblick, in: Matzke/Metasch, Nach Amerika! (wie Anm. 13), S. 41-56; LUTZ VOGEL, Die überseeische Auswanderung aus Sachsen im 19. Jahrhundert. Strukturen – Konjunkturen – Motive, in: Dresdner Hefte 126 (2016): Sachsen und Amerika. Sehnsucht nach der Neuen Welt, S. 16-25; HILDEGARD ROSENTHAL, Die Auswanderung aus Sachsen im 19. Jahrhundert (1815–1871) (Schriften des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart A/30), Stuttgart 1931.

¹⁵ Dieser Aufsatz wurde während des zweiten Lockdowns Ende 2020/Anfang 2021 und damit mit nur sehr eingeschränktem Zugang zu Fachliteratur verfasst. Für die unkomplizierte Bereitstellung zentraler Titel danke ich Daniel Geißler M. A. (Bibliothek des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde).

¹⁶ Zur Zusammenfassung des Forschungsstandes vgl. aktuell MATHIAS BEER, Historische Migrationsforschung in Deutschland. Eine Annäherung an ihre Geschichte, in: Matzke/Metasch, Nach Amerika! (wie Anm. 13), S. 15-40.

auch die Auseinandersetzung mit regionalen Identitäten und Heimatdiskursen befindet sich mit unterschiedlichem zeitlichen Fokus in bislang nicht abebender Konjunktur.¹⁷ Gerade der starke Zustrom von Geflüchteten in den letzten Jahren in Deutschland hat zu intensiverer Beschäftigung verschiedener Akteure und gesellschaftlicher Gruppen mit dem Heimatgedanken geführt, sowohl mit Blick auf eine weltoffene Willkommenskultur als auch aus der Perspektive ausgrenzender Vereinnahmung. Was prägt Identitäten, wie entstehen Identifikationen und wie konstituieren sich Zugehörigkeiten zu Räumen und Ideen und eigene Wertvorstellungen? Was macht Heimat für den Einzelnen aus und welchen Wandlungen unterliegen diese gewählten persönlichen Verankerungen angesichts einer hochmobilen Gesellschaft? Diese in der Gegenwart aktuellen Fragestellungen beschäftigen neben der Ethnologie, Soziologie, Psychologie, Sozialgeografie, den Kommunikationswissenschaften und weiteren Disziplinen auch die Geschichtswissenschaften und insbesondere die Landesgeschichte mit ihrem Fokus auf regional überschaubaren Räumen und der Prägungen und geistigen Verortung ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. Auch die unterschiedlichen Funktionen von und Erwartungen an Landesgeschichte hinsichtlich regionaler Identitätsstiftung sind in Politik, Öffentlichkeit und im Fach selbst immer wieder Gegenstand der Auseinandersetzung.

Eine Annäherung an die Thematik Identitäten und Zugehörigkeiten erfordert zunächst die Akzeptanz der Grundvoraussetzung des Menschen als sozialem Wesen, das angesichts unendlicher Reize und Handlungsoptionen nach Orientierung, Stabilität und Sicherheit strebt, um überhaupt eigene Entscheidungsfähigkeit herbeizuführen.¹⁸ Diese Orientierung, die sich bei Heranwachsenden von Mikrosystemen über Mesosysteme hin zu Makrosystemen vollzieht, ist ohne räumliche Bezugssysteme nicht denkbar. Von der Familie über Nachbarschaften, institutionelle Bildung bis hin zu beruflicher Verortung in subjektiv relevanten komplexen Systemen erschließt sich der Mensch seine Umwelt immer auch in

¹⁷ Zum Zugang aus ganz unterschiedlichen Perspektiven vgl. mit zahlreichen verlinkten Beiträgen MARTIN MUNKE, Themenschwerpunkt und Call for Blogposts: „Heimat“? Ein schwieriger Begriff und seine Bedeutungen, in: Saxorum. Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 30. Juni 2020, online: <https://saxorum.hypothesos.org/4893> [Zugriff 4. Februar 2021]; ANTIJE REPPE/JOHANNES SCHÜTZ/HENRIK SCHWANITZ, Heimat – Versuche in der Moderne Halt zu finden, in: ebd., 21. Dezember 2020, online: <https://saxorum.hypothesos.org/5468> [Zugriff 4. Februar 2021]; UTA BRETSCHNEIDER, Heimat. Räume, Gefühle, Konjunktoren, Erfurt 2019, 2020; EDOARDO COSTADURA/KLAUS RIES/CHRISTIANE WIESENFELDT (Hg.), Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion, Bielefeld 2019; MANFRED SEIFERT (Hg.), Zwischen Emotion und Kalkül. ‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 35), Leipzig 2010; HEINZ-WERNER WOLLERSHEIM/SABINE TZSCHASCHEL/MATTHIAS MIDDELL (Hg.), Region und Identifikation (Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen 1), Leipzig 1998.

¹⁸ HEINZ-WERNER WOLLERSHEIM, Identifikation. Ein heuristisches Modell zur Bestimmung eines Forschungsfeldes, in: Ders./Tzschaschel/Middell, Region und Identifikation (wie Anm. 17), S. 47-55.

Bezug auf einen Raumausschnitt, der bei der „Reduzierung der Welt auf ein verarbeitbares Maß“¹⁹ hilfreich sein kann. Die Vertrautheit mit räumlichen Gegebenheiten der eigenen Lebenssituation ist dabei ein Element bei der Schaffung von Kompetenz, Selbstwertgefühl und Verhaltenssicherheit, die wiederum Rückwirkungen auf regionale Identifikationen haben kann. Der Raumbezug steht jedoch neben der Einbettung in soziale Systeme und Wertmuster, die eine Sozialisation insgesamt ausmachen, und wirkt auf die Identifikation²⁰ des Einzelnen unterschiedlich intensiv.

Objekte einer Identifikation können nach Heinz-Werner Wollersheim Einzelne oder Gruppen – einschließlich einem selbst als Einzelperson oder Teil einer Gruppe –, Dinge oder Ideen sein.²¹ Diese Blickrichtungen auf einzelne mögliche Bezugsgrößen sind bei der Annäherung an Identifikationsprozesse hilfreich. Raumausschnitte gehören dabei häufig zum Selbstkonzept, wobei sich „die persönliche Identität eines Menschen [...] auf eine Anzahl verschiedener Definitionsräume“²² erstreckt und der Beitrag der raumbezogenen Komponente verschieden stark sein kann. Zu fragen ist dabei auch nach der Bezugsgröße der geografischen Verortung eines Menschen, das heißt einer Identifikation mit dem Raum selbst oder etwas dort Befindlichem, das wie etwa soziale Bindungen gegebenenfalls translozierbar ist. Außerdem lässt sich im Sinne einer Teilhabe ohne Präsenz „die Identifikation mit einer Region notfalls [auch] über räumliche Distanz hinweg aufrecht erhalten oder sogar aufbauen“.²³ Die Intensität und Stabilität persönlicher Bindungskräfte zu ermitteln, erfordert immer eine Auseinandersetzung mit den sie konstituierenden Prozessen. Diese sind im Alltagshandeln wie in der Interaktion mit Eliten und Institutionen auf ihre loyalitätsstiftenden Sinnordnungen und ihre individuelle Bedeutsamkeit für das einzelne Subjekt zu befragen. Dabei ist von der grundsätzlichen Dynamik der Identifikationsprozesse durch sich stetig veränderndes Handlungs- und Erfahrungswissen auszugehen. Hinzu tritt eine mögliche Konkurrenz, aber auch Überlappung von Sinnordnungen, sodass sich im Falle von Räumen Identifikationen mit Regionen, Subregionen wie übergeordneten Raumbezügen nicht ausschließen.²⁴ Auch Studien zum Nationalstaat sehen diesen seit den 1990er-Jahren nicht mehr als historisch vorgegebene Größe, sondern betonen die soziale Konstruktion von Nation und damit die Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden Orientierungs- und Identifikationsmustern.²⁵

¹⁹ Ebd., S. 53.

²⁰ Wollersheim verweist dabei auf die soziologische Unterscheidung zwischen Identität als Relation zwischen Dingen beziehungsweise Menschen und Identifikation als Erkennen und Bewusstmachen dieser Verbindung. Vgl. ebd., S. 48.

²¹ Ebd., S. 47 f.

²² Ebd., S. 50.

²³ Ebd., S. 53.

²⁴ WOLFGANG FACH u. a., Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel „Sachsen“ – Konturen eines Forschungsprogramms, in: Wollersheim/Tzschaschel/Middell, Region und Identifikation (wie Anm. 17), S. 1-32, hier v. a. S. 1-14.

²⁵ Ebd., S. 22 f.

Eng verbunden mit der Analyse individueller und regionenbezogener Identifikationsprozesse ist die Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff, der aus einer traditionellen Perspektive gleichermaßen an vertrauten, überschaubaren Räume festgemacht wird. Der ursprünglich aus dem Rechtsgebrauch stammende Terminus, der eine Zugehörigkeit zu einem bestimmten lokalen Herrschaftsraum formulierte und damit einen Versorgungsanspruch bei Bedürftigkeit festschrieb, erlebte im 19. Jahrhundert einen begrifflichen Wandel. Einerseits wurden in vielen Territorien mit zunehmender Mobilität der Bevölkerung Normen des Erwerbs und Verlusts von Heimatrechten beziehungsweise Staatsangehörigkeiten und damit eine grundsätzliche Veränderbarkeit von ‚Heimat‘ juristisch determiniert, andererseits löste sich der Begriff von seiner rechtlichen Bedeutung und fand im allgemeinen Sprachgebrauch eine emotional aufgeladene Verwendung.²⁶ Am Ende des 19. Jahrhunderts stand er für Fortschritts- und Zivilisationskritik und als fester Gegenbegriff zur durch die Industrialisierung bedrohten ländlichen Idylle, Harmonie und Geborgenheit. Er wurde so zum Grundbaustein im Vokabular der vielerorts entstehenden Reformbewegungen mit Aktivitäten im Naturschutz, der Denkmalpflege und Heimatgeschichte. Heimat und Identität stehen als Begriffspaar hierbei in enger Wechselwirkung.²⁷

Auch die jüngste Forschung sieht den Kern der Heimatidee, „die besondere Beziehung zu einem überschaubaren Raum“, als anthropologische Konstante und geht dabei von einer individuell, kulturell vermittelten Gestaltung dieses Schutzraums aus.²⁸ Andere Definitionen lösen sich stärker vom geografischen Bezug des Heimatbegriffs, stellen den Minimalkonsens eines „positiv besetzte[n] räumliche[n] Konzepts“ infrage und deuten Heimat als Artikulation „individuelle[r], höchst unterschiedliche[r] und zueinander inkongruente[r] Wahrnehmungs- und Erlebnismuster der Zugehörigkeit“.²⁹ Heimat wird so zu einer „dynamische[n] Kategorie der sozialen Aushandlung und Verständigung“ und ist im Plural zu denken, denn sie muss angesichts veränderbarer Rahmenbedingungen für den Einzelnen immer wieder neu bestimmt werden.

²⁶ Die ursprüngliche Bedeutung von Heimat als Rechtstitel unterstreichen auch die Treffermengen mit diesem Suchbegriff etwa im Archivportal-D oder SAX.Archiv. Vgl. <https://www.archivportal-d.de/objekte?query=heimat&offset=0&rows=20>; <https://archiv.sachsen.de/cps/suche.html?q=heimat> [Zugriffe 20. April 2021].

²⁷ MANFRED GROTEN, Heimat, in: Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hg.), Bonner Enzyklopädie der Globalität, Bd. 1, Wiesbaden 2017, S. 663-669; WINFRIED MÜLLER/MARTINA STEBER, „Heimat“. Region und Identitätskonstruktionen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Werner Freitag u. a. (Hg.), Handbuch Landesgeschichte, Berlin/Boston 2018, S. 646-676, zu Sachsen S. 648-660; KONRAD KÖSTLIN, Heimat denken. Zeitschichten und Perspektiven, in: Seifert, Zwischen Emotion und Kalkül (wie Anm. 17), S. 23-38.

²⁸ GROTEN, Heimat (wie Anm. 27), S. 667.

²⁹ TIMO HEIMERDINGER, Heimat – individuell oder kollektiv? Eine kulturwissenschaftliche Suche zwischen Mobilität, Ministerium und Molkerei, in: Praktische Theologie. Zeitschrift für Praxis in Kirche, Gesellschaft und Kultur 53 (2018), S. 205-211, Zitate S. 210.

Gerade für Menschen mit Migrationserfahrung stellen und stellten sich Fragen nach Heimat, Identität, regionaler und geistiger Selbstverortung aufgrund der Grenzerfahrungen und der Notwendigkeit zur Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Kulturkreisen in besonderem Maß. Hier hilft es nach Praxen der Beheimatung zu fragen und Heimat als wandelbares Konzept von individuellen Zugehörigkeiten zu Gemeinschaften und Gruppen, Werten und Ideen und unter Umständen auch Räumen zu verstehen.³⁰ Für eine Analyse dieser Parameter aus der oft geforderten Mikroperspektive bietet sich der lebenslange Briefwechsel der Dörffels in hervorragender Weise an. Im Folgenden soll deshalb mittels dieses Quellenkorpus den nach Brasilien mitgebrachten eigenen Vorstellungen, bestimmenden Faktoren und Prozessen einer individuellen Verbundenheit des Ehepaars mit Regionen, Fragen des Heimatbezugs und der geistigen Verortung und ihres möglichen Wandels nachgegangen werden. In der Reflexion von Beheimatung und Heimaten sächsischer Überseeauswanderinnen und -auswanderer kann, wie erst jüngst von Andreas Rutz gefordert, Landesgeschichte um globalhistorische Fragestellungen erweitert werden, und aktuelle gesellschaftliche Themen erhalten eine historische Tiefendimension.³¹

II. Ida und Ottokar Dörfel – Ein Leben auf zwei Kontinenten

Zur regionalen, sozialen, kulturellen und geistigen Prägung der Dörffels³² sei zunächst auf ihren Lebensweg in Sachsen und Brasilien eingegangen. Ottokar Dörfel – 1818 in Waldenburg, einem Teil der Schönburgischen Herrschaften, geboren – entstammte einem bildungsbürgerlichen Elternhaus mit engen Bindungen an das hier herrschende Adelsgeschlecht der Schönburger und an die Region. Nach einem Jurastudium in Leipzig kehrte er in seine Herkunftsregion zurück und durchlief eine typische Juristenlaufbahn des 19. Jahrhunderts mit Stellen an Patrimonialgerichten sowie im schönburgischen Verwaltungsdienst. Seine Frau Ida entstammte einer Uhrmacherfamilie. Seit 1847 bildete Glauchau den Lebensmittelpunkt des Paares. Nach nur kurzer Tätigkeit im dortigen Justizamt Forder-

³⁰ BEATE BINDER, Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung, in: Zeitschrift für Volkskunde 104 (2008), S. 1-17.

³¹ ANDREAS RUTZ, Ein bisschen Heimat? Landesgeschichte in einer globalisierten Welt. Antrittsvorlesung an der TU Dresden am 5. November 2019, in: Saxorum. Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 5. November 2019, online: <https://saxorum.hypotheses.org/3069> [Zugriff 17. Februar 2021]; DERS., Zwischen Globalisierungsdiskursen und neuer Heimatrhetorik. Herausforderungen für die Landesgeschichte im 21. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 39 (2021) [im Druck].

³² Für ausführlichere biografische Informationen vgl. JUDITH MATZKE, Ida und Ottokar Dörfel – ein Leben auf zwei Kontinenten, in: Dies., Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), S. 13-28; DIES., Zwischen Abgrenzung und Akkulturation (wie Anm. 13), S. 119-147, hier S. 125-130.

glauchau wurde Ottokar Dörffel Ende 1848 – in einer politisch sehr bewegten Zeit – mit gerade einmal 30 Jahren zum Bürgermeister der Muldenstadt gewählt.

Glauchau war in dieser Zeit mit 10 350 Einwohnern Sitz der Schönburgischen Gesamtbehörden und ein Zentrum der sächsischen Textilindustrie.³³ Fürstliche Hofhaltung, Beamtentum und wirtschaftlich aufstrebendes Bürgertum trafen hier auf eine Vielzahl von unter prekären Verhältnissen lebenden Weberfamilien. Als Bürgermeister hatte Dörffel die Stadt durch eine spannungsvolle Zeit zu führen. Eine Eskalation der sozialen und politischen Konflikte, wie sie sich am 5. April 1848 mit der Niederbrennung des fürstlichen Schlosses in Dörffels nur zehn Kilometer entferntem Geburtsort Waldenburg ereignet hatte, galt es in Glauchau unbedingt zu vermeiden. Beherrschendes Thema von Dörffels Amtszeit wurde so seine Rolle als Stadtoberhaupt während des Dresdner Maiaufstands 1849.



Abb. 2: Ottokar Dörffel (1864).

Bis 1848 war er selbst nicht politisch aktiv hervorgetreten. Das Revolutionsjahr führte Dörffel an die Spitze des Glauchauer Vaterlandsvereins, wobei er nie Verfechter einer demokratischen Staatsform, sondern zeitlebens Anhänger einer konstitutionellen Monarchie war. Die *fast allgemein[e] Begeisterung für eine Verbrüderung der Menschen*³⁴ hatte ihn bereits 1846 auch zur Freimaurerei gebracht, die ihn bis an sein Lebensende prägte.

Als Bürgermeister organisierte Dörffel im Mai 1849 auf Beschluss von Stadtrat und Stadtverordneten zwei Freischarenzüge zur Unterstützung der Dresdner Barrikadenkämpfer mit dem Ziel, damit die Annahme der Frankfurter Reichsverfassung zu befördern. Diese weit über 200 Personen kamen zwar nie in Dresden an, kosteten das Stadtoberhaupt aber nach der Niederschlagung des Aufstands sein

³³ Das Historische Ortsverzeichnis für Sachsen weist für Glauchau 1834 6 296 Einwohner, für 1871 22 036 Einwohner aus. Vgl. Digitales Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen, online: hov.isgv.de/Glauchau [Zugriff 7. September 2020]. Die Zahl für 1849 bei ERNST ECKARDT, Chronik von Glauchau. Eine historische Beschreibung der Stadt, verbunden mit einem Jahrbuche über die wichtigsten Ereignisse und einer Geschichte des Hauses Schönburg, Glauchau 1882, S. 157.

³⁴ Ottokar Dörffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 18. November 1903, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), Brief Nr. 85, S. 459-467, hier S. 462.

Amt und brachten ihm einen Prozess wegen Hochverrats ein. Obgleich 1852 in zweiter Instanz freigesprochen – in erster Instanz war er zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden –, konnte er nun keine seinem Anspruch angemessene aktive gesellschaftliche Rolle mehr spielen. 1854 wagte das Ehepaar Dörffel deshalb einen kompletten Neuanfang in der erst drei Jahre zuvor entstandenen und stark von der deutschen Einwanderung geprägten Siedlung Dona Francisca in Südbrasilien.

Auch wenn Brasilien als Zielland von Migrierenden aus Europa im 19. Jahrhundert eine untergeordnete Rolle spielte und mit 210 000 deutschen Einreisenden im Zeitraum 1824 bis 1933 quantitativ weit hinter den sechs Millionen Auswandernden in die USA lag, betrieb es seit seiner Unabhängigkeit von Portugal im Jahr 1822 eine aktive Einwanderungspolitik. Mit dem Ziel der Sicherung der weitgehend unbesiedelten Regionen im Süden des Landes gegenüber seinen Nachbarstaaten, der Schaffung einer kleinbäuerlichen Landwirtschaft und eines gewerblichen Mittelstandes sowie der Regulierung des enormen Arbeitskräftebedarfs nach dem Verbot der Sklaverei wurden europäische und insbesondere deutsche Einwandernde von der brasilianischen Regierung gezielt angeworben. Mit diesen beabsichtigte die im Entstehen begriffene Nation dem eigenen Verständnis nach, sich wirtschaftlich zu stärken und zu ‚zivilisieren‘.³⁵

Vor diesem Hintergrund war 1851 auch Dona Francisca als eine Gründung des Hamburgischen Kolonisationsvereins von 1849 und Zielort der Dörffels entstanden.³⁶ Waren die ersten Jahre der Siedlung von der Existenzsicherung der Einwan-

³⁵ Zum brasilianischen Einwanderungsdiskurs, Brasilien als Einwanderungsland und der Rolle der Deutschen in diesem Prozess vgl. DÉBORA BENDOCCHI ALVES, *Das Brasilienbild der deutschen Auswanderungswerbung im 19. Jahrhundert*, Berlin 2000, S. 24, 28-31, 45-63; DIES., *Brasilien als Ziel deutscher Auswanderer im 19. Jahrhundert*, in: Matzke, *Von Glauchau nach Brasilien* (wie Anm. 11), S. 41-56, hier S. 43-45; ROLAND SPLIESGART, „Verbrasilianerung“ und Akkulturation. Deutsche Protestanten im brasilianischen Kaiserreich am Beispiel der Gemeinden in Rio de Janeiro und Minas Gerais (1822–1889) (*Studien zur außereuropäischen Christentumsgeschichte* (Asien, Afrika, Lateinamerika) 12), Wiesbaden 2006; DERS., *Migration und Akkulturation. ‚Verbrasilianerte‘ deutsche Protestanten im Kaiserreich Brasilien*, in: Matzke/Metasch, *Nach Amerika!* (wie Anm. 13), S. 89-118; FREDERIK SCHULZE, *Auswanderung als nationalistisches Projekt. ‚Deutschtum‘ und Kolonialdiskurse im südlichen Brasilien (1824–1941)* (*Lateinamerikanische Forschungen* 46), Köln/Weimar/Wien 2016, S. 20 f., 128 f., 184-201; DILNEY CUNHA, *Einwanderung und Erinnerungskultur in einer südbrasilianischen Stadt*, in: Matzke/Metasch, *Nach Amerika!* (wie Anm. 13), S. 149-161.

³⁶ Zur Entstehung und Entwicklung von Dona Francisca/Joinville vgl. DILNEY CUNHA, *Das Paradies in den Sümpfen. Eine Schweizer Auswanderungsgeschichte im 19. Jahrhundert*, Zürich 2003; DERS., *Die Entstehung und Entwicklung der Kolonie Dona Francisca/Joinville in Südbrasilien im 19. Jahrhundert*, in: Matzke, *Von Glauchau nach Brasilien* (wie Anm. 11), S. 57-69; PERCY ERNST SCHRAMM, *Die deutsche Siedlungskolonie Doña Francisca (Brasilien, St. Catharina) im Rahmen gleichzeitiger Projekte und Verhandlungen*, in: *Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas* 1 (1964), S. 283-324; ERNST HILDEBRANDT, *Die Gründung der hanseatischen Kolonie Dona Francisca im südbrasilianischen Staate Santa Catharina und ihre Geschichte während der ersten Jahre ihres Bestehens*, in: *Hamburger Übersee-Jahrbuch*

dernden und der Landwirtschaft geprägt, entwickelte sich der Ort schnell zu einem Zentrum des Handwerks und Gewerbes und schließlich ab den 1880er-Jahren zu einem wichtigen Standort von Mechanik, Textil-, Metall- und Lebensmittelindustrie. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten ca. 20 000 Menschen in der Stadt. Daneben war auf der Grundlage von Selbstorganisation und aus der soziokulturellen Prägung heraus, die die Einwandernden aus ihren Herkunftsregionen mitbrachten, bereits seit den 1850er-Jahren ein vielseitiges Vereinsleben entstanden mit Turn-, Sänger-, Theater-, Schul- und Schützenvereinen, verschiedensten Unterstützungsvereinen sowie einer Freimaurerloge.³⁷

Obwohl sich Dona Francisca, das spätere Joinville, einen deutschen Gründungsmythos aufbaute und sich als weitgehend geschlossene deutsche Siedlung darstellte, war es ein multiethnischer Ort mit vielfältigen sozialen Beziehungen zwischen Personen unterschiedlichster Herkunft. Etwa ein Drittel der Einwandernden aus Übersee entstammte nichtdeutschen Gebieten (Skandinavien, Frankreich, Belgien, Niederlande, Russland etc.) und traf hier zusammen mit den deutschen Migrantinnen und Migranten auf eine wenn auch dünn besiedelte luso-brasilianische Nachbarschaft.

Die intellektuelle Einwandererelite in Brasilien und der allgemeine Kolonialdiskurs des späten 19. Jahrhunderts in Deutschland fanden sich dabei im Ziel des ‚Deutschumserhalts‘ in den Zielregionen der Auswandernden. Die Massenauswanderung in die USA galt jedoch bereits in der zeitgenössischen Debatte „seit den 1840er-Jahren [...] als Verlustgeschichte“, da sich die Migrantinnen und Migranten dort viel zu schnell assimilieren und dem deutschen Einfluss kulturell wie als Konsumenten verloren gehen würden.³⁸ Südbrasilien avancierte bereits zu dieser Zeit „zum idealen Siedlungsraum für ‚Deutsche‘“ und „zu einem Ort kolonialpolitischer Utopien“, wie er einige Jahrzehnte zuvor noch den USA zugeschrieben worden war.³⁹ Dass dieses Bild in potenziellen Auswandererkreisen in Deutschland zumindest teilweise erfolgreich vermittelt wurde, zeigt das Beispiel der Dörffels. Zehn Jahre nach seiner Auswanderung äußerte sich Ottokar Dörffel über die bewusste Auswahl Brasiliens als Wanderungsziel, da es seine Absicht war, *ein friedliches Plätzchen zu finden, auf dem ich ‚Deutscher‘ bleiben könnte. Mehr als einmal hatte ich [...] Offerten von Bekannten in Nordamerika erhalten, [...]*

1922, S. 315-329; ROBERT GERNHARD, Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedlungen im südbrasilianischen Staate Santa Catharina, Breslau 1901; OTTOKAR DÖRFFEL, Die Kolonie Dona Franziska, in der südbrasilianischen Provinz Santa Catharina, Joinville 1882.

³⁷ CUNHA, Die Entstehung und Entwicklung der Kolonie Dona Francisca (wie Anm. 36), S. 64.

³⁸ SCHULZE, Auswanderung als nationalistisches Projekt (wie Anm. 35), S. 105-121, Zitat S. 107.

³⁹ Ebd., S. 109.

*aber die Befürchtung, dort mein Deutschtum dem Yankeethum opfern zu müssen, hielt mich davon zurück.*⁴⁰

Der gestandene Jurist und Kommunalpolitiker Ottokar Dörffel begann in seiner Wahlheimat wie die meisten Einwandernden mit Landwirtschaft und Viehhaltung, engagierte sich aber recht schnell wieder in Politik und Verwaltung und entfaltete unternehmerische, gesellschaftliche und publizistische Wirksamkeit. Bis heute gilt er als eine der einflussreichsten Persönlichkeiten Dona Franciscas/Joinvilles im 19. Jahrhundert. Über 30 Jahre war er Kassen- und Rechnungsführer der Koloniedirektion⁴¹ (1856–1890), führte zwei Jahre kommissarisch die Geschäfte eines Koloniedirektors (1873–1875) und amtierte einige Jahre als Präsident der Munizipalkammer (1872–1876), vergleichbar dem deutschen Bürgermeisteramt. Seit 1859 hatte Dörffel zudem das Amt eines Konsuls der Freien und Hansestadt Hamburg inne, seit 1867 das eines preußischen Vizekonsuls und war schließlich von 1871 bis 1892 Konsul des Deutschen Reichs in Joinville. Neben diesem politischen Engagement betrieb er auf seinem Grundstück eine Ziegelei und eine Druckerei, war Mitbegründer und Mitglied zahlreicher lokaler Vereine⁴² sowie der Freimaurerloge.

Mit seiner Druckerei war Dörffel nicht nur Unternehmer, sondern Herausgeber eines Kalenders, der Kolonie-Zeitung als erster deutschsprachiger Zeitung Südbrasilens und von Auswanderungsratgebern und damit einer der Protagonisten der Deutschtumsdiskurse in Dona Francisca. Mit seiner Zeitung wie bei öffentlichen Veranstaltungen setzte er sich vielfach für den Fortbestand des ‚Deutschtums‘ in Brasilien ein.⁴³ In den letzten Lebensjahren weitgehend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, geistig aber überaus rege, starb er 1906 hochbetagt mit 88 Jahren, ohne seine Herkunftsregion wiedergesehen zu haben. Ottokar Dörffel war zu diesem Zeitpunkt bereits seit 17 Jahren Witwer. Seine Frau Ida, die zeitlebens unter starken gesundheitlichen Problemen litt, hatte sich mit einer kleinen Milchwirtschaft und einer Töpferei einen Nebenerwerb aufgebaut gehabt und war sehr am politischen Tagesgeschehen und an Literatur interessiert gewesen. In

⁴⁰ Allgemeine Auswanderungszeitung 20 (1866), Nr. 13, 29. März 1866, S. 2, online: zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00048094/AWZ_20_1866_028.tif [Zugriff 7. September 2020].

⁴¹ Bei diesen Siedlungen, in der zeitgenössischen Eigenbezeichnung ‚Kolonien‘, handelt es sich nicht um politisch vom Deutschen Reich beziehungsweise Deutschen Bund abhängige Kolonialgebiete. Die Mehrdeutigkeit des Begriffs wurde von den Akteuren der deutschen Kolonialdiskurse im 19. Jahrhundert jedoch ganz bewusst benutzt. Vgl. SCHULZE, Auswanderung als nationalistisches Projekt (wie Anm. 35), S. 128 f.

⁴² Ottokar Dörffel war Mitbegründer und langjähriger Spielleiter des Theatervereins „Harmonie“, Präsident des Vereins zur Förderung des Wohls der Kolonie und Kolonisten zur Instandhaltung der Straßen und Brücken (genannt Kulturverein), Mitbegründer beziehungsweise Mitglied des Kirchen- und Schulvereins, des Sängerbunds, des Turnvereins, des Krankenkassenvereins und schließlich am Ende des 19. Jahrhunderts des auch in Joinville entstandenen Aldeutschen Verbands. Vgl. MATZKE, Ida und Ottokar Dörffel (wie Anm. 32), S. 25.

⁴³ Ebd., S. 23, 25 f.

ihr begegnet uns eine zwar weitgehend im häuslichen Umfeld agierende, aber sehr selbstbewusste, weltgewandte und humorvolle Frau.⁴⁴ Die über 50 Jahre zuvor zurückgelassene Familie, ihre Herkunftsregion sowie Sachsen und Deutschland allgemein blieben für das Ehepaar zeitlebens wichtige Bezugspunkte – in welcher Intensität und mit welcher Eigenwahrnehmung möchte die folgende Analyse ausführen.

III. Analyse der verschiedenen Identitätsebenen im Briefwechsel von Ida und Ottokar Dörffel

1. Bezugssystem Region

Seinen Lebensweg vor der Auswanderung hatte Ottokar Dörffel fast ausschließlich innerhalb des Königreichs Sachsen und der Schönburgischen Herrschaften verbracht. Letztere bildeten ein Territorium mit einem über Jahrhunderte währenden begrenzten staatlichen Eigenleben innerhalb Sachsens, das einige Sonderrechte gegenüber dem Königreich fast bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verteidigen konnte.⁴⁵ Dörffels Vater stand in Diensten des schönburgischen Fürstenhauses und wie aus der Korrespondenz seines Sohnes hervorgeht, hatte Ottokar Dörffel, der zunächst die örtliche Volksschule besuchte, von Kindesbeinen an auch regelmäßigen persönlichen Umgang mit der Fürstenfamilie und deren Kindern.⁴⁶ Vom Vater protegiert fand er nach seinem Studium zwar zunächst in den der königlich sächsischen Justiz unterstehenden adligen Patrimonialgerichten Anstellung, jedoch in maximaler Entfernung von 30 Kilometern zu seinem Geburtsort. Bereits vier Jahre nach seinem Studium war Dörffel ebenfalls Teil der schönburgischen Verwaltung. Abgesehen vom Studium im 65 Kilometer entfernten Leipzig bildeten die Schönburgischen Herrschaften, noch verstärkt durch die eigene und die berufliche Bindung des Vaters, bis zur Auswanderung im Jahr 1854 den prägenden regionalen Bezugspunkt für Ottokar Dörffel. Ein Streben hin zu einer Anstellung oder Ämtern in königlich sächsischen Diensten lässt sich an keiner Stelle in seinem Lebensweg nachweisen. Und auch die Übernahme des Bürgermeisteramts in Glauchau, dem Sitz der Schönburgischen Gesamtbehörden, wird Dörffel als zumindest mittelfristige Aufgabe betrachtet haben.

⁴⁴ Zu Ida Dörffel v. a. MATZKE, *Ida und Ottokar Dörffel* (wie Anm. 32), S. 27; DIES., *Zwischen Abgrenzung und Akkulturation* (wie Anm. 13), S. 130.

⁴⁵ MICHAEL WETZEL, *Ottokar Dörffels Herkunftsregion. Die Schönburgischen Herrschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Matzke, *Von Glauchau nach Brasilien* (wie Anm. 11), S. 29-40.

⁴⁶ *Ottokar Dörffel an Logenbruder Hermann Albrecht*, 18. November 1903, 5. Juni 1904, in: Matzke, *Von Glauchau nach Brasilien* (wie Anm. 11), Briefe Nr. 85 und 86, S. 459-476, hier S. 463, 472.

Sachsen selbst war für ihn eindeutig mit dem Scheitern der 1848er-Revolution verbunden und ihm danach ein weiteres politisch aktives Leben in seinem angestammten Umfeld verwehrt. Sowohl den gegen ihn angestregten Prozess als auch die reaktionäre Politik und die fortbestehende Kleinstaaterei empfand der zwar selbst aus einem Kleinsterritorium stammende Dörffel als geistig zu eng und perspektivlos. *Aus dem Vaterlande in specie bin ich wenn auch nur indirect, hinausgemäßregelt worden und es konnte mir schon deshalb keine Sehnsucht nach demselben wieder ankommen*,⁴⁷ schrieb Ottokar Dörffel 1859 an seinen Bruder Alfred. Positive Erinnerungen an Sachsen scheint er in Brasilien zunächst kaum gehegt zu haben.

Die Bindungen blieben indes äußerst eng, wie allein schon der vorliegende Briefwechsel bezeugt. Sie funktionierten nun auf schriftlichem Wege über familiäre und freundschaftliche Verflechtungen, die hinsichtlich der Personenkonstellationen zwar Wandlungen unterlagen, insgesamt aber über Jahrzehnte trotz des fehlenden realen Kontakts überaus stabil blieben. Die engsten Korrespondenzpartner – Mutter, Geschwister sowie Freunde – lebten nach wie vor im Schönburgischen, im Erzgebirge und in Leipzig. Gegenstände des Austauschs waren in erster Linie familiäre Neuigkeiten und persönliches Fortkommen der Bezugspersonen. Dies wies nicht unbedingt, aber häufig auch einen Raumbezug auf, der mitunter bewusst aufgegriffen wurde, wie das Interesse am Eisenbahnbau in der Region,⁴⁸ Überschwemmungen an der Mulde⁴⁹ oder familiären Veränderungen im schönburgischen Herrscherhaus⁵⁰ belegen. Das Interesse richtete sich dabei auf Orte des eigenen früheren Lebens, mit denen konkrete Erinnerungen verbunden waren und an deren weiterer Entwicklung Anteil genommen wurde.

Besonders deutlich tritt dies in Ottokar Dörffels letztem Lebensjahrzehnt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hervor, als zudem für ihn neue Bindungen zu bislang unbekanntem Personen an seinem früheren Wirkungsort hinzutraten. In einer Phase zunehmenden Rückzugs vom gesellschaftlichen Leben Joinvilles mit über 80 Jahren, gleichwohl aber geistig weiterhin äußerst rege, begann er eine intensive Korrespondenz mit Glauchauer Freimaurerbrüdern. Gehen einzelne dieser Kontakte noch auf persönliche Bekanntschaften vor der Auswande-

⁴⁷ Ottokar Dörffel an seinen Bruder Alfred Dörffel, 22. November 1859, in: ebd., Brief Nr. 31, S. 239-243, hier S. 240.

⁴⁸ Bezug zum Bau der Strecken von Glauchau nach Penig und Stollberg. Vgl. Ottokar Dörffel an seine Schwester Thekla Kretzschmar, 24. September 1872, in: ebd., Brief Nr. 53, S. 323-325.

⁴⁹ Bezug zu den Überschwemmungen in Glauchau und Waldenburg im Sommer 1858. Vgl. Ottokar Dörffel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörffel, 25. Oktober 1858, in: ebd., Brief Nr. 27, S. 226-228, hier S. 227 f.

⁵⁰ Bezug zur Hochzeit zwischen Otto Friedrich Fürst von Schönburg-Waldenburg (1819–1893) und Pamela, geb. Freiin von Łabuńska (1837–1901) im Jahr 1855. Vgl. Ida Dörffel an ihre Schwiegermutter Christiane Charlotte Dörffel, 16. November bis 12. Dezember 1855, in: ebd., Brief Nr. 10, S. 151-156, hier S. 155.

rung zurück,⁵¹ beziehen sich die 17 zwischen 1898 und 1905 überlieferten Schreiben⁵² auf Freimaurer, die während Dörffels Bürgermeisterzeit in Glauchau noch nicht gelebt hatten. Ausgangspunkt der Korrespondenz war die Übersendung der Festschrift⁵³ zum 50-jährigen Bestehen der Glauchauer Loge „Zur Verschwisterung der Menschheit“, deren Mitglied Dörfffel 1846 geworden war. Der sich anschließende Briefwechsel umfasste neben autobiografischen, religiösen und weltanschaulichen Themen in größerem Umfang auch die Entwicklung Glauchaus sowie anderer Städte der Region seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Angereichert wurde diese Korrespondenz insbesondere durch zahlreiche Beigaben, wie aktuellen Stadtplänen und Tageszeitungen sowie Postkarten. Die intensive Auseinandersetzung mit diesem Material rief bei Ottokar Dörfffel unzählige Fragen hervor, da er nach über 50-jähriger Abwesenheit und mittlerweile intensivem Baugeschehen in Glauchau mitunter Orientierungsschwierigkeiten hatte. Die gleich einem Gespräch über Jahre geführten schriftlichen Erläuterungen bildeten für den Hochbetagten einen Gegenstand intensiver Beschäftigung; sie zeugen von seiner engen und emotionalen Bindung⁵⁴ an die Herkunftsregion, die am Lebensende stärker als in den Jahrzehnten zuvor zum Sehnsuchtsort wurde. *Das Glauchau, wie es in meinem Gedächtnisse lebt, hat sich freilich ungemein umgestaltet und weckt in seiner jetzigen Gestalt den Wunsch, es noch einmal wiedersehen zu können, der nun freilich, wie so mancher andere, ein „frommer“ bleiben muß.*⁵⁵

Ergänzt wurde diese um 1900 vonseiten der Herkunftsregion zu Dörfffel bewusst wiederaufgenommene Verbindung durch eine Einladung seiner Geburtsstadt Waldenburg zum dortigen Heimatfest. Freilich war eine Europareise zu diesem Fest, das sich gleichermaßen an Einheimische wie ausgewanderte Stadtkinder richtete und in dessen Inszenierung die in alle Welt verstreuten Bewohnerin-

⁵¹ Erwähnt ist eine Postsendung von Heinrich Carl Hedrich (1816–1900), Mühlenbesitzer, später Dampfmühlen- und Nahrungsmittelfabrikant in Glauchau, in den 1850er-Jahren Stadtrat und Mitglied der Freimaurerloge „Zur Verschwisterung der Menschheit“. Das Schreiben selbst ist jedoch nicht überliefert. Vgl. Ottokar Dörfffel an Logenbruder Albert Petri, 26. Oktober 1898, in: ebd., Brief Nr. 71, S. 403–406, hier S. 403.

⁵² Korrespondenz mit den Glauchauer Lehrern Ernst Albert Theodor Berthold Petri (geb. 1859) und Carl Hermann Albrecht (geb. 1851) sowie mit der Tochter und dem Schwiegersohn des letzteren, Elsbeth und Johannes Reichelt. Vgl. ebd., Briefe Nr. 71–80, 83, 85–87, 89, 91–92, S. 403–445, 451–456, 459–480, 484–491, 497–500.

⁵³ ALBERT PETRI/HERMANN ALBRECHT, Geschichte der Johannes-Freimaurer-Loge zur Verschwisterung der Menschheit im Or. Glauchau. Nebst Bericht über die 50jährige Jubelfeier, Glauchau 1897.

⁵⁴ 1903/04 reflektiert er etwa den 50. Jahrestag seiner Vereidigung als Bürgermeister *in unserem lieben Glauchau*, schreibt vom *früheren trauten Heim Glauchau* und bekennt, *[d]ie Rück[er]innerung an Glauchau wirkt immer wohlthuend auf meine Stimmung*. Vgl. Ottokar Dörfffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 24. bis 28. Juni 1903, 29. November bis 1. Dezember 1904, in: ebd., Brief Nr. 83, Nr. 87, S. 451–458, 477–480, hier S. 452, 454, 477.

⁵⁵ Ottokar Dörfffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 19. März 1900, in: ebd., Brief Nr. 74, S. 416 f.

nen und Bewohner eine zentrale Rolle spielten,⁵⁶ 1904 nicht realistisch, die Wertschätzung seiner Person berührte Dörfffel aber sehr.⁵⁷

Dieser Stellenwert seines früheren Wohnorts Glauchau und der Schönburgischen Herrschaften als hauptsächlichem Lebensmittelpunkt der zurückgebliebenen Familie und eigenem Fixpunkt darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Dörfffels Verhältnis zu Sachsen insgesamt recht distanziert blieb. Der Terminus „Sachsen“ erscheint in der Korrespondenz auffallend wenig. Das Königreich stand in seinen Augen für ein politisch reaktionäres und einer geeinten deutschen Nation ablehnend gegenüberstehendes Territorium, das Ottokar Dörfffels gesellschaftlich aktiver Mitgestaltung nicht bedurft und seine vordem nicht beabsichtigte Auswanderung überhaupt erst notwendig gemacht hatte. Signifikanteste Äußerung seiner ablehnenden Haltung ist das Absprechen des Rechts auf eigene Staatlichkeit für Sachsen im Rahmen der Anteilnahme am Kriegsgeschehen zwischen Preußen und Österreich 1866.⁵⁸

Die darüber hinausgehenden, meist recht wertneutralen Erwähnungen beziehen sich auf Beschreibungen von Europareisen mitausgewanderter Verwandter und Bekannter, die auch Sachsen berührten. Eine der wenigen positiven Konnotationen ist wiederum im Zusammenhang mit einer Erinnerung an Glauchau überliefert.⁵⁹

Auch in der Korrespondenz Ida Dörfffels dominieren Bezüge zu vertrauten Personen und Nachrichten aus dem häuslichen und familiären Umfeld. Mit Bezug zum Alltagshandeln und einer kulinarischen Perspektive berührt sie Sachsen etwa im Vergleich mit anderen deutschen Küchen, die sie durch ihre Kontakte in Brasilien kennengelernt hat, und beschreibt es als ernährungsseitig recht einfache

⁵⁶ Zum Topos des um 1900 entstehenden Heimatfestes sei auf die in Arbeit befindliche Dissertation von Antje Reppe verwiesen. Vgl. bislang ANTJE REPPE, Inszenierte Heimat. Heimatfeste in der mitteldeutschen Industrieregion zwischen Traditionsbewusstsein und Fortschrittsoptimismus (1898 bis 1933), in: Saxorum. Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 11. April 2019, online: <https://saxorum.hypotheses.org/2318>; DIES., Heimatkonstruktionen in historischer Perspektive I. Heimatinszenierungen im Deutschen Kaiserreich – Traditionsbewusstsein versus Fortschrittsoptimismus, in: ebd., 26. Januar 2021, online: <https://saxorum.hypotheses.org/5636> [Zugriffe 23. Februar 2021]. Für die Auskunft zum Stellenwert ausgewanderter Einwohnerinnen und Einwohner für das Festgeschehen danke ich Anje Reppe.

⁵⁷ *[E]ine anheimelnde Idee für einen alten Waldenburger, den kein Mensch dort mehr kennen, auf den sich dort keiner nicht einmal mehr besinnen würde.* Vgl. Ottokar Dörfffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 5. Juni 1904, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), Brief Nr. 86, S. 468–476, hier S. 470.

⁵⁸ *Wir sind sehr froh, daß das sächsische Königshaus sich mit sammt der Armee alsbald nach Böhmen verzogen hat und daß es daher für diesmal hoffentlich Sachsen erspart bleibt, den Kampf auf seinen Fluren auskämpfen zu sehen. Am besten wärs, wenn Sachsen für immer zu Preußen käme.* Ottokar Dörfffel an seine Schwester Thekla Kretzschmar, 15. August 1866, in: ebd., Brief Nr. 37, S. 264–266, hier S. 265.

⁵⁹ *Im weitumfassenden Umkreise streift mein Blick unwillkürlich nach Nordwest, weit über Meer und Land und immer weiter bis ins liebe Sachsenland, wo er über dem früheren trauten Heim Glauchau haften bleibt.* Vgl. Ottokar Dörfffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 24. bis 28. Juni 1903, in: ebd., Brief Nr. 83, S. 451–456, hier S. 452.

Region. Im Ausruf *wir armen Blümchenkaffee-Sachsen*⁶⁰ bezieht sie sich durch das Personalpronomen jedoch ausdrücklich selbst in den Sachsenbegriff mit ein.

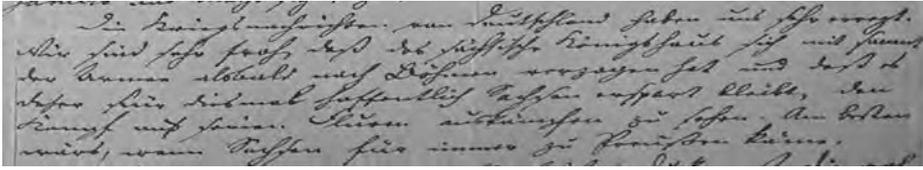


Abb. 3: „Am besten wärs, wenn Sachsen für immer zu Preußen käme.“ Textstelle aus einem Brief Ottokar Dörffels an seine Schwester Thekla Kretzschmar.

Insgesamt spielte Sachsen als Territorium für die Dörffels in Brasilien nur eine untergeordnete Rolle. Es stand vor allem für einen durch die politischen Umstände gescheiterten Lebensentwurf, der die Migration überhaupt erst notwendig gemacht hatte. Die innere Distanz Ottokar Dörffels gipfelte in der befürworteten Verschmelzung Sachsens mit Preußen – für ihn Ausdruck eines politisch geeinten Nationalstaats, demgegenüber rückwärtsgewandter Partikularismus keine Existenzberechtigung mehr hatte. Enges räumliches Bezugssystem auch jenseits des Ozeans blieb für die Dörffels das Subsystem der Herkunftsregion – die Schönburgischen Herrschaften –, an deren weiterer Entwicklung sie regen Anteil nahmen. Getragen wurde diese Bindung durch Kontakte zu Familie und Freunden, deren Stabilität Jahrzehnte währte und die das eigentliche Fundament auch für den Raumbezug bildeten und ihn erst ermöglichten.

2. Bezugssystem Nation

Auf Ottokar Dörffels eigene politische Verortung als Verfechter eines geeinten Deutschlands und Befürworter der Paulskirchenverfassung, mithin als sogenannter ‚Fortyeighter‘, wurde bereits bei seinem Verhältnis zur Region verwiesen. Wann und wie sich diese geistige Prägung formierte, lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Indizien bietet das von Dörffel besuchte Friedrichs-Gymnasium in Altenburg, das vor seiner Schulzeit in den 1820er-Jahren als Ort burschenschaftlicher Umtriebe galt. Außerdem wurde er während seines Studiums in Leipzig von der Burschenschaft Germania als Mitglied geführt sowie mit der Verbindung Macromannia in Zusammenhang gebracht.⁶¹ Ein mögliches Engagement in dieser Hinsicht spielt in seiner sonst so offen und reflektierend geführten Korrespondenz jedoch überhaupt keine Rolle. Dörffel selbst verweist in Bezug auf seine politische Haltung auf die früheste Kindheit in Waldenburg, in der er – wie bereits erwähnt – einerseits als Schüler der Volksschule Kontakte zu Kindern unterer sozialer

⁶⁰ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 23. August 1872, in: ebd., Brief Nr. 51, S. 317-320, hier S. 318.

⁶¹ MATZKE, Ida und Ottokar Dörffel (wie Anm. 32), S. 17.

Schichten und andererseits als Sohn eines fürstlichen Beamten regelmäßigen Umgang mit aristokratischen Kreisen unterhielt und in beiden Sphären Achtung genoss. *Dieser doppelte Umgang hat mich zum Volkesmanne gemacht, und ich bin mit dem ‚Volk‘ mein Leben lang gut ausgekommen.*⁶² Diese Verbundenheit mit dem ‚Volk‘, die bei Dörffel auch vor nationalstaatlichen Grenzen keinen Halt machte und kosmopolitischen Charakter hatte,⁶³ war zwar nicht frei von Superioritätsempfindungen,⁶⁴ kleinräumige Enge stand für ihn indes immer auch für geistige Eingeengtheit und Fortschrittshemmnis. Ein einheitlicher deutscher Nationalstaat blieb für Ottokar Dörffel auch nach seiner Auswanderung ein wichtiges Ziel. Seine geistige Basis hatte er bereits vor den revolutionären Ereignissen 1848/49 in der Freimaurerei gefunden, zu der er sich bis zum Lebensende offen bekannte.

Die Fixierung auf eine geeinte deutsche Nation war dabei weniger eine Identifikation mit einem Raumkonzept, sondern vielmehr mit dem dahinterstehenden Konzept von Stärke und Fortschritt durch Zusammenschluss. Die große Bedeutung dieser Idee für Dörffel lässt sich sowohl in seinen Aktivitäten, seiner Lektüre wie seiner privaten Korrespondenz aus Brasilien ablesen. Den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 begleitete er in seinen Briefen mit leidenschaftlichem Pathos und bezeichnet ihn aus der Rückschau als den *große[n] Wendepunkt für Deutschland*.⁶⁵ Auch wenn er die Sorgen der Schwester in Sachsen um zwei ihrer Söhne im Feld teilte, so stellte er deren möglichen und erfreulicherweise gar nicht eintretenden Tod als Opfer für eine größere Idee dar.⁶⁶ Die Begeisterung für die einst selbst aktiv verfochtene Einheit zeigt sich daneben in seiner Lektüre, die er im Jahr 1903 erwähnt: *So habe ich jetzt wieder einmal die Geschichte des Krieges von 1870/71 mit Eifer durchstudiert.*⁶⁷

⁶² Ottokar Dörffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 5. Juni 1904, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), S. 468-476, hier S. 472.

⁶³ Im Richtungsstreit der Freimaurerei um 1900 zwischen Humanitätsprinzip und christlichem Prinzip als dessen Grundlage bekannte sich Dörffel aus seinem internationalen Blickwinkel heraus eindeutig zum Humanitätsprinzip. Vgl. Ottokar Dörffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 10. bis 14. Oktober 1900, in: ebd., Brief Nr. 75, S. 418-427, hier S. 419 f.

⁶⁴ Abfällige Äußerungen finden sich sowohl gegenüber indigenen Bevölkerungsgruppen Brasiliens wie gegenüber der Sozialdemokratie. Vgl. MATZKE, Zwischen Abgrenzung und Akkulturation (wie Anm. 13), S. 143-146; DIES., Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), S. 26, 375.

⁶⁵ Ottokar Dörffel an seine Schwester Thekla Kretzschmar, 23. August 1872, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), Brief Nr. 52, S. 321 f., hier S. 321.

⁶⁶ [...] sollte es aber anders kommen und einer der Deinigen im Kampfe fallen, so beweine ihn in gerechtem mütterlichen Schmerze, aber klage nicht darüber, denn ein solcher Tod ist ein beneidenswerther und aus den Totenopfern, die gebracht worden sind, wird dem Vaterlande und Allen, die auf dem Erdenrunde zu ihm halten, neues Leben und Gedeihen erblühen. Vgl. Ottokar Dörffel an seine Schwester Thekla Kretzschmar, 18. Oktober 1870, in: ebd., Brief Nr. 46, S. 300-303, hier S. 300.

⁶⁷ Ottokar Dörffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 18. November 1903, in: ebd., Brief Nr. 85, S. 459-467, hier S. 461.

Dass Militarismus auf der einen und Liberalismus und Bürgerlichkeit auf der anderen Seite dabei keine Gegensatzpaare sind, hat erst jüngst Christian Jansen herausgestellt.⁶⁸ Der Vorstellung einer friedliebenden bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts stellt er das auf dem Ideal des Kriegsfreiwilligen basierende Bild eines bürgerlichen Militarismus gegenüber. Die Forderung nach Allgemeiner Wehrpflicht entstammte dabei einer Ablehnung der exklusiven Söldnerheere absolutistischer Fürsten. Die Niederlage der 1848er-Revolution wurde auf militärische Schwäche der bürgerlichen Kräfte zurückgeführt. Wehrhaftigkeit war somit ein konstitutives Element des bürgerlichen Männlichkeitskonzepts im 19. Jahrhundert, das das Ideal des Nationalstaats mit dem einer Nationalmiliz und der Erkenntnis verband, dass eine nationale Einigung nur über einen Krieg zu erreichen sei.⁶⁹

Ganz anders stellt sich die Kriegsrezeption bei Ida Dörffel dar. Auch wenn sie den Gedanken eines geeinten Deutschlands mit ihrem Mann teilte, überwiegen bei ihr Sorge um die Familienmitglieder im Feld und Mitfühlen mit all jenen, die Angehörige an der Front verlieren. *Der böse böse Krieg was wird der für Opfer kosten! und wann wird er enden? Wenn ich mir denke daß er so viele Tausende von jungen kräftigen Männern dahin rafft, so kann ich mich gar nicht recht über die Siege freuen und wenn Deutschlands Einigkeit und Macht auch dadurch befestigt wird. Die Männer denken freilich anders darüber. Aber welche Frau wird Krieg wünschen?*⁷⁰ Ein genderdifferenzierter Blick, der in Idas Fall die Person des Einzelnen in den Mittelpunkt rückt und über die Idee des Nationalstaats stellt, ist hier unverkennbar.

Lassen sich Briefverkehr der Dörffels mit Verwandten und persönliche Lektüre noch eindeutig einem privaten Bereich zuordnen, weist die Gestaltung des eigenen Wohnbereichs mit nationalstaatlichen und militärischen Attributen über ihre Privatsphäre hinaus. Während das erste selbsterbaute und im Jahr 1857 bezogene Haus der Dörffels, beschrieben als ein freundliches Landhäuschen, wie solche in der Gegend um Chemnitz häufig zu sehen sind, und sein Inneres mit kolorierter Weinblättermantel und Ofenkacheln mit Müllern, Schulzen und Altenburger Bauern versehen,⁷¹ zwar als Bekenntnis zur alten Heimat, aber weder dezidiert zur Herkunftsregion noch zum von Ottokar Dörffel erhofften Nationalstaat verstanden werden kann, verhält sich dies bei dem noch heute existierenden zweiten Wohnhaus anders. Wohl weist dieses mit seinem eklektizistischen Stilmix weniger Bezüge zur regionalen als zur sozialen Verortung der Dörffels als Teil der

⁶⁸ CHRISTIAN JANSEN, „Kämpft, blutet, siegt für das einige Deutschland!“. Bürgerlich-liberale Positionen zu Nation und Krieg vor 1871, in: Bauer/Protte/Wagner, Krieg – Macht – Nation (wie Anm. 1), S. 20-29.

⁶⁹ Ebd., v. a. S. 26 f.

⁷⁰ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 19. Oktober 1870, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), Brief Nr. 47, S. 304 f., hier S. 305.

⁷¹ Ottokar Dörffel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörffel, 18. November 1857, in: ebd., Brief Nr. 21, S. 201-206, hier S. 201.

Einwandererelite am Ort auf und zeigt mit umfangreicher Symbolik eine Zugehörigkeit zum Freimaurertum, seine innere Gestaltung verweist dafür umso deutlicher auf die geistige Verortung des Hausherrn.⁷²

Im Zuge der in den 1870er-Jahren verfolgten Rückwanderungsabsichten finden sich Angaben zur Wandgestaltung mit fünf Öldruckgemälden, darunter das sogenannte Kaiserbild mit Wilhelm I. (1797–1888), Kronprinz Friedrich Wilhelm (1831–1888), Prinz Friedrich Carl (1828–1885), Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898), dem preußischen Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke (1800–1891) und dem preußischen Kriegs- und Marineminister Albrecht von Roon (1803–1879) sowie die bereits eingangs erwähnte Schlacht bei Königgrätz.⁷³

Ob es sich beim Öldruck der Schlacht bei Königgrätz um die Darstellung Georg Bleibtreus⁷⁴ oder eine andere Gemäldeproduktion handelt, muss an dieser Stelle offenbleiben. Ebenso wenig lässt sich gegenwärtig klären, welches Werk sich hinter dem Kaiserbild verbirgt. Zentraler als eine eindeutige Identifizierung der Gemälde ist aber vielmehr die Tatsache der Rezeption dieses Bildprogramms im 10 000 km von Deutschland entfernten Brasilien, erst recht, wenn man sich die Mühen von dessen Beschaffung vor Augen führt. Angesichts der Erschwernisse oder des gänzlichen Fehlens von Erwerbsmöglichkeiten für elementarste Gegenstände und Materialien vor Ort wie Kleidung oder Stoffe, die in der Regel bei Verwandten jenseits des Ozeans bestellt wurden, mutet die Anschaffung von Wandschmuck über komplizierte Lieferwege aus Europa als großer Luxus an.

Die genannten Öldrucke wurden vom Berliner Kunstverein Minerva bezogen und sind neben drei Landschaftsdrucken 1873 *groß und mit breitem Goldrahmen*⁷⁵ als Teile der Einrichtung beschrieben. Auch wenn der exakte Aufhängungs-ort der Werke innerhalb des Hauses nicht überliefert ist, so liegt die Vermutung nahe, dass selbige entweder im Wohnbereich oder in Dörffels Arbeitszimmer ihren Platz hatten. Da Ottokar Dörffel neben vielfältigen privaten und geschäftlichen Besuchen durch seine öffentliche Stellung häufig auswärtige Gäste empfing und als deutscher Konsul in seinem Haus nachweislich Amtshandlungen vollzog

⁷² Vgl. dazu auch MATZKE, Zwischen Abgrenzung und Akkulturation (wie Anm. 13), S. 139 f.

⁷³ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Hedwig Dörffel, 17. Oktober 1873, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), S. 346–354, hier 350 f.

⁷⁴ „Die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866“, Gemälde von Georg Bleibtreu, Öl auf Leinwand, 100 x 200 cm, um 1869, Deutsches Historisches Museum Berlin, Inv.-Nr. Gm 96/24, <https://www.dhm.de/lemo/bestand/objekt/die-schlacht-von-koeniggraez-3-juli-1866-um-1869.html>. Emil Hüntens gleichnamiges Gemälde entstand erst um 1885, vgl. <https://www.dhm.de/lemo/bestand/objekt/die-schlacht-von-koeniggraez-3-juli-1866-um-1885.html>. Zu Georg Bleibtreu vgl. KARL VON ZITTEL, Bleibtreu, Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie 47 (1903), S. 19–22, online: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116201274.html> [Zugriffe 15. April 2021].

⁷⁵ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Hedwig Dörffel, 17. Oktober 1873, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), S. 350.

wie die Abnahme von Ehefähigkeitsgelüben,⁷⁶ wird seine Einrichtung von einem recht großen Personenkreis rezipiert und vom ihm mit Bedacht ausgewählt worden sein. Offenbleiben muss indes, warum er für sein Bekenntnis zur Reichseinigkeit gerade die für Sachsen wenig ruhmreiche Schlacht von Königgrätz auswählte und welchen zeitgeschichtlichen Kenntnisstand des Geschehens in Deutschland seine Besucherinnen und Besucher aufwiesen, mithin, wie oft er Erläuterungen zu seinem Wandschmuck abgab.

Eine überregionale Perspektive zeigt sich darüber hinaus auch in der Zeitungslektüre des Ehepaars. Zwar mit erheblichem zeitlichen Abstand, dafür mit großer Regelmäßigkeit stand in Joinville eine breite Palette deutscher Tageszeitungen und Illustrierter zur Verfügung. Von der „Weser-Zeitung“ über die „Gartenlaube“ bis hin zur „Deutschen Monatsschrift für Handel“ benennt Ida Dörffel etwa zwei Dutzend Printmedien, die mehrheitlich auch von den Dörffels gelesen und über deren Lektüre im Familienkreis reflektiert wurde. Dieses breite Informationsverhalten des Ehepaars ermöglichte wiederum eine regional übergreifende Sichtweise auf Ereignisse und Themen in Deutschland.⁷⁷

Innerhalb der privaten Korrespondenz, auch bereits aus den 1850er-Jahren, spielte ‚Deutschland‘ als Bezeichnung des mit der Auswanderung zurückgelassenen Raumes eine wesentlich größere Rolle als ‚Sachsen‘. Vergleiche zwischen früheren und neuen Lebensumständen bezogen sich fast immer auf Deutschland als Bezugsgröße sowohl für allgemeine Zuschreibungen als auch für Bezugnahmen auf die eigene Vergangenheit und eventuelle Zukunft in Sachsen. So werden in diesem Zusammenhang sowohl der Eisenbahnbau im Schönburgischen, die eigene mögliche Rückwanderung, erhaltene persönliche Bindungen, das sogenannte kultivierte Leben im Gegensatz zum jetzigen ‚Urwaldleben‘ als auch der Deutsch-Französische Krieg oder ‚Gefahren‘ des Katholizismus benannt.⁷⁸ Dies kann seine Ursachen in der eigenen inneren Distanz gegenüber Sachsen haben, jedoch auch in der tatsächlich großen räumlichen Entfernung und dem regelmäßigen Verkehr mit Migrantenfamilien aus den verschiedensten deutschen Regionen begründet sein, die die Bedeutung der eigenen regionalen Herkunft verschwimmen ließen. Die Korrespondenz von Ida Dörffel unterscheidet sich in dieser Hinsicht kaum von der ihres Mannes. Sicher wird der geringe Bezug auf Sachsen in der Privatkorrespondenz eher unbewusst als bewusst eingesetzt worden sein. Er fügt sich aller-

⁷⁶ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 22. November 1873, in: ebd., Brief Nr. 58, S. 355-360, hier S. 358.

⁷⁷ Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 31. März 1873, in: ebd., Brief Nr. 56, S. 338-345, hier S. 343 f.; vgl. auch MATZKE, Zwischen Abgrenzung und Akkulturation (wie Anm. 13), S. 142 f.

⁷⁸ Ottokar Dörffel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörffel, 28. Mai bis 10. August 1855, 15. November bis 31. Dezember 1855, Ottokar Dörffel an seine Schwester Thekla Kretzschmar, 18. Oktober 1870, 24. September 1872, 29. bis 31. März 1874, in: MATZKE, Von Glauchau nach Brasilien (wie Anm. 11), Brief Nr. 5, Nr. 8, Nr. 46, Nr. 53, Nr. 59, S. 118-125, 136-146, 300-303, 323-325, 361-365, hier S. 124, 141, 300, 324, 362 u. a.

dings in Ottokar Dörffels allgemeine politische Haltung. Eine Identifikation als Sachse spielte für ihn, seine lokalpolitischen und unternehmerischen Aktivitäten in Brasilien zu keinem Zeitpunkt eine Rolle.

3. Bezugssystem Heimat

Vor dem Hintergrund der engen Bindung an die Subregion der persönlichen Herkunft und die nationalstaatliche Idee bei innerer Distanz zu Sachsen bleibt abschließend zu fragen, welchen Stellenwert ‚Heimat‘ für die Dörffels besaß und welches Bezugssystem sich für sie mit diesem Begriff verband. Zugänge können hierbei die Verwendung des Heimatbegriffs mit seinen verschiedenen Attributen und die damit verbundenen Konnotationen in diachroner Perspektive sein. Daneben stehen Alltagspraktiken, die Vertrautheit und Zugehörigkeit und damit Stabilität in einer zunächst unbekanntem Umgebung schufen. Eine rein quantitative Analyse der Verwendung des Heimatbegriffs in der privaten Korrespondenz von Ida und Ottokar Dörffel zeigt zunächst eine wesentlich häufigere Nutzung dieses Terminus als die explizite Erwähnung von ‚Sachsen‘.

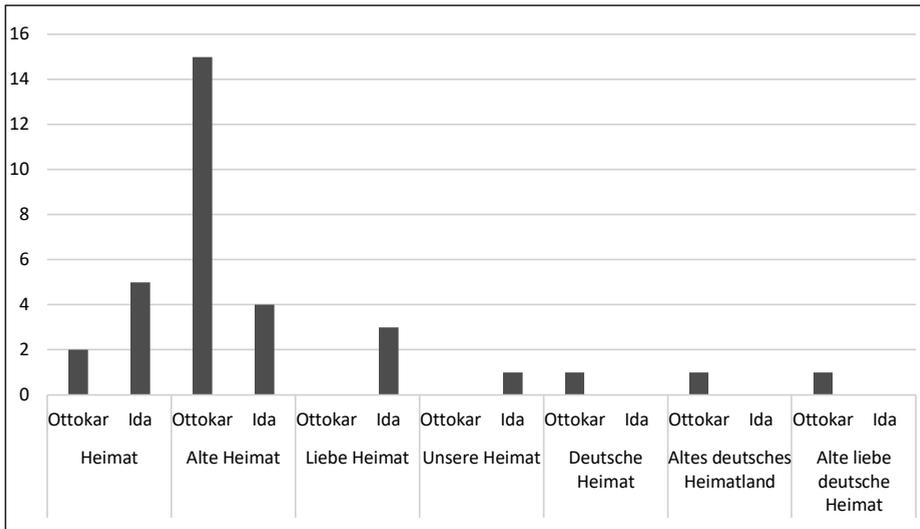


Diagramm 1: Heimaterwähnungen in der Dörffel-Korrespondenz.

Auffällig ist dabei, dass der Begriff häufig in Kombination mit einem oder mehreren Attributen gebraucht wird, die vor allem eine besondere Nähe (liebe Heimat, unsere Heimat) ausdrücken. Ottokar Dörffel ist dabei variantenreicher als seine Frau, wobei der Terminus ‚alte Heimat‘, teilweise in Verbindung mit ‚deutsch‘, dominiert. Interessant ist aber auch, dass der häufig genutzten ‚alten Heimat‘ keine ‚neue Heimat‘ gegenübergestellt wird. Letzterer Begriff findet in der Kor-

respondenz keinerlei Erwähnung. Zeitlich überwiegen in der Verwendung des Heimatbegriffs die 1850er-Jahre, mithin das Jahrzehnt der unmittelbaren Auswanderung. Weit mehr als die Hälfte der Heimaterwähnungen stammt aus dieser Zeit, während die 1860er und 1870er mit je zwei Erwähnungen vertreten sind. Größere Häufigkeit mit sieben Nutzungen sind daneben Ottokar Dörffels letztem Lebensjahrzehnt, den 1900er-Jahren, zuzurechnen.⁷⁹

Inhaltlich lässt sich festhalten, dass der Heimatbegriff, ob mit oder ohne weitere Zuschreibungen, ausschließlich zur Kennzeichnung von Ereignissen und Umständen im durch die Auswanderung zurückgelassenen Umfeld benutzt wurde. Dies lässt sich teilweise räumlich, stärker jedoch sozial und personalisiert fassen. Wenngleich der Heimatbegriff zu keiner Zeit für Beschreibungen des Lebens in Brasilien Verwendung fand, sind die damit verbundenen Aussagen oft in Relation dazu zu sehen.

Ein regelmäßig beschriebenes Bild und damit sehr wichtiges Ereignis stellten der Empfang und die Lektüre von Briefen aus der ‚Heimat‘ dar.⁸⁰ Diese wurden oft in Gemeinschaft anderer mitausgewanderter Verwandter gelesen und dies nahezu als Familienfeste zelebriert,⁸¹ was ihre stabilisierende und soziale Bedeutung in der neuen Umgebung unterstreicht. Die Szenerie und dabei geführte Gespräche boten wiederum Stoff für den nachfolgenden Antwortbrief, sodass die ursprünglichen Schreiberinnen und Schreiber in diese Gemeinschaften einbezogen wurden. Insgesamt finden sich auch häufiger die unmittelbare Verbindung der zurückgelassenen, zum Teil später nachgewanderten Freunde und Verwandten mit

⁷⁹ Zu erwähnen ist hierbei jedoch, dass es zwischen 1859 und 1864, 1878 und 1890 sowie 1892 und 1901 Überlieferungslücken gibt. Vgl. JUDITH MATZKE, Überlieferungssituation, in: ebd., S. 74.

⁸⁰ *Hättest Du nicht an Ottokars Geburtstag an uns geschrieben, so hätten wir bis jetzt auch noch nicht einen Brief aus unsrer Heimath erhalten*, Ida Dörffel an ihre Schwiegermutter Christiane Charlotte Dörffel, 20. September 1855, in: ebd., Brief Nr. 7, S. 131-135, hier S. 131; *Was daher ein Brief aus der alte[n] lieben Heimath, für großen Wert für uns hat kannst Du ka[um] glauben*, Ida Dörffel an ihre Schwiegermutter Christiane Charlotte Dörffel, 16. November bis 12. Dezember 1855, in: ebd., Brief Nr. 10, S. 151-156, hier S. 152 f.; *Unsre Freude ist jedes Mal sehr groß wenn wir Briefe aus der alten Heimath von lieben Verwandten u[nd] Freunden erhalten*, Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 27. September bis 24. November 1857, in: ebd., Brief Nr. 20, S. 195-200, hier S. 195; *Wohl ist meine Freude allemal sehr groß, wenn ich Briefe aus der Heimath erhalte*, Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 17. April bis 11. Mai 1866, in: ebd., Brief Nr. 35, S. 255-260, hier S. 255.

⁸¹ *Die Ankunft solcher Briefe [Familienbriefe] vereinigt uns und Trinksens gewissermaßen a[l]lemal zu einem kleinen Familienfeste, bei welchem die erhaltenen Mittheilungen zum gemeinschaftlichen Genusse vorgetragen und ausgetauscht werden und uns um so lebhafter in den Kreis unserer Lieben in der alten Heimath zurückversetzen. Diese Erinnerungen – ich wiederhole es – sind es einzig und allein, welche die Beziehungen zur alten Heimath noch lebendig erhalten*, Ottokar Dörffel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörffel, 26. bis 27. März 1856, in: ebd., Brief Nr. 11, S. 157-163, hier S. 157.

dem Heimatbegriff⁸² und Heimat als Gesprächsgegenstand im Familienkreis⁸³ unabhängig von neu angekommenen Briefen. Auch ‚Sehnsucht‘ und ‚Heimweh‘ als beständige Themen besonders in Ida Dörffels Korrespondenz und am Lebensende auch stärker bei Ottokar Dörffel zeigen trotz der ausdrücklichen Bejahung des Lebens in Brasilien die tiefe und dauerhafte Verwurzelung im zurückgelassenen Umfeld. Auffällig ist dabei jedoch die beständige Betonung der engen Bindungen zu nun fernen Personen und der häufig geäußerte Wunsch von deren Nachwanderung, weniger aber eine Bindung an den Raum und erst recht nicht an das politische System Sachsens. Ein offener Groll über die ‚Hinauskomplimentierung‘ aus der Heimat ist bei Ottokar Dörffel auch 50 Jahre nach seiner Auswanderung noch deutlich spürbar.⁸⁴

Auch wenn der Heimatbegriff in der Privatkorrespondenz des Ehepaars nicht auf Brasilien oder Dona Francisca/Joinville Anwendung fand, stand sein Gebrauch in enger Wechselwirkung zum dort neu aufgebauten Leben. Die Auswanderung war nach Ottokar Dörffels letzlichem Freispruch vom Hochverrat und der Möglichkeit als Rechtsanwalt in Glauchau zu praktizieren im Familien- und Freundeskreis offenbar auf Unverständnis gestoßen. Weder unmittelbar politisch verfolgt noch mittellos oder ohne Einkommen bestand für die Dörffels aus der Außenperspektive keine unmittelbare Notwendigkeit für diesen Schritt. Auch die Entscheidung gegen die USA, die im allgemeinen Verständnis sicher stärker mit Urbanität und kultureller Vielfalt in Verbindung gebracht wurde, und für Brasilien, das eher mit Urwaldleben und Primitivität assoziiert wurde, bedurfte im persönlichen Umfeld der Rechtfertigung.

Als Mann des Wortes und der Feder, der vorher nie mit Landwirtschaft und Viehhaltung in Berührung gekommen war, ist dieser Rechtfertigungsdruck in der Korrespondenz über viele Jahre deutlich spürbar. Die persönliche Erfüllung in Tätigkeiten des Säens, Pflanzens und Erntens, des Kelterns von Wein, der Herstellung von Zigarren oder Ziegeln und die Kompensation fehlender urbaner Formen

⁸² *Wenn auch kein Tag vergeht, an welchem wir nicht Eurer gedenken, so ist doch eine Gelegenheit, wie das Weihnachtsfest, ganz besonders geeignet, uns fortwährend und lebhaft in die Mitte der Lieben der alten Heimath zurückzusetzen*, Ottokar Dörffel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörffel, 15. November bis 31. Dezember 1855, in: ebd., Brief Nr. 8, S. 136-146, hier S. 143; *Als Glück [Verlobter einer Verwandten] hier ankam war unser Aller Freude groß, kam er ja doch aus der lieben Heimath!*, Ida Dörffel an ihre Schwiegermutter Christiane Charlotte Dörffel, 16. November bis 12. Dezember 1855, in: ebd., Brief Nr. 10, S. 151-156, hier S. 155; *Wir haben lange nichts gehört, und da sorgt man sich leicht um seine Lieben in der Heimath*, Ida Dörffel an ihre Schwägerin Thekla Kretzschmar, 13. Juli 1877, in: ebd., Brief Nr. 65, S. 386-388, hier S. 386.

⁸³ *Mit der Trinksen komme ich im Ganzen nicht viel zusammen, da wir Beide durch die häuslichen Geschäfte abgehalten werden, es ist uns aber immer ein Genus, denn das gewöhnliche Gespräch ist die liebe Heimath*, Ida Dörffel an ihre Schwiegermutter Christiane Charlotte Dörffel, 15. bis 19. März 1855, in: ebd., Brief Nr. 4, S. 109-117, hier S. 114.

⁸⁴ Ottokar Dörffel an Logenbruder Hermann Albrecht, 10. September 1901, 18. November 1903, in: ebd., Brief Nr. 77, Nr. 85, S. 430-438, 459-467, hier S. 432 f., 463.

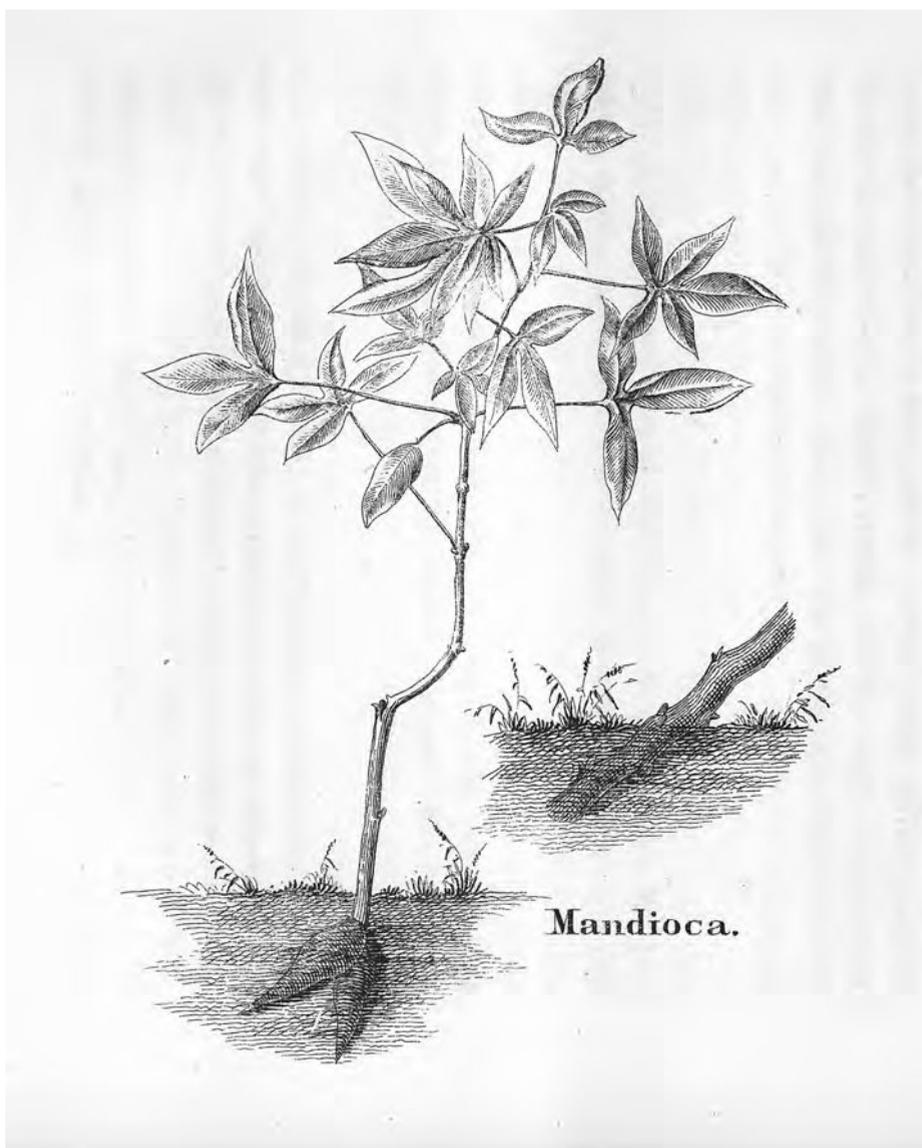


Abb. 4: Mandiokapflanze.

der Freizeitgestaltung durch die Vorzüge von Natur und Klima bedurften fortwährender Erklärung, die häufig mit Vergleichen zu aufgegebenen, aber nicht vermissten Annehmlichkeiten in der ‚Heimat‘ beschrieben werden.⁸⁵

⁸⁵ *In der alten Heimath, wo oft ein Vergnügen das andere jagte und Abwechslungen die Menge waren, ist mir doch die Zeit nie so schnell verflossen, wie hier bei dem anscheinend*

Auch versuchten die Dörrfels, einem vermeintlich falschen Bild ihres neuen Lebens bei Freunden und Verwandten aktiv entgegenzuwirken. Unabhängig von der über längere Zeit vorherrschenden ländlichen Prägung der Siedlung betonten sie den Aufbau bekannter Formen von Geselligkeit und geistigem Austausch mit einem breiten Vereinsleben und persönlichen Netzwerken, umfangreichen Lektüremöglichkeiten, privater und öffentlicher Festkultur sowie geistlichem Beistand. Auch wenn sie dies nie mit dem Terminus ‚Heimat‘ versahen, blickten sie überwiegend zufrieden auf ihr Leben in Brasilien, das die Vorteile ‚deutscher Lebenskultur‘ mit den Vorteilen brasilianischer Fülle an Natur und Ernährungsmöglichkeiten verband und das sie insgesamt als Bereicherung gegenüber der Lebensweise in Deutschland empfanden. Hilfreich war dabei ohne Zweifel, dass sie im Kreis verwandter Familien ausgewandert waren, der sich über Jahrzehnte hinweg durch Nachwanderungen immer weiter vergrößerte, und sie damit trotz des Fehlens wichtiger Bezugspersonen nicht auf vertrauten familiären Umgang verzichten mussten.

Die trotzdem bis ans Lebensende bestehende geistige wie persönliche (Ver-)bindung zum engeren regionalen Umfeld der ‚alten Heimat‘ manifestiert sich noch in Ottokar Dörrfels letztem überlieferten Brief in seinem Todesjahr 1906, der mit den Worten *Walt's Gott! – Glückauf, Glückauf!!*⁸⁶ schließt. Er nutzt hier – sicher bewusst – die über die Schönburgischen Herrschaften hinausreichende und im gesamten Erzgebirge, nicht aber in Sachsen insgesamt gebräuchliche Grußformel.

einfirmigen Colonistenleben [...]. Da gibt es nun überall alle Hände voll zu thun und so kommt es oft, daß ich Hacke u[nd] Spaten, die ich bei Tage gehandhabt habe, des Abends mit der Feder vertausche, Ottokar Dörrfel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörrfel, 28. Mai bis 10. August 1855, in: ebd., Brief Nr. 5, S. 118-125, hier S. 122; Ich aber befinde mich, jetzt schon und abgesehen davon, daß wir uns allmählig immer besser und europäischer einrichten werden – hier so, daß mir, wenn ich die Lieben der alten Heimath in der Nähe hätte, nichts weiter zu wünschen übrig bliebe, Ottokar Dörrfel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörrfel, 15. November bis 31. Dezember 1855, in: ebd., Brief Nr. 8, S. 136-146, hier S. 142; Außerdem würde Deutschland mit seinen Freuden und Leiden bald vergessen sein. [...] Das in der That wunderherrliche Klima, dessen wir uns hier erfreuen, ist allein schon geeignet, uns für alle die Genüsse der alten Heimath, die wir zur Zeit hier noch entbehren müssen, vollständigen Ersatz zu gewähren, Ottokar Dörrfel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörrfel, 26. bis 27. März 1856, in: ebd., Brief Nr. 11, S. 157-163, hier S. 157; [Sich] von dieser [eigenen Scholle Land] wieder zu trennen, würde mir zehnmal schwerer werden, als mir das Scheiden vom alten Heimathlande geworden ist. Du wirst wohl eben den Kopf etwas schütteln ob solcher Reden,] es ist aber damit mein voller Ernst, ohne daß es natürlich auf Dich und unse[re] Lieben, die wir im altem Heimathlande zurücklassen mußten, zu beziehen is[t], Ottokar Dörrfel an seine Mutter Christiane Charlotte Dörrfel, 21. Juni 1858, in: ebd., Brief Nr. 23, S. 209-213, hier S. 210 f.

⁸⁶ Ottokar Dörrfel an seinen Neffen Hermann Kretzschmar, 21. Januar 1906, in: ebd., Brief Nr. 96, S. 507-511, hier S. 511.

IV. Fazit

Identifikationsprozesse spielen sich immer auf der Ebene einzelner Subjekte ab, die in ein vielschichtiges soziales Beziehungsgeflecht eingebettet sind. Die Interaktion mit Einzelpersonen, Gruppen, Organisationen und Institutionen, aber auch Räumen kann Sinnordnungen und Bindungen schaffen, die dem Individuum Orientierung und Zugehörigkeit vermitteln. Das dabei angeeignete Handlungs- und Erfahrungswissens unterliegt einer steten Dynamik. Gerade für Migrantinnen und Migranten mit ihrem Leben in verschiedenen Bezugssystemen stellt sich die Frage nach den stabilisierenden Faktoren, der eigenen Verortung und Praxen von Beheimatung umso mehr. Welche Parameter den Heimatbegriff des Einzelnen bestimmen und welchen Stellenwert dabei ein Raumbezug besitzt, sind für Migration-, Kultur- und Landesgeschichte gleichermaßen relevante Fragestellungen.

Mit der privaten Korrespondenz von Ida und Ottokar Dörffel steht der Forschung eine selten dichte und vielschichtige Überlieferung zur Verfügung, die diesen Aspekten aus der Mikroperspektive nachgehen kann. Als Freimaurer weltgewandt, neugierig und offen, dabei gleichermaßen aus einem Superioritätsempfinden heraus führender Protagonist des Deutschtumserhalts in Brasilien, eignet sich der ehemalige Glauchauer Bürgermeister als ambivalente Persönlichkeit umso mehr zur Analyse von Zugehörigkeiten und Identifikationsprozessen. Den Wert der Überlieferung begünstigt zudem, dass dem mit den Briefen Ida Dörffels die Perspektive einer weiblichen Schreiberin gegenübergestellt werden kann.

Prägend für das gesamte Leben des Ehepaars waren in Kindheit, Jugend und frühem Erwerbs- beziehungsweise Eheleben geschaffene geistige, soziale und auch räumliche Bindungen. Enge Austauschbeziehungen mit der zurückgelassenen Familie und dem Freundeskreis blieben trotz räumlicher Distanz über mehr als ein halbes Jahrhundert bestehen. Diese waren auch Garanten der fortwährenden Teilhabe an der Entwicklung der ‚alten Heimat‘. Heimatgefühle wurden dabei in erster Linie Personen aus dem eigenen früheren Lebensumfeld und der Region der Schönburgischen Herrschaften entgegengebracht; das Ideal eines starken, geeinten deutschen Nationalstaates war für den aktiven ‚Fortyeigher‘ lebenslanges Leitmotiv und Fixpunkt. Sachsen als geografisches und politisches Territorium bildete hingegen für Ottokar Dörffel eine Negativfolie und stand für lähmende Kleinstaaterei und die Verhinderung der eigenen politisch dauerhaft aktiven Rolle. Es findet sich in der Korrespondenz fast ausschließlich zur Illustration des eigenen Scheiterns und gipfelt in der Absprechung seines Existenzrechts. Seine politische Verortung für Kaiser und Reich stellte Dörffel mit der Auswahl seines privaten Wandschmucks gerade eines für Sachsen schmachvollen Ereignisses wie der Kriegsniederlage von Königgrätz offen zur Schau, denn als Konsul des Deutschen Reichs dienten seine privaten Wohnräume häufig auch für offizielle Amtshandlungen.

Auch wenn die private Korrespondenz deutlich zeigt, dass der Heimatbegriff zeitlebens benutzt und mit der Subregion der eigenen Herkunft, Deutschland

insgesamt und der dort lebenden Familie verbunden wurde, bereute Ottokar Dörffel seinen Schritt zur Auswanderung nie, während seine Frau größere Anpassungsschwierigkeiten hatte. Dörffel schuf sich in Brasilien ein Umfeld, das ihm die Heimat mehr als ersetzte, auch wenn er es nie als solche benannte. In Brasilien vermochte er die – in seinen Augen – Vorteile beider Systeme miteinander zu verbinden. Angenehmes Klima, Naturschönheiten und ein breites Nahrungsangebot auf der einen, Aktivitäten als Landwirt, Unternehmer, Publizist und Lokalpolitiker mit eigener öffentlicher Wirksamkeit auf der anderen Seite und die Mitgestaltung eines Gemeinwesens im Sinne vertrauter und als erhaltenswert empfundener Strukturen ermöglichten ihm maximale persönliche Entfaltung. Ida Dörffel trug diesen Lebensweg mit, hoffte jedoch lange auf eine Rückwanderung. Der von der historischen Forschung wie auch von Ottokar Dörffel selbst benutzte Terminus des ‚Deutschbrasilianers‘ zeigt das Ergebnis der Beheimatungspraxen mit all ihren Überlappungen von Zugehörigkeiten und Sinnordnungen, die von den Migrantinnen und Migranten oft gar nicht als Widersprüche wahrgenommen wurden.

Nach Plan!

Die Formierung der „sozialistischen Landschaft“ und der ländliche Raum in der SBZ und DDR*

von
HENRIK SCHWANITZ

Am 7. November 1929 fand in Moskau die Uraufführung des Films „Die General-
linie“ (russ. Generalnaïa Linïa) von Sergej Eisenstein (1898–1948) statt. Im Mittel-
punkt steht eine Bäuerin, die im Laufe der Handlung die anderen Dorfbewohner
von der Richtigkeit der Kollektivierung – also des Zusammenschlusses der Dorf-
bewohner zur genossenschaftlichen Bewirtschaftung – überzeugt. Gemeinsam
baut man eine erfolgreiche Kolchosa auf, die als Musterbeispiel einer technisierten
Agrarwirtschaft die Vision einer neuen, besseren Welt vermittelt.

Der Film des russischen Regisseurs sollte als Auftragswerk die von Josef Stalin
(1878–1953) Ende 1925 auf dem XIV. Parteitag der KPdSU forcierte planmäßige
Umgestaltung des sowjetischen Dorfes flankieren.¹ Gleichzeitig setzte er der
damit einhergehenden Kollektivierung in der Landwirtschaft durch die Bildung
genossenschaftlich organisierter Kolchosen ein filmisches Denkmal. „Die Gene-
rallinie“ – oder wie sie auf Betreiben Stalins alsbald umbenannt wurde „Das Alte
und das Neue“ (russ. Staroye i Novoye) – sollte das ‚Dorf‘ im Wandel zeigen. Dies
war zugleich verbunden mit einem Blick auf Vergangenheit und Gegenwart, aber
vor allem mit einem Ausblick auf das Kommende, was dem Film zusätzlich den
Charakter einer Zukunftsvision verlieh.²

„Die Generallinie“ fokussiert jedoch nicht nur darauf, wie die Kollektivierung
das soziale und wirtschaftliche Leben auf dem Dorf verändert. Vielmehr nimmt sie
auch eine explizit räumliche Perspektive ein und macht deutlich, wie sich der radi-
kale Veränderungswille der Bolschewiki in die Landschaft einschreibt: So zeigen

* Der Beitrag ist Winfried Müller gewidmet, dem ich als Lehrer, Doktorvater und
Förderer zu großem Dank verpflichtet bin, auch weil er bei mir das Interesse an Raum,
Natur und Landschaft und ihren Verbindungen mit Kultur und Politik weckte. Nicht
zuletzt verdanke ich dem großen Interesse des zu Ehrenden an der Film- und
Kinokultur auch den Hinweis auf die im Text erwähnten Szenen aus dem Film „Die
Generallinie“.

1 Datenbankeintrag zum Film „Die Generallinie“ in der internationalen Filmdatenbank
„Internet Movie Database“, online unter: <https://www.imdb.com/title/tt0020451/> [Zu-
griff 16. Juli 2021].

2 Vgl. OKSANA BULGAKOWA, Symbolische Topographie des neuen Moskau im Film. Wie
eine Stadt im Kopf entsteht, in: Karl Schlögel (Hg.), *Mastering Russian Spaces. Raum
und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte* (Schriften des Histori-
schen Kollegs. Kolloquien 74), München 2011, S. 253-278, hier S. 254 f.

schon zu Beginn lange Kameraeinstellungen ein weites, aber karges Land.³ Diese Weite der Natur jedoch wird durch den Menschen jäh unterbrochen. Durch Erbteilungen ist das Land, wie es Eisenstein darstellt, in viele kleinteilige Acker- oder Weideparzellen unterteilt – Holzzäune trennen diese voneinander ab. Diese Zäune werden mittels Montagetechnik über die Landschaft gelegt, bilden somit für den Betrachter klar erkenntlich die kulturelle Überformung der Natur ab und stehen symbolisch für die ‚alte‘ Zeit. Der Film erfährt nun gerade dann seinen Höhepunkt, wenn in den letzten Einstellungen Traktoren eben jene Zäune niederreißen. Sieht man am Anfang des Filmes eine ärmliche, kleinteilige Felder- und Weidewirtschaft, so stehen am Ende mehrere Traktoren auf scheinbar unbegrenztem Ackerland.

Mit diesem, von Stalin selbst vorgeschlagenen Ende⁴ zeigt die „Generallinie“, dass die Kollektivierung nicht nur die Gesellschaft als solche verändert, sondern damit einhergehend auch den Raum, die Natur und die Landschaft, die im Prozess der Kollektivierung ein neues Bild erhalten – ebenso, wie der Mensch selbst neu gestaltet wird.⁵ Über allem schwebt dabei die Generallinie, der staatliche Planungsgedanke, der leitend und lenkend den Übergang in eine neue Zeit orchestriert und planvoll (das Alte zerstörend) einen neuen Raum erschafft, wobei sich die sozialistische Ideologie tief in die Landschaft eingräbt.

Diese Filmszene steht geradezu exemplarisch für das Thema des folgenden Beitrags, der sich mit der planvollen Gestaltung und Transformation von Landschaft im ‚Zeitalter der Extreme‘⁶ auseinandersetzt, wobei der Schwerpunkt auf der Zeit der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und der DDR liegen wird. Anschließend an Siegfried Kracauers Feststellung, wonach Raumbilder immer auch Traumbilder einer Gesellschaft sind,⁷ geht der Beitrag der Frage nach, inwieweit die politischen und sozialen Transformationen auf dem Gebiet der SBZ und der DDR in den Raum projiziert wurden. Hierbei rückt vor allem der ländliche Raum in den Fokus, der infolge von Bodenreform und Kollektivierung von einer erheblichen Umgestaltung betroffen war. Dies wird verbunden mit der Formierung einer ‚sozialistischen Landschaft‘, wobei Ideen für eine spezifisch sozialistische Landschaftsgestaltung und deren Herstellungsweisen analysiert werden. Der Landschaftsbegriff als Untersuchungsgegenstand steht dabei „zwischen physikalisch-topografischer Faktizität und kultureller Konstruktion“ und verweist somit einerseits auf den realen Naturraum und andererseits auf Wahrnehmungen und

³ Vgl. FELIX LENZ, Sergej Eisenstein: Montagezeit. Rhythmus, Formdramaturgie, Pathos, München 2008, S. 224.

⁴ BULGAKOWA, Symbolische Topographie (wie Anm. 2), S. 255.

⁵ MARGARETE VÖHRINGER, Eisensteins Raumfilm, räumliches Sehen und Stereofotografie in Russland, in: AugenBlick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft 62/63 (2015), S. 120-130, hier S. 128.

⁶ Vgl. ERIC HOBSBAWM, The Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1991, London 1995.

⁷ Vgl. SIEGFRIED KRACAUER, Über Arbeitsnachweise. Konstruktion eines Raumes (1930), in: Inka Mülder-Bach (Hg.), Siegfried Kracauer. Schriften, Bd. 5/2: Aufsätze 1927–1931, Frankfurt am Main 1990, S. 185-192, hier S. 186.

Bilder, die Gesellschaften in diesen projizieren – also auf die Landschaft im Kopf.⁸ Gleichzeitig fokussiert er auf den Umgang mit Natur und Heimat im realsozialistischen System.

Bei der Beschäftigung mit ‚Ordnungen der Landschaft‘⁹ nach 1945 kommt man nicht umhin – dies zeigt schon Eisensteins Film –, auch auf die Zeit davor zu schauen. Daher soll in einem ersten Schritt den Entwicklungen vor 1945 nachgegangen werden, wobei vor allem auf die Sowjetunion und das Dritte Reich geschaut werden soll. Hiernach wird mit Blick auf die SBZ und die frühe DDR-Zeit sowohl die Formierung der ‚sozialistischen Landschaft‘ vor dem Hintergrund von Bodenreform und Kollektivierung als auch die naturräumliche Grundierung des Begriffs der ‚sozialistischen Heimat‘ analysiert. Mit dem Konzept der ‚Landeskultur‘ wird schließlich eine Entwicklung angesprochen, die stärker noch als zuvor raumkonstituierende Prozesse mit Aspekten der Naturnutzbarmachung, aber auch des Umweltschutzes kombinierte. Abschließend wird mit den Landschaftstagen ein spezifisches Gestaltungsinstrument zur planmäßigen Formierung der ‚sozialistischen Landschaft‘ vorgestellt, das sich seit Mitte der 1960er-Jahre zu einer Plattform der Diskussion über Landschafts- und Raumplanung entwickelte.

*I. „Der Kampf um die Erde“ oder:
Die Verbindung von Ideologie und Raum im ‚Zeitalter der Extreme‘*

Wenige Monate nach der Uraufführung in Moskau kam Eisensteins Film auch in die deutschen Kinos.¹⁰ Jedoch firmierte er hier weder unter dem Titel „Generalinlinie“ noch unter „Das Alte und das Neue“, sondern unter dem etwas martialischer anmutenden Namen „Der Kampf um die Erde“. Mehr noch als die ursprünglichen, verweist dieser Filmtitel auf die Raumwirkung der Kollektivierung in der Sowjetunion. Er evoziert einen Kampf um Boden und Raum, einen Krieg mit der Natur, der nicht mit Waffen ausgefochten wird, sondern mit den Mitteln des technischen Fortschritts.¹¹ Dass diese Analogie zum wirklichen Krieg auch

⁸ MANFRED SEIFERT, Ethnologisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Raum und Landschaft, in: Ders./Stefanie Krebs (Hg.), *Landschaft quer Denken. Theorien – Bilder – Formationen* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 39), Leipzig 2012, S. 61–86, hier S. 85. Vgl. hierzu auch DETLEV IPSEN, *Raum als Landschaft*, in: Stefan Kaufmann (Hg.), *Ordnungen der Landschaft. Natur und Raum technisch und symbolisch entwerfen* (Identitäten und Alteritäten 12), Würzburg 2002, S. 33–60, bes. S. 35 f., 42.

⁹ Vgl. STEFAN KAUFMANN (Hg.), *Ordnungen der Landschaft. Natur und Raum technisch und symbolisch entwerfen* (Identitäten und Alteritäten 12), Würzburg 2002.

¹⁰ In Dresden etwa fand die Erstaufführung am 15. Mai 1930 in den Kammer-Lichtspielen statt, zu jener Zeit das zweitgrößte Filmtheater Dresdens. Vgl. <http://kino.isgv.de> [Zugriff 16. Juli 2021].

¹¹ Vgl. hierzu auch die pathetische Filmkritik in der „Lichtbild-Bühne“: *Ein wuchtiger, hinreißender, bezwingender Film, ein Film des gewaltigen Kampfes. Aber der Kampf wird nicht mit Geschützen, mit Granaten und anderen Mordwerkzeugen geführt, er*

durchaus intendiert war, verdeutlicht das Titelbild zum Film, das 1930 der „Illustrierte Film-Kurier“ abbildete (Abb. 1).¹²

Auf den ersten Blick mutet dieses wie eine Fotografie aus dem Ersten Weltkrieg an: Ein Panzer überquert den aufgewühlten Boden eines Schlachtfelds. Erst bei näherem Hinschauen wird deutlich, dass es sich nicht um einen Panzer handelt, sondern um einen der im Film dargestellten Traktoren, der einen Erdhügel überwindet. Der Traktor erscheint auf diese Weise nicht als agrarwirtschaftliche Maschine, sondern als Kampffahrzeug.

Doch der „Kampf um die Erde“ war nicht nur ein Kampf mit den Elementen, sondern auch ein Kampf zur Konstruktion eines neuen Raumes. Und dieser Kampf wurde vor allem dort mit großer Intensität geführt, wo er ideologisch geprägt war. Sowohl in der Sowjetunion als auch ab 1933 im nationalsozialistischen Deutschland gingen die neuen Machthaber daran, Raum, Natur und Landschaft ihres Staatsgebiets planvoll im Sinne ihrer alles umfassenden Ideologien neu zu gestalten. Es zeigen sich dabei interessante Parallelen zu jenen Vorgängen, die nach 1945 in der SBZ und der DDR stattfinden sollten. Dabei darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass der politisch motivierte, weiträumig-planvolle Eingriff in die Landschaft kein alleiniges Phänomen totalitärer Systeme war.¹³ So wandelte sich etwa auch in den USA zu Zeiten des New Deals (1933–1938) die Kulturlandschaft durch den Bau riesiger Staudämme. Die Karriere der „Planlandschaft“¹⁴ war vielmehr, so Karl Schlögel, „die Antwort auf das soziale Chaos von Nachkrieg und Weltwirtschaftskrise. [Sie] bot einen Anhaltspunkt, wo alles Feste unsicher geworden war.“¹⁵ Hinter dem Plangedanken verbarg sich dabei der „Glaube an Weltbemächtigung“ und die allumfassende „Gestaltbarkeit der Welt“.¹⁶

fordert auch kein Menschenleben. Er ist der Kampf um die Erde, das Ringen um das Land, das Erwachen von hundert Millionen Bauern aus Dumpfheit, Elend und träger Verschlafenheit zu zielbewusstem Handeln, zur segensreichen Tat. Der Kampf um die Erde, in: Lichtbild-Bühne 11. Februar 1930, Nr. 36, S. 2.

¹² Illustrierter Film-Kurier 12 (1930), Nr. 1351.

¹³ Vgl. auch STEFAN KAUFMANN, Soziologie der Landschaft (Stadt, Raum und Gesellschaft), Wiesbaden 2005, S. 48.

¹⁴ Der Begriff „Planlandschaft“ wurde prominent von Ernst Jünger (1895–1998) in seinem Werk „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt“ von 1932 geprägt. Die Planlandschaft, wie Jünger sie verstand, bildete die Grundlage für ein totalitäres Staatssystem, in dem der gesamte Lebensraum durch den Staat auf der Grundlage eines Plans umgestaltet wird. Hierbei bildete der Nationalstaat jedoch nur eine Stufe der Entwicklung, denn den Höhepunkt seiner Staatsutopie bildete die globale Planlandschaft. Vgl. hierzu auch JÜRGEN BROKOFF, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt (1932), in: Matthias Schöning (Hg.), Ernst Jünger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2014, S. 105–116, hier S. 109.

¹⁵ KARL SCHLÖGEL, Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt, München 2018, S. 165. Vgl. auch DIRK VAN LAAK, Planung. Geschichte und Gegenwart des Vorgriffs auf die Zukunft, in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), Heft 3, S. 305–326, bes. S. 308–310.

¹⁶ ANSELM DOERING-MANTEUFFEL, Ordnung jenseits der politischen Systeme: Planung im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), Heft 3, S. 398–406, hier S. 399, 402.



Abb. 1: Titelbild zu „Der Kampf um die Erde“.

Wendet man den Blick zum Beispiel noch einmal in die Sowjetunion, der als großer ‚Bruderstaat‘ eine besondere Vorbildrolle für die DDR zukommen sollte, so zeigte sich dort schon frühzeitig das Ausgreifen der bolschewistischen Revolutionäre, die 1917 im Zuge der Oktoberrevolution die Macht erobert hatten, auf die Landschaft.¹⁷ Denn die Vision zur Schaffung der kommunistischen Gesellschaft umfasste nicht nur den Anspruch, einen neuen Menschen zu erschaffen, sondern auch die Natur zugunsten des Menschen zu verbessern. So erwartete etwa Leo Trotzki (1879–1940), wie er in seiner 1923 erschienenen Schrift „Literatur und Revolution“ darlegte, eine umfassende ästhetische Veränderung der Natur durch den Menschen. Die Welt wurde in diesem Sinne der *gefügige Ton*, mit dem der Mensch *immer vollkommener Lebensformen* modellieren könne. In Trotzki's Zukunftsvision wurde der neue Mensch vermitteltst des technischen Fortschritts zum gottgleichen Gestalter der Erde: *Die jetzige Lage der Berge und Flüsse, der Felder und Wiesen, Steppen, Wälder und Küsten kann man ja nicht als endgültig bezeichnen. Gewisse und zwar nicht geringe Veränderungen im Bilde der Natur hat der Mensch bereits schon hervorgebracht; doch sind dies bloss Schülerversuche im Vergleich zu dem, was noch kommen wird. [...] Der Mensch wird sich mit der Umgruppierung der Berge und Flüsse befassen und die Natur ernstlich und wiederholt korrigieren.*¹⁸ Getragen von einem schier unbegrenzten Fortschrittsoptimismus, von Technikgläubigkeit und Gestaltungswillen formulierte Trotzki das Bild der ursprünglichen, aber unperfekten Natur, die durch eine zweite, geplante ersetzt werden sollte.¹⁹

Der Kampf um die Erde war dabei nicht nur ein Kampf um den Raum und seine Ressourcen, sondern diente gleichermaßen der Ausbildung der neuen Gesellschaft, die auf der Suche nach einer neuen Identität war.²⁰ Diese Entwicklung betraf – dies machte auch „Die Generallinie“ mehr als deutlich – nicht zuletzt auch den ländlichen Raum, wurde doch gerade hier im Ringen mit der Natur eine neue Landschaft erschaffen. Das Dorf und der umgebende Raum wurden auf diese Weise mit „Emotionen aufgeladen und politisch instrumentalisiert“.²¹

¹⁷ Vgl. KLAUS GESTWA, Die Stalinschen Großbauten des Kommunismus. Sowjetische Technik- und Umweltgeschichte, 1948–1967 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 30), München 2010, S. 48, 54–56.

¹⁸ LEO TROTZKI, Literatur und Revolution, Wien 1924, S. 172–174.

¹⁹ Vgl. STEPHEN BRAIN, The Great Stalin Plan for the Transformation of Nature, in: Environmental History 15 (2010), S. 670–700, hier S. 673.

²⁰ Vgl. KLAUS GESTWA, Ökologischer Notstand und sozialer Protest. Ein umwelthistorischer Blick auf die Reformunfähigkeit und den Zerfall der Sowjetunion, in: Archiv für Sozialgeschichte 43 (2003), S. 349–383, hier S. 350 f.; PAUL JOSEPHSON/THOMAS ZELLER, The Transformation of Nature under Hitler and Stalin, in: Mark Walker (Hg.), Science and Ideology. A comparative history, London/New York 2003, S. 124–155, hier S. 137.

²¹ MONICA RÜTHERS, Der Blick in den Kuhstall. Repräsentationen von Stadt und Landschaft in Jubiläumsbänden zur sowjetischen Architektur, in: WerkstattGeschichte 51 (2009), S. 73–97, hier S. 75. Vgl. darüber hinaus allgemeiner zur Landschaftsthematik und Raumkonstruktion in der Sowjetunion EVGENY DOBRENKO/ERIC NAIMAN (Hg.), The Landscape of Stalinism. The Art and Ideology of Soviet space (Studies in Modernity and National Identity), Seattle/London 2003.

Einen Höhepunkt erlebte die Entwicklung der planvollen Gestaltung der Landschaft mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und Stalins Plan zur „Umgestaltung der Natur“ aus dem Jahr 1948. Mit dem Bau von Flusskraftwerken, Kanälen, Bewässerungssystemen, aber auch der Anlage von riesigen Waldflächen²² sollte die Sowjetunion in die Moderne katapultiert werden. „Blühende Landschaften“ an jenen Orten, wo vorher Steppe war, waren das Ziel jener Gigantomanie: „Man zeichnete Wasserstraßen vom Schwarzen Meer bis zum Pazifik in die Karten ein und dachte an die Sprengung ganzer Gebirgszüge, die im Wege standen, mit Hilfe von Atombomben“.²³ Die so entstandenen technischen Bauten, wie etwa die gewaltigen Wasserkraftwerke, waren dabei nicht nur rein technische Bauten. Vielmehr waren sie – im Verständnis der kommunistischen Machthaber – beton- und stahlgewordene Ideologie und wurden zu nichts weniger als Bollwerken des Sozialismus stilisiert.²⁴

In der Überwindung der Natur und ihrer Zwänge fegte der sowjetische Sozialismus über die Landschaft, verfangen in dem Glauben, vor dem Hintergrund des Endziels der kommunistischen Gesellschaft alles verändern zu können. Ingenieure wurden hierbei zu Soldaten, Traktoren – wie auch das Filmplakat zu Eisensteins „Generallinie“ erahnen lässt – zu den Panzern jenes Krieges gegen einen unsichtbaren Feind.²⁵ Die „Landschaften nach der Schlacht“²⁶ erschufen völlig neue Bilder des sowjetischen Raumes, hinterließen aber ebenso massive ökologische Probleme, die bereits nach Stalins Tod zu einer breiteren Umweltschutzbewegung – auch getragen von der KPdSU – führten.²⁷

Auch im nationalsozialistischen Deutschland kam dem planmäßigen Zugriff auf Raum und Landschaft schon ideologiebedingt eine zentrale Rolle zu.²⁸ Der formulierte Anspruch der Nationalsozialisten umfasste nicht weniger als die *totale Ordnung von Raum und Wirtschaft* sowie die *dauerhafte, dem germanisch-deutschen Menschen artgerechte Gestaltung des Lebensraumes*, wie dies 1941 Konrad Meyer (1901–1973), Leiter der Reichsstelle für Raumordnung und führender NS-„Raum-Pionier“, formulierte.²⁹ Auch wenn sich die Sowjetunion und das Dritte Reich in der Totalität des Zugriffs auf den Raum ähnelten, waren die strukturellen Voraussetzungen gänzlich anders, was sich auch auf die Stoßrichtung der

²² Vgl. BRAIN, *The Great Stalin Plan* (wie Anm. 19), S. 671.

²³ SCHLÖGEL, *Das sowjetische Jahrhundert* (wie Anm. 15), S. 166 f. Vgl. auch GESTWA, *Ökologischer Notstand* (wie Anm. 20), S. 351 f.

²⁴ GESTWA, *Ökologischer Notstand* (wie Anm. 20), S. 351.

²⁵ Vgl. SCHLÖGEL, *Das sowjetische Jahrhundert* (wie Anm. 15), S. 167 f.

²⁶ Ebd., S. 160.

²⁷ Vgl. GESTWA, *Ökologischer Notstand* (wie Anm. 20), S. 353; DERS., *Die Stalinschen Großbauten* (wie Anm. 17), S. 480 f.

²⁸ Vgl. MICHAEL HARTENSTEIN, „Neue Dorflandschaften“. Nationalsozialistische Siedlungsplanung in den „eingegliederten Ostgebieten“ 1939 bis 1944 unter Berücksichtigung der Dorfplanung (Wissenschaftliche Schriftenreihe Geschichte 6), Berlin 1998, S. 24 f.

²⁹ KONRAD MEYER, *Planung und Ostaufbau*, in: *Raumforschung und Raumordnung* 5 (1941), S. 392–397, hier S. 392.

angestrebten Neuordnung auswirken sollte. Zum einen bestand auf dem im Vergleich zum sowjetischen Imperium engen deutschen Raum eine alte Kulturlandschaft, die sich über mehrere Jahrhunderte hinweg herausgebildet hatte. Sie war seit jeher und seit der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert in erhöhtem Maße von humanen Einflüssen geprägt. Zum anderen waren auch die ideengeschichtlichen Voraussetzungen unterschiedlich: Statt eines Kampfes gegen die Natur propagierten die Nationalsozialisten die organische Einheit von ‚Blut und Boden‘. Sie stützten sich dabei auf ältere Vorstellungen, die von einer engen, gewissermaßen naturgegebenen ‚Verwurzelung‘ des deutschen Volkes mit der umgebenden Landschaft ausgingen.³⁰ Auf der Grundlage dieser Verbindung entwickelten die Nationalsozialisten ein spezifisches Verständnis von ‚Volkstum‘ und ‚Rasse‘, das mit der visuellen Erscheinung der Landschaft enggeführt wurde und eine räumliche Grundierung erhielt. Missstände in der Natur, so schlussfolgerte etwa der einflussreiche Heimatschützer und überzeugte Nationalsozialist Paul Schultze-Naumburg (1869–1949), würden so auf einen fehlerhaften, ‚kranken‘ Volkskörper hinweisen.³¹

Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten gab die Möglichkeit für die räumliche Neukonzeption Deutschlands nach den Prinzipien der nationalsozialistischen Ideologie. Jene Entwicklung macht nicht zuletzt die Gründung der Reichsstelle für Raumordnung im März 1935 sowie damit zusammenhängend die Gründung regionaler Landesplanungsgemeinschaften deutlich, die für die Neugestaltung von Raum und Landschaft zuständig sein sollten. Mit Bezug auf den alles umfassenden Planungsgedanken widmeten sie sich einer „bodenpolitischen und sozialstrukturellen Neuordnung“³² des Reichsgebiets und mithin der Wiederherstellung der Verbindung von Volk und Raum.³³

Angetrieben von der industriekritischen ‚Blut-und-Boden‘-Ideologie war es vor allem der ländliche Raum, der in den Fokus nationalsozialistischer Raum-

³⁰ Vgl. MARK BASSIN, *Blood or Soil? The Völkisch Movement, the Nazis and the Legacy of Geopolitik*, in: Franz-Josef Brüggemeier/Mark Cioc/Thomas Zeller (Hg.), *How Green were the Nazis? Nature, Environment, and Nature in the Third Reich* (Series in Ecology and History), Athens 2005, S. 204–242, hier S. 206–214.

³¹ Vgl. THOMAS LEKAN, „It shall be the Whole Landscape!“: The Reich Nature Protection Law and Regional Planning in the Third Reich, in: ebd., S. 73–100, hier S. 82; GERHARD LENZ, *Ideologisierung und Industrialisierung der Landschaft im Nationalsozialismus am Beispiel des Großraumes Bitterfeld-Dessau*, in: Günter Bayerl/Torsten Meyer (Hg.), *Die Veränderung der Kulturlandschaft. Nutzungen – Sichtweisen – Planungen* (Cottbusser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt 22), Münster u. a. 2003, S. 177–197, hier S. 177.

³² HANSJÖRG GUTBERGER, *Auf dem Weg zu einer radikalen Ordnung des Sozialen: Nationalsozialistische Raumforschung, Raumordnung und ländliche Sozialwissenschaft vor Beginn der NS-Siedlungspolitik im Zweiten Weltkrieg*, in: *Geschichte und Region/Stoira e regione* 18 (2009), Heft 2, S. 21–47, hier S. 23.

³³ Vgl. ebd.; LEKAN, „It Shall Be the Whole Landscape!“ (wie Anm. 31), S. 79.

politik rückte.³⁴ Dabei romantisierte man nicht den Status quo, sondern identifizierte weitgehende Mängel, die man als Ergebnis der liberalen, kapitalistischen Wirtschaft in der Weimarer Republik ansah. Für die vielfältigen Bestrebungen, nationalsozialistisches Gedankengut räumlich umzusetzen, stehen unter anderem die Versuche zur Herstellung neuer, ideologisch geprägter Dorf- und Landschaftsbilder. Unter den Schlagworten *landschaftsgebundenes Bauen* oder *heimatliche Landschaftsgestaltung* sollte die Vision einer ‚deutschen Landschaft‘ praktische Umsetzung erfahren.³⁵

Für Sachsen lassen sich derartige Bestrebungen unter anderem im NS-Blatt „Der Freiheitskampf“ nachvollziehen. Die Zeitung dokumentiert die zahlreichen Aktivitäten zur Neuordnung sowie Maßnahmen, die sich zum Beispiel der *Entschandlung* der Landschaft widmeten, die auch vom ‚Heimatwerk Sachsen‘ getragen wurden.³⁶ Dabei fokussierten die Nationalsozialisten in dieser Phase auf die Wiederherstellung der Harmonie von Natur und Kultur, wenn etwa Schultze-Naumburg 1934 in einem Vortrag im Dresdner Hygiene-Museum auf die Bedeutung *heimatlicher Landschaftsgestaltung in Stadt und Land* hinwies. In Verbindung von Dorf- und Landschaftsbildern ging es darum, dass sich *das einzelne Bauwerk in den Charakter der Landschaft einfügt und mit ihr verschmilzt*.³⁷ Der Kampf um eine ‚Bereinigung‘ des ‚Lebensraumes‘ und der Schaffung einer nationalsozialistischen Landschaft brachte dabei durchaus skurrile Entwicklungen hervor, etwa wenn der Landesbaupfleger und Fachreferent für die „Entschandlung in Stadt und Land“ des ‚Heimatwerks Sachsen‘ Siegfried Nagel (* 1901) auf einer Arbeitstagung des Heimatwerks im Herbst 1937 jubelnd vermelden konnte, dass die Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde das erste geschlossene Gebiet sei, das erfolgreich *entschandelt* wurde.³⁸

³⁴ Vgl. auch ARND BAUERKÄMPER, Ideologische Besetzungen des Dorfes, in: Werner Nell/Marc Weiland (Hg.), *Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Berlin 2019, S. 109-116, hier S. 111 f.; LENZ, Ideologisierung (wie Anm. 31), S. 177.

³⁵ Vgl. zum Zusammenhang von Raumordnung und Landschaftsplanung auch WILLI OBERKROME, ‚Deutsche Heimat‘. Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960) (*Forschungen zur Regionalgeschichte* 47), Paderborn u. a. 2004, S. 191-196.

³⁶ Vgl. u. a. ERICH LEUPOLT, Einheitliches Landschaftsbild gesichert. Eine Verordnung über die Anpassung der Bauweise an die Umgebung, in: *Der Freiheitskampf. Dresdner Stadtausgabe* 25. Juni 1937, S. 8. Vgl. auch THOMAS SCHAARSCHMIDT, *Regionalkultur und Diktatur. Sächsische Heimatbewegung und Heimat-Propaganda im Dritten Reich und in der SBZ/DDR (Geschichte und Politik in Sachsen 19)*, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 168.

³⁷ Schützt das deutsche Landschaftsbild. Gartenkultur im Hygiene-Museum. Vortrag von Prof. Schultze-Naumburg, in: *Der Freiheitskampf. Dresdner Stadtausgabe* 15. März 1934, S. 6.

³⁸ Kräfte des Volkstums sichern die Zukunft. Große Arbeitstagung des Heimatwerks Sachsen in Dresden, in: ebd. 24. November 1937, S. 6. Vgl. auch SCHAARSCHMIDT, *Regionalkultur* (wie Anm. 36), S. 169.

Das Ziel der Nationalsozialisten war keine Museumslandschaft. Vielmehr sollte durch die planmäßige Gestaltung der Landschaft die *Neue Heimat* erschaffen werden, wie 1942 eine Schrift des NS-Lehrerbundes verkündete. Diese Schrift ist vor allem dahingehend interessant, dass sie diese neu zu schaffende Heimat mit der Entwicklung einer *nationalsozialistischen Kulturlandschaft* engführte.³⁹ Der Band präsentiert erste Ergebnisse der *Neugestaltung der deutschen Kulturlandschaft* und bezeichnet die *umfassenden kulturellen Planungen* als ein *einzigartiges Friedenswerk*.⁴⁰ Dieser Gestaltungswille wollte nicht zurück zum Deutschland, *das die Romantiker einst malten*, auch weil man nicht auf die Errungenschaften von Naturwissenschaften und Technik verzichten wollte und konnte: *Nur wer die neuen Kräfte als dienende Helfer des schaffenden Volkes einem übergeordneten Plan einfügt und ihre weitgreifenden Möglichkeiten mit dem Kulturerbe deutscher Vergangenheit und dem Wesen der deutschen Natur zu einer höheren Einheit verbindet, wird auch eine wahrhaft neue Kulturlandschaft hervorbringen*.⁴¹ Dem Plan kam in diesem Denken die Rolle des entscheidenden Gestaltungswerkzeugs zu: *Die Planung verhindert jede Wirrnis in der Entwicklung der Landschaft*.⁴² So verwundert es nicht, dass die planvolle Gestaltung der Landschaft – wie bei Erhard Mäding, einem sächsischen Verwaltungsjuristen und SS-Mitglied, der ab 1941 Referent für Landschaftsgestaltung beim Reichskommissar für die Festigung des Deutschen Volkstums war – als *lebensentscheidende Kulturaufgabe* beschrieben wurde, durch die das deutsche Volk als erstes *abendländisches Volk* die *standörtlichen Bedingungen seines leiblichen und seelischen Lebens umfassend selbst bestimmt*. Mäding zielte damit auf die Harmonisierung, aber auch die Anpassung des Lebensraums an seine Bewohner ab.⁴³

Nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs verschob sich der räumliche Fokus vom eigenen Staatsgebiet weg hin zu Gebieten außerhalb der Reichsgrenzen. Neben den verbrecherischen Säuberungsaktionen gegen die jüdische Bevölkerung begann man in den besetzten Gebieten im Osten mit einer ‚Säuberung‘ der Landschaft.⁴⁴ Angesichts des Ziels der Ansiedlung deutscher Bauern im ‚Lebensraum im Osten‘ sollte der Raum zunächst ‚germanisiert‘ und einer tiefgreifenden Transformation unterzogen werden. Die ‚deutsche Landschaft‘ sollte hierzu reproduziert werden, was sowohl die konkrete natürliche Beschaffenheit des Raumes wie auch die Dorfplanung betraf.⁴⁵ Insbesondere die Landschafts- und Raum-

³⁹ FRITZ WÄCHTLER (Hg.), *Die neue Heimat. Vom Werden der nationalsozialistischen Kulturlandschaft*, München 2[1942].

⁴⁰ DERS., *Zum Geleit*, in: ebd., S. 5.

⁴¹ DERS., *Die neue Heimat* (wie Anm. 39), S. 8.

⁴² Ebd., S. 14.

⁴³ ERHARD MÄDING, *Landespflege. Die Gestaltung der Landschaft als Hoheitsrecht und Hoheitspflicht*, Berlin 2[1943], S. 215.

⁴⁴ Vgl. JOACHIM WOLSCHE-BULMAHN, *Violence as the Basis of National Socialist Landscape Planning in the „Annexed Eastern Areas“*, in: Brüggemeier/Cioc/Zeller, *How Green were the Nazis?* (wie Anm. 30), S. 243-256.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 245 f.; HARTENSTEIN, *Neue Dorflandschaften* (wie Anm. 28); HANSJÖRG GUTBERGER, *„Flurbereinigung“ im „Lebensraum“? Perspektiven angewandter Agrar-*

planer wollten die Landschaft Osteuropas auf dem Reißbrett neu ordnen. Sie erkannten die Möglichkeit, in einem Maße gestalterisch tätig zu werden, wie dies im eigenen Land nicht realisierbar gewesen wäre.⁴⁶

Letztendlich muss man aber mit David Blackburn bilanzieren, dass die konkreten Veränderungen der Landschaft in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft vergleichsweise gering ausfielen.⁴⁷ Die Projekte waren vor allem auf die Vorkriegszeit reduziert, da mit Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 der Fokus auf der militärischen Produktion lag. Und trotzdem hinterließ die NS-Zeit eine Landschaft, wie Gerhard Lenz formuliert, die „das Bühnenbild inszenierter kollektiver Gefühlswelten“ war.⁴⁸

II. Die Formierung der ‚sozialistischen Landschaft‘ vor dem Hintergrund von Bodenreform und Kollektivierung

*In den Frühlingsmonaten dieses Jahres waren wir Zeugen eines gewaltigen und stürmischen Umschwungs, der Bildung von vollgenossenschaftlichen Dörfern [...]. Das ist eine historische Umwälzung, deren Ausmaß und allseitige Folgen wir heute noch kaum zu ermessen vermögen. [...] Im Zuge des Aufbaues der sozialistischen Großwirtschaft auf dem Lande werden sich die Dorf- und Flurbilder sehr rasch verändern. Besonders gilt dies für die Flurbilder. Dadurch entstehen völlig neue Strukturen, und es wird kaum mehr möglich sein, die alte Form festzustellen.*⁴⁹

Mit diesen eindringlichen Worten schilderte im Sommer 1960 der Leipziger Volkskundler und Sorabist Paul Nedo (1908–1984) die massiven Veränderungen, die mit der Kollektivierung der Landwirtschaft in der DDR einhergingen und die den ländlichen Raum nachhaltig umgestalten sollten. Nedo sprach dabei nicht nur die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen an, sondern betonte die *allseitigen Folgen*, die auch – und seiner Meinung nach insbesondere – die (Dorf-)Landschaft umfassen würden – die Dorf- und Flurbilder. Noch deutlicher wurde seine Kollegin am Leipziger Institut für Volkskunstforschung Liesel Noack (* 1920), die hinsichtlich der raumgreifenden Wirkung der Kollektivierung in der Landwirtschaft konstatierte: *[A]ls sich auf dem Lande die sozialistische Produktions-*

soziologie zur Entwicklung der „eingegliederten Ostgebiete“ (1940–1943), in: Ira Spieker/Heide Inhetveen (Hg.), *BodenKulturen. Interdisziplinäre Perspektiven* (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 40), Leipzig 2020, S. 77–107.

⁴⁶ Vgl. JOACHIM RADKAU, *Naturschutz und Nationalsozialismus – wo ist das Problem?*, in: Ders./Frank Uekötter (Hg.), *Naturschutz und Nationalsozialismus* (Geschichte des Natur- und Umweltschutzes 1), Frankfurt am Main/New York, S. 41–54, hier S. 53.

⁴⁷ Vgl. DAVID BLACKBOURN, „Die Natur als historisch zu etablieren“. *Natur, Heimat und Landschaft in der modernen deutschen Geschichte*, in: ebd., S. 65–74, hier S. 68 f.

⁴⁸ LENZ, *Ideologisierung* (wie Anm. 31), S. 197.

⁴⁹ *Wichtige Beratung des Zentralen Fachausschusses Volkskunde*, in: *Aus der Arbeit der Natur- und Heimatfreunde im Deutschen Kulturbund 1960*, Nr. 8/9, S. 185–203, hier S. 185, 189.

*weise durchsetzte, [...] veränderte sich auch das vertraute Bild der heimischen Landschaft: alte Grenzsteine fielen, und aus den zwar malerischen, aber unwirtschaftlichen kleinen Fluren wurden große Schläge.*⁵⁰

Die nach sowjetischem Vorbild durchgeführte Kollektivierung in der Landwirtschaft, die 1952 begonnen und im Frühjahr 1960 mit der Kampagne *Sozialistischer Frühling auf dem Lande* zum Abschluss gebracht wurde, war vor allem durch die Bildung Landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften (LPG) geprägt. Die nicht selten unter Zwang durchgesetzte Ablösung der privaten Landwirtschaftsbetriebe durch genossenschaftliche Großbetriebe sollte der Durchsetzung des Sozialismus auf dem Land sowie der Modernisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft dienen.⁵¹

Der Transformationsprozess zur Umgestaltung der Landschaft begann jedoch schon vor 1952 mit der Bodenreform. Unter der Losung *Junkerland in Bauernhand* kam es zur entschädigungslosen Enteignung von Großgrundbesitz ab einer landwirtschaftlichen Fläche von 100 Hektar sowie von Kriegsverbrechern und tatsächlichen wie vermeintlichen Profiteuren des NS-Systems. Das Land wurde auf- und umverteilt und an landarme oder landlose Bauern, Landarbeiterinnen und Landarbeiter sowie vor allem an Flüchtlinge aus den ehemals deutschen und deutsch besiedelten Gebieten des östlichen Europa gegeben.⁵²

Sowohl die Bodenreform als auch die Kollektivierung beseitigten dabei auf radikale Weise nicht nur die tradierten Sozial- und Besitzverhältnisse, sondern – Nedo und Noack machen dies deutlich – wirkten sich auch in erheblicher Weise auf die überkommene Kulturlandschaft aus. So wandelten sich einerseits sowohl durch die Abtragung von Gutsanlagen⁵³ als auch durch Neubauten nach Typenentwürfen die Architektur der Dörfer.⁵⁴ Andererseits veränderte bereits die

⁵⁰ LIESEL NOACK, Alte Bauten im neuen Dorf, in: *Natur und Heimat* 11 (1962), Heft 1, S. 33-37, hier S. 33 f.

⁵¹ Vgl. u. a. JENS SCHÖNE, *Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft*, Berlin 2005.

⁵² Vgl. u. a. ARND BAUERKÄMPER (Hg.), „Junkerland in Bauernhand“? Durchführung, Auswirkungen und Stellenwert der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone (Historische Mitteilungen, Beihefte 20), Stuttgart 1996; ANDREAS DIX, „Freies Land“. Siedlungsplanung im ländlichen Raum der SBZ und frühen DDR 1945 bis 1955, Köln/Weimar/Wien 2002; UTA BRETSCHNEIDER, „Vom Ich zum Wir“? Flüchtlinge und Vertriebene als Neubauern in der LPG (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 53), Leipzig 2016; SÖNKE FRIEDREICH/IRA SPIEKER, *Fremde – Heimat – Sachsen. Einleitung*, in: Sönke Friedreich/Ira Spieker (Hg.), *Fremde – Heimat – Sachsen. Neubauernfamilien in der Nachkriegszeit. Sonderausgabe der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung*, Dresden 2014, S. 11-27.

⁵³ Vgl. OLE-MATHIAS HIRSCH, *Herrenhäuser und Parkanlagen als produktive Fragmente einer modernen Kulturlandschaft und Orte ländlicher Identität*, in: Irene Kazal u. a. (Hg.), *Kulturen der Landschaft. Ideen von Kulturlandschaft zwischen Tradition und Modernisierung (Landschaftsentwicklung und Umweltforschung 127)*, Berlin 2006, S. 81-96, bes. S. 88-90.

⁵⁴ Vgl. DIX, „Freies Land“ (wie Anm. 52); DERS., *Nach dem Ende der „Tausend Jahre“*. Landschaftsplanung in der Sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR, in: Radkau/Uekötter, *Naturschutz und Nationalsozialismus* (wie Anm. 46), S. 331-362.

Bodenreform im Einklang mit der Besitzstruktur auch die alte Fluraufteilung.⁵⁵ Grundlegender noch gestaltete jedoch die Kollektivierung die Landschaft um: Alte Flur- und Besitzgrenzen wie Hecken, Steinrücken und Feldwege wurden beseitigt und aus den kleinteiligen Ackerflächen entstanden im Zuge der Kollektivierung und der Maßnahmen zur Melioration, das heißt zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit, erheblich vergrößerte und zunehmend industriell bewirtschaftete Agrarflächen (Abb. 2).⁵⁶



Abb. 2: Die großen, aus zusammengelegten Fluren entstandenen Agrarflächen der LPGs veränderten das Landschaftsbild nachhaltig. Hier: Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft Berbisdorf bei Radeburg.

⁵⁵ Vgl. DIX, Landschaftsplanung (wie Anm. 54), S. 333.

⁵⁶ Vgl. HERMANN BEHRENS, Naturschutz und Landeskultur in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. Ein historischer Überblick, in: Bayerl/Meyer, Die Veränderung der Kulturlandschaft (wie Anm. 31), S. 213-271, hier S. 245-247; MICHAEL HEINZ, Die Konzentration und Spezialisierung des Agrarwesens in der DDR sowie ihre Auswirkungen auf Land und Umwelt, in: Horst Förster/Julia Herzberg/Martin Zückert (Hg.), Umweltgeschichte(n). Ostmitteleuropa von der Industrialisierung bis zum Postsozialismus. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 4. bis 7. November 2010 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 33), München 2013, S. 229-240, bes. S. 234, 238 f. Heinz gibt die durchschnittliche Größe der LPGs in der DDR mit ca. 5 000 Hektar an. Im Vergleich dazu besaßen landwirtschaftliche Betriebe in der BRD eine durchschnittliche Ackerfläche von 17 Hektar.

Die Umwandlung der Landschaft durch die Kollektivierung war dabei von pragmatischer Natur und resultierte aus einem stark utilitaristischen Denken. Der Transformationsprozess hing somit eng mit den veränderten, rationellen und maschinell betriebenen Bewirtschaftungsweisen zusammen. Bei aller Spezifik des Vorgangs der Kollektivierung lassen sie sich in den großen, übergeordneten Zusammenhang der Agrarmodernisierung und Agrarindustrialisierung einbetten.⁵⁷ Darüber hinaus hatte Kollektivierung aber natürlich und in erster Linie eine hochideologische Färbung, wobei der Transformation von Landschaft und Boden symbolische Bedeutung zugesprochen wurde. Als Zeichen des sozialistischen Aufbauwerks sollte die Umgestaltung die schöpferische Kraft des neuen Gesellschaftssystems verdeutlichen, den sozialistischen Fortschritt auf das Land bringen und die Richtigkeit der Planwirtschaft, die in großen Maßstäben dachte, beweisen.⁵⁸ Die ‚alte‘ Kulturlandschaft galt es zu überwinden. Grenzsteine und Flurbegrenzungen als materielle Artefakte eines überstandenen geglaubten Besitzdenkens wurden symbolisch entfernt und markierten die Wandlung vom ‚Ich zum Wir‘ ganz materiell in der Landschaft.⁵⁹ So berichtet auch eine Propagandaschrift aus dem Jahr 1952 über die erste LPG auf DDR-Gebiet im thüringischen Merxleben: *Der Grenzstein, in der Vergangenheit oftmals Anlaß zu Ärger und Verdruß, hat seine Bedeutung verloren. Überall da, wo solch ein Stein die Arbeit der Traktoristen behindert, kommt er raus*.⁶⁰ Die Bedeutung dieser Akte wird umso deutlicher, wenn die Funktion von Grenzsteinen in der Frühen Neuzeit vor Augen geführt wird, wo sie einen hohen symbolischen Gehalt besaßen und zentraler Bestandteil komplexer dörflicher Rituale waren.⁶¹

Es war dieser tiefgreifende, die bestehenden landschaftlichen Verhältnisse umwerfende Prozess, der die Bewertungen Nedos und Noacks erklärt. Nachdem nun, wie Andreas Dix konstatiert, die Bodenreform prinzipiell ohne größeren

⁵⁷ Vgl. HEINZ, Konzentration und Spezialisierung (wie Anm. 56), S. 229 f.

⁵⁸ Vgl. DAVID BLACKBOURN, Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft, München ³2008, S. 408. Vgl. zu Plan und Planung in der DDR PETER C. CALDWELL, Plan als Legitimationsmittel, Planung als Problem: Die DDR als Beispiel staatssozialistischer Modernität, in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), Heft 3, S. 360-374.

⁵⁹ Vgl. UTA BRETSCHNEIDER, Boden: Besitz, Bearbeitung und Bedeutungszuschreibung in Ostdeutschland seit 1945, in: Spieker/Inhetveen, BodenKulturen (wie Anm. 45), S. 189-206, bes. S. 202-204.

⁶⁰ Vgl. Freier, wohlhabender, kultureller Leben, hrsg. vom Zentralkomitee der SED, Abt. Agitation, Dresden [1952], unpag. S. 4.

⁶¹ Vgl. z. B. FRANK REICHERT, Zur Geschichte der Feststellung und Kennzeichnung von Eigentums- und Herrschaftsgrenzen in Sachsen, Diplomarbeit TU Dresden 1999, online unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-ds-1235471561896-01918> [Zugriff 16. Juli 2021]; ANDREAS RUTZ, Die Beschreibung des Raums. Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich (Norm und Struktur 47), Köln/Weimar/Wien 2018, bes. S. 149-167 sowie DERS. Grenzen im Raum – Grenzen in der Geschichte. Probleme und Perspektiven, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 129 (2010), Sonderheft: Grenzen im Raum – Grenzen in der Literatur, S. 7-32, bes. S. 7-9, 13.

landschaftsgestalterischen Background durchgeführt wurde – so wurde auf dem Gebiet der SBZ erst 1947 in Sachsen das erste Referat für Landschaftsgestaltung eingerichtet⁶² –, bildeten die hierdurch erfolgten strukturellen Veränderungen die Möglichkeit zur Entwicklung weitergehender Planungen. Hierbei ist vor allem auf den Landschaftsarchitekten Georg Pniower (1896–1960) zu verweisen. Pniower, seit 1946 Professor für Gartenkunst und Landschaftsgestaltung in Berlin, publizierte 1948 sein Buch „Bodenreform und Gartengestaltung“, in dem er vor dem Hintergrund des allgemeinen, alles erfassenden Neuanfangs nach dem Kriegsende die Erschaffung einer neuen Landschaft propagierte: *Darüber hinaus verpflichtet uns aber der Übergang zu intensiver Bodenwirtschaft [...] und die unabweisbare Notwendigkeit zu stärkerer Industrialisierung des flachen Landes zur Schaffung eines neuen Landschaftstypus, einer modernen Wirtschaftslandschaft, die weit mehr zu leisten vermag als die unberührte Naturlandschaft.* Die Forderung Pniowers mündete in dem Ruf *Keine Bodenreform ohne Landschaftsreform*,⁶³ seine Formulierung einer *Wirtschaftslandschaft* sollte, so wird sich zeigen, für die weitere Entwicklung die entscheidende Richtung weisen. Rigoros wandte Pniower sich dabei gegen *naturtümelnde und ästhetisierende Ansprüche in der Landschaft* und brach offensiv mit dem Landschaftsideal der NS-Zeit.⁶⁴

Pniowers Vorstellung einer neuen, der Gesellschaftsordnung entsprechenden Landschaft konkretisierten sich nochmals mit Beginn der Kollektivierung. In einem Beitrag in der Kulturbund-Zeitschrift „Natur und Heimat“ aus dem Jahr 1953 verabschiedete er sich angesichts der neuen Wege in der Agrarwirtschaft vom Bild der alten Kulturlandschaft. Jedwede rein *bildmäßigen Gründe*, das heißt ästhetische Gründe, für die Erhaltung von Feldbegrenzungen wie Hecken und Steinrücken lehnte er dabei ab. Getragen vom optimistischen Glauben an die Gestaltungsmacht sozialistischer Ideen erhoffte er sich, dass die *genossenschaftliche Neuordnung der Flur neue Schönheiten schaffen* werde.⁶⁵ Pniower stand dabei auf einer Linie mit der zentralen Verwaltungsinstanz in der SBZ, der Deutschen Wirtschaftskommission, die in einer Denkschrift vom März 1949 die Unvereinbarkeit von Heckenpflanzungen mit den Erfordernissen einer Intensivierung der Agrarwirtschaft formulierte.⁶⁶ Die Debatte über Heckenpflanzungen erschöpfte sich dabei nicht allein in Fragen des Nutzens. Vielmehr war die Ablehnung auch ideologisch motiviert, hatten doch gerade in der NS-Zeit einflussreiche Landschafts-

⁶² Vgl. DIX, Landschaftsplanung (wie Anm. 54), S. 336.

⁶³ Zit. nach ebd., S. 351. Vgl. auch CHRISTIAN MÖLLER, Wissen und Umwelt in der „partizipatorischen Diktatur“. Wissenschaftliche Umweltkonzepte und der umweltpolitische Aufbruch in der DDR. In: NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 26 (2018), S. 367-403, hier bes. S. 385 f.

⁶⁴ Vgl. MÖLLER, Wissen und Umwelt (wie Anm. 63), S. 385.

⁶⁵ GEORG PNIOWER, Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und die Aufgabe der Landeskultur (Teil III), in: Natur und Heimat 2 (1953), Heft 4, S. 108-110, hier S. 109.

⁶⁶ Vgl. BEHRENS, Naturschutz und Landeskultur (wie Anm. 56), S. 216.

gestalter wie Alwin Seifert (1890–1972) die Bedeutung der *urbäuerlichen deutschen Heckenlandschaft*⁶⁷ propagiert.

Anders als zum Beispiel Nedo sah Pniower die durch die Kollektivierung angeschobene Transformation nicht zurückhaltend. Vielmehr gilt er als ein Befürworter des technischen Fortschritts in der Landwirtschaft.⁶⁸ Er erhoffte sich von ihm eine positive Rückwirkung auf die Landschaft und die Realisierung einer ebenso ökologischen wie sozialistischen Utopie auf dem Lande unter rationellen Maßstäben und planmäßiger Ausführung. So glaubte er, dass von der LPG *etwa die sorgsame Pflege des Bodens, die planmäßige Durchgrünung der Dörfer und Fluren, die vorratspflichtige Bewirtschaftung der Wälder, die Verbesserung des Wasserhaushalts usw.* realisiert werde und somit im Sinne des Aufbaus des Sozialismus sich *alle schöpferischen und schützerischen Kräfte in brüderlicher Zusammenarbeit für fortschrittliche Landeskultur* vereinen.⁶⁹

Ein weiterer Akteur, der angesichts der Kriegsfolgen einerseits und der sich etablierenden Planwirtschaft andererseits Pionierleistung im Bereich der Formierung einer neuen Landschaft erbrachte, war Reinhold Lingner (1902–1968). Lingner war Landschaftsarchitekt und in leitender Funktion am Institut für Bauwesen der Deutschen Akademie der Wissenschaften tätig. Sein Name ist vor allem mit der von ihm entwickelten Landschaftsdiagnose verbunden. Hierbei handelt es sich um ein interdisziplinäres, das gesamte Gebiet der DDR umfassendes Forschungsprojekt, das den Ist-Zustand der Landschaft und ihrer Schäden aufnehmen sollte. Der Bericht gab deutlich die vorgefundenen Umweltprobleme durch Luftverunreinigungen, Bergbaufolgen und Erosionsschäden wieder.⁷⁰ Aufbauend auf den Ergebnissen entwickelte Lingner einen „Plan für die Durchführung der ‚Umgestaltung der Natur in Deutschland‘“, der schon dem Namen nach an den Stalinischen „Plan zur Umgestaltung der Natur“ erinnert. Sein Plan zur Heilung und Neugestaltung der Landschaft auf dem DDR-Gebiet wurde im Sommer 1953 im Zentralkomitee der SED beraten, jedoch nach dem Volksaufstand vom 17. Juni 1953 unter anderem aus Kostengründen nicht weiterverfolgt.⁷¹

In den Konzeptionen Pniowers oder auch Lingners kommt das gestalterische, planerische Denken der „realsozialistischen Plangesellschaft“⁷² zum Ausdruck, ein scheinbar unerschütterlicher Fortschrittsoptimismus, der daran glaubte, dass

⁶⁷ ALWIN SEIFERT, *Die Heckenlandschaft*, Potsdam 1944, S. 8. Vgl. auch BEHRENS, *Naturschutz und Landeskultur* (wie Anm. 56), S. 220. Behrens betont, dass trotz verschiedener Ablehnung das Bild einer kulturgeschichtlichen Bedeutung der Heckenlandschaft auch nach 1945 lange weiterwirkte.

⁶⁸ Vgl. TOBIAS HUFF, *Natur und Industrie im Sozialismus. Eine Umweltgeschichte der DDR (Umwelt und Gesellschaft 13)*, Göttingen 2015, S. 53.

⁶⁹ PNIOWER, *Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften* (wie Anm. 65), S. 110.

⁷⁰ Vgl. HUFF, *Natur und Industrie* (wie Anm. 68), S. 44–59; BEHRENS, *Naturschutz und Landeskultur* (wie Anm. 56), S. 239–242.

⁷¹ Vgl. DIX, *Landschaftsplanung* (wie Anm. 54), S. 358; HUFF, *Natur und Industrie* (wie Anm. 68), S. 59 f.

⁷² VAN LAAK, *Planung* (wie Anm. 15), S. 313.

mit Etablierung der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung alles möglich sei. Es ist dieses Denken, das Altes mit einem Federstrich beseitigte und auf dem Reißbrett Neues erschuf, seien es Landschaften, seien es aus dem Boden gestampfte Dörfer oder Städte wie die 1950 errichtete Stalinstadt (Eisenhüttenstadt) oder etwas später Hoyerswerda. Den euphorischen, überhöhenden Umgang mit dem Neuen und der Aussicht auf die Zukunft fasste der Schriftsteller und Theaterregisseur Bernhard Klaus Tragelehn (* 1936) in einem Gedicht aus dem Jahr 1959 treffend zusammen: *O Schönheit der Bauplätze! Sich Änderndes! Das ist die sozialistische Landschaft.*⁷³

Idealtypisch für jenes Denken, das von der prinzipiellen Gestaltbarkeit der Welt ausging und vom Glauben an die Ordnung von Natur und Landschaft nach den Bedürfnissen des Menschen motiviert war, steht schließlich auch ein Monolog aus dem populären DDR-Fernsehfilm „Wege übers Land“, der 1968 in fünf Teilen erschien. Thematisch durchaus in Analogie zu Eisensteins „Generallinie“ stehend beschäftigt sich der Film mit der Transformation auf dem Lande und verfolgt seine Protagonisten vom Dritten Reich bis in die DDR-Zeit hinein und thematisiert sowohl die Bodenreform als auch die Kollektivierung. Manfred Krug (1937–2016) übernimmt hierin eine Hauptrolle als kommunistischer Arbeiter Willi Heyer, der nach dem Krieg Bürgermeister eines kleinen mecklenburgischen Dorfes wird. Der Monolog, der hier von Interesse ist, erscheint im letzten Teil der Filmreihe. Heyer spricht hierin zu zwei Jugendlichen des Dorfes von all den Dingen, die noch erreicht werden sollen, wenn die sozialistische Gesellschaftsordnung etabliert und *das gute deutsche Besitzdenken* beseitigt ist: *Stellt euch mal vor, die Leute hätten den Witz verstanden von Gemeinschaft und Gemeinsamkeit. Hätten alle Grenzsteine weggeräumt. So weit das Auge reicht: ein Land. Aber zu unfruchtbar. Zu sandig die eine Hälfte, die andere zu sumpfig. Jetzt gehen wir dem Dreck zu Leibe. Graben das Wasser ab, wo es stört, und machen künstlichen Regen, wo es fehlt. Auf 50, 60, 70 000 Hektar.* Mit Bezug auf die Faustsche Vision aus „Faust II“ über die kolonisierende Urbarmachung öden Landes⁷⁴ erklärt Heyer weiter: *Ich sage euch, die Vision dieses Dr. Faust ist eine äußerst lahme Angelegenheit gegen das, was wir mal machen können. Und den Rittergutsbesitzern und Superfarmern auf der ganzen Welt bleibt die Spucke weg.*⁷⁵ Der Monolog, der an die gigantoma-

⁷³ BERNHARD KLAUS TRAGELEHN, *Sich Änderndes*, in: Neue Deutsche Literatur 7 (1959), H. 4, S. 103. Vgl. auch ROBERT STRAUBE, *Veränderte Landschaften. Landschaftsbilder in Lyrik aus der DDR*, Bielefeld 2016, S. 277.

⁷⁴ *Ein Sumpf zieht am Gebirge hin / Verpestet alles schon Errungene; / Den faulen Pfuhl auch abzuziehen, / Das Letzte wär' das Höchsterrungene.* Vgl. zur politischen Inanspruchnahme eben dieser Stelle in der DDR JOCHEN SCHMIDT, *Goethes Faust. Erster und Zweiter Teil. Grundlagen – Werk – Wirkung*, München ³2011, bes. S. 306 f., 318 und ALBRECHT SCHÖNE, „Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, Auf freyem Grund mit freyem Volke stehn“, in: *Vom Betreten des Rasens. Siebzehn Reden über Literatur*, hrsg. von Ulrich Joost/Jürgen Stenzel/Ernst-Peter Wieckenberg, München 2005, S. 164–177, bes. S. 174–177.

⁷⁵ *Wege übers Land*, Teil 5 (DDR TV-Archiv), Fernsehserie des Deutschen Fernsehfunks 1968, Berlin 2012, 26:26–27:00.

nischen Pläne zur Umgestaltung der Natur erinnert, kann in gewisser Weise als eine Quintessenz sowohl des ideologischen Backgrounds der Kollektivierung als auch der planmäßigen Landschaftsgestaltung und Raumkonstruktion im Sinne einer modernen Agrarwirtschaft im Sozialismus verstanden werden. In filmischer Übersetzung spiegelt er die politische Richtlinie wider, die zum „funktionalen Umbau des gesamten Staatsgebiets der DDR“ vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Neuanfangs aufrief.⁷⁶

III. „Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“: Zur Verbindung von Heimat und Landschaft in der frühen DDR

Eine breitere Popularisierung erfuhr das spezifische Verhältnis des Sozialismus zu Natur und Landschaft durch die Verbindung mit dem Heimat-Begriff.⁷⁷

Nach der Kontamination der ‚Heimat‘ durch die NS-Zeit kam es seit den frühen 1950er-Jahren vor allem seitens des Kulturbunds der DDR⁷⁸ und der dort organisierten Natur- und Heimatfreunde zu Bemühungen, dem Begriff neuen Sinn zu geben. Mit zunehmender Intensität wurde über die Definition und den Inhalt einer ‚sozialistischen Heimat‘ diskutiert.⁷⁹ Der naturräumlichen Grundierung kam dabei eine große Rolle zu. So verdeutlichte der Leiter des Dresdner Museums für Volkskunst Manfred Bachmann (1928–2001) in seiner Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Heimatbegriff, dass Heimat sowohl *die natürliche Umwelt* als auch *die kulturellen Besonderheiten (z. B. Bauten) und sozialen Lebensbereich der Menschen* wie Wirtschaft und Industrie und somit auch die *volkseigenen Werke, Genossenschaften, Schulen, Kulturhäuser* etc. umfasse.⁸⁰ Hinsichtlich der Einbettung der Natur bezog sich Bachmann auf das bekannte Pionierlied „Unsere Heimat“ von Herbert Keller (1922–1990), in dem nicht nur die Städte und Dörfer als schön beschrieben wurden, sondern auch die Landschaft als den Menschen umgebenden Raum. Die Natur war, da sie – wie der Liedtext be-

⁷⁶ OBERKROME, „Deutsche Heimat“ (wie Anm. 35), S. 293.

⁷⁷ Vgl. u. a. THOMAS SCHAARSCHMIDT, Heimat in der Diktatur. Zur Relevanz regionaler Identifikation im Nationalsozialismus und in der frühen DDR, in: Manfred Seifert (Hg.), Zwischen Emotion und Kalkül. ‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 35), Leipzig 2010, S. 127–141, hier S. 138–140. Und ausführlicher DERS., Regionalkultur (wie Anm. 36), S. 423–484. Vgl. darüber hinaus OBERKROME, „Deutsche Heimat“ (wie Anm. 35), bes. S. 289–347.

⁷⁸ Vgl. ANDREAS ZIMMER, Der Kulturbund in der SBZ und in der DDR. Eine ostdeutsche Kulturvereinigung im Wandel der Zeit zwischen 1945 und 1990, Wiesbaden 2019.

⁷⁹ Vgl. IRENE KAZAL, „Sozialistische Heimat DDR“. Landschaft, Nation und Klasse in der Heimatdebatte der 50er Jahre, in: Dies. u. a. (Hg.), Kulturen der Landschaft. Ideen von Kulturlandschaft zwischen Tradition und Modernisierung (Landschaftsentwicklung und Umweltforschung 127), Berlin 2006, S. 59–79.

⁸⁰ MANFRED BACHMANN, Zum sozialistischen Heimatbegriff, in: Sächsische Heimatblätter 9 (1963), Heft 1, S. 1–6, hier S. 3.

tonte – dem Volk gehöre, integraler Bestandteil der sozialistischen Ideologie und könne nur dort bewahrt werden, wo der Sozialismus herrsche.⁸¹

Analog zu den Entwicklungen zuvor in der Sowjetunion ging es dabei aber nicht um einen Erhalt des Status quo. Vielmehr beinhaltete der Anspruch eine ideologiegeleitete, planvolle Transformation von Natur und Landschaft im Sinne des Sozialismus.⁸² In Abgrenzung zur Ideologie der Nationalsozialisten, aber auch der bürgerlichen Heimatschutzbewegung, distanzierte man sich von der ‚schönen Landschaft‘, von einer rein auf den ästhetischen Gehalt abzielenden Sicht, wie dies Pniower bereits seitens der Landschaftsgestaltung gefordert hatte.⁸³ Im Fokus des sozialistischen Heimatverständnisses stand vielmehr der gestaltende Mensch, der die Landschaft nicht nur betrachtet und als schön wahrnimmt. Der Mensch sollte – und dies entsprach auch der offiziellen politischen Sichtweise auf Prozesse wie die Kollektivierung – als der aktive Gestalter auftreten, was nur im Rahmen der sozialistischen Gesellschaftsordnung möglich sei. Dementsprechend schlussfolgerte auch Bachmann: *Der Charakter der Gesellschaftsordnung bestimmt also das aktive Gestalten der Heimat durch die werktätigen Klassen und Schichten. [...] Sozialistisches Heimatbewußtsein duldet kein passives Genießen, keinen weltabgewandten Romantizismus, sondern fordert schöpferische, bewußte und parteiliche Gestaltung der Heimat.*⁸⁴ Dieses Verständnis von Heimat stützte sich auf Sichtweisen, die bereits vor 1933 etwa von Mitgliedern des sozialistischen Touristenvereins „Die Naturfreunde“ formuliert worden waren.⁸⁵

Innerhalb des Kulturbundes waren es – trotz bisweilen divergierender Positionen zwischen konservativeren und progressiveren Sichtweisen – insbesondere die Natur- und Heimatfreunde, die eine aktive Landschaftsgestaltung ins Auge fassten.⁸⁶ Unter der Bundesleitung von Liesel Noack nahmen sie selbige in das 1954 auf der ersten Delegiertenversammlung der Natur- und Heimatfreunde in Weimar

⁸¹ Vgl. ebd., S. 4. Vgl. auch JAN PALMOWSKI, Die Erfindung der sozialistischen Nation. Heimat und Politik im DDR-Alltag (Kommunismus und Gesellschaft 4), Berlin 2016, S. 202.

⁸² Vgl. PALMOWSKI, Erfindung der sozialistischen Nation (wie Anm. 81), S. 224.

⁸³ Vgl. KAZAL, „Sozialistische Heimat“ (wie Anm. 79), S. 69.

⁸⁴ BACHMANN, Zum sozialistischen Heimatbegriff (wie Anm. 80), S. 4 f.

⁸⁵ Vgl. HENRIK SCHWANITZ, Heimatkonstruktionen in historischer Perspektive II: „Linke“ Heimatbilder und -konstruktionen in der Weimarer Republik – die sächsische Naturfreundebewegung, in: Saxorum. Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 2. Februar 2021, online unter: <https://saxorum.hypothesen.org/5620> [Zugriff 18. Juli 2021].

⁸⁶ Vgl. KAZAL, „Sozialistische Heimat“ (wie Anm. 79), S. 71 f.; OBERKROME, „Deutsche Heimat“ (wie Anm. 35), bes. S. 282-287. Vgl. zur Rolle der Natur- und Heimatfreunde für die sozialistische Landeskultur auch die Ausführungen des Direktors des Instituts für Landschaftsforschung und Naturschutz in Halle: HUGO WEINITSCHKE, Ein Jahr Landeskulturgesetz in der Deutschen Demokratischen Republik. Probleme und Erfahrungen aus der Tätigkeit des Deutschen Kulturbunds, in: Gesetzliche Regelungen der sozialistischen Landeskultur in der DDR, hrsg. vom Kulturbund der DDR, Zentraler Kommission Natur und Heimat des Präsidialrates, Zentraler Fachausschuss Landeskultur und Naturschutz, s. l. 1971, S. 4-18, hier S. 6 f.

formulierte Leitbild auf: *Unsere Landschaft ist nach den fortschrittlichen Errungenschaften der Wissenschaft und den Grundsätzen unserer Planwirtschaft zu pflegen und zu gestalten. Unsere Landschaft ist eine Kulturlandschaft, die der Mensch verändert und die ihm dienen soll. Die kapitalistische Wirtschaft hat viel an dieser Landschaft gesündigt. [...] Planmäßige Landschaftsgestaltung ist ein wichtiger Faktor zur Beseitigung dieser Schäden.*⁸⁷ Dieser Grundsatz der Natur- und Heimatfreunde steht symptomatisch für das Verhältnis zu Natur und Landschaft, in dem Naturschutz und Naturbeherrschung zwei Seiten einer Medaille darstellen. Auf der Grundlage des allgegenwärtigen Plans sollte die Landschaft gestaltet und im Sinne des Nützlichkeitsideals dienstbar gemacht werden. Gleichzeitig zielte dies auf die Herstellung einer harmonischen Beziehung zwischen Mensch und Natur, Kultur und Landschaft ab. Mit Bezug auf die Vorstellung, dass der so geordnete Raum wieder zurück auf den Menschen wirke, erhielt die Auseinandersetzung mit der Landschaftsgestaltung einen höheren Zweck. Karl Kneschke (1898–1959), zunächst sächsischer Landessekretär, später Bundessekretär des Kulturbunds, konstatierte daher: *Die sozialistische Heimat ist die Heimat von Menschen, [...] die das höchste Gut der Heimat, sich selbst, den Menschen, in den Mittelpunkt des Aufbaues stellen, die die Natur verändern und damit ihre eigene Natur zum Besseren führen, zum sozialistischen Humanismus.*⁸⁸ Von diesem Anspruch angetrieben, forcierten die Natur- und Heimatfreunde die Bestrebungen zur aktiven Landschaftsgestaltung, wobei sie nicht im theoretischen Diskurs verharrten. Vielmehr versuchten sie, teilweise unter Rückgriff auf Vorkriegstraditionen der Heimatschutzbewegung, die Gestaltung der Landschaft durch Aktionen wie die „Woche des Naturschutzes“ (ab 1957) oder Dorfverschönerungswettbewerbe wie „Unser schönes Dorf“ (ab 1955 und ab 1958 „Unser schönes sozialistisches Dorf“) breiter in der Gesellschaft zu verankern und praktisch umzusetzen.⁸⁹

Im Verbund mit anderen Akteuren der Landschaftsplanung und -gestaltung, des Natur- und Umweltschutzes konnten die Natur- und Heimatfreunde durchaus auf Erfolge verweisen. Unter anderem nahm die 1968 erlassene, neue Verfassung der DDR Natur- und Umweltschutz als Staatsziel auf und erklärte in Artikel 15 den Schutz *der landschaftlichen Schönheiten der Heimat* zum Ziel des Wirkens und Handelns der staatlichen Organe und eines jeden Bürgers.⁹⁰ Einen weiteren wichtigen Schritt bildete die Verabschiedung des Gesetzes zur „Planmäßigen Gestaltung der sozialistischen Landeskultur in der DDR“ im Jahr 1970, das die Aktivitäten zur Ordnung der Landschaft bündeln sollte.

⁸⁷ Die erste zentrale Delegiertenkonferenz und Leitsätze der Natur- und Heimatfreunde, in: *Natur und Heimat* 3 (1954), Heft 9, S. 276 f., hier S. 277.

⁸⁸ KARL KNESCHKE, Über den Heimatbegriff, in: *Natur und Heimat* 7 (1958), Heft 1, S. 1–4, hier S. 4.

⁸⁹ Vgl. BEHRENS, Naturschutz und Landeskultur (wie Anm. 56), S. 242, 248; SCHAAR-SCHMIDT, Regionalkultur (wie Anm. 36), S. 423 f., 430–433.

⁹⁰ Artikel 15, Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 6. April 1968.

IV. Sozialistische Landeskultur

Mit dem Landeskulturbegriff lässt sich ein Konzept fassen, das für das Thema der Ordnung der Landschaft in der DDR wie auch für die Landschafts-, Naturschutz- und Umweltgeschichte von besonderer Bedeutung ist.⁹¹ Dahinter verbirgt sich ein spezifisches Verständnis der Mensch-Natur-Beziehung. Mehr noch: Als „etwas sperriger Ausdruck“⁹² für das westdeutsche Pendant ‚Umweltschutz‘ stand die ‚sozialistische Landeskultur‘ für ein vergleichsweise modernes Konzept des Umgangs mit der Natur. Bereits 1952 hatte Pniower pathetisch formuliert: *Landeskultur ist also kein statischer Zustand, sondern ein dynamischer Prozeß, eine fortschreitende Synthese von Natur und Technik*. Von Pniower als *Weltaufgabe* verstanden, sollte es dem sozialistischen Menschen vorbehalten sein, unter dem Leitbild der planerischen Landeskultur *der Natur [...] eine neue, höhere Würde zu geben*.⁹³ Wie bei Trotzki oder im Film „Wege übers Land“ erhob sich der vom Sozialismus geleitete Mensch in Pniowers Vision zum Gestalter, der korrigierend in die Natur eingreift.

Die Leitgedanken für die sozialistische Landeskultur wurden von der Ständigen Kommission für Landschaftspflege und Naturschutz innerhalb der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften ab Ende 1963 erarbeitet. Sie waren in nicht unerheblichem Maße von der „ökologischen Entstalinisierung“⁹⁴ und dem ersten Naturschutzgesetz in der Sowjetunion von 1960 beeinflusst. Zum obersten Prinzip der Landeskultur wurde dabei *die Erhaltung und Mehrung der in der Natur vorhandenen Reichtümer [...], um die Kulturlandschaft heute für die Zukunft produktionskräftig, gesund und schön zu erhalten und zu gestalten*.⁹⁵ Triebfedern dieses Konzepts waren der „Glaube an die Plan- und Steuerbarkeit umweltbeeinflussender Maßnahmen“ und an die volkswirtschaftliche Nutzbarmachung der Natur in Verbindung mit der ideologischen Abgrenzung von der vorgeblichen Naturzerstörung des Kapitalismus.⁹⁶ Das Konzept der ‚sozialistischen Landeskultur‘ nahm stärker als zuvor den Naturschutz in den Blick, wobei man wegging vom rein konservierenden Naturschutz der Zeit um 1900. Es handelte sich vielmehr um einen „gestaltungs- und nutzenorientierten“ Ansatz, der sich bereits in Lingners Landschaftsdiagnose zeigte.⁹⁷

⁹¹ Vgl. zu dieser Einschätzung vor allem CHRISTIAN MÖLLER, *Umwelt und Herrschaft in der DDR. Politik, Protest und die Grenzen der Partizipation in der Diktatur* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 234), Göttingen 2020, S. 101 f.

⁹² HUFF, *Natur und Industrie* (wie Anm. 68), S. 171.

⁹³ GEORG PNIOWER, *Naturschutz im Spiegel der Landeskultur*, in: *Natur und Heimat* 1 (1952), Heft 1, S. 4-7, hier S. 6 f.

⁹⁴ GESTWA, *Ökologischer Notstand* (wie Anm. 20), S. 354.

⁹⁵ Grundsätze für eine der sozialistischen Gesellschaftsordnung entsprechenden Gebietsplanung und Landeskultur vom 5. Dezember 1963. Zit. nach MÖLLER, *Umwelt und Herrschaft* (wie Anm. 91), S. 408.

⁹⁶ MÖLLER, *Umwelt und Herrschaft* (wie Anm. 91), S. 105. Vgl. auch KAZAL, „Sozialistische Heimat“ (wie Anm. 79), S. 71.

⁹⁷ MÖLLER, *Umwelt und Herrschaft* (wie Anm. 91), S. 103; DERS., *Wissen und Umwelt* (wie Anm. 63), S. 385; BEHRENS, *Naturschutz und Landeskultur* (wie Anm. 56), S. 242.

Die sozialistische Landeskultur zielte nicht nur darauf ab, Landschaftsgestaltung und Naturschutz mit den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen in Einklang zu bringen. Entscheidend war auch die Rücksicht auf den inländischen Tourismus, die mit Forderungen zur Schaffung von *Erholungslandschaften* für die ‚werkstätige Bevölkerung‘ einherging.⁹⁸ Dies resultierte vor allem daher, dass es sich bei der ‚sozialistischen Landeskultur‘ nicht nur um eine umweltpolitische Regelung handelte. Vielmehr wurde hierin, so ließ auch der Gesetzestext verlauten, eine Grundlage für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft gesehen.⁹⁹ In diesem Sinne argumentierte auch der Dresdner Geograf Ernst Neef (1908–1984) in seiner Auseinandersetzung mit der Idee der ‚sozialistischen Landeskultur‘. Dieser erklärte vor dem Hintergrund des Landeskulturgesetzes, *daß die Entwicklung der sozialistischen Lebensverhältnisse die planmäßige Gestaltung der Umwelt einschließt*.¹⁰⁰ Damit gab Neef, der seit den 1960er-Jahren führend an der Etablierung einer Profillinie ‚sozialistische Umweltgestaltung‘ an der Technischen Universität Dresden beteiligt war,¹⁰¹ auch die offizielle Parteilinie wieder. So führte Werner Titel (1931–1971), stellvertretender Vorsitzender des Ministerrats der DDR und maßgeblicher Förderer sowohl des Umweltschutzes als auch des Konzepts der ‚sozialistischen Landeskultur‘, Ende 1969 auf einer Konferenz zur „Sozialistischen Umweltgestaltung“ in Dresden aus: *Die Natur ist ein wesentlicher Teil dieser Lebensumwelt, dessen sinnvolle Gestaltung im Interesse des Wohlergehens unserer Bürger erfolgen muß*.¹⁰² Landeskultur wurde demnach als Teil des *geistig-kulturellen Lebens im Sozialismus* beschrieben, wie dies der Tharandter Forstwissen-

⁹⁸ Vgl. zu ähnlichen Vorgängen z. B. in der Tschechoslowakei MARTIN ZÜCKERT, Auf dem Weg zu einer sozialistischen Landschaft? Der Wandel der Berglandwirtschaft in den slowakischen Karpaten, in: *Bohemia* 54 (2014), Heft 1, S. 23–40, hier S. 36. Vgl. zum Tourismus in der DDR u. a. SÖNKE FRIEDREICH, Urlaub und Reisen während der DDR-Zeit. Zwischen staatlicher Begrenzung und individueller Selbstverwirklichung (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 22), Dresden 2011.

⁹⁹ Vgl. Gesetz über die planmäßige Gestaltung der sozialistischen Landeskultur in der Deutschen Demokratischen Republik – Landeskulturgesetz – vom 14. Mai 1970, in: *Planmäßige Gestaltung der sozialistischen Landeskultur in der DDR*, hrsg. vom Kulturbund der DDR, Zentralen Kommission Natur und Heimat, Zentraler Fachausschuss Landeskultur und Naturschutz, S. 23–42, hier S. 24.

¹⁰⁰ ERNST NEEF, Vorwort, in: Ders./Vera Neef (Hg.), *Brockhaus Handbuch. Sozialistische Landeskultur. Umweltgestaltung – Umweltschutz*, Leipzig 1977, S. 4–6, hier S. 4.

¹⁰¹ Vgl. KARL MANNSFELD u. a., Abschlussbericht Arbeitsstelle „Naturhaushalt und Gebietscharakter“. 1965–2007, hrsg. von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, s. I. 2007, S. 9. Zur Biografie: BRUNO SCHELHAAS, Ernst Neef, in: *Sächsische Biografie*, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., online unter: [https://saebi.isgv.de/biografie/Ernst_Neef_\(1908-1984\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Ernst_Neef_(1908-1984)) [Zugriff 1. Juli 2021].

¹⁰² WERNER TITEL, Die Aufgaben der sozialistischen Landeskultur bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus, in: *Sozialistische Umweltgestaltung. Wissenschaftliche Konferenz der Fakultät für Bau-, Wasser- und Forstwesen des Wissenschaftsrates der Technischen Universität Dresden am 4. Dezember 1969*, hrsg. von der Technischen Universität Dresden, Dresden 1969, S. 12–23, hier S. 15.

schaftler Harald Thomasius (1929–2017) in den „Sächsischen Heimatblättern“ formulierte. Dabei definierte er die schöne und gepflegte Umwelt als eine Voraussetzung sozialistischer Lebensweise und erklärte die *Liebe zur Natur und ihren Schönheiten* zu zentralen Merkmalen einer *kulturvoll lebenden sozialistischen Persönlichkeit*.¹⁰³

Mit der Verabschiedung des „Gesetzes über die planmäßige Gestaltung der sozialistischen Landeskultur in der Deutschen Demokratischen Republik“ im Mai 1970 konnte zweierlei erreicht werden. Zum einen institutionalisierte sich hiermit das seit den späten 1940er-Jahren bestehende Streben zur Gestaltung einer der Gesellschaftsordnung angepassten Landschaft. Die unter staatlicher Planung und Leitung erfolgte Entwicklung der sozialistischen Landeskultur sollte auf diese Weise der umfassenden *Verschönerung der sozialistischen Heimat* dienen.¹⁰⁴ Zum anderen war die DDR somit einer der ersten Staaten in Europa, der sich ein vergleichsweise fortschrittliches Umweltschutzgesetz gab. Inwieweit sich hierbei Anspruch und Wirklichkeit auseinanderentwickelten, wird noch zu hinterfragen sein.¹⁰⁵ Doch die Formierung der ‚sozialistischen Landeskultur‘ sollte nicht nur nach innen wirken. Vielmehr sollte sie, wie dies einer der führenden Protagonisten des Naturschutzes in der DDR, Hugo Weinitschke (1930–2009)¹⁰⁶, formulierte, als explizit politische Aufgabe verstanden werden, *als Teil der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus*.¹⁰⁷

Das Landeskulturgesetz und mit ihm der Begriff der ‚sozialistischen Landeskultur‘ sind auch dahingehend interessant, dass sie nicht nur im Bereich der Landschaftsgestaltung, des Umwelt- oder Naturschutzes Verwendung fanden, sondern breit rezipiert wurden. So setzten sich verschiedenste Wissenschaftsdisziplinen und gesellschaftliche Gruppen damit auseinander. Zudem wurden durch Aktionswochen zur ‚sozialistischen Landeskultur‘ (1970–1973) weitere Kreise der Bevölkerung einbezogen und der Begriff fand sogar Eingang in den Schullehrplan.¹⁰⁸

¹⁰³ HARALD THOMASIUS, Für ein sozialistisches Verhalten der Bürger zu unserer natürlichen Umwelt, in: Sächsische Heimatblätter 28 (1982), Heft 3, S. 145 f., hier S. 145.

¹⁰⁴ Gesetz über die planmäßige Gestaltung der sozialistischen Landeskultur (wie Anm. 99), S. 24.

¹⁰⁵ Vgl. HUFF, Natur und Industrie (wie Anm. 68), S. 171 f.; MÖLLER, Umwelt und Herrschaft (wie Anm. 91), S. 176–187.

¹⁰⁶ Weinitschke war ab 1974 Leiter des zur Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR gehörenden Instituts für Landschaftsforschung und Naturschutz.

¹⁰⁷ WEINITSCHKE, Landeskulturgesetz (wie Anm. 86), S. 8.

¹⁰⁸ Vgl. zu letzterem: Rahmenprogramm für den fakultativen Kurs Sozialistische Landeskultur in den Klassen 9 und 10, hrsg. vom Ministerium für Volksbildung, Berlin 31986. Vgl. auch MÖLLER, Wissen und Umwelt (wie Anm. 63), S. 368 f.; WEINITSCHKE, Landeskulturgesetz (wie Anm. 86), S. 14 f.

V. Landschaftstage als Gestaltungsinstrument

Die Landschaftstage sind ein Phänomen der DDR-Geschichte.¹⁰⁹ Sie entwickelten sich seit Mitte der 1960er-Jahre als eine Plattform zur Diskussion über eine aktive Landschaftsgestaltung, wobei über vielfältige Themen und vergleichsweise freimütig debattiert wurde.¹¹⁰ Entstanden waren die Landschaftstage auch als Reaktionsphänomen auf die zunehmende Thematisierung von Umweltschäden durch die Bevölkerung. So nahmen etwa Eingaben, die die staatlichen Stellen dies betreffend erreichten, seit den 1960er-Jahren zu und beeinflussten die Konzeption der ‚sozialistischen Umweltgestaltung‘.¹¹¹ Diese Entwicklung verstärkte sich noch einmal Ende der 1960er-/Anfang der 1970er-Jahre, zum Beispiel durch die Intensivierung der industriemäßigen Agrarwirtschaft und den Ausbau der Schwerindustrie.¹¹²

Der erste Landschaftstag fand im Jahr 1966 im Bezirk Neubrandenburg statt. Von diesem Zeitpunkt an etablierten sie sich mehr und mehr und wurden bis zum Ende der DDR in unregelmäßigen Abständen in nahezu allen Bezirken durchgeführt. Sie gelten als „spezifisches Instrument zur Konfliktregelung in Naturschutz und Landeskultur“¹¹³ und verbanden Fragen der Heimat- und Landschaftspflege mit jenen des Tourismus und des Natur- und Umweltschutzes. Der Teilnehmerkreis setzte sich aus Mitgliedern des Staates, der betreffenden Bezirke und Kreise, gesellschaftlicher Organisationen – wie Kulturbund, Nationale Front oder Freiem Deutschen Gewerkschaftsbund – sowie der Wirtschaft zusammen. Die Landschaftstage wurden von den Akteuren selbst aufgrund ihres vergleichsweise breiten Teilnehmerkreises und den von ihnen angestoßenen ‚Mit-mach‘-Aktionen (etwa zum Thema „Gepflegte Landschaft – Gepflegte Umwelt“)¹¹⁴ als eine *Form der sozialistischen Demokratie* beschrieben.¹¹⁵ Als Initiatoren traten wiederum vor allem die im Kulturbund organisierten Natur- und Heimatfreunde auf, die sich ab 1980 insbesondere in der neuen Kulturbund-Unterorganisation der Gesellschaft für Natur und Umwelt versammelten.¹¹⁶ An den Landschaftstagen lässt sich ideal-

¹⁰⁹ Vgl. zu den Landschaftstagen REGINE AUSTER, *Kooperative Planungsverfahren in der Landschaftsentwicklung – Erfahrungen aus der DDR* (Forum Wissenschaft. Studien 38), Marburg 1996.

¹¹⁰ Vgl. FRANK UEKÖTTER, *Umweltbewegung zwischen dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft und der „ökologischen Wende“*, in: *Historical Social Research* 28 (2003), Heft 1/2, S. 270-289, hier S. 286.

¹¹¹ MÖLLER, *Wissen und Umwelt* (wie Anm. 63), S. 370, 377 f. Vgl. auch MARTIN STIEF, *„Stellt die Bürger ruhig“. Staatssicherheit und Umweltzerstörung im Chemierevier Halle-Bitterfeld* (Analysen und Dokumente 55), Göttingen 2019.

¹¹² Vgl. HEINZ, *Konzentration und Spezialisierung* (wie Anm. 56), S. 232.

¹¹³ BEHRENS, *Naturschutz und Landeskultur* (wie Anm. 56), S. 251.

¹¹⁴ Vgl. *Erfahrungen aus dem Bezirk Dresden in der Initiative „Gepflegte Landschaft – Gepflegte Umwelt“*, in: *Sächsische Heimatblätter* 32 (1986), Heft 1, S. 45.

¹¹⁵ THOMASIU, *Sozialistisches Verhalten der Bürger* (wie Anm. 103), S. 146.

¹¹⁶ Vgl. GERD DIETRICH, *Kulturgeschichte der DDR*, Bd. 1, Göttingen 2019, S. 1223; PALMOWSKI, *Erfindung der sozialistischen Nation* (wie Anm. 81), S. 226; KAZAL, *„Sozialistische Heimat“* (wie Anm. 79), S. 72.

typisch das Verständnis von Natur und Heimat, aber auch des ideologisch motivierten Gestaltungswillens darstellen, wobei an dieser Stelle beispielhaft auf den 2. Landschaftstag des Bezirks Karl-Marx-Stadt im vogtländischen Markneukirchen im Jahr 1981 fokussiert werden soll.

Die im November 1981 zusammengerufenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Landschaftstages in Markneukirchen, zu denen auch Hans Reichelt (* 1925), Minister für Umweltschutz und Wasserwirtschaft, gehörte, hatten sich als grundsätzliches Thema die Entwicklung des Landschaftsschutzgebietes „Oberes Vogtland“ vorgenommen. Abseits des Ergebnisses – ein Landschaftspflegeplan für diese Region – interessieren hier vor allem die Argumentationen und Legitimierungsstrategien, die bei diesem Landschaftstag deutlich werden. So widmete sich der Landschaftstag eben nicht nur rein landschaftspflegerischen Debatten, sondern übergeordnet der optimalen Gestaltung der Landschaft in diesem Raum. Anschließend an das Konzept der ‚sozialistischen Landeskultur‘ wurde Landschaftsgestaltung dabei als Grundlage gesehen sowohl für die *Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes* als auch *zur Gestaltung sozialistischer Umweltbedingungen*.¹¹⁷ Die Kulturlandschaft des Oberen Vogtlandes wurde dabei mit der *sozialistischen Heimat* eingeführt, wodurch sich Heimatliebe und Umweltbewusstsein – ganz im Stile des Liedes „Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer...“ – harmonisch verbinden sollten.¹¹⁸

Konkret beschrieb die Stoßrichtung auch der Redebeitrag des Vorsitzenden des Rates des Bezirks Karl-Marx-Stadt Lothar Fichtner (* 1934), der sich der „Gestaltung des Landschaftsschutzgebietes Oberes Vogtland zu einer sozialistischen Kultur- und Erholungslandschaft“ widmete. Fichtner ging in seiner Rede auf verschiedene Aspekte ein, die für die beschriebenen Raumeignungsstrategien in der DDR sowie für die Formierung einer ‚sozialistischen Landschaft‘ typisch sind. Bei allem Streben nach dem Erhalt von Natur und Umwelt steht doch die Beherrschung der Natur durch den Menschen im Mittelpunkt. Fichtner beschrieb es dabei als Aufgabe aller, also Politik und Gesellschaft, *unsere schöne Heimat, unsere Landschaft, durch zielgerichtetes, zukunftsorientiertes Wirken vor Schäden zu bewahren, für künftige Generationen zu erhalten und unter Nutzung aller unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung eigenen Vorzüge [...] zu gestalten*.¹¹⁹ Den aktiven Schutz und die Erhaltung jener Kulturlandschaft verband Fichtner mit den *notwendigen Forderungen unserer Volkswirtschaft nach hocheffektiver Nutzung* der natürlichen Ressourcen.¹²⁰ Die Entwicklung zur sozialistischen Kultur-

¹¹⁷ Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Chemnitz [im Folgenden: StA Chemnitz], 30413 Bezirkstag / Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, Nr. 11210: Erklärung der Teilnehmer des 2. Landschaftstages des Bezirkes Karl-Marx-Stadt am 14. November 1981 in Markneukirchen, S. 1.

¹¹⁸ Ebd., S. 2.

¹¹⁹ StA Chemnitz, 30413 Bezirkstag / Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, Nr. 11210: LOTHAR FICHTNER, Die Gestaltung des Landschaftsschutzgebietes Oberes Vogtland zu einer sozialistischen Kultur- und Erholungslandschaft, S. 2.

¹²⁰ Ebd., S. 3.

landschaft meint hierbei die *planmäßige, rationelle und komplexe Entwicklung der Mehrfachnutzung der Landschaft durch Industrie und Verkehr, durch Land-, Forst- und Wasserwirtschaft und durch Kur-, und Erholungswesen*.¹²¹ Ziel war darauf aufbauend die *im gesamtgesellschaftlichen Sinne optimale Gestaltung der Landschaft*.¹²² Bei aller ideologisch verbrämten Lobpreisung der bisherigen Erfolge kam jedoch auch Fichtner nicht umhin, insbesondere die LPGs zu ermahnen, dass von ihnen noch größere Anstrengungen unternommen werden müssen, um das Ziel zu erreichen.¹²³

Im Bestand zum Landschaftstag in Markneukirchen im Sächsischen Staatsarchiv – Staatsarchiv Chemnitz befindet sich auch ein Faltblatt, das vom Bezirksvorstand Karl-Marx-Stadt der Gesellschaft für Natur und Umwelt innerhalb des Kulturbunds anlässlich der Veranstaltung herausgegeben wurde. Jenes Faltblatt verdient vor allem deswegen Interesse, da es ganz im Geiste des Landeskulturgegesetzes verfasst ist und die ideologische Verbindung von Landschaft, Heimat und Sozialismus in konzentrierter Form deutlich macht. Das Faltblatt thematisiert vor dem Hintergrund einer wachsenden Weltbevölkerung und des damit einhergehenden Ressourcenverbrauchs und der Naturzerstörungen den Zustand von Boden, Luft und Wasser. Dabei wird klar gemacht, dass es vor allem die kapitalistisch agierenden *multinationalen Konzerne* seien, die in *Widerspruch mit der Natur und ihrer Erhaltung* geraten.¹²⁴ Aufgrund des Vorwurfs an den Kapitalismus, beim Umgang mit der Natur lediglich nach dem Gewinnstreben zu gehen, kann *nur die Arbeiterklasse den Naturschutz für und mit den Menschen betreiben*, wobei man – historische Vorbilder suchend – an Ausführungen Karl Liebknechts (1871–1919) über ein Wassergesetz aus dem Jahr 1912, anknüpft. Dieser Vorwurf, dass das kapitalistische System zur Naturzerstörung führt, zeigt die Analogie der Argumentationen zwischen Nationalsozialismus und DDR.¹²⁵ Davon ausgehend wird eine sowohl schützende als auch aktiv gestaltende Ordnung der Umwelt propagiert, die so jedoch nur im sozialistischen System realisierbar wäre: *Diese grundlegende Neuordnung der Beziehungen des Menschen zur Natur ist nur im Sozialismus – Kommunismus möglich, weil der Mensch zugleich zum Produzenten, Eigentümer und Konsumenten geworden ist*.¹²⁶ Eine in diesem Sinne definierte Arbeit bewirke einerseits eine gesellschaftliche Gesundung und *physisches und psychisches Wohl-*

¹²¹ Ebd.

¹²² Ebd., S. 4.

¹²³ Ebd., S. 21.

¹²⁴ StA Chemnitz, 30413 Bezirkstag / Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, Nr. 11210: [Faltblatt] Gepflegte Landschaft – gepflegte Umwelt, hrsg. vom Kulturbund der DDR/Bezirksvorstand Karl-Marx-Stadt der Gesellschaft für Natur und Umwelt, [1981], unpag. S. 3.

¹²⁵ Vgl. auch DIX, Landschaftsplanung (wie Anm. 54), S. 359.

¹²⁶ StA Chemnitz, 30413 Bezirkstag / Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, Nr. 11210: [Faltblatt] Gepflegte Landschaft – gepflegte Umwelt, hrsg. vom Kulturbund der DDR/Bezirksvorstand Karl-Marx-Stadt der Gesellschaft für Natur und Umwelt, [1981], unpag. S. 4.



Abb. 3: Sonderpoststempel anlässlich des 2. Landschaftstages des Bezirks Karl-Marx-Stadt in Markneukirchen im November 1981.

befinden der Menschen, aber andererseits auch – auf der persönlichen Ebene – die Entwicklung von Heimatliebe.¹²⁷ Der den Menschen umgebende Raum wird demnach als aktiv vom Menschen gestaltbar beschrieben, wobei zur Gestaltung auch die Erhaltung gehört. Letztere wird aber nicht als globales Allgemeinwerk verstanden, sondern mit der Existenz eines sozialistischen Staats- und Gesellschaftssystems enggeführt: *Die Mittel dafür* [für die Erhaltung der Umwelt] *hat einzig und allein unsere sozialistische Gesellschaft in der Hand.*¹²⁸

Doch nicht nur wegen der Argumentationsweise ist der Landschaftstag von 1981 in Markneukirchen an dieser Stelle von Interesse. An ihm lässt sich auch darstellen, wie das textlich formulierte Landschaftsbild visuell repräsentiert wurde. Als Quelle dient dabei ein kleines Detail (Abb. 3) – ein eigens für den Landschaftstag angefertigter Poststempel.

So klein der Stempel auch ist, so dicht sind doch sein Zeichensystem und so umfassend die Botschaften, die sich dahinter verbergen. Den Kern bildet das unhinterfragbare, harmonische Nebeneinander von rauchendem Schlot als Symbol für den industriellen Fortschritt und den Bäumen, die für die zu gestaltende, natürliche Landschaft und im weitesten Sinne die Natur stehen. Als drittes Element tritt neben Wirtschaft und Landschaft mit dem Wasser der Tourismus und

¹²⁷ Ebd., unpag. S. 5.

¹²⁸ Ebd.

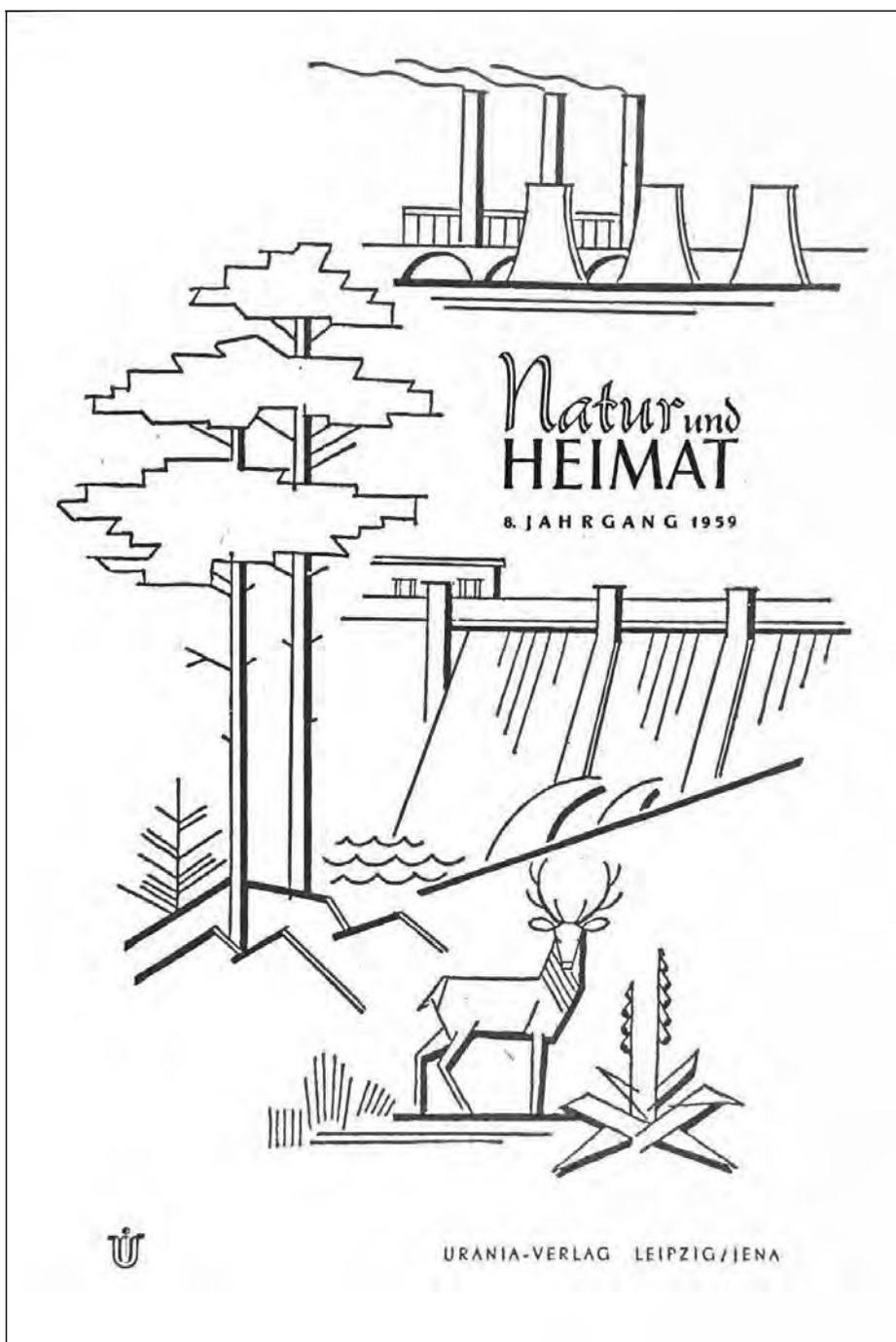


Abb. 4: Titelbild der Zeitschrift *Natur und Heimat* 8 (1959).

die angestrebte ‚Erholungslandschaft‘. So gehört zum Raum Oberes Vogtland zum Beispiel auch die Talsperre Pirk, die ein beliebtes Erholungsgebiet darstellte. Dies alles wird von einem aus Pfeilen bestehenden Kreislauf umkränzt, was auf die Harmonie dieser drei Bereiche abzielen könnte. Auf gedrängtem Raum verdeutlicht der Sonderstempel somit das Anliegen der ‚sozialistischen Landeskultur‘, unter Beachtung der Bedürfnisse von Wirtschaft, Natur und Mensch nachhaltig Raum und Landschaft zu gestalten.

Die hier en miniature dargestellte Harmonisierung von Mensch und Natur, Technik und Landschaft ist dabei nicht singulär, sondern findet sich auch andernorts wieder. So auch im 1959 gewählten Titelblatt der Zeitschrift „Natur und Heimat“ (Abb. 4), dem Publikationsorgan der Natur- und Heimatfreunde.

Stark geometrisiert erscheint hier die Natur, symbolisiert durch Wald, Tier und Pflanzen. Gleichberechtigt stehen sie mit Staumauern und Kraftwerken als großtechnische Gestaltungsformen und verdeutlichen die von Pniower und anderen angesprochene Gleichzeitigkeit von Beherrschung und aktiver Gestaltung der Natur und deren Schutz.¹²⁹ Menschen, Gebäude und Technik werden in den visuellen Darstellungen zu Teilen der Landschaft, mit der sie zu verschmelzen scheinen. Bei dieser Bildsprache und der Form der Repräsentation von Landschaft zeigen sich, dies sei abschließend erwähnt, Analogien zu sowjetischen Landschaftsbildern, was wiederum darauf hinweist, dass es sich hierbei um einen ideologisch genormten Blick handelt.¹³⁰

VI. Fazit und Ausblick

Veränderungen in der Wirtschaftsweise, in der Sozialordnung oder in den Agrarverfassungen haben sich seit jeher sichtbar in die Landschaft eingeschrieben und ein spezifisches Zeichensystem entwickelt. Dieses kann aber erst mit einem chronologisch weitgespannten Blick entschlüsselt werden, da sich die Prozesse oftmals nur langsam vollzogen.¹³¹ Die Bodenreform und die Kollektivierung hingegen führten in kurzer Zeit zu einem radikalen Wandel der Kulturlandschaft. Aktiv distanzierte man sich von dem Ideal der ‚bäuerlichen Kulturlandschaft‘, wie es noch vor 1945 propagiert wurde. Der ländliche Raum wurde auf diese Weise Kampfplatz des technischen und des gesellschaftlichen Fortschritts. Bodenreform und Kollektivierung führten zu einem „Wandel des Landschaftsbildes, was letztlich auch die politische und soziale Transformation widerspiegelte.“¹³² Der Naturraum wurde dabei mobilisiert, um gesellschaftliche Verhältnisse herzustellen, die dem politischen System entsprachen, beziehungsweise um die bestehenden

¹²⁹ Vgl. hierzu auch MÖLLER, Umwelt und Herrschaft (wie Anm. 91), S. 106 f.

¹³⁰ Vgl. RÜTHERS, Repräsentationen (wie Anm. 21), S. 75.

¹³¹ Vgl. KARL SCHLÖGEL, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München/Wien 2003, bes. S. 287.

¹³² ZÜCKERT, Sozialistische Landschaft (wie Anm. 98), S. 25.

Verhältnisse umzugestalten.¹³³ Die neu zu etablierende Gesellschaftsordnung sollte auf diese Weise eine räumliche Grundierung erhalten, wobei sich Machtbeziehungen in Raum und Landschaft einschrieben und selbige mit Bedeutungszuschreibungen versehen wurden.¹³⁴

Die Landschaft erfüllte in der DDR dabei einen doppelten Zweck. Einerseits zielten die Maßnahmen – und hier bestehen Analogien zu älteren Ideen von Landschaft – auf eine Harmonisierung von Gesellschaft und Naturraum ab, das heißt, dass beide aufeinander zu komponiert werden sollten, beide waren Fundament einer neuen sozialistischen Gesellschaft und wurden im Konzept der ‚sozialistischen Heimat‘ eingeführt. Andererseits war die Landschaft aber auch ein Raum der Repräsentation. In ihr sollte sich die alles umfassende gestaltende Macht des Sozialismus spiegeln, die Gesellschaft und Raum in gleichem Maße erfassen und in eine bessere Welt führen sollte. Der Plan war dabei das Medium, mit dem man gestaltend eingriff und mit dem die Utopie praktisch umgesetzt werden sollte.¹³⁵ Dabei war dies kein reines ‚von-oben-nach-unten-Prinzip‘, vielmehr konnten gesellschaftliche Akteure wie die Natur- und Heimatfreunde oder auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im ideologisch vorgegebenen Rahmen partizipieren, Vorstellungen aktiv einbringen und den Diskurs lenken.¹³⁶ Zu bemerken ist dabei, dass sich die beschriebenen Entwicklungen des Landschaftswandels und der Konzepte auch in den benachbarten Staaten des Ostblocks finden lassen, wo es durch die Adaption des sowjetischen Vorbilds in Teilen zu nahezu identischen oder zumindest ähnlichen Vorgängen kam.¹³⁷

Trotz aller, teils pathetischer Verlautbarungen und gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und auch staatlicher Bemühungen blieb letztlich das formulierte Ziel, die Konstruktion einer sowohl Mensch als auch Natur achtenden ‚sozialistischen Landschaft‘, eine Utopie, die nie realisiert werden konnte. Sie scheiterte nicht zuletzt an den realwirtschaftlichen Bedingungen, dem Vorrang der industriellen Produktion und den ökonomischen Problemen sowie am Desinteresse der entscheidenden Akteure in Partei und Staat.¹³⁸ Insbesondere in der Auseinandersetzung zwischen den naturschützerischen Tätigkeiten der Natur- und Heimatfreunde einerseits und der LPGs andererseits zeigt sich dies deutlich. So liefen bereits in den frühen 1960er-Jahren landschaftsgestalterische Aufrufe etwa im Rahmen der Aktion „Unser schönes Dorf“ ins Leere, da ihnen durch die agrarische Großwirtschaft der Handlungsrahmen genommen wurde. Bei allen ideologi-

¹³³ Vgl. KAUFMANN, Soziologie der Landschaft (wie Anm. 13), S. 45.

¹³⁴ Vgl. RÜTHERS, Repräsentationen (wie Anm. 21), S. 74; MARK BASSIN, Landscape and Identity in Russian and Soviet art: an Introduction, in: *Ecumene. A Journal of cultural geographies* 7 (2000), Heft 3, S. 249-251.

¹³⁵ Vgl. CALDWELL, Plan als Legitimationsmittel (wie Anm. 58), S. 372.

¹³⁶ Vgl. auch MÖLLER, Wissen und Umwelt (wie Anm. 63), S. 376.

¹³⁷ Vgl. den Sammelband FÖRSTER/HERZBERG/ZÜCKERT, Umweltgeschichte(n) (wie Anm. 56).

¹³⁸ Vgl. etwa HUFF, Natur und Industrie (wie Anm. 68), S. 182 f., 411-413; MÖLLER, Umwelt und Herrschaft (wie Anm. 91), S. 342 f.

schen Bestrebungen blieb dieser Gegensatz von Idee und Realität bis zur Wendezeit bestehen. So schreibt Anne Wächter (* 1931), Mitarbeiterin der Dresdner Außenstelle des Instituts für Landschaftsforschung und Naturschutz, resigniert in einem Beitrag über die Landschaftstage in den „Sächsischen Heimatblättern“ im Jahr 1988: *Landschaftstage sind Meilensteine auf dem Weg dazu, das unter Schutz stehende Stück Heimat so zu pflegen und zu bewahren, daß es den nachfolgenden Generationen in unveränderter Schönheit übergeben werden kann. [...] Noch bedarf es dazu der engeren Zusammenarbeit mit den Landnutzern, vor allem den LPG (P) und LPG (T), die sich teilweise noch abseits stellen und die eigene Verantwortung nicht erkennen wollen.*¹³⁹

Dieses Zitat aus der Spätzeit der DDR verdeutlicht die Feststellung Jan Palmowskis, wonach das in den Diskursen um Landschaft, Heimat und Umwelt formulierte Ideal einer Mensch-Natur-Harmonisierung unter dem Dach des Sozialismus und die individuellen Alltagserfahrungen der Bevölkerung auseinanderfielen.¹⁴⁰ Denn der Aufbau des Sozialismus führte in der DDR zu einer ökologischen Krise sowie zu massiven Umweltzerstörungen im ganzen Land. Dass statt den von Pniower erhofften neuen Schönheiten aus der bodenreformierten und kollektivierten Landschaft nach Plan letztlich monotonisierte Landstriche erwachsen, brachte mit scharfer Kritik der Lyriker Wulf Kirsten (* 1931) in seinem Gedicht „das haus im acker“ (1981) zum Ausdruck, das bildhaft die Folgen der landschaftlichen Transformation in der DDR deutlich macht und daher am Schluss des Beitrags stehen soll:

*das haus im acker, dorn im Auge
der planierstrategen, großraumdenker,
flurbereiniger, landschaftsauräumer,
megalomanischer steppenfürsten,
die von hundert-hektar-flächen, glatt wie
rennpisten, träumen. jede unebenheit
weggehobelt, jede erhebung glattgewalzt
und
plattgedrückt. die feldbestellung vollmechanisiert.
traktorenwettfahrten, wie aus der pistole
geschossen über den acker gedonnert
ratterndes, knatterndes, rotierendes
agrofuturum, keine lebende hecke, an der
sich ein auge vergafft. feldwege eingeeckert,
flüsse verrohrt und begradigt, drainagen
gelegt, ganze täler zugeschüttet,*

¹³⁹ ANNE WÄCHTER, Landschaftstage und Parkseminare im Bezirk Dresden, in: Sächsische Heimatblätter 34 (1988), Heft 3, S. 143 f., hier S. 144. LPG (P) und LPG (T): Das P steht dabei für Pflanzenproduktion und das T für Tierproduktion.

¹⁴⁰ Vgl. PALMOWSKI, Erfindung der sozialistischen Nation (wie Anm. 81), S. 203.

*alleen geschleift, sträucher ausgerottet,
jeden baum ausgezogen. windschutz und
singvögel? unnützes zeug, romantik!
alles nur störenfriede, weg damit!*¹⁴¹

Der auch in den Worten Kirstens deutlich werdende „ökologische Bankrott“¹⁴² der DDR, führte ab den frühen 1980er-Jahren zur Bildung von Umweltgruppen, die außerhalb der staatlichen Doktrin standen. Die Thematisierung von Umweltschäden in der DDR wurde dabei zunehmend als Systemfrage verstanden, wodurch diese Umweltgruppen immer stärker in Opposition zum Staat gerieten. Durch die Herstellung einer gesellschaftskritischen Öffentlichkeit bildeten sie schlussendlich einen Ausgangspunkt für die späteren Ereignisse der politischen Wende von 1989/1990.¹⁴³

¹⁴¹ WULF KIRSTEN, *das haus im acker*, in: Ders., *erlebenbilder. Gedichte aus 50 Jahren 1954–2004*, Zürich 2004, S. 186 f.

¹⁴² HUFF, *Natur und Industrie* (wie Anm. 68), S. 397.

¹⁴³ Vgl. u. a. ebd., S. 322-336, 355-363 oder auch STIEF, *Staatssicherheit* (wie Anm. 111), S. 309-334 sowie MÖLLER, *Umwelt und Herrschaft* (wie Anm. 91), S. 303-336.

Die Macht der Mätresse und die Ohnmacht der Ehefrau

Zur Darstellung von Frauen in der DEFA-Produktion „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ (1985/87)*

von
ANDREAS RUTZ

Filme prägen Geschichtsbilder. Ihren auf Auge und Ohr, Geist und Gemüt zielenden Narrativen und visuellen Inszenierungen kann man sich schwer entziehen. Denn selbst wenn man sich in einem Akt kritischer Abgrenzung von dem Gesehenen distanziert, wird man die Bilder dennoch nicht los und sie prägen fortan – bewusst oder unbewusst – den eigenen Blick auf das Dargestellte.¹ Propagandafilme sind hierfür ein erschreckendes Beispiel, man denke etwa an die Filme Leni Riefenstahls, deren Bilder von den ‚Reichsparteitagen‘ der NSDAP in Nürnberg oder den Olympischen Spielen in Berlin sich trotz allen Wissens um die Inszenierungsstrategien und die Propagandamaschinerie des Nationalsozialismus in das kollektive Gedächtnis eingebrennt haben.² Gleiches gilt aber natürlich auch für Doku-

* Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag, der ursprünglich im Oktober 2020 auf einem Kolloquium zur Verabschiedung von Prof. Dr. Winfried Müller (Dresden) als langjährigem Direktor des ISGV gehalten werden sollte. Aufgrund der Corona-Pandemie konnte die Veranstaltung nicht stattfinden, sie wird in veränderter Form im Oktober 2021 nachgeholt.

- ¹ Vgl. zum Film als Quelle der Geschichtswissenschaft mit dem jeweils aktuellen Forschungsstand GÜNTHER RIEDERER, Film und Geschichtswissenschaft. Zum aktuellen Verhältnis einer schwierigen Beziehung, in: Gerhard Paul (Hg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 96-113; ALEXANDER KÄSTNER, Mehr als Krieg und Leidenschaft – zur Einführung, in: Ders./Josef Matzerath (Hg.), Mehr als Krieg und Leidenschaft. Die filmische Darstellung von Militär und Gesellschaft der Frühen Neuzeit (Militär und Gesellschaft der Frühen Neuzeit 15/2), Potsdam 2012, S. 243-270, hier insb. S. 254-263; sowie jüngst HELENE ALBERS/KAI WESSEL, Spielfilme, in: Felix Hinz/Andreas Körber (Hg.), Geschichtskultur – Public History – Angewandte Geschichte. Geschichte in der Gesellschaft: Medien, Praxen, Funktionen, Göttingen 2020, S. 197-219; für die Landesgeschichte vgl. MARKUS KÖSTER, Zwischen Quelle, Bildmedium und Historiament. Film in der Landesgeschichte, in: Arnd Reitemeier (Hg.), Landesgeschichte und public history (Landesgeschichte 3), Ostfildern 2020, S. 175-196.
- ² Vgl. zur Nutzung historischen NS-Bild- und Filmmaterials in heutigen Geschichtsdokumentationen JUDITH KEILBACH, Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen (Medien Welten. Braunschweiger Schriften zur Medienkultur 8), Münster 2010, S. 31-137; zur Prägekräft der betreffenden Bilder etwa ebd., S. 37: „Diese Bilder bestimmen maßgeblich die visuelle Vorstellung vom Nationalsozialismus.“ Ich danke Thomas Lindenberger (Dresden) für

mentarfilme, die – bei allem Streben nach Objektivität, etwa durch fachwissenschaftliche Beratung – selbstverständlich immer auch Zeugnisse ihrer eigenen Zeit sind und dementsprechend standortgebunden und perspektivisch über historische Sachverhalte unterrichten, und das heißt, bestimmte Geschichtsbilder entwerfen.

In diesem Zusammenhang sind auch Spielfilme zu nennen, die historische Stoffe verarbeiten oder historische Settings abbilden und damit unsere Vorstellung von Vergangenheit prägen.³ Man denke nur an die unzähligen Cowboy-Filme, die zusammen mit Karl-May-Romanen unser Bild des ‚Wilden Westen‘ bestimmen,⁴ die Mantel-und-Degen-Streifen, die ein sehr spezielles Bild der frühneuzeitlichen Adelskultur entwerfen,⁵ oder auch Fantasy-Produktionen, die im Kern – trotz aller Drachen und Fabelwesen – Bilder mittelalterlicher Gesellschaften, von ritterlicher Kultur, Fehdewesen, dynastischer Herrschaft usw. produzieren.⁶ Als Teil der Unterhaltungskultur sind gerade Spielfilme massenwirksam, das heißt, sie haben das Potenzial, viele Menschen zu erreichen,⁷ und das häufig nicht nur einmal, sondern – durch Wiederholungen im Fernsehen sowie neuerdings durch die Verfügbarkeit in Mediatheken und bei Streamingdiensten – immer wieder und

diesen Hinweis. Zu Riefenstahl vgl. jüngst NINA GLADITZ, Leni Riefenstahl. Karriere einer Täterin, Zürich 2020.

- ³ Vgl. den konzisen Überblick von ALBERS/WESSEL, Spielfilme (wie Anm. 1), hier insb. S. 205-207; sowie empirisch unterlegt ANDREAS SOMMER, Geschichtsbilder und Spielfilme. Eine qualitative Studie zur Kohärenz zwischen Geschichtsbild und historischem Spielfilm bei Geschichtsstudierenden (Geschichtskultur und historisches Lernen 5), Berlin 2010.
- ⁴ BERND KIEFER/NORBERT GROB (Hg.), Filmgenres. Western, Stuttgart 2003; ROLF-BERNHARD ESSIG/GUDRUN SCHURY, Karl May, in: Etienne François/Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 3, München 2001, S. 107-121; ALEXANDRA SEITZ, Die deutschen Karl-May-Filme, in: Bodo Traber/Hans J. Wulff (Hg.), Filmgenres. Abenteuerfilm, Stuttgart 2004, S. 148-151; JOHANNES ZEILINGER, Karl May, in: André Thieme/Matthias Donath (Hg.), Sächsische Mythen. Elbe – August – Eierschecke, Leipzig 2011, S. 244-258.
- ⁵ GERHARD MIDDING, Der Mantel-und-Degen-Film, in: Traber/Wulff, Abenteuerfilm (wie Anm. 4), S. 54-66; FABIENNE LIPTAY/MATTHIAS BAUER (Hg.), Filmgenres. Historien- und Kostümfilm, Stuttgart 2013.
- ⁶ ANDREAS FRIEDRICH (Hg.), Filmgenres. Fantasy- und Märchenfilm, Stuttgart 2003; als jüngeres Beispiel vgl. in unserem Zusammenhang ZITA EVA ROHR/LISA BENZ (Hg.), Queenship and the Women of Westeros. Female Agency and Advice in Game of Thrones and A Song of Ice and Fire (Queenship and Power), Cham 2020.
- ⁷ Vgl. zur Dresdner Kinokultur das von Winfried Müller am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde geleitete Forschungsprojekt „1918 als Achsenjahr der Massenkinokultur. Kino, Filmindustrie und Filmkunstdiskurse in Dresden vor und nach 1918“. Die Ergebnisse liegen als interaktive Webseite vor: Dresdner Kinokultur, URL: <https://kino.isgv.de/> [Zugriff 4. April 2021]; vgl. außerdem WOLFGANG FLÜGEL/MERVE LÜHR/WINFRIED MÜLLER (Hg.), Urbane Kinokultur. Das Lichtspieltheater in der Großstadt 1895–1949 (ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie 2), Dresden 2020, URL: https://www.isgv.de/files/content/publikationen/isgv-digital/2020_ISGV-UrbaneKinokultur.pdf [Zugriff 4. April 2021]; WINFRIED MÜLLER, Ein neues Medium wird geädelt. König Friedrich August III. von Sachsen geht ins Kino, in: Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie 32 (2020), S. 79-91.

über Generationen. Durch das populäre Medium Film und seine Breitenwirkung haben solche Geschichtsbilder jedenfalls eine größere Reichweite als detaillierte Quellenforschungen, die in Aufsätzen und Büchern für die ‚scientific community‘ münden.⁸

Ein herausragendes Beispiel hierfür ist die DEFA-Produktion „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ von Albrecht Börner (Szenarium) und Hans-Joachim Kasprzik (Drehbuch, Regie).⁹ Gedreht in den 1980er-Jahren an originalen Schauplätzen in der DDR, aber auch an Orten in Tschechien und in der Sowjetunion, die als Ersatz für die kriegs- und nachkriegsbedingten Zerstörungen historischer Bausubstanz in Deutschland und Polen dienten, wurde der sechsteilige Filmzyklus 1985 und 1987 im DDR-Fernsehen ausgestrahlt und erreichte ein Millionenpublikum. Zudem erwarb die ARD die Lizenzrechte, sodass der Mehrteiler schon 1987 auch in der Bundesrepublik gezeigt werden konnte. Seitdem werden die Filme

⁸ Die Vielfalt von populären Medien der Geschichtskultur ist mittlerweile überaus groß und umfasst nicht nur den Film, sondern etwa auch Comics, Living History, Digitale Spiele und vieles andere mehr; vgl. diesbezüglich das aktuelle Handbuch von HINZ/KÖRBER (Hg.), *Geschichtskultur* (wie Anm. 1).

⁹ Eine intensivere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Filmserie – sowohl aus geschichtswissenschaftlicher als auch aus film- oder literaturwissenschaftlicher Perspektive – fehlt. Bislang liegen lediglich kleinere Überblicksartikel vor, die weitgehend deskriptiv sind und allenfalls erste Ansätze zur Interpretation bieten; vgl. SABINE SPINDLER, *Preußen in den DDR-Medien*, dargestellt am Beispiel von „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“, in: *Der Wandel des Preußenbildes in den DDR-Medien* (Schriftenreihe Medienberatung 1), hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn ²1997, S. 11-18; JÖRG-UWE FISCHER, „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“. Spannender Geschichtsunterricht im DDR-Fernsehen, in: *Dresdner Hefte 111* (2012): Sachsen und Preußen. Geschichte eines Dualismus, S. 72-80; MADELEINE BROOK, *Popular History and Fiction. The Myth of August the Strong in German Literature, Art and Media* (Cultural Identity Studies 28), Bern u. a. 2013, S. 194-199; STEPHAN GUTSCHMIDT, *Sachsens Glanz und Preußens Gloria*, in: Frank Göse u. a. (Hg.), *Preußen und Sachsen. Szenen einer Nachbarschaft*, Dresden 2014, S. 490 f.; MATTHIAS DONATH, *August der Starke im Film*, in: André Thieme/Matthias Donath (Hg.), *350 Jahre Mythos August der Starke. Geschichte. Macht. Ihr., Königsbrück 2020*, S. 126-139, hier S. 134-136. Zum DDR-Fernsehen vgl. umfassend RÜDIGER STEINMETZ/REINHOLD VIEHOFF (Hg.), *Deutsches Fernsehen Ost. Eine Programmggeschichte des DDR-Fernsehens*, Berlin 2008, wo der Filmzyklus zwar „als vor allem unterhaltsamer Ausstattungsfilm“ (S. 479) erwähnt, aber nicht näher besprochen wird. Zur DEFA liegen zahlreiche Publikationen vor, die aber in der Regel die Fernsehproduktionen nicht oder nur am Rande behandeln; vgl. u. a. *Der geteilte Himmel. Höhepunkte des DEFA-Kinos 1946–1992*, hrsg. vom Filmarchiv Austria, 2 Bde., Wien 2001; DAGMAR SCHITTLY, *Zwischen Regie und Regime. Die Filmpolitik der SED im Spiegel der DEFA-Produktionen* (Forschungen zur DDR-Gesellschaft), Berlin 2002; BARBARA EICHINGER/FRANK STERN (Hg.), *Film im Sozialismus – die DEFA*, Wien 2009; MARC SILBERMAN/HENNING WRAGE (Hg.), *DEFA at the Crossroads of East German and International Film Culture. A Companion* (Companions to Contemporary German Culture 4), Berlin/Boston 2014; CORNELIA KLAUSS/RALF SCHENK (Hg.), *Sie. Regisseurinnen der DEFA und ihre Filme*, Berlin 2019.

regelmäßig im Fernsehen wiederholt,¹⁰ gelegentlich auch auf der großen Leinwand gezeigt,¹¹ und jüngst brachte der MDR zum 35. Jubiläum des Filmstarts eine ausführliche Dokumentation heraus.¹² Der Erfolg des Mehrteilers scheint ungebrochen, und auch die literarische Vorlage – die sogenannte Sachsentrilogie des polnischen Autors Józef Ignacy Kraszewski (1812–1887) mit den Romanen „Hrabina Cosel“ („Gräfin Cosel“, 1873), „Brühl“ (1874) und „Z siemioletniej wojny“ („Aus dem Siebenjährigen Krieg“, 1875) – erfreut sich nach wie vor großer Beliebtheit.¹³ Allein für den Roman über die Cosel liegen seit 1952 laut Katalog der Deutschen Nationalbibliothek 24 deutschsprachige Auflagen vor, die letzte stammt von 2019.¹⁴

Hinsichtlich der Entstehung und Verbreitung von Geschichtsbildern ist zu betonen, dass der Filmzyklus mehrere Zeitschichten miteinander verbindet und einen komplexen Aneignungsprozess von Geschichte abbildet: Die Handlung spielt im Sachsen des 18. Jahrhunderts, genauer im augusteischen Zeitalter, zu dem es eine reiche Quellenüberlieferung und eine – nicht ganz so reiche, jedenfalls seiner Bedeutung nicht entsprechende – Forschungsliteratur gibt.¹⁵ Die Darstellung

¹⁰ FISCHER, Sachsens Glanz (wie Anm. 9), S. 78; vgl. auch <https://www.fernsehserien.de/sachsens-glanz-und-preussens-gloria/sendetermine/-1> [Zugriff 3. Januar 2021].

¹¹ Vgl. <https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2019/11/11/sachsens-glanz-und-preussens-gloria-in-der-slub-und-im-verkehrsmuseum/> [Zugriff 3. Januar 2021].

¹² Sachsens Glanz und Preußens Gloria. Geheimnis einer Serie, Film von Kerstin Mauersberger, MDR 2020; Ausstrahlung der 45-min.-Fassung im Dezember 2020, eine 90-min.-Fassung wird im Frühjahr 2021 gezeigt; <https://www.mdr.de/tv/programm/sendung910452.html> [Zugriff 3. Januar 2021]. Vgl. auch die Sachbücher zum Film von ALBRECHT BÖRNER, Sachsens Glanz und Preußens Gloria, Jena/Quedlinburg 2007, und – basierend auf einer Zeitungsserie in der Morgenpost Sachsen – JENS JUNGMANN, Sachsens Glanz & Preußens Gloria, Dresden 2012, die die Handlung des Films nacherzählen und über die Dreharbeiten berichten sowie populärwissenschaftlich über die historischen Hintergründe informieren; zum Entstehungshintergrund außerdem DIRK JUNGNIKEL, „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“. Werkstattgespräch mit Albrecht Börner zur Stoffentwicklung und Entstehungsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Preußenbildes in der DDR, in: Wandel des Preußenbildes (wie Anm. 9), S. 19–33.

¹³ Vgl. zum Autor ERHARD HEXELSCHNEIDER, Kraszewski, Józef Ignacy, in: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> [Zugriff 3. Januar 2021]; zur Sachsentrilogie BROOK, Popular History (wie Anm. 9), S. 185–194.

¹⁴ Vgl. <https://portal.dnb.de/opac.htm?query=%22kraszewski%22+and+cosel&method=simpleSearch&cqlMode=true> [Zugriff 3. Januar 2021].

¹⁵ Das zeigt sich schon daran, dass es zu keinem der beiden Kurfürst-Könige aus jüngerer Zeit eine wissenschaftliche Biografie gibt. Die Arbeiten von Jacek Staszewski bilden hier eine Ausnahme, sind allerdings auch schon wieder einige Jahrzehnte alt; JACEK STASZEWSKI, August III Sas [August III. der Sachse], Wrocław 1989; DERS., August III. Kurfürst von Sachsen und König von Polen. Eine Biographie, Berlin 1996; DERS., August II Mocny [August II. der Starke], Wrocław/Warszawa/Kraków 1998. Zur Sächsisch-polnischen Union vgl. in jüngerer Zeit Sachsen und Polen zwischen 1697 und 1765 (Saxonia. Schriftenreihe des Vereins für sächsische Geschichte 4/5), hrsg. vom Verein für Sächsische Landesgeschichte, Dresden 1998; REX REXHEUSER (Hg.), Die Per-

dieser Epoche, der Ereignisse und Personen basiert allerdings auf der literarischen Vorlage Kraszewskis, der viele Jahre im Exil in Dresden gelebt und sich hier den historischen Stoff erarbeitet hat. Seine Interpretation der sächsisch-polnischen Kurfürsten-Könige August II. (reg. 1694/97–1733) und August III. (reg. 1733–1763) ist sehr stark von der polnischen Nationalbewegung seiner Zeit geprägt und fällt für die von außen kommenden Monarchen entsprechend negativ aus.¹⁶ In den Filmen wurde diese Gesamtaussage der Romanvorlage nicht übernommen, sondern ein positiveres Bild der Epoche aus deutscher bzw. DDR-Perspektive gezeichnet. Die Spätphase der DDR, in der der Filmzyklus gedreht wurde, bildet die dritte Zeitschicht. Sie war kulturpolitisch von der sogenannten Erbe-Diskussion geprägt, bei der es um die Frage ging, wie der sozialistische Staat sich zur deutschen Geschichte verhalten sollte.¹⁷ Hatte man in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der DDR nur die revolutionären oder angeblich revolutionären Traditionen für die eigene historische Identität reklamiert, wurde der Anspruch seit den späten 1970er-Jahren auf die gesamte deutsche Geschichte als ‚Erbe‘ ausgeweitet. Damit gerieten etwa auch Luther und die Reformation, Friedrich der Große und schließlich auch Sachsen und seine Kurfürsten in den Blick.¹⁸ Die Pläne zum Wiederaufbau der Dresdner Altstadt und insbesondere des Schlosses sind ein Teil

sonalunionen von Sachsen-Polen 1697–1763 und Hannover-England 1714–1837. Ein Vergleich (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 18), Wiesbaden 2005; FRANK-LOTHAR KROLL/HENDRIK THOSS (Hg.), *Zwei Staaten, eine Krone. Die polnisch-sächsische Union 1697–1763*, Berlin 2016.

- ¹⁶ So lassen sich etwa nach einer jüngeren Interpretation die Gräfin Cosel bei Kraszewski als Sinnbild für das im 19. Jahrhundert von der Landkarte verschwundene Polen und August der Starke als die auswärtige, nicht polnische Macht interpretieren, die sich dieses Landes unberechtigterweise bemächtigt hat; KAROLINA KURZAK, *Noble Faces and Beautiful Souls. Luxury in J. I. Kraszewski's ‚The Countess Cosel‘*, in: *Australian Slavonic and East European Studies* 19 (2005), S. 117–142; vgl. hierzu BROOK, *Popular History* (wie Anm. 9), S. 189–194. Vgl. außerdem mit übergreifender Perspektive MARTIN MUNKE, *Sachsens Glanz – Preußens Gloria – Polens Niedergang. Zum Bild der Sächsisch-polnischen Union bei Józef Ignacy Kraszewski*, in: Kroll/Thoss, *Zwei Staaten* (wie Anm. 15), S. 317–344. Zur polnischen Beurteilung der Sachsenkönige vgl. MIŁOŠ ŘEZNÍK, *August der Starke. Guter Mäzen und schlechter König?*, in: Hans Henning Hahn/Robert Traba (Hg.), *Deutsch-polnische Erinnerungsorte*, Bd. 2: *Geteilt / Gemeinsam*, Paderborn 2014, S. 273–293, hier insb. S. 274–280.
- ¹⁷ Vgl. JAN HERMAN BRINKS, *Die DDR-Geschichtswissenschaft auf dem Weg zur deutschen Einheit. Luther, Friedrich II. und Bismarck als Paradigmen politischen Wandels*, Frankfurt am Main/New York 1992; HANS ALEXANDER KRAUSS, *Die Rolle Preußens in der DDR-Historiographie. Zur Thematisierung und Interpretation der preußischen Geschichte durch die ostdeutsche Geschichtswissenschaft (Europäische Hochschulschriften III/544)*, Frankfurt am Main u. a. 1993.
- ¹⁸ Vgl. in landesgeschichtlicher Perspektive WINFRIED MÜLLER, *Landes- und Regionalgeschichte in Sachsen 1945–1989. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaften in der DDR*, in: Enno Bünz (Hg.), *100 Jahre Landesgeschichte (1906–2006)*. Leipziger Leistungen, Verwicklungen und Wirkungen (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 38), Leipzig 2012, S. 345–447, hier S. 398–403.

dieses neuen Umgangs der DDR mit der deutschen Geschichte,¹⁹ eine intensivierte Forschung zur sächsischen Geschichte in den 1980er-Jahren ein zweiter,²⁰ die Aufbereitung dieser Geschichte im Film schließlich ein dritter und vielleicht der bis heute wirkmächtigste Teil. Die wissenschaftliche Beratung erfolgte durch niemand anderen als den Leipziger Landeshistoriker Karl Czok (1926–2013), der in dieser Zeit gleich mit zwei publikumswirksamen Büchern über August den Starken das Bild des Kurfürsten und Sachsens im Barock nachhaltig prägte.²¹

Der Frage nachzugehen, wie historisch wahrheitsgetreu der Filmzyklus die Epoche, bestimmte Ereignisse der sächsischen Geschichte und die handelnden Personen zeigt, erscheint müßig, ginge es doch um eine Rekonstruktion des Forschungsstandes der 1980er-Jahre und einen diesbezüglichen Abgleich mit dem Film. Ein solches Vorgehen ist aber auch methodisch überholt.²² Denn dies würde dem Genre nicht gerecht, das zwar von einem historischen Stoff ausgeht, diesen aber natürlich künstlerisch adaptiert und durchformt. Auch Historienfilme sind nicht losgelöst von ihrer Zeit zu verstehen, sie sind immer auch ein Spiegel ihrer Gegenwart, die ihren Geschichten eingeschrieben ist.²³ So lässt sich „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ in vielerlei Hinsicht als Kommentar zur politischen und gesellschaftlichen Situation in der DDR in den 1980er-Jahren lesen, enthält viele Anspielungen auf den Alltag, aber auch die politische Situation der Zeit und reflektiert das Verhältnis zwischen den Mächtigen und der Bevölkerung, auch wenn es vordergründig als Historiendrama daherkommt.²⁴ Diese auf die zeitgenössische Gegenwart ausgerichtete Perspektive wird auch im Folgenden eingenommen, wenn es um die Darstellung von Frauen in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ geht. Es soll nicht gefragt werden, wie nah der Filmzyklus der von der Forschung rekonstruierten historischen Wirklichkeit kommt.²⁵ Vielmehr wird

¹⁹ Dresdner Hefte 38 (1994): Das Dresdner Schloß. Geschichte und Wiederaufbau; REINHARD SPEHR, Archäologie im Dresdner Schloss. Die Ausgrabungen 1982 bis 1990 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 50), Dresden 2006.

²⁰ Vgl. als Summe dieser Forschungen KARL CZOK (Hg.), Geschichte Sachsens, Weimar 1989.

²¹ KARL CZOK, August der Starke und Kursachsen, Leipzig 1987; der Band erlebte bis 2006 mehrere Neuauflagen; vgl. außerdem DERS., Am Hofe Augusts des Starken, Leipzig 1989. Kurz zuvor erschienen war bereits die ebenfalls populärwissenschaftliche Biografie von GEORG PILTZ, August der Starke. Träume und Taten eines deutschen Fürsten – Biographie, Berlin-Ost 1986.

²² Vgl. ALBERS/WESSEL, Spielfilme (wie Anm. 1), S. 210.

²³ Vgl. zur Perspektive der Filmschaffenden ALBERS/WESSEL, Spielfilme (wie Anm. 1), S. 207–210.

²⁴ Zu diesen Aspekten des Filmzyklus plane ich einen separaten Aufsatz.

²⁵ Die Forschung zur Rolle von Frauen bei Hof und zu weiblicher Herrschaftspartizipation wird seit etwa zwei Jahrzehnten mit zunehmender Intensität betrieben, spielte aber zur Zeit der Entstehung des Filmzyklus weder in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion in der DDR noch in der Bundesrepublik eine Rolle; vgl. für Sachsen u. a. MARTINA SCHATTKOWSKY (Hg.), Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung (Schriften zur sächsischen Geschichte

zunächst die Darstellung von Frauen mit Blick auf die filmimmanenten Erzählstrategien analysiert (I), um sodann auf dieser Grundlage die in der Darstellung reflektierte Rolle von Frauen in der DDR zu diskutieren (II).

I. Die Darstellung von Frauen in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“

Abgesehen von zahlreichen Statistinnen, die die Bälle und Feste bei Hofe oder die Straßen Dresdens bevölkern, kommen Frauen in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ in zwei herausgehobenen Positionen vor – als Ehefrau und als Mätresse oder Geliebte.²⁶ In den ersten beiden Teilen mit dem Titel „Gräfin Cosel“ steht selbstverständlich Anna Constantia von Hoym (1680–1765), die spätere Gräfin Cosel, im Mittelpunkt (Abb. 1). Sie war seit 1704 die Mätresse des sächsischen Kurfürsten und polnischen Königs August II., des Starken, erlangte von ihm sogar ein Eheversprechen, fiel dann aber aufgrund von veränderten politischen Konstellationen am sächsisch-polnischen Hof in Ungnade und wurde 1713 vom Hof nach Schloss Pillnitz verbannt. 1715 floh sie nach Berlin, wurde aber 1716 vom preußischen König an Sachsen ausgeliefert und sodann auf Burg Stolpen bis zu ihrem Lebensende festgesetzt. Die Geschichte der Cosel am Dresdner Hof und ihr Schicksal in jahrzehntelanger Gefangenschaft hat den Blick der Nachwelt auf August den Starken und das augusteische Zeitalter stark geprägt, und zwar so sehr, dass sich über die Epoche mittlerweile eine dicke Sedimentschicht aus Mythen und Legenden gelegt hat, gegen die die weiterhin nur disparate Forschung kaum

und Volkskunde 6), Leipzig 2003; UTE ESSEGERN, Fürstinnen am kursächsischen Hof. Lebenskonzepte und Lebensläufe zwischen Familie, Hof und Politik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 19), Leipzig 2007; ANNE-SIMONE KNÖFEL, Dynastie und Prestige. Die Heiratspolitik der Wettiner (Dresdner historische Studien 9), Köln/Weimar/Wien 2009; KATRIN KELLER, Kurfürstin Anna von Sachsen (1532–1585), Regensburg 2010; JENS KLINGNER/ANDRÉ THIEME (Hg.), Die Korrespondenz der Herzogin Elisabeth von Sachsen und ergänzende Quellen (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 3), bislang 2 Bde., Leipzig 2010/2017; DÖRTHE BUCHHESTER, Die Familie der Fürstin. Die herzoglichen Häuser der Pommern und Sachsen im 16. Jahrhundert. Erziehung, Bücher, Briefe (Medieval to Early Modern Culture/Kultureller Wandel vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit 15), Frankfurt am Main u. a. 2015; ANDREAS RUTZ, Beten für den Gatten. Zur Inszenierung von Weiblichkeit in den Briefen Sibylles von Jülich-Kleve-Berg an Johann Friedrich von Sachsen (1546 bis 1553), in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 90 (2019), S. 43–64.

²⁶ Filmszenen aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ [SGPG] werden im Folgenden mit dem jeweiligen Filmteil und unter Angabe von Stunde, Minute und Sekunde (00:00:00) des Szenenbeginns angegeben; zitiert wird die folgende DVD-Ausgabe: Sachsens Glanz und Preußens Gloria (DDR TV-Archiv), 3 DVDs, ca. 540 Min., © DEFA-Studio Spielfilme im Auftrag von Deutscher Fernsehfunk/Fernsehen der DDR 1985 und 1987, Hamburg: Studio Hamburg Enterprises GmbH 2013.

anzuschreiben vermag.²⁷ Kraszewski und der hier untersuchte Filmzyklus sind daran nicht ganz unschuldig.²⁸

Es ist hier nicht der Ort, diese Mythen und Legenden genauer zu überprüfen, sondern es geht um die filmische Darstellung. Die Cosel wird in den beiden Filmtiteln in doppelter Perspektive charakterisiert, einerseits – im Sinne einer Charakterstudie – als starke, handlungsmächtige Frau und andererseits – in der Perspektive des höfischen Umfelds – als Spielball von Einzelinteressen, für die sie instrumentalisiert wird. Bereits am Anfang des ersten Teils wird diese Interpretation der historischen Figur in mehreren Szenen deutlich gemacht: Nach einer eindrucksvollen Krönungszeremonie, die der Charakterisierung Augusts des Starken dient, einer knappen historischen Einführung in die europäischen Konfliktlagen des frühen 18. Jahrhunderts und einer Reihe von Kriegsszenen, die Augusts Scheitern im Großen Nordischen Krieg gegen die Schweden zeigen, kommt der siegreiche König Karl XII. von Schweden (reg. 1697–1718) auf das Schloss der Grafen von Hoym, wo er – und wir als Zuschauer ebenfalls – erstmals Anna Constantia begegnet.²⁹ In der folgenden Unterredung wird sie angesichts der Plünderungen durch die Schweden, die auch ihr Schloss und ihre Leute heimsuchen, als äußerst willensstark und geradezu furchtlos dargestellt. Ohne Rücksichtnahme auf den Status des Königs, empfängt sie ihn mit den Worten „Beteiligen sich Majestät jetzt persönlich

²⁷ Zur Biografie Anna Constantias vgl. immer noch KARL VON WEBER, Anna Constance Gräfin von Cossell, nach archivalischen Quellen, in: Archiv für die Sächsische Geschichte 9 (1871), S. 1-78, 113-164; sowie die romanhafte, aber quellenbasierte Lebensbeschreibung von GABRIELE HOFFMANN, Constantia von Cosel und August der Starke. Die Geschichte einer Mätresse, Bergisch Gladbach 1984; außerdem in jüngerer Zeit JENS GAITZSCH, Lebenslang verbannt. Die Gefangenschaft der Gräfin Cosel 1716–1765. Zum 250. Todestag der Anna Constantia von Cosel, Markkleeberg 2015, sowie die erweiterte Fassung DERS., Gräfin Cosel. Quellenkundliche Materialsammlung. Zum 250. Todestag der Anna Constantia von Cosel (31. März 2015) und dem 300. Beginn ihrer Gefangenschaft auf Burg Stolpen (24. Dezember 2016) (2020), URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-710250> [Zugriff 3. Mai 2021]. Ein stärker thesenorientierter, aber bislang nicht von der sächsischen Landesgeschichte aufgegriffener Zugriff findet sich bei FRANK GÖSE, Vom Aufstieg und Fall einer Favoritin. Die Gräfin Cosel, in: Michael Kaiser/Andreas Pečar (Hg.), Der zweite Mann im Staat. Oberste Amtleute und Favoritin im Umkreis der Reichsfürsten in der Frühen Neuzeit (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 32), Berlin 2003, S. 101-120.

²⁸ Zum Mythos Cosel vgl. JENS GAITZSCH, Gräfin Cosel, in: Thieme/Donath, Sächsische Mythen (wie Anm. 4), S. 148-159; DERS., Gräfin Cosel – Augusts große Liebe, in: Thieme/Donath, 350 Jahre Mythos (wie Anm. 9), S. 52-69; außerdem zum Mythos Augusts des Starken KATRIN KELLER, Landesgeschichte zwischen Wissenschaft und Politik. August der Starke als sächsisches „Nationalsymbol“, in: Konrad H. Jarausch/Matthias Middell (Hg.), Nach dem Erdbeben. (Re-)Konstruktion ostdeutscher Geschichte und Geschichtswissenschaft (Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 5), Leipzig 1994, S. 195-215; MATTHIAS DONATH, August der Starke, in: Thieme/Donath, Sächsische Mythen (wie Anm. 4), S. 137-147; ŘEZNÍK, August der Starke (wie Anm. 16); sowie ausführlich BROOK, Popular History (wie Anm. 9).

²⁹ SGPG, Teil I, 00:10:32.



Abb. 1: Szenenfoto aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ mit Dietrich Körner als August der Starke und Marzena Trybala als Gräfin Cosel.

an der Ausplünderung wehrloser Damen?“, wobei sie zumindest verbal gar nicht so wehrlos wirkt.³⁰ Wir sehen hier also eine Frau, die – während ihr Mann offensichtlich nicht im Hause ist – autonom handelt und sich nicht in eine vermeintlich weibliche Rolle fügt, sondern dem Mann, dem König gegenübertritt und sich und ihre Leute verteidigt.

Das genaue Gegenbild liefert eine Szene wenig später:³¹ August sucht nach seiner Niederlage Trost bei einem Trinkgelage mit seinen Getreuen. Das Gespräch dreht sich schließlich um Frauen und deren Schönheit bzw. ihre sexuelle Anziehungskraft. Mit dabei ist Anna Constantias Ehemann Adolph Magnus von Hoym (1668–1723), der als Direktor des sächsischen Generalakzise-Kollegiums enger

³⁰ Ganz ähnlich furchtlos zeigt sie sich kurz darauf bei einer Kutschfahrt nach Dresden, wo sie dem sie kontrollierenden schwedischen Soldaten entgegenhält: „Habt Ihr Euch vom Plündern aufs Wegelagern gelegt, Monsieur?“, SGPG, Teil I, 00:19:58.

³¹ SGPG, Teil I, 00:15:37.

Vertrauter Augusts war.³² Am Ende wird über das Aussehen der den Anwesenden noch unbekanntem Gräfin von Hoym spekuliert, deren Schönheit von ihrem Mann gepriesen wird. Sie sei „so schön, wie eine Göttin“, in Sachsen, ja in Europa finde man nicht ihresgleichen.³³ Man wettet schließlich auf die Schönheit der Gräfin und lässt sie – gegen ihren Willen – nach Dresden bringen.³⁴ Auf dem Hofball am folgenden Tag wird sie mit August bekannt gemacht³⁵ und es beginnt ein längerer Erzählstrang, der nicht nur die Bemühungen des Kurfürsten um Anna Constantia zeigt, sondern insbesondere auch die Versuche seines Umfelds, angeführt von dem Minister Jakob Heinrich Graf von Flemming (1667–1728),³⁶ sie zur neuen Mätresse des Kurfürst-Königs zu machen. Anna Constantia wird in diesem Zusammenhang als Objekt dargestellt, über das von Männern sexuell konnotiert gesprochen wird, welches der Ehemann symbolisch verwettet und das von bestimmten Akteuren bei Hof schließlich für die eigenen Machtpläne und politischen Strategien benutzt wird. Anna Constantia, die sich im Gespräch mit August und beim Tanz mit ihm in weiblicher Bescheidenheit übt, ihn dann aber zurückweist, ist also nicht mehr handlungsmächtig, wie noch in der Auseinandersetzung mit dem Schwedenkönig. Vielmehr ist ihre Karriere als Mätresse längst ohne ihr eigenes Zutun angebahnt.

Unterstrichen wird diese Charakterisierung dadurch, dass August sich nach der Abfuhr von Anna Constantia seiner früheren Mätresse, Ursula Katharina von Altenbockum (1680–1743) – der Gräfin Teschen,³⁷ zuwendet und mit ihr vor den

³² ALFONS PERLICK, Art. ‚Hoym, Adolf Magnus Graf von‘, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 9, Berlin 1972, S. 670 f.

³³ SGPG, Teil I, 00:17:36.

³⁴ Diese Anekdote geht, wie vieles andere, was im Zusammenhang mit den Mätressen am Dresdner Hof kolportiert wird, auf CARL LUDWIG VON PÖLLNITZ, *Das galante Sachsen* (1734), München 1995, S. 147 f., zurück.

³⁵ SGPG, Teil I, 00:22:30.

³⁶ JOCHEN VÖTSCH, Jakob Heinrich von Flemming, in: *Sächsische Biografie*, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> [Zugriff 5. April 2021].

³⁷ Die Mätressen Augusts des Starken sind mit Ausnahme der Cosel (vgl. oben Anm. 27 und 28) und Maria Aurora von Königsmarck (1662–1728) kaum erforscht; vgl. SYLVIA KRAUSS-MEYL, „Die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte“. Maria Aurora Gräfin von Königsmarck, Regensburg ³2012; RIEKE BUNING/BEATE-CHRISTINE FIEDLER/BETTINA ROGGMANN (Hg.), *Maria Aurora von Königsmarck. Ein adeliges Frauenleben im Europa der Barockzeit*, Köln/Weimar/Wien 2015. Zu den übrigen Frauen fehlen selbst kurze biografische Abrisse oder sind völlig veraltet, zur Gräfin Teschen etwa liegt nur in der Allgemeinen Deutschen Biographie, nicht aber in der Neuen Deutschen Biographie oder der Sächsischen Biografie ein Artikel vor; HEINRICH THEODOR FLATHE, Art. ‚Lubomirska, Ursula Katharina Fürstin von‘, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 19, Leipzig 1884, S. 333 f.; vgl. aber Art. ‚Lubomirska, Ursula Katarzyna‘, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 17, Warszawa 1972, S. 634 f. Die umfassendste Darstellung bietet immer noch THEODOR GRIESINGER, *Die Mätressenwirtschaft in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*, Bd. 1: *Der Hof von Dresden*, Bd. 2: *Der Hof von Dresden und Hannover*, Stuttgart 1874; Hinweise auf die Lebensläufe einzelner Mätressen am sächsischen Hof, wenn auch teilweise in

Augen Annas ein Rendezvous verabredet.³⁸ Letztlich sind beide Frauen nur Figuren in einem männlich dominierten Spiel. Auch die vormalige Mätresse hat keinerlei Rechte, die sie geltend machen kann, sondern ist auf die Gunst des Monarchen angewiesen. Dass Anna Constantia zudem auch das Geschöpf einer Hofpartei ist, zeigt sich am Ende des ersten Teils noch einmal überdeutlich, als sich der Machtkampf zwischen Cosel und Flemming zuspitzt und der Minister mit seinen Getreuen bespricht, was gegen diese „ungekrönte Königin“ unternommen werden könne. Schlussendlich resümiert Flemming: „Aber haben wir die Mittel gefunden, sie auf den Thron zu heben, werden wir auch die Mittel finden, sie wieder herabzustürzen“.³⁹ Die Abhängigkeit der Mätresse von ihren männlichen Gönnern bei Hofe wird dadurch mehr als deutlich. Und tatsächlich reist Flemming nun allein mit August nach Polen und sucht in Warschau nach einer neuen Mätresse für ihn, um die Cosel zu ersetzen. Dabei wird der Objektstatus der gesuchten Partie ganz unumwunden eingestanden, ja sogar gefordert. Denn die neue Mätresse solle jugendliche Koketterie besitzen, Geist und Ehrgeiz seien für diese Funktion hingegen eher abträglich, wie Flemming zu Beginn des zweiten Teils im Gespräch mit seiner Cousine Margareta Elisabeth von Flemming (1664–1728), der Frau des Kronschatzmeisters Jan Jerzy Przebendowski (1638–1729), äußert.⁴⁰ Die neue Mätresse sollte also das Gegenteil der Cosel sein, die ja Koketterie und Geist kongenial miteinander verband.

Ex negativo scheint hier wiederum die eingangs erwähnte Charakterisierung der Cosel als autonome Akteurin auf, und als solche wird sie auch im Film immer wieder porträtiert. Das ist besonders auffällig in den vielen Szenen, in denen die Cosel nicht nur als politisch interessiert gezeigt wird, sondern sich tatsächlich auch als politische Beraterin Augusts engagiert und so ihren politischen Überzeugungen Geltung zu verschaffen sucht. Ins Spiel gebracht wird diese Möglichkeit einer informellen Einflussnahme auf den Monarchen ausgerechnet von der Gräfin

populärwissenschaftlicher Form, finden sich bei WALTER FELLMANN, *Mätressen*, Leipzig 1994; THOMAS KUSTER, *Aufstieg und Fall der Mätresse im Europa des 18. Jahrhunderts. Versuch einer Darstellung anhand ausgewählter Personen*, Nordhausen 2003; ANNA EUNIKE RÖHRIG, *Mätressen und Favoriten. Ein biographisches Handbuch*, Göttingen 2010. Aktuelle Forschungen zum Mätressenwesen liegen insb. für Frankreich vor; für die Fürstenhöfe im Reich vgl. monografisch lediglich SYBILLE OSSWALD-BARGENDE, *Die Mätresse, der Fürst und die Macht. Christina Wilhelmina von Grävenitz und die höfische Gesellschaft (Geschichte und Geschlechter 32)*, Frankfurt am Main/New York 2000; außerdem begegnen Mätressen in übergreifenden Studien zu Frauen bei Hofe, etwa bei BRITTA KÄGLER, *Frauen am Münchener Hof (1651–1756)* (Münchener Historische Studien. Abteilung Bayerische Geschichte 18), Kallmünz 2011, S. 272–301; kunstgeschichtlich ausgerichtet ist ANDREAS TACKE (Hg.), „... wir wollen der Liebe Raum geben“. Konkubinate geistlicher und weltlicher Fürsten um 1500 (Schriftenreihe der Stiftung Moritzburg 3), Göttingen 2006.

³⁸ SGPG, Teil I, 00:27:11.

³⁹ SGPG, Teil I, 01:27:00.

⁴⁰ SGPG, Teil II, 00:05:04. Zu Przebendowski vgl. Art. „Przebendowski, Jan Jerzy“, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 28, Warszawa 1985, S. 649–658.

Henriette Amalie Reuß (1668–1732), die mit Flemming daran arbeitet, Anna Constantia als Mätresse Augusts zu installieren – und am Ende ihre Absetzung zu betreiben, weil sie politisch zu einflussreich geworden war. Gräfin Reuß verspricht ihr bei einem Besuch die höchste Stellung bei Hofe und erläutert ihr in diesem Zusammenhang die politische Bedeutung einer Mätresse und die damit zusammenhängende Macht: „Fürsten und Könige verneigen sich vor derjenigen, die eine solche Stelle einnimmt. Sie ist in der Lage, manches Übel zu steuern, Unglückliche vor sicherem Untergang zu retten und andere glücklich zu machen. Ihr wird gestattet, auf die Regierung des Landes einzuwirken. Eine solche Macht hat doch einen hohen Wert.“⁴¹ Und tatsächlich zeigt der Film wenig später, wie umschwärmt Anna Constantia auf einmal von der höfischen Gesellschaft ist, die mit ihren feinen Antennen offenbar sofort den aufsteigenden neuen Stern am Gunstfirmament Augusts erspürt hat.⁴² Auch August selbst befördert die politischen Ambitionen Annas, indem er sie in der frühen Phase seines Werbens für ihre politische Klugheit lobt.⁴³ Sie erwidert nämlich seine Idee, ihr Edelsteine und Schmuck als Widergutmachung für die Plünderungen der Schweden zu schenken, mit dem Hinweis darauf, dass ihr die Freiheit Sachsens und die Würde der sächsischen Untertanen wichtiger seien als ein Ersatz für ihre Perlen, woraufhin August ihr attestiert, dass sie „bestimmt [sei], den Königen zu gebieten. Ihr könnt sie in den Himmel heben oder in die Hölle stürzen.“⁴⁴

Spätere Szenen zeigen Anna Constantia politisch engagiert: Sie versucht den besiegten August davon zu überzeugen, Sachsen wieder fest in die Hand zu bekommen, indem er den schwedischen König durch List und Verrat in seine Gewalt bringt.⁴⁵ August lehnt dies aber ab, woraufhin Anna die Aktion eigenmächtig plant, sie am Ende jedoch aufgrund Augusts Weigerung nicht durchführen kann.⁴⁶ Der Kurfürst-König argumentiert hier mit dem Hinweis auf die königliche Würde und Souveränität, die es auch beim Gegner zu schützen gelte.⁴⁷ Es dürfte kein Zufall sein, dass männliche Rationalität und Ehre im Film ganz plakativ gegen weibliche List und Heimtücke in Stellung gebracht werden, also auf ein häufig reproduziertes Geschlechterstereotyp rekurriert wird. Anna wirft August daraufhin fehlenden Mut vor, was ihn so wütend macht, dass er erst einmal nach Flandern in den Krieg ziehen muss, um sich und der Cosel seine Männlichkeit zu beweisen.⁴⁸ Während der Mann kämpft, liest seine Mätresse Akten und entdeckt bei ihrer Arbeit Unterschlagungen, Bestechungen, Schmiergelder und andere Vergehen, die auf Flemming zurückgehen.⁴⁹ Dies ist ein weiteres starkes Bild des Films,

41 SGPG, Teil I, 00:30:47.

42 SGPG, Teil I, 00:37:14.

43 SGPG, Teil I, 00:38:33.

44 SGPG, Teil I, 00:40:15.

45 SGPG, Teil I, 00:54:05.

46 SGPG, Teil I, 01:03:29.

47 SGPG, Teil I, 01:06:03.

48 SGPG, Teil I, 01:07:28.

49 SGPG, Teil I, 01:09:11.

um die ‚agency‘ der Protagonistin zu unterstreichen, nicht zuletzt durch die unmittelbare Konfrontation des in den Krieg ziehenden, aber letztlich militärisch nicht besonders erfolgreichen Mannes und der – aus heutiger Sicht – dem eigentlichen politischen Geschäft nachgehenden Frau.

Eine intensivere außenpolitische Diskussion führen Anna und August nach der Niederlage Schwedens gegen Russland 1709.⁵⁰ Während August nun seine Chance gekommen sieht, die polnische Krone zurückzuerlangen, will Anna ihn dazu bewegen, auf Polen zu verzichten und dafür das Bündnis mit Dänemark durch die Heirat des gemeinsamen Sohnes zu stärken. Ein diesbezügliches Angebot hat Friedrich IV. von Dänemark (reg. 1699–1730) ihr bereits unterbreitet, was wiederum Anna Constantias Bedeutung in politischen Zusammenhängen unterstreichen soll. Aber August lehnt mit Blick auf seine Ambitionen auf die Kaiserkrone, für die er eine katholische Hausmacht braucht, ab. Als wenn in dieser Szene eine allumfassende politische Beratertätigkeit der Cosel verdeutlicht werden soll, folgt sogleich noch eine kurze innenpolitische Diskussion betreffend die Steuerpolitik des klammen Kurfürsten, der sich von seinem Finanzminister eine neue Steuer einreden lässt, die Anna allerdings vehement ablehnt. Stattdessen fordert sie mehr Freiheiten für Finanziers und Hofjuden, die dann von August auch tatsächlich gewährt werden.⁵¹

Im zweiten Teil des Filmzyklus stehen die Intrigen Flemmings und das weitere Schicksal der Cosel im Vordergrund. In verschiedenen Szenen wird Anna zwar noch als handlungsmächtig dargestellt, etwa bei ihren Fluchten, auf die sie sich jeweils in Männerkleidern, also den Symbolen für weibliche Selbstbestimmung schlechthin, begibt.⁵² Aber von ihren Feinden wird sie nun nicht mehr als selbstständiger und damit gefährlicher Akteur wahrgenommen. Vielmehr sieht vor allem Flemming in ihr einen Machtfaktor, dessen sich andere, namentlich der König von Preußen, bedienen könnten.⁵³ Insgesamt wird die Cosel nun also immer stärker als ohnmächtig porträtiert. Bereits im ersten Teil hatte Anna Constantia nach dem Auftritt der Tänzerin Angélique Duparc (um 1685–1724)⁵⁴ dem Interesse Augusts an dieser Frau wenig mehr als eine Eifersuchtsszene entgegenzusetzen und verteidigte schließlich ihre Stellung lediglich dadurch, dass sie sich in ihr Schicksal fügte

⁵⁰ SGPG, Teil I, 01:18:56.

⁵¹ SGPG, Teil I, 01:20:50.

⁵² SGPG, Teil II, 00:34:03 und 00:58:45. Das ‚cross-dressing‘ wurde in der Frühen Neuzeit nicht selten von Frauen genutzt, um sich weitergehende, männlich besetzte Handlungsmöglichkeiten und -räume anzueignen; vgl. ANGELA STEIDELE, In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagratinus Rosenstengel, hingerichtet 1721. Biografie und Dokumentation, Köln/Weimar/Wien 2004; RUDOLF DEKKER/LOTTE VAN DE POL, Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte, Berlin 2012; zur geschlechtsspezifischen Codierung von Kleidung außerdem SIGRID METKEN, Der Kampf um die Hose. Geschlechterstreit und die Macht im Haus. Die Geschichte eines Symbols, Frankfurt am Main/New York 1996.

⁵³ SGPG, Teil II, 00:22:00 und ebd., 00:45:45.

⁵⁴ Vgl. oben Anm. 37.

und die Liebschaften des Königs akzeptierte.⁵⁵ Im zweiten Teil wird sie nun vollends als Opfer ihrer Liebe zum König dargestellt. An dieser Liebe hält sie bis zum Ende fest, stets in der Hoffnung, dass sie August wieder für sich gewinnen könnte. Ein Sinnbild für diese neue, gleichsam unschuldige Rolle der Cosel wird unmittelbar zu Beginn des zweiten Teils geboten (Abb. 2):⁵⁶ Es handelt sich weniger um eine Szene als um ein gemäldeartiges Standbild, in dem Anna in ihrem mit Kerzen beleuchteten Salon kniet und ihren neugeborenen, von August gezeugten Sohn im Arm hält, wobei es aufgrund ihres tiefen Dekolletees wirkt, als wenn sie dem Kind die Brust geben würde. Das Bild erinnert in seiner Komposition, der Lichtführung sowie der Körperhaltung und entrückten Mimik der Protagonistin an die christlichen Darstellungen der Gottesmutter mit dem Kinde. Denn es gibt wohl keine Figur in der abendländischen Tradition, die Tugendhaftigkeit und Reinheit so konsequent verkörpert wie Maria.⁵⁷ Zugleich wertete die Geburt eines Sohnes die Mätresse auf und das Bild der *Maria lactans*, das der Film reproduziert, verweist auf diese Bedeutung Anna Constantias für den Fortbestand der wettinischen Dynastie. Auf die hier angelegte Gefahr eines künftigen sächsischen Thronstreits wird der Kurfürst-König später von Flemming aufmerksam gemacht.⁵⁸

Auf das marienleiche Bild der Cosel folgt im Film zunächst die Schilderung der Intrigen ihres Antipoden Flemming, dessen Plan, dem König eine neue Mätresse zuzuführen und damit den Untergang der Cosel einzuleiten, tatsächlich aufgeht.⁵⁹ August lässt sich in Warschau mit der Tochter des polnischen Oberhofmarschalls Bielinski, der Gräfin Maria Magdalena von Dönhoff (* 1693),⁶⁰ ein und bringt diese mit nach Dresden, wo die Gräfin Cosel gezwungen wird, nach Pillnitz auszuweichen und ihre Kinder im Schloss zurückzulassen.⁶¹ Es folgt die Geschichte einer Demütigung, die nach der Flucht mit den Kindern nach Preußen schließlich auf Burg Stolpen endet, von wo die Cosel einen weiteren, ebenfalls scheiternden Fluchtversuch unternimmt. Und dennoch glaubt sie – naiv und durchaus im Gegensatz zu der charakterstarken, berechnenden Frau des ersten Teils – an Augusts Liebe zu ihr und gibt die Hoffnung auf eine Versöhnung nicht auf. Noch die letzte Sequenz des zweiten Teils spielt mit dieser Hoffnung, denn als August nach Stolpen kommt, ist die Cosel überzeugt davon, dass er sie nun an seine Seite zurückholen würde.⁶² Es ist die Hoffnung, gleichsam Teil einer Minnerzählung zu sein, in der der starke Ritter das eingesperrte Schlossfräulein befreit.

⁵⁵ SGPG, Teil I, 01:11:20.

⁵⁶ SGPG, Teil II, 00:03:29.

⁵⁷ Vgl. nur KLAUS SCHREINER, *Maria. Jungfrau, Mutter, Herrscherin*, München/Wien 1994; außerdem PETER WALTER/HANS-JOACHIM KÖNIG, Art. ‚Marienverehrung‘, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online* (2019), URL: http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_307261 [Zugriff 1. Mai 2021].

⁵⁸ SGPG, Teil II, 00:21:40.

⁵⁹ SGPG, Teil II, 00:03:53.

⁶⁰ Vgl. oben Anm. 37.

⁶¹ SGPG, Teil II, 00:12:27.

⁶² SGPG, Teil II, 01:12:20.



Abb. 2: Szenenfoto aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ mit Marzena Trybala als Gräfin Cosel.

Aber August erobert nicht die Burg und damit sinnbildlich die Frau, sondern er demütigt sie einmal mehr, indem er seine neuen Kanonen am Basaltfelsen der Burg ausprobiert und damit ihre Liebe für immer zerstört.

Auch in den folgenden Filmteilen begegnet die Figur der außerehelichen Geliebten, wenngleich die betreffenden Frauen hier nicht im Zentrum der Erzählung stehen, wie die Cosel in den ersten beiden Teilen. Sie spielen aber dennoch eine wichtige Rolle, denn sie artikulieren vielfach politische Ideen und Meinungen zum tagesaktuellen Geschehen oder machen ganz konkrete Vorschläge zum weiteren Vorgehen, nehmen also aktiv am politischen Diskurs teil und versuchen, Einfluss auf ihre Geliebten zu nehmen. Hinsichtlich ihrer Charakterisierung als handlungsmächtige Frauen sind sie der Cosel also durchaus an die Seite zu stellen. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang in den beiden „Brühl“-Teilen des Filmzyklus die Gräfin Friederike Alexandra Moszyńska (1709–1784),

Tochter Augusts des Starken und der Cosel,⁶³ verheiratet mit dem polnischen Großschatzmeister Johann Anton Moyzyński († 1737)⁶⁴ und im Film Geliebte des polnisch-sächsischen Ministers Heinrich von Brühl (1700–1763).⁶⁵ Sie wird mehrfach in politischen Gesprächen mit Brühl gezeigt und nimmt dabei eine gleichsam katalysierende Funktion ein, indem sie zentrale Fragen auf den Punkt bringt und damit der weiteren Entwicklung die Richtung weist. Als Geliebte Brühls ist sie aber zugleich der Macht sehr nah und kann informell daran partizipieren. Eingeführt wird die Moszyńska in einer längeren Liebesszene, die das Paar zunächst bei einer Kutschfahrt und dann im Bett zeigt.⁶⁶ Die Gräfin skizziert zunächst in der Kutsche sehr luzide die Stellung, die Brühl und sie im Kosmos des verstorbenen Augusts des Starken eingenommen hatten: „Wir sind nur die Geschöpfe, aus denen der Schöpfer macht, was er will. Du solltest ihm Gold und Amusement verschaffen und ich sollte seinen polnischen Interessen dienen.“ Im Bett, nach dem Beischlaf verfeinert sie diese Analyse noch und entwickelt daraus ein politisches Handlungsmodell für sich und vor allem für Brühl.⁶⁷ Dieser äußert seine Bewunderung für August und möchte so sein wie er, was aber ohne Krone, wie die Moszyńska bemerkt, nicht möglich ist. Er könne aber etwas anderes sein, nämlich sein wie Brühl, indem er die Macht ausübt, ohne sie zu haben: „Unter August dem Starken geschah der Wille des Monarchen durch uns, wir hatten uns zu fügen. Unter seinem Sohn kehren wir den Spieß um, unser Wille geschieht durch den Monarchen.“

⁶³ Vgl. Art. ‚Moszyńska, Fryderyka‘, in: Polski Słownik Biograficzny, Bd. 22, Warszawa 1977, S. 108-112.

⁶⁴ Vgl. Art. ‚Moszyński, Jan Kanty‘, in: ebd., S. 112-117.

⁶⁵ Eine umfassende wissenschaftliche Biografie fehlt, in jüngerer Zeit sind aber erste Ansätze zu einer Neubewertung seiner Person entstanden; vgl. populärwissenschaftlich WALTER FELLMANN, Heinrich Graf Brühl. Ein Lebens- und Zeitbild, München/Berlin 42000; sodann JÜRGEN LUH, Vom Pagen zum Premierminister. Graf Heinrich von Brühl (1700–1763) und die Gunst der sächsisch-polnischen Kurfürsten und Könige August II. und August III., in: Kaiser/Pečar, Der zweite Mann im Staat (wie Anm. 27), S. 121-135; DAGMAR VOGEL, Heinrich Graf von Brühl. Eine Biografie, Bd. 1: 1700–1738 (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit 29), Hamburg 2003; RENÉ HANKE, Brühl und das Renversement des alliances. Die antipreußische Außenpolitik des Dresdener Hofes 1744–1756 (Historia profana et ecclesiastica. Geschichte und Kirchengeschichte zwischen Mittelalter und Moderne 15), Münster u. a. 2006; Friedrich der Große und Graf Brühl. Geschichte einer Feindschaft, hrsg. von der Stiftung Fürst-Pückler-Museum – Park und Schloss Branitz, Cottbus 2012; sowie in jüngerer Zeit mit Blick auf das Mäzenatentum Brühls TOMASZ TORBUS (Hg.), Architektur und Kunst in der Ära des sächsischen Ministers Heinrich Graf von Brühl (1738–1763) (Studia Jagellonica Lipsiensia 16), Ostfildern 2014; UTE C. KOCH/CRISTINA RUGGERO (Hg.), Heinrich Graf von Brühl (1700–1763). Ein sächsischer Mäzen in Europa – Akten der internationalen Tagung zum 250. Todesjahr, Dresden 2017; Heinrich Graf von Brühl (1700–1763), Bauherr und Mäzen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen 29), Altenburg 2020.

⁶⁶ SGPG, Teil III, 00:23:12.

⁶⁷ SGPG, Teil III, 00:24:14.

Genau diese Idee wird von unterschiedlichen Protagonisten des Films unabhängig voneinander wiederholt, etwa von der kurfürstlich-königlichen Kanzlei, deren Mitglieder in der folgenden Szene eine ganz ähnliche Vorgehensweise als Reaktion auf die neue Situation und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten diskutieren.⁶⁸ Aber auch Brühl selbst kommt darauf zurück, wenn er gegenüber dem von ihm abhängigen Rat Johann Christian von Henricke (1681–1752)⁶⁹ betont, dass das Ziel sein müsse, „die Macht im Sinne der Krone auszuüben, ohne sie auf dem Haupte zu haben“.⁷⁰ Wenig später taucht dieser Gedanke auch als Kritik am kursächsischen Hof in einem anonym publizierten, kritischen Zeitungsartikel des königlichen Kämmerers Graf Christian von Watzdorf (1698–1747) auf.⁷¹ Die Überlegungen der Gräfin Moszyńska sind also nicht nur launiges Bettgeflüster. Vielmehr artikuliert sie als erste eine Idee, die die weitere Handlung des Films leitmotivisch bestimmt und dem Zuschauer den Schlüssel zum Verständnis der politischen Ränkeschmiede bei Hofe an die Hand gibt. Auf dieser Metaebene erhält die weibliche Protagonistin somit ein außerordentliches Gewicht. Zugleich wirkt sie tatsächlich auf Brühl ein, liefert ihm Ideen und Unterstützung für sein Handeln und berät ihn auch in der Folge in politischen Fragen.⁷² Sie partizipiert somit durch ihren informellen Einfluss an seiner Macht.

Die Funktion als Stichwortgeberin in politischen Gesprächen wird im Film auch der Mezzosopranistin Faustina Bordoni-Hasse (1697–1781) übertragen.⁷³ Sie ist zwar eine verheiratete Frau, wird aber sehr deutlich im Milieu der Bühnenkünstler verortet, dem in der Frühen Neuzeit ein libertärer Lebensstil zugeschrieben wurde, zumal aus sozio-ökonomischen Gründen auch Prostitution in diesem Umfeld nicht selten war.⁷⁴ Aber auch in der DDR, und damit in der Perspektive der Filmemacher und der Zuschauer, galten Schauspielerinnen und Künstler sicherlich nicht als Prototypen eines konservativen bzw. systemkonformen Lebensstils,

⁶⁸ SGPG, Teil III, 00:27:21.

⁶⁹ HEINRICH THEODOR FLATHE, Art. ‚Henricke, Johann Christian Graf von‘, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 11, Leipzig 1880, S. 772 f.

⁷⁰ SGPG, Teil III, 00:42:40.

⁷¹ SGPG, Teil III, 00:46:46. Zu Watzdorf vgl. KARL VON WEBER, Christian Heinrich Graf von Watzdorff †1747, in: Ders., Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Hauptstaatsarchive zu Dresden, Bd. 2, Tauchnitz/Leipzig 1858, S. 209–262; JENS BULISCH, Christian Heinrich Graf von Watzdorf und Heinrich Graf von Brühl als Meißner Domherren und Bautzener Pröpste, in: Monumenta Misnensia. Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meißen 12 (2015/16), S. 94–116.

⁷² SGPG, Teil III, 01:15:24; ebd., Teil IV, 00:17:08.

⁷³ MARGARETE HÖGG, Die Gesangkunst der Faustina Hasse und das Sängerebenwesen ihrer Zeit in Deutschland, Diss. Berlin 1931; SASKIA MARIA WOYKE, Faustina Bordoni. Biographie – Vokalprofil – Rezeption, Frankfurt am Main u. a. 2010.

⁷⁴ REBECCA GROTHJAHN, Art. ‚Sänger/in‘, in: Friedrich Jaeger (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit Online (2019), URL: http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_343980 [Zugriff 25. April 2021]; PETER W. MARX, Art. ‚Schauspieler/in‘, in: ebd., URL: http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_344775 [Zugriff 25. April 2021].

sondern standen eher für die Möglichkeit alternativer Lebensmodelle.⁷⁵ Faustina bedient also ganz offensichtlich nicht das Klischee der ohnmächtigen Ehefrau. Gleich zu Beginn des dritten Teils engagiert sie sich in einer Diskussion über den Nachruhm des verstorbenen Augusts des Starken.⁷⁶ Während ihr Mann, der Komponist und designierte sächsische Kapellmeister Johann Adolph Hasse (ca. 1699–1783),⁷⁷ und der Kämmerer Watzdorf August als verschwenderischen, die Untertanen knechtenden Tyrannen brandmarken, verteidigt Faustina ihn vehement. Man könne ihn auch ganz anders betrachten, denn er habe „Sachsens Macht und Pracht strahlenden Glanz verliehen“ und dafür tüchtige Leute ins Land gebracht, aber er sei zu früh gestorben: „Hätte er seinen Traum vom Reich in der Mitte Europas verwirklichen können – Sachsen wäre reich, mächtig und prächtig geworden wie sonst kein Staat in deutschen Landen.“ Die Ambivalenz der politischen Ära Augusts des Starken wie überhaupt fürstlicher Herrschaft im 18. Jahrhundert wird in dieser Diskussion ganz deutlich.⁷⁸ Die weitere Entwicklung bzw. den weiteren Plot des Films bringt Faustina schließlich mit der Bemerkung auf den Punkt: „Sulkowski oder Brühl – das ist also die Frage!“, und offenbart mit diesem Hinweis auf die beiden wichtigsten Männer am sächsischen Hof ein sicheres Gespür für dessen Funktionsweise.

Eine weitere Frau, die in den „Brühl“-Teilen in ihrer Rolle als Geliebte an politischen Diskussionen teilhat, ist Franziska von Kolowrath (1717–1762),⁷⁹ die Geliebte Watzdorfs und spätere Frau Brühls (Abb. 3). Im Gegensatz zu den beiden genannten Frauen präsentiert sie allerdings weniger politische Analysen oder Strategien, sondern tritt vielmehr als Mahnerin auf.⁸⁰ Sie warnt ihren Geliebten vor den Gefahren, die er durch seine kritischen Zeitungsartikel eingeht und plädiert dafür, sich mit den Verhältnissen zu arrangieren, um so geschützt das persönliche Glück – beider Liebe – nicht zu gefährden. Erst gegenüber Brühl, mit dem sie schließlich verheiratet wird, weist sie auf politische Missstände im absolutistischen System hin, wobei sie freilich Meinungen ihres revolutionär angehauchten Gelieb-

⁷⁵ Vgl. PAUL KAISER/CLAUDIA PETZOLD, *Boheme und Diktatur in der DDR. Gruppen, Konflikte, Quartiere 1970–1989*, Berlin 1997; sowie in jüngerer Zeit PAUL KAISER, *Boheme in der DDR. Kunst und Gegenkultur im Staatssozialismus*, Dresden 2016, hier jeweils ausführlich auch zur Dresdner und Leipziger Szene.

⁷⁶ SGPG, Teil III, 00:16:55.

⁷⁷ PANJA MÜCKE, *Johann Adolph Hasses Dresdner Opern im Kontext der Hochkultur (Dresdner Studien zur Musikwissenschaft 4)*, Laaber 2003; RAFFAELE MELLACE, *Johann Adolph Hasse*, Beeskow 2016.

⁷⁸ Vgl. übergreifend ANDREAS RUTZ, *Möglichkeiten und Grenzen fürstlicher Herrschaft im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Reich*, in: Guido von Büren/Ralf-Peter Fuchs/Georg Mölich (Hg.), *Herrschaft, Hof und Humanismus. Wilhelm V. von Jülich-Kleve-Berg und seine Zeit (Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie / Academie Nederrijn 11)*, Bielefeld 2018, S. 97–125.

⁷⁹ Vgl. die in Anm. 65 genannte Literatur zu Brühl, wo auch Franziska passim erwähnt wird.

⁸⁰ SGPG, Teil III, 00:15:34; ebd., 00:30:04; ebd., 00:46:46; ebd., 00:49:27; ebd., 01:13:08.



Abb. 3: Szenenfoto aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ mit Ezard Hausmann als Graf Heinrich von Brühl und Jitka Molavcová als Franziska von Kolowrath.

ten reproduziert.⁸¹ Auch wenn Franziska im Gespräch mit Brühl durchaus als eigenständig denkend und handelnd dargestellt wird und sich nur aus strategischen Gründen mit ihm einlässt, lässt sie sich am Ende von ihm instrumentalisieren: Um ihren Geliebten, der auf dem Königstein inhaftiert ist, frei zu bekommen, willigt sie ein, sich dem Kurfürsten hinzugeben und ihn dazu zu bringen, den Minister Alexander Joseph Sulkowski (1695–1762) fallenzulassen.⁸² Brühl würde

⁸¹ SGPG, Teil IV, 00:08:59.

⁸² SGPG, Teil IV, 00:08:05; ebd., 00:30:29; ebd., 00:37:32. Die im Film im Detail ausbuchstabierte Rivalität zwischen Sulkowski und Brühl geht auf die maßgeblich von Friedrich II. verbreitete Legende zurück, Sulkowskis Sturz sei auf Brühls Intrigen zurückzuführen; vgl. LUH, Graf Heinrich von Brühl (wie Anm. 65), S. 130-132; außerdem ist – insbesondere auch für die Biografie Sulkowskis – immer noch zurückzugreifen auf ALBRECHT PHILIPP, Sulkowski und Brühl und die Entstehung des Premierministeramtes in Kursachsen. Ein Zeitbild aus dem augusteischen Sachsen (Aus Sachsens Vergangenheit 4), Dresden 1920.

morgen, so sagt sie unmittelbar vor der Liebesnacht, „die Festung sturmreif finden“.⁸³ Und tatsächlich kann Franziska bei August Zweifel an Sulkowski säen, die letztlich zu seinem Sturz beitragen. Ihr Geliebter überlebt den Königstein freilich nicht, sondern wird dort in den Tod getrieben. Franziska von Kolowrath nimmt dementsprechend im Film eine ambivalente Rolle ein: Als Geliebte Watzdorfs und anfänglich auch gegenüber Brühl, der sie umwirbt, agiert sie durchaus selbstständig und verfolgt ihre eigenen Ziele. Letztlich muss sie allerdings in eine Ehe mit Brühl einwilligen, um ihren Geliebten zu schützen, und wird schließlich ganz in die passive Rolle einer ohnmächtigen Ehefrau gedrängt. Ausgerechnet als Geliebte des Königs versucht sie, sich ihre Handlungsmacht zurückzuholen, was aber nicht gelingen kann, da sie Brühl völlig ausgeliefert ist. Die ursprüngliche Idee, August mit Franziska zusammenzubringen, stammte übrigens ausgerechnet von Brühls Mätresse, der Gräfin Moszyńska, was die Ohnmacht seiner Ehefrau nur noch deutlicher macht.⁸⁴ Die wütende Ankündigung Franziskas, sich nun andere Männer zu suchen, aber nicht mehr mit Brühl zu schlafen, wirkt hilflos und verzweifelt.⁸⁵ Mit weiblicher ‚agency‘ hat das nichts mehr zu tun, denn konkrete Ziele verfolgt Franziska damit nicht, zumal Brühls Liebe ohnehin der Moszyńska gilt und sie sich somit nicht im ehelichen Rahmen an ihm rächen kann.

Die Ausführungen zu weiteren Ehefrauen im Filmzyklus können kürzer ausfallen, denn es ist auffällig, dass die Frauen dieser Statusgruppe insgesamt keine prominente Rolle spielen. Sie verkörpern hingegen offenbar ganz das Stereotyp der passiven, auf häusliche Angelegenheiten beschränkten und dem Ehemann folgenden Frau. Besonders auffällig ist das in den Cosel-Teilen, in denen die Kurfürstin-Königin Christiane Eberhardine von Brandenburg-Bayreuth (1671–1727) weder als handelnde Person auftritt noch häufiger erwähnt wird.⁸⁶ Tatsächlich hatten sie und August der Starke bereits seit 1698, nicht zuletzt aufgrund konfessioneller Divergenzen, eine getrennte Hofhaltung. Christiane Eberhardine hielt sich, zumindest im Sommerhalbjahr, zumeist in Torgau und später in Pretzsch auf und führte dort ein eigenständiges, von ihrem Mann unabhängiges Leben. Gleichwohl nahm sie noch repräsentative Funktionen bei Hofe wahr, wenn auch mit zunehmendem Alter seltener.⁸⁷ Im Film weilt die Kurfürstin-Königin überhaupt nicht in Dresden und die Mätresse nimmt bei offiziellen Anlässen, etwa beim Besuch König Friedrichs IV. von Dänemark in Dresden 1709, ganz selbstverständlich die Rolle der Frau an der Seite des Kurfürsten ein.⁸⁸ Zwar erscheint die Cosel

⁸³ SGPG, Teil IV, 00:30:54.

⁸⁴ SGPG, Teil III, 01:16:21.

⁸⁵ SGPG, Teil IV, 01:07:11.

⁸⁶ Vgl. SILKE HERZ, *Königin Christiane Eberhardine – Pracht im Dienst der Staatsraison. Kunst, Zeremoniell und soziales Leben am Hof der Frau Augusts des Starken* (Schriften zur Residenzkultur 12), Berlin 2020.

⁸⁷ HERZ, *Königin Christiane Eberhardine* (wie Anm. 86), S. 43, 67-71; zur Wahrnehmung repräsentativer Aufgaben ebd., S. 51-55.

⁸⁸ SGPG, Teil I, 01:15:45. Vgl. dagegen HERZ, *Königin Christiane Eberhardine* (wie Anm. 86), S. 53.

insbesondere im zweiten Teil des Films als grundsätzlich männlicher Dominanz unterworfen, und sie kann sich auch nicht aus den Zwängen der gesellschaftlich verankerten Geschlechterverhältnisse befreien. Sie wird aber dennoch als handlungsmächtig dargestellt. Die Ehefrau Christiane Eberhardine hingegen wirkt nicht einmal ohnmächtig – in dem Sinne, dass sie zu handeln versucht, aber aufgrund der strukturellen Beschränkungen ohne Macht ist. Vielmehr spielt sie im Film buchstäblich keine Rolle.

In den „Brühl“-Teilen des Zyklus nehmen Ehefrauen eine etwas prominentere Rolle ein. Maria Josepha von Österreich (1699–1757), die Ehefrau des als ebenso kunstsinnig wie weltfremd dargestellten Kurfürsten-König August III.,⁸⁹ spielt zwar ebenfalls keine tragende Rolle, wird aber dennoch immer wieder einmal als handelndes Subjekt dargestellt. Während August vor allem Kunstkäufe tätigt und sich ansonsten von Brühl und Sulkowski dirigieren lässt, agiert Maria Josepha im Film durchaus politisch, indem sie etwa die Heirat Brühls mit der Tochter ihrer Oberhofmeisterin Kolowrath arrangiert, also aktiv Netzwerk- und Klientelpolitik betreibt,⁹⁰ oder zusammen mit dem Hofbeichtvater Ignatius Guarini (1676–1748) gegen Brühls Widerpart Sulkowski vorgeht und damit die habsburgischen Familieninteressen verteidigt.⁹¹ Allerdings dienen viele Auftritte Maria Josephas eher dazu, die Schwäche des Kurfürsten zu unterstreichen als die Handlungsmacht seiner Frau zu verdeutlichen. Bereits ihr erster Auftritt im dritten Teil zeigt dies sehr eindringlich: Es ist die Szene, in der August wegen der Nachricht vom Tod seines Vaters einen emotionalen Zusammenbruch erleidet und seine Frau ihm zwar Trost spendet, ihn aber zugleich dazu auffordert, sich zusammenzureißen und zu handeln: „Trage es mit der Würde, die Dir jetzt zukommt, August.“⁹² Durch die Gefasstheit Maria Josephas in dieser Situation wird Augusts Schwäche noch umso deutlicher, er wird in seiner Weinerlichkeit und Passivität geradezu feminisiert und damit abgewertet.⁹³ Gleichwohl übernimmt Maria Josepha nun keine politische Verantwortung, sondern verlässt den Raum und damit die politische Bühne. Das aktive Handeln übernehmen andere, nämlich Brühl, Sulkowski und Pater Guarini, also Männer.

Ganz ähnlich lassen sich zwei Szenen deuten, in denen sich der Kurfürst von Frauen betören lässt, zum einen von der Hofsängerin Faustina, deren Auftritt er

⁸⁹ Eine umfassende Biografie fehlt, zahlreiche Hinweise finden sich bei STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 15), passim; vgl. außerdem HELEN WATANABE-O’KELLY, Religion and the Consort. Two Electresses of Saxony and Queens of Poland (1697–1757), in: Clarissa Campbell Orr (Hg.), Queenship in Europe 1660–1815. The Role of the Consort, Cambridge 2004, S. 252–275, hier S. 265–271.

⁹⁰ So arrangiert sie die Verbindung zwischen Brühl und der Tochter ihrer Oberhofmeisterin Kolowrath, SGPG, Teil III, 00:37:33 und 00:59:42.

⁹¹ SGPG, Teil III, 00:48:40; ebd., Teil IV, 00:21:37; ebd., 00:28:11; ebd., 01:01:35.

⁹² SGPG, Teil III, 00:12:20.

⁹³ Entsprechend lässt sich auch die Krönungsszene in Krakau deuten, bei der Maria Josepha den Monarchen im Moment der Krönung mit festem und strengem Blick beobachtet, während August ob der kommenden Bürde seines Amtes völlig verunsichert erscheint; SGPG, Teil IV, 00:05:28.

ersonnen verfolgt, während sich Maria Josepha gelangweilt abwendet und demonstrativ Biskuits isst,⁹⁴ und zum anderen von Franziska von Kolowrath, mit der August flirtet, während Maria Josepha lautstark über die Schändlichkeit und Unmoral der zeitgenössischen, von ihrem Mann so verehrten Kunst spricht.⁹⁵ In beiden Szenen wirkt August trotz der erotischen Konnotationen nicht wie der männliche Weiberheld, den sein Vater in den „Cosel“-Teilen darstellt, sondern vielmehr wie ein zarter, weichlicher Träumer, der seine Libido mit Kunst sublimiert. Die unverhohlene Verachtung seiner Frau, derer sich „August der Schwache“, wie er im Film mitunter genannt wird, nicht erwehren kann, verstärkt diesen Eindruck. Wie der Zuschauer weiß, ist die Affäre des Kurfürsten mit Franziska auch tatsächlich nicht auf seine Manneskraft zurückzuführen, sondern auf die perfide Strategie Brühls. Dessen gleichsam hegemoniale Männlichkeit,⁹⁶ die er nicht nur gegenüber seinem Monarchen ausspielt, sondern auch gegenüber allen anderen handelnden Personen, kommt natürlich auch gegenüber Maria Josepha zum Tragen, denn auch sie wird letztlich für Brühls Kampf gegen Sulkowski instrumentalisiert. Das gegen den ersten Minister geschmiedete Komplott wird selbstverständlich von Brühl orchestriert und nicht von der Kurfürstin-Königin.

Die beiden letzten Teile des Zyklus – „Aus dem Siebenjährigen Krieg“ – setzen, was die Darstellung von Frauen angeht, das bereits Bekannte fort, zumal das weibliche Personal teilweise dasselbe wie in den „Brühl“-Teilen ist. Wir sehen wieder die Gräfin Moszyńska, die zumindest eine Szene mit Brühl hat, in der sie mit ihm über Außenpolitik spricht.⁹⁷ Auch Franziska von Kolowrath tritt wieder auf, allerdings häufiger in amourösen als in handlungstragenden Szenen. Immerhin verhilft sie dem fiktiven Charakter des Schweizer Kavaliere Max de Simonis, der in geheimem Auftrag König Friedrichs II. von Preußen (reg. 1740–1788) nach Sachsen kommt, zu einer Anstellung bei ihrem Mann, betreibt also Klientelpolitik.⁹⁸ Stärker in die Handlung greifen drei andere Frauen ein, die zwar keine Mätressen oder Geliebten sind, aber dennoch im oben beschriebenen Sinne als handlungsmächtig charakterisiert werden. Es sind zwei Witwen und eine jüngere, noch unverheiratete Frau, also auffälliger Weise wiederum keine tendenziell ohnmächtigen Ehefrauen.

Im fünften Teil ist es zunächst die Gräfin Sophie Caroline von Camas (1686–1766), Oberhofmeisterin der preußischen Königin und enge Vertraute des Königs,⁹⁹ die nicht nur offene Worte über Friedrich und seine Politik findet, son-

⁹⁴ SGPG, Teil III, 00:44:05; vgl. ganz ähnlich auch ein weiterer Auftritt Faustinas ebd., 00:58:42.

⁹⁵ SGPG, Teil IV, 00:22:25; vgl. auch ebd., 00:34:30.

⁹⁶ Zu diesem für die Geschlechtergeschichte wichtigen Konzept vgl. R. W. CONNELL, *Masculinities*, Cambridge 21995.

⁹⁷ SGPG, Teil V, 00:44:12.

⁹⁸ SGPG, Teil V, 00:37:58.

⁹⁹ Der Briefwechsel Friedrichs des Großen mit der Gräfin Camas und dem Baron Fouqué, ausgewählt u. übersetzt v. Hans Droysen aus seinem Nachlaß im Geheimen Staatsarchiv (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz 1), Köln/Berlin 1967.

dern auch die Spionageaktion des Schweizer Kavaliere in Dresden einfädelt, also eine wichtige informelle Rolle in der Politik Preußens spielt.¹⁰⁰ Sie aktiviert zudem ihr Netzwerk und vermittelt de Simonis in Dresden an ihre Freundin, die ebenfalls verwitwete Gräfin von Nostitz.¹⁰¹ Deren Nichte Pepita, Kammerfrau der Königin, spielt in den beiden Filmteilen eine wichtige Rolle und vereint in sich verschiedene Elemente weiblicher ‚agency‘, die bereits in den vorangegangenen Teilen in anderen Charakteren zum Tragen gekommen sind: Sie ist die mahnende Stimme des Films, die Friedrichs Politik und Staatsführung immer wieder äußerst kritisch kommentiert.¹⁰² Der unmittelbare Hintergrund ist, dass ihr Verlobter, der preußische Leutnant Sigismund von Miltitz, aufgrund eines Besuchs bei ihr in Dresden auf Anordnung des Königs standrechtlich erschossen wurde. Ihre politischen Äußerungen sind allerdings nicht nur privat motiviert, sondern resultieren auch aus ihrem wachen politischen Bewusstsein und der Sorge um Sachsen, dienen also höheren Zwecken. Sie ist zudem die Initiatorin eines Komplotts gegen Friedrich, dem auch die Königin Maria Josepha, der Pater Guarini und Franziska von Kolowrath angehören und das darauf zielt, den König gefangen zu nehmen und so Sachsen zu retten.¹⁰³ Das Unternehmen ähnelt dem Unterfangen der Cosel, den Schwedenkönig Karl festzusetzen. Es scheitert aber nicht, weil Brühl die Aktion – wie August der Starke im Falle der Cosel – ablehnt, sondern weil Pepitas Großtante, die Gräfin von Nostitz, die Verschwörung hintertreibt, also ihrerseits politisch agiert und Handlungsmacht beweist.¹⁰⁴ Auch wenn Maria Josepha, die Ehefrau, an dem Komplott beteiligt ist, spielt sie dabei doch keine entscheidende Rolle. Ihre gelegentlich zur Schau getragene Stärke desavouiert wiederum nur August ‚den Schwachen‘.¹⁰⁵ Der Versuch hingegen, sich Friedrich und seinen Soldaten im Dresdner Schloss entgegenzustellen, wirkt hilflos und endet in einer Demütigung.¹⁰⁶ Am Ende stirbt Maria Josepha, weil die „Ohnmacht, etwas gegen Friedrich ausrichten zu können“, sie mürbe gemacht und ihre Gesundheit untergraben hätte.¹⁰⁷

Zusammenfassend ist festzustellen, dass bei der Darstellung von Frauen in dem Mehrteiler „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ den Ehefrauen grundsätzlich eine eher passive Rolle zugeschrieben wird. Sie treten kaum in Erscheinung, sind selten handlungstragende Elemente und wenn sie agieren, sind ihre Aktivitäten nicht entscheidend für den Fortgang der Geschichte oder erleben eine Instrumen-

¹⁰⁰ SGPG, Teil V, 00:07:54; ebd., 00:11:50; ebd., 00:13:32.

¹⁰¹ SGPG, Teil V, 00:31:04.

¹⁰² SGPG, Teil V, 00:28:20; ebd., 00:31:35; ebd., 00:59:18; ebd., 01:11:50.

¹⁰³ SGPG, Teil VI, 00:07:27; ebd., 00:21:00; ebd., 00:30:42; ebd., 01:00:30. Guarini plant parallel eine Vergiftung des Königs, da er nicht an das „Projekt der sächsischen Damen“ glaubt, sie könnten allenfalls den König verführen, aber nicht entführen; ebd., 00:12:50.

¹⁰⁴ SGPG, Teil V, 01:10:30; ebd., Teil VI, 00:21:35. Sie unterstützt auch in anderen Zusammenhängen die preußische Seite; ebd., Teil V, 01:03:14; ebd., Teil VI, 00:04:15.

¹⁰⁵ SGPG, Teil V, 01:10:40.

¹⁰⁶ SGPG, Teil V, 01:15:16.

¹⁰⁷ SGPG, Teil VI, 00:13:30.

talisierung durch die männlichen Akteure. Hierzu passt die von August gegenüber Anna Constantia geäußerte Einschätzung, „die Ehe eines Königs [sei] ein politisches Kalkül, das sich nach den Opportunitäten richtet. Sie ist eine politische Entscheidung.“¹⁰⁸ Ehefrauen werden damit zu bloßen Instrumenten der Politik. Demgegenüber scheinen die Mätressen und Geliebten im Film deutlich eigenständiger zu agieren, desgleichen die Witwen sowie die unverheiratete Pepita von Nostitz. Sie versuchen aktiv in das Geschehen einzugreifen, nehmen engagiert an Politik und Intrigen teil und werden insgesamt als politisch und strategisch denkend dargestellt. Allerdings zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass die Frauen dennoch keine ausschließlich eigene Agenda verfolgen, sondern immer auf einen Mann bezogen sind und diesen durch ihr Handeln zu unterstützen suchen. Die Cosel nimmt in diesem Zusammenhang eine herausgehobene Rolle ein, wird ihr doch eine Entwicklung zu einem eigenständigeren Agieren zugebilligt, das aber letztlich die Konventionen so weit übersteigt, dass sie dafür büßen muss – und damit der Herrschaft eines Mannes mehr denn je unterworfen ist.

II. Frauen in der DDR – Frauen in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“

Es fragt sich, inwieweit die filmische Darstellung von Frauen in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ nicht nur der Charakterisierung historischer Persönlichkeiten dient, sondern auch die Rolle von Frauen in der DDR reflektiert, der Filmzyklus also auch Abbild seiner eigenen Gegenwart ist.¹⁰⁹ Im Gegensatz zur Bundesrepublik, in der das bürgerliche Familienideal des 19. und frühen 20. Jahrhunderts die Geschlechterrollen prägte und Frauenarbeit weitgehend auf die Betreuung der Kinder sowie den Haushalt reduziert wurde, war die Beteiligung von Frauen am Erwerbsleben in der DDR nicht nur offizielles Leitbild und Propaganda, sondern gelebte soziale Praxis. Die Forschung hat in jüngerer Zeit aber deutlich gemacht, dass diese Form der gesellschaftlichen Teilhabe von Frauen von politischer Seite vor allem ökonomisch, das heißt mit Blick auf die Bewältigung des Arbeitskräftemangels, motiviert war, und dass auch familienpolitische Errungenschaften wie die hohe Betreuungsquote von Kindern in staatlichen Einrichtungen genau in diese Richtung zielten.¹¹⁰ Eine weitergehende emanzipatorische Zielsetzung wurde

¹⁰⁸ SGPG, Teil I, 00:43:05.

¹⁰⁹ Zusammenfassend zur Stellung von Frauen und zum Frauenbild in der DDR vgl. jüngst den souveränen Überblick von ANNA KAMINSKY, *Frauen in der DDR*, Berlin 2017, mit der älteren Literatur; außerdem weiterhin anregend INA MERKEL, *Leitbilder und Lebensweisen von Frauen in der DDR*, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.), *Sozialgeschichte der DDR*, Stuttgart 1994, S. 359–382; UTE GERHARD, *Die staatlich institutionalisierte „Lösung“ der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR*, in: ebd., S. 383–403.

¹¹⁰ Vgl. zusammenfassend KAMINSKY, *Frauen* (wie Anm. 109), S. 68–99; JESSICA BOCK, *Frauenbewegung in Ostdeutschland. Aufbruch, Revolte und Transformation in Leipzig 1980–2000* (Studien zur Geschichte und Kultur Mitteldeutschlands 6), Halle (Saale) 2020, S. 38–54; sowie ausführlich HEIKE TRAPPE, *Emanzipation oder Zwang? Frauen in*

nicht verfolgt, sodass es nicht verwunderlich ist, dass die gesellschaftlichen Auswirkungen der hohen Frauenerwerbsquote mit Blick auf das Geschlechterverhältnis nicht so einschneidend waren, wie das etwa eine kommunistische Vordenkerin wie Clara Zetkin zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehofft hatte. Sie war nämlich davon ausgegangen, dass sich traditionelle Geschlechterrollen und die Beziehungen zwischen Mann und Frau grundlegend ändern würden, wenn Frauen dieselben Bildungsmöglichkeiten, dieselben Berufschancen und dieselbe finanzielle Unabhängigkeit wie Männer hätten.¹¹¹

Dass die ‚Frauenfrage in der DDR‘ im Gegensatz zur vollmundigen Proklamation auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 nicht ‚gelöst‘ war,¹¹² zeigt sich sehr deutlich an der im Filmzyklus hervorgehobenen Partizipation von Frauen an Macht und Herrschaft. „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ zeigt hier Perspektiven auf, die weniger als Spiegel der gesellschaftspolitischen Realität in der DDR zu verstehen sind, denn als nicht vorhandene, aber erstrebenswerte Möglichkeitsräume und Alternativen. Denn anders als man mit Blick auf die Erwerbsquote und die seitens der staatlichen Organe propagierte gesellschaftliche Partizipation von Frauen vermuten könnte,¹¹³ mangelte es in der DDR gerade im Bereich der Politik an Gleichberechtigung und Teilhabe. So stellte eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung noch 1987 fest, dass Frauen in der DDR zwar „in starkem Maße für die Mitarbeit in den gesellschaftlichen Organisationen und Parteien mobilisiert [würden], und [...] sie auch auf deren unterer Ebene ein Betätigungsfeld in Funktionen [fänden]. Aber schon auf der mittleren Ebene sind es nur relativ wenige, die sich haben durchsetzen können, und in den höchsten Gremien haben Frauen eine bloße Alibifunktion.“¹¹⁴ Jüngere Forschungen bestätigen diesen Befund und spre-

der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik, Berlin 1995; GUNILLA-FRIEDERIKE BUDE, Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 162), Göttingen 2003, insb. S. 330-360; DONNA HARSCH, *Revenge of the Domestic. Women, the Family, and Communism in the German Democratic Republic*, Princeton/Oxford 2007; Hinweise zum Forschungsstand auch bei ARND BAUERKÄMPER, *Die Sozialgeschichte der DDR* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 76), München 2005, S. 71-73.

¹¹¹ Vgl. CHRISTEL GRÄF, Waren Ostfrauen wirklich anders? Zur Darstellung von Frauen im DEFA-Gegenwartsfilm, in: *Der geteilte Himmel* (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 107-117, hier S. 107.

¹¹² ERICH HONECKER, Bericht des Zentralkomitees der SED an den VIII. Parteitag der SED, Berlin 1971, S. 62, zit. nach GRIT BÜHLER, *Mythos Gleichberechtigung in der DDR. Politische Partizipation von Frauen am Beispiel des Demokratischen Frauenbunds Deutschlands* (Campus Forschung 752), Frankfurt am Main/New York 1997, S. 7.

¹¹³ Vgl. für das offizielle Frauenbild der DDR den umfangreichen Sammelband *Zur gesellschaftlichen Stellung der Frau in der DDR*, hrsg. vom Wissenschaftlichen Beirat „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft“ bei der Akademie der Wissenschaften der DDR, Leipzig 1978. Bezeichnenderweise sind hier den Themen Arbeit, Bildung, Ehe und Familie usw. umfangreichere Kapitel gewidmet, das Thema „Die Frau im politischen Leben“ wird aber nur in einem knappen Unterabschnitt diskutiert, ebd., S. 38-47.

¹¹⁴ *Frauen in der DDR. Auf dem Weg zur Gleichberechtigung?*, (Die DDR. Realitäten – Argumente), hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1987, S. 60.

chen mit Blick auf die politische Sphäre gar vom „Mythos Gleichberechtigung in der DDR“.¹¹⁵ Der Filmzyklus zeigt dagegen starke Frauen, die die politischen Verhältnisse analysieren und darüber diskutieren, Netzwerke spinnen und im Hintergrund Fäden ziehen, aber auch auf der offenen Bühne Politik betreiben und sich nicht zuletzt für politische Fragen zuständig und für das Wohl des Landes verantwortlich fühlen. Diese Rolle kam Frauen in der DDR offiziell kaum zu, war aber in der Opposition der 1980er-Jahre und dann insbesondere in der Friedlichen Revolution von Bedeutung.¹¹⁶ Der Film reflektiert hier also die Gegenwart der DDR und die fehlenden Partizipationsmöglichkeiten von Frauen in der Politik sowie die zunehmende diesbezügliche Kritik durch die sich gerade bildende Frauenbewegung.

Auch im Hinblick auf die in der DDR gelebten Geschlechterrollen kann der Filmzyklus als Reflex und Spiegelbild der Gegenwart gelesen werden. Trotz einer im Vergleich zur Bundesrepublik moderneren Frauenpolitik blieben auch in der DDR traditionelle Rollen- und Familienmodelle verankert. So lastete der größere Teil der Kinderbetreuung und Hausarbeit auf den Frauen, die diese Arbeit parallel zu ihrer Berufstätigkeit erledigen mussten,¹¹⁷ waren Beziehungen nicht selten von männlicher Dominanz geprägt¹¹⁸ und entsprach das ideale Weiblichkeitsbild mit Blick auf Körperlichkeit und Erotik – schaut man auf Mode, Werbung und Sport – dem traditionellen männlichen Blick.¹¹⁹ Letzteres gilt auch für den Filmzyklus, der ganz abgesehen von der Dauerpräsenz barocker Dekolletés immer wieder in seichten erotischen Szenen schwelgt und die Frauen als Objekte männlicher Begierden inszeniert.¹²⁰

Mit Blick auf die weiblichen Rollenmodelle verkörpern die in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ porträtierten Ehefrauen, seien es die Kurfürstinnen oder andere Frauengestalten, ganz offensichtlich ein überkommenes und im real existierenden Sozialismus überwunden geglaubtes Frauenbild: das der bürgerlichen

¹¹⁵ BÜHLER, Mythos Gleichberechtigung (wie Anm. 112); vgl. auch KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 21, 24-67, mit genaueren, auch statistischen Angaben zur gesellschaftspolitischen Partizipation von Frauen in der DDR.

¹¹⁶ KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 225-251; vgl. auch CORDULA KAHLAU (Hg.), Aufbruch. Frauenbewegung in der DDR. Dokumentation, München 1990; sowie jetzt ausführlich BOCK, Frauenbewegung (wie Anm. 110).

¹¹⁷ KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 100-142.

¹¹⁸ Thematisiert wurde das nicht zuletzt im Film; vgl. HEINZ KERSTEN, Die Rolle der Frau in den DDR-Spielfilmen seit Anfang der siebziger Jahre, in: Frauenbilder in den DDR-Medien (Schriftenreihe Medienberatung 2), hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn ²1997, S. 9-19, hier insb. S. 14 f.

¹¹⁹ Vgl. zusammenfassend KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 179-203, 219-222; interessant auch die detaillierte diachrone Analyse von Bildern von Frauen in Zeitungen und Zeitschriften der DDR von MERKEL, Leitbilder (wie Anm. 109); sowie jüngst JESSICA BOCK, Emanzipierter, selbstbewusster, freizügiger oder: Die ewig Andere? Betrachtungen zur Sexualität und Sexualisierung der ‚Ostfrau‘, in: Gerbergasse 18. Thüringer Vierteljahrszeitschrift für Zeitgeschichte und Politik 95 (2020), Nr. 2, S. 27-32.

¹²⁰ Vgl. etwa SGPG, Teil I, 00:51:50; ebd., 01:08:49; ebd., 01:11:21; ebd., Teil IV, 00:31:53; Teil V, 00:25:10.

Hausfrau, die kaum aktiv in Erscheinung tritt, sich nicht zu Wort meldet, keine eigene Agenda verfolgt und auch in der Öffentlichkeit ausschließlich als Gattin, also immer in Relation zu ihrem Ehemann, wahrgenommen wird. Diese Darstellung kann durchaus als Kritik an den Zuständen des 18. Jahrhunderts gesehen und in eine Reihe von kritischen Perspektiven eingeordnet werden, die der Filmzyklus mit Blick auf seinen Gegenstand aufzeigt: Zwar zeichnet „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ insgesamt ein wohlwollendes und farbenfrohes Gemälde der Zeit, das weit entfernt ist von einer ideologisch verbrämten Verdammung monarchischer Herrschaft. Es treten aber immer wieder auch Personen wie der königliche Kämmerer von Watzdorf auf, die die Missstände, etwa die Pressezensur oder die Ausbeutung der Bevölkerung benennen und kritisieren.¹²¹ Die Kritik an den Zuständen im ‚Feudalismus‘ ist aber nur eine Perspektive des Films. Mit Blick auf die Darstellung der Ehefrauen ist nicht zu übersehen, dass ihre Ohnmacht im Filmzyklus mit dem negativen Image korrespondiert, welches dieser traditionellen Frauenrolle in der DDR zugeschrieben wurde. In den 1950er-Jahren waren Hausfrauen „als ‚Schmarotzerinnen‘ diffamiert und als ‚spieß- und kleinbürgerliche Außenseiter‘ dargestellt“ worden.¹²² Etwa die Hälfte der weiblichen Bevölkerung war zu dieser Zeit berufstätig, bis 1989 stieg dieser Anteil aufgrund politischer Maßnahmen und entsprechendem Druck auf über 90 %.¹²³ Ein Gegenbild zu den Ehefrauen stellen im Filmzyklus die Mätressen und Geliebten dar, die eine sehr viel aktivere Rolle einnehmen und nicht auf den traditionellen weiblichen Handlungsraum der Familie beschränkt sind. Es würde zu weit führen, in ihnen eine Verkörperung des sozialistischen Frauenideals zu sehen. Es drängen sich aber – gerade in Abgrenzung zur traditionellen, von den Ehefrauen verkörperten Rolle – gewisse Parallelen auf. Denn die aktive Rolle, die diese Frauen spielen, und das Selbstbewusstsein, mit dem sie ihre Ziele durchzusetzen versuchen, verleihen ihnen die Aura von Emanzipation und Gleichberechtigung, die in der DDR als gesellschaftliche Realität propagiert wurde.¹²⁴

Die aufgezeigte Gegenüberstellung von weitgehend passiven Ehefrauen und (politisch) aktiven Mätressen und Geliebten im Filmzyklus ist sicherlich kein Zufall oder allein dem historischen Material geschuldet. Auf die grundsätzlich negative Haltung der DDR gegenüber dem traditionellen Rollenmuster der bürgerlichen Ehefrau wurde bereits hingewiesen, zugleich hielt die DDR aber an ehelichen Paarbeziehungen und der Kleinfamilie als Nukleus der Gesellschaft fest, war also in familienpolitischer Hinsicht eher konservativ.¹²⁵ Die skizzierte Verhandlung alternativer Rollenbilder und Paarbeziehungen in „Sachsens Glanz und

¹²¹ Vgl. oben bei Anm. 71.

¹²² KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 95; vgl. auch BUDDE, Frauen (wie Anm. 110), S. 310 f.

¹²³ KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 99.

¹²⁴ Ebd., S. 11 f.

¹²⁵ Vgl. zu den Auswirkungen eines diesbezüglichen Normdrucks auf die individuellen Lebensverläufe TRAPPE, Emanzipation (wie Anm. 110), S. 103-113.

Preußens Gloria“ verweist aber auf einen gesellschaftlichen Diskurs in der DDR, wie er insbesondere in wichtigen Kinoproduktionen und in der Literatur artikuliert wurde. Denn in diesen Genres wurden seit den 1970er-Jahren alternative Lebensmodelle diskutiert, die gerade für Frauen andere, emanzipiertere Perspektiven aufzeigten. Die auffällige Konzentration dieser Debatte auf Frauen hat sicherlich mit der staatlichen Zensur- und Kulturpolitik der DDR zu tun, wie es die Drehbuchautorin Regine Kühn treffend eingeordnet hat: „Frauenfiguren wurden in dieser Zeit oftmals erzählt in Filmen, nicht um Frauenfiguren zu erzählen, sondern weil es möglich war, Gegenwartsprobleme, die an die Grenze dessen gingen, was man uns erlaubt hat, zu erzählen, oftmals leichter durchzusetzen waren, wenn man sie anhand von Frauen erzählt hat, weil: Frauen durften immer ein bißchen verrückter, ein bißchen phantasievoller, ein bißchen ausgeflippter, ein bißchen ärmer, ein bißchen magerer, ein bißchen alles-ein-bißchen-mehr sein als Männer. Männern hat man es übler genommen, wenn sie nicht Helden waren, Frauen durften das eher.“¹²⁶

Zugleich spiegelt sich in dieser Konzentration auf weibliche Lebensgeschichten aber eine sich zunehmend auch in der DDR bemerkbar machende Sensibilisierung für Fragen der Gleichberechtigung und Emanzipation, wie sie etwa zeitgleich auch in der Bundesrepublik und anderen Ländern zu konstatieren ist.¹²⁷ In der Literatur waren es vor allem Autorinnen, die den Blick auf den Alltag von Frauen warfen, und mit ihren Texten und Reportagen die Situation von Frauen in der DDR kritisch diskutierten und alternative Lebensentwürfe aufzeigten.¹²⁸ Als herausragende und prägende Werke zu nennen wären etwa Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ (1968), Brigitte Reimanns „Franziska Linkerhand“ (1974), Irmtraud Morgners „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz“ (1974) und natürlich Maxie Wanders „Guten Morgen, Du Schöne“ (1977). Im Film waren es vor allem männliche Regisseure, in den 1980er-Jahren aber auch verschiedene Regisseurinnen, die sich Frauenfiguren annahmen und ihren Alltag in der DDR-Gesellschaft schilderten, am bekanntesten sicherlich „Die Legende von Paul und Paula“ (1973) von Heiner Carow und „Solo Sunny“ (1980) von Konrad Wolf und Wolfgang Kohlhaase, aber auch „Das Fahrrad“ (1982) von Evelyn Schmidt, „Die Alleinseglerin“ (1987) von Herrmann Zschoche und viele andere wären hier zu

¹²⁶ Zit. nach *Frauenbilder in den DDR-Medien* (wie Anm. 118), S. 8.

¹²⁷ Vgl. nur die Überblicke von GISELA BOCK, *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Europa bauen), München 2000, S. 317-329; UTE GERHARD, *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789* (C. H. Beck Wissen 2463), München ⁴2020, S. 107-119.

¹²⁸ Vgl. ausführlich MECHTHILD M. MATHEJA-THEAKER, *Alternative Emanzipationsvorstellungen in der DDR-Frauenliteratur (1971–1989)*. Ein Diskussionsbeitrag zur Situation der Frau (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 309), Stuttgart 1996; außerdem BUDDÉ, *Frauen* (wie Anm. 110), S. 380-397; sowie zusammenfassend KAMINSKY, *Frauen* (wie Anm. 109), S. 209-218; BOCK, *Frauenbewegung* (wie Anm. 110), S. 60-71.

nennen.¹²⁹ In der Literatur wie im Film geht es um „Mehrfachbelastungen, Beziehungsprobleme aber auch Schwierigkeiten [der Frauen] im Umgang mit Kollegen, Vorgesetzten, Freunden und Bekannten. Ebenso um ihre Wünsche, die Suche nach Glück, Liebe und Anerkennung, das Recht auf ein individuell gestaltetes, selbstbestimmtes Leben und die Rebellion gegen Bevormundung und Spießbürgertum“, also nicht zuletzt um ein Ausbrechen aus der beengten Gegenwart, aber auch das diesbezügliche Scheitern.¹³⁰

Es fällt nicht sonderlich schwer, die hier nur knapp angedeutete kritische Perspektive auf die Situation von Frauen in der DDR, wie sie sich in der literarischen und filmischen Produktion der DDR in den 1970er- und 80er-Jahren niedergeschlagen hat, auch in den Frauenfiguren von „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ wiederzuerkennen. Denn der Filmzyklus zeigt sich überaus fasziniert von Frauen, die gerade keine traditionellen Rollen einnehmen, sondern andere Lebensmodelle suchen. Dass die Frauen bei aller Stärke letztlich doch ihren Männern folgen und sich ihnen unterordnen, passt freilich zu der in der sozialen Realität der DDR weiterhin gelebten traditionellen Rollenverteilung in Ehe und Haushalt, aber auch zum diskursiven Zusammenhang der erwähnten Literatur- und Filmproduktion, denn auch sie zeigt keine strahlenden Heldinnen und Gewinnerinnen, sondern Frauen im Alltag und in ihrer ganzen Zerrissenheit – so wie es Reimann ihrer Protagonistin Franziska Linkerhand in den Mund legt: „Ich fühle mich ganz alt und ausgehöhlt, ich fühle mich wie ein Apfel, den die Maden von innen aufgefressen haben, und nur noch die Schale ist übriggeblieben.“¹³¹

III. Fazit

„Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ ist ein großes historisches Epos, das das landläufige Geschichtsbild über das augusteische Zeitalter bis in unsere Zeit prägt. In der filmischen Darstellung sind viele, bei Kraszewski zu Literatur geronnene, aber teilweise schon seit dem 18. Jahrhundert überlieferte Anekdoten und Legenden in einprägsame, mit ‚echten‘ Charakteren verbundene Bilder gegossen worden. Dietrich Körners August der Starke, Marzena Trybalas Gräfin Cosel, Rolf Hoppes August III. oder Ezard Haußmanns Brühl werden im kollektiven Gedächtnis wohl noch lange mit den entsprechenden Porträts der Dresdner Gemäl-

¹²⁹ Vgl. u. a. Frauenbilder in den DDR-Medien (wie Anm. 118), mit ausführlicheren Beiträgen zu einzelnen Filmen sowie einer Filmografie; GRÄF, Waren Ostfrauen wirklich anders? (wie Anm. 111); ANKE PINKERT, Family Feelings: Kinship, Gender and Social Utopia in DEFA Film, in: Silberman/Wrage, DEFA at the Crossroads (wie Anm. 9), S. 107-129; detailliertere Hinweise zu einzelnen Filmen aus diesem thematischen Zusammenhang („Ein neuer Weg abseits der Mauer. Die Macht der Frauen“) finden sich auch in: Der geteilte Himmel (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 245-294.

¹³⁰ SCHITTLY, Zwischen Regie und Regime (wie Anm. 9), S. 259; vgl. auch KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 13.

¹³¹ Zit. nach KAMINSKY, Frauen (wie Anm. 109), S. 216.

degalerie und den anderslautenden Charakterisierungen heutiger und künftiger Historikergenerationen konkurrieren. Der Macht der populären Bilder haben Historikerinnen und Historiker aber nicht nur andere Bilder entgegenzusetzen. Vielmehr gilt es darüber hinaus, populäre Geschichtsbilder zu dekonstruieren, das heißt aufzuzeigen, wie sie zusammengesetzt sind. Im Falle von „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ kann diese Dekonstruktionsarbeit durch das Aufzeigen von Quellen und Traditionslinien geschehen, die in die filmische Darstellung eingeflossen sind, etwa die Romane Kraszewskis oder auch ältere literarische Vorbilder. Es gilt aber darüber hinaus auch, den Filmzyklus in seiner Entstehungszeit zu verorten und zu zeigen, dass die angelegte filmische Perspektive nicht allein durch die Auseinandersetzung mit der literarischen Tradition und dem historischen Stoff als solchem geprägt ist. Vielmehr spiegeln auch Spielfilme immer ihre Gegenwart, ein Historienfilm kann dementsprechend auch als zeitgeschichtliches Dokument gelesen werden. Diese Perspektive wurde hier zugrunde gelegt, um die Darstellung von Frauen in „Sachsens Glanz und Gloria“ nicht nur in ihrer narrativen Bedeutung für den Film zu analysieren, sondern deren Prägung durch einen für die DDR der 1970er- und 1980er-Jahre spezifischen Diskurs mit Blick auf die Rolle von Frauen in der Gesellschaft aufzuzeigen. Ähnlich wie die vielen differenzierten Frauencharaktere der Literatur und des DEFA-Films dieser Zeit verweisen auch viele Frauen in „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ auf alternative Rollenmodelle jenseits der gesellschaftlichen Konventionen.

FORSCHUNG UND DISKUSSION

Erste Herrschaftsgründungen in Südwestsachsen vor 1150

Beobachtungen zu einer frühen Phase des Landesausbaus im Vorerzgebirgsraum

von
KARLHEINZ HENGST

Die bisherigen archäologischen Forschungen haben zum Raum der heutigen Großstadt Chemnitz und auch westlich davon bis zur Zwickauer Mulde vor allem Ergebnisse zu der Zeit des großen Landesausbaus nach Mitte des 12. Jahrhunderts erbracht. Dennoch besteht Einigkeit in der historischen Forschung, dass nach ca. 800 n. Chr. im Zuge der slawischen Landnahme östlich der Saale sorbische Stämme im Gebiet des heutigen westlichen Sachsens kultivierend wirksam wurden. Sie siedelten sowohl im östlichen Thüringen bis hin zum Altgau Plisni um das heutige Altenburg, im Südwesten von Sachsen im Dobna-Gau um Plauen sowie auch im Gebiet um das heutige Rochlitz. Und von dort setzten die Slawen ihr Siedelwerk fort, nämlich weiter nach Süden hin entlang der Zwickauer Mulde bis in den Raum um das heutige Zwickau. Von den Kulturleistungen der Slawen zeugen insbesondere die Namen von Siedlungen und geografischen Objekten. Viele dieser Namen wurden vom 10. Jahrhundert an nach der deutschen Eroberung in den deutschen Sprach- und Verwaltungsgebrauch übernommen. In den erhalten gebliebenen Urkunden und in einer Reihe von Archivalien sowie in erzählenden Quellen haben diese Namen Eingang gefunden. Die so tradierten Namen von Personen sowie von Gewässern und Siedelplätzen sind somit einerseits durch die deutsche Kanzlei bewahrt worden. Andererseits hat die Übernahme slawischer Namen durch deutsche Sprachträger ab dem 10. Jahrhundert und ab Mitte des 12. Jahrhunderts vor allem verstärkt durch deutsche Siedler eingesetzt, war also eine Folge des Landesausbaus und des damit verbundenen slawisch-deutschen Sprachkontakts. Damit sind slawische Namen vor allem auch mündlich übernommen und fortgeführt worden, was wiederum seinen Niederschlag in Mundartformen gefunden hat.

Landeshistoriker und Siedlungsforscher haben auch erkannt, dass die besonders seit dem 19. Jahrhundert genährte Xenophobie gegenüber den Slawen zu Verzerrungen und Entstellungen in der Geschichtsbetrachtung geführt hat. Für den Zeitraum vom 10. bis 13./14. Jahrhundert ist aus der sprachlichen Überlieferung in lateinischen Texten vor allem die Wahrnehmung von Alterität feststellbar. Die von deutscher Seite verfolgte Strategie zielte anhaltend auf Inklusion der ‚anderen‘, wie das im Fränkischen Reich seit dem Frühmittelalter nie anders war.

Es ist daher hier gleich eingangs notwendig, einen offenen Blick auch für die Mitwirkung von Slawen beim Landesausbau nach der deutschen Eroberung zu wahren. Das gilt nicht nur für die bislang unangefochten akzeptierten slawischen Siedler, sondern auch für die Erschließung von Neuland und Besiedlungsleitung sowie im Einzelfall auch Herrschaftsgründung durch christianisierte Angehörige der slawischen Führungsschicht im Dienst weltlicher oder geistlicher deutscher Obrigkeiten.

Die eben geäußerte Erwartung an eine sich wandelnde Betrachtungsweise ist verbunden mit der Hoffnung, dass Archäologen und Historiker bei der von allen Seiten uneingeschränkt anerkannten Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung sich auch

wirklich bereiftinden, die Ergebnisse subtiler sprachgeschichtlicher Untersuchungen zu respektieren. Gegenwärtig begegnet noch ein Verhalten, welches die sprachwissenschaftliche Forschung zwar insgesamt pauschal als hilfreich anerkennt, aber im konkreten Fall dann doch die neuere einschlägige sprachhistorische Fachliteratur bis hin zu den verfügbaren Lexika gerade zum deutsch-slawischen Kultur- und Sprachkontaktraum im Mittelalter eher beiseitelässt.

Sicher mag da manche Aussage von uns Linguisten hin und wieder auch nicht leicht erschließbar oder rezipierbar sein. Doch selbst bei Tagungen mit den Möglichkeiten zu Rückfragen ist immer wieder eine bedauerliche Skepsis gegenüber den gesicherten Erkenntnissen der Sprachgeschichtsforschung festzustellen. Andererseits wird aber volles Vertrauen der Nachbarwissenschaften zum Beispiel zur Auswertung archäologischer Grabungen einfach als selbstverständlich erwartet. Die in der schriftlichen historischen Überlieferung enthaltenen Sprachfunde aus slawischer und frühdeutscher Zeit sowie deren Interpretation und Erschließung als Geschichtsquellen durch die Sprachforschung, insbesondere auch durch die auf historische Quellen orientierte Sprachkontaktforschung, finden zwar schon verbreitet,¹ hoffentlich aber bald auch bei den Skeptikern zunehmend Resonanz und vielleicht auch einmal Akzeptanz. Dabei geht es besonders auch um die Bereitschaft zur Anerkennung des oftmals weit höheren Alters von sprachlichen Zeugnissen im Vergleich zu ihrer ersten Erwähnung in einem Text. Das gilt auch für Gebiete, zu denen keine Bodenfunde und nur späte Urkunden vorliegen. Da können ‚sprachliche Funde‘ eben durchaus fehlende Grabungsergebnisse beziehungsweise zumindest bisher ausstehende archäologische Funde ausgleichen.

Die folgenden Ausführungen sind das Ergebnis einer transdisziplinären Arbeitsweise. Sie beziehen die Ergebnisse von Nachbarwissenschaften ein. Das sind im Einzelnen Archäologie, Altwegeforschung, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte, Landesgeschichte, Bistums- und Kirchengeschichte sowie Patrozinienforschung. Es ist aber nicht möglich, alle Einzelheiten und Fakten nochmals detailliert anzuführen. Literaturverweise müssen notwendigerweise ausreichen. Bei der Betrachtung zu einer frühen beziehungsweise vorbereitenden Phase im Landesausbau steht das weitere Umfeld von Chemnitz als Untersuchungsraum im Blickfeld.

I. Welche Etappen im Landesausbau gibt es in Sachsen?

Die bisherige Periodisierung zur mittelalterlichen Besiedlung bis hin zu den umfassenden Kolonisationsleistungen im 12. Jahrhundert² nennt folgende vier Abschnitte:

Erstens die slawische Landnahme und Besiedlung vom 8. bis 10./11. Jahrhundert mit einer Ausdehnung von den Altsiedelräumen Altenburg (Gau Plisni) und Rochlitz (Gau Rochelinzi) bis Schmölln und Gößnitz sowie an der (Zwickauer) Mulde mit

¹ Beispielhaft die vom Landeshistoriker Enno Bünz geleitete Historische Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig sowie auch die interdisziplinären Forschungen am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Leipzig.

² Vgl. ANDRÉ THIEME, Die herrschaftliche Grundlegung der hohen Kolonisation. Bemerkungen zu den Strukturen des mittelalterlichen agrarischen Landesausbaus im Gebiet östlich der Saale, in: Enno Bünz (Hg.), Ostsiedlung und Landesausbau in Sachsen. Die Kührener Urkunde von 1154 und ihr historisches Umfeld (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 23), Leipzig 2008, S. 161-206, hier zur Periodisierung S. 191-205.

dichter Besiedlung bis kurz vor dem heutigen Wechselburg und mit einer Reihe kleiner Siedlungen entlang der Mulde bis in den heutigen Raum von Zwickau.

Zweitens den Landesausbau durch Wiprecht von Groitzsch im Elster-Mulde-Gebiet (1104/05) mit Rodung und Kolonisierung mit slawischen sowie auch deutschen Siedlern über die Grenzen der Altsiedellandschaften hinaus. Die Leistungen aus der Zeit um 1100 im Raum Groitzsch, Pegau und Lausick werden als „Übergangsform zur hohen Kolonisation“³ bezeichnet.

Drittens die Ansiedlung flämischer und damit landfremder Kolonisten in Kühren durch Bischof Gerung von Meißen (1154) mit nur verhältnismäßig geringer Landererschließung am Rand des slawischen Altsiedelraumes bei Wurzen.⁴

Viertens die Kolonisation des Erzgebirges (ca. 1160 bis ca. 1200) sowie seines Vorlandes unter der Leitung neuer herrschaftlicher Strukturen. Es war dies die Zeit der massenhaften Einwanderung deutscher Kolonisten. Sie wurden im Auftrag von Reichsministerialen beziehungsweise den mit der Besiedlung beauftragten neuen Gebietsherren von Lokatoren in den deutschen Altlanden angeworben und in die Neusiedelräume jeweils örtlich eingewiesen und angesetzt.

Bei intensiver Beschäftigung mit dem Ablauf von Rodung und Neusiedlung einerseits und dem punktuellen Entstehen auch kleinerer Herrschaftsstrukturen andererseits fällt auf, dass gerade im Übergangsraum vom Gebiet a) südlich von Altenburg sowie auch b) südlich von Rochlitz entlang der (Zwickauer) Mulde im 12. Jahrhundert schon deutlich vor der eigentlichen Hochkolonisation nach Mitte des 12. Jahrhunderts reges weltliches und kirchliches kolonisiertorisches Handeln beobachtbar ist.

II. Was vollzog sich in Südwestsachsen ab 1100?

Am südlichen Rand der slawischen Landschaft Plisni hat es wie im übrigen alten sorbischen Sprachraum friedliches Handwerk mit auch der einen oder anderen Spezialisierung wie zum Beispiel Pechgewinnung gegeben, wie das aus dem Namen Schmölln ableitbar ist. Bei täglicher landwirtschaftlicher sowie handwerklicher Tätigkeit der dort im Umland ansässigen altsorbischen Bewohner ist in dieser Abseitslage des Burgwardzentrums Altenburg aber wohl auch am alten heidnischen Glauben festgehalten worden. Die Missionierung stieß an der südöstlichen Peripherie des Reiches immer wieder auf Schwierigkeiten, wenn nicht sogar Ablehnung. Noch für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts ist für das Bistum Zeitz-Naumburg entsprechend hartnäckiger Widerstand seitens der indigenen Bevölkerung beziehungsweise zumindest einzelner und wahrscheinlich einflussreicher Vertreter aus der Führungsschicht beschrieben worden.⁵ Aus den weltlichen Quellen erfahren wir dazu so gut wie nichts. Aber es lässt sich aus den Handlungen von Herrschaftsträgern indirekt etwas an Maßnahmen erkennen, die ein zielgerichtetes Bemühen um Veränderung der Situation belegen. Gemeint ist die Gründung von vier Kleinherrschaften in der Zeit um 1100 bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Konkret sind das die Herrschaften zu Mer (Meerane), Mosel, Blankenau und Auerswalde. Und parallel ist die von Bistumsseite aus erfolgte Grün-

³ Ebd. S. 200.

⁴ Vgl. ENNO BÜNZ, Kühren 1154: Ostsiedlung und Landesausbau in Sachsen. Zur Einführung, in: Ders., Ostsiedlung (wie Anm. 2), S. 17-44; DERS, Die Rolle der Niederländer in der Ostsiedlung, in: ebd., S. 95-142.

⁵ Vgl. PETRA WEIGEL, Slawen und Deutsche. Ethnische Wahrnehmungen und Deutungsmuster in der hoch- und spätmittelalterlichen Germania Slavica, in: BüNZ, Ostsiedlung (wie Anm. 2), S. 47-94, besonders S. 73-86.

derung von kirchlichen Einrichtungen bis hin zu Klöstern als Stützpunkten für die Missionsarbeit sowie auch zugleich für den weiteren Landesausbau ganz wesentlich zu beachten. Beiden Linien wird hier nachfolgend kurz und überblicksmäßig nachgegangen.

1. Die Herrschaft Mer (Meerane)

Die Entstehungsgeschichte liegt im Dunkeln. Erwiesen ist, dass König Vladislav II. von Böhmen mit seiner Frau Judith, der Tochter von Landgraf Ludwig I. von Thüringen, hier einige Monate in der Regierungszeit von Kaiser Friedrich I. Barbarossa im Exil weilte und 1174 auf der Burg verstarb. Wer die Gründung dieses Herrschaftssitzes veranlasste, kann nur vermutet werden. Es deutet einiges darauf hin, dass der böhmische Herrscher auf einem seiner Frau wohl als Mitgift gehörenden Anwesen Zuflucht gesucht und gefunden hat. Daher liegt es nahe, dass Burg und Herrschaft *zum Mer* schon einige Zeit vorher entstanden sein müssen. Die Anlage der Dörfer im linksmuldischen Gebiet (einreihige Waldhufendörfer und Doppelzeilen mit Feldbreiten) sowie die elliptischen Ortsnamen Dittrich(s), Dennheritz, Lipprandis, Schindmaas, Seiferitz mit jeweils einem Personennamen im Genitiv (später sekundär an *-itz*-Ortsnamen angeglichen) als recht singulärer Bildungstyp sprechen für eine dem großen Landesausbau vorangegangene Besiedlung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.⁶

Hier ist noch wichtig zu beachten, dass es sich bei der kleinen Herrschaft Mer um ein Geschenk von König Friedrich I. Barbarossa ein Jahr nach seinem Regierungsantritt 1152 für die Schwester von Landgraf Ludwig II. von Thüringen, jene Judith, zu ihrer Hochzeit 1153 mit dem König von Böhmen gehandelt haben wird. Das liegt nahe, da Landgraf Ludwig II. seit 1150 mit der Schwester von Friedrich I. verheiratet war.⁷ Die Kleinherrschaft blieb lange als reichsunmittelbar in den Händen der böhmischen Krone. 1237 übertrug König Wenzel von Böhmen acht Hufen in dem zur Herrschaft gehörigen Dorf Schindmaas an den Deutschen Orden.⁸

Die unter deutscher Leitung erfolgte Gründung der Herrschaft Mer kann eigentlich nur vom Königshof Altenburg aus und vielleicht infolge von ausdrücklichem Mitwirken des Bistums Naumburg unter Bischof Walram (1091–1111) veranlasst worden sein. Für letztere Annahme spricht, dass die Kleinherrschaft Mer nur 10 Kilometer südöstlich von der alten Abtei Schmölln entstand und die Abtei bereits 1066 von Heinrich IV. dem Bistum Naumburg unter Bischof Eberhard zugeeignet worden war.⁹ Es ist also durchaus mit einer Maßnahme im Süden des Gaues Plisni zum gezielten Landesausbau zwischen Pleiße und Mulde zu rechnen.

Es lässt sich eigentlich recht zuverlässig davon ausgehen, dass direkt im Anschluss an die slawischen Siedelplätze rund um Schmölln und Gößnitz nach Süden sowie Südosten ein bewusster und gezielter früher Ausbau in Richtung Mulde erfolgt ist. Es wurde eine Lücke geschlossen hin zu den zwischen Jerisau (ostsüdöstlich von

⁶ Vgl. WALTER SCHLESINGER, Artikel ‚Meerane‘, in: Ders. (Hg.), Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 8: Sachsen, Stuttgart 1965, S. 222 f.

⁷ Vgl. ausführlicher KARLHEINZ HENGST, Die besondere Bedeutung der Herrschaft *Mer* (Meerane) westlich der Mulde vor 1150 [in Druckvorbereitung].

⁸ Vgl. HANS PATZE (Hg.), Altenburger Urkundenbuch 976–1350 (Veröffentlichungen der Thüringischen Historischen Kommission 5), Jena 1955, Nr. 139.

⁹ Vgl. FELIX ROSENFELD (Hg.), Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg, Teil I: 967–1207 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt, Neue Reihe 1), Magdeburg 1925, Nr. 64.

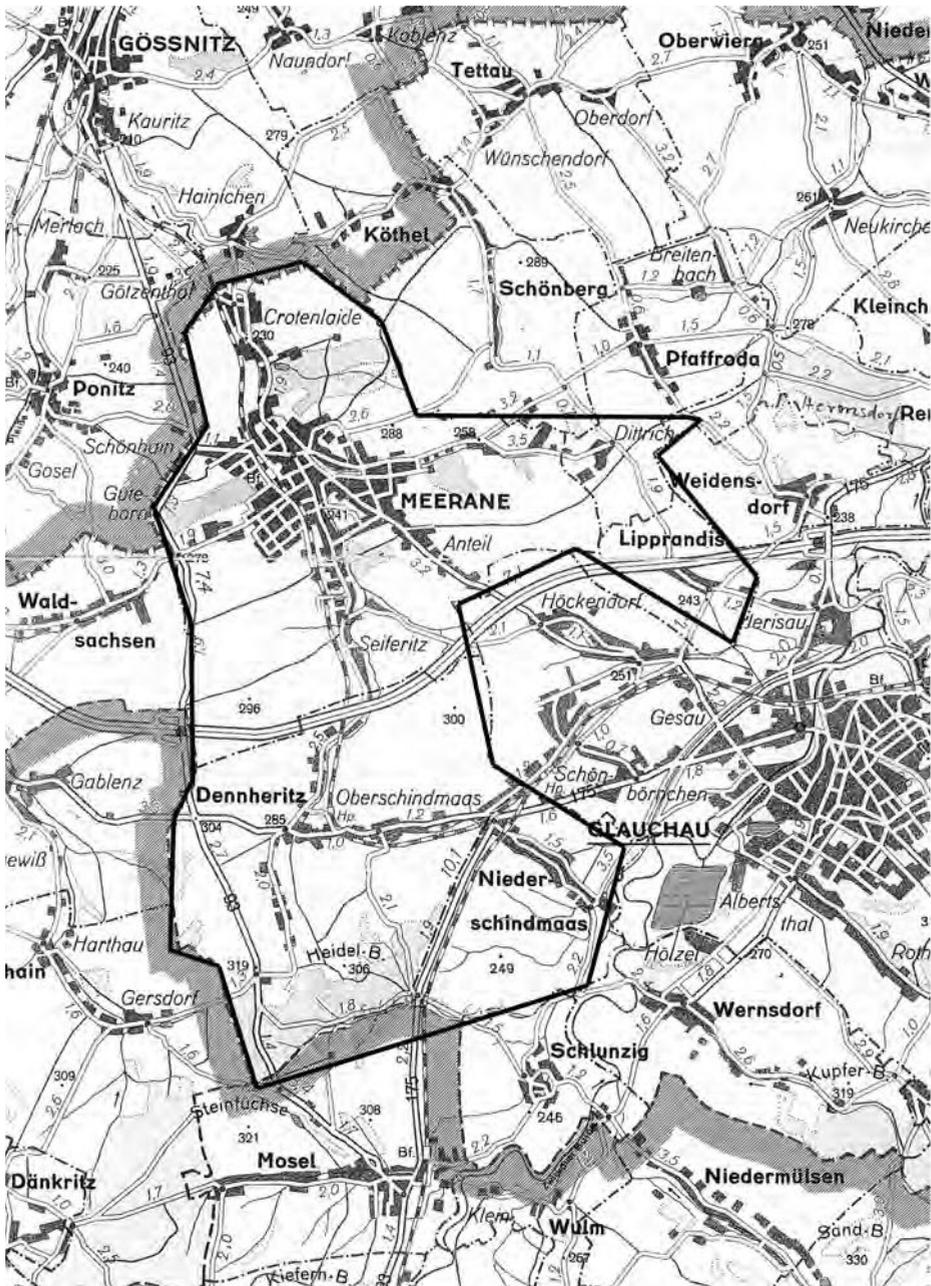


Abb. 1: Die Herrschaft Meerane.

Meerane) im Norden und Schlunzig (südsüdöstlich von Meerane) im Süden an der Mulde ansässigen Slawen. Damit war die Erreichbarkeit der heidnischen Slawen im südlichen beziehungsweise oberen Mulderaum und die folglich dann dort schon eher mögliche Christianisierung vorbereitet worden.

Dieser deutsch-herrschaftlich geleitete Kolonisationsvorgang dürfte etwa zeitlich zusammenfallen mit den Aktivitäten Wiprechts von Groitzsch weiter nördlich sowie den kolonialisatorischen Bestrebungen von Bischof Walram von Naumburg.¹⁰ Die Kleinherrschaft Mer (1244 *in mera*)¹¹ kann möglicherweise von einem aus der rheinländischen Ministerialenfamilie *de Mere* mit *castrum Mere* stammenden Nachkommen angelegt worden sein.¹² Der im gesamten Ostmitteldeutschland absolut einmalige Name *Mer* spricht sehr für eine Namenübertragung von der Burg bei Neuss am Rhein. Gleichzeitig wird diese Annahme noch durch die ebenfalls früh entstandene benachbarte Herrschaft Mosel mit dem heute weithin bekannten Ortsnamen Mosel gestützt.

Hier ist noch als ganz wesentlich anzumerken, dass die Herrschaft Mer (erst im 16. Jahrhundert *Merania*, 1720 *Merahna*, 1819 *Meerane*) deutlich vor 1143 bestanden haben muss. Denn in dem Jahr schenkte König Konrad III. dem Kloster Bürgel bekanntlich Reichsland an der Mulde, auf dem das *cenobium super Muldam*, das später Remse genannte Kloster, entstand.¹³ Das Klostergebiet schloss 1143 ganz organisch unmittelbar an die Herrschaft Mer nach Osten an und reichte mit *pons Borens* bis zur Mulde (beim heutigen Waldenburg), griff auch über die Mulde östlich hinaus bis fast zum Verlauf einer alten *semita Bohemica*. Diese genauen Angaben verdanken wir einer urkundlich erhalten gebliebenen Grenzbeschreibung.¹⁴

Auffällig ist, dass diese Abfolge von a) slawischem Siedelgebiet mit b) an dieses anschließender deutscher Kleinherrschaft und c) danach vorgenommener geistlicher Gründung sich noch bei zwei weiteren Kleinherrschaften beobachten lässt, sich also gleichsam wiederholt hat. Das betrifft die Herrschaften Mosel und Blankenau.

2. Die Herrschaft Mosel

Unmittelbar an die Kleinherrschaft Mer schließt sich nach Süden wiederum ausschließlich westlich der Mulde die Kleinherrschaft Mosel an. Sie umfasst die südlich von Mosel angelegten Dörfer Oberrothenbach, Helmsdorf, Niederhohndorf, Weißborn und das wüst gewordene Rappendorf. Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind die Herrschaften Mer und Mosel ziemlich zeitgleich entstanden. Beide Territorien sind aufgrund ihrer Namen durch früh gewonnene und auf Herrensitzen westlich der

¹⁰ Vgl. dazu HEINZ WIESSNER (Hg.), *Das Bistum Naumburg* (Germania Sacra NF 35,2), Bd. 1,2, Berlin/New York 1998, S. 756.

¹¹ PATZE, *Altenburger Urkundenbuch* (wie Anm. 8), Nr. 150.

¹² Vgl. dazu ausführlicher KARLHEINZ HENGST, *Ortsnamen Südwestsachsens. Die Ortsnamen der Kreise Chemnitzer Land und Stollberg* (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 39), Berlin 2003, S. 240 f. mit weiterer Literatur.

¹³ Vgl. ROSENFELD, *Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I* (wie Anm. 9), Nr. 159; PAUL NIEDERKORN/KAREL HRUZA (Hg.), *Die Regesten des Kaiserreiches unter Lothar III. und Konrad III., Zweiter Teil: Konrad III. 1138 (1093/94)–1152* (Regesta Imperii IV/1,2), Wien/Köln/Weimar 2008, Nr. 270.

¹⁴ Vgl. OTTO POSSE (Hg.), *Urkunden der Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen*, Bd. 2: 1100–1195 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae I/A/2), Leipzig 1889 (im Folgenden: CDS I/A/2), Nr. 176; HENGST, *Ortsnamen* (wie Anm. 12), S. 129–132 mit weiterer Literatur.

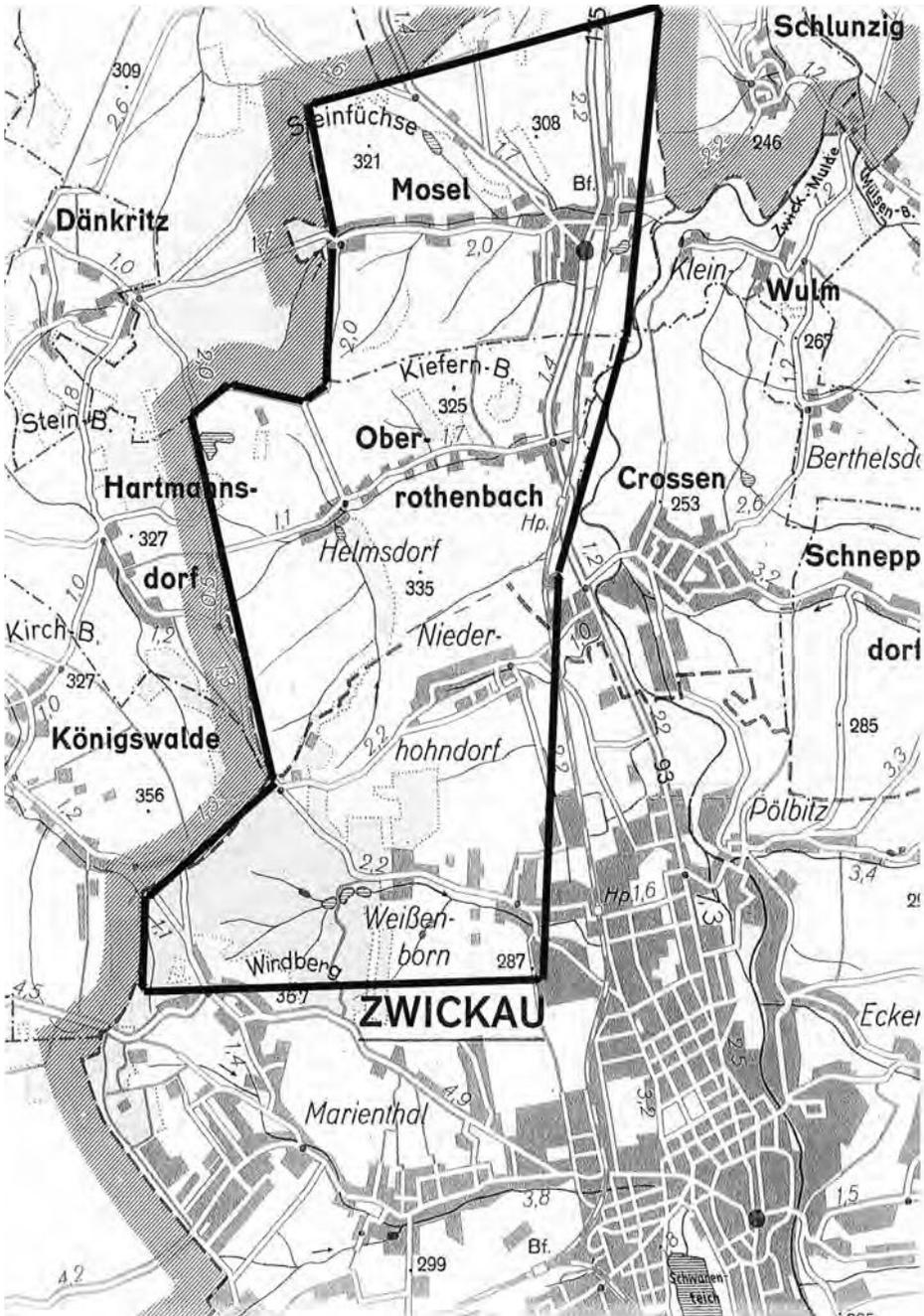


Abb. 2: Die Herrschaft Mosel.

Lizenz- und Nutzungshinweis:
Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz CC BY-ND 4.0.
Sie können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten.

Mulde ansässig gewordene neue Gebietsherren kolonisiert worden. Siedlungs- und Flurformen weisen auch in der Herrschaft Mosel auf die Zeit vor der Hochkolonisation.¹⁵ Wiederholte Aufenthalte Wiprechts von Groitzsch weit im Westen des damaligen Reiches an der Seite von Kaiser Heinrich IV. und vielleicht auch Wiprechts letzte große Reise 1105 an den Rhein¹⁶ können Auslöser und Anstoß für den Zuzug zweier Adelsvertreter von Rhein und Mosel an die Mulde gewesen sein. Die Siedler sind vermutlich von den neuen Grundherren mit herangeführt beziehungsweise in östlichen Gebieten des Altlandes angeworben worden. Die durchweg deutschen Ortsnamen weisen jedenfalls auf deutsche Namengebung und die Siedel- sowie Flurformen auf deutsch-herrschaftliche Leitung, was zumindest eine Beteiligung deutschsprachiger Siedler neben wohl auch slawischen Bauern und Handwerkern annehmen lässt und sogar sehr wahrscheinlich macht.

Wiederum ist nun aber auch zu beachten, dass bereits 1118 direkt anschließend an das beschriebene Gebiet der Herren von Mosel auf Bitten von Bertha von Groitzsch kein anderer als Bischof Dietrich von Naumburg die Weihe der Kirche St. Marien für die Urpfarre im Gebiet um Zwickau vorgenommen hat.¹⁷ Der Kirchensprengel begann unmittelbar anschließend an die Herrschaft Mosel mit ihrem ‚Grenzdorf‘ Weißenborn und einstiger dortiger Turmhügelburg in (dem heute wüsten) Rappendorf als Grenzschatzeinrichtung.¹⁸ Der Bereich der Urpfarre reichte vom heutigen Marienthal (Nachbarort von Weißenborn, beide heute zu Zwickau gehörig) bis weit nach Süden in das noch unbebaute Waldgebiet hinein. Mit dem Datum von 1118 liegt also zugleich eine verlässliche Angabe dafür vor, dass die Herrschaft Mosel sicher bereits mehrere Jahre existierte und so den Beginn für einen Kirchenbau noch vor 1118 möglich machte. Das galt sicher sowohl hinsichtlich der notwendigen Handwerker und der Beschaffung des Baumaterials als auch in Bezug auf die Sicherheit des Vorhabens.

Wie schon die Herrschaft Mer gleichsam zur Basis und sichernden Voraussetzung für die sich dort anschließende Neugründung eines Klosters (Remse) wurde, so hat die Anfang des 12. Jahrhunderts bestehende Herrschaft Mosel für das slawisch besiedelte nachbarliche Territorium *Zwicowe* offenbar die notwendigen Voraussetzungen geboten, eine erste Urpfarre direkt an der Mulde zu begründen.

3. Die Herrschaft Auerswalde

König Konrad III. hatte 1143, im Jahr der Bestätigung der Klostergründung von Chemnitz, Markgraf Konrad von Meißen für treue Dienste die Sitze Rochlitz und Leisnig übereignet. Der Markgraf teilte später sein Gebiet unter seinen fünf Söhnen auf. Dadurch kam sein Sohn Dedo II. 1156 in den Besitz von Rochlitz und Umland. 1168 gründete er etwas nördlich von der Kameniza-Mündung in die Mulde an deren Ostufer in Höhenlage das Kloster Zschillen (heute Wechselburg mit Basilica minor).¹⁹ Und als Hauskloster stattete er es 1174 mit Land östlich der *Kameniza* aus. Diese

¹⁵ Vgl. WALTER SCHLESINGER, Artikel ‚Mosel‘, in: Ders., Handbuch Sachsen (wie Anm. 6), S. 236 sowie ausführlicher HENGST, Ortsnamen (wie Anm. 12), S. 239 f. mit Literatur.

¹⁶ Vgl. RUDOLF KÖTZSCHKE, HELLMUT KRETZSCHMAR, Sächsische Geschichte, Neudruck Augsburg 1995, S. 67.

¹⁷ Vgl. ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 116.

¹⁸ Zu dem einstmals einreihig angelegten Rappendorf vgl. HENGST, Ortsnamen (wie Anm. 12), S. 239, Anm. 561.

¹⁹ Ausführlich dazu KARLHEINZ HENGST, Remse und Zschillen – zwei Klostergründungen an der Mulde historisch und sprachgeschichtlich betrachtet – mit besonderer Beachtung der Angaben in den Grenzbeschreibungen [im Druck].

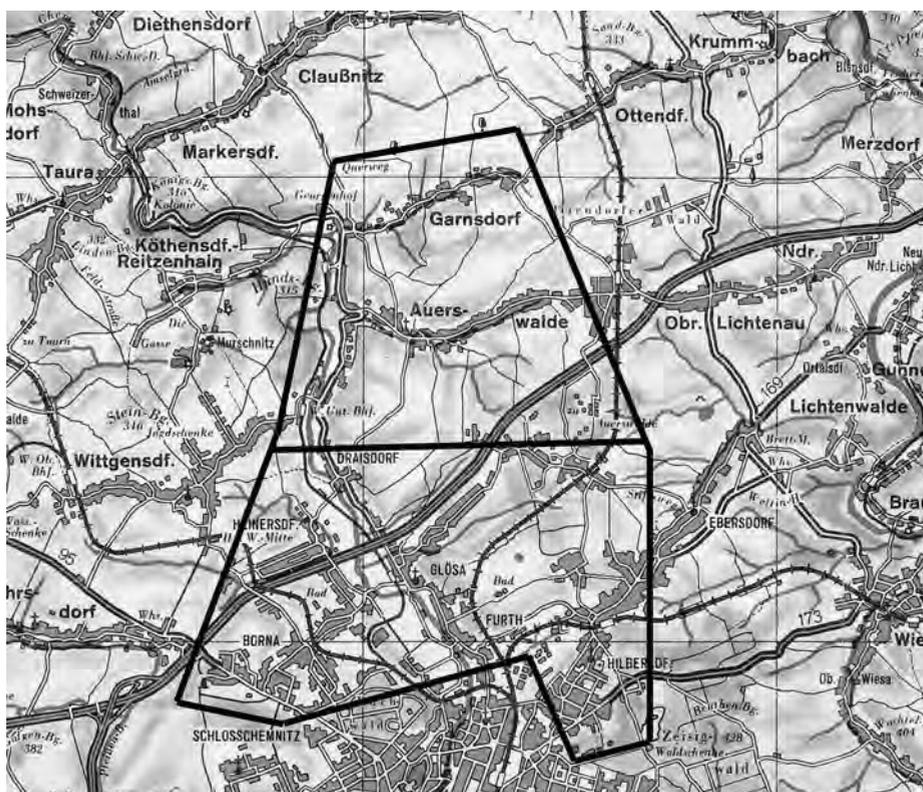


Abb. 3: Die Herrschaften Auerwalde und Blankenau.

Urkunde von 1174 beschreibt die Ausdehnung des Klostergebietes mit den damals üblichen Grenzangaben nach Gewässerläufen.²⁰ Aufschlussreich ist, dass die Südausdehnung mit *Cluseniz rivulus* (heute Claußnitz) angegeben ist. Diese Begrenzung gibt zu erkennen, dass zu jener Zeit die unmittelbar südlich anschließende markgräfliche Kleinherrschaft Auerwalde mit dem parallel angelegten Garnsdorf bereits bestanden haben muss. Sehr wahrscheinlich hat Markgraf Konrad nach Erhalt des Rochlitzer Gebietes schon bald nach 1143 diese Kleinherrschaft angelegt und mit rund 2 000 Hektar auch großzügig ausgestattet. Sie erfüllte einen doppelten Zweck: Einmal sicherte der Markgraf damit seine Grenze zur direkt südlich anschließenden reichsunmittelbaren Herrschaft Blankenau. Zum anderen ermöglichte Auerwalde mit einer Niederburg in Nähe des Altweges von Rochlitz in den Gebirgswald hinein die in der damaligen Zeit erforderliche Wegesicherung.²¹ Außerdem hatte sich der Markgraf eine Ausgangsbasis für künftige weitere Landerschließung geschaffen. Diese ist dann später auch in südöstlicher Richtung mit Ebersdorf, Euba und Niederwiesa sowie Lichtenwalde erfolgt.

²⁰ CDS I/A/2 (wie Anm. 14), Nr. 404.

²¹ Vgl. ausführlicher KARLHEINZ HENGST, Auerwalde und Blankenauer Grund – zwei benachbarte Kleinherrschaften mit ganz unterschiedlichen Gründern, in: Mitteilungen aus dem „Blankenauer Grund“ 21 (2020), S. 23-25.

Auerswalde und das zugehörige Garnsdorf bildeten damit eine auffallend kleine Herrschaft. Eine weitere Ausweitung nach Süden war bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts nicht mehr möglich, da die angrenzende Herrschaft Blankenau als direkt dem Reich unterstehend zu respektieren war. Eine geistliche Gründung (Zschillen) folgte nun diesmal nicht nach Süden, sondern nach Norden hin. Nördlich von Auerswalde erstreckte sich daher das von Dedo II. dem Augustinerchorherrenstift zu Zschillen zugesprochene Territorium, auf dem in der Zeit des Landesausbaus die Waldhufendörfer wie Göppersdorf, Wiederau, Göritzhain und so weiter bis Claußnitz und Markersdorf entstanden.

4. Die Gründungen und das Bistum Naumburg

Das Entstehen von Kleinherrschaften dicht westlich der oberen Mulde ist auch im Rahmen weiterer Gründungen im Südraum des Bistums Naumburg zu sehen und zu verstehen. Nach ersten Kirchengründungen seit dem 9. Jahrhundert im östlichen Thüringen erfolgten im 10. Jahrhundert solche in Zeitz, Teuchern, Altenburg, Gera und Rochlitz.²² Im 11. Jahrhundert sind im Pleißengau in einer Lage kranzförmig um das Zentrum Altenburg hinzugekommen die Großpfarreien Windischleuba, Treben, Monstab, Mehna, Altkirchen, Schmölln und Saara.²³ In der Regierungszeit von Kaiser Heinrich III. ist seine Gemahlin Agnes als Stifterin von Zehntleistungen für die Kirchen in Kayna, Rochlitz und Schmölln erwiesen, also wohl für Kirchen auf Reichsland.²⁴

In der Regierungszeit von Kaiser Heinrich IV. (1050 resp. 1065–1106) ist die enge Bindung und Kooperation des Bistums Naumburg mit dem weltlichen Herrscher besonders beachtenswert. Bischof Eberhard von Naumburg (1045–1079) war der Bischof, der dem damaligen König unentwegt zur Seite stand und ihn begleitete. Der dem späteren Kaiser treu verbundene Bischof wurde dafür mit der Wahrnehmung königlicher Rechte betraut.²⁵ Bereits 1066 übereignete Heinrich IV. der Naumburger Kirche unter Bischof Eppo²⁶ unter anderem die *abbatia Zmolna* (Abtei Schmölln) im Pleißenland.²⁷ Heinrich IV. belohnte den Bischof schließlich sogar 1074 in Rommelshausen (Hessen) für seine treuen Dienste mit den Herrschaftsräumen Rochlitz und Leisnig.²⁸ Eberhard war auch 1076/77 an der Seite von Heinrich bei dessen Canossagang.

Eberhards Nachfolger Bischof Gunter von Naumburg (1079–1090) hat sicher die Nähe zu Heinrich IV. gewahrt, sich aber bereits stärker seinem Bistum zugewandt. Er

²² Vgl. den Überblick bei HANS WALTHER, Frühe kirchliche Aktivitäten in der Diözese Zeitz-Naumburg im Spiegel der Toponymie. Mission – Kirchengründung – Siedlung, in: Namenkundliche Informationen, Beiheft 18: Studia Onomastica IX (1995), S. 197–214, hier besonders S. 199–202.

²³ Vgl. WALTER SCHLESINGER, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter (Mitteldeutsche Forschungen 27), Bd. 1: Von den Anfängen kirchlicher Verkündigung bis zum Ende des Investiturstreits, Köln/Graz 1962, S. 182–185.

²⁴ Vgl. ebd., S. 120 f.

²⁵ Vgl. ebd., S. 119–121.

²⁶ *Eppo* ist hier die familiäre und vertrauliche Form für Eberhard.

²⁷ Vgl. ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 64.

²⁸ In der Urkunde lautet die Passage *castellum Roche[]ez cum adiacente pago similiter nominato et burcuuardum Lisenic cum omnibus appendiciis in comitatu Eberhti marchionis*, so ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 83.

veranlasste den für den Gau Plisni wichtigen Neubau der Kirche zu Altkirchen bei Altenburg.²⁹ Damit erhielt diese Urfparrei erneut eine für das Missionierungswerk unter den Slawen wesentliche Unterstützung und Förderung. Es lässt sich erschließen, dass der Neubau in Altkirchen in den Jahren zwischen 1080 und 1090 erfolgte. Offen und ungeklärt bleibt, ob möglicherweise schon Bischof Gunter auf Anlage und Entwicklung der Kleinherrschaften Me(e)r(ane) und Mosel Anstöße gegeben beziehungsweise Einfluss genommen hat. Ebenso lässt sich nichts sagen über die vielleicht auch von ihm unternommenen Schritte zur Wegesicherung der *semitae Bohemicae* aus Richtung Altenburg nach Böhmen.

Für die sich anschließende zwanzigjährige Wirkungsphase von Bischof Walram (1091–1111) ist zunächst festzustellen, dass Walram das ganz besondere Vertrauen Heinrichs IV. besaß, denn er setzte ausdrücklich gegen andere Kandidatenwünsche Walram als Bischof ein.³⁰ Der in jener Zeit auch theologisch engagierte Bischof fällt nun zugleich auch mit seiner praktischen Orientierung auf den Landesausbau auf. Dabei kooperierte er eng mit Wiprecht von Groitzsch. Letzteren belehnte er bereits 1091 mit einer großen Zahl Hufen in der Gegend von Borna (südlich von Leipzig) im Pleißenland.³¹

Walram veranlasste aber auch seinerseits selbst die Anlage einer Reihe von Dörfern am Rand des Zeitzer Forstes. Das geschah wahrscheinlich schon bald nach 1091, denn bereits 1109 schenkte der Bischof diese fünf namentlich genannten Dörfer Nickelsdorf, Dobersdorf und so weiter östlich von Eisenberg zusammen mit Taucha am Ripbach östlich von Weißenfels dem Stift Zeitz.³² Walram vermerkte in der Urkunde ausdrücklich seine kolonisationsartige Neulanderschließung durch Waldrodung mit den Worten *villulas de inculta silva per me elaboratas*. Zu vermuten ist, dass mit diesen Dorfgründungen wiederum eine Verbindung oder zumindest Annäherung hin in Richtung auf Schmölln betrieben wurde. Mit der Schenkung der Dörfer 1109 an das Stift Zeitz kann auch eine weitere Stärkung des Hinterlandes zu dem nur ca. 35 Kilometer entfernten Gebiet der Kleinherrschaft Mer beabsichtigt gewesen sein. Jedenfalls ist das Bemühen und das Bestreben des Bistums Naumburg wohl kontinuierlich gewesen, Ausbau und Missionierung für die südlich am Rande von Plisni gelegenen Territorien voranzutreiben.

Dem entspricht auch das Verhalten von Bischof Walram gegenüber Wiprecht von Groitzsch. Vom Jahr seiner Investitur 1091 an war Walram eng mit Wiprecht liiert. Bei der Grundsteinlegung von Kloster Pegau 1091 war er dabei, ebenso bei der Weihe 1096 zusammen mit dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg und den Bischöfen von Merseburg und Havelberg. Und an dem engen persönlichen Verhältnis zwischen Bischof Walram und Wiprecht als dem mächtigsten weltlichen Gefolgsmann des Kaisers im Osten des Reiches hat sich auch nichts geändert. So wohnte Walram auch 1109 dem Begräbnis von Wiprechts Gattin Judith, Tochter des böhmischen Herzogs und späteren Königs Vratislav II., in Pegau bei, zusammen mit den Bischöfen von Meißen und Merseburg.³³

²⁹ Das geht aus einer späteren Urkunde von 1144 hervor, vgl. ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 152, S. 134.

³⁰ Vgl. HEINZ WIESSNER, Das Bistum Naumburg 1,2 (wie Anm. 10), S. 751. Erst 1105 ändert sich das Verhältnis seitens des Bischofs im Einklang mit weiteren deutschen Bischöfen.

³¹ Vgl. OTTO DOBENECKER (Hg.), Regesta necnon epistolaria historiae Thuringiae, Bd. 1: 500–1152, Jena 1896, Nr. 969.

³² Vgl. ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 110.

³³ Vgl. WIESSNER, Das Bistum Naumburg 1,2 (wie Anm. 10), S. 756.

Noch deutlicher wird der Einsatz für die Stärkung von Landesausbau und Missionswerk unter Bischof Dietrich I. von Naumburg (1111–1123) sowie seinem Nachfolger Bischof Udo I. (1125–1148). Die Neugründung von Klöstern und Urfparreien konzentriert sich auf slawische Altsiedelräume in den Gauen Plisni (*Bilisina*), Daleminze und Dobna. Zu nennen sind folgende Fakten:

- 1114 gründete Bischof Dietrich Kloster Bosau bei Zeitz.³⁴ Die Beurkundung der Stiftung durch den Bischof erfolgte 1121.³⁵
- 1114 weihte Dietrich gemeinsam mit Bischof Herwig von Meißen das Kloster zu Wurzen.³⁶
- 1118 weihte Bischof Dietrich auf Bitten von Bertha von Groitzsch die Marienkirche im Gau *Zwicowe* an der oberen Mulde. Es erfolgte die Ausstattung mit einem bis ins Erzgebirge reichenden und noch zu besiedelnden Territorium.³⁷
- 1119 bestätigte eine Papsturkunde, dass Bischof Dietrich die Gründung der Klöster Bosau und Riesa vorgenommen hatte.³⁸
- 1122 war es Bischof Dietrich, der die Weihe der Kirche in Plauen für den Dobna-Gau vollzog.³⁹
- Ein von Bischof Dietrich geplantes Kanonikerstift zu Zeitz ist durch den gewaltsamen Tod des Bischofs im Jahr 1123 nicht mehr zur Verwirklichung gekommen.⁴⁰

Diese Aktivitäten von Bischof Dietrich fielen sämtlich in die Regierungszeit von Kaiser Heinrich V. (1111–1125). Allerdings gibt es keine sichtbaren Anzeichen dafür, dass sich der jugendliche Kaiser um die östlichen Reichsgebiete zwischen Saale und Elbe nachhaltig gekümmert hätte. Zahlreiche Konflikte zur Abwehr von Machtbestrebungen der Großen im Reich sowie anhaltende Auseinandersetzungen führten dauerhaft zu militärischen Aktionen von Italien bis zum Beispiel auch nach Böhmen. Das dürfte für die Ausübung bischöflichen Rechts durch Dietrich von Naumburg eher von Vorteil gewesen sein, hat also keinesfalls seine Gründungen behindert. Und diese Aktionen Dietrichs korrespondierten auch noch mit der Wirkungsphase von Graf Wiprecht von Groitzsch († 1124) und seinem 1104/05 einsetzenden dynamischen Landesausbau zwischen Pegau und Bad Lausick in Nordwestsachsen. Sein Ziel war dabei vor allem die Erweiterung des eigenen Herrschaftsbereichs.⁴¹

Bischof Udo I. von Naumburg (1125–1148) hat das Werk seines Vorgängers konsequent fortgeführt. Er wirkte von Anfang an im Einvernehmen mit Kaiser Lothar III. und war später auch bemüht, König Konrad III. zur Fortführung des von Lothar III. angestrebten und auch eingeleiteten Landesausbaus sowie der Vergrößerung der Einflussräume zu bewegen.⁴² In die Zeit Udos gehört die bisher wenig beachtete Neu-

³⁴ Vgl. BERENT SCHWINEKÖPER, Artikel ‚Pollitz‘, in: Ders. (Hg.), Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 11: Provinz Sachsen Anhalt, Stuttgart 21987, S. 369; ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 123 mit Beurkundung der Gründung 1121.

³⁵ Vgl. ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 123.

³⁶ Ebd., Nr. 114; DOBENECKER, Regesta 1 (wie Anm. 31), Nr. 1098; vgl. auch WIESSNER, Das Bistum Naumburg 1,2 (wie Anm. 10), S. 758.

³⁷ ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 116.

³⁸ Ebd., Nr. 120.

³⁹ Ebd., Nr. 124.

⁴⁰ Vgl. dazu ausführlicher WEIGEL, Slawen und Deutsche (wie Anm. 5), S. 73–83.

⁴¹ Vgl. THIEME, Die herrschaftliche Grundlegung der hohen Kolonisation (wie Anm. 2), S. 197–200.

⁴² Vgl. WALTER SCHLESINGER, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter (Mitteldeutsche Forschungen 27), Bd. 2: Das Zeitalter der deutschen Ostsiedlung (1100–1300), Köln/Graz 1962, S. 56 f.

gründung eines Klosters in Schmölln 1127 durch Graf Bruno. Walter Schlesinger hat dazu mitgeteilt, dass jener Bruno ein Verwandter von Udo I. war. Der Bischof war bekanntlich der Sohn von Landgraf Ludwig I. von Thüringen. Bei Bruno handelte es sich um einen Grafen aus dem ludowingischen Landgrafenhaus, also aus dem hohen Adel. Der kinderlose Graf Bruno dotierte das Kloster mit seinen Eigengütern im Pleißengau, die fast ein Drittel dieser Landschaft ausmachten. 1137 entschied Bischof Udo aufgrund anhaltender Querelen aus dem Umland und damit verbundener Unsicherheit für das Missionswerk die Verlegung des Klosters nach Pforte.⁴³ Bei der Verlegung des Klosters 1138 aber blieb dem Bistum Naumburg der flächenmäßig große Anteil von einem Drittel des Pleißengaus erhalten.⁴⁴

In die Amtszeit von Bischof Udo I. fallen auch die Gründungen des Benediktinerklosters im heutigen Chemnitz um 1130 sowie von Kloster Bürgel bei Jena 1133 durch Gräfin Bertha, Gemahlin von Markgraf Heinrich von der Niederlausitz, Sohn Wiprechts von Groitzsch, mit Bestätigung durch den Bischof⁴⁵ und etwas später 1136 schließlich durch Kaiser Lothar III.⁴⁶ Auch die Schenkung an das Kloster in Bürgel von 100 Königshufen an der (Zwickauer) Mulde 1143 als Grundstock für das dort dann entstehende neue Kloster Remse durch König Konrad III.⁴⁷ unterstreicht das beharrliche und erfolgreiche Bemühen Udos um einerseits Fortführung der Missionierung sowie andererseits Landesausbau, Herrschaftsausbau und Erweiterung des eigenen Bistums.

In Anbetracht dessen, dass das Bistum von Naumburg seit 1074 mit der Burg Rochlitz und dem dazugehörigen Herrschaftsraum von Heinrich IV. bedacht beziehungsweise belohnt worden war, ist es eigentlich zu erwarten, dass sich die Bischöfe in der Folgezeit auch gerade dieses Territoriums in seiner absoluten Randlage an der Mulde annahmen. Nur eine Tagesreise vom dichten Dunkelwald entfernt verliefen außerdem die von den Wolfsjägern seit dem Ende des 11. Jahrhunderts zu sichernden Altwege durch das Gebiet, insbesondere auch eine *semita Bohemica* über Rochlitz weiter nach Südosten.⁴⁸ Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass auch die seelsorgerisch-kirchliche Betreuung der *venatores luporum* vom Bistum Naumburg verantwortet wurde und vermutlich bereits unter Bischof Walram mit konkreten Maßnahmen Unterstützung fand.⁴⁹ Berichte oder Urkunden gibt es dazu leider nicht. Solche waren sicher auch nicht erforderlich, da es sich ja um Versorgungsaufgaben im eigenen Verantwortungsbereich des Bistums handelte.

Nun ist aber das Herrschaftsgebiet Rochlitz ebenso wie das gesamte weiter nach Süden und Südosten sich erstreckende unbesiedelte Land dennoch weiter Reichsland geblieben. Darüber bestand auch in der kaiserlichen Kanzlei genaue Kenntnis. Das belegt ganz eindeutig eine Handlung von 1143, als König Konrad III. seinerseits aus

⁴³ Vgl. ebd., S. 210-212.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 53 f.

⁴⁵ ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 130.

⁴⁶ Ebd., Nr. 136.

⁴⁷ Ebd., Nr. 158.

⁴⁸ Vgl. RENATE WISSUWA, Die Entwicklung der Chemnitzer Region im Verkehrsgefüge Sachsens, in: Gabriele Viertel (Hg.), Zur Entstehung und Frühgeschichte der Stadt Chemnitz (Aus dem Stadtarchiv Chemnitz 6), Stollberg 2002, S. 64-77 mit Karte S. 67.

⁴⁹ Der in der Mitte zwischen Altendorf und Alchemnitz gelegene Stadtteil Kappel darf als die zuerst mit einer kleinen Kapelle ausgestattete Niederlassung eines Geistlichen mit dazugehöriger Eigenversorgung gelten. Nach der Klostergründung sind diese drei Stützpunkte aus den frühen Jahren der Wolfsjäger zu Klosterdörfern ausgebaut worden, zusammen mit der *nuilla abbatis* (später Borssendorf) und *Gabilencia*/(Gablentz).

Dankbarkeit gegenüber Markgraf Konrad von Meißen diesem den Gau Rochlitz übereignete.⁵⁰ Das Gebiet war also Reichsterritorium und unterlag der Verfügungsgewalt des Herrschers. Und aus späteren Urkunden wissen wir, dass sich eben das an Markgraf Konrad vergabte Königsland tatsächlich weiter nach Südosten erstreckte und auch das Gebiet am Chemnitz-Fluss umfasste, denn der Markgraf gründete um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Kleinherrschaft Auerswalde (vgl. oben). Sein Sohn Dedo, Graf von Groitzsch-Rochlitz, legte auf dem ihm von seinem Vater zugesprochenen Erbteil nahe der Mündung vom Chemnitz-Fluss in die Mulde das Kloster Zschillen an. Dedo stattete es 1174 mit Landbesitz aus, der sich östlich von der damaligen *Kameniza* anschließend an Rochlitz nach Südosten bis vor die Herrschaft Auerswalde erstreckte.

Der Verlauf der erwähnten Altrasse bis nach Prag hat aber nicht nur zu den bereits genannten Sicherungsvorkehrungen mit den Wolfsjägern und ihren Sitzen an den Ausgangsstellen der späteren Dörfer Altendorf und Altchemnitz (heute Stadtteile von Chemnitz) geführt. Sehr wahrscheinlich war in der Zeit der verstärkten Kooperation mit dem Herzogtum Böhmen sowie im Zusammenhang mit dem anhaltenden Bestreben, Böhmen fest und dauerhaft ans Reich zu binden, auch bei der weltlichen Führung das Interesse an der Stabilisierung der vorhandenen Wegeverbindungen Richtung Prag gewachsen. Anders ausgedrückt lässt sich sagen, es dürfte zusätzlich zum Elbeweg mit dem Dohnapass allmählich nach weiteren und vielleicht besonders auch von Groitzsch und Rochlitz aus kürzeren beziehungsweise direkteren Wegen nach Böhmen Ausschau gehalten worden sein.⁵¹ Doch dazu bedurfte es vor allem auf der Strecke vor dem Einstieg in die Gebirgsregion noch fester und zuverlässiger Schutzstätten. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass mit höchster Zustimmung etwa eine Tagesreise vom Königshof Rochlitz entfernt auf Reichsland eine neue weltliche Herrschaft eingerichtet wurde, die später unter dem Namen Blankenau bekannt wurde.

5. Die Herrschaft Blankenau

Urkundlich erscheint die kleine Herrschaft recht spät, und da vor allem im Zusammenhang mit Besitzwechsel. Es wurde daher auch immer wieder eine sehr späte Gründung gemutmaßt.

Die einzelnen Umstände der Entstehung liegen im Dunkeln. Die Herrschaftsgründung ist offenbar ziemlich parallel zu den beiden westlich der Mulde gelegenen und oben beschriebenen Gründungen von Mer und Mosel im Territorium des Bistums Naumburg vollzogen worden. Die Gründung erfolgte von Rochlitz aus an der von dort übers Gebirge bis nach Prag verlaufenden *semita Bohemica* am Fluss Chemnitz, damals urkundlich noch 1174 *Kameniza*. Es gibt zwar auch hier wieder keine Gründungsurkunde, es ist jedoch aus der Anlage des ersten Dorfes sowie dessen Ortsnamen Draisdorf mit einiger Sicherheit auf einen Angehörigen aus der altsorbischen Führungsschicht südlich von Rochlitz zu schließen. Er trug den Personennamen *Drogan* und siedelte aus dem Slawengau *Rochelinzi* slawische Landsleute in einer noch heute

⁵⁰ Vgl. KARLHEINZ BLASCHKE, Artikel ‚Rochlitz‘, in: Schlesinger, Handbuch Sachsen (wie Anm. 6), S. 303.

⁵¹ Das gilt sicher besonders seit den 80er-Jahren des 11. Jahrhunderts, als Wiprecht von Groitzsch ständig in Böhmen tätig war und schließlich 1085 auch die Tochter des böhmischen Herzogs Vratislav II. heiratete. In den Folgejahrzehnten hat er die Verbindungen zwischen Kaiser und Böhmen noch vertieft, was schließlich auch zur Königskronung seines Schwiegervaters führte. Auch Wiprechts Sohn hat die engen Beziehungen zu Böhmen gewahrt.

an einen Rundling erinnernden Niederlassung an. In der Nähe wurde auch eine archäologisch nachgewiesene Turmhügelburg mit Wassergraben errichtet. Die Herrschaft erstreckte sich anfangs über die Dörfer Draisdorf, Glösa, Borna bis Furth. Sie wurde in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch die Waldhufendörfer Heinersdorf, Hilbersdorf und Streitdorf erweitert.⁵²

In die Geschichte ist diese Kleinherrschaft eingegangen unter dem Namen *Blankenauer Grund*. Die Herren von Blankenau – also die Herren zur ‚glänzenden Aue‘ – führten diesen Namen nach dem auffallenden Merkmal von im Sonnenlicht glänzenden Wasserflächen der *Kameniza* sowie der großen Teiche, die noch im 17. Jahrhundert im Kartenbild angegeben sind.⁵³ Die Herrschaft war von Anfang an reichsunmittelbar und wurde erst 1338 vom Kaiser veräußert. Es ist also mit ziemlicher Sicherheit zu schlussfolgern, dass die Gründung der Herrschaft mit Zustimmung der weltlichen Reichsspitze vom damaligen Königshof Rochlitz aus erfolgte.

Die Gründung der Herrschaft Blankenau muss in die Zeit um 1100 beziehungsweise spätestens in die ersten beiden Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts fallen. Denn um 1130 nahm Kaiser Lothar III. am *locus kameniz dictus* die Gründung eines Benediktinerklosters vor, was von König Konrad III. 1143 ausdrücklich bestätigt wurde.⁵⁴ In dieser Bestätigungsurkunde wurde auch die Ausdehnung des Klosterterritoriums angegeben. Es reichte diese nunmehr südlichste kaiserliche Gründung eines Klosters im Bistum Naumburg exakt bis an die nördlich gelegene Herrschaft Blankenau heran. Das darf als zuverlässiger Hinweis gelten, dass auf jeden Fall etliche Jahre vor dem Kloster bereits die Herrschaft Blankenau in der Entfernung von einer Tagesreise bis Rochlitz angelegt worden war. Damit war für die Errichtung des Klosters um 1130/36 das doch unbedingt notwendige Hinterland an der sonst in jener Zeit noch gänzlich siedlungsfreien *Kameniza* vorhanden. Es ist auch aus der Urkunde von 1143 die Mitwirkung von Bischof Udo I. von Naumburg (1125–1148) ersichtlich. Er setzte das um Missionierung und Landerweiterung bemühte Wirken seiner Vorgänger Walram (1091–1111) und Dietrich (1111–1123) ganz bewusst fort.⁵⁵

Rekonstruierbar ist für die Geschichte der Herrschaft, dass ein Slawe *Drogan*⁵⁶ sehr wahrscheinlich von Rochlitz und seinem dortigen etwas südlich gelegenen Stammsitz (1174 *Drosecowe*)⁵⁷ aus eine Siedlung (das spätere Draisdorf) sowie auch

⁵² Vgl. KARLHEINZ HENGST, Mittelalterliche Klostergründung mit regionaler Signalwirkung im Spiegel von Urkunden und Toponymen im Territorium von Westsachsen. Mit besonderer Beachtung des Besiedlungsverlaufs an der Chemnitz bis 1200, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 90 (2019), S. 5–41, besonders S. 26–32.

⁵³ Vgl. die Abb. „Furth in einem Plan von Zimmermann aus dem Jahr 1622“, in: Mitteilungen aus dem „Blankenauer Grund“ 8 (2007), 4. Umschlagseite.

⁵⁴ Vgl. zuletzt und grundlegend die Beiträge von ENNO BÜNZ, Das Benediktinerkloster in Chemnitz. Seine Stellung in der sächsischen Klosterlandschaft des Mittelalters, in: Uwe Fiedler/Stefan Thiele (Hg.), Des Kaisers Kloster. Die Chemnitzener Abtei im Kontext kaiserlicher Politik und benediktinischer Wirkungsgeschichte, Dresden 2018, S. 11–25; und KARLHEINZ HENGST, Sprachhistorische Fakten zur Erschließung des Gebiets an der Chemnitz bis 1200, in: ebd., S. 27–37.

⁵⁵ Vgl. WIESSNER, Das Bistum Naumburg 1,2 (wie Anm. 10), S. 751 ff.

⁵⁶ Der Personennamen ergibt sich aus der Überlieferung aus 1338 *Dragensdorff*, um 1518 *villa Drogistorff*, vgl. ERNST EICHLER/HANS WALTHER (Hg.), Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 21), 3 Bde., Berlin 2001, hier Bd. 1, S. 210.

⁵⁷ Als Draschke in Rochlitz aufgegangen, vgl. ERNST EICHLER, Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neisse, 4 Bde., Bautzen 1985–2009, hier Bd. 1, S. 99 f. Der Ortsname geht zurück auf altsorbisch **Drožekov-* ‚Ort eines Drožek‘, wobei dieser Personennamen

bald anschließend eine kleine Burg mit Wassergraben am Bahrebach anlegen ließ.⁵⁸ Das kann um 1100 oder auch einige Jahre später geschehen sein. Es entstand eine Kleinherrschaft, in der auch an den Stellen, die die Wolfsjäger wohl schon früh benannt hatten, Siedlungen angelegt wurden. Es entstanden Glösa, Borna und Furth. Siedlungsform von Draisdorf, Glösa⁵⁹ und so weiter sowie die Fluraufteilung weisen sowohl auf Entstehung vor Mitte des 12. Jahrhunderts als auch Beteiligung von Slawen an dem Siedelwerk entlang der *Kameniza* hin.⁶⁰ Die Kleinherrschaft Blankenau ist somit entstanden in einer Vor- oder Übergangsphase zu den sich dann später weiter nach Südosten anschließenden Waldhufendörfern aus der Zeit des forcierten Landesausbaus.

Kirchort wurde Glösa. Sein Name geht auf eine frühe sprachliche Bildung⁶¹ für jene auffällige Erscheinung an der *Kameniza* zurück, die wahrscheinlich den Wolfsjägern schon vor 1100 Anlass zur Namengebung gab und sich später nochmals mit der neuen sprachlichen Form *Blankenau* wiederholte (vgl. oben). Das für Glösa im weiten Umland völlig einmalige Jodokus-Patrozinium weist auf Einfluss des Benediktinerordens hin.⁶² Damit ergibt sich die Vermutung, dass die Kirche und ihre Weihe erst in die Jahre nach der Gründung des Benediktinerklosters am *locus kameniz dictus* zu setzen ist, also erst in späteren Jahren nach Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgt sein dürfte. Insgesamt ist jedoch unzweifelhaft die Beteiligung des Bistums Naumburg im Hintergrund auszumachen. Bischof Udo I. von Naumburg (1125–1148) war es ja auch, in dessen Amtszeit die Gründung des Chemnitzer Klosters um 1130 bis 1136 durch Kaiser Lothar III. vollzogen wurde.

Drožek die familiäre Koseform von einem zweigliedrigen Vollnamen wie *Drogoslav*, *Drogomir* ist. Auch der Kurzname *Drogan* ist zu einem solchen Vollnamen gebildet. Die Übereinstimmung der Erstglieder nach Ihrer Herkunft von einem Personennamen mit *Drog-* legt aufgrund der räumlichen Nähe eine familiäre Zusammengehörigkeit und damit die Herkunft des *Drogan* aus dem noch 1174 *Drosecowe* [gesprochen: droschekowe – mit stimmhaftem sch] beurkundeten Ort südlich Rochlitz nahe.

⁵⁸ Zum archäologischen Befund vgl. VOLKMAR GEUPEL, Die geschützten Bodendenkmale im Bezirk Karl-Marx-Stadt (Kleine Schriften des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden 3), Dresden 1983, S. 33, Nr. 10.2. Zum archivalischen Nachweis von 1579 als *Wahl* und auch noch als *alter Schlos wal* vgl. GERT PETERSEN, Alte Orts- und Flurnamen im Gebiet des Blankenauer Grundes, in: Mitteilungen aus dem „Blankenauer Grund“ 21 (2020), S. 21 mit weiterer Literatur.

⁵⁹ Die Namensform *Glösa* ist trotz der späten Überlieferung erst vom 13. Jahrhundert an deutlich älter. Es handelt sich um einen keinesfalls erst in der Zeit der Hochkolonisation gebildeten Namen, sondern einen von altniederdeutschen (altsächsischen) Sprechern geprägten Namen für die in der Sonne glänzenden Wasserflächen im Überschwemmungsgebiet des Chemnitzflusses. Der Anlaut *Gl-* als Phonaesthem in <gles> ist bereits Indiz für ‚leuchten‘, dem Namen zugrunde liegt altsächsisch *glēs*.

⁶⁰ Vgl. schon WALTER SCHLESINGER, Die Anfänge der Stadt Chemnitz und anderer mitteldeutscher Städte. Untersuchungen über Königtum und Städte während des 12. Jahrhunderts, Weimar 1952, S. 19.

⁶¹ Die überlieferten Formen 1286 (Pfarrer Albert) *de Glese*, 1330 *zu der Gleſa*, 1354 *zu der Glese* (vgl. EICHLER/WALTHER, Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 56), Bd. 1, S. 317) sind zu vergleichen mit mittelniederdeutsch *glēsen* ‚glänzen‘ und altsächsisch *glēs* ‚Glas‘. Der mit altniederdeutschem Sprachgut gebildete Name ist also deutlich vor der deutschen Landesausbauzeit geprägt worden.

⁶² Vgl. dazu ausführlicher KARLHEINZ HENGST, Neues zum Besiedlungsgang im westlichen Vorerzgebirge [im Druck].

Mit der Gründung einer neuen Herrschaft im Blankenauer Grund war zugleich ein für das Kloster notwendiges beziehungsweise zumindest hilfreiches besiedeltes Hinterland entstanden. Direkt benachbart und an diese bis ins 14. Jahrhundert reichsunmittelbare Herrschaft angrenzend wurde auch das Klosterterritorium von König Konrad III. 1143 bestätigt und der Auftrag zur Errichtung eines Fernhandelsmarktes erteilt. Diese reichsunmittelbare Herrschaft verhinderte allerdings zugleich auch eine Ausweitung des Klostergebietes in nördliche Richtung. Tatsächlich hat das Kloster in der Zeit von Kaiser Friedrich I. Barbarossa und dem sich entwickelnden Landesausbau nach Süden erste Neusiedlungen in Verbindung mit Rodungen anlegen lassen, so wohl Bernsdorf, Helmsdorf und Markersdorf, aber auch Neukirchen, Stelzendorf, Klaffenbach und Adorf. Die um 1300 wohl in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratene Herrschaft Blankenau mit ihren Neugründungen Heinersdorf, Hilbersdorf und Streitdorf ist dann 1338 von Kaiser Ludwig dem Kloster übereignet worden. Von da an war das vorherige Herrschaftsgebiet Blankenau dauerhaft Klosterbesitz.

Übereinstimmend mit den Beobachtungen bei den oben behandelten Herrschaften Mer und Mosel im Muldenraum als ‚Vorläufer‘ anschließender kirchlicher beziehungsweise klösterlicher Gründung ist auch bei der Herrschaft Blankenau der vorbereitende weltliche Gründungsakt als Vorstufe oder Voraussetzung für die bald danach vollzogene Gründung des Benediktinerklosters am Chemnitz-Fluss auf dem heutigen Schlossberg deutlich geworden.

Auffällig übereinstimmend ist auch, dass die an der *Kameniza* erwiesenen Wolfsjäger offenbar auch im Gebiet der Zwickauer Mulde tätig waren. Darauf weisen die ab Anfang des 12. Jahrhunderts in Urkunden bezeugten Namen mit Bezug auf Jagd und Kadaververwertung hin, vgl. schon 1118 *Weydemannisciets*, *Hirsissprunck*, *mons luderni* (benannt nach einem *Luderplatz* mit ausgelegtem Aas zum Anlocken von Wölfen) und die Versorgungsstation *Alboldistudinza* (Ebersbrunn).⁶³ Ferner fallen ins Auge die weithin einmaligen und in Ortsnamen fest gewordenen Angaben wie um 1165 *Weidemannesdorff* (Weidensdorf) und 1227 *Syndemansdorff* (Schindmaas).⁶⁴ Die Wegesicherung von alten Trassen nach Südosten war also auch im weiten Umfeld der heutigen Städte Glauchau und Zwickau wie bei Chemnitz ein von weltlichen und kirchlichen Oberhäuptern sicher gleichermaßen erteilter und zu erfüllender Auftrag. Und sowohl an der Mulde als auch am Chemnitzfluss sind die Stationen der Jagdverantwortlichen erste Vorläufer von Niederlassungen gewesen. Nach Mitte des 12. Jahrhunderts wurden diese Stationen in die Anlagen neuer Dörfer einbezogen und dann als Siedlungsnamen mit dem Zusatz Alt- (Altendorf, Altchemnitz, Altenhain) oder auch unverändert (wie bei Weidensdorf und Schindmaas) fortgeführt.

⁶³ Diese sämtlich weiter südlich vom heutigen Zwickau zu suchenden Stationen geben nur insofern zu bedenken, dass in ihrer Umgebung keine Stelle für die religiöse Betreuung auszumachen ist. Sollten etwa noch nicht bekehrte Slawen die Jagddienste verrichtet haben? *Alboldistudinza* spricht eindeutig für Benennung durch Slawen und könnte mit dem Personennamen *Albold* den vereinzelt deutschen Jagdverantwortlichen angeben. Dann würde es sich bei den weiteren drei Namen von 1118 um deutsche Formen aus der Verwaltungssprache handeln.

⁶⁴ Die beiden Ortsnamen sind zugleich aufgrund ihrer Lage dicht östlich von Meerane im Zusammenhang mit der Kleinherrschaft *Mer* zu sehen. Die ursprünglichen mit der Jagd verbundenen Stationen können von dort aus noch vor Mitte des 12. Jahrhunderts angelegt und auch versorgt worden sein.

III. Eine für Südwestsachsen erkennbar gewordene frühe Landesausbauphase

Die hier erstmals in engem Zusammenhang behandelten Kleinherrschaften Mer, Mosel, Auerswalde und Blankenau haben eines gemeinsam: Sie sind in einem Zeitraum noch *vor* dem großen deutsch geleiteten Landesausbau entstanden. Während die Gründungen seitens der bekannten Reichsministerialengeschlechter in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts schon lange gut untersucht und weithin auch bekannt sind, gilt das für die genannten Kleinherrschaften in dem Maße nicht. Diese kleinen Herrschaftsterritorien verdienen jedoch Aufmerksamkeit, weil ihr Entstehen unmittelbar in einer Vorphase zum späteren Landesausbauwerk als Kolonisationsperiode erfolgt ist. Etwa zeitlich und parallel zu den Neugründungen durch Wiprecht von Groitzsch im Raum Pegau bis Lausick hat ein erster Landesausbau aus den Altsiedelräumen der Gae Plisni und Rochelinzi heraus entlang dem westlichen Muldenufer sowie weiter östlich am Chemnitzfluss stattgefunden.

Die hier erfolgte zusammenhängende Betrachtung der kleinen Herrschaftsgebiete lässt mit ihren Ergebnissen nunmehr folgenden Schluss zu: In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hat es in Südwestsachsen eine der späteren Hochkolonisation – durch die Reichsministerialen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts – vorausgegangene Ausbauphase mit Rodung und dörflichen Neugründungen gegeben. Es handelt sich um eine bisher in diesem Umfang nicht bekannte beachtliche erste Landesausbauphase. Sie wurde veranlasst durch die weltlichen und kirchlichen Spitzen im Reich und fällt noch in die Zeit von Kaiser Heinrich IV. sowie der Naumburger Bischöfe Gunther und Walram. Auch für die Regierungszeiten von Kaiser Lothar III. sowie seines Nachfolgers König Konrad III. ist der Landesausbau als politisches Anliegen deutlich erkennbar geworden. Die ausführenden Kräfte waren teils slawischer, größtenteils aber deutscher Herkunft. Sie erfuhren starke Unterstützung durch die Bischöfe von Naumburg. Landerschließung, neue kleine Herrensitze sowie dörfliche Neugründungen wurden zu Voraussetzungen für die Errichtung sakraler Einrichtungen. Das vorher lokal zeitweilig bedrohte Missionswerk am Südrand der einst ausschließlich slawischen Siedelzone erfuhr damit eine wesentliche Stärkung.

Für die bisherige Periodisierung der mittelalterlichen Besiedlung (vgl. eingangs) lässt sich für Südwestsachsen⁶⁵ nachtragend eine doch beachtenswerte Besiedlungsphase ab um 1100 und somit vor Mitte des 12. Jahrhunderts ergänzen.

IV. Nachtrag: Die kleine Herrschaft Tettau östlich von Gößnitz im Westen von Sachsen

Im Zusammenhang mit der vorgenommenen historischen Betrachtung des Besiedlungsganges westlich der oberen Zwickauer Mulde zwischen heutigem Waldenburg und Zwickau bietet sich an, als Ergänzung und zur Vervollständigung auch noch das Gebiet der kleinen Herrschaft Tettau nördlich von Meerane mit einzubeziehen.

1. Was ist bisher über die Herren von Tettau bekannt?

Am Südrand des alten Gaus Plisni liegt westlich der Zwickauer Mulde das einstige kleine Herrschaftsgebiet derer von Tettau. Es reicht mit seinen Dörfern Wünschen-dorf, Oberdorf, Breitenbach sowie Koblenz und Köthel im Süden bis genau an die benachbarte Herrschaft Mer (Meerane) heran. Nach Südosten schoss sich ab 1143 das

⁶⁵ Dazu gehört auch die Weihe der Urpfarrei Plauen 1122, vgl. oben mit Anm. 39.

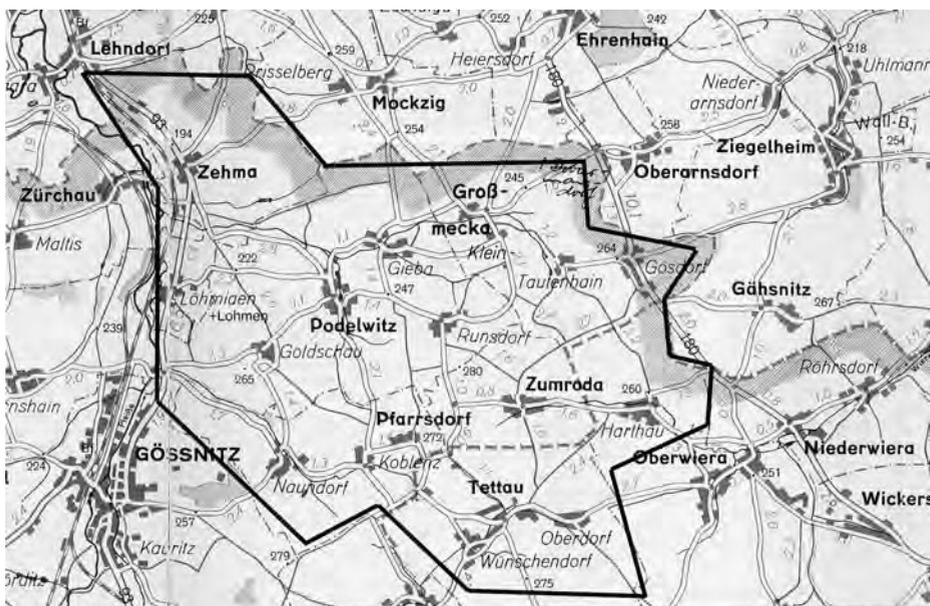


Abb. 4: Die Herrschaft Tettau.

Klosterterritorium Remse an die Herrschaft Tettau an.⁶⁶ Und weiter östlich sind die Herren von Waldenburg sowie südlich von diesen die Herren von Schönburg zu Glauchau mit ihrem Landesausbau ab etwa 1160 nach Südosten hin wirksam geworden.

Die Herrschaft Tettau hat bisher nur wenig Aufmerksamkeit erfahren. Walter Schlesinger hat den Herrensitz und die Entwicklungsgeschichte ab 1237 kurz umrissen und auf die spätere weite Verzweigung der Herren von Tettau verwiesen.⁶⁷ Sie sind wahrscheinlich schon bald im 13. Jahrhundert zusammen mit den Herren von Crimmitschau auch einer Einladung von polnischer Seite gefolgt. Bereits 1261 ist *Tammo de Tetowe* und etwas später 1284 *Konrad de Thetov* in Schlesien urkundlich belegt.⁶⁸

⁶⁶ Nicht recht durchsichtig ist die ursprüngliche Zugehörigkeit der Dörfer Schönberg und Pfaffroda. Nach der Grenzbeschreibung für das Kloster Remse von 1143 müsste die Flur von Pfaffroda eigentlich dem Klosterterritorium zugerechnet werden, da die westliche Grenze wohl am damaligen *breiten Bach* (heutiger Ort Breitenbach) lag. Dem Namen nach ist aber Pfaffroda keine Gründung von Remse aus, sondern eher eine Anlage mit Zugehörigkeit zu Schönberg, zumal Pfaffroda 1542 mit Filialkirche von Schönberg ausgewiesen ist, vgl. Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Neuausgabe, bearb. von Susanne Baudisch/Karlheinz Blaschke (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 2), 2 Bde., Leipzig 2006, Bd. 2, S. 560. Vielleicht haben die Herren von Waldenburg die Gründung dieser beiden Waldhufendörfer veranlasst.

⁶⁷ WALTER SCHLESINGER, Artikel ‚Tettau‘, in: Ders., Handbuch Sachsen (wie Anm. 6), Stuttgart 1965, S. 344 f.

⁶⁸ TOMASZ JUREK, *Obce rycerstwo na Śląsku do połowy XIV wieku* [Fremde Ritterschaft in Schlesien bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts], Poznań 1996, S. 297. Zu denen von Crimmitschau vgl. S. 247.

2. Was lässt sich zur frühen Geschichte von Tettau noch ermitteln?

Im Norden darf das nahe slawische Siedelgebiet um Gößnitz und Kauritz wohl zugleich als Ausgangsraum für die Entstehung der Herrschaft Tettau gelten. Es erscheint als sehr wahrscheinlich, dass Tettau bereits vor der deutschen Eroberung ein slawischer Herrnsitz war. Ob damit gewisse Grenz- oder Wegesicherungsaufgaben verbunden waren, lässt sich nicht mehr ermitteln. Für die etwas weiter südwestlich an der Pleiße gelegene Herrschaft Ponitz wird das angenommen, allerdings erst für die Zeit nach Mitte des 12. Jahrhunderts.⁶⁹

Das Gebiet um Tettau⁷⁰ ist vom Bosauer Zehntverzeichnis (1181–1214) voll erfasst worden. Es sind da nacheinander in einer zusammenhängenden und auch zusammengehörigen Abfolge genannt nach *in Chiowe* (Gieba) und *in Mechowe* (Großmecka) die Orte *Doburmanstorf* (Wüstung?)⁷¹, *Rodwanistorf* (Runsdorf), *Lutoldisrod* (Zumroda), *Hengistorf* (Pfarrsdorf), *Chobliz* (Koblenz), *Thetowe* (Tettau), *Budowliz* (Podelwitz), *Culscowe* (Goldschau), *Lom* (Löhmigen), *Chowaruwiz* (Kauritz).⁷² Das Einzugsgebiet von Kloster Bosau mit alten slawischen Dörfern und auch schon ersten Rodungsdörfern mit sowohl slawischen (*Doburmanstorf*, *Rodwanistorf*) als auch deutschen Namen (*Lutoldisrod*) von Lokatoren im Erstglied der Ortsnamen griff also schon deutlich weit nach Süden aus. Das dem Kloster Bosau verbundene Gebiet reichte damit eindeutig weiter nach Süden als dies von Heinz Wießner kürzlich noch mit einer südlichen Grenzlinie „von Zschernitzsch nö. Schmölln bis Podelwitz nö. Gößnitz“ angab.⁷³ Tettau, Koblenz und Zumroda (*Lutoldisrod*) lagen eindeutig noch ein Stück weiter südlich und markierten im Zehntverzeichnis von Bosau den äußersten südlichen Rand des slawischen Altsiedelgaues Plisni.

Aus dem Bosauer Zehntverzeichnis ist ersichtlich, dass es im Süden noch Orte einbezog, die eine Grenzlinie nach Südosten hin bildeten. Diese verlief vom östlichen Pleißeufer von Kauritz (dicht südlich von Gößnitz, aber zur westlich benachbarten Herrschaft Kloster Schmölln gehörig) über Koblenz, Tettau, Zumroda, (Groß)mecka und dann nach Norden über Mockzig, Zschaiga, Modelwitz und so weiter in den Raum Altenburg westlich vom Forst Leina. Festzuhalten ist: Das Gebiet der Kleinherrschaft Tettau gehörte mit seinen slawischen Siedlungen zur kirchlichen Ausstattung von Kloster Bosau bei Zeitz, das 1121 geweiht worden war. Wann das erste Zehntverzeichnis angelegt wurde, bleibt unbekannt. Die erhaltene Fassung vom Ende des 12. Jahrhunderts hat wahrscheinlich schon Vorgänger gehabt. Das ist aus dem am Ende befindlichen offenbar jüngeren Nachtrag im Text von 1181 bis 1214 zu schließen (dazu vgl. weiter unten).

⁶⁹ Vgl. HEINZ WIEßNER, Die Dörfer Ponitz und Schönhain im Pleissengrund. Ein siedlungsgeschichtlicher Überblick, Altenburg 2015, S. 11.

⁷⁰ Der Name ist eine slawische Bildung, lautete altsorbisch **Tetov-* und wurde zu einem Personennamen **Teta* gebildet, bedeutete also ursprünglich ‚Ort des Teta‘, vgl. ausführlicher HENGST, Ortsnamen Südwestsachsens (wie Anm. 12), S. 110 f.

⁷¹ In der Reihe der Ortsnamen könnte es auch ein älterer Name für das heutige Naundorf südwestlich von Runsdorf sein.

⁷² PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 69a, S. 57. Zu den einzelnen Ortsnamen aus dem Bosauer Zehntverzeichnis und ihrer Erklärung sowie Lokalisierung vgl. KARLHEINZ HENGST, Beiträge zum slawisch-deutschen Sprachkontakt in Sachsen und Thüringen, Veitshöchheim bei Würzburg 1999, S. 118–151.

⁷³ WIEßNER, Die Dörfer Ponitz und Schönhain (wie Anm. 69), S. 8. Ihm ging es aber dabei um die Kennzeichnung der Lage von Ponitz, ebenfalls außerhalb des Einzugsgebietes des Bosauer Zehntverzeichnisses.

3. Was ergibt die Betrachtung der Tettau benachbarten Orte?

Es ist bemerkenswert, dass das nordwestliche Nachbardorf Koblenz, 1181/1214 *Chobliz*,⁷⁴ auf der Bezeichnung für ein ‚Gestüt‘ beruht (altsorbisch **kobylica*).⁷⁵ Dazu passt, dass die Pferdezucht auch unter deutschem Einfluss fortgeführt wurde und 1181/1214 *Hengistorf* ebenso wie Koblenz Schoberzins an das Kloster Bosau bei Zeitz zu entrichten hatte. Hier handelte es sich also um ein Hengst-Depot, das östlich benachbart zum Gestüt eingerichtet wurde und im 14. Jahrhundert mit dem Namen ‚Pferds-Dorf‘⁷⁶ überliefert ist, nämlich 1336 *Pherdisdorf* mit später kanzleisprachlich bedingter Umdeutung der Ortsnamensform zu heute Pfarrsdorf.⁷⁷ Es bietet sich an, von einer slawischerseits betriebenen Pferdezucht und einem in der Grenzregion dazu bestehenden Bedarf auszugehen. Der zuständige Herrschaftshof ist im slawischen Ort Tettau zu suchen, der im Bosauer Zehntverzeichnis (1181/1214) ja auch ausgewiesen ist mit *in Thethowe* und dazu mit der zugleich fast höchsten zu leistenden Zinsabgabe. Nur das bereits einen deutschen Namen tragende direkt benachbarte *Lutoldisrod* (heute Zumroda) ist bei der Zinszahlung noch etwas höher veranschlagt. Dazu lohnt sich eine nähere und etwas ausführlichere Betrachtung zum Ortsnamen *Lutoldisrod*.

An der Stelle ist zuerst eine Beobachtung des Historikers Dieter Rüksamen erwähnenswert. Er hat darauf aufmerksam gemacht, dass der Personennamen *Lutold* dicht beisammen in Verbindung mit den Orten Tettau, Ponitz, Waldsachsen und Mosel auftritt.⁷⁸ 1220 *Lutoldus de Tetowe* ist Zeuge in einer Urkunde des Bischofs von Meißner.⁷⁹ Er steht in einer Reihe mit *Bernardus de Kamenz* und mit den auf ihn folgenden *Tammo de Schonevelt* sowie *Theodoricus de Ozzec*. Das lässt bei diesem Herrn Lutold von Tettau auf Ansehen und einen doch beachtlichen Bekanntheitsgrad weitab von Tettau schließen.

Mit Blick auf das Tettau benachbarte *Lutoldisrod* von 1181/1214 ist davon auszugehen, dass ein auf Tettau ansässiger Lutold den Ort wohl um die Mitte, vielleicht auch schon vor Mitte des 12. Jahrhunderts, anlegen ließ. Nach der Zinsleistung zu urteilen, hat sich das Dorf schnell recht gut entwickelt. Eine besondere Förderung durch den Ortsgründer ist zumindest zu vermuten. In dem Zusammenhang ist nun zunächst auch noch ein Blick auf die Verbindung zum Kloster Bosau und das Zehntverzeichnis zu werfen:

⁷⁴ PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 69a, S. 57.

⁷⁵ Vgl. EICHLER, Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neisse (wie Anm. 57), Bd. 2, S. 40.

⁷⁶ Eine Parallele zu dem Ortsnamen bietet in Bayern der Ortsname Pferdsdorf bei Lichtenfels, 804 *Hengesfelde*, ab 1298 *Pfertsfelt*, während mittelhochdeutsch *heng(i)st* bewahrt worden ist in dem Ortsnamen Hengersbach bei Schwandorf, 1231 bis 1234 *Hengestbach*, um 1285 *Hengesbach* sowie auch im Ortsnamen Hengistbach bei Ansbach, 12. Jahrhundert *Hengistbach*, vgl. WOLF-ARMIN VON REITZENSTEIN, Das Pferd in bayerischen Ortsnamen, in: Namenkundliche Informationen, Beiheft 18: Studia Onomastica IX (1995), S. 172-190, hier S. 173, 176, 178 f.

⁷⁷ Vgl. EICHLER/WALTHER, Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 56), Bd. 2, S. 172.

⁷⁸ Vgl. DIETER RÜKSAMEN, Kleine Herrschaftsträger im Pleissenland. Studien zur Geschichte des mitteldeutschen Adels im 13. Jahrhundert (Mitteldeutsche Forschungen 95), Köln/Wien 1987, S. 87-90.

⁷⁹ ERNST GOTTHELF GERSDORF (Hg.), Urkundenbuch der Stadt Meissen und ihrer Klöster, Bd. 4 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II/4), Leipzig 1873 (im Folgenden: CDS II/4), Nr. 389b.

- Das Kloster Bosau ist im Verlaufe mehrerer Jahre erbaut worden und wurde 1121 durch Bischof Dietrich von Naumburg geweiht.⁸⁰ Das sich zu jener Zeit südöstlich von Bosau erstreckende Gebiet an der Pleiße im Gau Plisni wurde dem Kloster zugeordnet.
- Gleiches geschah durch Bischof Dietrich auch bei Weihe der Marienkirche im Raum *Zwicowe* (Zwickau) schon 1118 für den gesamten festgelegten Einzugsbereich der neuen Urfparrei.⁸¹ Zu der Zeit war das Kloster Bosau noch im Bau.
- Insgesamt lässt sich der Schluss ziehen, dass die im Bosauer Zehntverzeichnis genannten Orte in ihrer regional zusammenhängenden und noch heute gut nachvollziehbaren Abfolge schon spätestens seit dem 10. Jahrhundert, oft sicher schon früher, und damit deutlich vor der Klostergründung bestanden. Das ist in der langen Liste für die Orte mit slawischen Ortsnamen bestimmt zutreffend. Hingegen sind die Orte *Doburmanstorf*, *Rodwanistorf* und *Lutoldisrod* aufgrund der Struktur dieser Ortsnamen deutsche Gründungen aus der Zeit erst nach 1100. Die Erstglieder dieser drei Ortsnamen weisen in zwei Fällen je einen Slawen, *Dobroman* und *Rodovan*, und in einem Fall den Deutschen *Lutold* als Lokator aus. Der Einschluss dieser drei Ortsnamen in den ursprünglichen Text des Zehntverzeichnisses gibt zu erkennen, dass eine ältere Fassung erst nach Gründung dieser Orte niedergeschrieben worden sein kann. Eine genaue zeitliche Bestimmung ist schwierig. Es lässt sich aber jedenfalls nicht auf eine frühe Fassung um beziehungsweise bald nach 1121 (Weihejahr des Klosters Bosau) schließen. Sollte es solch eine erste Niederschrift gegeben haben, ist sie wohl bald, vielleicht sogar wiederholt, erneuert worden. Das Verzeichnis von 1181 bis 1214 hat vermutlich eine Vorlage aus der Zeit nach Mitte des 12. Jahrhunderts abgelöst. Dafür sprechen folgende Fakten:
- Das Zehntverzeichnis nennt eingestreut in die lange Liste mit slawischen Siedlungsnamen noch einige deutsche Bildungen für Siedlungen mit Schoberzinszahlung.⁸² Diese quasi im vermutlichen ‚Alttext‘ des Zehntverzeichnisses erfassten Orte mit deutschen Namen sind strukturell der Zeit um Mitte des 12. Jahrhunderts zuzuordnen.
- Am Ende des Zinsregisters werden 1181/1214 gesondert beziehungsweise geschlossen jene Orte aufgeführt, die keinen Schoberzins, sondern bereits den Zehnten zu leisten haben. Das sind vier Dörfer mit slawischen Namen und 16 Orte mit deutschen Ortsnamen, also offensichtlich Gründungen aus der Zeit des Landesausbaus nach Mitte des 12. Jahrhunderts.⁸³ Sie sind gewissermaßen im ‚Neutext‘ des

⁸⁰ Vgl. ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 123.

⁸¹ Vgl. ebd., Nr. 116.

⁸² Es handelt sich dabei auch um neue deutsche Gründungen im Umfeld von Altenburg und um Meuselwitz, die zum Teil später wieder aufgegeben wurden, vgl. dazu die einzelnen Ortsnamen bei HENGST, Beiträge (wie Anm. 72), S. 218–221.

⁸³ Es sind Dörfer mit deutschen Ortsnamen, alle südwestlich von Schmölln bzw. nahe zur Burg Posterstein gelegen. Es ist daher mit Rodungssiedlungen und Landesausbau östlich von dem Reichsministerialsitz Posterstein an der Sprotte in einem Streifen von Nord nach Süd zu rechnen. Dieser Kolonisationsakt kann bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen haben. Er ließ die folgenden Orte entstehen, die im Bosauer Zehntverzeichnis genannt sind: *Wezinbach* (Weißbach südwestlich von Schmölln), *Volmarstorf* (Vollmershain südwestlich von Schmölln), *Witoldiswalde* (Wetelswalde), *Ianswalde* (Jonaswalde), *Otindorf* (Wüstung südwestlich von Schmölln), *Hoychinwalde* (Heukewalde), *Billungstorf* (Großpillingsdorf) und *Blanchinbayn* (Blankenhain westlich von Crimmitschau). Da sich in dem das Zehntverzeichnis am Ende gewissermaßen ergänzenden Eintrag zinspflichtiger Orte weitere Dörfer aus der südwestlichen Umgebung von Posterstein finden wie *Menichindorf* (Mennsdorf) und *Rudigerstorf*

Zehntverzeichnisses angeführt. Man könnte auch von einem ‚Nachtrag‘ zu der leider nicht erhaltenen älteren Fassung sprechen.

- Die Höhe der Zinsleistungen von *Thethowe* und *Lutoldisrod* weist auf eine gewisse wirtschaftliche Stärke der beiden Orte im Vergleich zum Umland hin. Das legt den Herrnsitz zu *Thethowe* sowie die von da aus erfolgte Neugründung *Lutoldisrod* nahe.

Aus all dem kann mit einiger Sicherheit – bei aller stets gebotenen Vorsicht – nun geschlussfolgert werden: Der Personennamen *Lutold* im Ortsnamen *Lutoldisrod* war der deutsche Rufname eines Herrn von Tettau. Die Wiederkehr von *Lutold* 1220 in einer meißnisch-bischöflichen Urkunde⁸⁴ dürfte wohl die Beliebtheit des Personennamens in der Familie anzeigen. Es kann sich durchaus um einen Leitnamen bei denen von Tettau gehandelt haben. Auf jeden Fall aber ist zu beachten: Der Gründer von *Lutoldisrod* (heute Zumroda) und der Zeuge *Lutold de Tetowe* beim Bischof von Meißen 1220 waren zwei verschiedene Personen, aber eben mit Bezug auf den gleichen Herrnsitz. Dabei darf das Auftreten des Herrn von Tettau im Umfeld des Bischofs von Meißen schon nachdenklich machen und als Zeichen dafür gelten, dass ersterer in jener Zeit eine weithin besonders beachtete und geschätzte Persönlichkeit war.

4. Welche Herren von Tettau sind noch bezeugt und was wird von ihnen mitgeteilt?

Ein weiterer Herr von Tettau wird schon wenige Jahre später in einer Urkunde genannt:

- 1237 beurkundete König Wenzel von Böhmen (1228–1253), dass Andreas von Tettau von ihm acht Hufen in Niederschindmaas zu Lehen hatte.⁸⁵ Das Dorf Niederschindmaas war der Herrschaft Mer (Meerane) zugehörig (vgl. oben). Diese Herrschaft Mer lag direkt südlich angrenzend an das Gebiet derer von Tettau. Die Herrschaft Mer mit Burg war bei der Hochzeit von König Vladislav II. von Böhmen mit Judith von Thüringen im Jahr 1153 als deren Mitgift an die böhmische Krone gelangt. Es ist doch sehr aufschlussreich, dass es also zwischen einem Herrn von Tettau einige Jahre oder Jahrzehnte nach dem Tod von Vladislav II. (im Exil auf der Burg Mer 1175) Verhandlungen mit Prag gegeben haben muss. Das deutet zugleich auch auf mögliche Beziehungen zwischen den benachbarten Herrschaften zu Mer und zu Tettau hin. Möglicherweise ist von Tettau aus eine wirtschaftliche Unterstützung für Mer erfolgt. Die Belehnung eines Herrn von Tettau mit einem Dorf in der Herrschaft Mer durch den böhmischen König lässt zusätzlich einen persönlichen Kontakt zwischen beiden annehmen. Wenn eine solche Lehnsbeziehung angebahnt und auch zu einem sicher längeren Lehnsverhältnis geführt hat, liegt die Vermutung nahe, dass ein Slawe diese betrieben hat. Das spricht dafür, dass die Herren von Tettau ursprünglich slawischer Herkunft und alteingesessen waren. Mit Annahme des Christentums haben sie vermutlich auch deutsche Taufnamen angenommen. Ihre urkundlichen Nachweise auch in weiteren Dokumenten aus dem 13. Jahrhundert deuten durchaus wie schon in den Urkunden von 1220 und 1237 auf eine recht beachtenswerte Stellung in der Mark Meißen hin.

(Rückersdorf), ist bei diesen neuen Dörfern von Anlage durch die Herren von Posterstein auszugehen. Vgl. dazu HANS PATZE, Artikel ‚Posterstein‘, in: Ders. (Hg.), Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 9: Thüringen, Stuttgart 1968, S. 343 mit Hinweis möglicherweise erster Vertreter des Geschlechts schon 1145 im direkt nordöstlich benachbarten Nöbdenitz.

⁸⁴ CDS II/4 (wie Anm. 79), Nr. 389b, S. 443 ist Zeuge 1220 *Lutoldus de Tetowe*.

⁸⁵ Vgl. PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 139.

- 1256 wurde der ausdrücklich *dominus* genannte *Sifridus de Thetowe* als Geistlicher Zeuge in einer Urkunde Friedrichs von Schönburg für das Kloster Remse.⁸⁶ Dabei ist wieder ganz auffällig, dass der Geistliche Siegfried von Tettau genannt wird zusammen mit einem weiteren Geistlichen aus dem Haus Schönburg: *dominus Fride-ricus de Gluchowe*. Und beide sind in der Urkunde noch zusätzlich als *parochiani venerabiles* beschrieben. Siegfried aus dem Hause Tettau hatte also genau wie Friedrich von Schönburg eine hohe Bildung erfahren, wohl eine Dom- oder Klosterschule absolviert, und letztlich die Pfarre in Tettau übertragen bekommen. Da die Urkunde in Glauchau ausgestellt wurde, ist anzunehmen, dass Friedrich von Glauchau in der dortigen Kirche als Geistlicher tätig war. Erneut bestätigt sich, dass die von Tettau noch Mitte des 13. Jahrhunderts einen hohen Rang einnahmen und weithin Ansehen besaßen.
- 1261 erscheinen nochmals als Zeugen einerseits *Sifridus plebanus in Thethowi* und andererseits unter den *milites* wiederum *Andreas de Thethowi* sowie zusätzlich noch *Willehelmus et Heberhardus fratres de Thethowi*.⁸⁷ Das Geschlecht war also gleich mehrfach unter den Zeugen vertreten.
- Die Herren von Tettau haben in der Zeit des Landesausbaus nach Mitte des 12. Jahrhunderts schließlich auch noch eine weitere Neugründung in ihrer direkten Nachbarschaft vorgenommen. Sie ließen das heutige Tettau als reines Waldhufendorf anlegen. Das ältere und eigentlich ursprüngliche Tettau wurde fürderhin allmählich nur das *windische Dorf* genannt (heute Wünschendorf). Es ist ein platzartiges Reihendorf mit Waldhufen.⁸⁸ Neugründungen waren auch Tautenhain, Gösdorf und das bis zur Reformation nach Tettau gepfarrte Harthau. Auch die wie Wünschendorf nach Tettau eingepfarrten Dörfer Oberdorf, ein Waldhufendorf, und Breitenbach, zunächst Einzelgut mit Gutsblockflur und Häuslerzeile, sind als Gründungen von Tettau aus nach Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgt.

5. Ist slawische Abstammung der Herren von Tettau möglich?

Die oben geäußerte Annahme slawischer Herkunft der Herren von Tettau lässt sich noch weiter stützen. Bei der Grenzbeschreibung für das Klostergebiet von Remse findet sich 1143 die Angabe *versus occidentem usque rivulum qui dicitur Drosischina*.⁸⁹ Die Benennung der Westgrenze mit einem Gewässernamen, der einen Personennamen ausweist, ist schon etwas Besonderes.⁹⁰ Hier ist der Name eines Grundbesitzers in dem

⁸⁶ Vgl. HANS KURT SCHULZE (Hg.), Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg, Teil II: 1207–1304 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 2), Köln/Weimar/Wien 2000, Nr. 282.

⁸⁷ Ebd., Nr. 314.

⁸⁸ Vgl. HENGST, Ortsnamen Südwestsachsens (wie Anm. 12), S. 124 f. mit historischer Überlieferung zum Ortsnamen.

⁸⁹ ROSENFELD, Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I (wie Anm. 9), Nr. 158.

⁹⁰ Die sprachliche Form ist folgendermaßen zu erklären: Es handelt sich um eine besitzanzeigende Adjektivform, die von einem Personennamen gebildet ist mit dem Suffix *-in-*. Das auslautende *-a* als feminines Endungszeichen ist bedingt durch das mitzudenkende zweite Element des Zweiwortnamens für das Gewässer, nämlich *řěčka, řěčica* oder *voda* für ‚Bach, kleines Gewässer‘. Die zwar nur in einer späteren Abschrift überlieferte Form gibt eine in der mündlichen Kommunikation verwendete elliptische Namensform wieder. Sie ist vergleichbar mit dem deutschen Sprachusus von heute, bei größeren Fabriken oder Werken mit Zweiwortnamen wie z. B. die *Wanderer Werke* auch verkürzt nur umgangssprachlich das Erstglied zu verwenden und *bei Wanderers* zu sagen.

Bachnamen belegt. Und der Besitzer hieß altsorbisch **Drožiš* [gesprochen droschisch], wobei das erste <sch> stimmhaft, das zweite <sch> aber stimmlos wie deutsch <sch> gesprochen wurde.⁹¹ Der im Gewässernamen verwendete Kurz- beziehungsweise Kosenamen aus der alltäglichen Kommunikation gehörte zu einem Vollnamen wie *Drogobud*, *Drogoslav* oder *Drogomir*,⁹² und diese Personennamen weisen mit ihren Namelementen wiederum auf hochgestellte Herkunft der Träger.⁹³ Als Nachbar im Westen des späteren Klosterterritoriums kommt schon rein geografisch nur ein Herr von Tettau in Betracht. Wahrscheinlich wurde damals in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts vom Herrenhof im älteren damaligen Tettau, dem heutigen Wünschendorf, nördlich eines *breiten Baches* ein Gutshof mit zugehörigem Land angelegt. Damit wurde wohl ausdrücklich die Südostgrenze der Kleinherrschaft Tettau bewusst klar bestimmt, vielleicht schon im Hinblick auf erwartbare Neugründungen.⁹⁴

Der slawische Ort mit dem ursprünglichen Namen Tettau war zugleich die einzige slawische Nachbarsiedlung im Westen des 1143 urkundlich umrissenen Klosterlandes, die vor Mitte des 12. Jahrhunderts existierte. Somit kommt als Sitz oder Herkunftsort jenes ermittelten *Drožiš* allein nur Tettau in Betracht. Daraus ist aber eben auch ableitbar, dass die Herren zu Tettau ursprünglich a) eindeutig slawische Namen trugen und folglich nicht deutscher Herkunft waren, sondern b) am ehesten der slawischen Führungsschicht im Slawengau Plisni angehörten. Trotz ihres – von Altenburg aus gesehen – ausgesprochen entfernt zum dortigen Königshof liegenden Sitzes waren sie wohl zugleich doch auch in deutscher Zeit wichtig sowohl bezüglich der Verbindungen über die *semitae* nach Böhmen als auch gerade infolge ihrer Grenzlage zum dichten böhmischen Wald.⁹⁵

6. Zu Agilität und Ansehen der Herren von Tettau

Die Herren zu Tettau genossen wohl von Anfang an besondere Wertschätzung seitens der deutschen weltlichen und kirchlichen Spitzen im Land. Das galt sowohl für den

⁹¹ Bei ERNST EICHLER (Hg.), Atlas altsorbischer Ortsnamentypen. Studien zu toponymischen Arealen des altsorbischen Gebietes im westslawischen Sprachraum, Heft 3/4, Stuttgart 2002, S. 139 sind zu **Drožiš* weitere etymologisch vergleichbare Kurznamen aus Siedlungsnamen ausgewiesen: **Drož*, **Drožim*, **Drožk* sowie S. 138 f. auch solche mit dunklem Vokal im Suffix wie **Drogan*, **Drogaš*, **Drogol*, **Drogoš*.

⁹² Der einwandfrei rekonstruierbare Kosenamen ist gebildet mit einem sogenannten hypokoristischen Suffix, im vorliegenden Fall mit *-iš*, gesprochen [isch], was in etwa dem deutschen *-chen* oder *-lein* entspricht. Im Unterschied zum zugrunde liegenden Vollnamen mit dem Erstglied *Drog-* erscheint im Kosenamen aber nun *Drož-* mit stimmhaft [sch] am Ende. Die lautliche Veränderung von /g/ zu /ž/ ist im Slawischen infolge eines nachfolgenden hellen Vokals /i/ eingetreten, der eine Palatalisierung bewirkte, was konkret die Verlegung der Artikulationsstelle des vorangehenden Konsonanten /g/ zum vorderen Gaumen hin bewirkte. Russischlernenden ist dieser Vorgang unter der Bezeichnung Konsonantenwechsel bekannt, so z. B. bei *ja mogu, ty možeš* usw.

⁹³ Vgl. ausführl. HENGST, Ortsnamen Südwestsachsens (wie Anm. 12), S. 131.

⁹⁴ Der Gewässerlauf hatte nordöstlich vom heutigen Pfaffroda in drei Zuflüssen sein Quellgebiet und floss nach Nordosten. Es war also wohl der heutige Hermsbach, ein Zufluss der Wyhra/Wiera.

⁹⁵ Der Erzgebirgswald hieß im 12. Jahrhundert *der Bêheime walt*, vgl. HANS WALTHER, Zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte Sachsens und Thüringens. Ausgewählte Beiträge 1953–1991, Leipzig 1993, S. 466; zitiert auch bei WALTER WENZEL, Der sächsische Erzbergbau im Spiegel der Namen, in: Sächsische Heimatblätter 66 (2020), Heft 2, S. 81–83, hier S. 82.

König beziehungsweise den von ihm eingesetzten Markgrafen als auch für die Bischöfe. Diese Haltung setzte sich gewiss auch nach Mitte des 12. Jahrhunderts bei den wichtigen Reichsministerialen wie den Herren von Schönburg⁹⁶ als neuen Nachbarn fort. Daraus ergibt sich wohl auch, dass die zu Tettau zugleich auch früh schon eine besondere wirtschaftliche Bedeutung besaßen. Es ist zum Beispiel möglich, dass sie auch in der nach Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen kleinen Herrschaft Ponitz Einfluss gewannen. Dort ist allerdings nach Dieter Rübsamen erst im 14. Jahrhundert ein Lutold in Ponitz urkundlich erwiesen. Aber schon deutlich früher erscheint in einer Originalurkunde im 13. Jahrhundert 1297 *Lutoldus miles de Walt-sachs*.⁹⁷ Allerdings lässt sich daraus wohl doch nur vorsichtig entnehmen, dass eben ein aus dem Haus Tettau stammender Lutold in dem nur etwa 8 Kilometer südwestlich von Tettau gelegenen Waldsachsen gegen Ende des 13. Jahrhunderts sesshaft war. Die Angabe *miles* in der Urkunde erhöht die Wahrscheinlichkeit seiner Abstammung von den Herren von Tettau. Zugleich ist aber auch als wesentlich für die Fortführung des Geschlechts zu beachten, dass bereits im 13. Jahrhundert eine Abwanderung nach Schlesien erwiesen ist (vgl. dazu schon oben).

7. Gab es vor Mitte 12. Jahrhundert weiteren Landesausbau zwischen Pleiße und Mulde?

Das Bosauer Zehntverzeichnis berechtigt zu dem Schluss, dass es nördlich der Herrschaft Tettau vom Königshof Altenburg aus eine weitere Initiative zu kolonisationsartiger Tätigkeit gab. Diese führte zur Anlage der Neugründungen Ehrenberg (1181/1214 *Herinberch*, 1244 *Sifridus de Herinberc*⁹⁸), Hauersdorf (1181/1214 *Hugoldistorf*), Dippelsdorf (1181/1214 *Dipoldistorf*), Wüstung Tannenfeld (1181/1214 *Tanenuelt*)⁹⁹ und auch noch des südwestlich von Ehrenhain gelegenen Heiersdorf (1181/1214 *Henrichistorf*). Ehrenhain erscheint im Bosauer Zehntverzeichnis als 1181/1214 *Sifridishain* und war der Sitz der Herren von *Hagen/Hain*. Die Herren zu Ehrenhain, urkundlich *de Hagen*, *de Indagine*, *de Hayn*, waren Reichsministeriale¹⁰⁰ und wohl bereits vor Mitte des 12. Jahrhunderts ansässig. Sie traten daher auch bereits ab 1170 hervor: 1170 *Sigefridus de Hagen*,¹⁰¹ 1173 *Siffridus de Hagen*,¹⁰² 1240 *dominus Siffridus de Indagine*, 1279 *Hermannus miles de Hayn*.¹⁰³

⁹⁶ Zum schönburgischen Adelsgeschlecht und seinen Besitzungen vgl. MICHAEL WETZEL, Schönburgische Herrschaften (Atlas zur Geschichte und Landeskunde in Sachsen. Beiheft zur Karte C III 6), Leipzig/Dresden 2007.

⁹⁷ Vgl. HENGST, Ortsnamen Südwestsachsens (wie Anm. 12), S. 118.

⁹⁸ PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 150.

⁹⁹ Der damalige Ort ist genannt nach Zschaiga (*Szaiowe*), Heiersdorf und vor Mockzig (*Mocurzoch*) und Prisselberg (*Pritzelwic*), ist also wohl westlich von Ehrenhain gelegen gewesen.

¹⁰⁰ Vgl. HANS PATZE, Artikel ‚Ehrenhain‘, in: Ders., Thüringen (wie Anm. 83), S. 87.

¹⁰¹ Genannt in einer Urkunde (Abschrift 14. Jahrhundert) von Bischof Udo von Naumburg für das Kloster Bosau anlässlich eines Besitztausches, vgl. CDS I/A/2 (wie Anm. 14), Nr. 365, S. 252-254.

¹⁰² Zeuge in einer Urkunde (Abschrift 15. Jahrhundert) von Kaiser Friedrich I. zusammen mit *Hugo de Warda* sowie *Thimo de Kolditz*, vgl. PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 19.

¹⁰³ EICHLER/WALTHER, Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 56), Bd. 1, S. 232 f. mit Quellenangaben.

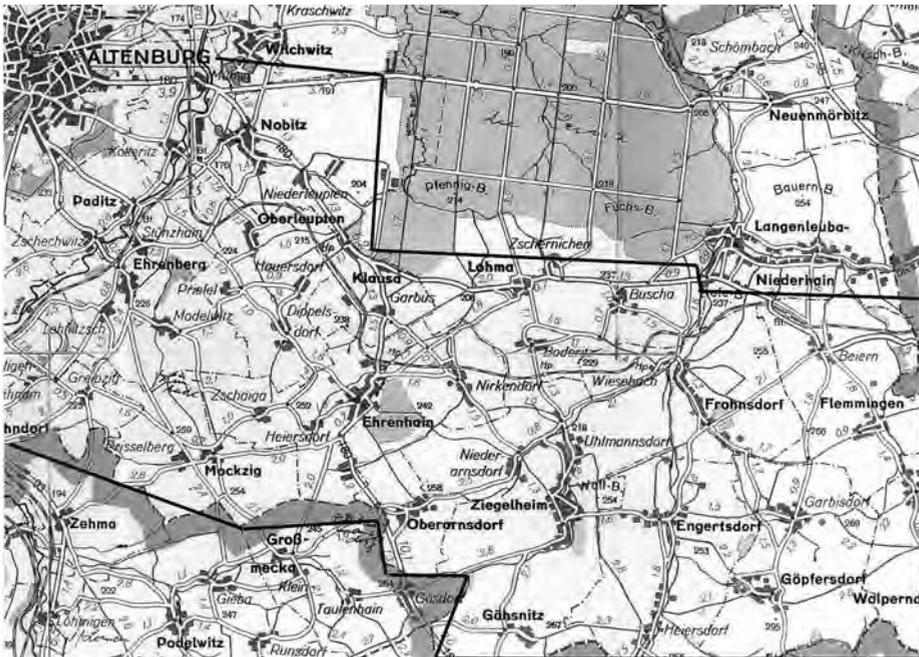


Abb. 5: Die Herrschaft Ehrenhain.

An den Sitz dieser Reichsministerialen anschließend sind am Südrand des im Bosauer Zehntverzeichnis erfassten Großraums Rittersitze in südöstlicher Ausrichtung zur Mulde hin wie eine ‚Postenkette‘ urkundlich belegt. Das sind nachweisbar östlich der Pleiße von West nach Ost an Ehrenhain anschließend Heiersdorf, Ziegelheim, Uhlmannsdorf und Flemmingen sowie von da nach Südwesten Garbisdorf. Außer denen zu *Hagen* sind alle übrigen Herren in dem Gebiet erst im 13. Jahrhundert urkundlich nachweisbar. Es ist anzunehmen, dass sie durch die Reichsministerialen von Hagen/Hain (Ehrenhain) gezielt zum Vollzug von Landesausbau und Sicherung des Territoriums schon im 12. Jahrhundert herangezogen worden sind und ansässig waren:

- 1274 *Fridericus de Heinrichsdorf*,¹⁰⁴ 1305 *Titemannus de Heinrichsdorf advocatus noster*¹⁰⁵
- 1269 *Cunradus de Cygelheim*¹⁰⁶
- 1254, 1301 *Hugoldus (miles) de Al(h)amstorph*¹⁰⁷
- 1271 *Albertus de Vlemingen*, 1272 *Hermannus de Flemingen*¹⁰⁸
- 1275 *Siffridus de Gerwarsdorf*¹⁰⁹

¹⁰⁴ Zeuge in einer Urkunde für das Bergerkloster Altenburg, vgl. PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 235.

¹⁰⁵ Zeuge in einer Urkunde des Burggrafen von Altenburg, vgl. ebd., Nr. 445.

¹⁰⁶ Zeuge in einer Urkunde des Landgrafen von Thüringen für das Bergerkloster in Altenburg, vgl. ebd., Nr. 215.

¹⁰⁷ Vgl. EICHLER/WALTHER, Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 56), Bd. 2, S. 529 mit Quellenangaben.

¹⁰⁸ PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 223 und 227.

¹⁰⁹ Zeuge in einer Urkunde des Landgrafen von Thüringen für das Bergerkloster, vgl. PATZE, Altenburger Urkundenbuch (wie Anm. 8), Nr. 238.

Das führt zumindest zu dem Eindruck beziehungsweise der berechtigten Vermutung, dass am südöstlichen Rand des Pleißengaus in dem dem Kloster Bosau unterstehenden Territorium eine sicher vom Bistum Naumburg geförderte Landerschließung unter Mitwirkung der Reichsministerialen von Ehrenhain als eine Art Auftakt zum großen Landesausbau vollzogen wurde. Damit ist anscheinend doch noch kurz vor Mitte des 12. Jahrhunderts zu rechnen.

In diesem mit Rittersitzen ausgestatteten Raum der Herren von Ehrenhain sind dann wohl bald nach Mitte des 12. Jahrhunderts die Dörfer Arnsdorf, Gähsnitz, Frohnsdorf, Engertsdorf, Heiersdorf (südlich von Engertsdorf) und wohl auch Göpfersdorf und Wolperndorf angelegt worden. Dabei deutet wiederum Gähsnitz darauf hin, dass entweder auch Slawen beteiligt waren oder zumindest ein slawischer Name als Siedlungsname fortgeführt wurde. Der Ortsname Gähsnitz, 1336 *Jessenicz*, gehört zu altsorbisch **jaseń/*jeseń* ‚Esche‘ und beruht auf einer Namensform **Jasenica* oder **Jesenica*. Es ist der Dorfbach als linker Zufluss zur Wiera ursprünglich als ‚Eschenbach‘ von den Slawen benannt worden.

Es ist demnach offenbar vom Königshof Altenburg aus in Übereinstimmung mit dem Bistum Naumburg initiiert worden:

- a) ein Landesausbau nach Südosten bis hin zum heutigen Ehrenhain¹¹⁰ (12. Jahrhundert *Hagen*), von da
- b) weiter nach Südosten im Gebiet nördlich der Herrschaft Tettau in Richtung Mulde sowie
- c) östlich der Pleiße – und östlich vom heutigen Gößnitz – nach Südosten Rodung und Neuansiedlung bis rund um Tettau. Zeitlich dürfte sich dieser Kolonisationsprozess noch in der Zeit bis 1140 vollzogen haben, denn bei der Territoriumsstiftung 1143 für das wiederum südöstlich anschließende spätere Kloster Remse an der Mulde beachtet die Grenzbeschreibung die Ostgrenze der Herrschaft Tettau.

Das unter a) bis c) umrissene Gebiet gehörte insgesamt zum Zehntbereich von Kloster Bosau. Die in diesem Areal gelegenen Orte sind sämtlich im Bosauer Zehntverzeichnis von 1181 bis 1214 erfasst. Zwischen den genannten Gebieten von einerseits unter a) und b) sowie andererseits unter c) verläuft noch im 20. Jahrhundert östlich der Pleiße die Grenze zwischen den Kreisen Altenburg und Schmölln. Das Gebiet der Herrschaft Tettau reichte demnach von Zehma¹¹¹ und Löhminen an der Pleiße nach Südosten bis zum heutigen Tettau und Wünschendorf. Nach Mitte des 12. Jahrhunderts haben *Hugo de Warda* und *Rudolf de Branda* südlich der Wiera und über die Mulde hinweg weiter nach Südosten die Landerschließung fortgeführt und die Herrschaft Waldenburg gegründet.

Neu sichtbar geworden ist zugleich, dass am südöstlichen Rand des Pleißengaus in dem dem Kloster Bosau unterstehenden Territorium eine sicher vom Bistum Naumburg geförderte Landerschließung unter Mitwirkung der Reichsministerialen von Ehrenhain als eine Art Auftakt zum großen Landesausbau vollzogen wurde. Für die Zeit bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts ist bei der Landerschließung anfangs eine auf

¹¹⁰ Der Ort hieß zwischenzeitlich im 15. Jahrhundert Fuchshain und wurde erst 1709 in Ehrenberg umbenannt, vgl. EICHLER/WALTHER, Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen (wie Anm. 56), Bd. 1, S. 232 f.

¹¹¹ Die Zuordnung eines Rittersitzes zu Zehma bei RÜBSAMEN, Kleine Herrschaftsträger im Pleissenland (wie Anm. 78), S. 535 ist zu korrigieren. Die dort genannten Angaben mit urkundlichen Schreibungen *Cemin* gehören zu Zehmen bei Borna mit den tradierten Formen *Cemin*, *Zemin* usw., vgl. EICHLER, Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neisse (wie Anm. 57), Bd. 4, S. 104. Dagegen ist Zehma überliefert mit 976 *Zemouuuua*, um 1200 *Zemov* usw., vgl. ebd., S. 103 f.

einen kleinen Raum begrenzte Neugründung von Siedlungen zu beobachten. Die erwähnte kleinräumige Aktivität ist in späterer Zeit nur noch ganz vereinzelt nachweisbar und betrifft dann solche Kleinherrschaften wie die der Herren von Oelsnitz¹¹² und die von Einsiedel¹¹³ im Erzgebirge. Dabei erfolgten gleichsam letzte Landerschließungen an kleineren Gewässern im Erzgebirgswald.

8. Welches Ergebnis lässt sich zur Herrschaft Tettau feststellen?

Insgesamt lassen sich aus all diesen Fakten resümierend knapp folgende Ergebnisse festhalten:

- 1) Die Herren von Tettau waren augenscheinlich ein alteingesessenes slawisches Herrengeschlecht. Ihr ältester erschließbarer Angehöriger namens *Droziš* [gesprochen droschisch] saß in dem heutigen Wünschendorf, das ursprünglich aber Tettau hieß.
- 2) Die Herrschaft Tettau wurde zwar in der urkundlichen Überlieferung bisher nur in Verbindung mit deutschen Rufnamen der jeweiligen Herren erfasst, was sich aber bei Auswertung der Grenzurkunde für das spätere Kloster Remse nun änderte und einen slawischen Rufnamen für einen Besitzer zu Tettau aus der Zeit spätestens um 1100 ergab. Diese Einsicht ist also gänzlich neu.
- 3) Die von Tettau hatten in der Zeit der deutschen Eroberung des gesamten sorbischen Gebietes östlich der Saale ihren Hof fortführen können. Sie waren in das neue Verwaltungssystem voll integriert worden, und sie haben sich sehr wahrscheinlich spätestens um oder bald nach 1100 dem Christentum geöffnet. Mit der Taufe ist dann sicher auch der Übergang zu deutschen Rufnamen erfolgt. Eine Bevorzugung des Personennamens *Lutold* wird in der urkundlichen Überlieferung der Herren von Tettau vom 12. Jahrhundert an sichtbar.
- 4) Die Herren von Tettau sind offenbar bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bei der weiteren Erschließung ihres Territoriums durch Neuanlage von Siedlungen tätig geworden. Als erste Neugründungen sind sicher die mit Mischnamen (Hybridbildungen) benannten Orte entstanden, die einen slawischen Personennamen plus *-dorf* ausweisen. Slawen haben als Lokatoren gewirkt. Das dokumentieren die Ortsnamen *Doburmanstorf* (heute Naundorf?) und *Rodwanistorf* (heute Runsdorf) im slawischen Hinterland von Tettau, also nordwestlich und nördlich von Tettau gelegen. Zeitgleich oder auch erst etwas später sind wohl auch *Lutoldisrod* (Zumroda) und *Hengistorf* (Pfarrsdorf) dort entstanden. Südlich von Tettau ist damals von diesem Herrnsitz aus auch am *breiten Bach* als sich eignendem Grenzgewässer der Hof von *Droziš* mit Blockflur angelegt worden. Das sich später entwickelnde kleine einreihige Dorf wurde deutscherseits in der Landesausbauzeit Breitenbach genannt.
- 5) Die sofort deutsch benannten Gründungen der Herren von Tettau mit den Ortsnamen *Lutoldisrod* (Zumroda), Oberdorf und *Hengistorf* (heute Pfarrsdorf) wurden als Waldhufendörfer angelegt. Auch der neue Herrnsitz Tettau als zweiseitiges Reihendorf erhielt Waldhufen. Dabei ging der ursprüngliche Ortsname Tettau auf diese Neugründung über, die direkt benachbart zum ursprünglichen Stammsitz

¹¹² Vgl. KARLHEINZ HENGST, Oelsnitz im Erzgebirge. Wo liegen seine Wurzeln? In: Erzgebirgische Heimatblätter 42 (2020), Heft 1, S. 5-7.

¹¹³ Vgl. KARLHEINZ HENGST, Wann und warum entstand der Name Einsiedel südlich von Chemnitz?, in: Erzgebirgische Heimatblätter 38 (2016), Heft 2, S. 18-21; BRITTA GÜNTHER, Besitzungen der Herren von Einsiedel im Mittleren Erzgebirge, in: ebd., S. 22-25.

- angelegt wurde. Das ältere und ursprünglich slawische Dorf wurde danach von den Deutschen nur noch *wyndisches Dorf* genannt, was sich im Ortsnamen Wünschen-dorf (1462 *bey dem Wyndischen dorffe*) manifestierte.
- 6) Die Herren von Tettau haben im 12. und 13. Jahrhundert weithin Geltung und Ansehen besessen, sind nicht nur als weltliche Zeugen, sondern auch im kirchlichen Bereich als Zeugen sogar in einer Bischofsurkunde belegt. Für diese frühe Zeit dürfen sie in ihrer Bedeutung als mit den Herren von Schönburg zu Glauchau vergleichbar angesehen werden.
 - 7) Zugleich ist erneut ersichtlich geworden, dass westlich der Zwickauer Mulde bereits vor dem großen deutschen Landesausbau eine ganze Reihe neuer Ansiedlungen in Verbindung mit Rodung angelegt worden ist. Die Herrschaften Tettau, Mer und Mosel liefern die Beweise. Der Unterschied zwischen diesen drei Herrschaftsgebieten besteht darin, dass allein von Tettau aus wahrscheinlich ein Angehöriger der slawischen Führungsschicht die Gebietserweiterung nach Südosten in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vornahm.¹¹⁴ Das geschah offenbar im engsten Kontakt mit dem Landesherrn, denn es handelte sich um Rodung (vgl. den historisch belegten Ortsnamen *Lutoldisrod*) und Ansiedlung auf Reichsland. In den südlich gelegenen und damit benachbarten Herrschaften Mer (Meerane) und Mosel sind zur gleichen Zeit bereits ab um 1100 jeweils Herrschaftsträger mit deutscher Herkunft tätig geworden.

V. Zusammenfassung

Zwischen 1100 und 1150 ist das gesamte flussnahe Territorium westlich der Mulde von Meerane im Norden bis Zwickau-Weißenborn im Süden auf Reichsland erschlossen und auch bereits besiedelt worden. Infolge nachweisbarer Zusammenarbeit zwischen weltlicher Herrschaft und den Bischöfen von Naumburg erfolgte in dem genannten Zeitraum die Landerschließung nach Süden mit der Weihe der Pfarrei St. Marien im heutigen Zwickau sowie einige Jahrzehnte später mit Gründung des Klosters Remse an der Mulde. Diese beiden kirchlichen Gründungen waren zugleich verbunden mit einem territorialen Ausgreifen über die Mulde hinweg nach Osten. Somit leiteten diese beiden kirchlichen Gründungsakte an der oberen Mulde zugleich zum Landesausbau nach 1150 durch die Reichsministerialen von Waldenburg und von Schönburg über.

Nach der slawischen Landesausbauphase ist also ein erster deutsch-herrschaftlich geleiteter Landesausbau durch Gründung von Kleinherrschaften auf Reichsland in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts östlich der Pleiße und hin zur Zwickauer Mulde erkennbar und fassbar geworden. Im Anschluss an die im 11. Jahrhundert auf Reichsland an der Spottle vollzogene Gründung des Klosters Schmölln und Schenkung des slawisch besiedelten Umfelds an einen Ludowinger¹¹⁵ sind ab 1100 erstmals deutsche Siedler zwischen Pleiße und Mulde tätig geworden. Dieses Gebiet ist damit einzuord-

¹¹⁴ Eine Parallele aus gleicher Zeit ist im Gründer der ersten Ansiedlungen am Chemnitzfluss, dem Slawen *Drogan*, zu sehen. Er kam vermutlich aus dem Altgau Rochelini und bewirkte nicht nur die Anlage des Dorfes Draisdorf (Dorf des Drogan), sondern auch den Bau einer Turmhügelburg und die ersten Ansiedlungen in der später Blankenau genannten Herrschaft, vgl. KARLHEINZ HENGST, *Mittelalterliche Klostergründung mit regionaler Signalwirkung* (wie Anm. 52), S. 22-25.

¹¹⁵ Ausführlich zur Klosterherrschaft Schmölln vgl. die Beiträge von Volker Schimpff sowie Karlheinz Hengst in Band 9 der Reihe „Beiträge zur Frühgeschichte und zum Mittelalter Ostthüringens“ [in Druckvorbereitung].

nen als Vorläufer für den großen Landesausbau, der vom Vorerzgebirge zum Erzgebirge hin nach Mitte des 12. Jahrhunderts planmäßig erfolgte. Die Impulse für Rodung und Siedlung als Folgen von Herrschaftsgründung gingen ab um 1100 sowohl von der Reichsspitze als auch vom Bistum Naumburg aus.

Nur die von Kaiser Lothar um 1130/36 vorgenommene Gründung des Klosters für die Benediktiner am Chemnitzfluss lag schon deutlich weiter östlich. Sie ist aber als südöstlicher Vorposten für den Landesausbau vom weiter östlich gelegenen Slawengau Rochelinzi mit Königshof Rochlitz aus als gezielte Maßnahme zu verstehen. Und auch dieser Klostergründung ging wiederum ab um 1100 eine Kleinherrschaftsbildung als erste ‚Sonde‘ auf Neuland in südöstlicher Richtung zum Erzgebirgswald hin entlang einer *semita Bohemica* voraus: Es entstand eine Kleinherrschaft mit sehr wahrscheinlich einem Slawen als Gründer. Die dortige Herrschaft Blankenau an der *Kameniza* ging offensichtlich als von weltlicher und geistlicher Seite gewollt der einige Jahrzehnte später vollzogenen Klostergründung und der dann 1143 erfolgten Beauftragung des Klosters, einen Fernhandelsmarkt anzulegen, voraus.

Deutsche Gesellschaften an sächsischen Gymnasien des 18. Jahrhunderts

von
ANDREAS ERB

Pointiert wurde in einem neueren Sammelband zu Netzwerken des 18. Jahrhunderts festgestellt, das Zeitalter sei weniger als das der vielzitierten ‚großen Männer‘ bekannt als das der ‚großen Gruppen‘.¹ Tatsächlich lag es auch in der Historiografie gelehrter Gesellschaften immer nahe, sie als eine Geschichte ‚bedeutender‘ Sozietäten und ihrer Protagonisten zu betreiben, und so standen kleinere gelehrte Gesellschaften lange im Schatten der publizistisch besser dokumentierten und mit größerer Strahlkraft wirkenden Akademien.² Von diesen Konstellationen war auch die Sozietätsbewegung der Deutschen Gesellschaften betroffen.³ Deren Anfänge liegen an der Universität Leipzig, wo Görlitzer Studenten 1697 eine Poetische Gesellschaft gründeten und sich unter der Leitung des Polyhistor Burckhard Mencke *in der deutschen Poesie zu üben suchten*.⁴ 1724 trat ihr Johann Christoph Gottsched bei, der begann, sie zu einer Deutschen Gesellschaft umzubilden, wie sie sich seit 1727 nannte. Schnell gründeten sich nach diesem Muster weitere Vereinigungen im nördlichen und mittleren Deutschland, im Laufe des 18. Jahrhunderts breitete sich dieser Sozietätstypus über den gesamten deutschen Sprachraum aus und zählte über 3 000 Mitglieder. Sein hauptsächlich institutioneller Ort waren die protestantischen Universitäten und größeren Gymnasien, deren Lehre und Forschung weitgehend von der überkommenen Latinität geprägt war. Die Pflege der deutschen Sprache, Literatur und Rhetorik sollte kein wissenschaftlich-literarischer Selbstzweck sein, weit darüberhinausgehend sollte sie die Gelehrten aus

-
- ¹ „While many periods of history are popularly known by their ‚great men‘, the Enlightenment stands out für the prominence of its ‚great groups“ – Vgl. CHLOE EDMONDSON/DAN EDELSTEIN, Introduction: Historical network analysis and social groups in the Enlightenment, in: Dies. (Hg.), *Networks of Enlightenment. Digital approaches to the Republic of Letters*, Oxford 2019, S. 1.
 - ² Vgl. HARALD DICKERHOF, Gelehrte Gesellschaften, Akademien, Ordensstudien und Universitäten. Zur sogenannten „Akademiebewegung“ vornehmlich im bayerischen Raum, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 45 (1982), S. 37-66; DETLEF DÖRING, Die mitteldeutschen gelehrten Kollegien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts als Vorläufer und Vorbilder der wissenschaftlichen Akademien, in: Holger Zaunstöck/Markus Meumann (Hg.), *Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 21)*, Tübingen 2003, S. 13-42.
 - ³ Bisher einziger Forschungsüberblick zum Thema ist die Arbeit von CORINNA FRICKE, *Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts – ein Forschungsdesiderat*, in: Klaus D. Dutz (Hg.), *Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert. Fallstudien und Überblicke*, Münster 1993, S. 77-98, die sich v. a. auf die Beiträge der Deutschen Gesellschaften zur Sprachwissenschaft konzentriert. Dort auch eine kurze Bibliografie.
 - ⁴ Art. ‚Sozietät der Deutschen Sprache (oder Deutsche Gesellschaft) in Leipzig‘, in: Johann Heinrich Zedler (Hg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]*, Bd. 38, Leipzig 1743, Sp. 191.

den Schranken der Latinität zu größerer Beachtung und Achtung in der Ständegesellschaft führen. Dabei war die Hinwendung zur Muttersprachlichkeit Teil einer umfassenden Habitusänderung der Gelehrten, die sich an den Idealen von friedlicher Zusammenarbeit, Klarheit und Nutzen für das Gemeinwesen orientieren sollte. Regelmäßig wurden in den gesellschaftlichen Sitzungen Abhandlungen und Gedichte vorgelesen und von den Anwesenden beurteilt. Die Verfasser wurden so nicht nur auf die Themen und Stilideale der Frühaufklärung eingeschworen, sondern auch zu regelmäßigem Erscheinen und freundschaftlichem Umgang auch und gerade bei Kontroversen angehalten.

Die lange Vernachlässigung der Deutschen Gesellschaften durch die Sozietätsforschung ist, so lässt sich konstatieren, in den letzten Jahren an ein Ende gekommen.⁵ Das eingangs erwähnte Muster jedoch, die ‚bedeutenden‘ Sozietäten dieses Typus bevorzugt zu erforschen, hat sich auch in den Reihen der fast vierzig bekannten Deutschen Gesellschaften fortgesetzt. Dort lag das Augenmerk auf den an den Universitäten angesiedelten Gründungen. Nur selten gerieten die an den dem „Hochschulwesen im weiteren Sinne“⁶ zuzurechnenden größeren Gymnasien wirkenden Sozietäten in den Blick, obwohl sich im gesamten deutschen Sprachraum von Bremen nach Kronstadt und von Zürich nach Danzig zwölf Gründungen nachweisen lassen. Eingehendere Untersuchungen werden häufig durch eine dürftige Quellenlage erschwert; nur in Bremen und Zürich sind eigene Gesellschaftsarchive erhalten. Wie das Sozietätsmodell in der Breite der deutschsprachigen Gymnasiallandschaft umgesetzt wurde, ist dagegen völlig unerforscht.

Für eine Untersuchung dieser Fragestellung eignet sich Kursachsen vergleichsweise gut. Zum einen befanden sich hier mit der Universität Leipzig und dem Görlitzer Gymnasium Ausgangspunkte der Sozietätsbewegung, zum anderen zeichnete sich das Territorium durch eine vielfältig aufgefächerte Bildungslandschaft aus, die von den beiden Landesuniversitäten in Leipzig und Wittenberg über die Fürstenschulen in

⁵ Vgl. beispielsweise FELICITAS MARWINSKI, Johann Andreas Fabricius und die Jenaer gelehrten Gesellschaften des 18. Jahrhunderts, Jena 1989; DIES., Der Deutschen Gesellschaft zu Jena ansehnlicher Bücherschatz. Bestandsverzeichnis mit Chronologie zur Gesellschaftsgeschichte und Mitgliederübersicht (Beiträge zur Geschichte der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena 5), Jena 1999; EVA WEDELSCHAPER, ... das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden – Die Teutsche Gesellschaft in Erlangen, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 53 (1992), S. 249–263; DETLEF DÖRING, Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds (Frühe Neuzeit 70), Tübingen 2002; ROBERT SEIDEL, Gelehrtensozietät oder Seminar? – Die Teutsche Gesellschaft in Gießen (1763–1765), in: Zaunstöck/Meumann, Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation (wie Anm. 2), S. 43–56; HANS-JOACHIM KERTSCHER, Die „Prüfende Gesellschaft“ in Halle, in: Detlef Döring/Kurt Nowak (Hg.), Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650–1820) (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse 76/5), Stuttgart/Leipzig 2002, S. 71–99; DIETER CHERUBIM/ARIANE WALSDORF, Sprachkritik als Aufklärung. Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen im 18. Jahrhundert (Göttinger Bibliotheksschriften 27), Göttingen 2004. Hervorzuheben ist in diesem Kontext nicht zuletzt die von Detlef Döring ins Leben gerufene Arbeitsstelle zur Edition des Gottsched-Briefwechsels. Siehe jüngst ANDREAS ERB, Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Ein Gruppenbild, Habil. Halle/Saale 2020 [erscheint voraussichtlich Berlin/Boston 2022].

⁶ WILLEM FRIJHOFF, Grundlagen, in: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800), München 1996, S. 72.

Meißen, Grimma und Schulpforta bis hin zu zahlreichen städtischen Lateinschulen⁷ reichte. Deren Erforschung variiert stark und ist vor allem bei den großen Traditionsgymnasien weit vorangeschritten.⁸ Jüngst aber wurde festgehalten, dass auf dem Gesamtfeld trotz des prominenten Rangs Kursachsens in der deutschen Geistesgeschichte große Lücken klaffen.⁹ Die Deutschen Gesellschaften an den Schulen fanden bislang erst im Rahmen einer Überblicksdarstellung zur Rolle der deutschen Sprache an den Gymnasien Beachtung.¹⁰

Die Quellenlage zu den Deutschen Gesellschaften an den kursächsischen Gymnasien stellt sich sehr heterogen dar. Eine reiche handschriftliche und gedruckte Überlieferung, wie sie viele der an den Universitäten angebotenen Deutschen Gesellschaften oder diejenige am Gymnasium Illustre in Bremen¹¹ aufweisen können, fehlt für Kursachsen. Hinzu kommt, dass das wahrscheinlich aussagekräftigste Quellencorpus als Verlust angesehen werden muss; in der Bibliothek des Annaberger Lyzeums existierte noch im 19. Jahrhundert ein ca. 300-seitiger Folioband mit Statuten, Werken und wohl auch einer Chronik der Gesellschaft, der als ein eigenes gesellschaftliches Archiv gelten konnte.¹² Bereits 1933 jedoch tauchte diese Handschrift in den Verzeichnissen der nunmehrigen Kirchenbibliothek nicht mehr auf.¹³ Nach dem Zweiten Weltkrieg scheint es zu weiteren Verunordnungen und Verlusten gekommen zu sein,¹⁴ sodass Forschungen zu dieser Sozietät sich auf die Paraphrasen in der Sekundärliteratur stützen müssen. Während die Sozietät an der Landesschule Meißen nur am Rande von

⁷ Vgl. CHRISTOPH FASBENDER/GESINE MIERKE (Hg.), *Lateinschulen im mitteldeutschen Raum* (EUROS. Chemnitzer Arbeiten zur Literaturwissenschaft), Würzburg 2014.

⁸ Vgl. DETLEF DÖRING, *Die Fürstenschule in Meißen zur Zeit des jungen Lessing*, in: Jonas Flöter/Günther Wartenberg (Hg.), *Die sächsischen Fürsten- und Landesschulen. Interaktion von lutherisch-humanistischem Erziehungsideal und Eliten-Bildung* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 9), Leipzig 2004, S. 83-110; DERS., *Das höhere Schulwesen im Kursachsen des 18. Jahrhunderts und die dort vermittelten Unterrichtsinhalte*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 84 (2013), S. 133-163.

⁹ Vgl. zum Stand der Forschung THOMAS TÖPFER, *Die „Freyheit“ der Kinder. Territoriale Politik, Schule und Bildungsvermittlung in der vormodernen Stadtgesellschaft. Das Kurfürstentum und Königreich Sachsen 1600–1815* (Contubernium 78), Stuttgart 2012, S. 11-16.

¹⁰ HERMANN PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts*, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen* 1 (1884), H. 3, S. 23-69. Für die Fürsten- und Landesschulen wird in der neueren Literatur lediglich das Vorhandensein Deutscher Gesellschaften konstatiert. Vgl. GERHARD ARNHARDT/GERD-BODO REINERT, *Die Fürsten und Landesschulen Meißen, Schulpforta und Grimma. Lebensweise und Unterricht über Jahrhunderte* (Schriftenreihe des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Internationale Pädagogik – Reformpädagogik 5), Weinheim/Basel 2002, S. 82 f.

¹¹ Vgl. zur Bremer Überlieferung ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 498.

¹² Vgl. MORITZ JULIUS SPIESS, *Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg*, in: *Dreizehnter Bericht über die Progymnasial- und Realschulanstalt zu Annaberg*, Annaberg 1856, S. 20 f.

¹³ Vgl. Ev. Kirchengemeinde St. Annen Annaberg, *Ratsbücherei Annaberg, Kirchenbibliothek der St. Annenkirchengemeinde zu Annaberg* (maschinenschriftliches Verzeichnis 1933).

¹⁴ Vgl. *Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden* (im Folgenden: HStA Dresden), 12743 Personennachlass Rudolf Nicolai, Nr. 19.

Auseinandersetzungen innerhalb des Lehrkörpers Erwähnung findet,¹⁵ ist die Geschichte der Chemnitzer Gesellschaft in einer eigenen Schrift aus der Feder ihres Gründers Johann Georg Hager behandelt.¹⁶ Als gesellschaftliche ‚Autobiografie‘ mit werbendem Charakter ist sie freilich auch mit der gebotenen Vorsicht zu betrachten; zudem muss das weitere Schicksal der Gesellschaft im Dunkeln bleiben. Die aussagekräftigste Quelle befindet sich im Archiv der Landesschule Pforta. Dort hat sich unter dem Titel *Einiger guten Freunde Übungen in der Deutschen Sprache* ein Sammelband mit den Statuten, den Mitgliedsnamen und Werken der dortigen Gründung als sehr aussagekräftige Quelle erhalten.¹⁷ Der unsystematische Charakter dieser Überlieferungen legt es nahe, weitere Zusammenschlüsse vor allem an den größeren Gymnasien Kursachsens anzunehmen. Trotz teils eingehender Recherchen ließen sich jedoch keine weiteren Sozietäten ausmachen.¹⁸ Auch angesichts einer derart disparaten Quellenlage lassen sich jedoch durch ‚Übereinanderlegen‘ dieser Zeugnisse und Vergleich mit verwandten Sozietäten vielfältige Beobachtungen machen.

I. Gründungen

Das Anliegen der Sozietätsbewegung, die deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu fördern, traf die Gymnasien keineswegs unvorbereitet. Auch wenn die Gelehrtensprache Latein das Unterrichtsgeschehen gegenüber dem Deutschen dominierte, war es selbstverständlicher Bestandteil schulischer Alltagskommunikation und durchaus als Lernziel verankert. Öffentliche Redeakte wie das Schultheater oder die Valediktionen abgehender Schüler¹⁹ boten Gelegenheiten, dichterisch-rhetorische Fähigkeiten einzuüben und unter Beweis zu stellen.²⁰ Kursachsen spielte in diesem Prozess eine wichtige Rolle, auch wenn die ältere Schulgeschichte das 17. und die erste Hälfte des

¹⁵ Vgl. HStA Dresden, 10112 Landesschule Meißen, Nr. 1900. Eine Auswertung dieser Streitigkeiten leistet DÖRING, Fürstenschule in Meißen (wie Anm. 8).

¹⁶ JOHANN GEORG HAGER, Zuverlässige Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der lateinischen Stadtschule zu Chemnitz, wodurch zugleich alle vornehme Gönner, gütliche Wohlthäter und Liebhaber der freyen Künste und Wissenschaften zu Anhörung einiger teutschen Reden, welche den 17. April um 10 Uhr in der obersten Classe gehalten werden sollen, ehrerbietigst einladet, Chemnitz 1755.

¹⁷ Archiv der Landesschule Pforta, Portensia 132 (früher: B 140). Sie ist beschrieben bei PAUL BÖHME, Nachrichten über die Bibliothek der Königl. Landesschule Pforta, Bd. 2: Handschriften einschl. Urkunden, Naumburg 1883, S. 32.

¹⁸ Zu vermuten gewesen wäre etwa eine Gesellschaft an der Landesschule in Grimma. Dort lässt sich lediglich die Praxis der Valediktionen nachweisen, dies teilweise mit dem Ansinnen verbunden, Schulreden in französischer und italienischer Sprache zu halten. Vgl. Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig, 22028 Landesschule Grimma, Nr. 790. Diesen Befund bestätigt PETER, Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 26.

¹⁹ Vgl. zu diesen PETRA DORFMÜLLER, Schüleralltag in der Landesschule Pforta im 18. Jahrhundert. Vorgestellt anhand der Aufzeichnungen von Wilhelm Traugott Krug, in: Simone Bliemeister/Katrin Dziekan (Hg.), Alltagswelten im 18. Jahrhundert. Lebendige Überlieferung in Museen und Archiven in Sachsen-Anhalt, Halle/Saale 2010, S. 179 f.

²⁰ Vgl. HEINRICH BOSSE, Dichter kann man nicht bilden. Zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770, in: Ders., Bildungsrevolution 1770–1830 (Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft 169), Heidelberg 2012, S. 195. Diese Valediktionen sind beispielsweise im Archiv der Landesschule Pforta überliefert. Ein Bezug zu der gleichzeitigen Deutschen Gesellschaft ist jedoch nicht festzustellen. Vgl. die dortigen Valediktionen 1740/41.

19. Jahrhunderts mit der Signatur „Stagnation und Niedergang“ versehen hat.²¹ Im oberlausitzischen Zittau hatte Christian Weise nicht nur als Autor, sondern auch durch das Schultheater der deutschen Sprache Geltung im Schulbetrieb verschafft. Sein Schüler Samuel Grosser in Görlitz setzte diese Linie fort, und Schüler dieses Gymnasiums bildeten die Keimzelle des später von Gottsched zur Leipziger Deutschen Gesellschaft umgeformten Görlitzischen Collegium poeticum.²² Ähnliches galt für die Fürstenschulen; so hatte sich an St. Afra in Meißen der Brauch herausgebildet, dass die Zurückbleibenden den Schulabgänger mit deutschen Versen verabschiedeten.²³ Dass die Landesschulen mit Friedrich Gottlieb Klopstock, Johann Elias und Johann Adolf Schlegel in Schulpforta und in Meißen mit Karl Christian Gärtner, Christian Fürchtegott Gellert, Gottlieb Wilhelm Rabener und Gotthold Ephraim Lessing auf weit über Sachsen hinaus bedeutende Dichter als Schüler in diesen Jahren verweisen können, findet sich als fester Bestandteil jeder Schulchronik. Das offenkundig rege literarische Leben an der Landesschule Pforta war dem Absolventen Johann Daniel Jänisch aus der Rückschau mehrere biografische Miniaturen wert, die neben späteren literarischen Größen auch heute vergessene Mitschüler einbeziehen.²⁴ In den 1720er-Jahren ventilierten diese Schulen eine Neugestaltung ihres Unterrichts. Überlegt wurde auch, *ob nicht zu Ehre der deutschen Nation und zum Nutzen der Republique die deutsche Sprache ein bisschen mehr in Consideration gezogen und excolirt werden möchte*.²⁵ Diese Wünsche allerdings gingen nur in Teilen in Erfüllung; die landesherrliche Hauptverordnung räumte zwar ein, dass *Wir wohl auf der vorgeschriebenen Cultur der deutschen Sprache zu beharren Ursache hätten*, wollte es aber *voritzo dabei bewenden [lassen], daß selbige nur in den Emendationsstunden und denen exercitiis dann und wann mitgenommen werde*.²⁶ Es ist nicht zu bestreiten, dass diese Reformen die Schulen für neuere Strömungen öffneten und dass in ihrem Kontext auch das allmähliche Zurückdrängen des Lateinischen erfolgte.²⁷ Aus Sicht derer freilich, die die deutsche Sprache zu einem integralen Bestandteil des Lehrplans machen wollten, konnte man sie nur als Teilerfolg bezeichnen. Aller grundsätzlichen Anerkennung zum Trotz hatten sie mit dieser Verordnung nur eine Randposition erreicht, ein fester organisatorischer Rahmen war nicht gewonnen. In dieser Konstellation bot es sich den Verfechtern deutschsprachiger Lehre und Literatur an, ihre Ziele durch die Gründung von Sozietäten

²¹ So GERHARD ARNHARDT, *Schulpforte – Eine Schule im Zeichen der humanistischen Bildungstradition*, Berlin 1988, S. 41. Erst für die Jahrhundertmitte wird „Die Wiederherstellung“ (S. 45) gesehen.

²² Vgl. zur Situation an den Oberlausitzer Gymnasien DÖRING, *Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig* (wie Anm. 5), S. 27–44.

²³ Vgl. mit Beispielen THEODOR FLATHE, *Sanct Afra. Geschichte der königlich sächsischen Fürstenschule zu Meißen seit ihrer Gründung im Jahr 1545 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877–1879*, Leipzig 1879, S. 265–268.

²⁴ Vgl. JAN DANIEL JANOCKI [Johann Daniel Jänisch], *Kritische Briefe an vertraute Freunde geschrieben und den Liebhabern der gelehrten Geschichte zu gefallen herausgegeben*, Dresden 1745, in Auszügen wiedergegeben bei PETER, *Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 49–54.

²⁵ So das Gutachten des Meißener Rektors Johann Heinrich Martius vom 29. April 1726, zit. nach FLATHE, *Sanct Afra* (wie Anm. 23), S. 242 f.

²⁶ Hauptgutachten vom 5. Dezember 1727, zit. nach FLATHE, *Sanct Afra* (wie Anm. 23), S. 246.

²⁷ Vgl. HEINZ-WERNER WOLLERSHEIM, *Die sächsischen Fürsten- und Landesschulen in der deutschen Bildungslandschaft*, in: Flöter/Wartenberg, *Die sächsischen Fürsten- und Landesschulen* (wie Anm. 8), S. 27.

weiter zu verfolgen, die zwar nicht offizieller Bestandteil der Schule waren, aber die Pflege der deutschen Sprache und Literatur institutionell fest verorteten.

Die Rückkehr der Sozietätsbewegung Deutsche Gesellschaften zu ihrem territorialen Ausgangspunkt ließ freilich auf sich warten. Die ersten Gesellschaftsgründungen fanden – sieht man von der Teutsch-übenden Gesellschaft um Michael Richey in Hamburg ab – an den Universitäten vor allem des mitteldeutschen Raums statt. Die relative Nähe gerade der bedeutenderen Gymnasien zu diesen und die personelle Fluktuation zwischen den Institutionen machten es allerdings nur zu einer Frage der Zeit, bis auch das Gymnasium Anschluss an die Bewegung fand. 1737 gründete sich am Hamburger Gymnasium eine Gesellschaft zur Aufnahme der deutschen Sprache und der freien Künste, 1748 folgte eine weitere Deutsche Gesellschaft am Bremer Gymnasium Illustre, die bei Weitem mitgliederstärkste und prominenteste gymnasiale Gründung. Bereits zuvor indes war es an der Fürstenschule Pforta zu einer ersten Sozietätsgründung gekommen. Um den Jahreswechsel 1739/40 schlossen sich dort fünf Schüler zusammen, die sich selbst als Deutsche Gesellschaft bezeichneten.²⁸ Der Sozietätsbewegung waren sie nicht nur durch das eifrige Verfassen von Abhandlungen und Gedichten zuzurechnen, sondern auch durch den ausdrücklichen Bezug auf Gottsched als orthografischen Schiedsrichter.²⁹ Schilderungen des Gründungsprozesses sind leider nicht erhalten. Dass die Vereinigung offenbar ohne die Anregung, den Vorsitz oder auch nur die Unterstützung eines Mitglieds des Lehrkörpers zustande kam, bestätigt allerdings die prekäre Situation deutschsprachiger Bemühungen im gymnasialen Lehrbetrieb. Wann dagegen die Gesellschaft in St. Afra ihre Tätigkeit aufnahm, kann nur vermutet werden – in den Quellen fassbar wird sie erst mit ihrem Ende 1753.

Neben den Fürstenschulen existierte in Kursachsen eine Vielzahl weiterer Lateinschulen und Gymnasien in städtischer Regie. Der landesherrliche Reformeifer der 1720er-Jahre erreichte sie nicht direkt, ihre relative Unabhängigkeit bot ihnen im Gegenzug mehr Gestaltungsmöglichkeiten auch hinsichtlich der Rolle deutschsprachiger Dichtung und Gelehrsamkeit. In den Quellen fassbar werden lediglich die Gesellschaftsgründungen an den erzgebirgischen Gymnasien Annaberg und Chemnitz. An letztgenannter Einrichtung hatte es, ähnlich den Fürstenschulen, schon weit vor der eigentlichen Gründung Bestrebungen gegeben, dem Deutschen im gelehrten Unterricht mehr Geltung zu verschaffen. So hatte der Konrektor Christian Heinrich Weißé eine pädagogische Schrift veröffentlicht, in der er sich ausgiebig mit dem Erlernen des Deutschen an den Schulen befasste.³⁰ Ob er an der Schule und nach seiner Berufung als Rektor in Annaberg 1726 in diesem Sinne wirkte oder die Schrift bloßes Programm blieb, lässt sich freilich nicht sagen. Der Chemnitzer Schulrektor Daniel Müller ließ Schüler mit Gedichten und Ausarbeitungen in deutscher Sprache öffentlich auftreten. Sein Nachfolger Johann Georg Hager³¹ führte bereits ein Jahr nach seinem 1741 er-

²⁸ Vgl. PETER, Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 54.

²⁹ Vgl. § 6 der gesellschaftlichen Gesetze, ebd., S. 55.

³⁰ Unmaßgebliches Gut-Achten von Schul-Sachen: Darinne Die Requisita einer wohlbestellten Schule gezeichnet und zugleich eine gute Methode angewiesen wird, junge Leute zu einer ungeheuchelten Tugend und zu einer gründlichen Gelehrsamkeit ... anzuführen, Chemnitz 1717, S. 185–201. Vgl. zu dieser Schrift die Paraphrase bei PAUL OTTO HAPPACH, Überblick über die Geschichte des alten Chemnitzer Lyceums (Beigabe zum Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums zu Chemnitz für Ostern 1908), Chemnitz 1908, S. 4–7.

³¹ Vgl. zu dessen Biografie kurz den Art. ‚Johann Georg Hager. Rektor in Chemnitz‘, in: Samuel Baur, Galerie historischer Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ein Handbuch für Liebhaber der Geschichte, Bd. 6, Hof 1806, S. 31–34; FERDINAND

folgten Amtsantritt zum Namenstag des Amtmanns Salomon Siegel erstmals einen deutschsprachigen Redeakt durch.³² Die Resonanz scheint ermutigend gewesen zu sein; auf jeden Fall gründete sich unter Hagers Leitung ein weiteres Jahr später mit sechs Schülern eine Deutsche Gesellschaft.³³ Ob er dazu während seines Studiums in Leipzig in den 1730er-Jahren angeregt wurde, ist wahrscheinlich, aber nicht völlig klar; in den Mitgliederlisten dieser Jahre taucht er nicht auf.³⁴ Ein posthumer biografischer Artikel erwähnt zwar, er sei bald nach seiner 1735 erreichten Promotion *Mitglied der dortigen Gesellschaft der freyen Künste und Wissenschaften*³⁵ geworden, diese gründete sich allerdings erst Jahre nach seinem Weggang aus Leipzig.³⁶ Dass er in dieser zu den Ehrenmitgliedern der ersten Stunde zählte, dürfte auf einen Brief Hagers an Gottsched zurückzuführen sein, in dem er sich als dessen Bewunderer zu erkennen gab – bereits im nächsten Brief bedankte sich Hager für die Aufnahme in Gottscheds Neugründung.³⁷

Ist eine Sozietätsgründung als Folge eigenen Erlebens in der Ausbildung bei Hager nicht geklärt, kann dies für die Entstehung der Annaberger Deutschen Gesellschaft als gesichert gelten. Johann Christoph Gottleber³⁸ war schon als Chemnitzer Gymnasiast

RATZEL, Johann Georg Hager, in: Allgemeine deutsche Biographie 10 (1879), S. 353 f. Allen folgenden Ausführungen zum Trotz stellt PAUL OTTO HAPFACH, Die alte Chemnitzer Lateinschule und die deutsche Muttersprache, in: Wissenschaftliche Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 46 vom 9. November 1911, S. 189 f., Hagers Wirken als wenig segensreich für die deutsche Sprache dar: *Hager war der stille Gelehrte, der von früh bis in die Nacht über seinen Erdkarten saß und nicht merkte, wie allgemach mit dem Weichen der guten Zuchtauf der Chemnitzer Lateinschule auch der deutschen Sprache Wert und Achtung mehr und mehr verblaßte.*

- ³² JOHANN GEORG HAGER, Zu einer Redeübung, welche zum Andencken Des Hochedlen, Hochachtbaren und Hochgelahrten Herrn Herrn Salomon Siegels [...] allhier den 8. Hornung 1742, als an dessen Nahmenstag in gebundenen und ungebundenen Reden soll angestellt werden, wollte hiermit einladen, Chemnitz 1742.
- ³³ Im gleichen Jahr gründete sich auf Initiative der Schüler eine lateinische Gesellschaft. Inwieweit die Deutsche Gesellschaft nach ähnlichem Muster gegründet wurde oder als alleinige Schöpfung Hagers anzusehen ist, muss offenbleiben. – Vgl. HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P., Anm. (f).
- ³⁴ Vgl. die Mitgliederliste bis 1741 bei ERNST KROKER, Gottscheds Austritt aus der Deutschen Gesellschaft, in: Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig 9 (1902), S. 42-57.
- ³⁵ Art. ‚Johann Georg Hager‘, in: Clemens Alois Baader, Lexikon verstorbener bayerischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 1, Teil 1, Augsburg/Leipzig 1824, S. 221.
- ³⁶ Vgl. zu dieser Gesellschaft RICCARDA HENKEL, Die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig. Eine „Gottschedsche“ Sozietät als Beispiel des aufklärerischen Wissenschaftsdiskurses (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 38), Stuttgart 2014. Dort, S. 375 auch seine Mitgliedschaft.
- ³⁷ Vgl. Johann Georg Hager an Johann Christoph Gottsched, den 12. Oktober 1753, Universitätsbibliothek Leipzig, 0342 XVII, Bl. 513 f., sowie Johann Georg Hager an Johann Christoph Gottsched, den 20. März 1753, ebd., 0342 XVIII, Bl. 167 f. Überraschenderweise enthalten die Briefe keine Erwähnungen der von Hager gegründeten und zum Zeitpunkt der Korrespondenz noch arbeitenden Sozietät. Für die Überlassung der Transkriptionen danke ich Dr. Rüdiger Otto.
- ³⁸ Vgl. zu ihm HEINRICH KAEMMEL, Johann Christoph Gottleber, in: Allgemeine Deutsche Biographie 9 (1879), S. 487.

Mitglied der dortigen Deutschen Gesellschaft unter Johann Georg Hager³⁹ gewesen und trat nur drei Wochen nach seiner Immatrikulation der Deutschen Gesellschaft in Altdorf bei.⁴⁰ Nach Abschluss seiner Studien ging er an das Gymnasium in Annaberg und gründete dort seinerseits eine Deutsche Gesellschaft.⁴¹

Die Nachrichten, die damit über die Anfänge und Verfasstheiten der Deutschen Gesellschaften an den kursächsischen Gymnasien vorliegen, sind nicht nur als spärlich einzustufen, sondern ergeben auch kein einheitliches und stimmiges Bild. Auch wenn es aber keinen idealtypischen Gründungsprozess gab, so lassen sich doch einige Beobachtungen festhalten. Zum einen konstituierten sich die Sozietäten an Institutionen, die zwar Räume für eine Pflege von deutscher Sprache und Literatur boten, diese aber nicht fest im Curriculum verankerten. In diesem Spannungsverhältnis erschien es günstig, Deutsche Gesellschaften zu gründen, die ihre Ziele zwar organisiert, aber nicht an der Schule institutionalisiert verfolgten. Die Initiative ging offenkundig sowohl von Mitgliedern des Lehrkörpers als auch von den Schülern aus, die in Schulpforta die Gründung als gänzlich eigenes Projekt betrieben. Dies bestätigt den auch für andere Gesellschaften dieses Typus geltenden Befund, der Schülern und Studenten eine tragende Rolle zubilligt.⁴² Die Lehrer ihrerseits brachten, so zumindest im Falle Hagers und Gottlebers, Eindrücke von dieser Gesellschaftsform aus ihrem Studium, teils als Beobachter, teils aus eigenem Erleben als Mitglied, mit und fungierten so als Multiplikatoren dieses Sozietätsmodells.

II. Selbstverständnis und Statuten

Ob und inwieweit diese Vereinigungen sich als Tochtergründungen der universitären Deutschen Gesellschaften verstanden, bleibt auch nach dem Nachzeichnen der Lebenswege ihrer Gründer zu klären. Als Indizien können zum einen die Selbstbenennung dienen, die sich an die zur Gründungszeit gängige Bezeichnung *Deutsche Gesellschaft*⁴³ anlehnen konnte. Nur vermutet werden kann dies für die Chemnitzer Vereinigung; Hager spricht von einer *Gesellschaft [...], sich in der deutschen Sprache wöchentlich etliche Stunden besonders zu üben*.⁴⁴ Die Gründung in Meißen verdankt ihre Titulierung als Deutsche Gesellschaft einem Bericht ihres Gegners, des Rektors Johann Uhlisch,⁴⁵ während ihr Gründer Christian Friedrich Weiße an keiner Stelle seiner Verteidigungsschrift einen Namen angibt und weitere Quellen nicht überliefert

³⁹ Vgl. dessen Eintrag als Mitglied Nr. 27 in HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

⁴⁰ Vgl. den Matrikeleintrag vom 24. Juni 1761, in: ELIAS VON STEINMAYER (Hg.), Die Matrikel der Universität Altdorf (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte 4/1), Würzburg 1912, S. 613, sowie den Eintrag in die Matrikel der Deutschen Gesellschaft, Universitätsbibliothek Erlangen, B 178, S. 111.

⁴¹ Vgl. SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20. Seine Berufung nach Annaberg dokumentiert die Akte Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Chemnitz, 30024 Superintendentur Annaberg, Nr. 193.

⁴² Vgl. ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 210-226.

⁴³ Vgl. zur Benennung ebd., S. 304.

⁴⁴ HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

⁴⁵ Vgl. das Schreiben von Johann Uhlisch, Rektor der Fürstenschule Meißen vom 13. Juli 1752, HStA Dresden, 10112 Landesschule Meißen, Nr. 1900, fol. 74: *Factiones sind am Tage, und habe ich solche leider mehr als zu sehr empfunden, empfinde sie auch noch, und ist die unter dem praesidio Hrn. M. Weißens aufgerichtete deutsche Gesellschaft, die aber nunmehr aufgehört, Beweises genug.*

sind. Die Zugehörigkeit zur Sozietätsbewegung ruht somit nur auf einer Fremdzuschreibung, die allerdings zeigt, dass diese in Meißen zumindest bekannt, wenn nicht gar aktiv vertreten war. Für Schulpforta wird diese Benennung im Bibliothekskatalog der Landesschule verwendet,⁴⁶ betitelt ist der Band allerdings mit *Einiger guten Freunde Übungen in der Deutschen Sprache so in Pforte verfertigt worden sind*. Auch in den Statuten bezeichnen sich die Mitglieder nur als *Gesellschaft*,⁴⁷ lediglich ein Schäfergedicht im Band vermeldet, es sei *im Nahmen unsrer deutschen Gesellschaft*⁴⁸ aufgeführt worden. Als quasi offiziellen Namen scheint die Vereinigung den Namen nicht geführt, sich aber in der Nachfolge dieser Sozietätsbewegung begriffen zu haben. Klar hingegen ist die Selbstbezeichnung in Annaberg, deren Statuten sich ausdrücklich als *Gesetze der deutschen Gesellschaft an der Annaberg'schen Schule*⁴⁹ bezeichnen. Dass das Gesamtbild also keineswegs eindeutig ist, bestätigt zum einen, dass diese Sozietäten häufig am Rande des Schulgeschehens ohne offizielle Bestätigungen agierten und eines festen Namens damit weniger bedürftig waren. Zum anderen aber verweist sie auf das große Spektrum an Aktivitäten zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur im 18. Jahrhundert, bei deren Zuweisung an den Typus Deutsche Gesellschaften Selbst- und Fremdbenennungen gleichermaßen eine Rolle spielten.

Es stellt sich damit die Aufgabe, die vier Sozietäten anhand typischer Merkmale der Sozietätsbewegung Deutsche Gesellschaften zu beschreiben. Dass die dünne Quellenlage hierbei ein stetes Hindernis darstellt, zeigt schon eines ihrer ersten Strukturmerkmale, die Statuten, die alle größeren und die meisten kleineren Gesellschaften dieses Typus aufwiesen.⁵⁰ Während für Meißen Statuten weder belegt sind noch ausgeschlossen werden können, werden diese für Chemnitz in Hagers Schrift am Rande erwähnt, als er anführt, dass diejenigen Schüler, *welche sich den vorgeschriebenen Gesetzen gemäß aufführen*,⁵¹ mit einem deutschen Abschiedsgedicht beehrt werden. Wesentlich besser gestaltet sich die Quellenlage in Annaberg, wo Moritz Julius Spieß einen ausführlichen Auszug der Gesetze abdruckt.⁵² In Schulpforta schließlich sind die Statuten nicht nur vollständig überliefert, sondern in der Sekundärliteratur sogar abgedruckt.⁵³ Wie wichtig verbindliche schriftliche Regeln für die Deutschen Gesellschaften waren, zeigt gerade die Überlieferung in Schulpforta, wo ausgerechnet in einer sich als Freundeskreis verstehenden Sozietät geschriebene Gesetze vorgefunden werden. Die Schüler selbst haben es reflektiert: *Freundschaft bedarf keiner Gesetze, denn die Natur hat schon die Pflichten derselben einem jeden Menschen ins Herz geschrieben; und darum überschreitet eine wahre Freundschaft niemals ihre Grenzen. Bey Gesellschaften aber, als welche zu einiger Beförderung eines gewissen Guten aufgerichtet worden, sind dieselben unentbehrlich*.⁵⁴ Schon diese Passage, die sich mit ähnlichen Inhalten in vielen

⁴⁶ Vgl. BÖHME, Bibliothek der Königl. Landesschule Pforta (wie Anm. 17), S. 32. Ihm folgt darin PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 48.

⁴⁷ Vgl. das Statut, zit. nach ebd., S. 54.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 57.

⁴⁹ Vgl. SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *.

⁵⁰ Vgl. dazu ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 92 f.

⁵¹ HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

⁵² Vgl. SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *. Unklar bleibt, ob Spieß – wie die Formulierungen und die Anführungszeichen nahelegen – einen wörtlichen, möglicherweise in der Gesellschaft selbst erstellten Auszug wiedergibt oder die vorgefundenen Gesetze in eigenen Worten zusammenfasst.

⁵³ PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 54 f.

⁵⁴ Vorrede zu den Satzungen der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach ebd., S. 54.

anderen Statuten Deutscher Gesellschaften findet,⁵⁵ lässt ahnen, dass sie solche Regelwerke keineswegs als reine Formalie betrachteten. Welche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens aber unterwarfen sie den selbstgeschaffenen Gesetzen? Erwartbar sind Bestimmungen über die Mitgliederzahl, die Modalitäten einer Aufnahme als Mitglied und Abläufe der gesellschaftlichen Zusammenkünfte. Da die Produktion und Kritik von Texten wesentliches Ziel dieser Vereinigungen war, legte man Regeln zu deren Reihenfolge, zu verwendenden Gattungen, Referenzwerken, Fremdwortgebrauch und der Dokumentation der eigenen Texte fest.⁵⁶ Überraschend sind hingegen Abschnitte, die auf das Verhalten der Mitglieder zielen und sie mahnen, *nicht wegen geringer Sachen uneinig zu werden*,⁵⁷ oder dass die Gesellschaft *Ernst unter sich herrschen lasse, Verschwiegenheit beobachte und nichts Unanständiges von ihr gehört werde*.⁵⁸ Der disziplinarische Impetus solcher Passagen, wie er häufig in den Satzungen Deutscher Gesellschaften vorkommt, ist nur sekundär der Jugend der meisten Mitglieder geschuldet. Im Gegenteil, aufgefordert waren Angehörige dieser Sozietätsbewegung, die fast ausschließlich aus angehenden oder etablierten Gelehrten bestand. Für diese war, so die Kernthese meiner Arbeit, die Pflege der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit kein Selbstzweck, sondern Teil einer umfassenden Reform des Gelehrtenstandes; Zielscheibe von Kritik und Reformbestrebungen war der gelehrte Pedant, der – so die Sichtweise in den Deutschen Gesellschaften – durch Weltabgewandtheit, Ungeselligkeit, schlechte Manieren und Streitsucht seinen gesamten Stand in Misskredit brachte. Die verstärkte Verwendung der Muttersprache bekämpfte diesen Gelehrtentypus somit ebenso sehr wie die Vergemeinschaftung von Gelehrten in einer Sozietät, in der sie gesellschaftsfähiges Verhalten einüben konnten und sollten.⁵⁹ Für die Schüler der kursächsischen Gymnasien galt dies ebenso wie für die Studenten und Dozenten an den Universitäten; dass selbst ein Freundeskreis wie derjenige in Schulpforta sich ein solches Programm offenkundig ohne die Autorität eines Lehrers auf die Fahnen schrieb, bezeugt, wie weit das Programm der Sozietätsbewegung selbst unter jüngeren Gelehrten vorgeдрungen war.

III. Mitglieder

Legt man die für die Gesamtbewegung ermittelten Zahlen zugrunde, scheint es sich bei den gymnasialen Gründungen um ein Randphänomen zu handeln; ganze zehn Prozent der Mitgliedschaften lassen sich einer Sozietät zuordnen, die an einem Gymnasium wirkte, ein Anteil, der sich für Kursachsen nur geringfügig erhöht.⁶⁰ Dies dürfte zum einen dem oben skizzierten Mangel an Quellen zuzuschreiben sein,⁶¹ der es etwa für

⁵⁵ Vgl. ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 92.

⁵⁶ Vgl. zum genaueren Inhalt und zur Umsetzung dieser Regelungen die folgenden Kapitel.

⁵⁷ § 2 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 54.

⁵⁸ Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 21, Anm. *.

⁵⁹ Vgl. dazu v. a. ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 109-123.

⁶⁰ Während in der Gesamtbewegung 327 von 3 319 Mitgliedschaften einer Gründung am Gymnasium zugeordnet werden können, stehen für die in Kursachsen ansässigen Gesellschaften 51 namentlich bekannte Mitgliedschaften in gymnasialen Gesellschaften 431 Mitgliedschaften im gesamten Territorium entgegen.

⁶¹ Für die Deutschen Gesellschaften an Gymnasien liegen generell weit weniger Zahlen vor; lediglich in Bremen lassen 68 überlieferte Mitgliedsnamen eine Einschätzung zu.

Annaberg unmöglich macht, Mitglieder außer dem Gründer Gottleber zu nennen. Nur eine vage Vorstellung der tatsächlichen Mitgliederzahl vermittelt die statutarische Bestimmung, diese auf sechs Personen zu begrenzen.⁶² Namenlos bleibt auch der Kreis um Christian Friedrich Weiße in Meißen, dem nach dessen Vernehmen aber nie mehr als acht Schüler gleichzeitig angehörten.⁶³ Noch weniger Mitglieder, nämlich ganze fünf, konnte der Zirkel an der Landesschule Pforta verzeichnen.⁶⁴ Dagegen weist eine publizierte Mitgliederliste, die für die späteren Jahre aber sicher weiter zu ergänzen ist, am Gymnasium in Chemnitz neben dem Gründer Johann Georg Hager insgesamt 43 Schüler als weitere Mitglieder aus.⁶⁵ Sie bezieht sich allerdings auf einen Eintrittszeitraum von zwölf Jahren ohne nähere chronologische Aufschlüsselung; rechnet man diese schematisch auf ein einzelnes Jahr herunter, gelangt man zu ähnlichen Zahlen. Es ist also davon auszugehen, dass in den vier untersuchten Deutschen Gesellschaften stets nur eine einstellige Zahl gleichzeitig an den Sitzungen teilnehmen konnte. Offen bleibt überdies die Frage, wie viele Schüler ihre Mitgliedschaft durch regelmäßige Teilnahme an den Sitzungen denn tatsächlich mit Leben erfüllten.⁶⁶ Diese ungefähren Zahlen spiegeln den engen Rahmen wider, den die geringe Größe der Gymnasien mit häufig weniger als hundert Schülern⁶⁷ den Vereinigungen setzte, unter denen wiederum in erster Linie die vor dem Abgang zur Universität stehenden Jahrgänge für eine Mitgliedschaft infrage kamen.

Was aber konnte diese motivieren, einer solchen Vereinigung beizutreten? Das regelmäßige Erarbeiten, Vortragen und Kritisiert werden eigener Texte bedeutete zusätzlich zum eigentlichen Unterricht einen Mehraufwand. In Annaberg wurden darüber hinaus Mitgliedsbeiträge erhoben.⁶⁸ Die Autorität der Rektoren Hager und Gottleber, teilweise auch Weißes als Lehrer für die Tertia, dürfte bei der Mitgliederrekrutierung eine allerdings schwer zu gewichtende Rolle gespielt haben. Diese aber als alleinige Ursache anzugeben, lässt nicht nur die Frage offen, aus welchen Gründen die Lehrpersönlichkeiten solche Sozietäten überhaupt für nützlich hielten. Unerklärlich bliebe so ferner, warum sich in Schulpforta eine solche Vereinigung ohne Veranlassung des Lehrkörpers zusammenfand. Der oben skizzierte Mehraufwand jedoch lässt sich ebenso als Anreiz deuten. Das Verfassen von Abhandlungen und Gelegenheitsgedichten mochte beschwerlich sein, ging seiner Bedeutung und dem erwartbaren Nutzen für den Schüler jedoch weit über den gymnasialen Alltag hinaus. Souveräner Umgang mit

Mit zwei Hofmeistern, vier Lehrern und 62 Studenten bestätigen sich die für die Universitäten geltenden Proportionen. – Vgl. die Mitgliederliste bei FRANZ WEBER, *Die bremische Deutsche Gesellschaft 1748–1793*, Diss. Königsberg 1910, S. 95–105.

- ⁶² Vgl. die Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, *Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg* (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *. Dort allerdings wird auch die Möglichkeit eröffnet, 'überzählige' Kandidaten zu außerordentlichen Mitgliedern zu ernennen. Ob und inwieweit davon Gebrauch gemacht wurde, lässt sich mangels Quellen nicht sagen.
- ⁶³ Vgl. Christian Friedrich Weiße an den Rektor der Fürstenschule, 5. April 1752, HStA Dresden, 10112 Landesschule Meißen, Nr. 1900, o. P.
- ⁶⁴ PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 55.
- ⁶⁵ Vgl. HAGER, *Zuverlässige Nachricht* (wie Anm. 16), o. P.
- ⁶⁶ Vgl. zur Diskussion dieser Frage ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 203–209.
- ⁶⁷ Vgl. JENS BRUNING, *Das protestantische Gelehrtenschulwesen im 18. Jahrhundert*, in: Notker Hammerstein/Ulrich Herrmann (Hg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 2: 18. Jahrhundert, München 2005, S. 309.
- ⁶⁸ Vgl. die Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, *Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg* (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *.

Sprache und Dichtung konnte bei Hof, in der Amtsstube wie auf der Kanzel von großem praktischem Nutzen sein. Diese Kompetenz ließ sich in Gesellschaft mit Rat und Urteil weit effektiver als im Selbststudium erlernen. Im Umgang mit eigener und fremder Kritik gesellschaftliche Regeln zu beobachten, konnte ebenfalls als erstrebenswertes Ziel gelten. Der gesellige Rahmen dürfte Gelegenheit geboten haben, Freundschaften zu knüpfen und zu vertiefen.⁶⁹

Wen diese Möglichkeiten zu einer Mitgliedschaft motivieren konnten, erwartete in Annaberg⁷⁰ und Chemnitz⁷¹ ein eigenes Aufnahmeverfahren, bei dem der Kandidat eine Probeschrift dem Urteil der Mitglieder unterwerfen musste. Ausdrücklich vermerkte die Annaberger Satzung, man habe *sein Augenmerk nur auf fähige Köpfe zu richten*.⁷² Nach welchen Kriterien in Schulpforta Neuaufnahmen erfolgten, bleibt unklar,⁷³ weitere Mitgliedsaufnahmen erfolgten offenkundig aber auch nicht. Für Meißen hingegen fehlen entsprechende Quellen.

Wie die Schulen, an denen sie angesiedelt waren, dürften auch die Deutschen Gesellschaften einen relativ homogenen Mitgliederstamm aufgewiesen haben. Eine Analyse der Zusammensetzungen ermöglichen die Listen für Chemnitz und Schulpforta. Erstgenannte Gesellschaft zählte für die Jahre 1743 bis 1755 44 Mitglieder, die fast alle aus Kursachsen, vor allem dem Erzgebirge, stammten,⁷⁴ was der Zusammensetzung der das Gymnasium frequentierenden Schüler entsprechen dürfte.⁷⁵ Ebenfalls zu vermuten ist, dass die Mitglieder weit überwiegend, wenn nicht alle, evangelischer Konfession waren. Etwa 90 Prozent der bekannten Mitglieder haben nachweislich später eine Universität, allen voran die kursächsischen Hochschulen in Leipzig und Wittenberg, besucht.⁷⁶

Mit fünf Personen wesentlich kleiner ist der Mitgliederkreis in Schulpforta. Dem in Chemnitz ähnelte er in der Homogenität hinsichtlich des evangelischen Bekenntnisses und der überwiegenden Herkunft aus Kursachsen.⁷⁷ Während indes kein Mitglied der Chemnitzer Gesellschaft adliger Abstammung war, waren gleich drei der fünf an der Fürstenschule Pforta studierenden Schüler, die sich in einer Deutschen Gesellschaft zusammengefunden hatten, Adlige. Dies bezeugt die wichtige Rolle, die die sächsi-

⁶⁹ Vgl. zur Diskussion dieser Anreize für die gesamte Sozietätsbewegung ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 145-170.

⁷⁰ Vgl. die Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 21, Anm. *.

⁷¹ Vgl. HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

⁷² Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 21, Anm. *.

⁷³ Vgl. § 12 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 55. Dort wird ohne nähere Bestimmungen nur der Fall einer Mitgliedsaufnahme erwähnt.

⁷⁴ Eine Ausnahme bildete neben dem aus dem fränkischen Oberkotzau stammenden Gründer Johann Georg Hager der aus Habnith im Fichtelgebirge stammende Johann Adam Nürnberger.

⁷⁵ Für die Chemnitzer Lateinschule sind keine Matrikel erhalten.

⁷⁶ Die Universität Leipzig haben 26, die in Wittenberg 18 Mitglieder besucht. Nachweisbar sind ferner vereinzelt Immatrikulationen in Altdorf, Erlangen, Göttingen, Halle und Straßburg. Weitere, nicht nachweisbare Hochschulbesuche sind anzunehmen. Vgl. zur Aussagekraft von Matrikeleinträgen ULRICH RASCHE, Über die deutschen, insbesondere die Jenaer Universitätsmatrikel, in: Genealogie 25 (2001), S. 29-46 und 84-109.

⁷⁷ Lediglich für Friedrich August Christian von Linsingen ist eine Geburt im anhaltischen Zerbst nachgewiesen. – Vgl. MAX HOFFMANN (Hg.), Pfortner Stammbuch 1543-1893 zur 350jährigen Stiftungsfeier der Königlichen Landesschule Pforta, Berlin 1893, S. 226.

schen Fürstenschulen im 18. Jahrhundert auch für den Adel zu spielen begannen, ebenso wie dessen Bereitschaft, sich in diese Sozietätsbewegung nicht nur als Gönner, sondern auch als aktiv Mitwirkende einzubringen.⁷⁸

Offenkundig war die Mitgliedschaft in allen Vereinigungen beschränkt auf Angehörige des Gymnasiums. Die Zuordnung zu Klassenstufen lässt sich nur für die Landesschule vornehmen, wo nicht nur die Mitgliedernamen, sondern auch die Matrikel überliefert sind. Sie lassen erkennen, dass die Mitglieder zum Gründungszeitpunkt 1739/40 bereits zwischen drei und fünf Jahren an der Schule weilten, also deutlich den oberen Klassen zuzurechnen waren.⁷⁹ Auswärtige oder Ehrenmitglieder, wie sie in vielen Deutschen Gesellschaften sogar die Mehrzahl der Mitglieder ausmachten, sind in den gymnasial geprägten Sozietäten nicht zu ermitteln, angesichts des geringen Bekanntheitsgrades dieser Gründungen auch nicht wahrscheinlich. Aus der relativen Homogenität der am Gymnasium versammelten Mitglieder brachen lediglich die Gründer aus, die als Gelehrte mit beendetem Studium den Schülern in der Gesellschaft gegenüberstanden. Ob sie in Annaberg, Chemnitz und Meißen kraft ihrer Rolle als Mitglied des Lehrkörpers und Gesellschaftsgründer die gesellschaftlichen Sitzungen dominierten oder eher als *primus inter pares* moderierten, darüber schweigen die wenigen Quellen. Das Modell eines einzelnen Lehrers, der in einer von ihm gegründeten Gesellschaft Schüler um sich versammelt und dirigiert, scheint auch in den Gesellschaften in Karlsruhe⁸⁰ und Kronstadt⁸¹ verwirklicht worden zu sein, wo ebenfalls lediglich der Gründer namentlich bekannt ist. Am Bremer Gymnasium jedoch ist nicht nur eine aktive Mitwirkung der Schüler bei der Gründung bezeugt, sondern auch Konflikte mit dem Lehrpersonal, dessen Regelungsansprüche erfolgreich in die Schranken gewiesen wurden.⁸² Überdies sind zahlreiche an Gymnasien wirkende Deutsche Gesellschaften bekannt, die als reine Schülerzirkel aktiv gewesen sind – so in Danzig,⁸³ Preßburg,⁸⁴ Zürich⁸⁵ und Hamburg.⁸⁶ Dass auch Schulpforta dazu zu rechnen ist, legt

⁷⁸ Vgl. zur Rolle des Adels in den Deutschen Gesellschaften ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 226-241.

⁷⁹ Als ältester schrieb sich Friedrich Wilhelm Vitzthum von Eckstädt am 3. Dezember 1734 ein, als jüngster Friedrich August von Linsingen am 15. Dezember 1736. – Vgl. die Einträge in HOFFMANN, *Pförtner Stammbuch* (wie Anm. 77), S. 223-226.

⁸⁰ Vgl. zu dieser KARL WILHELM LUDWIG FRIEDRICH FREIHERR VON DRAIS, *Denkmal, dem verstorbenen Freiherrn Hektor Wilhelm von Günderode gen. von Kellner geweiht*, in: *Wissenschaftliches Magazin für Aufklärung* 2 (1787), H. 3, S. 307-319.

⁸¹ Vgl. zu dieser ANDREAS ERB, *Die Deutschen Gesellschaften und die Länder der Habsburgermonarchie. Wandlungen einer Sozietätsbewegung zwischen Österreich, Mähren und Siebenbürgen*, in: Dieter Breuer/Gábor Tüskés (Hg.), *Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa (Frühe Neuzeit 229)*, Berlin/Boston 2019, S. 135 f.

⁸² Vgl. dazu ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 64 f.

⁸³ Vgl. zu dieser Gesellschaft THEODOR HIRSCH, *Literarische Gesellschaften in Danzig während des 18. Jahrhunderts*, in: *Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins* 4 (1905), S. 38-55.

⁸⁴ Vgl. zu dieser ANDREAS ERB, *Die Deutschen Gesellschaften und die Länder der Habsburgermonarchie* (wie Anm. 81), S. 135 f.

⁸⁵ Vgl. zur Wachsenden Deutschen Gesellschaft EMIL ERNE, *Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz*, Zürich 1988, S. 155-157.

⁸⁶ Vgl. zur Gesellschaft zur Aufnahme der deutschen Sprache und der freien Künste den Art. ‚Peter Amsinck‘, in: Hans Schröder, *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart*, Bd. 1, Hamburg 1851, S. 57.

zumindest die Vermutung nahe, dass auch die kursächsischen Schüler durchaus eigeninitiativ in den Gesellschaften agieren konnten und nicht nur willige Belehrtete waren.

IV. Werke

Wie aber verliefen die gesellschaftlichen Versammlungen, und welche Werke brachten die Gesellschaften hervor? Lassen sie sich einer bestimmten literarischen Strömung zuordnen? Um diese Frage zu klären, kann man für viele Deutsche Gesellschaften auf die Sitzungsprotokolle zurückgreifen, die die Redebeiträge und Diskussionen verzeichnen. Für die an den kursächsischen Gymnasien agierenden Sozietäten fehlt derart dichtes Quellenmaterial, sodass man sich dem Sitzungsgeschehen von zwei Seiten nähern muss, um wenigstens einige Einblicke zu erhalten. Zum einen sind dies die normativen Quellen, die für Annaberg und Schulpforta, fragmentarisch auch für Chemnitz erhalten sind. Aus ihnen geht hervor, dass nach dem Muster anderer Deutscher Gesellschaften etwa in Annaberg *wöchentlich [...] eine Arbeit von je einem Mitgliede zu liefern*⁸⁷ sei, die von den versammelten Mitgliedern beurteilt und vom Autor in eine verbesserte Form gebracht werden sollten. Ähnliches war für Schulpforta vorgesehen, wo allerdings gleich zwei der fünf Mitglieder wöchentlich etwas ausarbeiten und der Kritik unterwerfen sollten.⁸⁸

Thema und Gattung der einzureichenden Arbeiten stellten die Gesetze in Annaberg und Schulpforta ihren Mitgliedern frei,⁸⁹ während Hager seine Schüler dazu anhielt, die Sitzungen zum Übersetzen lateinischer Klassiker zu nutzen und sich dabei *rein und richtig, eben so schön und nachdrücklich und eben so sinnreich und reizend auszudrücken*.⁹⁰ Auch in Annaberg und Schulpforta genoss das Übersetzen eine Sonderstellung; so limitierten die Annaberger Regelungen die übersetzungsfähigen Sprachen auf Griechisch, Latein und Französisch,⁹¹ während der Freundeskreis an der Landesschule Pforta Übersetzungen nur dann zuließ, wenn alle Mitglieder sich zuvor für kritikfähig erklärt hatten⁹² – was andere Fremdsprachen als die drei in Annaberg genannten ebenso ausgeschlossen haben dürfte. Die Übersetzungstätigkeit, die auch in vielen anderen Deutschen Gesellschaften breiten Raum einnahm, wurde dabei nicht nur als Weg zur Einübung in einen guten deutschen Stil gesehen, sondern auch als Weg, um zu anderen Literatursprachen aufzuschließen.⁹³ Mit der Wahl der Sprache hatten

⁸⁷ Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *. Einen wöchentlichen Rhythmus nennen auch HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.; und § 3 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 54.

⁸⁸ Vgl. § 5 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 55.

⁸⁹ Vgl. Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *; § 5 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 55.

⁹⁰ HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

⁹¹ Vgl. Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *.

⁹² Vgl. § 5 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 55.

⁹³ Vgl. zur Übersetzungstätigkeit ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 313-316. Auch dort ist zu beobachten, dass die drei ‚klassischen‘ Fremdsprachen über 90 Prozent der Übersetzungstätigkeit ausmachten.

die Gesetze zugleich die Übersetzungstätigkeit gelenkt; ein *bewährter lateinischer Schriftsteller*⁹⁴ sollte es in Chemnitz sein. Ob die Öffnung zum Französischen mit einer Hinwendung zu modernen Autoren einherging oder sich auf die kanonisierten Autoren der Ära Ludwigs XIV. bezog, lässt sich nicht klären.

Die in Schulpforta und vor allem Annaberg angeführten Autoritäten lassen allerdings einige Rückschlüsse auf die literarische Orientierung unter den deutschen Autoren zu. An erster Stelle ist natürlich Gottsched zu behandeln, der in weiten Teilen der Forschung noch heute als *spiritus rector* der Sozietätsbewegung Deutsche Gesellschaften gilt.⁹⁵ Zumindest für Chemnitz, wo der Gründer Hager in Kontakt zu Gottsched stand, scheint dies zuzutreffen, wird dessen Redekunst doch ausdrücklich in Hagers Einladungsschrift als Autorität genannt.⁹⁶ Ähnlich wollen die Statuten in Schulpforta in Rechtschreibfragen *des Hrn. Professor Gottscheds Art zum Grunde geleyet*⁹⁷ wissen. Damit freilich war Gottsched bei Weitem nicht als literarische Autorität etabliert, selbst in Chemnitz musste er sich diesen Rang mit antiken Klassikern wie Cicero, Quintilian oder Plinius teilen. In Annaberg fanden seine Schriften sich 1764 gar nicht mehr im Kanon verankert,⁹⁸ wohl aber die des von ihm so vehement abgelehnten Klopstock. Dieser Katalog, der die prominentesten Schriftsteller dieser Zeit vereinigte, mag dazu verleiten, sie als jugendliche literarische Avantgarde anzusehen. Dagegen spricht jedoch nicht nur ihre geringe dichterische Erfahrung, sondern auch die Bevorzugung konservativer Textgattungen. Aller grundsätzlichen Wahlfreiheit ungeachtet, finden zwei Gattungen eingehendere Behandlung. Dass die bereits erwähnten Übersetzungen klassischer Autoren wenig Spielraum für Innovationen boten, liegt auf der Hand. Bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts standen die sogenannten Gelegenheitsgedichte in der Kritik,⁹⁹ in den Deutschen Gesellschaften in Annaberg, Chemnitz und Schulpforta dagegen geradezu im Zentrum ihrer Bestrebungen, knüpften diese Gedichte doch nahezu bruchlos an den überkommenen Brauch der Valediktionen an. Entsprechend waren beim Abgang eines Mitglieds in allen drei Gesellschaften Abschiedsgedichte beziehungsweise -reden vorgesehen,¹⁰⁰ auch bei vielen anderen *vorfal-*

⁹⁴ HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

⁹⁵ Vgl. zur Genese und Kritik dieses Urteils ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 364-380.

⁹⁶ Vgl. HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P., Anm. (b).

⁹⁷ Vgl. § 6 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 55. Erst acht Jahre später erschien JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED, Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst, Leipzig 1748.

⁹⁸ Vgl. Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *: *Damit man Schriftsteller habe, auf die man sich in zweifelhaften Fällen berufen kann, so können die Schriften von Gellert, Cramer, Klopstock, Johann Adolf Schlegel, Mosheim, auch von Cronęk, Kleist, Jerusalem und andere berühmte Schriften als Muster gebraucht werden.*

⁹⁹ Vgl. zu diesem Themenkomplex WULF SEGEBRECHT, Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik, Stuttgart 1977; RUDOLF DRUX, Gelegenheitsgedicht, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 3, Tübingen 1996, Sp. 653-667; STEFANIE STOCKHORST, Gelegenheitsdichtung, in: Friedrich Jaeger (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 4, Stuttgart 2006, Sp. 354-362.

¹⁰⁰ Vgl. Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg (wie Anm. 12), S. 21, Anm. * Fortsetzung; §§ 11 und 12 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, Die Pflege der deutschen Poesie (wie Anm. 10), S. 55; HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

*lenden fröhlichen Gelegenheiten*¹⁰¹ sollten die Mitglieder schriftliche Glückwünsche abstatten.¹⁰² Mit diesen Regelungen standen die gymnasialen Deutschen Gesellschaften in Kursachsen völlig im Einklang mit anderen Gesellschaften dieses Typus.¹⁰³ Kasualgedichte als massenhaft und qualitativ minderwertig abzukanzeln, verkennt ihren Charakter als ein bevorzugtes Medium gelehrt-literarischer Kommunikation in der Frühen Neuzeit. Ein routinierter Verfasser von Gelegenheitspoesie konnte mit ihrer Hilfe Anerkennung einheimen sowie Netzwerke aufbauen und pflegen, die über den gelehrten und privaten Rahmen hinaus sein Fortkommen und seine Reputation beförderten. Einer Sozietätsbewegung, die dem gelehrten Stand insgesamt zu größerem Ansehen verhelfen wollte, mussten diese gut erlernbaren und mit geringem Aufwand produzierbaren Texte als ideales Medium eines weltläufigeren Gelehrtentums erscheinen.

Mit diesen Beobachtungen in den Statuten ist freilich nur die normative Seite des gesellschaftlichen Lebens abgebildet, und die Frage bleibt offen, welche dieser Regeln überhaupt Anwendung fanden. Sieht man von der werbenden Schrift Johann Georg Hagers ab,¹⁰⁴ verengt sich die dafür bereitstehende Quellenbasis auf einen Band mit Werken der Gesellschaft in Schulpforta, in dem 38 Werke dieser Gesellschaft eingetragen wurden. Schriftliche Dokumentation zur späteren Nachvollziehbarkeit war statutarisch dort wie in Annaberg und vielen anderen Deutschen Gesellschaften festgelegt.¹⁰⁵ Die Kompaktheit der Überlieferung mit Werken über den gesamten Zeitraum des Bestehens der Gesellschaft hinweg spricht dafür, hier die kompletten Schriften versammelt zu sehen, auch wenn dies bedeutet, dass die statutarische Zahl von zwei Ausarbeitungen pro Woche nicht erreicht wurde. Überdies fällt auf, dass die Zahl der eingereichten Arbeiten zwischen den fünf Mitgliedern von elf Werken aus der Feder Johann Adolf Schlegels zu dreien Johann David von Dörings reicht;¹⁰⁶ ob diese Schwankung tatsächliche Ungleichgewichte der Textproduktion abbildet oder darauf hinweist, dass nur für würdig befundene Ausarbeitungen in den Sammelband eingegangen, muss offenbleiben. Erkennbar aber ist, dass sich einerseits zwischen den fünf Mitgliedern die Textproduktion unterschied, andererseits aber alle Mitglieder sich an ihr beteiligten.

¹⁰¹ § 10 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 55.

¹⁰² So in Annaberg auch zum Namenstag des Superintendenten oder des Rektors. – Vgl. Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, *Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg* (wie Anm. 12), S. 21, Anm. * Fortsetzung.

¹⁰³ Vgl. ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 327–330.

¹⁰⁴ HAGER, *Zuverlässige Nachricht* (wie Anm. 16), o. P.

¹⁰⁵ Vgl. § 5 der Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 55; Statuten der Deutschen Gesellschaft in Annaberg, zit. nach SPIESS, *Unterrichtsweise des Lyceums zu Annaberg* (wie Anm. 12), S. 20, Anm. *. Infolge dieser Regelung entstand in Annaberg ein 300 Seiten starker Folioband, der heute verloren ist. Vgl. zum Publikationsverhalten dieser Sozietäten allgemein ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 341–356.

¹⁰⁶ Neun Arbeiten lieferte Christian Friedrich Krause, acht Friedrich August von Linsingen und sechs Carl Friedrich Wilhelm Vitzthum von Eckstädt, während eine Vergilübersetzung ohne Autorenangabe ist und möglicherweise in Gemeinschaftsarbeit entstand. Verspätete oder ausbleibende Arbeiten der Mitglieder kamen in den Deutschen Gesellschaften ebenso häufig vor wie starke Ungleichgewichte in der Zahl der eingereichten Arbeiten pro Mitglied. – Vgl. ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 296–299.

Abgebildet findet sich in den verschriftlichten Werken die schon in den Statuten aufscheinende Betonung von Gelegenheitsarbeiten; dreizehn Schriften sind erkennbar¹⁰⁷ Geburts-, Namenstagen, Abschieden und anderen Anlässen vor allem aus dem Leben der Mitglieder zuzuordnen. Während diese eher dazu dienten, den inneren Zusammenhalt der Gesellschaft zu stärken, adressierten einzelne Arbeiten auch chancenreiche Mitschüler.¹⁰⁸ Dem Ziel, sich zum eigenen Fortkommen in Erinnerung zu bringen, waren auch andere Schriften verpflichtet; obwohl beispielsweise die Abhandlung von Christian Friedrich Krause, *Von der Schwierigkeit, den guten Geschmack in der Muttersprache bei den Deutschen einzuführen*, vordergründig einen Gegenstand aus der Ästhetik zum Thema nimmt, finden sich in ihm ausgedehnte Lobreden auf das augusteische Sachsen, das einem neuen *Siècle de Louis XIV* entgegensehe.¹⁰⁹

Ebenso präsent waren die in den Statuten angesprochenen Übersetzungen; angesichts der Regel, dass alle Mitglieder dazu die sprachliche Kompetenz aufbringen mussten, überrascht es nicht, mit Cicero, Vergil, Plinius dem Jüngeren, Lucian, Livius und Sallust ausschließlich lateinische Autoren unten den acht Übersetzungen vertreten zu finden. Da die Statuten von strengeren Festlegungen zu Gattungen und Themen absahen, enthält der Band aus Schulpforta, abgesehen von den Übersetzungen, neun Arbeiten in Prosa gegen 21 in gebundener Sprache. Neben den Gelegenheitsgedichten handelt es sich, ganz dem Selbstverständnis des Freundeskreises verpflichtet, um anakreontische Lyrik.¹¹⁰ Wie bei der Pflege der Kasualpoesie, folgte man bei der Schäferpoesie jahrhundertealten, bis in die griechisch-römische Antike zurückreichenden Traditionen.¹¹¹ Ihre erneute Konjunktur verdankten sie nicht zuletzt den 1733 erschienenen Anacreon-Übersetzungen Gottscheds, die dieser in den von Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft Leipzig herausgegebenen *Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit* publizierte.¹¹² Mit dem Aufgreifen dieser Strömung noch vor dem Erscheinen der Schäferdichtungen Johann Wilhelm Ludwig Gleims oder Johann Peter Uz' standen die Portenser Schüler also durchaus auf der Höhe des literarischen Geschehens.

¹⁰⁷ Es ist davon auszugehen, dass weitere Werke aus einem in den Quellen nicht mehr erkennbaren Anlass entstanden.

¹⁰⁸ Überliefert ist ein Abschiedsgedicht auf den späteren Oberhofgerichtsassistenten Georg Erasmus von Brand, der Schulpforta am 17. März 1740 verließ. Das Gedicht von Friedrich Wilhelm Vitzthum von Eckstädt, An Johann Elias Schlegel, den nach seinem Aufenthalt in Schulpforta um 1740 in Leipzig studierenden Bruder Johann Adolf Schlegels, dürfte dagegen eher dem gesellschaftlichen Zusammenhalt gedient haben. Vgl. für beide Werke Archiv der Landesschule Pforta, Portensia 132.

¹⁰⁹ *Sachsen erblicket also in seinem eigenen Schoose, was andere Länder und Königreiche nur in todten Schriften, oder von weiten an Frankreich bisher bewundert haben.* – Christian Friedrich Krause, *Von der Schwierigkeit, den guten Geschmack in der Muttersprache bei den Deutschen einzuführen*, zit. nach PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 56.

¹¹⁰ Vgl. das Abschlussgedicht zu den Statuten der Deutschen Gesellschaft in Schulpforta, zit. nach: PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 55: *Denn unsre Freundschaft ist der Schäferfreundschaft gleich.*

¹¹¹ Vgl. GUNTER E. GRIMM, *Antikerezeption am Beispiel anakreontischer Musen-Gedichte*, in: Manfred Beetz/Hans-Joachim Kertscher (Hg.), *Anakreontische Aufklärung* (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 28), Tübingen 2005, S. 33-46.

¹¹² JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED, *Versuch einer Übersetzung Anacreons in reimlose Verse*, in: *Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, hrsg. von Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, Fünftes Stück, Leipzig 1733, S. 160-162.

Einer wie auch immer gearteten literarischen Avantgarde sind sie freilich nicht zuzurechnen. Schon das geringe Alter der in diesem Zirkel versammelten Schüler legt nahe, in den protokollierten Arbeiten keine poetischen Meisterwerke zu vermuten.¹¹³ Gedruckte Publikationen scheinen aus ihrer Mitte nicht hervorgegangen zu sein. Selbst der später zu dichterischem Ruhm gelangte Johann Adolf Schlegel tat sich dort zwar durch literarische Produktivität hervor, scheint ihrer aber später nicht mehr gedacht zu haben.¹¹⁴ Dass Klopstock ihr nicht beitrug, dürfte indes weniger ihrem dichterischen Niveau geschuldet sein; zum Zeitpunkt der Gesellschaftsgründung war er erst fünfzehn Jahre alt und gerade frisch eingeschrieben,¹¹⁵ dürfte also keinen Anschluss an die wesentlich ‚reiferen‘ Jahrgänge in der Deutschen Gesellschaft gefunden haben. Es geht jedenfalls am Sinn der gesellschaftlichen Werke vorbei, sie mit der Elle der ‚hohen‘ Literatur zu messen. Der bestand weit eher darin, die Schüler auf die gelehrte-literarische Textproduktion, die sie an den Hochschulen und im späteren Leben erwartete, vorzubereiten. Meisterwerke wurden von Lehrlingen nicht erwartet.

V. Das Ende der Gesellschaften

Offensichtlich hat der Freundeskreis in Schulpforta darauf verzichtet, seine Reihen zu ergänzen – Eintrittsreden sind ebenso wenig überliefert wie Beiträge mit einem anderen Verfassernamen als dem der fünf Gründungsmitglieder. Da diese von Anfang an zu den beiden oberen Schulklassen zu rechnen waren, war ein spürbarer Mitglieder-schwund schon im Gründungsjahr vorprogrammiert und trat mit zwei Abgängen auch ein.¹¹⁶ Die fast halbierte Gesellschaft scheint schon in den ersten Monaten des Jahres 1741 auseinandergegangen zu sein; nur zwei Werke lassen sich auf dieses Jahr datieren, in dem auch die verbliebenen Mitglieder die Landesschule verließen.¹¹⁷ Der Verzicht auf rechtzeitige Ergänzungen zeigt, dass ein Fortbestehen der Gesellschaft über die eigene Schulzeit hinaus in den Reihen der Mitglieder eine zu geringe Priorität genoss. Ob es Reibereien mit ihrem Umfeld, interne Schwierigkeiten oder der Wunsch eines Freundeskreises nach Abgeschlossenheit waren, lässt sich nicht einschätzen; die hochgesteckten Ziele und die auf Institutionalisierung angelegten Statuten vermochten ein baldiges Verschwinden der Gesellschaft jedenfalls nicht zu verhindern. Letztlich

¹¹³ Vgl. die ähnlich lautende Einschätzung bei PETER, *Die Pflege der deutschen Poesie* (wie Anm. 10), S. 55. Vgl. zur Qualität der Arbeiten der Deutschen Gesellschaften allgemein ERB, *Die Deutschen Gesellschaften* (wie Anm. 5), S. 318-323.

¹¹⁴ Obwohl in seinem Nekrolog zahlreiche und wohlwollende Reminiszenzen aus seiner Erinnerung an Schulpforta auftauchen, fehlt die Deutsche Gesellschaft gänzlich. – Vgl. seinen Nekrolog in: FRIEDRICH SCHLICHTEGROLL (Hg.), *Nekrolog auf das Jahr 1793*, Bd. 1, Gotha 1794, S. 72-75.

¹¹⁵ Klopstock immatrikulierte sich am 6. November 1739. – Vgl. HOFFMANN, *Pförtner Stammbuch* (wie Anm. 77), S. 230.

¹¹⁶ Friedrich August von Linsingen verließ das Gymnasium und die Gesellschaft am 25. November 1740, Carl Friedrich Wilhelm Vitzthum von Eckstädt am 6. Dezember 1740. Vgl. ebd., S. 223 und 226.

¹¹⁷ Johann David von Döring verließ das Gymnasium und die Gesellschaft am 12. April 1741, Johann Adolf Schlegel am 1. Juni 1741, Christian Friedrich Krause am 25. September 1741. – Vgl. ebd., S. 223 f. Dass für keinen der Genannten Abschiedsreden überliefert sind, deutet ebenfalls auf ein Auseinandergehen der Gesellschaft in den ersten Monaten dieses Jahres hin.

dürfte es sich dabei auch gerächt haben, dass eine nur aus Schülern der oberen Klassen bestehende Gesellschaft von vornherein einer hohen Fluktuation ausgesetzt war, ohne über stabilisierende Elemente zu verfügen.

Als solche konnten die Lehrer gelten, die in Annaberg, Chemnitz und Meißen den Deutschen Gesellschaften vorstanden und über den steten Wechsel der Mitgliedschaft hinweg für eine kontinuierliche gesellschaftliche Tätigkeit hätten sorgen können. Davon kann im Fall Johann Georg Hagers die Rede sein, der 1755 auf zwölf Jahre Gesellschaftsgeschichte zurückblicken konnte und zugleich mit einer Werbeschrift für die Gesellschaft auf weitere Jahre hinarbeitete.¹¹⁸ Ob er sie länger, vielleicht sogar bis zu seinem Tod im Jahre 1777 weiterführen konnte, muss ebenso offenbleiben wie die Dauer, die Gottlebers Gründung in Annaberg beschieden war. Wahrscheinlich dürfte sie mit seiner Beförderung zum Leiter der Fürstenschule Meißen 1771 aufgehört haben. In St. Afra hingegen ist nur das Ende der Sozietät fassbar, dessen Ursache in den Querelen zwischen Weiße und seinem neuen Rektor Johann Uhlisch liegt. Die Deutsche Gesellschaft war dabei keineswegs der größte Stein des Anstoßes und fand sich auf der Liste der Gravamina erst unter Punkt 7; dort galt sie als Einzelbeispiel dafür, wie schädlich der eingerissene Brauch war, dass Lehrer *einige Alumnos in ihre Häuser kommen ließen; woraus Unordnungen und factiones entstünden*.¹¹⁹ Im gleichen Kontext warf Uhlisch seinem Tertius vor, ein *Liebhaber von der deutschen Micheley*¹²⁰ zu sein. Den Äußerungen Weißes zufolge ging es in diesem Streit um die Bestrebungen Uhlischs, *die alte Logik, Rhetorik und Philosophie in der Landschule wieder einzuführen*,¹²¹ was Auseinandersetzungen mit mehreren Mitgliedern des Lehrkörpers nach sich zog. Die Stärkung des muttersprachlichen Unterrichtens, noch dazu am Rande des regulären Lehrbetriebs, gehörte zu einem ganzen Katalog von Neuerungen an der Fürstenschule, der seit dem Amtsantritt Uhlischs in der Kritik stand. Glaubt man den Anschuldigungen Uhlischs, so endeten die Zusammenkünfte der Meißener Deutschen Gesellschaft infolge dieser Querelen.¹²² Exemplarisch zeigen die Vorkommnisse in Meißen aber in jedem Fall, dass aus Sicht einer Deutschen Gesellschaft Lehrer als Leiter einer Gesellschaft nicht nur Chancen im Hinblick auf eine kontinuierliche Entwicklung boten, sondern auch Risiken, als Sozietät mit diesem Lehrer in dessen persönliche Auseinandersetzungen verwickelt zu werden.¹²³

¹¹⁸ Vgl. HAGER, Zuverlässige Nachricht (wie Anm. 16), o. P.

¹¹⁹ Vgl. Christian Friedrich Weiße an den Rektor der Fürstenschule, 5. April 1752, HStA Dresden, 10112 Landesschule Meißen, Nr. 1900, o. P.

¹²⁰ Schreiben Johann Uhlischs, Rektor der Fürstenschule Meißen vom 13. Juli 1752, ebd., fol. 71.

¹²¹ Vgl. Christian Friedrich Weiße an den Rektor der Fürstenschule, 5. April 1752, ebd., o. P.

¹²² Vgl. das Schreiben von Johann Uhlisch, Rektor der Fürstenschule Meißen vom 13. Juli 1752, ebd., fol. 74: *und ist die unter dem praesidio Hrn. M. Weißens aufgerichtete deutsche Gesellschaft, die aber nunmehr aufgehört, Beweises genug*.

¹²³ Vgl. dazu am Beispiel Göttingen ERB, Die Deutschen Gesellschaften (wie Anm. 5), S. 448 f.; am Beispiel eines vermutlich ähnlich gelagerten Konflikts am Gymnasium in Stettin DERS., „Dem Gymnasio mehr schädlich, als nützlich gewesen“? – Die „Redner- und Dichtergesellschaft zu Stettin“ (1751–1753), in: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte 142/NF 96 (2010), S. 67–80.

VI. Zusammenfassung

Weite Teile der traditionellen Schulgeschichtsschreibung haben – ausgehend vom preußischen Modell – vor allem den Staat als treibende Kraft einer Modernisierung des Schulalltags angesehen. Eine solche Sichtweise fokussiert sich indes auf das späte 18. Jahrhundert¹²⁴ und blendet das Wirken zahlreicher nichtstaatlicher Akteure insbesondere der Frühaufklärung aus. Thomas Töpfer hat demgegenüber in seiner Studie über städtische Schulen im frühneuzeitlichen Kursachsen hervorgehoben, dass Veränderungen und Reformen im 18. Jahrhundert wesentlich früher auszumachen sind und weniger auf Initiativen der Landesobrigkeit zurückgeführt werden können denn auf eine Pluralität regionaler, lokaler und geistlicher Autoritäten.¹²⁵ In diesen Kontext dürfen die Deutschen Gesellschaften eingeordnet werden. Dass sie nur von vorübergehender Dauer blieben, hat sie weit an den Rand der Wahrnehmbarkeit sowohl in der schul- als auch der sozietätsgeschichtlichen Forschung gedrängt. Doch trotz der eher dürftigen Quellenlage wird erkennbar, dass diese durchaus eine Rolle im schulischen Leben spielten und als eine Reformbewegung des Gelehrtenstandes der Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur auch an den Gymnasien Kursachsens Auftrieb gegeben haben. Dass sich dieses Geschehen außerhalb des Stundenplans abspielte, grenzt sie überhaupt nicht aus der Schulgeschichte aus, sondern zeigt, dass sich die Modernisierung des kursächsischen Schulwesens auf vielen Ebenen vollzog und viele Väter hatte – zu diesen gehörten zuweilen auch die Schüler.

Ähnliches gilt für die Geschichte aufgeklärter Gesellschaften, insbesondere den Deutschen Gesellschaften. Dass diese Sozietätsbewegung über den gesamten Zeitraum ihres Bestehens wesentlich breiter aufgestellt war, bestätigt sich selbst dann, wenn zahlreiche Daten etwa zur Mitgliedschaft und zur literarischen Produktion für die Gründungen an den kursächsischen Gymnasien nicht vorliegen. Deutlich wird auch, dass diese sich als einen Teil dieser Sozietätsbewegung verstanden und ihr auch tatsächlich zuzurechnen sind. Schon ihrer Genese nach, die sich nach Etablierung der Sozietätsbewegung an den Universitäten des mitteldeutschen Raums vollzog und zumeist von Mitgliedern oder zumindest Beobachtern der Deutschen Gesellschaften ausging, können sie als deren Ableger angesehen werden. Durch ihre Ansiedelung an den Gymnasien überschritten sie zwar die Grenzen der universitären, verblieben aber in der gelehrten Welt. In einer vom Gebrauch des Lateins geprägten Unterrichtslandschaft die Pflege der deutschen Sprache und Literatur durch Vortrag und Kritik zu betreiben, war zentrales Anliegen dieser Sozietäten an Universitäten wie Gymnasien. Die dortigen Gründungen setzten auf die Organisationsformen ihrer universitären Vorgänger auf und übernahmen häufig deren Regelwerke ebenso wie die Mitgliederstruktur, die sich aus einem Mitglied des Lehrkörpers und einem Kreis von Schülern beziehungsweise Studenten zusammensetzte. Dass wie in Schulpforta sich Gesellschaften als reine Schülerzirkel konstituierten, war an den Universitäten zwar selten, aber keineswegs ausgeschlossen. Von dort ‚erbt‘ die gymnasialen Sozietäten aber auch die häufig unsichere institutionelle Verortung. Einen Platz im regulären Stundenplan konnten ihre Aktivitäten trotz des teils hohen Rangs ihrer Protagonisten im Lehrkörper nicht erreichen; ihren Vorgängern und Vorbildern gleich, blieben sie fast völlig an Personenkonstellationen gebunden, deren Ende wohl meistens das Ende der Gesellschaft bedeutete. Als Pioniere dieser Sozietätsbewegungen können die Deutschen Gesellschaften an den kursächsischen Gymnasien also kaum gelten – dass sie als Multiplikatoren freilich eine wichtige Rolle spielten, dürften selbst die spärlichen Quellen gezeigt haben.

¹²⁴ Vgl. für Sachsen ERNST SCHWABE, Beiträge zur Geschichte des sächsischen Gelehrten-schulwesens von 1760 bis 1820, Leipzig 1909.

¹²⁵ Vgl. TÖPFER, „Freyheit“ der Kinder (wie Anm. 9), S. 21.

Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden

Bericht für das Jahr 2020

von
ENNO BÜNZ

Das Jahr 2020 wird als das bislang schwierigste und denkwürdigste Jahr in die Geschichte des ISGV eingehen. Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat 2020 „Corona-Pandemie“ zum Wort des Jahres gekürt. Zugleich wurde „Lockdown“ zum Anglizismus des Jahres erklärt. Beide Begriffe beschreiben die entscheidenden Probleme, die die Tätigkeit des ISGV 2020 überschattet, geprägt und auch beeinträchtigt haben. Beide Begriffe stehen aber auch für eine Krise, die künftig nicht nur im ISGV, sondern in Sachsen, Deutschland und der Welt zur kollektiven Erinnerung gehören wird.

Von der Berichterstattung wissenschaftlicher Einrichtungen wird zu Recht eine gewisse Nüchternheit und Sachlichkeit erwartet, die am Beginn dieses Tätigkeitsberichts aber zunächst etwas hintangestellt werden muss. Das vergangene Arbeitsjahr war spätestens seit dem ersten Lockdown Mitte März 2020 für Direktorium, Bereichsleitungen und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine außerordentliche Herausforderung. Zwar war das Institut direkt nur mit wenigen Covid-Fällen konfrontiert, aber sämtliche Arbeiten und Planungen standen unter dem Leitgedanken, für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den größtmöglichen Schutz vor der Pandemie zu garantieren, zugleich aber die Arbeitsfähigkeit des Instituts soweit nur möglich, aufrechtzuerhalten. Dies erforderte vom ersten Tag des Lockdowns an nicht nur ständige Absprachen und Planungen, sondern auch eine stete Beschäftigung mit den pandemiebedingten Reglements der Staatsregierung beziehungsweise des SMWK und der TU Dresden, in deren Räumen das ISGV untergebracht ist.

Nach den ersten beiden Monaten mit normalen Arbeitsbedingungen hat sich der Institutsalltag vom ersten Lockdown im März 2020 bis zum zweiten Lockdown im Dezember nachhaltig verändert. Dabei waren im Frühjahr die Institutsräume zeitweilig überhaupt nur noch für wenige Mitarbeiter mit Zugangsberechtigung nutzbar, konnten den größeren Teil des Jahres dann aber durch genaues Raum- und Personalmanagement für alle Mitarbeiter zumindest in wechselnder, reduzierter Präsenz geöffnet werden.

Die Arbeitsabläufe und Kommunikationsformen haben sich vom Direktorium über die Bereiche bis hin zu den Arbeitsgruppen gemeinsamer Vorhaben und von Drittmittelprojekten nachhaltig verändert. Videokonferenzen sind zur Normalform der Kommunikation geworden. Hier haben sich, um einmal etwas Positives anzumerken, Lernerfahrungen eingestellt, die sich auch künftig nutzen lassen werden. Angesichts der wiederholten Appelle, das Homeoffice zu nutzen und persönliche Kontakte zu meiden, ist es seit Beginn der Pandemie Grundlinie der Institutsleitung, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern freizustellen, im Homeoffice zu arbeiten. Anfängliche Schwierigkeiten, die sich der Heimarbeit durch die eingeschränkte Zugänglichkeit von Projektdatenbanken oder unzureichende EDV-Ausstattung in den Weg stellten, konnten mit Hilfe unserer Mitarbeiter in der EDV/Technik weitgehend überwunden werden. Es bedarf keines Hinweises, dass die Arbeit im Homeoffice nicht für alle

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter optimal ist, sei es aufgrund der häuslichen Möglichkeiten und familiären Rahmenbedingungen oder aufgrund des verständlichen Bedürfnisses, nicht den ganzen Tag in Klausur arbeiten zu wollen. Die eingeschränkten Präsenzmöglichkeiten im Institut, die dank der ständigen Organisationsarbeit der Verwaltung gewährleistet werden konnten, boten deshalb etlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern willkommene Gelegenheit, zumindest zeitweilig im vertrauten Arbeitsumfeld tätig sein zu können. Dass es nebenher für alle im ISGV zwingend war, auch den Alltag unter den Einschränkungen der Pandemie zu bewältigen, sei zumindest angemerkt. Nicht selten galt es, die Arbeit im Homeoffice zu gestalten, obwohl gleichzeitig auch die Kinderbetreuung angesichts geschlossener Kitas und Schulen zu organisieren war. Die Hilfskräfte des ISGV mussten sich nicht nur auf neue Arbeitsabläufe im ISGV einstellen, sondern gleichzeitig die Herausforderungen eines digitalen Lehrangebots im Studium bewältigen. Neben solchen konkreten Schwierigkeiten muss man auch deutlich hervorheben, dass die Pandemie auf allen Ebenen zu Einschränkungen führte, weil die persönliche Begegnung und Kommunikation nur sehr eingeschränkt möglich war, und damit im Grunde seit März 2020 bislang selbstverständliche Formen des Austauschs und gegenseitiger Motivation fehlen. Dies wurde besonders schmerzlich deutlich, als die geplante Institutsexkursion zur Sächsischen Landesausstellung in Zwickau ausfallen musste, ebenso das gewohnte Grillfest am Ende des Sommersemesters und die Weihnachtsfeier, mit der das Arbeitsjahr des ISGV traditionell endet. Der Verzicht auf viele wissenschaftliche Aktivitäten wie Vortrags- einladungen, Tagungsbesuche und Beratungstätigkeiten, durch die die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts ansonsten wissenschaftlich vernetzt sind, kam hinzu.

Nicht nur die Rahmenbedingungen des Lebens und Arbeitens im Institut haben sich gravierend verändert, sondern die Pandemie hat sich auch nachhaltig auf die inhaltliche Arbeit des ISGV ausgewirkt. Bereits im März war klar, dass sich das dichte Veranstaltungsprogramm 2020 nicht würde durchführen lassen. Mit wenigen Ausnahmen mussten deshalb die geplanten Workshops und Tagungen auf das kommende Jahr verschoben werden, was vielfältige organisatorische Maßnahmen nötig machte, um die Veranstaltungsorte und die Referenten für die neuen Termine zu sichern. Auswirkungen auf die wissenschaftlichen Projekte hatte die Pandemie auch in anderer Hinsicht. Archive und Bibliotheken waren den größten Teil des Jahres gar nicht oder nur eingeschränkt zugänglich. Mit Hilfe der Bibliothek des ISGV und der Fernleihe konnte manches kompensiert werden. Auch Reisen, um Interviews für laufende Projekte durchzuführen, waren im Berichtsjahr nur sehr eingeschränkt möglich. Selbst die szenische Lesung zum Thema „Grenzen“ im Rahmen des Forschungsprojektes „Kontaktzonen. Kulturelle Praktiken im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum“ musste im Herbst 2020 abgesagt werden.

Gleichwohl ist festzuhalten, dass trotz der beschriebenen Einschränkungen und Behinderungen in den Arbeits- und Forschungsbedingungen die laufenden Forschungsprojekte des ISGV gut vorangekommen sind, wenn auch nicht alle in dem ursprünglich geplanten Tempo. Abstriche mussten immer wieder gemacht werden. Umso mehr gebührt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern höchste Anerkennung, dass sie ungeachtet vielfältiger Einschränkungen, Umstellungen und Belastungen die Arbeit an ihren Vorhaben erfolgreich fortgesetzt haben. Dies ist wohl die wichtigste Feststellung im Rückblick auf das verflossene Arbeitsjahr!

Der Tätigkeitsbericht 2020 weist vier Gemeinsame Vorhaben, 15 Projekte des Bereichs Geschichte und 17 des Bereichs Volkskunde, aber auch mehrere Tagungen sowie zahlreiche Druck- und Internetpublikationen aus. Von den Gemeinsamen Vorhaben ist das Digitale Medienarchiv hervorzuheben, weil dieses sich der Herausforderung stellt, die verschiedenen Materialien aus mehr als 20 Jahren Institutsarbeit zu erfassen

und nachhaltig zu archivieren. Das drittmittelfinanzierte Projekt über Kinokultur in Dresden vor und nach 1918 ist Ende des Jahres ausgelaufen und hat seine Arbeitsergebnisse in Form einer im Internet abrufbaren Datenbank und einer interaktiven Karte sowie eines Tagungsbandes in der Reihe „ISGV digital“ vorgelegt.

In den Bereichen Geschichte und Volkskunde wurden die etablierten Langzeitprojekte wie Sächsische Biografie, Editionsprojekte, Lebensgeschichtliches Archiv und Visuelle Quellen zur Volkskultur in Sachsen in bewährter Weise fortgeführt. Neu begonnen wurden im Bereich Geschichte Forschungsvorhaben zur Landes- und Stadtchronistik, über Stadtschreiber in Spätmittelalter und Früher Neuzeit sowie über Vorstellungen von Heimat im 20. Jahrhundert. Im Bereich Volkskunde wurden Forschungsvorhaben über das Problem der Umbruchserfahrungen (nach 1989), die Reflexionen von Auslandsdeutschen über ihre Auswanderung aus Sachsen im 20. Jahrhundert und über die Frage nach aktuellen Vorstellungen von Demokratie in Sachsen fortgeführt, um nur einige besonders sichtbare Akzente zu benennen. So unterschiedlich diese Vorhaben auch zeitlich und methodisch angelegt sind, kann man doch hervorheben, dass damit aus wechselnden Perspektiven aktuelle Fragen von regionaler Identität, Heimatbewusstsein und Wahrnehmung historischer Umbrüche reflektiert werden.

Obwohl das ISGV mit dem Doppelhaushalt 2019/20 seit Langem erstmals wieder ‚ausfinanziert‘ war, spielte die Einwerbung von Drittmitteln eine wichtige Rolle. Hier ist neben dem Gemeinsamen Vorhaben zur Kinokultur in Dresden vor allem auf den Bereich Volkskunde zu verweisen, wo mit Drittmitteln der Nachlass Adolf Spamer erschlossen und digitalisiert wurde, unter dem Titel „Bildsehen // Bildhandeln“ Forschungen über den großen Bildbestand der Freiburger Fotofreunde angelaufen sind und ein weiteres Projekt („Soziales Erbe“) sich mit postsozialistischen Vereinigungen ehemaliger DDR-Betriebskollektive befasst hat. Hervorzuheben ist auch, dass im Bereich Volkskunde im Rahmen des „Fulbright Programms“ weiterhin eine amerikanische Gastwissenschaftlerin im ISGV tätig war. Dies gehört zu den zahlreichen Kooperationen, die verdeutlichen, dass das ISGV nicht nur in Sachsen und Mitteldeutschland, sondern in Deutschland und darüber hinaus eine angesehene Forschungseinrichtung geworden ist.

In der wissenschaftlichen Öffentlichkeit ist das ISGV mit seinen zahlreichen Publikationsreihen und -formaten bestens etabliert. Bei den Publikationen sind die Printveröffentlichungen der Buchreihen und Zeitschriften nach wie vor eine wichtige Säule der Institutsarbeit und -außenwirkung, aber daneben spielen digitale Publikationen zunehmend eine Rolle, die zum Teil auch als barrierefreie Online-Publikationen herausgebracht werden. Im Berichtsjahr sind erschienen: fünf Bände der Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, zwei Bände Bausteine aus dem ISGV, ein Sonderband der Reihe „Spurensuche“, ein Band der Reihe „ISGV digital“ sowie das Neue Archiv für sächsische Geschichte und das Jahrbuch Volkskunde in Sachsen. Darüber hinaus ist auf die Datenbanken und anderen Internetpublikationen des ISGV zu verweisen, die laufend gepflegt und erweitert werden und die wiederum erhebliche Kräfte und Mittel gebunden haben.

Das für das Berichtsjahr geplante Tagungsprogramm konnte aus den geschilderten Gründen größtenteils nicht verwirklicht werden. Vielmehr mussten viele Veranstaltungen auf das kommende Jahr verschoben werden. Durchgeführt wurden als digitale Veranstaltungen in unterschiedlichen Formaten die Tagungen „Bildarchive. Wissensordnungen | Arbeitspraktiken | Nutzungspotenziale“ (vom 15. Mai bis 10. Juli) und „Kurfürst Johann Georg I. und der Dreißigjährige Krieg in Sachsen“ (am 12./13. November 2020, in Zusammenarbeit mit den SKD Dresden und dem GWZO) sowie – noch vor Beginn der Corona-Pandemie – das Kolloquium „Fluss | Turm | Bild“ zur

Verabschiedung von Andreas Martin aus dem ISGV am 21. Februar 2020 im Lingnerschloss zu Dresden, das sehr gut besucht war.

In Erinnerung wird das Jahr auch durch den personellen Wechsel im Direktorium bleiben. Winfried Müller, das langjährige Dresdner Mitglied des Direktoriums, ist nach seiner 2019 erfolgten Pensionierung als Hochschullehrer der TU Dresden nun ruhestandsbedingt auch aus dem ISGV ausgeschieden, dem er seit 2000 angehört hat. Der Nachfolger auf dem Dresdner Lehrstuhl, Andreas Rutz, ist vom Kuratorium als neues Mitglied des Direktoriums bestätigt worden, um gemeinsam mit dem Leipziger Mitglied des Direktoriums die weitere Arbeit des ISGV zu gestalten. Im Rahmen der jährlichen Beiratssitzung im Oktober 2020 war eine feierliche Verabschiedung von Winfried Müller geplant, die aufgrund der bekannten Umstände aber auf den Herbst 2021 verschoben werden musste.

Als neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind 2020 Nathalie Knöhr, Marsina Noll, Nick Wetschel (Doktorandenförderung) und Oliver Wurzbacher in das ISGV eingetreten, die ihren Einstieg in verschiedenen Forschungsprojekten gut gemeistert haben, obwohl sie das Institut praktisch vom ersten Tag an nur im Krisenmodus erleben konnten.

Im gesamten Berichtsjahr blieb die künftige finanzielle Ausstattung des ISGV unklar. Die Planungen für den Doppelhaushalt 2021/22 wurden zwar termingerecht Anfang 2020 abgeschlossen und dem SMWK übermittelt, mussten dann aber angesichts der unabsehbaren Folgen der Pandemie für den Haushalt des Freistaats Sachsen bis Dezember auf Eis gelegt werden. Mittlerweile ist sicher, dass der nächste Doppelhaushalt gegenüber dem für 2019/20 nicht zurückfallen wird, dass aber der beantragte Stellenzuwachs im Bereich Geschichte zur Verstärkung der Arbeit am Codex diplomaticus Saxoniae, im Bereich Volkskunde für die Beratungs- und Forschungsstelle „Immaterielles Kulturerbe in Sachsen“ und im IT-Bereich zur Unterstützung und zum weiteren erfolgreichen Ausbau unserer Aktivitäten im digitalen Bereich nicht kommen wird. Hier eine angemessene Stellenausstattung zu erreichen, bleibt eine Zukunftsaufgabe.

Die Corona-Pandemie wird im Laufe des Jahres 2021 hoffentlich überwunden werden. Die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und mentalen Folgen sind noch unabsehbar. Direktorium, Bereichsleitungen und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben im Berichtszeitraum ungeachtet dieser Krise hochmotiviert gearbeitet und viele Erfahrungen gesammelt, die auch bei der weiteren Bewältigung der Pandemie hilfreich sein werden. Mit jeder Woche, die dieser Ausnahmezustand anhält, wächst der Wunsch, wieder unter normalen Rahmenbedingungen leben und arbeiten zu können.

Forschungsprojekte 2020

Gemeinsame Projekte der Bereiche Geschichte und Volkskunde

Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Bausteine zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens; ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie. Projektleitung: Direktorium und Bereichsleitungen.

Digitales Medienarchiv des ISGV. Projektleitung: Bereichsleitungen. Projektbearbeitung: Claudia Pawlowitsch, Christian Schuffels. Technische Umsetzung: Michael Schmidt.

1918 als Achsenjahr der Massenkultur. Kino, Filmindustrie und Filmkunstdiskurse in Dresden vor und nach 1918. Projektleitung: Winfried Müller. Projektbearbeitung: Sophie Döring, Wolfgang Flügel, Lennart Kranz, Merve Lühr, Winfried Müller.

Arbeitsgruppe „Social Media“. Projektbearbeitung: Philipp Eller, Nadine Kulbe, Dörthe Schimke, Christian Schuster, Nick Wetschel.

Projekte des Bereichs Geschichte

Sächsische Biografie. Projektleitung: Joachim Schneider. Projektbearbeitung: Daniel Geißler, Frank Metasch, Joachim Schneider, Henrik Schwanitz. Projektmitarbeit: Leopold Bierstedt, Maximilian Kießling, Tim Schubert, Christian Schuster. Technische Umsetzung: Hendrik Keller, Michael Schmidt.

Fürstinnenkorrespondenzen der Reformationszeit: Briefedition der Herzogin Elisabeth von Sachsen, Bd. 3. Projektbearbeitung: Jens Klingner.

Codex diplomaticus Saxoniae (CDS). Projektleitung: Enno Bünz:

- a) Die Papsturkunden für sächsische Empfänger. Projektbearbeitung: Christian Schuffels.
- b) Das Urkundenbuch der Stadt Dresden. Projektbearbeitung: Stefan Petersen/München, Philipp Wollmann/München, Veronika Lukas/München, Ulrike Siewert (bis 2017).
- c) Das Urkundenbuch der Stadt Zwickau. Projektbearbeitung: Jens Kunze, Henning Steinführer, Robin Richter.

Sächsisches Klosterbuch. Klöster, Stifte und Komtureien in Sachsen vor der Reformation. Projektleitung: Enno Bünz. Projektbearbeitung: Enno Bünz, Dirk Martin Mütze (Kohren-Sahlis), Christian Schuffels, Alexander Sembdner (Universität Leipzig), Sabine Zinsmeyer (SAW Leipzig).

Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Projektbearbeitung: Jens Klingner, Henrik Schwanitz. Technische Umsetzung: Michael Schmidt.

Geschichtsschreibung vor Ort: Chroniken aus Sachsen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. Projektbearbeitung: Joachim Schneider.

Die sächsischen Stadtschreiber in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Projektbearbeitung: Jens Klingner.

Landschaft nach Plan. Die Transformation des ländlichen Raumes in der SBZ und DDR (1945–1989/90). Projektbearbeitung: Henrik Schwanitz.

Von der Natur gerahmt. Die Idee der „natürlichen Grenzen“ als Identitätsressource um 1800. Projektbearbeitung: Henrik Schwanitz.

Finanz- und Geldgeschichte Sachsens im 18. Jahrhundert. Projektbearbeitung: Frank Metasch.

Die sächsisch-polnische Union – Trinationales Forschungsprojekt. Projektleitung: Andreas Rutz, Joachim Schneider.

Häusliche Dienstboten in der Stadt im Königreich Sachsen (1806–1918). Projektbearbeitung: Dörthe Schimke.

Reiseberichte digital: Sachsen in Reiseberichten des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Projektbearbeitung: Frank Metasch, Winfried Müller.

Neues Archiv für sächsische Geschichte. Projektleitung: Enno Bünz, Winfried Müller, Andreas Rutz, Joachim Schneider. Projektbearbeitung: Frank Metasch (Schriftleitung), Jens Klingner (Rezensionen).

Projekte des Bereichs Volkskunde

Lebensgeschichtliches Archiv für Sachsen. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich, Claudia Pawlowitsch, Ira Spieker, Nick Wetschel.

Visuelle Quellen zur Volkskultur in Sachsen. Das Bildarchiv des ISGV. Projektbearbeitung: Marsina Noll, Robert Badura, Philipp Eller, Daniel Geißler, Michael Schmidt.

Kontaktzonen. Kulturelle Praktiken im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum. Projektbearbeitung: Ira Spieker, Katharina Schuchardt.

Umbruchserfahrungen. Gesellschaftlicher und biografischer Wandel nach 1989 in Ostdeutschland. Projektbearbeitung: Ira Spieker, Sönke Friedreich, Nadine Kulbe, Nick Wetschel, Claudia Pawlowitsch u. a.

Erinnern an die Arbeit im Kollektiv. Das Brigadeleben in der DDR und seine post-sozialistischen Tradierungen. Projektbearbeitung: Merve Lühr.

Briefheimaten. Briefe von Auslandsdeutschen an den Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA), 1934–1939. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich.

Umstrittene Memorialie. Das „Zeitalter des Denkmals“ in Sachsen, 1871–1933. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich.

Nationalist Visions of Democracy: Sovereignty, Speech, and Belonging in Germany // Zugehörigkeit. Strategien von Inklusion und Exklusion in Deutschland. Projektbearbeitung: April Reber.

Bildwissen. Visuelle Quellen und Praktiken der frühen Volkskunde am Beispiel Adolf Spammers. Projektbearbeitung: Nadine Kulbe, Claudia Dietze, Antje Reppe.

Erschließung und Präsentation der Nachlässe und Sammlungen des ISGV. Projektbearbeitung: Ira Spieker, Katrin Mai, Antje Reppe, Dieter Herz (ehrenamtlich).

Bildsehen // Bildhandeln. Die Freiburger Fotofreunde als Community of Visual Practice. Projektleitung: Ira Spieker, Torsten Näser (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Göttingen). Projektbearbeitung: Nathalie Knöhr (Teilprojekt Bildhandeln), Nadine Kulbe (Teilprojekt Bildsehen) unter Mitarbeit von Claudia Dietze und Luise Eberspächer – Kooperation: Oliver Becker (weTellmedia Göttingen).

Transformationen (digitaler) Bildkontexte und Wissensproduktion. Projektbearbeitung: Marsina Noll.

Soziales Erbe. Postsozialistische Vereinigungen ehemaliger DDR-Betriebskollektive zwischen Traditionalisierung und neuer Vergemeinschaftung. Projektleitung: Ira Spieker. Projektbearbeitung: Oliver Wurzbacher, Claudia Dietze, Luise Eberspächer.

Energie | Wende. Zur Verhandlung von Transformationsprozessen in der deutsch-polnischen Oberlausitz. Projektbearbeitung: Katharina Schuchardt.

Figuren der lokalen Aushandlung von Migration in Sachsen seit 1989/90. Projektbearbeitung: Nick Wetschel.

Immaterielles Kulturerbe in Sachsen. Einrichtung einer Beratungs- und Forschungsstelle. Projektleitung: Ira Spieker.

Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich, Ira Spieker, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bereichs Volkskunde.

Tagungen und andere Veranstaltungen

Fluss | Turm | Bild. Kolloquium zur Verabschiedung von Andreas Martin aus dem ISGV. Verantwortlich: Sönke Friedreich, Nadine Kulbe, Ira Spieker. Ort: Lingnerschloss Dresden. Termin: 21. Februar 2020.

Bildarchive. Wissensordnungen – Arbeitspraktiken – Nutzungspotentiale. Online-Tagung des ISGV und des Sorbischen Instituts/Serbski Institut. Verantwortlich: Nathalie Knöhr, Nadine Kulbe, Marsina Noll, Ira Spieker, in Kooperation mit Theresa Jacobs (Sorbisches Institut Bautzen) und Ines Keller (Sorbisches Institut Bautzen). Ort: Dresden (digital). Termin: 15. Mai bis 10. Juli 2020.

Kurfürst Johann Georg I. und der Dreißigjährige Krieg in Sachsen. Verantwortlich: Andreas Rutz, Joachim Schneider, Claudia Brink (SKD), Dirk Syndram (SKD). Ort: Dresden (digital). Termin: 12./13. November 2020.

Filmreihe „Als die Bilder sprechen lernten. Dresdner Kinokultur zwischen Stumm- und Tonfilm“. Verantwortlich: Wolfgang Flügel, Merve Lühr, Winfried Müller, Christina Schneider (SLUB), Anna Diegmann (SLUB), Jürgen Grzondziel (SLUB). Ort: Klemperer-Saal der SLUB. Termin: 2. Oktober 2019 bis 5. Mai 2021.

Publikationen

Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Andreas Rutz, Joachim Schneider, Ira Spieker. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

- Band 60: MARTINA SCHATTKOWSKY (Hg.), Adel – Macht – Reformation. Konzepte, Praxis und Vergleich, 2020.
- Band 61: PETR HRACHOVEC, Die Zittauer und ihre Kirchen (1300–1600). Zum Wandel religiöser Stiftungen während der Reformation, 2019.
- Band 62: ENNO BÜNZ/DIRK MARTIN MÜTZE/SABINE ZINSMEYER (Hg.), Neue Forschungen zu sächsischen Klöstern. Ergebnisse und Perspektiven der Arbeit am Sächsischen Klosterbuch, 2020.
- Band 63: FRIEDRICH QUAASDORF, Kursachsen und das Ende des Alten Reiches. Die Politik Dresdens auf dem Immerwährenden Reichstag zu Regensburg 1802 bis 1806, 2020.
- Band 64: ENNO BÜNZ/MARKUS COTTIN (Hg.), Bischof Thilo von Trotha (1466–1514). Merseburg und seine Nachbarbistümer im Kontext des ausgehenden Mittelalters, 2020.

Bausteine aus dem ISGV, hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Joachim Schneider, Ira Spieker. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

- Band 39: SÖNKE FRIEDREICH, Monumente (in) der Region. Denkmäler als Zeugnisse städtischer Erinnerungskultur in Sachsen (1871–1914), 2020.
- Band 40: IRA SPIEKER/HEIDE INHETVEEN (Hg.), BodenKulturen. Interdisziplinäre Perspektiven, 2020.

Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens, hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Joachim Schneider, Ira Spieker. Dresden: Sandstein Verlag.

- Sonderband 1: Winfried Müller, Die Deutsche Künstlersteinzeichnung 1896–1918. Farbige Originallithografien und die Heimat- und Kunsterziehungsbewegung um 1900, 2020.

Neues Archiv für sächsische Geschichte, hrsg. von Karlheinz Blaschke, Enno Bünz, Winfried Müller, Andreas Rutz, Uwe Schirmer, Joachim Schneider. Schriftleitung: Frank Metasch, Rezensionen: Jens Klingner. Neustadt a. d. Aisch: Verlag Ph. C. W. Schmidt.

Band 90 (2019).

Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Schriftleitung: Ira Spieker, Sönke Friedreich. Weimar: Jonas-Verlag.

Band 32 (2020).

Ausstellungen

Virtuelle Ausstellung „Glauben | Sammeln. Kleine Andachtsbilder im Nachlass Adolf Spammers“. Verantwortlich: Nadine Kulbe. URL: <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de/andachtsbilder/>.

(Online-)Ausstellung „Wir wohnen Wort an Wort – Banat, Siebenbürgen, Bukowina: Ein Ethnograffiti Südosteuropas“. Verantwortlich: Oliver Wurzbacher, in Kooperation mit Valeska Bopp-Filimonov und Anne Dippel (beide Friedrich-Schiller-Universität Jena). URL: <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de/wortanwort/>.

Internetauftritte (Projektseiten, Datenbanken, Online-Publikationen)

ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Joachim Schneider, Ira Spieker. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde.

Band 2: WOLFGANG FLÜGEL/MERVE LÜHR/WINFRIED MÜLLER (Hg.), Urbane Kinokultur. Das Lichtspieltheater in der Großstadt 1895–1949, Dresden 2020, online abrufbar unter <https://www.isgv.de/publikationen/details/urbane-Kinokultur>; DOI: 10.25366/2020.41.

Blog „Bildsehen / Bildhandeln. Akteur*innen und Praktiken der (Amateur-)Fotografie“. Verantwortlich: Nathalie Knöhr, Nadine Kulbe. URL: <https://fotografie.hypothesen.org/>.

bordernetwork.eu. Verantwortlich: Ira Spieker, Philipp Eller, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://www.bordernetwork.eu>.

Der Codex diplomaticus Saxoniae im Internet. Verantwortlich: Christian Schuffels, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://codex.isgv.de/>.

Digitales Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen (DHOV). Verantwortlich: Henrik Schwanitz, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://hov.isgv.de/>.

Jena 1989 revisited. Verantwortlich: Ira Spieker, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <https://www.isgv.de/jena1989rev>.

Lebensgeschichtliches Archiv für Sachsen. Verantwortlich: Ira Spieker, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://lga.isgv.de>.

Multiple Transformationen. Gesellschaftliche Erfahrungen und kultureller Wandel in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa vor und nach 1989. Verantwortlich: Oliver Wurzbacher sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Projektverbundes. URL: <https://multitrafo.hypothesen.org/>.

Repertorium Saxonicum. Verantwortlich: Jens Klingner, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://www.isgv.de/rep sax/>.

Sachsen.digital/Saxorum. Verantwortlich: Joachim Schneider, Ira Spieker, Michael Schmidt, Martin Munke (SLUB). Technische Umsetzung gemeinsam mit der SLUB Dresden. URL: <https://www.saxorum.de/>.

Sächsische Biografie. Verantwortlich: Joachim Schneider, Frank Metasch, Henrik Schwanitz, Hendrik Keller und Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://saebi.isgv.de/>.

Sächsische Gerichtsbücher. Verantwortlich: Volker Jäger (Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig), Joachim Schneider, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://www.saechsische-gerichtsbuecher.de/projekt/>.

Urbane Kinokultur in Dresden 1896–1949. Interaktive Website. Verantwortlich: Winfried Müller, Merve Lühr, Wolfgang Flügel. URL: <https://kino.isgv.de/>.

Visuelle Quellen zur Volkskultur in Sachsen. Das digitale Bildarchiv. Verantwortlich: Marsina Noll, Michael Schmidt (Technische Umsetzung). URL: <http://bild.isgv.de/>.

REZENSIONEN

Allgemeines (Überblickswerke, Editionen, Handbücher, Lexika)

LUTZ VOGEL/ULRICH RITZERFELD/MELANIE MÜLLER-BERING/HOLGER TH. GRÄF/STEFAN AUMANN (Hg.), **Mehr als Stadt, Land, Fluss**. Festschrift für Ursula Braasch-Schwersmann, Verlag Ph. C. W. Schmidt, Neustadt an der Aisch 2020. – XVIII, 401 S. mit zahlr. farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-87707-197-7, Preis: 39,00 €).

Ursula Braasch-Schwersmann gehört zu den wichtigsten Akteuren in der hessischen Landesgeschichte der letzten Jahrzehnte. Sie war mehr als 40 Jahre in verschiedenen Funktionen am Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg tätig, seit 1995 als dessen Leiterin. Der Fokus ihrer Forschung wie auch ihrer Tätigkeit als Wissenschaftsorganisatorin spiegelt sich in den Beiträgen der ihr zum 65. Geburtstag gewidmeten Festschrift wider, wobei der Titel „Mehr als Stadt, Land, Fluss“, angelehnt an das bekannte Spiel aus weniger stoffintensiven Schulstunden, die thematische Breite des Inhalts angemessen beschreibt. Dabei hebt sich der zu besprechende Band durch seinen Zuschnitt von anderen Festschriften ab. Gedacht ist er als „bunter Strauß von Essays“ (S. VII), die jeweils auf drei bis vier Seiten Umfang beschränkt sind. Dadurch war es möglich, die rekordverdächtige Zahl von 79 Beiträgen unterzubringen, ohne dass sich dies in einer allzu hohen Seitenzahl abbilden würde. Räumlich liegt ein besonderer Schwerpunkt nachvollziehbarerweise auf Hessen, jedoch kommen auch andere Regionen nicht zu kurz.

Die Autorinnen und Autoren der verschiedenen Essays, die statt Fußnoten mit einigen wenigen summarischen Quellen- und Literaturangaben am Ende auskommen, haben die vorgegebene Kürze auf zwei Wegen nutzbar gemacht. Einerseits werden eigene ältere Studien verdichtet aufbereitet, andererseits einzelne Quellen beziehungsweise Quellenbestände sowie überschaubare Themenbereiche konzise vorgestellt. Es sei dem Rezensenten nachgesehen, dass er bei der Vielzahl der Beiträge auf eine Vorstellung jedes einzelnen Texts verzichtet, sondern die größeren Linien anhand der gewählten zehn Oberthemen herausstellt. Den Anfang der Festschrift bildet eine Einführung in das wissenschaftliche Wirken der Jubilarin von ihren Marburger Studienjahren bis in die Gegenwart (S. VII-XII). Der erste thematische Block „Stadt, Land, Fluss“ enthält fast ausschließlich Studien zu Hessen vom Mittelalter bis zur Zeitgeschichte (S. 1-74). In bester landesgeschichtlicher Tradition widmen sich hier etwa JOHANNES MÖTSCH mit „Landgraf Philipp von Hessen, Graf Wilhelm von Henneberg und der Casimirische Vertrag vom 10. April 1521“ (S. 39-42) und STEPHAN SCHWENKE am Beispiel des U-Boots 306 und der Beziehungen seiner Mannschaft zur Stadt Kassel im Zweiten Weltkrieg (S. 65-69) quellennah raumübergreifenden Themen. Vorwiegend biografisch ausgerichtet sind die Beiträge im Abschnitt „Personen und Familien“ (S. 75-119).

Nach den beiden ersten umfangreichen Themenblöcken folgen kürzere Abschnitte zu „Animalia“ (S. 121-142) und „Religion“ (S. 143-170). Im letzteren Block gelingt es CHRISTINE REINLE erfreulicherweise, trotz der engen Platzvorgaben das Inventar der Frankfurter Allerheiligenkapelle von 1507 als Edition vorzulegen (S. 149-152). Mit dem Themenfeld „Orden“ (S. 171-212) wird ein weiteres zentrales Forschungsthema der Jubilarin behandelt, in das sie sich bereits mit ihrer 1989 gedruckten Dissertationsschrift zum Marburger Deutschordenshaus einschrieb. Im Mittelpunkt der Beiträge in diesem Abschnitt steht, neben den Johannitern, dann auch dieser Ritterorden. Der Fokus beim Oberthema „Bildung“ (S. 213-239) liegt anschließend vor allem auf hessischen Themen. Dies gilt auch für den kurzen Abschnitt „Essen und Trinken“ (S. 241-260).

Zwischen Grundsatzüberlegungen, Erinnerungen und Detailstudien zu verorten sind die Beiträge im nachfolgenden Block „Landesgeschichte“ (S. 261-289). ECKART CONZES Frage im Titel seines Beitrags „Wozu Landesgeschichte?“ beantwortet er zumindest implizit schon in der nachfolgenden Zeile: „Gegen Verzweigung und Selbstverzweigung eines historischen Fachs“ (S. 263-266). Conze formulierte drei seines Erachtens zentrale Aufgaben der Landesgeschichte: Erstens als Korrektiv zu den Narrativen von National- und Globalgeschichtsschreibung zu dienen, zweitens den Fokus auf die Geschichte einzelner Bundesländer zu legen und drittens die Auseinandersetzung mit Begriffen wie Identität und Heimat zu bewerkstelligen. Diese Anregungen sind zweifelsohne bedenkenswert – wenn auch nicht ganz neu –, gehen aber doch stark von einem Fokus auf Neueste Geschichte und Zeitgeschichte aus. Hier ist noch Platz für weitere Gedanken.

Alten wie neuen „Medien“ (S. 291-338) der Landesgeschichte gibt der nachfolgende thematische Abschnitt Raum. Ausführungen zum Historischen Atlas von Westfalen aus der Feder PETER JOHANEKS (S. 310-316) sind hier ebenso zu finden wie Überlegungen zu Wikisource von JÜRGEN NEMITZ (S. 332-338). Einen letzten umfangreichen Block bilden „Quellen und Literatur“ (S. 339-389). Beschlossen wird der ansprechend redigierte Festschriftenband durch ein Verzeichnis der Veröffentlichungen von Ursula Braasch-Schwersmann (S. 391-397), eines der Autorinnen und Autoren (S. 398 f.) sowie ein Abkürzungsverzeichnis (S. 400 f.).

Insgesamt ist den Herausgebern ein thematisch breit gefächerter Band gelungen, mit dem die Verdienste der Jubilarin angemessen gewürdigt werden. Der Zuschnitt, den Beiträgerinnen und Beiträgern nur eng bemessenen Platz einzuräumen, hat durchaus etwas für sich, sind die entsprechenden Aufsätze doch so einheitlich kurz und für den Leser rasch zu erfassen. An der einen oder anderen Stelle wünscht man sich natürlich, der Autor oder die Autorin möge seine Gedanken zu den spannenden Gegenständen noch an anderer Stelle weiter ausführen. Aber das ist ja nicht das schlechteste Fazit für eine Festschrift.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

Mittelalter lesbar machen. Festschrift 200 Jahre Monumenta Germaniae Historica, hrsg. von den Monumenta Germaniae Historica, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2019. – 280 S., 70 meist farb. Abb., Ln. (ISBN: 978-3-447-11240-6, Preis: 49,00 €).

MARTINA HARTMANN/HORST ZIMMERHACKL (Hg.), Quellenforschung im 21. Jahrhundert. Vorträge der Veranstaltungen zum 200-jährigen Bestehen der MGH vom 27. bis 29. Juni 2019 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften, Bd. 75), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2020. – XII, 252 S., 14 Abb., 3 Ktn., 2 Tab., geb. (ISBN: 978-3-447-11387-8, Preis: 55,00 €).

Jeder Geisteswissenschaftler, der sich mit der Geschichte des europäischen Mittelalters unter verschiedensten Fragestellungen und fachlich-methodischen Zugängen beschäftigt, sollte von den Monumenta Germaniae Historica (MGH) und den im Zusammenhang mit dem Institut entstandenen Publikationen schon einmal gehört haben. Bereits im ersten Proseminar wurde der Rezensentin als Studienanfängerin der Mittleren und Neueren Geschichte ein Gesamtverzeichnis der MGH ausgehändigt, verbunden mit dem klaren Auftrag, die unterschiedlichen Reihen der kritischen Editionen zu erkunden und künftig aktiv zu nutzen. Die in der Zeitschrift der MGH „Deutsches Archiv

für Erforschung des Mittelalters“ und in der Schriftenreihe der MGH publizierten Beiträge, die im Vorfeld der editorischen Arbeiten standen oder diese auswerteten, dienten als grundlegende Beispiele quellenorientierter Forschung.

Die Anfänge der später nach ihren Editionen als MGH bekannten Einrichtung gehen zurück auf die 1819 privat gegründete „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“. Die Gründungsmitglieder stellten sich zur Aufgabe, die Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters zu sammeln, in kritischen Textausgaben herauszugeben und damit der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie visierten dafür den Zeitrahmen von einigen Jahrzehnten an. Aufgrund erfolgreicher organisatorischer Umgestaltungen, einiger Ortswechsel und neuer Aufgabenstellungen sowie nicht zuletzt dank des Engagements zahlreicher Persönlichkeiten konnten die MGH etliche Zäsuren im 19. und 20. Jahrhundert überstehen und 2019 ihr 200-jähriges Bestehen feiern. In diesem Zusammenhang entstanden die beiden anzuzeigenden Bücher, bei denen es sich zum einen um den Jubiläumsband und zum anderen um den Vortragsband zum Jubiläumskolloquium handelt (Tagungsbericht: R. DEUTINGER/C. PAULUS, Quellenforschung im 21. Jahrhundert. Colloquium zum 200-jährigen Bestehen der MGH, in: H-Soz-Kult, online abrufbar unter: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8382>, Zugriff 16. Juli 2021). Das Jubiläum wurde intensiv dazu genutzt zu bilanzieren, zu reflektieren und Perspektiven für die Zukunft aufzuzeigen.

Als erstes der beiden Bücher erschien 2019 die repräsentative Festschrift „Mittelalter lesbar machen“. Der Band gliedert sich in zwei Hauptteile, denen ein Gruß- und ein Vorwort vorgeschaltet sind. Das Grußwort (S. 9) aus Anlass der Jubiläumsfeierlichkeiten stammt von BERND SIBLER, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, befindet sich doch der Sitz der MGH seit 1949 in München. Gegründet wurde die Gelehrten-gesellschaft in Frankfurt/Main, zog 1842 nach Berlin um und fand 1944 bis zum Umzug nach München 1949 einen Interimsstandort in Pommersfelden. Der Freistaat Bayern verlieh dem Institut 1963 die Eigenschaft einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“. Das Bekenntnis und die Unterstützung Bayerns für die MGH sind wichtige Grundlagen für zukünftige Unternehmungen. Das Ziel, mit dem Jubiläumsband öffentliches Interesse für die Epoche des Mittelalters, für die eigene Geschichte der MGH und für ihre Zukunft zu wecken, transportiert auch MARTINA HARTMANN, Präsidentin der MGH, in ihrem Vorwort (S. 10 f.). Ganz in diesem Sinne bietet der erste Hauptteil des Buches vier Beiträge zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Einrichtung, ihrer Editions- und Publikationstätigkeit, wobei auch differenzierte Blicke auf die beteiligten Akteure spannende Einblicke ermöglichen. ENNO BÜNZ zeichnet in seinem Beitrag die wechselvolle Geschichte der MGH durch zwei Jahrhunderte deutscher Geschichte nach, wobei er verschiedene Aspekte der Institutionen-, Personen- und Wissenschaftsgeschichte behandelt (S. 15-36). CLEMENS RADL, BENEDIKT MARXREITER und BERND POSSELT stellen Möglichkeiten, Grenzen, Chancen und Erfahrungen im digitalen Zeitalter vor (S. 39-53). Bereits seit den 1980er-Jahren spielen die sich rasant entwickelnden elektronischen Möglichkeiten in den konzeptionellen und arbeitspraktischen Überlegungen innerhalb der MGH eine Rolle, werden erprobt und nutzbar gemacht, verändern die Arbeitswelt und bieten neue Recherche- und Präsentationsmöglichkeiten. Davon zeugen unter anderem die eigene Homepage der MGH, Digitalisierungen älterer Editions-bände, Hybrideditionen und digitale Editionen (ohne Druckfassung) mit neuen Herausforderungen bezüglich Qualitätsstandards und Nachhaltigkeit. Ebenfalls mit aktuellen Fragen und Problemen beschäftigt sich CLAUDIA MÄRTL in ihrem Beitrag zum Edieren (S. 55-62), dem Kerngeschäft der MGH seit der Gründung. Während der Wert und die Anerkennung von Quelleneditionen im 19. Jahrhundert stiegen, sank deren wissenschaftliche Bedeu-

tung im ausgehenden 20. Jahrhundert spürbar. Märkl konstatiert derzeit negative Rahmenbedingungen für Editoren und Editionsprojekte, wie sich wandelnde Forschungsinteressen, Finanzierungsprobleme von Langzeitprojekten, schwierige Gewinnung wissenschaftlichen Nachwuchses und Anerkennungs- und Wertschätzungsprobleme selbst unter Historikern. Dagegen stellt sie ein Plädoyer, wie und mit welchen Argumenten der Wert von Editionen und die Anerkennung von Editoren und ihrer Arbeit künftig wieder erhöht und deutlicher gegenüber Fachkollegen und in der allgemeinen Öffentlichkeit kommuniziert werden kann. Der vierte Beitrag widmet sich der Zukunft. MARTINA HARTMANN für das Früh- und Hochmittelalter als bisheriger Schwerpunkt der MGH sowie STEFAN PETERSEN und ENNO BÜNZ für das Spätmittelalter als neueres, lohnendes Feld zeigen Perspektiven des künftigen Editionsprogrammes der MGH auf, wobei ein intensiver systematisierender Blick auf das bisherige Editionsprogramm geworfen wird (S. 65-83). Im zweiten Hauptteil des Jubiläumsbandes werden 20 ausgewählte Dokumente aus der Geschichte der MGH vorgestellt, zum Teil erläutert und kommentiert. Der Katalogteil (S. 85-265) bietet zahlreiche ganzseitige, farbige Abbildungen der Stücke vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts und lädt sowohl zum Schmökern als auch zur vertieften Erforschung einzelner Aspekte der MGH-Geschichte im Rahmen deutscher und europäischer Geschichte ein. Den Abschluss des Bandes bildet ein kleiner Anhang mit Abkürzungs- und Literaturverzeichnis sowie einem Namenregister (S. 267-279).

In der Schriftenreihe der MGH erschien 2020 der Vortragsband zum Jubiläumskolloquium, das Ende Juni 2019 stattfand und bewusst durch internationale Besetzung auf Außenwirkung und wissenschaftlichen Austausch abzielte. Einen Schwerpunkt bildete der Blick auf die aktuelle Situation und den Stand des Editionswesens sowie auf dessen Perspektiven für die Zukunft. Unter dem Titel „Quellenforschung im 21. Jahrhundert“ versammelt der Band insgesamt 13 reflektierende und instruktive Beiträge unterschiedlichen Umfangs (7 bis 45 Seiten), in denen verschiedene Editionsprojekte sowie vergangene und zukünftige Editionsprojekte der MGH methodisch und inhaltlich vorgestellt werden. Den Vorträgen des Kolloquiums vorgeschaltet wurden drei verschriftlichte Projektpräsentationen vom Tag der offenen Tür, der im Institut in München direkt vor dem Kolloquium stattfand. Diese Werkstattberichte von THEO KÖLZER (merowingische Königsurkunden, S. 3-24), von WILFRIED HARTMANN (Concilia aus der Zeit der karolingischen Teilreiche, S. 25-34) und von ALEXANDER PATSCHOVSKY (Joachim von Fiore, S. 35-41) ermöglichen tiefe Einblicke in die Editionsarbeit und verdeutlichen durch die Präsentation von Ergebnissen und neuen Forschungserkenntnissen das enorme Potenzial von Editionen als Grundlagenforschung. Den Beginn der verschriftlichten Vorträge bildet MICHAEL MENZEL ebenfalls mit einem Werkstattbericht, der die Reihe der Constitutiones vorstellt und die gegenwärtige Situation von Editionsprojekten problematisiert (S. 43-52). BERND POSSELT führt ein in die erste digitale Edition der MGH (Ulrich Richentals Chronik des Konzils von Konstanz, S. 53-71), in neue Möglichkeiten und Herausforderungen für die Editoren. Eine zweite Rubrik „Quelleneditionen und Forschungstrends“ versammelt fünf Beiträge zu speziellen Quellengattungen und Forschungsbereichen der Mediävistik. Mit der Edition von Reiseberichten beschäftigt sich KLAUS HERBERS (Hieronimus Münzer: Ein Nürnberger Arzt 1494/95 auf Westeuropareise, S. 75-89). KARL BÖRCHARDT führt in den Komplex der Kreuzzugsforschung ein (Die MGH und die Kreuzzüge, S. 91-101) und BENEDIKT MARXREITER (Editionsprojekt der Bamberger Weltchronistik, S. 103-111) stellt Überlegungen zur Rezeption einer dokumentarischen Quelle zum 1. Kreuzzug vor (der sogenannte Daibert-Brief). MARTIN WIHODA konstatiert in seinem Beitrag zur modernen Geschichtsschreibung in den böhmischen Ländern (S. 113-128) eine 200-jährige gute Nachbarschaft der tschechischen Historiografie zu

den MGH. Wieder in das Spätmittelalter führt ARNO MENTZEL-REUTERS (Wissensordnung im Zusammenhang mit Johannes Trithemius, S. 129-148), der den editorischen Umgang mit den überlieferten Texten von Frühhumanisten im Kontext der „Wissensexplosion“ im 15. Jahrhundert problematisiert. Die dritte Rubrik „Editorische Herausforderungen der Zukunft“ bietet zwei Beiträge zur neuen Thematik der digitalen Arbeitswelt und den damit verbundenen Arbeitsweisen und Präsentationsmöglichkeiten, die von THOMAS MCCARTHY (Digitale Hilfsmittel und ihr Nutzen für die Erfassung textlicher Komplexität in chronikalen Schriften des Mittelalters, S. 151-170) und von EVA SCHLOTHEUBER (Die Briefbücher der Benediktinerinnen von Lüne und ihre digitale Edition als methodischer Neuansatz, S. 171-194) stammen. Der abschließende Beitrag von ENNO BÜNZ (S. 195-239) bietet sowohl einen Überblick über serielle Quellen des späten Mittelalters als auch – vor dem Hintergrund des Problems der beginnenden Massenüberlieferung – Vorschläge editorischer Lösungswege, die für künftige Projekte vorbildhaft sein können. Ein Namen- und ein Sachregister runden den Band ab (S. 241-252).

Im Rahmen des Jubiläums der MGH konnte 2019 auf eine wechselvolle und vor allem ertragreiche 200-jährige Instituts-, Editions- und Wissenschaftsgeschichte mit Zäsuren und Neuausrichtungen zurückgeblückt werden. Das Wissen um Entstehungsprozesse, strukturelle, methodische und personelle Hintergründe schärft den Blick auf die vorliegenden Editionsände der unterschiedlichen MGH-Reihen und laufende Editionsprojekte. Das Jubiläum diente aber nicht nur der rückschauenden Bilanz. Bewusst bieten beide anzuzeigenden Bücher etliche gegenwartsbezogene und zukunftsweisende Ausführungen, wobei grundlegende Probleme und Herausforderungen nicht ausgespart wurden. Als Aufgabe bleibt, den Wert von kritischen Editionen als notwendige Grundlage für die historische Forschung (wieder) mehr in das öffentliche Bewusstsein zu rücken, auch wenn Editionsarbeit zeit- und arbeitsaufwendig ist und nicht immer auf den ersten Blick gleich forschungsaktuell oder ruhmvoll für den Bearbeiter erscheint. Dies ist nicht zuletzt für die Finanzierung und Gewinnung geeigneten Nachwuchses für künftige anspruchsvolle Editionsprojekte im Rahmen der MGH, aber auch an anderen Einrichtungen wichtig.

Leipzig

Beate Kusche

STEFAN BÜRGER (Hg.), *Werkmeister im Konflikt*. Quellen, Beiträge und ein Glossar zur Geschichte der sog. Bauhütten. Der Annaberger Hüttenstreit und andere Streitfälle im Bauwesen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts als Spiegel bauorganisatorisch-rechtlicher Verhältnisse großer und kleiner Handwerksverbände der Steinmetzen (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 84, H. 5), S. Hirzel Verlag, Stuttgart/Leipzig 2020. – 425 S., 7 s/w u. 100 farb. Abb., 106 farb. Tafeln, kart. (ISBN: 978-3-7776-2837-0, Preis: 88,00 €).

Der Band nimmt ein in jüngerer Zeit zu Unrecht eher marginalisiertes Thema der mittelalterlichen Architekturgeschichte auf, das einst dem „historischen“ 19. Jahrhundert besonders am Herzen gelegen hatte: Die Dokumentation und Kommentierung der zahlreichen juristischen Konflikte, die im Reichsgebiet das Bauwesen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts prägten. Grundlage dafür sind Rechtsordnungen verschiedener Bauhütten, insbesondere der im eigenen Selbstverständnis maßgeblichen des Straßburger Münsters, sowie tiefgreifende gerichtliche Auseinandersetzungen, die teilweise auf

höchster Ebene der kaiserlichen Jurisdiktion ausgetragen wurden. Der bekannte Annaberger Hüttenstreit, in einem eigenen Konvolut im Sächsischen Hauptstaatsarchiv dokumentiert, bleibt in dieser Hinsicht unter anderem aufgrund seiner Ausführlichkeit das zentrale Dokument und erscheint entsprechend auch zu Recht im (überlangen, an Überschriften des 19. Jahrhundert erinnernden) Titel des Buches. Die in dieser Hinsicht maßgeblichen Spezialistinnen und Spezialisten Anne-Christine Brehm, Stefan Bürger und Peter Morsbach und andere konnten bis heute zahlreiche Neufunde machen, wobei auch Hermann Hipp zu erwähnen ist, dem – wenn auch selbst kein Autor in diesem Band – offenbar wichtige Hinweise auf den für das Thema einschlägigen Nachlass Simrock im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv zu verdanken sind. In eindrucksvoller Weise wird nun das dokumentarische Fundament zu den Werkmeisterkonflikten erweitert und in eine verlässliche Edition überführt: von den für den Band transkribierten 67 Akten stellen über zwei Drittel Erstpublikationen (nicht immer systematisch als solche vermerkt) dar! Die hier geleistete editorische Knochenarbeit wurde im Jahre 2018 synergetisch mit einem von der TU Dresden und der Universität Würzburg an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig anlässlich der 500-Jahr-Feier des Annaberger Hüttenstreits veranstalteten Kolloquium verbunden. Der Band vereint also zum einen die damaligen Kolloquiumsbeiträge von BRUNO KLEIN (zur kulturgeschichtlichen Kontextualisierung des Hüttenstreits, S. 15-20), STEFAN BÜRGER (zur Münsterbauhütte in Straßburg, S. 24-34; den Konflikten zwischen Erfurt und Passau, S. 63-72; Straßburg, Speyer und Frankfurt, S. 86-96; dem Annaberger Hüttenstreit, S. 110-129; der Würzburger Haupthütte, S. 215-224), PETER MORSBACH (zur Straßburger Hütte und der Regensburger Bruderschaft, S. 35-46), ANNE-CHRISTINE BREHM (zu den Konflikten der Werkmeister Eseler versus Dotzinger beziehungsweise Niesenberger versus Nußdorf, S. 47-62; sowie allgemein zu Konfliktpotenzialen im Bauwesen, S. 97-106), PHILIPP ZITZELBERGER (zur Affäre um den widerrechtlich am Wiener Dom installierten Anton Pilgram, S. 73-85), HEIKO BRANDL (zur Magdeburger Dombauhütte, S. 130-145), ANKE NEUGEBAUER (zur Biografie Bastian Binders aus Magdeburg, inklusive erschöpfendem Quellenanhang, S. 146-176), HEINRICH MAGIRIUS (zur Biografie des Werkmeisters Franz Maidburg, S. 177-188), NORBERT NUSSBAUM (zu Benedikt Ried als fürstlichem Baumeister unter König Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn, S. 189-197), THOMAS BAUER und JÖRG LAUTERBACH (zum Annaberger Werkmeister Jacob Haylmann im Verhältnis zu seinem Lehrer Ried, S. 198-214). Zum anderen bietet die zweite Hälfte des Bandes auf etwa 200 Seiten die benannte Transkription von auf Konfliktfälle zu beziehenden Akten (Steinmetz- und Zunftordnungen, Werkmeisterbestellungen, Gerichtsakten, Beschlüsse, Empfehlungsschreiben und andere Schriftstücke). Die jeweils auf der Grundlage der originalen Texte vorgenommene (und stillschweigend gegenüber teilweise existierenden älteren Publikationen emendierte) Edition wird durch ein sehr nützliches Glossar (S. 228-239) zur zeitgenössischen Begrifflichkeit, insbesondere hinsichtlich vielfach unklarer juristischer, institutioneller und administrativer Aspekte, ergänzt. Vor allem prunkt der dokumentarische Teil durch eine komplette Halbfaksimile-Reproduktion (im Format dem Buch angepasst) der Akten zum Annaberger Streit, zu den Ordnungen von Magdeburg und Erfurt sowie zur Bestellung der Werkmeister Hans Bock und Martin Knoch in Würzburg. Die qualitätvolle, auch typografisch überzeugende (auf matt gestrichenem Papier gedruckte) Abbildung bietet die Möglichkeit zur direkten Textüberprüfung und schon die Originalbestände. Damit nicht genug, denn TOBIAS BAUER steuert noch kommentierte Kataloge der Siegel (S. 405-409) und Wasserzeichen (S. 410-425) einiger der Schriftstücke bei (allerdings thematisiert der Band selbst nur cursorisch solche hilfswissenschaftlichen Argumente).

Im Ergebnis erscheint die konfliktuelle Aushandlung von Zuständigkeiten, Rechtsbrüchen und -beugungen, Verleumdungen und Verbannungen nicht nur weit- aus vielfältiger und verbreiteter als bisher wahrgenommen, sondern geradezu als der Normalfall innerhalb eines Territoriums, in dem einerseits eine rapide ansteigende Schriftlichkeit (auch dank des aufkommenden, preiswerten Papiers) sowie die immer weiter ausgeprägte Mobilität und die berufliche Differenzierung der Protagonisten als Bestandteile einer rasch fortschreitenden abstrakt-theoretischen Konzeptualisierungen anspruchsvollen Bauens erscheinen, dem aber andererseits keine einheitliche Rechtsordnung als Regelung von Geltungsansprüchen gegenüberstand. Deswegen muss man die – meist Status- und Ausbildungsfragen regulierenden – Ordnungen wie auch die Konflikte als kasuistische Rechtssetzungen begreifen, die das Ziel verfolgten, über Geltungsbehauptungen Gemeinsinn durchzusetzen oder dies zumindest zu prä- tendieren (Klein). Vor allem anhand der Karrieren und Selbstdarstellungen von Anton Pilgram und Benedikt Ried sowie der demonstrativen, die etablierte Steinmetztechnik ‚dekonstruierenden‘ Virtuosität ihrer Werke (Beiträge Zitzelsberger und Nußbaum) werden Strategien angedeutet, wie den Konflikthändeln entweder aggressiv-konfron- tativ begegnet beziehungsweise sie unterlaufen werden konnten.

Trotz der reichen Dokumentation versagt sich der Band systematisierender Pers- pektivierung, etwa hinsichtlich wiederkehrender Konflikttypen oder den Auswirkun- gen auf das Baugeschehen, gibt dafür in einigen Beiträgen Listen weiterer anstehender Fragen. Die meisten Beitragenden verstehen ihre Präsentation als dichte, deskriptive, häufig chronologisch strukturierte monografische Darstellung ihrer Themen.

Im Dokumentationsteil wird eine klare Darlegung der Auswahlprinzipien eigen- artigerweise nicht expliziert. Dass mit der frühesten bekannten Ordnung (Frankfurt, circa 1355) begonnen wird, erscheint implizit verständlich, aber wann endet der Erfas- sungszeitraum und warum? Auch hätte die geografische Eingrenzung (oder ist es eine institutionelle?) klar benannt werden sollen (die Quellen zum Wiener Konflikt finden sich beispielsweise nicht im Apparat). Man kann annehmen, dass die Autorinnen und Autoren alle ihre bislang gehobenen, reichen Schätze veröffentlichen wollen, aber auch dieses pragmatische und selbstverständlich sehr verdienstvolle Prinzip wäre einer kla- ren präliminarischen Bemerkung wert gewesen (klar formulierte Auswahlbegründun- gen fehlen auch den kurzen Katalogen zu den Siegeln und den Wasserzeichen sowie den „Faksimile“-Dokumenten, selbst wenn hierunter die Auswahl der Annaberger Dokumente als zentralem Konvolut *implicite* natürlich naheliegend erscheint). Diese Zurückhaltung in der Gegenstandsrahmung bei gleichzeitiger Materialfülle gibt dem Band einen leichten Anstrich des „Nochnichtabgeschlossenen“ (der auch durchaus beabsichtigt sein kann), vermag aber keinesfalls den Gesamteindruck eines sehr rei- chen, sorgfältig dokumentierten und erhellend kommentierten Quellenkompendiums zur rechtlichen Bauorganisation im Reich am Ende des Mittelalters zu trüben.

Berlin

Christian Freigang

ARNOŠT MUKA, Statistik der Lausitzer Sorben, übersetzt und hrsg. von Robert Lorenz, Domowina-Verlag, Bautzen 2019. – 532 S., 1 Faltkt., geb. (ISBN: 978-3-7420-2587-6, Preis: 34,00 €).

Zwischen 1884 und 1886 veröffentlichte Arnošt Muka (Ernst Mucke) (1854–1932) in der Zeitschrift der Mačica Serbska die „Statistika lužiskich Serbow“. In sorbischer Sprache legte er in insgesamt drei Teilen ausführliche Statistiken zunächst der Nieder- lausitzer Sorben, danach der Oberlausitzer Sorben des Königreichs Preußen (mit den

Kreisen Hoyerswerda, Rothenburg und Görlitz) und zum Schluss der Sorben des Königreichs Sachsen vor. Erstmals erfasste er damit anhand einer empirischen Datengrundlage das sorbische Sprachgebiet und zeichnete durch seine ergänzenden volkswissenschaftlich-statistischen Beschreibungen ein Bild der Lausitzen – geprägt von den Veränderungen des dörflichen Lebens im Zuge der Industrialisierung – des späten 19. Jahrhunderts. Der Ethnologe Robert Lorenz vom Sorbischen Institut in Bautzen hat mit der ersten Neuauflage diese bedeutende Arbeit zusammengeführt, ins Deutsche übersetzt, die Publikation 2019 zum Druck gebracht und damit ein beträchtliches Desiderat der Sorabistik beseitigt. Er bezeichnet Mukas Studie „als den wesentlichen akademischen Geburtshelfer zum Aufbau eines modernen sorbischen Selbstverständnisses“ (S. 15).

Muka studierte Theologie, Altphilologie und Slawistik in Leipzig und Jena, promovierte mit einer 1879 in Leipzig veröffentlichten Studie über altgriechische Dichter und arbeitete – nach Stationen in Zittau und Bautzen – als Gymnasialprofessor in Chemnitz (1883–1887) (M. NUCK, Korla Arnošt Muka (Carl Ernst Mucke), in: Sächsische Biografie, online abrufbar unter: <http://www.isgv.de/saebi/>, Zugriff 14. Januar 2021). Schon als Student hatte er die Idee einer Erfassung aller Sorben. Die Erhebung der Daten für den ersten Teil erfolgte auf mehreren Wanderreisen, die er bereits 1880 unternahm. Für die Teile zwei und drei griff er – in Chemnitz lebend – auf Zuarbeiten anderer zurück. Unterstützt wurde er von Pfarrern, Lehrern, Studenten und auch Handwerkern; einige dieser Personen finden Erwähnung (S. 283), aber nicht alle sind bekannt. Die statistischen Zusammenstellungen in den Dörfern realisierten die ortsansässigen Gemeindepfarrer. Kriterium für die Zählung war die ausschließliche Verwendung der sorbischen Sprache im Alltag. Muka unterschied jene, die Sorbisch sprechen konnten und sprachen, von denen, die entweder als Deutsche geboren oder als gebürtige Sorben „verdeutsch“ worden waren, also in ihrem Alltag Deutsch sprachen (S. 18 u. 140). Sein Ziel war es, älteren Beschreibungen der sorbischen Bevölkerung, wie beispielsweise des deutschen Ethnografen RICHARD ANDREE (Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874) – mit ihrem Blick von „Außen“ und der Prophezeiung des Endes der sorbischen Sprache –, eine Datengrundlage des aktuellen Bestands der Sorben gegenüberzustellen (S. 15 f.). Es ist zu beachten, dass Muka kein studierter Sozialwissenschaftler war, sondern sich als Autodidakt Erfassungsmethoden aneignete und diese weiterentwickelte. So ist auch die Gliederung des Werks nicht einheitlich. An dieser Stelle soll der Aufbau des dritten Teils skizziert werden: Am Anfang steht ein Vorwort mit der Nennung der verwendeten Statistiken (S. 283). Seine eigenen Zählungen des Jahres 1884 verglich Muka mit den amtlichen Einwohnerzahlen aus der „Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus“ von 1875 und 1880. In den folgenden Tabellen finden sich zunächst nach Amtshauptmannschaften gegliedert die sächsischen Sorben innerhalb (S. 286–315), anschließend außerhalb Sachsens, mit der Unterscheidung zwischen den „an den sorbischen Grenzen“ und in „anderen deutschen Städten und Dörfern des Königreichs Sachsen“ lebenden Sorben (S. 315–318). Die folgende Kirchenstatistik verzeichnet die Zahlen der Beichtgänger und Konfirmanden von einigen Orten, verbunden mit einem Überblick der sorbischen Gemeinden, Kirchen- und Lehranstalten sowie den Zahlen der sorbischen Pfarrer und Lehrer der Jahre 1783, 1846, 1850, 1880 und 1883/84 (S. 319–326). Zum Schluss des statistischen Abschnitts stellte Muka Gesamtberechnungen an und wertete seine Zählung kurz aus (S. 327–340).

Von der wissenschaftlichen Forschung bisher wenig beachtet wurden die umfangreichen und an manchen Stellen sehr detaillierten Beschreibungen (S. 341–454). Geordnet sind diese nach den kirchlichen Strukturen, zunächst den evangelisch-lutherischen, danach den katholischen sowie (als eine Art Exkurs) den beiden Dresdner Gemeinden.

Einleitend nennt er die Dörfer, die zur Gemeinde gehören, beschreibt im Anschluss die kirchlichen Verhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts, indem er auf die sorbischen Gottesdienste oder Messen eingeht, und benennt Geistliche wie Pfarrer, Prediger und Diakone. Die Schulen werden einzeln und mit der Auflistung der Lehrer, Direktoren und Kantoren vorgestellt. Zu den erwähnten Personen finden sich zumeist kurze topografische Angaben. Die Einwohnerschaft stellt den dritten Aspekt seiner Beschreibung dar. Hier finden Familien-, Tauf- sowie die Grundstücks-, Flur- oder Gutsnamen Eingang in das Werk. Zusätze, wie Informationen zu Vereinen, Stiftungen, Tracht und Bräuchen oder zu wirtschaftlichen Verhältnissen, sind ebenfalls in unterschiedlichem Umfang eingearbeitet und geben unter anderem einen Einblick in die materielle Volkskultur oder zeigen Potenziale für eine onomastische beziehungsweise dialektologische Analyse der Namensformen in der Lausitz auf.

Offensichtlich unterlagen die beiden letzten Teile von Mukas Werk zur Oberlausitz, die für die sächsische Landesgeschichte besonders interessant sind, einer stärkeren Standardisierung – weg von den tendenziell persönlichen Beschreibungen, wie sie im ersten Teil zur Niederlausitz zu finden sind. Eine vergleichende Auswertung der Statistik wird dadurch sicherlich erleichtert. Bisher hat das Zahlenmaterial beispielsweise Eingang in die historisch-statistischen Nachschlagewerke Sachsens (E. EICHLER/H. WALTHER (Hg.), *Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen*, 3 Bde., Berlin 2001; online abrufbar unter: <https://nbnresolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-158280>) oder in die lausitzischen Ortseinträge von Wikipedia gefunden. Allerdings fehlt bis heute eine ausführliche Rezeption dieses Werks, die über diese Quantifizierungen hinausgeht. Nach seiner Erstveröffentlichung wurde die Statistik auf polnischer und tschechischer Seite gelegentlich, im deutschsprachigen Raum dagegen praktisch kaum beachtet. In der Volkskunde und der Soziologie ist es weitgehend unbekannt, was auch der fehlenden deutschen Übersetzung zugeschrieben werden kann. Lorenz erleichtert mit der nun vorliegenden Neuauflage sowohl der Wissenschaft als auch dem übrigen interessierten Publikum den Zugang zur Statistik der Sorben. Für das Format der Veröffentlichung wurde deshalb ein „Mittelweg“ gewählt, wie es in der Einführung des Herausgebers heißt, und „Mukas Text als historischer Textkörper so nahe am Original belassen [...], wie möglich, gleichzeitig aber einige Spezifika der Buchfassung für eine bessere Orientierung im Buch angepasst“ (S. 11); Versehen in der Erstausgabe wie Verrechnungen wurden kenntlich gemacht, ein Kommentarapparat seitens des Herausgebers aber fehlt. Wie bereits beschrieben, wurden die drei Teile samt Anhängen zusammengeführt und auch die beiden Nachträge von 1896 und 1900 in einem vierten Teil gesondert mit aufgenommen (S. 481-516). Die Neuauflage ergänzt das Original um ein bis dahin fehlendes Inhaltsverzeichnis (S. 5-10) sowie eine Konkordanz der Ortsnamen (Deutsch, Sorbisch und Polnisch). Neben den editorischen Anmerkungen (S. 11-13) findet sich eine einordnende Einführung (S. 14-26). Anzumerken ist, dass der ursprüngliche Titel möglicherweise um einen erläuternden Untertitel erweitert hätte werden können, um dem vorherrschenden Bild einer ‚reinen‘ statistischen Darstellung entgegenzutreten und die Charakteristik der Publikation als umfassende Beschreibung der Lausitz deutlicher kenntlich zu machen. Die Publikation ist auch auf Sorabicon, dem digitalen Angebot des Sorbischen Instituts, zu finden (<https://www.sorabicon.de/statistik-der-sorben/>). Hier ergänzen drei Begleittexte – zur Konzeption des Werks, eine Auseinandersetzung mit Mukas Verständnis von den Begriffen „Sorbisches Volk“ und „Sorbische Kultur“ sowie ein Text zur Rezeption und Wirkungsgeschichte der „Statistika lužiskich Serbow“ – die vollständige Wiedergabe des Werks.

Mit der Neuauflage rückt Robert Lorenz die maßgebliche Arbeit eines der bedeutendsten Sorabisten wieder in den Blick der Forschung. Diese bemerkenswerte und spannende Quelle ist sowohl inhaltlich für die Kultur-, Sozial- und Geschichtswissen-

schaften als auch methodisch für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung interessant. Die Beschreibungen, aus denen nicht nur die Heimatforschung und Ortschronistik schöpfen können, geben Auskunft über das Leben in der Lausitz im 19. Jahrhundert und verdeutlichen den Einzug der deutschen Sprache in das Gebiet. So bleibt zu hoffen, dass Mukas ethnografische und historische Beschreibungen der Lausitz dank der deutschen Übersetzung endlich breit rezipiert und neue wissenschaftliche Analysen initiiert werden.

Dresden

Jens Klingner

HORST WOLFGANG BÖHME/CLAUS DOBIAT (Hg.), Handbuch der hessischen Geschichte, Bd. 5, Grundlagen und Anfänge hessischer Geschichte bis 900 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 63), Historische Kommission für Hessen, Marburg 2018. – X, 728 S., 153 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-942225-43-4, Preis: 48,00 €).

Den „Grundlagen und Anfänge(n) hessischer Geschichte bis 900“ widmet sich der nunmehr fünfte Band des Handbuchs der hessischen Geschichte und behandelt damit eine ungemein lange Zeitspanne von den ersten auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Hessen nachgewiesenen Menschen (*homo erectus*) bis zum Tode König Konrads I. (um 881–918). Gleichwohl decken im Vergleich dazu die bereits abgeschlossenen Handbücher zur bayerischen und baden-württembergischen Landesgeschichte in ihren jeweiligen Eröffnungsbänden sogar einen Untersuchungszeitraum bis ins 12. beziehungsweise 13. Jahrhundert hinein ab (A. SCHMID (Hg.), *Handbuch der bayerischen Geschichte*, Bd. 1, Teil 1, München 2017; M. SCHAAB/H. SCHWARZMAIER (Hg.), *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte*, Bd. 1, Teil 1, Stuttgart 2001), was sich nicht zuletzt auf das zur Verfügung stehende Quellenmaterial zurückführen lässt. Während jene maßgeblich von Historikerinnen und Historikern verantwortet wurden, waren für den hier zu besprechenden Band im besonderen Maße Archäologinnen und Archäologen federführend. Gleichzeitig profitiert das Werk von seiner mehr als 30 Jahre zurückreichenden Entstehungsgeschichte (S. VI). Auf Grundlage verbesserter Grabungs- und Datierungsmethoden konnten hierdurch zahlreiche neu ergrabene beziehungsweise neu interpretierte archäologische Funde und Befunde in die Darstellung miteinbezogen werden.

Die beiden mittlerweile emeritieren Marburger Hochschullehrer Horst Wolfgang Böhme und Claus Dobiak gliedern den Stoff in fünf Hauptkapitel, die jeweils über separate Inhalts- und Literaturverzeichnisse verfügen: Das erste Kapitel „Hessens Vorgeschichte von der Steinzeit bis zur Eisenzeit“, S. 1-246) von CLAUD DOBIAT und FRANK VERSE bietet zugleich einen Abriss über die Anfänge der hessischen Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin (S. 7-23); das zweite („Frühe ‚Germanen‘ in Hessen“, S. 247-270) von MICHAEL MEYER fällt aufgrund seines vergleichsweise engen thematischen Zuschnitts und geringen Umfangs etwas aus dem Rahmen. Im Anschluss behandeln MARGOT KLEE „Hessen in Römischer Zeit“ (S. 271-470) und HORST WOLFGANG BÖHME „Hessen in den Jahrhunderten zwischen Spätantike und Frühem Mittelalter“ (S. 471-633), das heißt vom ersten vorchristlichen Jahrhundert bis in die Zeit der Merowinger und frühen Karolinger. Der abschließend vom Leipziger Historiker MATTHIAS HARDT verantwortete Abschnitt „Hessen im Frühen Mittelalter“ (S. 635-713) kann nunmehr als einziger in einem größeren Umfang aus schriftlichen Quellen schöpfen. Von der mehr als 700 Druckseiten umfassenden Darstellung entfallen knapp 90 Prozent auf die durchweg reich bebilderten archäologischen Beiträge.

Neben fotografischen Aufnahmen von Artefakten und Grabungssituationen bieten sie bisweilen auch Rekonstruktionsversuche für Siedlungen, Gebäude oder Kleidung. Ein Ortsregister (S. 715-728) beschließt den Band.

Angesichts der Tatsache, dass sich noch 1866 mit dem Kurfürstentum Hessen (-Kassel), dem Großherzogtum Hessen(-Darmstadt), dem Herzogtum Nassau, dem Fürstentum Waldeck, der Landgrafschaft Hessen-Homburg und der Freien Stadt Frankfurt sowie den preußischen und bayerischen Exklaven Wetzlar beziehungsweise Bad Orb nicht weniger als acht Staaten das Territorium des heutigen Bundeslandes teilten, verwundert es kaum, dass sich die hessische Frühgeschichte in besonderem Maße durch ihre Heterogenität auszeichnet. Eine voneinander abweichende Entwicklung nahmen die einzelnen Teilregionen nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen naturräumlichen Voraussetzungen – fruchtbare Offenlandschaften (Wetterau) mit Weinanbau an Rhein und Main in Südhessen, zu weiten Teilen Wald- und Hügelland in Nord- und Osthessen. Dadurch besaß der süd- beziehungsweise südwestliche Landesteil zunächst die weitaus bessere Ausgangslage zur wirtschaftlichen und kulturellen Entfaltung, wovon insbesondere bedeutende Funde wie der sogenannte Keltenfürst vom Glauberg, eine lebensgroße Sandsteinstatue der Latènekultur, zeugen. Diese Region war in der Folge ungefähr deckungsgleich mit dem seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert zur römischen Provinz ‚Germania superior‘ zählenden Gebiet, während der vom Obergermanisch-Raetischen Limes abgegrenzte und verkehrsgeografisch deutlich schlechter gestellte Norden und Osten Teil der ‚Germania magna‘ blieben. Eine für den hessischen Raum überaus wichtige Rolle spielte zudem das römische und mittelalterliche Mainz, welches zunächst als Provinzvorort mit (Doppel-) Legionenlager, später als (Erz-)Bischofssitz über bedeutende zentralörtliche Funktionen verfügte.

Das Frühmittelalter unterdessen war geprägt von der Integration Hessens ins Frankenreich und einer Verringerung der starken Süd-Nord-Unterschiede, welche sich vor allen Dingen auf die christliche Mission und den Aufbau einer Kirchenorganisation zurückführen lassen. Ihren Ausgang nahmen diese Prozesse insbesondere mit den im 8. Jahrhundert erfolgten Bistums- und Klostergründungen der angelsächsischen Missionare Bonifatius und Lullus, sodass sich „am Ende des Zeitalters [...] bedeutende vorromanische Kirchenbauten nicht nur in Lorsch und Frankfurt am Main, sondern auch in Fulda und Hersfeld erhoben“ (S. 687). Als weiterer Höhepunkt dieser Entwicklung kann die Regierungszeit des ostfränkischen Königs Konrad I. (911–918) gelten, dessen Herrschaftsschwerpunkt an Lahn, Rhein und Main lag und der seine letzte Ruhestätte in der Fuldaer Klosterkirche fand.

In einer naturgemäß an (Schrift-)Quellen armen Zeit können die Autorin und die Autoren oftmals nur Schlaglichter auf vereinzelte Teilaspekte der behandelten Epoche werfen. Sofern Grabungsergebnisse und Forschungsstand jedoch weitergehende Rückschlüsse und Interpretationen zulassen, bieten sie durchaus differenzierte Einblicke in Siedlungs- und Herrschaftsverhältnisse, Wirtschaft und Gesellschaft sowie Kunst, Kultur und Religion. Die Gesamtdarstellung folgt im Wesentlichen der Chronologie, zum anderen werden unterschiedliche thematische und methodische Zugänge gewählt, was zwangsläufig zu einigen inhaltlichen Überschneidungen und Redundanzen führt. Im Zweifelsfall müssen die Nutzerinnen und Nutzer dieses Handbuchs je nach Forschungsinteresse folglich zwei oder mehr Kapitel konsultieren, um sich einen vollständigen Überblick zu verschaffen. Möchte man sich beispielsweise über die Verhältnisse in der Latènezeit oder das 8. Jahrhundert informieren, müsste man dementsprechend die von Verse und Meyer respektive von Böhme und Hardt verfassten Abschnitte zur Hand nehmen. Bei der Lektüre erweist sich indessen der zum Teil ausführliche Fußnotenapparat am Seitenende als hilfreich.

Ein ähnliches, interdisziplinär angelegtes Werk zur sächsischen (Früh-)Geschichte wäre wünschenswert, dürfte sich in Anbetracht der oftmals nur schwer zu kalkulierenden Unwägbarkeiten bei der Realisierung eines solchen Handbuchprojekts jedoch als nicht ganz einfach erweisen. Das Vorliegen dieser dickleibigen landeshistorischen Publikation über eine zu weiten Teilen schriftlose Zeit zeigt, dass für ein künftiges Handbuch der sächsischen Geschichte eine möglichst enge Kooperation mit der hiesigen Landesarchäologie erstrebenswert wäre, zumal in Sachsen durch das Fehlen früher geistlicher Zentren vom Range Fuldas, Hersfelds oder Lorschs die urkundliche und chronikalische Überlieferung des Frühmittelalters weitaus weniger dicht vorliegt.

Frankfurt/Main

Rico Heyl

PETER P. ROHRLACH, Historisches Ortslexikon für die Altmark (Historisches Ortslexikon für Brandenburg, Teil 12) (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. 68; Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung des Landes Sachsen-Anhalt, Reihe A: Quellen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, Bd. 23), 2 Bde., Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018. – XXXVII, 2 903 S., 1 Kt., geb. (ISBN: 978-3-8305-3743-4, Preis: 189,00 €).

Nach mehr als 60 Jahren findet mit dem Historischen Ortslexikon für die Altmark das Großprojekt eines Historischen Ortslexikons für Brandenburg seinen würdigen Abschluss. Ab 1962 erschienen insgesamt zwölf Bände, welche die Ortschaften und Wohnplätze des Gebiets der ehemaligen Provinz Brandenburg seit der hochmittelalterlichen Kolonisationszeit beziehungsweise seit Beginn der schriftlichen Überlieferung erfassen. In einer Phase, in der der Aufbau eines neuen staatlichen Archivwesens begann, entwarf Rudolf Lehmann ausgehend von seinem damals in Arbeit befindlichen Historischen Ortslexikon der Niederlausitz dieses Langzeitprojekt, welches dann 1957 an der Landesgeschichtlichen Forschungsstelle für Brandenburg begründet wurde. Lehmanns Verdienste um die Konzeption und die Umsetzung des Vorhabens in seiner Anfangsphase sind im Vorwort des ersten Bandes der Reihe nicht gewürdigt worden, da er 1964 die DDR verließ und im hohen Alter von 73 Jahren nach Marburg emigrierte. KLAUS NEITMANN widmet sich deshalb in seiner Einführung zum vorliegenden Band (S. VII–XVII) ausführlicher der Genese dieses Großvorhabens und Lehmanns Leistungen – ergänzend sei an dieser Stelle das Resümee seiner Verdienste für die brandenburgische Landesgeschichte in der im gleichen Jahr erschienenen Edition zu den Tagebüchern des Archivars erwähnt (K. NEITMANN, Rudolf Lehmanns archiv- und geschichtswissenschaftliche Forschung für Brandenburg 1945/49–1964. Vom Gelingen und Scheitern eines bürgerlichen Landesarchivars und Landeshistorikers in der frühen DDR, in: M. Gockel (Hg.), Rudolf Lehmann, ein bürgerlicher Historiker und Archivar am Rande der DDR, Berlin 2018, S. XV–XXXVIII).

Das am Brandenburgischen Landeshauptarchiv angegliederte Projekt eines Historischen Ortslexikons für Brandenburg wurde nach Lehmanns Weggang aus der DDR in erster Linie von LIESELOTT ENDERS vorangetrieben. Sie veröffentlichte sechs Bände über Prignitz (Bd. 1, 1962), Ruppin (Bd. 2, 1970), das Havelland (Bd. 3, 1972), den Teltow (gemeinsam mit MARGOT BECK, Bd. 4, 1976), den Barnim (gemeinsam mit Margot Beck, Bd. 6, 1980) und die Uckermark (Bd. 8, 1986). Die anderen Lexika brachten JOACHIM SCHÖLZEL zu Beeskow-Storkow (Bd. 9, 1989) und PETER P. ROHRLACH zu Zauch-Belzig (Bd. 5, 1977), Lebus (Bd. 7, 1983) und Jüterbog-Luckenwalde (Bd. 10, 1992) zum Druck. Im Anschluss legte Rohrlach gemeinsam mit Enders ein Register für alle bis dato erschienenen Bände vor (Bd. 11, 1995).

Mit der Bearbeitung der mittelmärkischen Landschaften und Kreise sowie der Niederlausitz durch Lehmann war das Projekt in seiner ursprünglichen Planung abgeschlossen. Der Initiative Friedrich Becks ist es zu verdanken, dass die westelbischen Gebiete der Mark, die bis 1806 zu Preußen gehörten, in dem nun vorliegenden Band folgen sollten. Für diesen zeichnete erneut Peter P. Rohrlach verantwortlich, der das Projekt bereits über einen langen Zeitraum begleitet hatte. Der offizielle Startschuss für das Vorhaben fiel 1990 mit einer, wie sich zeigen sollte, unrealistisch konzipierten Laufzeit von vier Jahren. In der Folge kam es zu Verzögerungen, nicht nur wegen der übrigen wichtigen Verpflichtungen Rohrlachs, der die Arbeit an dem Lexikon schließlich in seinem Ruhestand ehrenamtlich fortsetzte, sondern auch wegen der immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten bei der Aufarbeitung des weit verstreuten Archivguts. Nach einer 27-jährigen Bearbeitungszeit konnte das gewichtige Werk zur Altmark 2017 abgeschlossen werden. Eine Fortsetzung des Vorhabens mit der Bearbeitung der Neumark, also den ehemaligen Gebieten der Mark Brandenburg im heutigen Polen, sieht Neitmann in weiter Ferne, da die Rahmenbedingungen für diese langfristige Grundlagenarbeit nicht gegeben sind: Einerseits sei es schwer, engagierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für ein solch umfassendes Projekt mit einem absehbar langen Bearbeitungszeitraum zu finden, andererseits lässt die allgemeine Wissenschaftsförderung (mit ihren kurzfristigen Laufzeiten von nur drei Jahren) eine Bewilligung als undenkbar erscheinen (S. XVI). Auf polnischer Seite hat Edward Rymar bereits ein Ortslexikon für die Neumark erstellt, welches mit vier Gliederungspunkten zur Frühgeschichte, den Ortsnamen, verschiedenen chronologischen Informationen sowie zur Religion und Ethnizität anderen Kriterien als denen seines brandenburgischen Pendant folgt (E. RYMAR, *Słownik historyczny Nowej Marchii w średniowieczu*, 2 Bde., Chojna 2016).

Das von Peter P. Rohrlach vorgelegte Werk setzt sich aus der bereits erwähnten Einführung Neitmanns, zwei Vorworten des Leiters des Landesarchivs Sachsen-Anhalt DETLEV HEIDEN (S. XIX f.) sowie des Verfassers (S. XXI f.), einer erläuternden Einleitung zum Aufbau und zur Benutzung des Bandes (S. XXIII-XXXI), einem Siglenverzeichnis (S. XXXIII-XXXVI), einer Erklärung von 14 älteren Wörtern (S. XXXVII) und dem erschöpfenden Hauptteil mit den Ortsartikeln zusammen (S. 1-2567). Inhaltlich erfassen diese mehr als 1 000 seit dem hochmittelalterlichen Landesausbau namentlich überlieferte Ortschaften und Wohnplätze der Altmark in den Grenzen von 1686. Diese gehören heute nahezu ausschließlich zu Sachsen-Anhalt, mit Ausnahme der vier Orte Zwischendeich in Brandenburg sowie Gummern, Holtorf und Kapern in Niedersachsen. Die Artikel sind alphabetisch angeordnet und werden durch Verweise miteinander verknüpft. Der Aufbau folgt dem bewährten Zehn-Punkte-Schema der Vorgängerbände des Historischen Ortslexikons für Brandenburg: 1. Art und Verfassung der Siedlung einschließlich Gemeindegliederung zu mehreren Stichjahren; 2. Gemarkungsgröße, ebenfalls zu mehreren Stichjahren; 3. Siedlungsform auf Grundlage des zwischen 1767 und 1787 angelegten Schmettauschen Kartenwerks, welches das gesamte preußische Staatsgebiet östlich der Weser kartografiert; 4. Ersterwähnung des Ortsnamens; 5. Gerichtszugehörigkeit; 6. Herrschaftszugehörigkeit; 7. Wirtschafts- und Sozialstruktur; 8. Kirchliche Verfassung; 9. Baudenkmale mit verkürzten kunstgeschichtlichen Hinweisen auf Grundlage des Dehio, ergänzt durch ältere Denkmalsinventare, eigenen Erhebungen sowie weiteren Berichten; 10. Angaben zur Bevölkerung mit absoluten Zahlen zu bestimmten Stichjahren. Aus sächsischer Perspektive sei erwähnt, dass das Historische Lexikon für Brandenburg in seiner Anlage der historisch-statistischen Methode KARLHEINZ BLASCHKES beim ebenfalls 1957 vorgelegten Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen folgte. Die beiden Lexika unterscheiden sich allerdings in Gliederung, Erschließungstiefe und

damit vor allem im Umfang. Beim Historischen Ortslexikon für die Altmark umfassen die einzelnen Beiträge zu kleineren Dörfern zwei Druckseiten und mehr, die Städte Salzwedel (S. 1856-1887) und Stendal (S. 2138-2168) beanspruchen über 30 Druckseiten und sind damit die umfangreichsten Ortsartikel. Anders als beim Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen sind Siedlungsform und die Gemarkungsgröße (dort lediglich mit einer einzigen Angabe aus der Zeit um 1900) auf zwei Punkte verteilt, die Ersterwähnung wird in einem eigenen Punkt ausgewiesen (im Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen muss diese bisher aus der Auflistung der Ortsnamenformen erschlossen werden) und es sind die Informationen zur Gerichtszugehörigkeit sowie zu den Baudenkmalen aufgenommen worden. Einen wesentlichen inhaltlichen Unterschied stellen aber speziell die Punkte 6 und 7 dar, die beide unter Hinzuziehung umfassender Archivbestände neue Quellen zu den einzelnen Orten erschließen. Bei der Herrschaftszugehörigkeit wurden zu jeder Siedlung alle Grund- und Gutsherrschaften, Klöster und Stifte, Städte und die landesherrlichen Ämter bis zum Jahr 1945 ermittelt. Rohrlach strebte eine möglichst lückenlose Zusammenstellung der Besitzverhältnisse unter anderem mit Verkäufen und Verlehnungen sowie eine genaue Aufgliederung der einzelnen Besitzanteile innerhalb der Dörfer an. So wird ein genaues Bild der Besitzverteilung ermöglicht, das in einigen Fällen zu einer Sammlung von mehr als 100 verschiedenen Anteilen führt und weit über die Liste zur Grundherrschaft im Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen hinausgeht. Noch umfangreicher im Historischen Ortslexikon für die Altmark sind die Angaben zur Wirtschafts- und Sozialstruktur. Vom 12. Jahrhundert bis 2009 folgen in diesem Abschnitt mindestens zu einem Jahr pro Jahrhundert Angaben über die sozialen Schichten der Orte mit Hufen- und Häuserzahl, Feuerstellen, Getreide- und Viehbeständen, Mühlen sowie – ab dem 19. Jahrhundert – sehr detailliert über die wirtschaftlichen Gegebenheiten mit Häusern und Gewerbebetrieben. Zu den Städten finden sich ferner Erwähnungen als *castrum*, die Vergabe des Stadtrechts, die Datierung von Ratsordnungen sowie die Zusammenstellung verschiedener Innungen, der ziegel- und strohgedeckten Häuser, aber es werden auch die kriegerischen Besetzungen, Stadtbrände, Aufstände und vieles andere mehr festgehalten. Unter Punkt 7 sind ebenfalls alle Daten zu den Wüstungsprozessen der Ortschaften aufgeführt, deren Aufnahme bereits bei den Siedlungsformen erfolgt und die zudem durch ein Register der mittelalterlichen Wüstungen (S. 2611-2643) erschlossen werden. Es ist festzuhalten, dass den Wüstungen in Brandenburg deutlich mehr Beachtung als beim Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen geschenkt wurde.

Mit diesem kleinen Einblick in das Nachschlagewerk kann die inhaltliche Materialfülle nur angerissen werden. Die aufgenommenen Daten beruhen auf umfassenden Recherchen in einer Vielzahl von Archiven vor allem in Brandenburg und Sachsen-Anhalt; hervorzuheben sind insbesondere die beiden Landesarchive, die das Projekt unterstützten. Rohrlach strebte konsequent eine umfassende Erschließungstiefe und eine einheitliche Quellenaufnahme an, um die Vergleichbarkeit der einzelnen Ortsartikel zu gewährleisten, obwohl die Erschließung der Archivalien – auch durch die verschiedenen Verwaltungs- und Archivtraditionen mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten – Schwierigkeiten mit sich brachte. Gleichzeitig verwendete er gedruckte Editionen und (ältere) Literatur, die er mit seinen Forschungsergebnissen abglich und so Korrekturen und Ergänzungen vornehmen konnte. Exemplarisch können die nicht belegten Ersterwähnungen der Orte in der heimatgeschichtlichen Literatur angeführt werden, die der Autor durch die erste sicher bezugte Nennung präzisierete. Anhand eines 40-seitigen Verzeichnisses (S. 2569-2609) erhält man einen Eindruck vom beträchtlichen Umfang der verwendeten Quellenwerke und Literatur. Zu beachten ist speziell die nach den einzelnen Punkten gegliederte Aufstellung der hauptsäch-

lich archivalischen Quellen (S. 2592-2609). Darüber hinaus erleichtern ein Register der Orts-, Flur- und Familiennamen (S. 2645-2903) sowie eine Übersichtskarte der Altmark den Zugang zum Werk.

Historische Ortslexika lösen die statistisch-topografischen Nachschlagewerke des 18. und 19. Jahrhunderts ab. Allerdings hat sich der Anspruch an die modernen Ausgaben in den vergangenen Jahren durch die zunehmende Nutzung digitaler Angebote verändert. Nutzerinnen und Nutzer erwarten einen schnellen Zugriff und einen nahezu „tagesaktuellen“ Forschungsstand. Der Band zur Altmark ist wie die anderen elf Bände über die „eLibrary“ des Verlags online verfügbar (DOI: 10.35998/9783830522355). Es wäre sicherlich überlegenswert, das Historische Ortslexikon in eine digitale Datenbank zu überführen. Erstens könnte so der Zugriff noch zügiger erfolgen. Zweitens könnten Korrekturen und Ergänzungen (der Autor selbst hat auf Lücken hingewiesen), aber auch Aktualisierungen (speziell bei den älteren Bänden) vorgenommen und erweiternde Angebote verlinkt werden. Und drittens könnte die Aufarbeitung fehlender territorialer Räume schrittweise realisiert werden – nicht nur für die Neumark, sondern auch für die sich anschließenden und bisher nicht bearbeiteten sachsen-anhaltinischen Territorien. Hier sind die Forschungslücken groß. Liest man zudem Neitmanns Einleitung genauer, so verstärkt sich der Eindruck, dass eine Untersuchung des Projekts unter wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive – von der schwierigen Genese in der Zeit der DDR über die politische Wiedervereinigung bis zu den Usancen heutiger Wissenschaftsförderung – durchaus lohnenswert sein könnte.

Das Historische Ortslexikon für Brandenburg im Allgemeinen und das Historische Ortslexikon für die Altmark im Speziellen sind ein Nachschlagewerk von besonderem Format und bestechen durch die tiefe und breite Erschließung der Quellen. Die Bearbeiterinnen und Bearbeiter, speziell Peter P. Rohrlach, können für ihren Fleiß, ihre Akribie und auch ihr Durchhaltevermögen nicht hoch genug gewürdigt werden. Es handelt sich um eine Arbeitsleistung, die in der Forschungslandschaft Maßstäbe setzt und seinesgleichen sucht. Für die Forschungen zur Altmark beziehungsweise zur Mark Brandenburg eröffnet das vorliegende Werk viele neue Perspektiven der Analyse über die verfassungs-, siedlungs-, sozial-, wirtschafts-, kirchen-, kultur- und kunstgeschichtlichen Aspekte hinaus. Die sachsen-anhaltinische Landesgeschichte sowie die Heimatforschung werden von diesem Nachschlagewerk erheblich profitieren.

Dresden

Jens Klingner

ELISABETH GELDMACHER, NS-Raubgut. Zum Stand der Provenienzforschung in Sachsen (forschung+, Bd. 3), kultur.wissen.bilder.verlag, Dresden 2019. – 120 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-9814149-4-3, Preis: 29,90 €).

Fast 20 Jahre nach der Erklärung des Bundes, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz (Gemeinsame Erklärung), legt Elisabeth Geldmacher ihr Überblickswerk zum Stand der NS-Raubgutforschung in Sachsen vor und schließt damit ein Desiderat. Der vorliegende Band basiert zu einem Teil auf ihrer 2017 fertiggestellten Masterarbeit des Masterstudienganges Kultur & Management der Dresden International University.

Die Untersuchung ist bereits der zweite Band zur Provenienzforschung in der Reihe „forschung+“, die gesellschaftsrelevante Themen und wissenschaftliche Untersuchungen in einem verständlichen und anschaulichen Stil präsentieren will. Geldmachers Publikation erfüllt in vollem Umfang diese Anforderungen. Die methodisch

schlüssigen Ergebnisse der Studie werden sowohl grafisch als auch sprachlich ansprechend präsentiert. Dass NS-Provenienzforschung ein in Sachsen relevantes Thema ist, beweist die Aufnahme dieses Buches in das Programm der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung. Die Beschränkung der Umfragen auf den Museums- und Bibliotheksbereich unter Weglassung des Archivbereichs ist nachvollziehbar, bildet sie doch, gemessen an den bisher verwirklichten Provenienzprojekten in Sachsen und auch im bundesweiten Vergleich, die vorrangige Bedeutung von Museen und Bibliotheken für die Suche nach NS-Raubgut ab. Auch vier Jahre nach den zugrundeliegenden Umfragen stellt die Untersuchung dank der vorgenommenen Aktualisierungen den neuesten Stand der sächsischen Provenienzforschung dar und sollte sowohl von Interessierten als auch Fachleuten der sächsischen Kultureinrichtungen und deren Trägern zu Rate gezogen werden. Geldmacher legt das erste und bisher einzige Überblickswerk zu diesem Thema vor. Das Werk ist gut in die Forschung eingebunden. Für das Vorwort (S. 9) zeichnet die im Januar 2018 von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Bibliothekarinnen und Bibliothekaren gegründete AG Provenienzforschung in Sachsen verantwortlich, zu deren Mitgliedern auch Geldmacher zählt. Das Geleitwort stammt von GILBERT LUPFER (S. 10 f.), dem Leiter der Abteilung Forschung und wissenschaftliche Kooperation der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD) und zugleich wissenschaftlichen Vorstand der Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg sowie Betreuer der für das Kapitel fünf grundlegenden Masterarbeit.

Zunächst werden grundsätzliche Begrifflichkeiten allgemein verständlich aber präzise erklärt. Dazu gehören die Definition, die Aufgaben von Provenienzforschung und die verschiedenen Formen des Kulturgutverlustes (NS-Raubgut, Bodenreform und DDR-Unrecht, Beutegut und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten), welche mit bemerkenswert anschaulichen Fallbeispielen erläutert werden. Aufbauend auf diesem Wissen widmet sich die Autorin den derzeitigen Gegebenheiten der Provenienzforschung in Sachsen. Sie bietet zunächst eine Übersicht in drei Tabellen (spartenübergreifende Projekte, Projekte in Museen, Projekte in Bibliotheken) über die bis Ende März 2019 bereits abgeschlossenen beziehungsweise laufenden Provenienzprojekte in Sachsen. In der Praxis der Provenienzforschung verschwimmt oft die Grenze zwischen NS-Raubgut und anderen Formen des Kulturgutverlustes. Diese Unschärfe wirkt sich auch bei der tabellarischen Aufbereitung der sächsischen Provenienzprojekte aus. Zwei umfangreiche und durch das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst geförderte Projekte der SKD und der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden erscheinen hier, obwohl sie, wie es auch später im Text erläutert wird, die Bodenreform und DDR-Unrecht als Recherchegegenstand hatten. Trotz der Fokussierung der Verfasserin auf sächsische Museen und Bibliotheken wäre es dennoch wünschenswert gewesen, dass das einzige NS-Provenienzprojekt aus dem sächsischen Archivbereich Erwähnung findet (Staatsarchiv Leipzig: „Zur Rolle der Leipziger Versteigerungshäuser Klemm und Thiemig bei der Verwertung des Eigentums von Emigranten und deportierten jüdischen Bürgern im Zeitraum 1933 bis 1945“). Abgerundet wird der erste Teil des Werkes durch die Vorstellung der kulturpolitischen Strukturen sowie der Akteure, der Netzwerke, der Infrastrukturen und, in einem schlaglichtartigen Literaturüberblick, der Probleme der Provenienzforschung. Dabei wird der sächsische Fokus auf einen bundesweiten Blickwinkel erweitert.

Das fünfte Kapitel mutet wie ein zweiter Teil an, in dem die Akteure in der Provenienzforschung durch Interviews und Umfragen zu Wort kommen. Es enthält die Bestandsaufnahme der NS-Provenienzforschung in Sachsen, die via Auswertung von zwei Umfragen vorgenommen wird. Für die qualitative Erhebung wurden insgesamt

18 Personen durch problemzentrierte Interviews mit Interviewleitfaden befragt. Der Kreis der Interviewten beinhaltet dabei überwiegend Vertreter aus dem Museums- und Bibliotheksbereich (Institutionen, Verbände, Landesfachstellen), aber auch Exponenten von Verwaltungen (kommunalen wie ministeriellen). Für die quantitative Umfrage mit standardisierten Fragebögen wurden aus den sächsischen Museen und Bibliotheken mit Altbestand 60 Einrichtungen angeschrieben, von denen letztendlich 22 Einrichtungen, gleichwertig verteilt auf die beiden Bereiche, teilnahmen. Durch die gleichen Oberthemen der beiden verschiedenen Umfragen und die Zuordnung aller Antworten zu gleichen Themenkomplexen wurde die Vergleichbarkeit der Umfragen gewährleistet. Der Kapitelabschluss mit dem Vergleich der Umfragen, der Präsentation der gewonnenen Erkenntnisse und einem Ausblick auf die Entwicklungsmöglichkeiten in der sächsischen NS-Provenienzforschung nimmt in großen Teilen die Zusammenfassung vorweg.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, eine Übersicht der Interviewpartner, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Glossar (in dem meines Erachtens der Begriff „Beutegut“ fehlt) und ein Abbildungsverzeichnis runden den Band ab. Die Einbandgestaltung ist durchaus ungewöhnlich, aber gelungen ausgefallen. Die Schweizer Broschur nimmt im Leinenfäzels das Grün des zweifarbigen Covers wieder auf. Das Layout ist sehr gut umgesetzt. Die Seiten sind zweispaltig aufgebaut. In einer größeren Spalte steht der Fließtext, der mit wohlgesetzten und -proportionierten Abbildungen beziehungsweise in Kapitel fünf mit Diagrammen aufgelockert ist. In einer kleineren Spalte befinden sich die Bilderläuterungen der Illustrationen im Fließtext, kleinformatige Abbildungen und deren Bildunterschriften, sowie der kritische Apparat. Jedes Kapitel wird mit einer ganzseitigen Abbildung eingeleitet. Zusätzliche Auflockerung erfährt das Layout durch die Verwendung von Besitzlöschungs- und Zensurstempeln, die sich zum Beispiel auf den Seitenzahlen befinden. Das verbindende grafische Element ist ein aus einem doppelten Dreieck bestehender Zensurstempel, der sich auf dem Cover und in den einzelnen Kapitelüberschriften wiederfindet. Der Graudruck kommt lediglich bei zwei Kreisdiagrammen im fünften Kapitel, bei denen zwei Farben kaum zu unterscheiden sind, an seine Grenzen. Das gefällige und abwechslungsreiche Layout und ein gutes Lektorat sichern eine äußerst gute Lesbarkeit des Textes.

Auf 120 Seiten findet der Leser alles, was er über die Provenienzforschung im Allgemeinen und speziell in Sachsen wissen muss.

Kiel

Norman Köhler

ANNA KAMINSKY (Hg.), Museen und Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer der kommunistischen Diktaturen, hrsg. im Auftrag der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Sandstein Verlag, Dresden 2018. – 472 S., 238 meist farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95498-390-2, Preis: 29,00 €).

Wer sich in den letzten 15 Jahren mehr oder weniger mit der Aufarbeitung kommunistischer Diktaturen nach 1990 beschäftigt hat, wird sehr wahrscheinlich mal auf eine der mittlerweile zahlreichen Publikationen über Erinnerungsorte an Opfer kommunistischer Diktaturen gestoßen sein. 2004 hat die Stiftung für die Aufarbeitung der SED-Diktatur mit „Orte des Erinnerns“ in SBZ und DDR eine erste Dokumentation herausgegeben, die mittlerweile in der dritten Auflage vorliegt (A. KAMINSKY (Hg.), *Orte des Erinnerns*, Berlin 2016). Im Rahmen eines Projektes sind in den letzten Jahren unter anderem Publikationen zu Erinnerungsorten des Massenterrors 1937/38 in der Sowjetunion oder dem Holodomor 1932/33 in der Ukraine erschienen, um nur einige

zu nennen. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung erscheint die Konzeption des hier besprochenen Bandes geradezu folgerichtig. Die von Anna Kaminsky, Ruth Gleinig und Lena Ens erarbeitete Publikation widmet sich 119 Orten in 35 Ländern, die an die Opfer kommunistischer Diktaturen erinnern. Der vorliegende Band versteht sich als eine Dokumentation und möchte dazu beitragen, die Schicksale der Millionen Menschen, die Unrecht unter kommunistischer Herrschaft erlitten haben, in Erinnerung zu rufen (S. 9).

Am Beginn dieses Kompendiums steht ein dreiseitiges Geleit (S. 7-9), das ausgehend von der Oktoberrevolution 1917 die weltweite Ausbreitung kommunistischer Regime umreißt, auf einen allmählichen Wandel repressiver Methoden verweist und zugleich auf die teils erheblichen Unterschiede der einzelnen Diktaturen abhebt. Anschließend gehen die Autorinnen auf das öffentliche Erinnern nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Herrschaften in Europa ein, wie es, einhergehend mit Kontroversen, neben das Erinnern an den Holocaust trat. Nach einer Aufzählung der zahlreichen am Band beteiligten Personen schließt sich direkt der Hauptteil an, der sich in zwei sehr unterschiedlich lange Abschnitte gliedert. Der größte Teil des Bandes umfasst Erinnerungsorte in 27 Ländern mit kommunistischer Diktaturerfahrung, und der kleinere Teil nimmt Museen und Denkmäler in acht Ländern ohne kommunistische Diktaturerfahrung in den Blick. Jedes der Länder im ersten Abschnitt wird mit einem Text eingeführt, auf den die Dokumentation der Erinnerungsorte folgt. Diese Einleitungstexte bilden im Kern einen Abriss zur Geschichte des jeweiligen Landes unter kommunistischer Herrschaft. Sie konzentrieren sich dabei auf die angewandten repressiven Methoden im Zuge von Diktaturdurchsetzung und -stabilisierung, führen Opfergruppen an und benennen deren zahlenmäßige Dimension. In der Zusammenschau der Ländertexte sind Muster kommunistischer Gewaltpolitik erkennbar, werden doch immer wieder ähnliche Methoden beschrieben – von Zwangskollektivierung und Enteignungen über Verhaftungen und Deportationen in Lagerkomplexe bis hin zu (Massen-)Tötungen. Zugleich werden kulturelle Spezifika der beherrschten Länder ebenso deutlich wie ganz unterschiedlich ausgeprägte Repressionsmaßnahmen, was wiederum sehr unterschiedliche Folgen haben konnte. Neben der großen Hungersnot in der Ukraine 1932/33 sei hier Kasachstan als Beispiel angeführt, wo die kommunistische Herrschaft mit dem Nomadismus eine jahrhundertalte Tradition auslöschte. Die einführenden Texte thematisieren zudem Widerstand und Opposition und nehmen den Umbruch 1989/90 sowie die Zeit danach in den Blick. Hier vermittelt sich ein ambivalentes Bild, das vom friedlichen Übergang bis hin zu gewalttätigen Auseinandersetzungen und Kriegen reicht. Nicht selten konnten sich die alten Eliten an der Macht halten, was sich auf den Prozess der Aufarbeitung auswirkte, der dann häufig nur schleppend vorstättend.

Dieser Umstand wird im Band selbst recht anschaulich greifbar; denn in der sich an die Einführung anschließenden Dokumentation der Erinnerungsorte tauchen wiederholt Denkmäler oder Gedenkstätten auf, die erst in den letzten zehn, zwanzig Jahren entstanden sind. Insgesamt handelt es sich um eine Bandbreite von Museen und Gedenkstätten über einfache Gedenksteine und Markierungen bis hin zu großen Mahnmalen oder Skulpturengruppen, wobei die Anzahl pro Land von einem Ort bis zu 17 Orten (Russland, S. 288-331) schwankt. Der Dokumentationsteil ist reich bebildert, mit beschreibenden Texten versehen und, wo vorhanden, erfolgt der Verweis auf einen Internetauftritt. So vielfältig die Darstellungsformen des Erinnerns so unterschiedlich sind auch die Texte – sowohl in Länge als auch hinsichtlich inhaltlicher Schwerpunktsetzungen. Wird eingangs stets auf Initiatoren und Finanzierung hingewiesen, stehen im Folgenden mal die Gebäudegeschichte, mal die Inhalte eines Museums, mal Schilderungen historischer Ereignisse oder detaillierte Beschreibungen eines Denkmals im

Zentrum. Ganz im Sinne der intendierten Dokumentation sind auch immer wieder Inschriften in voller Länge und in Originalsprache samt Übersetzung abgedruckt. Zum Abschluss eines jeden Länderporträts werden eine Reihe vertiefender Literaturhinweise gegeben, die durch eine Auswahlbibliografie mit Überblickswerken am Ende des Bandes ergänzt werden.

Zu entdecken sind etwa auffallend monumentale Denk- und Mahnmäler in Polen – zur Erinnerung an die gefallenen Werftarbeiter 1970 (S. 250 f.) und an die streikenden Arbeiter des Posener Aufstandes 1956 (S. 254 f.) –, die beide bereits Anfang der 1980er-Jahre eingeweiht worden sind. In den vorgestellten Museen Äthiopiens (S. 41–43) und Kambodschas (S. 152 f.) begegnet man wiederum dem aus europäischer Perspektive ungewohnten Ansatz, sterbliche Überreste von Opfern auszustellen. Erwähnt sei nicht zuletzt das eindruckliche Mahnmahl für die Opfer der Hungerkatastrophe in Kasachstan, eine Skulpturengruppe, die in der Hauptstadt Astana steht und auch auf dem Cover des Bandes zu sehen ist (S. 162 f.). Denn hier wird deutlich, dass neben dem Wachhalten der Erinnerung an begangene Verbrechen und die Opfer bisweilen auch Bezüge zu nationalen Traditionen hergestellt werden. So verweist ein in die Gestaltung des Mahnmahls einbezogenes Scherengitter-Muster auf die Jurtendächer der kasachischen Steppenvölker, deren traditionelle nomadische Lebensweise durch die aufgezwungene Sesshaftmachung endete.

Bei Betrachtung des gesamten Bandes fällt auf, dass abseits der knappen Anmerkungen im Geleit keine weiteren Angaben zum Vorgehen bei der Erarbeitung der Inhalte gemacht werden. So ist etwa nichts über mögliche Fragestellungen zu erfahren, die den Einleitungstexten zugrunde liegen. Diese bieten zwar einen verständlichen Überblick und sind weitgehend einheitlich aufgebaut, vermitteln durch die Opfer-Täter-Dualität aber ein eindimensionales Bild von Diktaturen. Dass der Gegenstand des Bandes diese Perspektive bedingt und eine differenziertere Darstellung in der Kürze kaum möglich ist, versteht sich. Es könnte jedoch einleitend eine entsprechende Einordnung erfolgen, zumal die Einführungstexte einen großen Teil des Fließtextes ausmachen. Des Weiteren ist in den Einleitungen oftmals gerade jener Zeitabschnitt unterbelichtet, in dem die Erinnerungsorte entstanden sind. Hier wäre ein größerer Fokus auf erinnerungskulturelle Entwicklungen in den Jahren nach 1990 wünschenswert, wie dies etwa im Falle von Slowenien erfolgt ist (S. 143 f.). Da Kontroversen im Rahmen der Entstehung von Erinnerungsorten oft nicht ausbleiben und letztlich Teil des Aufarbeitungsprozesses sind, könnten etwaige Debatten durchaus mehr in die Texte zu den Erinnerungsorten einfließen. Dass die Beschreibungen der Erinnerungsorte mit ganz unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen erfolgen, ist positiv zu erwähnen, da dies beim Lesen für eine angenehme Abwechslung sorgt. Hin und wieder treten allerdings bei der Wiedergabe von historischen Ereignissen längere Wiederholungen zu den Einleitungstexten auf, die vermieden werden könnten. Auch mit Blick auf die Erinnerungsorte wäre eine Einordnung zu Beginn hilfreich; denn es erschließt sich nur selten, nach welchen Kriterien die Auswahl der Orte erfolgt ist oder ob überhaupt eine Auswahl getroffen werden musste.

Wenngleich hier eine dokumentarische Bestandsaufnahme vorliegt, schaden mehr Einordnungen und erinnerungskulturelle Reflexionen sicher nicht. Insgesamt aber handelt es sich um einen ansprechenden Band, der sehr abwechslungsreich und anschaulich den aktuellen Stand der Aufarbeitung widerspiegelt und dabei viele weiterführende Hinweise bereithält.

Dresden

Franz-Joseph Hille

Allgemeine Geschichte, Politische Geschichte, Verwaltungsgeschichte

LOTHAR GRAF ZU DOHNA, Die Dohnas und ihre Häuser. Profil einer europäischen Adelsfamilie, unter Mitwirkung von Alexander Fürst zu Dohna (†) und Ursula Gräfin zu Dohna, 2 Bde., Wallstein Verlag, Göttingen 2013. – 929 S., 253 Abb., Gzl. (ISBN: 978-3-8353-1237-1, Preis: 89,00 €).

Es war nicht schwer, für diese inhaltlich gewichtige und schön ausgestattete Geschichte eines Adelshauses einen jungen Rezensenten zu gewinnen. Schwierig und letztlich unmöglich gestaltete es sich dann aber, die Rezension zu erhalten, die auch nach jahrelangen Mahnungen ebenso wenig einging, wie das schließlich energisch zurückgeforderte Rezensionsexemplar. Zeitschriftenalltag, gewiss, Ärgernis für die Verlage, die noch gerne Besprechungsstücke abgeben, dafür aber auch erwarten dürfen, dass sich jemand mit ihren Büchern auseinandersetzt. Da in diesem Fall aber alle Bemühungen ins Leere liefen, habe ich mich als Mitherausgeber des NASG noch 2020 entschlossen, diese Besprechung nun selbst zu schreiben, – spät, aber besser als nie. Die Fertigstellung der Besprechung überschnitt sich dann leider mit der traurigen Nachricht, dass der Hauptautor dieses Werkes, Lothar Graf zu Dohna, am 9. März 2021 im Alter von 96 Jahren verstorben ist. Sein Nach-Nachfolger auf der Professur für mittelalterliche Geschichte, Gerrit Jasper Schenk, hat auf der Homepage des Instituts für Geschichte der TU Darmstadt einen informativen Nachruf veröffentlicht. Von 1971 bis 1989 hat Graf Dohna, der ein Schüler des Göttinger Mittelalterhistorikers Hermann Heimpel war, dort gelehrt. Wissenschaftlich bewegte er sich vor allem im Übergang vom Spätmittelalter und Reformation, profilierte sich als bester Kenner des Augustinereremiten Johannes von Staupitz, der ebenso wie Graf Dohna aus einer sächsischen Adelsfamilie stammte. Die Grafen von Dohna waren aber nicht nur ranghöher, sondern auch älter und vor allem viel weiter verbreitet, und nicht Sachsen, sondern vor allem Preußen, aber auch dieses nicht nur, sollte zum Wirkungsfeld dieser europäischen Adelsfamilie werden, die bis in die jüngere deutsche Geschichte eine Rolle spielte. Die beiden Bände sind Heinrich Graf zu Dohna, dem Vater des Verfassers gewidmet, der als Gegner des NS-Unrechtsstaates nach dem 20. Juli 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde.

Wie der Verfasser im Vorwort darlegt, entstand das Werk ursprünglich als eine Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler der Grafen zu Dohna für eine entsprechende Reihe des Herder-Forschungs-Instituts in Marburg, doch ließ sich dort die Drucklegung der nun zu einer umfassenden Familiengeschichte angewachsenen Darstellung nicht mehr realisieren, sodass der bestens ausgewiesene Wallstein Verlag in Göttingen zugegriffen hat. Die Konzeption der beiden Bände lässt die ursprüngliche Zielsetzung der Darstellung noch in der Anlage der drei Hauptteile erkennen. In dem mit Abstand umfangreichsten Teil A bietet Lothar Graf zu Dohna eine im Wesentlichen chronologisch angelegte Gesamtgeschichte der Familie („Die Dohnas in der Geschichte. Politisches, gesellschaftliches und kulturelles Wirken“, S. 27-663). In Teil B hat der Verfasser gemeinsam mit seinem Vetter Alexander Fürst zu Dohna die 27 Schlösser, Herrenhäuser und Stadtresidenzen vor allem in Preußen in historisch-kunsthistorischen Kurzbeiträgen vorgestellt (S. 667-814). Die Reihenfolge von Groß Kotzenau und Klein Kotzenau (beide Schlesien) über Sassen bis Grünwald (Ostprenen) richtet sich nach dem Zeitpunkt der Erwerbung beziehungsweise größerer Umbauten. Höhepunkt ist die Darstellung des großzügig angelegten Schlosses Schlobitten. Schließlich behandelt die Schwester des Verfassers, Ursula Gräfin zu Dohna, in Teil C die dohnaischen Gartenanlagen („Gartengestaltung im europäischen Zusammenhang“, S. 815-849), in dem Gärten der Renaissance und des Barock sowie Land-

schaftsgärten der Familie beschrieben und abgebildet werden. Mehrere Stammtafeln der weitverzweigten Familie runden das reich bebilderte Werk ab, das leider nur durch ein Personen- und Künstlerregister erschlossen wird, Orts- und Sachregister fehlen.

Lothar Graf zu Dohna hat die lange und komplexe Geschichte seiner Vorfahren nur bewältigen können, da er mit den beiden Bänden „nur das Haus in seiner Eigenart kennzeichnen, aber nicht dessen Geschichte flächendeckend beschreiben“ wollte (S. 28 f.). Dabei umspannt die Geschichte des „Hauses Dohna“ nicht nur neun Jahrhunderte, sondern auch tiefgreifende Statusveränderungen vom edelfreien Adel in den Grafen- und Herrenstand und schließlich teilweise sogar in den Fürstenstand, wenn auch erst 1900. Damit einher gingen zeitgeschichtlich bedingte Zäsuren, besonders einschneidend durch den Verlust der namengebenden Burggrafschaft 1402, den Weg ins Preußenland Ende des 15. Jahrhunderts, die Vertreibung der protestantischen Familie aus dem nunmehr katholischen Böhmen 1621 und den Verlust der besonders prägenden ostpreußischen Heimat 1945. Diese und weitere Zäsuren, aber auch Leitlinien der Familiengeschichte zeichnet Graf Dohna im ersten Kapitel des Werkes in sicheren Strichen nach.

Die sächsischen Bezüge bilden gewissermaßen den Auftakt der chronologischen Darstellung, denn im zweiten Kapitel über die Burggrafschaft Dohna (S. 37-96) werden die Herkunft der Familie aus Rotau (Großröda, westlich von Altenburg) im Bistum Naumburg (dort nachweisbar seit 1227), ihre Einsetzung als Burggrafen in Dohna an der Elbe (zwischen Dresden und Pirna) in der Stauferzeit, die Struktur von Burg und Herrschaft Dohna sowie das gewaltsame Ende der Burggrafschaft in der Dohnaischen Fehde 1400 bis 1402 dargestellt. Hinsichtlich der Herkunft der Familie argumentiert der Verfasser überzeugend und gegen Autoritäten wie Manfred Kobuch für ihren Ursprung aus Röda, hält es aber für möglich, dass auch Rötha (südlich von Leipzig) als jüngere Siedlungsgründung auf diese Herren von Röda zurückgeht. Die Entwicklung und Struktur der Burggrafschaft Dohna wäre gewiss noch weiterer Untersuchung wert, aber auch hier macht sich der Verfasser nicht von den scheinbar in Stein gemeißelten Lehrmeinungen sächsischer Landeshistoriker wie Karlheinz Blaschke abhängig, sondern stärkt die Thesen des Archäologen Reinhard Spehr über die maßgebliche Rolle des Reiches und damit der Burggrafen von Dohna bei der Gründung von Dresden und dem Bau der Elbbrücke. Schließlich bürstet der Verfasser die gängige, von Hubert Ermisch untermauerte Lesart von den Ursachen der Dohnaischen Fehde gegen den Strich und macht plausibel, dass Markgraf Wilhelm I. keineswegs zur Friedenswahrung gegen die Burggrafen von Dohna vorging, sondern ihre Herrschaft in der Mark Meißen mit Rückendeckung des böhmischen Adels zielgerichtet beseitigte. Angehörige des Hauses Dohna blieben in Sachsen bis zum Ende der Monarchie stigmatisiert, was daran ablesbar ist, dass sie in Dresden einen Aufenthalt polizeilich anzuzeigen hatten. Fortlebendes Mittelalter im Anstaltsstaat des 19. Jahrhunderts! Auch nach dem Ende der Burggrafschaft Dohna 1402 verschwanden die Dohnas nicht ganz aus dem mitteldeutschen Umfeld, wie die zeitweiligen Herrschaftsrechte von Familienangehörigen in der Oberlausitz und im Vogtland zeigen.

In der Frühen Neuzeit aber wurden Böhmen, Schlesien und vor allem Ostpreußen zum eigentlichen Feld, auf dem sich die Familie in zahlreichen Linien entfaltete, von denen letztlich nur die ostpreußischen Linien Reichertswalde, Schlobitten (hier ist der Autor einzureihen) und Schlodien bestehen blieben. So wurde die Familie lange Zeit als preußischer, genauer ostpreußischer Adel wahrgenommen, was aber eben nur die halbe Wahrheit ist. Mit seinem Anspruch, das „Profil einer europäischen Adelsfamilie“ zu liefern, hat der Verfasser dieses Bild erfolgreich korrigiert. Das Buch ist historisch fundiert (mit detaillierten Fußnoten, allerdings stets am Ende der Kapitel), ohne dass damit die gute Lesbarkeit geopfert wurde, es ist in der historischen Perspektive umfas-

send angelegt, aber nicht im Wortsinn „erschöpfend“. Mehr Fakten und Details bieten weiterhin die Bücher von SIEGMAR GRAF ZU DOHNA über die Donins und die Dohnas (Die Donin's, 4 Bde., Berlin 1876–1886). Wer anschaulich verstehen möchte, welche Rolle der Adel vom Hochmittelalter bis zur Moderne in Herrschaft und Politik, Gesellschaft und Wirtschaft, Militär und Kultur gespielt hat, wird hingegen die vorliegenden Bände mit Gewinn lesen, die keine Familien-, sondern Adelsgeschichte bieten: Von Dohna-Donin in die Welt!

Leipzig

Enno Bünz

**RAINER HÜNECKE (Hg.), Produzenten und Texte im städtischen und kanze-
larischen Kontext.** Stadtschreiber und (Stadt)Literaten. Beiträge der 9. Tagung
des Arbeitskreises Historische Kanzleisprachenforschung, 14. bis 16. September
2017 (Beiträge zur Kanzleisprachenforschung, Bd. 10), Praesens Verlag, Wien
2018. – 113 S., brosch. (ISBN: 978-3-7069-1011-8, Preis: 24,00 €).

Die Bedeutung der Stadtschreiber für die städtischen Kommunen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit kann nicht hoch genug bewertet werden. Die Stadtschreiber waren die wichtigsten städtischen Beamten, auch weil sie neben den jährlich wechselnden Ratskollegien ein stabiles Element der Administration darstellten. In ihrem Amt bündelten sich die Bedürfnisse einer immer stärker expandierenden Stadtverwaltung. Die Stadtschreiber legten nicht nur typisches Verwaltungsschriftgut an, sondern versuchten unter anderem auch wichtige Ratsbeschlüsse oder landesherrliche Ordnungen zu sammeln und zeichneten für die Nutzung im Rechtsalltag Ratssitzungen auf, verfassten Memoriale zu den Geschehnissen in den Städten oder sogar wichtige historio-
graphische Arbeiten. Damit waren sie über ihre Verwaltungstätigkeit hinaus wesentlich an der „städtischen Erinnerungsarbeit“ beteiligt.

Die Forschungen zu den Stadtschreibern seitens der historischen Landesge-
schichtsforschung stellen bisher ein großes Desiderat dar. Dagegen haben sich die
Sprachwissenschaft und die sprachgeschichtliche Forschung ihnen schon seit längerem
zugewandt. So fand 2017 in Leipzig die mittlerweile 9. Tagung des Arbeitskreises His-
torische Kanzleisprachenforschung statt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer frag-
ten zunächst nach den kanze-
larisch und literarisch tätigen Personen in den Städten und
im Anschluss daran nach der Rolle der Stadtschreiber und der Kanzlei für die Heraus-
bildung der frühmodernen Schreibsprachen. Der Begriff der „literarischen Tätigkeit“
wurde dabei als „nicht-kanze-
larisches Schreiben“ weit gefasst (Vorwort, S. 7). Die
anzuzeigende Publikation versammelt acht verschriftliche Beiträge dieser Veran-
staltung.

ALBRECHT GREULE beschäftigt sich im ersten Beitrag des Bandes mit den Stadt-
büchern als Quellen frühneuzeitlicher Literatur (S. 9-17) und lenkt dabei seinen Blick
auf die literarische Betätigung der Stadtschreiber sowie der Art der von ihnen hervor-
gebrachten „Literatur“. Dazu gehören sowohl die juristisch administrative Schriftlich-
keit, was den Historiker vielleicht überrascht, als auch die Geschichtsschreibung. Als
Beispiele zählt Greule Dichtungen, Übersetzungen sowie die Abfassung von Spielen
auf (S. 11). Die Charakteristik der in den Stadtbüchern niedergeschriebenen kommu-
nikativen Handlungen skizziert er am Beispiel des Gelben Stadtbuchs von Regensburg
(1370–1419). Das Festhalten von Rechts- und Verwaltungshandeln der Stadt in schrift-
lichen Akten bezeichnet er als Literatur, ordnet diese unter die „sozial bindenden“
sowie „legitimierenden und anleitenden Texte“ ein und verweist auf die Intertextuali-
tät dieser und anderer Texte, etwa bei den Rechtssammlungen (S. 15 f.). Am Beispiel

Thürings von Ringoltingen († 1483) untersucht KATHRIN CHLENCH-PRIBER Autografe, um Informationen über die Persönlichkeit ihres Verfassers zu erhalten (S. 19-39). Anhand von Verwaltungsschriftgut (Berner St.-Vinzenzschuldbuch, Landshuter Urbar sowie einer Schlafrodel – eine Art ‚Sicherheitskopie‘ eines Verzeichnisses der Güter und Besitzungen Thürings) zeigt sie, dass diese Quellen sehr wohl etwas über den Verfasser preisgeben, unter anderem seine familiären Netzwerke, seine Arbeitsweise oder sein verwaltungstechnisches Wissen. Beispielsweise dienen Selbstnennungen im Verwaltungsschriftgut dazu, amtliches Handeln zu dokumentieren und dieses transparent zu machen. JÖRG MEIER widmet sich in seinem Beitrag (S. 41-54) Liebhard Egkenfelder († 1456/57) und umreißt dessen Leben und beruflichen Werdegang mit den Stationen als Schreiber in Hainburg, als Stadtschreiber in Ödenburg (ung. Sopron) sowie als Notar in Pressburg (slo. Bratislava). Die biografische Skizze schließt mit einem Ausblick auf die Auswertung seiner mindestens 45 Bände umfassenden Bibliothek, die durch ein Bücherverzeichnis und sein Testament rekonstruiert werden kann.

Seit vielen Jahren beschäftigt sich RAINER HÜNECKE mit den kanzeleisprachlichen Texten Dresdens (unter anderem: Die Gerichtsbücher von Dresden, in: Sprachwissenschaft 41 (2016), S. 335-355; Kanzleisprache der Stadt Dresden, in: A. Greule/J. Meier/A. Ziegler (Hg.), Kanzleisprachenforschung, Berlin 2012, S. 457-473; Zur Syntax der beginnenden muttersprachlichen Schriftlichkeit. Am Beispiel der Urkunden der Stadt Dresden aus dem 14. Jahrhundert, in: L. Czajkowski/C. Hoffmann/H. U. Schmid (Hg.), Ostmitteldeutsche Schreibsprachen im Spätmittelalter, Berlin/New York 2007, S. 108-128). Im vorliegenden Beitrag untersucht Hünecke das Sprachhandeln Wolfgang Wolfers († nach 1538) (S. 55-68). Nach fünf Jahren im Amt des Dresdner Stadtschreibers trat dieser 1519 als Kaplan an der Dresdner Schlosskapelle in den Dienst Herzog Georgs des Bärtigen (1471–1539). In seiner Funktion als Stadtschreiber war Wolfer an der schriftlichen Niederlegung des sechsten Dresdner Stadtbuchs beteiligt und verfasste später als antireformatorischer Schriftsteller Streitschriften gegen Luther. Anhand dieser beiden Beispiele geht Hünecke der Frage nach, wie Schreiber in zwei verschiedenen kommunikativen Bereichen bei der Produktion von Schrifttexten handelten. Er zeigt auf, dass Wolfer als Stadtschreiber der kanzeleischen Tradition und als Theologe den Regeln der wissenschaftlichen Disputation folgte.

GISELA BRANDT wendet sich dem Rothenburger Stadtschreiber Thomas Zweifel († 1540) und seiner Chronik zu (S. 69-79), die sie einer Kommunikationsanalyse unterzieht. Im Mittelpunkt der Chronik steht der Bauernaufstand 1525. JÓZEF WIKTOROWICZ untersucht die Tätigkeiten der Krakauer Stadtschreiber außerhalb der Stadtkanzlei (S. 81-86). Er deutet unterschiedlich große Wirkungskreise der Schreiber an und hebt ihre Bemühungen hervor, die Kenntnis des deutschen Rechts durch Übersetzungen im Polen des 16. Jahrhunderts zu verbreiten. Die Stadtschreiber übten dadurch letztlich einen großen Einfluss auf die Rechtsprechung im Königreich aus. Ihre literarische Tätigkeit (hier im engeren Sinne gemeint) schätzt der Autor als „äußerst bescheiden“ ein (S. 85). ANNA JUST beschäftigt sich ebenfalls mit den Arbeitsbereichen von Stadtschreibern (S. 87-102). Der im deutsch-polnischen Grenzraum als Notar tätige Matthias Gutthäter-Dobracki der Jüngere (1625–1681) ließ sich nacheinander in mehreren schlesischen Städten nieder. Justs mit 16 Abbildungen ausgestatteter Beitrag zeigt das eindrucksvolle Œuvre Gutthäter-Dobrackis als Übersetzer, Lexikograf, Grammatiker, Pädagoge, Dichter und Schriftsteller. Der Großteil seiner Bücher sind Lehrwerke zum Erwerb der polnischen Sprache. Im letzten Beitrag des Bandes stellt LENKA VAŇKOVÁ insgesamt sechs Bittschriften der Bader und Barbieri sowie des Scharfrichters in der Kanzlei von Eger (tsch. Cheb) vor (S. 103-113). Ihrer Analyse zufolge resultieren die erkennbaren Unterschiede in den Schriften aus dem höheren sozialen Status der Bader und Barbieri gegenüber dem Scharfrichter.

Die einzelnen Beiträge der Publikation richten aus unterschiedlichen Perspektiven den Blick auf die Stadtschreiber und ihre Rolle bei der Schaffung von „Literatur“. Dadurch deckt der Band ein breites methodisches Spektrum ab und zeigt unterschiedliche Möglichkeiten auf, die verschiedenen Quellen auszuwerten. Gleichzeitig regt er zu weiteren interdisziplinären sprachgeschichtlichen, biografischen, historischen, philologischen und bibliotheksgeschichtlichen Forschungen an. Hervorzuheben ist an dieser Stelle, wie aufschlussreich insbesondere die Fragen nach Herkunft und Ausbildung sowie nach den verschiedenen Wirkungskreisen der Stadtschreiber sind. Wichtige Hinweise auf ihre verwaltungstechnischen Praktiken lassen darüber hinaus Untersuchungen zu den verwendeten Formel- und Formularbüchern erwarten, auch um die Frage zu beantworten, wie die Schreiber mündlich vorgetragene Verwaltungsakte schriftlich fixierten. Den vorliegenden Studien des Arbeitskreises Historische Kanzleiforschung ist zu wünschen, dass sie auch in den historischen Disziplinen Beachtung finden. Denn auch hier ist das Wirken der Schreiber in den städtischen Kanzleien stärker als bisher auszuleuchten und zu konturieren, um das stadteschichtliche Verwaltungsschriftgut – dessen Quellenwert von der Forschung aktuell stärker beachtet wird – angemessen kontextualisieren zu können.

Dresden

Jens Klingner

JOHANNES BURKHARDT, *Der Krieg der Kriege*. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 2018. – 296 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-608-96176-8, Preis: 25,00 €).

GEORG SCHMIDT, *Die Reiter der Apokalypse*. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, C. H. Beck, München 2018. – 810 S., 44 Abb., 3 Kt., geb. (ISBN: 978-3-406-71836-6, Preis: 32,00 €).

Soviel Fenstersturz war nie. Rund um dessen 400. Jahrestag im Jahr 2018 erschienen in schneller Folge neue Gesamtdarstellungen und Einzelbetrachtungen zum großen Krieg des 17. Jahrhunderts, den Johannes Burkhart in seinem Beitrag zur Diskussion gleichsam zum „Krieg der Kriege“ deklarierte. Die Liste aktueller Gesamtdarstellungen zum Dreißigjährigen Krieg ist lang, beginnend bei PETER H. WILSON (Stuttgart 2017), über CHRISTIAN PANTLE (Berlin 2017) bis HERFRIED MÜNKLER (Berlin 2017), um nur einige zu nennen. Vor allem Münklers Darstellung und Thesen wurden innerhalb der historischen Zunft besonders kritisch hinterfragt. Wenig überraschend, hatte Münkler doch den Fachhistorikern im Rahmen der Veröffentlichung seines Werks nur noch „antiquarisches Interesse“ am Dreißigjährigen Krieg unterstellt (ebd., S. 20 f.). So gesehen können sowohl Burkhards als auch Schmidts Veröffentlichung als eine Replik auf diese Herausforderung gelesen werden, auch wenn sie in wesentlichen Teilen bereits vor Veröffentlichung der Publikation Münklers entstanden sind. Letztlich haben Münklers Thesen, den Dreißigjährigen Krieg als „fernen Spiegel“ für die Klärung gegenwärtiger und zukünftiger Herausforderungen, beispielsweise für die Entwicklungen im Nahen und Mittleren Osten in jüngster Vergangenheit, mit der Methode der Analogie zu betrachten (vgl. ebd., S. 820-843), Schwung in die Diskussion gebracht und die Dichte der Veröffentlichungen zum Thema anlässlich des Jubiläums des Kriegsbeginns zusätzlich erhöht. Die hier zu besprechenden Werke der beiden Frühneuzeithistoriker Schmidt und Burkhart argumentieren im Kern damit, den Krieg des 17. Jahrhunderts vor allem in seiner spezifischen historischen Situation zu betrachten, bei allen offensichtlichen oder scheinbaren Analogien zu derzeitigen Entwicklungen und ohne Bindung an alte nationale Mythen und Narrative. Hierbei sind jedoch die

Ansätze der beiden höchst unterschiedlich, was sich nicht zuletzt im Umfang der beiden Publikationen niederschlägt.

Schmidt liefert mit seinem 810-seitigen Werk eine eher klassische Gesamtdarstellung. Zur Ergründung der Wurzeln des Konflikts holt er bis weit in die Vorgeschichte des Krieges aus und sondiert die Untiefen von der Renaissance bis zum Vorabend des Krieges (S. 11-151). Dies folgt der Prämisse Schmidts, der im Dreißigjährigen Krieg im Kern einen Konflikt um die rechte verfassungsmäßige Ausgestaltung des Reiches sieht, der durch dynastische Verbindungen und den Kampf um die Vormacht in Europa anreichert wird und damit seine epochale Dimension erhält. In erster Linie möchte er die nationale, preußenzentrierte Meistererzählung mit dem Dreißigjährigen Krieg und dem Westfälischen Frieden als dem deutschen Trauma und Tiefpunkt der Geschichte aufbrechen und der Frage nachgehen, ob der Krieg des 17. Jahrhunderts „mit aktuellen Problemen in eine erhellende Beziehung gebracht werden kann“ (S. 14). Seine Darstellung beginnt hierfür mit der Perzeption durch die Zeitgenossen. Der Autor führt bisweilen seine Erklärungen weit aus und bietet im Rahmen der Erzählung Exkurse an. Beispielsweise bringt er den Leserinnen und Lesern die Funktionsweise des Wallensteinschen Militärwesens näher und stellt gleichzeitig die allgemeine Entwicklung des Militärwesens jenes Zeitalters dar (S. 250-284). Dabei fördert er nur selten Neues zu Tage, stellt aber den derzeitigen Erkenntnisstand der Forschung vor. Dieses Vorgehen erleichtert das Verständnis der Zusammenhänge, wobei Schmidt einen eher analytischen Schreibstil pflegt, wodurch er geschickt Einzelschicksale einzuweben vermag. Infolgedessen „menschelt“ es weniger, als dies beispielsweise bei der von HANS MEDICK veröffentlichten, auf die Alltagsgeschichte abhebenden und auf Selbstzeugnissen basierenden „Detailgeschichte des Ganzen“ der Fall ist (Der Dreißigjährige Krieg, Göttingen 2018, S. 13). Schmidts Argumentationsstrang lässt sich sehr gut nachverfolgen. Er führt seine „Reiter der Apokalypse“ chronologisch durch den Krieg und nötigt den Leserinnen und Lesern durch die umfassenden Erklärungen kaum ab, auf profundes Vorwissen zurückgreifen zu müssen. Auf seinem Ritt folgt Schmidt der klassischen Aufteilung des Krieges in vier Phasen, wobei die Zeit zwischen den Prager Unruhen 1618 und dem Prager Frieden 1635 den Hauptteil seiner Ausführungen umfasst (S. 154-466). Die letzten 15 Kriegsjahre thematisiert er hingegen eher knapp (S. 467-546), bevor er auf den Frieden und die Kriegsbewältigung zu sprechen kommt (S. 547-671). Im Fazit greift er dann auch Interpretationen Müncklers auf und setzt dessen Schlussfolgerungen entgegen, dass diese der Wirklichkeit des 17. Jahrhunderts widersprechen (S. 688 f.). Vielmehr bricht er eine Lanze für den Westfälischen Frieden, der am Ende außer dem Papst praktisch keine Verlierer hatte übrigbleiben lassen. So bildete der Kontrakt noch gut 150 Jahre eine verfassungsmäßige Grundlage für das Alte Reich (S. 693-695). Bei dessen Interpretation tritt Schmidt schließlich für die Lösung von alten Mythen und von der Interpretation des Friedens als dem Tiefpunkt deutscher Geschichte ein (S. 695).

Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt auch Johannes Burkhardt im zweiten hier zu besprechenden Werk. Er plädiert dafür, dass der „Krieg in seinem oft andersartigen historischen Zusammenhang zu belassen“ sei (S. 12 f.), aber die Auseinandersetzung mit demselben für eine „historisch informierte Politikberatung“ in der heutigen Zeit von Nutzen sein kann. Dafür bedient er sich jedoch einer gänzlich anderen Herangehensweise als Georg Schmidt. Wie in seinem vielbeachteten Werk (J. BURKHARDT, Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt/Main 1992) publiziert der gebürtige Dresdner keine chronologische Erzählung dieses militärischen Konfliktes, den er aufgrund seiner schiereren Dauer und seiner großen Anzahl an Einzelkriegen als den „Krieg der Kriege“ bezeichnet (S. 10 f.). Er zielt vielmehr auf eine „Neuvermessung des Friedensproblems“ in systematischer Hinsicht, von der er sich einen wesentlich größeren Erkennt-

nisgewinn erwartet (S. 11). Burkhardt sucht also nach den Momenten des Krieges, an denen sich Chancen für einen Exit aus diesem Konflikt aufboten und gangbare Alternativen zum Krieg möglich gewesen wären. Der Blick liegt bei ihm somit auf dem wiederherzustellenden Frieden und nicht auf der Beschreibung des Krieges und seinen Ursachen (S. 237). Er verschließt sich in seinen Ausführungen dann auch nicht vor kontrafaktischen Gedankenspielen und lotet so die befriedenden Möglichkeiten im großen Krieg aus. Darauf hinarbeitend vermisst Burkhardt zunächst die Dimensionen des Krieges hinsichtlich seiner geografischen Ausdehnung (S. 18-25), der wechselseitigen Verstärkung der Bedrohung der Bevölkerung durch Gewalt, Hunger und Seuchen (S. 26-36) sowie der Einbeziehung potenzieller Risikogruppen wie Kinder, Frauen und Soldaten (S. 37-50). Danach folgen sieben Kapitel, in denen Burkhardt die Chancen eines anderen Ereignisgangs an Scheidepunkten des Krieges abwägt. Hierbei wird deutlich, weshalb dieser Band auch für die sächsische Landesgeschichtsschreibung von besonderem Interesse ist. So würdigt er die Verdienste der kursächsischen Diplomatie an mehreren Stellen, beispielsweise am Beginn des Krieges mit der Dresdner „Absage des Religionskrieges“. Kurfürst Johann Georg I. (1585–1656) stellte in diesem Zusammenhang mehrmals die politische Einheit des Reiches und die Befriedung desselben über konfessionelle Fragen, um Auswege aus dem Konflikt zu finden. So diskutiert Burkhardt die kursächsische Position beispielsweise, indem er das von Karlheinz Blaschke als vergebene Chance bilanzierte Projekt einer Annahme der böhmischen Wenzelskrone durch den sächsischen Kurfürsten auf seine Praktikabilität prüft (S. 97 f.). Neben der auf Ausgleich bedachten Person des sächsischen Kurfürsten stellt er dabei insgesamt die friedensfördernde Diplomatie des sächsischen Hofes und die Rolle der sächsischen Diplomaten heraus (S. 240-243).

Darüber hinaus bekräftigt Burkhardt einige seiner bekanntesten Thesen, etwa den Dreißigjährigen Krieg als einen Staatenbildungskrieg zu begreifen (S. 89-107); oder dass der Krieg den Weg für die stehenden Heere geebnet habe (S. 109-136). In diesem Zusammenhang lässt er etwa auch die von Bernhard R. Kroener geäußerten Einwände am Diktum des „stehengebliebenen Heeres“ zwar als bedenkenswert gelten, bleibt dennoch bei seiner Sichtweise (S. 111). In dieser Hinsicht erschließen sich also keine neuen Erkenntnisperspektiven. Auch verlangen den weniger fest in der Materie stehenden Leserinnen und Lesern die Sprünge in der Chronologie einigen Aufwand ab und stören den Lesefluss erheblich. Jedoch ist der von Burkhardt unternommene Blickwechsel, den Frieden und nicht den zuvorderst den Krieg in den Mittelpunkt zu stellen, die wesentliche Stärke des Bandes. Dabei kann er vor allem die Zeitfenster für Friedenschancen, die während des Krieges aufgingen und sich wieder schlossen, beziehungsweise die Rolle biologischer Zufälle sehr gut herausarbeiten. Sein kommentierter Quellen- und Literaturbericht (S. 267-295) bietet zudem die Möglichkeit einer tiefergehenden Einarbeitung in das Thema.

Beide Publikationen wissen auf ihre eigene Weise zu überzeugen, ohne aus dem Dreißigjährigen Krieg oder dem Westfälischen Frieden unmittelbaren Schlüsse oder gar Handlungsanweisungen für die Gegenwart abzuleiten. Schmidt liefert eine voluminöse und breit erklärende Gesamtdarstellung des Konflikts mit seinem Vor- und Nachlauf, Burkhardt eine andere Perspektive. Beide Autoren wissen mit ihrer profunden Expertise zu beeindrucken und bereichern dadurch die Literaturlandschaft zum Dreißigjährigen Krieg. Im Hinblick auf die sächsische Landesgeschichtsschreibung sollte vor allem Burkhardts wohlwollende Interpretation der kursächsischen Diplomatie tiefer untersucht werden, gepaart mit einer modernen Biografie zum sächsischen Kurfürsten Johann Georg I., welcher den gesamten Krieg über die Geschicke Sachsens in seinen Händen hielt.

Dresden

Torsten Schwenke

JOACHIM KRÜGER, Der letzte Versuch einer Hegemonialpolitik am Öresund. Dänemark-Norwegen und der Große Nordische Krieg (1700–1721) (Nordische Geschichte, Bd. 13), LIT Verlag, Münster 2019. – 537 S., brosch. (ISBN: 978-3-643-14480-5, Preis: 74,90 €).

Obgleich der „Große Nordische Krieg“ zweifellos zu den wichtigsten Ereignissen des 18. Jahrhunderts in Nord- und Ostmitteleuropa zählt, fehlt bis heute eine umfassende Darstellung. Hier setzt die Arbeit von Joachim Krüger an. Er will die Geschichte dieses „Stiefkinds der modernen historischen Forschung“ (S. 12) neu erzählen und legt dabei ganz bewusst den Fokus nicht auf die bereits bekannte Erzählung des Krieges als der vom Ende der schwedischen Großmacht, sondern er wählt den politischen und militärischen Behauptungskampf der dänisch-norwegischen Monarchie zu seinem Hauptgegenstand. Obgleich er den militärgeschichtlichen Schwerpunkt seiner Arbeit nicht verleugnet, legt er doch zu Beginn seiner Ausführungen Wert darauf, dass er keine „traditionelle militärgeschichtliche Studie mit einem rein operationsgeschichtlichen Zugang“ (S. 13) geschrieben habe. Ihm geht es vor allem um das Ausloten der „Handlungsspielräume“ des dänischen Königs im Kampf gegen Schweden. Zudem bemüht er den mittlerweile schon lange etablierten Begriff der „military revolution“ (eigentlich „revolution in military affairs“), der von Michael Roberts 1956 eingeführt und von den Arbeiten Geoffrey Parkers in den 1980er-Jahren weiterentwickelt wurde. Dazu gehört im Wesentlichen die Interpretation des vormodernen Staates als einen „Kriegsstaat“ und dies als Ergebnis des durch die Forschung festgestellten engen Zusammenhangs zwischen Staatsbildung und Kriegsverdichtung. Diese beiden vom Autor formulierten theoretischen Ansätze – der Fokus auf die „Handlungsspielräume“ (und Handlungsdynamiken) von politischen Akteuren sowie das Grundverständnis des Zusammenhangs von Kriegsführung und Staatsbildung („military revolution“) – werden indes nur äußerst knapp skizziert und mit Blick auf die anschließenden Ausführungen weder vertieft noch erkennbar systematisiert und analysiert.

Was folgt, das sind insgesamt 16 Kapitel, die chronologisch die Ereignisse des Krieges einschließlich einer knappen Vorgeschichte bis zum Friedensschluss von 1721 darstellen. Diese Erzählung lässt insgesamt nichts zu wünschen übrig, wenn es um die ereignisgeschichtliche Erschließung des Großen Nordischen Krieges geht – kein Vertrag und kein Notenwechsel bleiben unerwähnt, kein Gefecht und keine militärische Operation ungenannt. Was zu bemängeln ist, ist jedoch das weitgehende Fehlen einer über den ereignisgeschichtlichen Erzählstrang hinausgehenden Fragestellung. In den kurzgefassten Eingangskapiteln wird zwar in Umrissen deutlich, dass es dem Autor vor allem um die Frage geht, wie es Dänemark-Norwegen gelang, aus dem Krieg als siegreiche Macht hervorzugehen – doch eine tragfähige präzise Fragestellung oder eine echte wissenschaftliche These werden daraus nicht entwickelt.

Die in einem Abschlusskapitel zusammengetragenen Ergebnisse sind denn auch recht allgemeiner Art. Der Krieg habe dem Ostseeraum „tiefgreifende territoriale Verschiebungen gebracht“ (S. 470), Schweden und das mit ihm verbündete Schleswig-Holstein-Gottorf seien als eindeutige Verlierer aus dem Krieg hervorgegangen. Und Dänemark-Norwegen? Die Erkenntnisse beschränken sich darauf, dass die Monarchie mehr Ressourcen aufwenden musste als andere Verbündete, sich hingegen ihre strategische Gesamtlage durch die schwedischen Gebietsverluste 1721 „deutlich verbessert“ hatte. Krüger betont die starke Abhängigkeit Dänemark-Norwegens von seinen Verbündeten, insbesondere von den beiden Seemächten, sowie den Einfluss des Spanischen Erbfolgekrieges auf die dänischen Handlungsspielräume. Er resümiert, dass die dänisch-norwegische Monarchie bereits „um 1700 keine führende militärische Macht

mehr gewesen“ sei (S. 475) und widmet einige Zeilen dem persönlichen Regierungsstil König Friedrichs IV. von Dänemark – dies alles allerdings, ohne dass auf einleitende Gedanken oder Zwischenergebnisse des Hauptteils aussagekräftig referiert wird. Der Leser wird nun vielleicht noch einmal die 16 Kapitel des Haupttextes Revue passieren lassen und mag sich an die eine oder andere verstreut untergebrachte Erkenntnis erinnern, die in die Zusammenfassung letztlich eingeflossen sein mag. Hier macht sich aber vor allem ein eklatanter Mangel der Arbeit bemerkbar: Ganz entgegen der eingangs vom Autor selbst formulierten Absage, eine rein ereignisgeschichtliche Darstellung zu schreiben, ist eben genau das über 400 Seiten der Arbeit der Fall. Es gibt auch in den Kernkapiteln keine Zwischenresümées, keine thematischen Schwerpunktsetzungen abseits der engeren Ereignisgeschichte, es fehlen strukturelle Analysen zum Beispiel der militärischen oder politischen Organisation der Kriegsgegner – vor allem ein systematischer Vergleich mit Schweden hätte nahe gelegen. Wichtige Erkenntnisse, die der Autor zutage fördert, verschwinden buchstäblich im Fluss der ausufernden chronologischen Erzählung. Die zum Teil äußerst inhaltsschweren Fußnoten zeigen dabei bisweilen den Charakter eines ausgedehnten Koreferates zum eigentlichen Fließtext der Darstellung. Auf Karten wurde gänzlich verzichtet, dabei hätten sich gerade diese für dieses Thema mehr als einmal angeboten. Die hier und da in der ereignisgeschichtlichen Darstellung anklingende Bedeutung des Seekrieges drängt sich doch geradezu für grafisch visualisierte Vergleiche der militärischen Ressourcen auf, ebenso wie die verstreuten Ausführungen zu den Kriegsfinanzen der Kriegsparteien. Das wäre ein adäquates Mittel gewesen, Ergebnisse gut sichtbar festzuhalten, die dann ein wesentlich tragfähigeres und aussagekräftigeres Ergebniskapitel ermöglicht hätten.

Joachim Krügers Verdienst ist es, eine im Ganzen gut lesbare, deutschsprachige Geschichte des Großen Nordischen Krieges verfasst zu haben, die wenig auf primäre Archivquellen und stark auf die breite Basis älterer bis neuester Werke der Sekundärliteratur aufbaut. Es wird eine Arbeit bleiben, auf die derjenige verlässlich zurückgreift, der eine kompakte ereignisgeschichtliche Darstellung des Großen Nordischen Krieges benötigt. Grundlegend neue Erkenntnisse allerdings hält die Arbeit aber nicht bereit und da eine klar erkennbare (und damit hinlänglich beantwortete) Fragestellung über das „Wie ist es gewesen?“ hinaus fehlt, kann dies auch nicht anders der Fall sein. Was allerdings überrascht: die Arbeit ist eine Habilitationsschrift.

Kiel

Jan Schlürmann

BIRGIT ASCHMANN (Hg.), Durchbruch der Moderne? Neue Perspektiven auf das 19. Jahrhundert, Campus Verlag, Frankfurt/Main 2019. – 333 S., brosch. (ISBN: 978-3-593-51087-3, Preis: 29,95 €).

Der vorliegende Sammelband ist das gelungene Ergebnis einer Ringvorlesung, die im Sommersemester 2018 an der Humboldt-Universität zu Berlin gehalten wurde. Im Mittelpunkt steht eine Annäherung an das Phänomen und die Epoche der frühen Moderne (1789–1914) aus verschiedenen Blickwinkeln. Das Kollegium derjenigen, die ihren Vortrag als einen der zwölf Aufsätze für den Band beigesteuert haben, repräsentiert thematisch und regional ein breites Spektrum aus dem geschichtswissenschaftlichen universitären Oberbau. Aus landesgeschichtlicher Sicht offenbart der Band hier freilich eine Fehlstelle, die als Weckruf und Aufforderung gelesen werden sollte, disziplinäre Defizite ernst zu nehmen und durch innovative Methodik zu überwinden. Landesgeschichte muss „Moderne-tauglich“ werden, wenn ihre Stimme im Diskurs gehört werden soll.

In ihrer Einleitung (S. 7-28) ruft die Herausgeberin das allgemeine Desinteresse am 19. Jahrhundert in Erinnerung, das noch vor etwa 20 Jahren die Geschichtswissenschaft heimgesucht hatte. Abgegrast erschien diese Epoche europäischer Geschichte, die retrospektiv zu lange als Spiegelbild nationaler Narrative und Sonderwege gedient hatte. Inzwischen haben ‚Cultural‘ und ‚Postcolonial turn‘ einiges dazu beigetragen, die Beschäftigung mit der frühen Moderne wieder attraktiv zu machen. Viel stärker als zuvor wird das 19. Jahrhundert heute als eine Epoche der Widersprüche verstanden. Insofern kann der Band als eine aktuelle Einstiegslektüre gesehen werden, um sich mit ausgewählten Forschungsperspektiven der letzten Jahre vertraut zu machen. Der Titel und das mit Industrieabgasen und Windkraftwerken verformte Gemälde von Casper David Friedrich auf dem Buchcover machen deutlich, dass die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen hier eine, wenn auch nicht die zentrale Rolle spielt. Aschmann zeigt die Bandbreite der gewählten Zugänge auf: Räume der Moderne, Anfangs- und Endpunkte des – nach Hobsbawm zumeist als „lang“ gedachten – 19. Jahrhunderts von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg und die jeweiligen Binnenzäsuren, das Verhältnis von Tradition und Innovation, der Fortschrittsoptimismus und alternative Deutungsmuster, sowie die Frage nach der Relevanz dieser Epoche für die heutige Zeit bilden das theoretische und erkenntnisleitende Grundinstrumentarium des Werks.

Im ersten Beitrag setzt UTE PLANERT bei der Napoleonischen Ära an (S. 29-55). Gemeinsam mit den Jahren der Französischen Revolution stelle diese „ein entscheidendes Scharnier“ (S. 48) im Übergang zur Moderne dar. Die französische Herausforderung habe eine Modernisierung des gesamten europäischen Kontinents evoziert. Geopolitisch verschoben sich die Gewichte zugunsten Großbritanniens, das mit dem Sieg über den französischen Nachbarn die starke politische und ökonomische Position des Empire bis weit ins 20. Jahrhundert hinein festigte. Die Ära der Koalitionskriege wird ferner als die Geburtsstunde moderner europäischer Friedensdiplomatie und des Gleichgewichts der fünf Großmächte verstanden.

Als ein monarchisches Jahrhundert definiert der Beitrag von MONIKA WIENFORT das 19. Jahrhundert und relativiert damit gängige Narrative, welche die bürgerliche Emanzipation als primären Erklärungsansatz für soziale Entwicklungen bemühen (S. 56-82). Die Autorin geht den Ursachen für das Erfolgsmodell der Monarchie auf den Grund, indem sie deren Reformfähigkeit prüft. So gelangen einerseits traditionelle Legitimationsstrategien wie das Gottesgnadentum, andererseits auch neue Formen der Selbstbehauptung in den Blick: Die Öffnung der Monarchie für Formen des Konsums und der Unterhaltung, die Bindung nationaler Eliten durch Heirat und die „Feminisierung der Monarchie“ (S. 68) waren Grund für die integrative Wirkung der Staatsform. Schließlich geht Wienfort auf die Ursachen für das Scheitern der Monarchie in Mitteleuropa ein.

BIRGIT ASCHMANN greift den ‚Emotional turn‘ auf, um die Vorzüge einer Geschichtswissenschaft zu skizzieren, die den Einfluss von Gefühlen auf historische Strukturen und Ereignisse berücksichtigt (S. 83-118). Nach einer Einführung in die Genese konzeptueller Leitbegriffe werden die „emotional regimes“ um 1800 erläutert, nachfolgend die Emotionen „Hass“ und „Wut“ am Beginn des 19., 20. und 21. Jahrhunderts untersucht. Ferner wird „Ehre“ als Leitgedanke des 19. Jahrhunderts in der politischen Geschichte sichtbar gemacht. Aschmann entwirft in Abgrenzung zu kanonischen Werken von OSTERHAMMELS „Die Verwandlung der Welt“ (München 2009) ein emotionsgeschichtliches Phasenmodell der Moderne, wobei die Motivation für die Setzung der Binnenzäsuren zum Teil noch stärkere Aufmerksamkeit verdient hätte.

In sehr gelungener Weise zeichnet der Beitrag von HEINZ-GERHARD HAUPT und DANIEL SCHÖNPFLUG die Geschichte des politischen Attentats im 19. Jahrhundert

nach (S. 119-146). Dabei wird eine gewisse Vergleichbarkeit zwischen den europäischen Staaten geschaffen und die Französische Revolution einmal mehr als Petrischale für neue Formen politischer Gewaltkommunikation untersucht. Auch der terroristische Anarchismus wird einbezogen, generell verfolgen die Autoren einen integrativen Ansatz von terroristischer Gewalt seit dem Beginn der Moderne bis in die heutige Zeit.

Die seit den späten 2010er-Jahren immer wieder aufflammende Burkini-Debatte über das Tragen von weiten Kleidern an öffentlichen Stränden nimmt REBEKKA HABERMAS zum Anlass, „die Erfindung des Säkularen“ (S. 147) und dessen Verhältnis zum Religiösen zu verhandeln (S. 147-170). Am Beispiel von atheistischen Vereinen und populären Zeitschriften wie der „Gartenlaube“ geht Habermas der Frage nach, wie die Grenze zwischen beiden Sphären gezogen und verwischt wurde. Deutlich wird, dass „das Säkulare“ nicht durch die Abwesenheit des Religiösen, sondern erst durch Akte des ‚Genderings‘ und der Verräumlichung im westlichen Kulturkreis Tiefenschärfe erhält. Der Kulturkampf, Antisemitismus und die Islamdebatte um 1900 dürfen hier als emotional geladene Konfliktfelder im Deutschen Kaiserreich gelten, die gleichwohl selten klare Verhältnisse hervorgebracht haben.

ANGELIKA SCHASER spürt den Wurzeln jener Geschlechterordnung nach, die sich im 19. Jahrhundert im Diktum natürlicher Verschiedenheit und weitgehend getrennter Lebenswelten von Mann und Frau etablierte und mit deren Langzeitfolgen auch unser Jahrhundert noch immer hadert (S. 171-198). Ausgehend vom Bildungsweg, welcher der Vorbereitung auf eine definierte, aber kaum real erfüllbare Rolle im binär strukturierten Geschlechterleben diene, konzentriert sich die Autorin auf die Zusammenführung bevölkerungsstatistischer Entwicklungslinien und biografischer Fallbeispiele. Schaser rechnet Frauen den gesellschaftlich marginalisierten Gruppen des Deutschen Kaiserreichs zu und zeigt anhand zeitgenössischer Bildmedien wie den „Lebenstreppechen“ eindrücklich auf, wie omnipräsent idealisierte Geschlechterrollen in der Populärkultur waren.

Der Beitrag von ANDREAS FAHRMEIR gibt zunächst einen Überblick über die europäischen Revolutionen des langen 19. Jahrhunderts (S. 199-217). Aus ihnen habe zunächst die Politik und dann auch die Geschichtsschreibung jene Bilder und Narrative der Modernisierung gezogen, die im heutigen Bewusstsein nachhallen. Der Autor entwirft ferner eine Reihe interessanter Forschungsperspektiven, die neue Erkenntnisse für Sozial- und revolutionäre Ereignisgeschichte versprechen.

JÖRN LEONHARD widmet sich den Fragen von Verfassung und Liberalismus (S. 218-251). Vor allem Frankreich und Großbritannien, aber auch Deutschland, Italien, Belgien und die USA werden in den Blick genommen und im Spannungsfeld von Revolution und Reformfähigkeit verortet. Das 19. Jahrhundert definiert Leonhard als „Epoche der Erwartungsüberschüsse“, geprägt durch die „Erfahrung einer immer wieder neu in Frage gestellte[n] Erwartungssicherheit“ (S. 244). Gleichzeitig konstatiert er die Adaption revolutionärer Praktiken und deren Indienstnahme durch Staatspolitiker des liberalen bis konservativen Spektrums. Der Erfüllung liberaler Kernforderungen des 19. Jahrhunderts stehe hingegen die Entkonkretisierung und parteipolitische Heimatlosigkeit des Liberalen in der heutigen Zeit gegenüber.

Die urbane Seite des 19. Jahrhunderts untersucht der Aufsatz von FRIEDRICH LENGER (S. 252-270). Der Autor unterlässt klugerweise den Versuch einer erschöpfenden Gesamtschau und bietet vielmehr anhand der Kernbegriffe Heterogenität, Modernität und Konflikt mögliche Zugänge zum Verständnis der europäischen Stadt. So ist dann auch bei aller Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Verhältnisse (groß-)städtischer Lebenswelten Lengers Adaption der „restringiert liberalen Moderne“ (S. 260), die er vom Soziologen Peter Wagner übernimmt, einleuchtend und kann als konzeptuelle Klammer dienen, bietet darüber hinaus aber wenig Neues.

ANDREAS ECKERT gibt einen Einstieg in die Globalgeschichte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs (S. 271-292). Hierbei rekurriert er insbesondere auf die Außenwahrnehmung Europas in asiatischen und afrikanischen Diskursen. Ferner wird die Mobilität als ungleich verteilte Chance und Parameter auf dem intra- und transkontinentalen Arbeitsmarkt vorgestellt, der seinerseits in national reglementierte Fragmente zerfällt. Schließlich sei die Ablösung der Sklaverei durch als „frei“ deklarierte Lohnarbeit unter Sklaverei ähnlichen Bedingungen sowie die asymmetrischen Wirtschaftsbeziehungen zwischen Europa und (vormals) kolonialisierten Regionen ein zentrales Merkmal der Epoche.

Die einzige klassische Fallstudie im Band stellt der Beitrag von ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN zum indischen Fürstentum Baroda um 1900 dar (S. 293-309). Die Autorin begibt sich anhand der Regentschaft von Fürst Rayaji Raos III. (1881-1939) auf die Suche nach der „lokalen Moderne“ (S. 295). Das theoretische Grundgerüst bedient sich in den ‚Postcolonial studies‘ und darf als ebenso stimmig gelten wie der methodische Ansatz. So wird der Fürst als Zentralakteur einer staatlich verordneten Modernisierung erkannt, die sich ganz wesentlich aus den Erkenntnissen speiste, die jener auf Reisen durch Europa, die USA und Japan im Austausch mit Intellektuellen vor Ort gewann. Mehr noch: ‚Moderne‘ wurde in der reibungsvollen Auseinandersetzung mit der britischen Kolonialmacht eine Chiffre der Abgrenzung und der lokalen, patriarchalischen Durchsetzung von Reformen.

DIETER LANGEWIESCHE beschließt den Band mit dem Versuch einer grundsätzlichen Einordnung des 19. Jahrhunderts (S. 310-328). Zu diesem Zweck bezieht sich der Autor auf den französischen Philosophen Alain Badiou, der das 19. „ein voluntaristisches Jahrhundert“ (S. 310) nennt. Diesem Urteil schließt sich Langewiesche mit Blick auf die revolutionäre Rahmung und Prägung des Säkulum, aber auch auf die zeitgenössische Erkenntnis der Gestaltbarkeit von Geschichte und Zukunft an. Doch auch die konzipierte Neurohistorie nach Daniel Lord Smail wird als noch nicht erschöpftes Arsenal verstanden, das Aufschluss über die Wirkkraft des historischen Voluntarismus geben kann. Im Weiteren zeichnet Langewiesche nach, wie sich ein Codex europäischer Kriegsführung zugunsten von Kampfhandlungen außerhalb dicht besiedelter Räume etablierte, der vor dem Hintergrund rassistischer, hegemonialer Weltbilder keine Berücksichtigung bei auswärtigen Militäreinsätzen fand. Damit gehen Betrachtungen zur Idee des europäischen Imperiums einher, welche seit Beginn der Moderne erfolglos gegen das Europa der erwachenden Nationalismen konkurrierte. Gleichwohl führten Versuche der gewaltsamen Errichtung eines national dominierten Imperiums zum Reimport von Kriegspraktiken (Vernichtungskrieg, Konzentrationslager) auf dem europäischen Mutterkontinent. Bis heute seien in Europa nationale und imperiale Zukunftsvisionen fester Bestandteil der politischen Ideenwelt.

Das Fehlen eines industrie- und konsumgeschichtlichen Beitrags im Band muss als bedauerliche Leerstelle vermerkt werden, auch eine zeitgenössische Kritik an der Moderne, wie sie in der Lebensreform zum Ausdruck kam, hätte dem Werk zusätzliche Tiefe verleihen können. Inhaltliche Bezüge zu Sachsen beschränken sich hauptsächlich auf das Aufgreifen von Werbeslogans der Grünen im Landtagswahlkampf 2019 im Beitrag von Aschmann. In methodischer Hinsicht versprechen vor allem die Studien von Andreas Fahrmeir und Ulrike von Hirschhausen interessante Anregungen für die Landesgeschichte. Inhaltlich kurzweilig und sehr gut geschrieben kann der Band Studierenden, Forschenden und Interessierten uneingeschränkt zur Lektüre empfohlen werden.

Dresden

Lennart Kranz

THOMAS HÖPEL, Frauenwahlrecht und Demokratisierung in Leipzig 1900–1933 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 22), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2020. – 190 S., 29 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-96023-366-4, Preis: 33,00 €).

Das 100-jährige Jubiläum des Frauenwahlrechts bot einigen Kommunen und Bundesländern Anlass, um die Geschichte der ersten weiblichen Stadt- und Landtagsabgeordneten in Publikationen und Ausstellungen sichtbar zu machen (Frauenstadtarchiv Dresden, Wanderausstellung zum 100. Jubiläum der Einführung des Frauenwahlrechts in Sachsen; B. v. HINDENBURG, *Die Abgeordneten des Preußischen Landtags 1919–1933*, Frankfurt/Main 2017; Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, *Wegbereiterinnen der Demokratie im Südwesten*, online abrufbar unter: <https://www.lpb-bw.de/wegbereiterinnen-demokratie>, Zugriff 9. Juni 2021). Auf die Spurensuche begab sich auch der Leipziger Historiker Thomas Höpel, der mit seinem Buch eine erste umfassende Darstellung über das politische Wirken von Frauen im Leipziger Stadtparlament vorgelegt hat. Darin untersucht er, wie sich seit der Einführung des aktiven und passiven Frauenwahlrechts die politischen Gestaltungsmöglichkeiten der Frauen insbesondere in den städtischen Wahlkörperschaften, dem Stadtverordnetenkollegium und dem Stadtrat entwickelt haben und welche Hürden Frauen dabei zu überwinden hatten. Die Quellenbasis umfasst verschiedene Unterlagen wie Protokolle, Berichte und Beschlüsse aus dem Leipziger Stadtarchiv, dem Sächsischen Staatsarchiv Leipzig, Landesarchiv Berlin und Bundesarchiv Berlin. Neben den Beständen der kommunalen Verwaltung wertete Höpel zeitgenössische Lokalzeitungen, Periodika und gedruckte Quellen aus. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich von 1900 bis 1933 und deckt damit die Phase zwischen dem enormen Mobilisierungsschub und Abbruch der Frauenbewegung durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten ab. Um die Phase vor 1918 entsprechend analytisch bearbeiten zu können, verwendet Höpel einen erweiterten Politikbegriff. Er beschränkt sich nicht nur auf das Wahlverhalten und die politischen Praxen innerhalb der Gemeindevertretung, sondern auch auf die Formen außerparlamentarischer politischer Partizipation von Frauen. Dieser Ansatz ist klug gewählt, denn er ermöglicht nachvollziehbar aufzuzeigen, auf welche Widerstände Frauen bereits bei ihrem Bestreben stießen, gleichberechtigt Ämter in der kommunalen Armenfürsorge zu übernehmen und wie diese starren patriarchalen politischen Strukturen sich nach 1918/19 fortsetzten.

Die Lokalstudie gliedert sich in fünf Kapitel. Zunächst setzt sich Höpel in der Einleitung intensiv mit dem aktuellen Forschungsstand und Kontroversen über das Frauenwahlrecht auseinander. Insbesondere die von den beiden Historikerinnen Hedwig Richter und Kerstin Wolff tradierte Fortschrittserzählung unterzieht er einer kritischen Befragung. Während Richter, Wolff, aber auch Ute Planert und Angelika Schaser vor allem die Frauenbewegung als die entscheidende Kraft für die Durchsetzung des Frauenwahlrechts betrachten, sieht Höpel hingegen die Sozialdemokratie als jene maßgebliche politische Akteurin, die die Einführung des Wahlrechts für Frauen bewirkte. Damit knüpft er an die These von Gisela Notz an, wonach ohne den internationalen Kampf der sozialistischen Frauenbewegung die Durchsetzung des passiven und aktiven Wahlrechts für alle Frauen nicht möglich gewesen wäre. Diese Interpretation ist vor dem Hintergrund der in der Forschung und in den Jubiläen häufig übergangenen sozialdemokratischen Frauenbewegung verständlich und kann als Aufforderung für mehr Forschung interpretiert werden. Leider kommt Höpel diesem Unterfangen selbst nur beschränkt nach. Zwar geht er auf die Bemühungen der sozialdemokratischen Frauenbewegung in Leipzig um das Frauenwahlrecht ein und beschreibt die Sozialdemokratinnen als diejenigen, die von Anfang bis Ende der Weima-

rer Republik sich für die Gleichberechtigung der Frauen am entschiedensten eingesetzt haben. Zugleich legt er aber dar, dass die Themen der Sozialdemokratinnen wie Fürsorge und Wohlfahrtspflege innerhalb der Partei keine Priorität besaßen und diese der sogenannten Klassenfrage untergeordnet waren (aktuell dazu: V. STREICHHAHN/F. JACOB (Hg.), *Geschlecht und Klassenkampf*, Berlin 2020).

Im ersten Kapitel betrachtet Höpel den Kampf um die Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten in Leipzig, die unter anderem die kommunale Armenpflege und Ämter sowie das (Gemeinde-)Wahlrecht umfassen (S. 31-61). Im zweiten Kapitel thematisiert er die ersten allgemeinen Wahlen in Leipzig und zeigt auf, wie die Parteien im Wahlmarathon um die Stimmen der Frauen buhlten (S. 62-82). Anschließend untersucht Höpel die Frauen im Leipziger Stadtparlament zwischen 1919 und 1993 und veranschaulicht mit zahlreichen Tabellen und Diagrammen die weiblichen Stadtverordneten sowie deren parteipolitische wie soziale Zusammensetzung und das Wahlverhalten der Frauen (S. 83-99). Seine Erkenntnisse ordnet er mittels eines Vergleichs mit anderen Flächenstaaten ein. Bis hierhin brauchen Leserin und Leser einen langen Atem, denn erst im vierten Kapitel, über die Möglichkeiten und Grenzen der politischen Arbeit von Frauen im Leipziger Stadtparlament, treten die weiblichen Stadtverordneten eigentlich in Erscheinung (S. 100-142). Dieser Abschnitt gehört zu den stärksten des Buches. Höpel gelingt es anschaulich zu vermitteln, wie die Frauen sich in die Arbeit und Abläufe der kommunalpolitischen Arbeit einübten und sich zu Expertinnen in bestimmten Fachgebieten entwickelten. In diesem Zusammenhang sind insbesondere die DDP-Abgeordnete Edith Mendelssohn-Bartholdy, die USPD-Politikerinnen Anna Geyer und Johanna Schult, die KPD-Abgeordnete Anna Schumann sowie Anna Ackermann, Kommunalpolitikerin des bürgerlich-konservativen Lagers, zu nennen. Zugleich legt er nachvollziehbar dar, dass nicht nur das Geschlecht ein Hinderungsgrund für die politische Arbeit von Frauen darstellte, sondern auch macht- und parteipolitisches Kalkül sowie Standesdünkel.

Die kommunalen politischen Wirkungsfelder der weiblichen Abgeordneten beschränkten sich in der Weimarer Republik auf jene Gebiete, die als „traditionell weiblich“ eingestuft wurden, nämlich Bildung, Wohlfahrtspflege, Fürsorge und Erziehung. Die Einhegung auf die der „weiblichen Wesensart“ entsprechenden Bereiche erfolgte nicht nur durch die Männer. Vor dem Hintergrund des von nahezu allen weiblichen Abgeordneten vertretenden Konzepts der „geistigen Mütterlichkeit“, wonach sie mittels ihres „frauenhaften und mütterlichen Einflusses“ die Geschicke der Stadt lenken wollten, schlossen sie sich von vornherein von anderen Politikbereichen wie Finanzen und Justiz aus. Mit Blick auf dem von ihm verwendeten erweiterten Politikbegriff geht Höpel auch auf das Vereinsengagement der weiblichen Abgeordneten ein. Dadurch gelingt es ihm, die Frauen als vielseitig engagierte politische Subjekte sichtbar zu machen, die es verstanden, die neuen Partizipationsmöglichkeiten für ihre Anliegen zu nutzen.

Leider bleibt die Rolle der (lokalen) Frauenbewegung in den 1920er-Jahren in Leipzig und deren Verbindung zu den weiblichen Stadtverordneten unterbelichtet. Gab es zum Beispiel seitens der Frauenvereine wie dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein Versuche, Frauen mittels Schulungsmaßnahmen für eine Kandidatur für ein kommunalpolitisches Mandat zu mobilisieren?

Im fünften Kapitel geht Höpel auf die Zurückdrängung von Frauen aus der Leipziger Kommunalpolitik ein (S. 143-160). Hierbei konzentriert er sich insbesondere auf die 1929 einsetzende Doppelverdienerkampagne. Der zunächst geringe und dann zu spät erfolgte Widerstand des Stadtbundes Leipziger Frauenvereine gegen das systematische Herausdrängen der Frauen aus dem öffentlichen und politischen Leben gehört zu den überraschenden wie beklemmenden Befunden dieses Kapitels.

In seinem Fazit fasst Thomas Höpel nicht nur die zentralen Erkenntnisse seiner Untersuchung zusammen, sondern eröffnet mit seinem Ausblick auf den weiteren Werdegang von weiblichen Stadtverordneten in der SBZ und jungen DDR künftige Forschungsperspektiven, das politische Wirken von Frauen in den Kommunen zäsur- und systemübergreifend zu untersuchen (S. 161-170). Mit seiner Lokalstudie belegt der Autor eindrücklich, dass die Geschichte des Frauenwahlrechts und der politischen Partizipation von Frauen im 20. Jahrhundert noch längst nicht ausgeforscht sind und liefert mit seinen Erkenntnissen wichtige Grundlagenarbeit für künftige Studien.

Dresden

Jessica Bock

JEFFREY HERF, Unerklärte Kriege gegen Israel. Die DDR und die westdeutsche radikale Linke 1967–1989, aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, Wallstein Verlag, Göttingen 2019. – 518 S., 19 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-8353-3484-7, Preis: 39,00 €).

Auch nach dem Nationalsozialismus ging von deutschem Staatsgebiet Gefahr für Juden aus. Weitgehend bekannt und erforscht sind die antisemitischen und antizionistischen Aktivitäten westdeutscher linker Terrorgruppen. Weniger bekannt ist das kriegerische Agieren der DDR gegen Israel und seine Bürgerinnen und Bürger. Jeffrey Herf schließt mit seiner instruktiven Studie diese eklatante Forschungslücke und schreibt ein ebenso zentrales wie erschreckendes Kapitel deutscher Geschichte fort. Die Darstellung setzt mit dem Sechstagekrieg ein, als sich die antizionistische Haltung im Ostblock längst etabliert hatte. Wesentliches Instrument war es dabei, Israel als einen faschistischen Staat zu definieren und somit die eigene Politik in eine vermeintlich antifaschistische Tradition zu stellen. In Westdeutschland wurde der Krieg zum Anlass für die Linke, sich dem Bedeutungswandel des Begriffs Antifaschismus anzuschließen und sich erstmals offen gegen den jüdischen Staat zu positionieren. Terrorgruppen, namentlich die „Rote Armee Fraktion“ (RAF), die „Revolutionären Zellen“ (RZ) und die „Bewegung 2. Juni“, führten diese Position weiter, indem sie Anschläge auf Juden ausübten und mit arabischen Staaten und palästinensischen Organisationen kooperierten. Während diese Umtriebe bereits damals in der Öffentlichkeit präsent waren, war es der DDR gelungen, ihre – sehr viel einflussreicheren, so ein zentrales Ergebnis der Studie – Anstrengungen im Nahen Osten größtenteils geheim zu halten.

Inklusive Einleitung und Schluss ist der Band in 15 Kapitel unterteilt, wobei die grundsätzlich chronologische Ordnung durch thematisch geschlossene Blöcke strukturiert ist. Herf widmet sich zunächst in zwei Kapiteln der Reaktion auf den Sechstagekrieg in der DDR und in Westdeutschland, legt dann in fünf Kapiteln umfassend die Entwicklungen Anfang der 1970er-Jahre dar, und geht anschließend auf die UN-Resolution „Zionismus ist Rassismus“ von 1975 ein. Die drei folgenden Kapitel skizzieren die weiteren Entwicklungslinien bis Anfang der 1980er-Jahre, um abschließend auf den Libanonkrieg von 1982, mit dem es Israel gelang, die akute Gefahr durch die „Palästinensische Befreiungsorganisation“ (PLO) zu beenden, und die folgenden, für Israel ruhigeren Jahre bis 1989 einzugehen.

Der Monografie liegt eine beeindruckende Archivrecherche zugrunde. Da sie die vielen Perspektiven zeigt, die Herf aufgegriffen hat, um Entwicklungen und Verflechtungen nachzuweisen, soll sie an dieser Stelle explizit gewürdigt werden. Die umfangreiche Materialsammlung ermöglicht es ihm, in deutlich größerem Maß als bisherige Studien nicht nur die Ursachen, sondern verstärkt auch die Konsequenzen der Außenpolitik der DDR und der Aktivitäten westdeutscher linker Terrorgruppen dazustellen.

Aus Aktenbeständen der DDR, namentlich des Politbüros, des Ministerrates, des Verteidigungsministeriums und des Ministeriums für Staatssicherheit weist Herf umfangreiche Waffenlieferungen in die arabischen Staaten und an palästinensische Organisationen sowie die militärische Ausbildung von deren Kämpfern nach. Darüber hinaus skizziert er detailreich die strategischen Überlegungen der DDR-Führung. Die zwingende Schlussfolgerung ist, dass die DDR gegen Israel Krieg geführt hat. Wie er selbst hervorhebt, ist Herfs Abhandlung die erste, die auch die entscheidenden Akten der US-amerikanischen und der westdeutschen Regierung intensiv berücksichtigt. Zu nennen sind insbesondere Vorgänge, die nach dem Olympiaattentat 1972 in München im Innenministerium und im Bundesgerichtshof entstanden, darüber hinaus zog er Akten des Auswärtigen Amtes in Berlin und des Innenministeriums in Koblenz hinzu. Die ideologische Entwicklung der westdeutschen radikalen Linken extrahiert Herf insbesondere über Flugblätter, Zeitungen und Magazine, die er im Hamburger Institut für Sozialforschung sowie am Amsterdamer International Institute of Social History eingesehen hat. Weiterhin berücksichtigt er Dokumentationen arabischer Regierungen und palästinensischer Organisationen. Besonders hervorzuheben sind die Bestände der Vereinten Nationen. Aus den Stellungnahmen und Berichten der israelischen UN-Botschafter sowie des israelischen Außenministeriums, aus den Protokollen des Sicherheitsrates und den Debatten der Generalversammlung sowie Hunderten von Briefen, die die israelische Delegation an den Generalsekretär und den Vorsitzenden schickte, geht eine umfassende und detaillierte Dokumentation des Terrorkrieges gegen Israel hervor. Des Weiteren zeigen die Bestände das rege diplomatische Agieren der DDR für die Sache der PLO und gegen Israel. Besonders wirksam war ihre Unterstützung bei der Umdeutung des palästinensischen Terrors zum Freiheitskampf und von Israels Verteidigungsmaßnahmen als Aggression. Es ist Herf ein besonderes Anliegen, die Stimmen der Bedrohten und Geschädigten zu berücksichtigen, sodass neben israelischen Vertretern auch die jüdische Gemeinde in Deutschland Gehör findet. Insbesondere über Artikel und Zeitungsbeiträge des Vorsitzenden sowie weiterer Mitglieder des Zentralrates der Juden legt der Autor immer wieder dar, wie diese die Situation einschätzten, kommentierten und problematisierten.

Herf weist nach, dass sich die DDR-Führung der antizionistischen Weisung der Sowjetunion gern und tatkräftig angeschlossen hat. Als Gründe nennt er zuvorderst die mangelhafte Aufarbeitung des Vernichtungsantisemitismus als zentralem ideologischem Element des Nationalsozialismus. Die verfolgten Kommunisten hätten sich selbst als Hauptopfer des Nationalsozialismus gesehen und die eigene antisemitische Haltung nicht hinterfragt. Die Führungsriege blieb klischeehaften antisemitischen Projektionen verhaftet, ein Umstand, der durch den Marxismus-Leninismus noch gefördert wurde. Ein weiterer wesentlicher Grund für den Kampf gegen Israel lag im genuin nationalen Interesse der DDR, denn er führte zur diplomatischen Anerkennung durch die vielen Staaten, die diesen Antagonismus teilten und half der DDR, ihren Platz in der Staatengemeinschaft zu festigen. Die westdeutsche (radikale) Linke habe sich, anders als die DDR, vollkommen frei für den Antizionismus entschieden. Resultierend aus einer ebenfalls ungenügenden Aufarbeitung des Holocaust, die keinerlei Verantwortung für Juden und den jüdischen Staat verlangte, vollzog die westdeutsche Linke eine Umkehrung der Täter und Opfer. Palästinenser wurden als Opfer der faschistischen Israelis definiert, während israelische Zivilisten stets als legitime Ziele galten. Deutsche terroristische Gruppen verbanden dabei ebenso wie die DDR „Ideologie und Eigennutz“ (S. 483), denn sie bekamen im Rahmen der Kooperation Fluchtrouten, Waffen und Geld.

Die große Stärke des Bandes liegt in der verknüpfenden Darstellung, die das Zusammenspiel von DDR, westdeutschen Terrorgruppen, arabischen Staaten und

palästinensischen Terrororganisationen sowie deren Auswirkungen für Juden und Israelis aufzeigt. Das Buch ist dabei in einer nüchternen und klaren Sprache verfasst, die auf Effekthascherei und einen moralisierenden Duktus verzichtet. Das Ungeheuerliche der Vorgänge tritt dadurch unverstellt in den Vordergrund. Wie beispielsweise der Staatsempfang von Jassir Arafat (1929–2004) in der DDR während des Terrorkrieges der PLO gegen die israelische Zivilbevölkerung, der auf dem Umschlagsfoto thematisiert wird. Oder die von Erich Mielke (1907–2000) und anderen hohen Stasibeamten entwickelte „eurozentrische Definition der Terrorabwehr“ (S. 373), die dazu diente, den verborgenen Kampf gegen Israel fortzuführen und zugleich die Entspannungspolitik in Europa nicht zu gefährden. Herfs Studie zeigt anhand einer Vielzahl solcher und ähnlicher Beispiele, dass der Zusammenbruch des Ostblocks und der Zerfall der Sowjetunion ein Glücksfall für Israel und eine Katastrophe für den arabischen Extremismus waren, der dadurch wichtige militärische, politische, diplomatische und wirtschaftliche Unterstützung verlor.

Leipzig

Merve Lühr

JESSICA BOCK, Frauenbewegung in Ostdeutschland. Aufbruch, Revolte und Transformation in Leipzig 1980–2000 (Studien zur Geschichte und Kultur Mitteldeutschlands, Bd. 6), Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2020. – 460 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-96311-395-6, Preis: 48,00 €).

Jessica Bock legt mit ihrer 2018 an der TU Dresden eingereichten und für die Publikation leicht überarbeiteten Doktorarbeit eine umfassende und spannende Lokalstudie zur jüngsten Geschichte frauenbewegten Engagements in Ostdeutschland vor. Anhand von drei Zeitabschnitten – den 1980er-Jahren, der Umbruchphase 1989/90 sowie dem Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung – zeichnet sie darin die Geschichte und Entwicklung der Leipziger Frauenbewegung nach. Dabei versteht sie es, auch die frauenbewegten Akteurinnen selbst zu Wort kommen zu lassen. Gleich zu Beginn ihrer Arbeit wird das Hauptanliegen der Studie sichtbar: Die Geschichte der Leipziger Frauenbewegung seit den 80er-Jahren ist nach wie vor in der Leipziger Stadtgeschichte unbekannt – ihr und ihren Akteurinnen breitere Aufmerksamkeit zu verschaffen, ist Motivation der Studie. Bereits in der Quellenanalyse wird deutlich, dass zwar bereits Grundlagenarbeiten zu nichtstaatlichen Frauengruppen in der DDR entstanden sind, der Fokus aber häufig auf (Ost-)Berlin lag und die 90er-Jahre meist als Ende der informellen Frauenbewegung begriffen und deswegen kaum weiterführend in den Blick genommen wurden. Auch in der Forschung zur DDR-Opposition und speziell der Friedlichen Revolution kommen die ostdeutsche Frauenbewegung und die Kategorie „Geschlecht“ in der Betrachtung häufig nur als Randerscheinungen vor. Mit Blick auf die Leipziger Erinnerungskultur finden überwiegend die Protagonistinnen Erwähnung, die in gemischtgeschlechtlichen Bürgerrechtsgruppen wie beispielsweise dem „Neuen Forum“ aktiv waren, während reine Frauengruppen oder queere Bewegungen außen vor bleiben. Dieses Desiderat will Bock mit der vorliegenden Studie schließen.

Einleitend stellt die Autorin zwei grundlegende Thesen auf: Zum einen, dass es im Zeitraum 1980 bis 2000 eine aktive lokale Frauenbewegung in Leipzig gegeben hat. Zum anderen, dass frauenbewegtes Engagement die Wiedervereinigung überlebte, sich etablierte und professionalisierte und auch weiterhin für eine Demokratisierung von Geschlechterverhältnissen eintrat. Zunächst gibt sie dafür im zweiten Kapitel („Frauenpolitik und neues Frauenbewusstsein der 1970er und 1980er Jahre“, S. 38–71) einen Überblick über die Rahmenbedingungen – die Frauenpolitik der DDR, den

Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD) als zentrale Massenorganisation für Frauen sowie literarische Gegenentwürfe zur offiziellen Frauenpolitik in Form des sogenannten Literarischen Feminismus. Bock beschreibt eindrücklich, dass die in der offiziellen SED-Propaganda postulierte und in der DDR-Verfassung manifestierte Gleichberechtigung von Mann und Frau einseitig und ausschließlich auf Frauen ausgerichtet war. Das maßgebliche Instrument zum Erreichen der Gleichberechtigung sah man in der Erwerbstätigkeit der Frau, die somit faktisch einer ständigen Mehrfachbelastung als Berufstätige, Mutter (bestenfalls mehrerer Kinder) und gesellschaftspolitisch engagierte Frau ausgesetzt war. Bock kommt deswegen zu dem Fazit: „Das Geschlechterverhältnis als patriarchales Herrschaftsverhältnis wurde nicht aufgehoben, sondern mit entsprechenden Gesetzen und einseitig auf die Frauen ausgerichtete Fördermaßnahmen weiter tradiert.“ (S. 39). Daran änderten auch verschiedene Berufs- und Qualifizierungsoffensiven zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder Frauen in „Männerberufen“ nur wenig: Bis zum Ende der DDR waren Frauen zumeist in Wirtschaftszweigen und Berufsgruppen überrepräsentiert, in denen nur unterdurchschnittlich verdient wurde. Aus wirtschaftlichen Führungspositionen oder zukunftssträchtigen Berufen in der Technik- und Computerbranche waren sie nahezu ausgeschlossen. Gleiches galt für den höheren Staats- und Parteiapparat, in dem – mit Ausnahme kommunaler Gremien – Frauen bis zum Ende der DDR nur in geringer Zahl vertreten waren. Zu Beginn der 80er-Jahre setzte dann gar der Paradigmenwechsel hin zu einer Politik der „neuen Mütterlichkeit“ mit gezielten Anreizen fürs Kinderkriegen ein. Das Idealbild war und blieb also die in Vollzeit arbeitende Mutter, während alternative Lebensentwürfe von Frauen in der öffentlichen Wahrnehmung kaum eine Rolle spielten.

Entgegen dieser „verordneten Emanzipation von oben“ gab es bereits seit Ende der 70er-Jahre in Leipzig private Zirkel, in denen sich Frauen neben tagespolitischen Entwicklungen kritisch mit der eigenen Situation in der DDR auseinandersetzten. Im dritten Kapitel („Die nichtstaatliche Frauenbewegung in Leipzig (1980–1989)“, S. 72–220) beschreibt Bock die Anfänge der Frauenbewegung in Leipzig und porträtiert dafür ausgewählte Gruppen wie die Frauengruppe für ein „Frauzentrum“, lesbisches Engagement im Arbeitskreis Homosexualität, die nach dem Ostberliner Vorbild gegründeten Leipziger „Frauen für den Frieden“ sowie den „Lila Lady Club“ im Osten und die „Frauengruppe Grünau“ im Westen Leipzigs. Bock arbeitet heraus, dass diese frühen Gruppen auf Freundschaften unter den Frauen aufbauten („Freundinnennetze“), sie häufig über ähnliche Werte und Einstellungen verfügten, im selben Alter waren und aus ähnlich geprägten Milieus stammten. Interessant dabei ist vor allem, dass die Frauengruppen zwar feministische Literatur aus der Bundesrepublik wie beispielsweise von Alice Schwarzer rezipierten, aber dem westlichen Feminismus-Begriff distanziert bis ablehnend begegneten. Die Motive für das frauenbewegte Engagement reichten von einem reinen Kommunikationsbedürfnis im geschützten Raum innerhalb der Frauengruppen über den Wunsch, selbstbestimmt und aktiv an gesellschaftlichen Veränderungen mitzuwirken, bis hin zur Abgrenzung von der eigenen patriarchalisch geprägten Familie. Inhaltlich setzten sich die Frauen in den 80er-Jahren neben der gesellschaftlichen Situation der Frau mit verschiedenen Schwerpunktthemen wie der Militarisierung des Erziehungswesens, Umweltzerstörung oder dem Wettrüsten zwischen Ost und West auseinander. Dafür trafen sie sich regelmäßig in Privatwohnungen oder kirchlichen Gemeinderäumen zu Diskussionen und Veranstaltungen, feierten aber auch in geselliger Runde miteinander. Gleichzeitig waren sie mit ihrem informellen Engagement kontinuierlich der Gefahr staatlicher Repression ausgesetzt und unterschiedlich stark von der Überwachung durch das Ministerium für Staatssicherheit betroffen.

Wie sehr sich die nichtstaatliche Frauenbewegung in Leipzig während der Revolutionsereignisse 1989 in Bezug auf Akteurinnen, Themen, Netzwerke und Wirkungsräume wandelte, zeigt das vierte Kapitel („Die nichtstaatliche Frauenbewegung im Umbruch (1989/90)“, S. 221-319). Die meisten der bis zum Revolutionsherbst aktiven informellen Gruppen schlossen sich den neu entstandenen Bürgerrechtsgruppen an. Gleichzeitig bildete sich mit der „Fraueninitiative Leipzig“ parallel eine neue Akteurin, die sich schnell zur bedeutendsten lokalpolitischen Vertreterin für Fraueninteressen in Leipzig entwickelte – spätestens, als sie auf dem Höhepunkt des Revolutionsgeschehens auch öffentlich die Frauenfrage zur Machtfrage erklärte und Frauen mit dem Ruf „Frauen rein in die Politik!“ offensiv dazu ermutigte, sich einzumischen und sich ihren Platz im nach wie vor männerdominierten Politikbereich zu erobern. Waren zuvor die eigene Wohnung oder Räume innerhalb der Kirchgemeinden zentraler Ort frauenbewegten Zusammentreffens, verloren diese geschlossenen Räume mit der Friedlichen Revolution an Bedeutung zugunsten des öffentlichen Raums auf der Straße. Interessant in der Darstellung ist zudem, wie stark sich die Frauen auch 1989/90 im Zuge des Umbruchs gegen die Marginalisierung der Frauenfrage in Form von fehlender finanzieller Unterstützung, Benachteiligung bei der Zuteilung von Räumlichkeiten oder auch verbaler Abwertung selbst innerhalb der Bürgerrechtsgruppen bis hin zum Runden Tisch der Stadt Leipzig zur Wehr setzen mussten. Nichtsdestotrotz schaffte es die „Fraueninitiative Leipzig“, während der Umbruchphase den Grundstein für die weitere frauenpolitische Infrastruktur der 90er-Jahre zu legen.

Im fünften Kapitel („Die ostdeutsche Frauenbewegung zwischen Aufbruch und Überlebenskampf (1990–2000)“, S. 320-422) schildert die Autorin, wie sich nach 1990 zahlreiche neue Frauenprojekte und -vereine gründeten, im städtischen Raum etablierten und professionalisierten. Gleichzeitig wurden die Forderungen aus dem Wendeherbst – die Schaffung der Stelle einer städtischen Gleichstellungsbeauftragten, die Eröffnung von Frauenschutzhäusern und Frauenkulturzentren – umgesetzt. Problematisiert werden in der Darstellung aber auch kontinuierliche Probleme wie fehlende Sach- und Personalmittel sowie der „Rückzug ins Private“ vieler Frauen und damit einhergehender Mitgliederschwind bei den Fraueninitiativen.

Jessica Bock gelingt es, auf sprachlich ansprechende und kurzweilige Weise, die umfang- und facettenreiche Geschichte frauenbewegten Engagements in Leipzig zwischen 1980 und 2000 nachzuzeichnen. Dabei hat sie nicht nur umfangreiche archivalische Quellen sowie Überlieferungen aus privaten Sammlungen ehemaliger Akteurinnen recherchiert, sondern greift methodisch auch auf Zeitzeuginneninterviews zurück, die sie mit 33 Akteurinnen der Leipziger Frauenbewegung geführt hat. Letztere ziehen sich wie ein roter Faden durch das Buch und vermitteln dadurch einen lebendigen Eindruck der geschilderten Ereignisse und ordnen sie zum Teil im Selbstverständnis der Beteiligten ein. Die Autorin verdeutlicht eindringlich, unter welcher zum Teil widrigen Bedingungen sich Frauen ihre persönlichen und feministischen (Frei-)Räume in Leipzig immer wieder erkämpfen mussten – sei es vor, während oder nach 1990. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag für die lokale Erinnerungskultur in Leipzig, der sicher auch für politisch Interessierte wichtige Einblicke in die frauenbewegte Leipziger Geschichte gibt.

Leipzig

Pia Heine

WOLFGANG SCHROEDER/BERNHARD WESSELS (Hg.), *Smarte Spalter*. Die AfD zwischen Bewegung und Parlament, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2019. – 295 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-8012-0552-2, Preis: 22,00 €).

Was die inzwischen zahlreichen Publikationen über die Alternative für Deutschland (AfD) eint, ist ihre Suche nach Erklärungen dafür, wie diese junge politische Partei in kurzer Zeit die gesellschaftspolitische Szene in Deutschland weitgehend beeinflusst hat. Die Partei hat seit ihrer Gründung im Jahr 2013 eine erhebliche Wandlung erfahren und verändert sich weiter. Vermutlich aufgrund des Engagements der AfD für die direkte Demokratie, der bereits bestehenden oder im Aufbau begriffenen Beziehungen der Mitglieder zu radikalen Gruppen oder ihrer Einschätzung durch den Verfassungsschutz unterliegt die AfD regelmäßigen internen Verschiebungen in Mitglied- und Wählerschaft. Diese werden durch die externen Richtlinien, Standpunkte und Strategien der Partei überschrieben, die in Flugblättern, Reden und Wahlprogrammen für das Wahljahr gipfeln. Die vorliegende Publikation untersucht soziale Medien, Abstimmungsdaten, Profil und Image von AfD-Kandidaten und Parteiplattformen und versucht, die internen Spaltungen in der AfD sowie die größeren Auswirkungen der Partei auf die politischen Beziehungen und die Atmosphäre in Bundes- und Landesparlamenten zu berücksichtigen. Außerdem wird nach den AfD-Wählern, der parlamentarischen Präsenz, Programmrhetorik und Onlinepräsenz gefragt, um zu verstehen, wie die AfD repräsentative Lücken in Deutschland füllt.

Das Buch richtet sich an ein akademisches, an politikwissenschaftlichen Diagnosen zur AfD interessiertes Publikum. Gleichzeitig ist es aber auch für Wissenschaftler von Nutzen, die sich für rechtsradikale Parteien, politische Strategien in sozialen Medien und Allianzen zwischen Straßenbewegungen und Parlamenten interessieren. Der Band von führenden Forschern auf diesem Gebiet leistet einen wichtigen Beitrag zur Literatur über die Expansion radikaler Parteien und Verschiebungen in demokratischen politischen Systemen. Im krassen Gegensatz zu hochgespielten Büchern über die AfD oder sogar akademischen Arbeiten, die die AfD nur in Bezug auf die rechtspopulistische Politik berücksichtigen, positioniert diese Publikation die AfD in einer längeren Geschichte rechtsgerichteter Bewegungen und innerhalb der Programme und Abstimmungsmuster anderer Parteien sowie ihres weitreichenden Verständnisses von Politik.

Die Herausgeber beschreiben die AfD als eine zuvor eurokritische Partei, die sich in eine rechtspopulistische Partei verwandelte. Sie erklären, wie die AfD als rechtspopulistische Partei die Gesellschaft spaltet und das politische System polarisiert, während sie gleichzeitig die Gesellschaft im weiteren Sinne beeinflusst: „Die AfD hat mit ihrem bipolar ausgerichteten Politikverständnis und ihrer entsprechenden Praxis der emotionalisierenden Polarisierung nicht nur tiefe Spuren im Parteiensystem hinterlassen, sondern ihr Wirken knüpft an relativ weitreichende Strukturveränderungen in Gesellschaft und Politik an“ (S. 13). Die Polarisierung des politischen Systems führt zu Veränderungen sowohl in der Art und Weise wie Politik betrieben wird, als auch in der Frage, welche Rhetoriken, politischen Positionen und Kampagnenstrategien als zulässig gelten. Leser, die sich für den Einfluss der AfD auf die Programme und Positionen anderer politischer Parteien oder die Breite ihres Einflusses insgesamt interessieren, werden dieses Kompendium zu schätzen wissen.

Die einzelnen Kapitel konzentrieren sich hauptsächlich auf die Wahlkampfbahre mit einigen Diskussionen und Analysen zu den Jahren zwischen den Bundestagswahlen. Der Band ist im Wesentlichen in folgende Punkte gegliedert: Analysen zu AfD-Abgeordneten und -Wählern, Vergleiche zwischen der AfD und anderen Parteien, Einschätzung der politischen Positionen der AfD-Bundestagsmitglieder und Social-Media-Strategien. Die Einführung und abschließende Thesen der Herausgeber liefern

eine Beschreibung der Genese der AfD und verfolgen die Partei von ihren euroskeptischen Anfängen bis zu ihrer Umwandlung in eine rechtspopulistische Partei (S. 9-43, 257-265). Schroeder und Weßels beschreiben interne Spaltungen in der AfD und die anschließende Radikalisierung der Partei. Sie weisen auf wichtige Themen hin, die sich aus ihrer Forschung ergaben und weiterer Untersuchung bedürfen, wie beispielsweise die Rolle bürokratischer und kommunikativer Kontrollen in der AfD, die das Charisma als Antriebsmechanismus ersetzen, sowie die Rolle der AfD als erste erfolgreiche rechtsgerichtete Nachkriegspartei, basierend auf einer funktionierenden Koalition zwischen Rechten aus populistischen und parlamentarischen Bewegungen.

REINHOLD MELCHER gibt einen Überblick darüber, welche Personen 2013 und 2017 für die AfD gestimmt haben (S. 44-66), während BERNHARD WESSELS die Profile der AfD-Kandidaten in diesen Wahljahren analysiert (S. 157-169). AIKO WAGNER und JOSEPHINE LICHTBLAU betrachten die politischen Konkurrenten der AfD in diesen Wahlkämpfen (S. 105-121) und untersuchen, welche Parteien in diesen Jahren Stimmen verloren und diese vermutlich an die AfD abgeben mussten. AIKO WAGNER wertet zudem die Antworten der AfD-Wähler (im Vergleich zu anderen Parteien) zwischen 2013 und 2017 auf fünf wichtige Sachfragen zu verschiedenen Themen aus, darunter Sicherheit, EU und Migration (S. 67-80). Der diskursiven Analyse des Wahlprogramms der AfD 2017 widmet sich ein Kapitel von POLA LEHMANN, THERES MATTHIESS und SVEN REGEL, in dem die häufigsten Themen des Programms und die Position der Partei im Verhältnis zu anderen Parteien diskutiert werden (S. 122-143). Im Anschluss befassen sich dieselben Autoren mit den Unterschieden zwischen den Wahlprogrammen verschiedener Bundesländer (S. 144-156). HEIKO GIEBLER betrachtet die Positionen der AfD-Kandidaten zu wichtigen politischen Themen neben denen anderer Parteien (S. 170-199). HEIKO GIEBLER, MAGDALENA HIRSCH, BENJAMIN SCHÜRMAN, NIKLAS STOLL und SUSANNE VEIT erörtern, wie kollektive Unzufriedenheit eine Verbindung zwischen Wählerpotenzial und populistischer Mentalität herstellt (S. 81-104). Die Herausgeber und PHILIPPE JOLY untersuchen die Persönlichkeit und früheren Berufe von AfD-Bundestagsabgeordneten (S. 221-256). In beiden Kapiteln wird darüber nachgedacht, wie die AfD populistische Einstellungen und Bewegungen mobilisiert, um das Wählerpotenzial zu vergrößern und in parlamentarischen Strukturen zu agieren.

Die vorliegende Publikation mit ihrer Analyse der AfD auf Bundesebene bietet einen interessanten Einblick in die vielfältigen Facetten der Partei. Eine stärkere Diskussion der AfD und ihrem Handeln auf Landes- oder sogar kommunaler Ebene hätte die dominierende Perspektive auf die Bundesebene ausgeglichen. Anhand des Fokus auf die Jahre 2013 und 2017 lässt sich zeigen, wie sich AfD und andere Parteien verändert haben. Der Zeitraum zwischen den Wahljahren liegt zwar außerhalb des Untersuchungsbereichs, dennoch zeigt die vorliegende Analyse Forschungspotenziale für eben diese Zeitspanne auf, um ebenfalls die Veränderungen in der AfD, anderen Parteien und des größeren politischen Terrains genauer zu verstehen. „Smarte Spalter“ ist eine willkommene Ergänzung und bietet eine hilfreiche Grundlage für Forschungen auch über die Politikwissenschaft hinaus, die das Verhältnis der AfD zu den anderen Parteien und deren Wählern, ihre immense Onlinepräsenz sowie die AfD in den Jahren zwischen den Bundestagswahlen 2013, 2017 und – besonders interessant – 2021 untersuchen wollen.

Santa Cruz

April Reber

Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte

WERNER PARAVICINI, Ehrenvolle Abwesenheit. Studien zum adligen Reisen im späteren Mittelalter. Gesammelte Aufsätze, hrsg. von Jan Hirschbiegel/Harm von Seggern, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2017. – XI, 784 S., 53 meist farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-7995-1245-9, Preis: 94,00 €).

Es handelt sich bei der umfangreichen Publikation bereits um die vierte Aufsatzsammlung des produktiven Kieler Mediävisten. Sie wurde von zwei seiner akademischen Schüler als Festschrift zum 75. Geburtstag des ehemaligen Direktors des Deutschen Historischen Instituts in Paris herausgegeben und vereinigt 15 in den Jahren von 1991 bis 2016 erschienene Arbeiten. Die Schriften stammen aus dem Themenfeld seiner Habilitationsschrift über „Die Preußenreisen des europäischen Adels“ und sind hier um aktualisierende Nachträge des Verfassers (S. 561-598) und zwei Beigaben ergänzt: ein chronologisches Verzeichnis der 165 in dem Band edierten oder erwähnten Reisedokumente (S. 599-619) und eine über 130-seitige Bibliografie der in den Anmerkungen und Nachträgen zitierten Quellen und Literatur (S. 621-757). Auf den Abdruck weiterer thematisch einschlägiger Aufsätze des Autors, die bereits in den früheren Sammlungen enthalten sind, wurde verzichtet. Trotzdem ist ein geschlossener Band entstanden, der das adlige Reisen im späteren Mittelalter insgesamt quellennah beleuchtet, ohne dass man wesentliche Aspekte vermissen würde. Nach einer Einführung über den allgemeinen Erkenntniswert der Adelsreise (S. 3-27) werden als „Ziele“ (S. 29-141) neben Preußen zwar lediglich Irland gesondert aufgeführt, dafür aber eine Reihe von mehr oder weniger bekannten „Figuren“ (S. 143-560) behandelt, die auf ihren ausgedehnten Fahrten noch viele andere Regionen Europas und darüber hinaus besuchten: Alfonso Mudarra, Hans von Baysen, Otto von Dolen, Otto von Machwitz, Konrad von Scharnacht, Georg von Ehingen, Leo von Rožmitál, Alexander Soltan, Hans von Waltheim, König Christian von Dänemark, Nikolaus von Popplau.

Eine Stärke und verbindendes Element der chronologisch angeordneten Auswahl besteht in der durchgehenden Berücksichtigung der „Schriftlichkeit der Adelsreise“, so der Titel einer ursprünglich mit dem Material geplanten Monografie. Das schlägt sich insbesondere in der Edition einer Vielzahl von pragmatischen Texten auf insgesamt 124 Seiten nieder, die unmittelbare Kundschaft von den Wegen, Umständen und Kontakten geben: Genehmigungen, Empfehlungen, Verleihungen, Ernennungen, Geleite, Passierscheine, Zertifikate, Suppliken etc. Gerade die Zusammenschau dieser von der Forschung bislang wenig beachteten Zeugnisse gewährt einen neuen Blick auf die Motive der Reisenden und den Charakter ihrer Fahrten. Wem nicht wie König Christian I. von Dänemark im Jahr 1474 auf seiner Romreise eine ganze Entourage von Begleitern zur Seite stand, die die Route ebneten und Erlebnisse festhielten – die beigegebene Prosopografie seiner Begleiter zählt 78 Nummern –, war auf Eigeninitiative angewiesen, um sein Fortkommen zu sichern und seine Meriten zu belegen. Dabei halfen insbesondere die genannten Schriftstücke, die sorgsam gesammelt, vorgezeigt und aufbewahrt wurden. Wehe, wenn sie einem abhandenkamen, wie dem Breslauer Patrizier Nikolaus von Popplau, der im Poitou für einen englischen Spion gehalten wurde, was zu wochenlangem Arrest und Konfiskation eines Teils seiner Briefschaften führte – mit unangenehmen Konsequenzen auf seinen weiteren Stationen: Wie nun die eigene Identität beweisen? Für viele war die Tour zu den Höfen, Sehenswürdigkeiten und Pilgerzielen nämlich nicht nur Kontaktpflege, Abenteuer oder Bußübung, sondern ein Unternehmen zum Gewinn von Weltläufigkeit, Ehre und Ritterstand, was in Zeiten entwickelter Schriftlichkeit nach Möglichkeit zu dokumentieren war.

Das Buch behandelt einen Aspekt der erst in jüngerer Zeit deutlicher wahrgenommenen erstaunlich großen Mobilität in der Vormoderne. Die Adelsreise, die Sache der Männer war, stand in einer „alten Tradition adliger Ausbildung und ehrenhafter Abwesenheit im fremden Land und am fremden Hofe“, reicht bis zur Kavaliertour des 17. und 18. Jahrhunderts und wird hier als Teil der Kommunikation der Höfe untereinander aufgefasst, die „von fundamentaler Bedeutung für die Entstehung einer gemeineuropäischen Kultur der Verhaltensformen und Verhaltensnormen, der Repräsentation, von Kunst und Wissenschaft“ war (S. 4 f.) – und das offenbar jenseits der Katholizität der Reisenden, wie am Beispiel des orthodoxen Edelmanns Alexander Soltan gezeigt wird, bei dem „in keiner der Urkunden ein Vorbehalt gegenüber der Tatsache der fremden Konfessionszugehörigkeit erkennbar ist“ (S. 378). Eher am Rande einer typischen Adelsreise bewegte sich der Hallenser Patrizier Hans von Waltheim, der in den Jahren 1474/75 von seiner Heimatstadt an der Saale über die Schweiz, wo er Nikolaus von Flüe aufsuchte, und Avignon auf den Spuren der heiligen Maria Magdalena nach Saint-Maximin und in die Sainte-Baume zog, wobei er unterwegs in mehreren Bädern Erholung suchte. Eine Ritterreise war dies nicht, aber anderes als nur eine Wallfahrt, dabei allerdings noch keine Bildungsreise oder Grand Tour.

Die beiden abschließenden Aufsätze zu Nikolaus von Popplau stellen eine muster-gültige Abhandlung einer Europareise aus den 80er-Jahren des 15. Jahrhunderts dar, die den schlesischen Stadtadligen nicht nur in die Niederlande, England, Portugal, Spanien und Frankreich, sondern am Ende auch durch Sachsen und Böhmen führte. Es werden nicht nur die Kalamitäten des Identitäts-Nachweises behandelt, sondern auch die Modi der Kontakt-Anbahnung, die Bewältigung der Fremdsprachen-Problematik, Maßnahmen zur Vertrauensbildung, Bewahrung und Mehrung der Ehre. Zu den Elementen des komplizierten Mechanismus des Ehrentauschs, der Grundlage der adligen Reise im 15. Jahrhundert, gehörte ein „Güterkreislauf“ von materiellen und immateriellen Gaben. Der Reisende erhält an den Höfen Geld, Edelmetall und Luxusgegenstände, Devisen, Orden und Gesellschaftszeichen, Pässe, Geleitbriefe und Empfehlungsschreiben – in seltenen Fällen auch ein Menschengeschenk wie Nikolaus von Popplau, nämlich zwei „Mohren“ vom König von Portugal. Der gebende Fürst erwartete dafür ein Loblied an anderen Höfen und Antwort von den Herren, denen er den Reisenden empfohlen hatte – was nicht wenig war, weil nicht zuletzt davon seine Reputation abhing. Der Reisende, der seinen vielleicht unsicheren Status als Adliger bestätigt, bekräftigt und gesteigert sehen wollte, war dabei „Antrieb und Träger dieser ganzen Bewegung“, die als besonderer Reisetyp im 16. Jahrhundert, vielleicht in „Folge der Einrichtung von ständigen Gesandtschaften“, an sein Ende kam (S. 531 u. 533). Ein Kabinetstück heraldischer Untersuchung, die mit zahlreichen Mutmaßungen und Irrtümern der älteren Forschung aufräumt, ist die umfangreiche Abhandlung über das Wappen der Florentiner Familie Albizzi (S. 83-110), in das nach einer Preußenreise von Maso degli Albizzi und dem Erwerb der preußischen Ritterwürde Ende der 80er-Jahre des 14. Jahrhunderts das Kreuz des Deutschen Ordens einfluss.

Als Kritikpunkte der Aufsatzsammlung zu nennen sind: 1. Das Fehlen eines Registers, was bei der Vielzahl der genannten Personen und Orte umso bedauerlicher ist, als so manche von ihnen gleich in mehreren Beiträgen auftauchen. 2. Eine Reihe von Satzfehlern, die offensichtlich auf das Scannen der Vorlagen zurückzuführen sind. 3. Man hätte sich auch mehr Hinweise gewünscht, um die Abweichungen von den Erstveröffentlichungen besser zu erkennen oder Referenzen besser zu verstehen – so beziehen sich die Angaben „am Anfang der folgenden Bemühungen“ oder „in diesem Bande“ wohl auf den ursprünglichen Erscheinungsort, „Kap. 14 in diesem Band“ aber sicher auf das vorliegende Buch (S. 3, 11 u. 12). 4. Nützlich wäre auch die Beigabe einer Gesamtkarte mit einer Zusammenführung der wichtigsten Reiserouten-/Stationen

gewesen, wie es sie immerhin für das Königsitinerar Christians I. von Dänemark gibt, dem beim „Alltag eines reisenden Fürsten“ kenntnisreich „über die Schulter“ geschaut wird (S. 415). In seiner Begleitung war mit 16 Pferden auch Johann V. Herzog von Sachsen-Lauenburg, der in Rom Papst Sixtus IV. um Unterstützung im Streit um die sächsische Kurwürde anging, aber nicht mit dem König über die Alpen zurückkehrte. „Ab Bologna ging er eigene Wege“, wie wir aus einem Schreiben des dortigen Gesandten an den Herzog von Mailand wissen: „Der Herr Herzog von Sachsen wird an diesem Kanal eine Barke besteigen und nach Venedig gehen, um die Stadt zu sehen, wonach er großes Verlangen hat.“ (S. 475). Wer Venedig kennt, wird ihn verstehen – und hier vielleicht schon einen ersten Schritt von der Adelsreise zum Sightseeing wahrnehmen.

Dresden

Uwe Israel

ANGIE-SOPHIA RICHTER, Das Testament der Apollonia von Wiedebach. Stiftungswesen und Armenfürsorge in Leipzig am Vorabend der Reformation (1526–1539) (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 18), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2019. – 313 S., 13 s/w Abb., 8 Tab., 4 Diagramme, geb. (ISBN: 978-3-96023-252-0, Preis: 34,00 €).

Die vorliegende sozialgeschichtliche Abhandlung, die im Sommer 2016 als Bachelorarbeit am Historischen Seminar der Universität Leipzig angenommen wurde, widmet sich anhand des 1525 verfassten Testaments der Apollonia von Wiedebach der städtischen und privat geförderten Armen- und Sozialfürsorge im frühneuzeitlichen Leipzig. In ihrer Zeit zählte die Testatorin mit ihren 23 letztwilligen Stiftungen und Legaten zu den „bedeutsamsten Stiftern“ (S. 12) in Leipzig.

Die aktuelle Forschungs- und Quellenlage, die bestehenden Desiderate sowie die Zielstellung und der Aufbau der Studie werden in der Einleitung dargelegt (S. 11-20). Insgesamt drei Fragestellungen bilden den inhaltlichen Leitfaden der Untersuchung: Hinterfragt werden der Stellenwert der karitativen Legate im Testamentskonzept, deren Wirkung auf die offene Armenfürsorge in Leipzig sowie die Kriterien und Vergabestrategien der Verantwortungsträger. Zur thematischen Hinführung beginnt die Abhandlung mit einem Kapitel zur Situation der Bedürftigen und der Armenfürsorge in Leipzig (S. 21-38). Hier erfolgen grundlegende Erläuterungen etwa zu den betroffenen unterschiedlichen Sozialgruppen, den vorhandenen Hilfsangeboten in der Stadt sowie bestehenden Quellen- und Forschungsdefiziten im Bereich qualitativer und quantitativer Analysen. Im dritten Kapitel werden der Lebensweg, der soziale Status und die beeindruckenden Vermögensverhältnisse der Testatorin Apollonia von Wiedebach dargelegt (S. 39-50).

Vertiefend werden nachfolgend das Testament und zugehörige Kodizill einer eingehenden Analyse unterzogen (S. 51-101). Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die im Anhang positionierte, bislang fehlende vollständige Transkription des Testaments sowie weiterer wesentlicher Quellentexte wie des nachträglichen Kodizills, der Testamentsbestätigung durch Herzog Georg von Sachsen, des Nachlassinventars der Erblasserin oder verwandtschaftliche Suppliken (S. 241-287). Durchaus wertvoll ist die einleitende Vorstellung und Charakterisierung der theoretisch-rechtlichen Grundlagen und örtlichen Quellenlage im Analysekapitel. Im Anschluss an die biografische Einordnung des Testaments sowie dessen Entstehungszusammenhang folgt eine ausführliche inhaltliche und übersichtlich nach Empfängergruppen unterteilte Auswertung der enthaltenen Bestimmungen. Im Bereich der frommen Legate

und Stiftungen für kirchliche Träger zeigt sich eine weitreichende Jenseitsvorsorge und „recht individuelle Kombination“ (S. 66) beziehungsweise Vielfältigkeit der bedachten Gemeinschaften und Empfänger. Die Ausrichtung der Bestimmungen zeigt eindrücklich, dass Apollonia von Wiedebach dem alten Glauben verhaftet und nicht reformatorisch geleitet war. Gleichwohl formulierte sie Ersatzklauseln für den Fall fortschreitender Klösterauflösungen. Bedeutenden Raum nahmen zudem Anordnungen für Bedürftige beziehungsweise Einrichtungen der Armen- und Krankenpflege ein. Die Testatorin veranlasste etwa zur Ausgestaltung ihres Jahrgedächtnisses eine Speisen- und Kleiderspende sowie ein ebenfalls beachtliches Seelbad mit zusätzlicher Verköstigung. Ferner wurden das Georgen- und das Johannishospital sowie das „Willige Almosen“ als „zentrale Institution der offenen Armenfürsorge“ (S. 81) mit erheblichen Summen unterstützt. Eine weitere Unterstützungssäule bildeten zwei jährlich auszugebende Aussteuerbeihilfen, die auf ein „tatsächliches soziales Interesse als bestimmendes Motiv“ (S. 85) verweisen. Zusätzlich zu diesen definierten und zweckbestimmten Werten setzte Apollonia „die Armen zu Universalerben ihres gesamten, nach Ausführung aller Bestimmungen des Testamentes verbliebenen Besitzes ein“ (S. 88). Der Anteil am testierten Gesamtvermögen sowie des nicht testierten Vermögensüberschusses überstieg mit einem Wert von 15 000 Gulden die Zuwendungen im kirchlichen Bereich um das Doppelte. Diese Analyse belegt die besondere Schwerpunktsetzung der Erblasserin zugunsten wohlthätiger und somit in besonderer Weise seelenheilssichernder Werke. Abschließend stellt die Studie auch den persönlichen Empfängerkreis des Vermächtnisses vor, wobei Apollonia von Wiedebach ihre Abstammungsfamilie, angeheiratete Verwandte sowie Personen ihres täglichen Lebens bedachte und unter Umständen auch bestehende Vererbungsregeln missachtete. Richter kommt anhand der Daten zu dem Schluss, dass die Testatorin „ihrem Seelenheil (und damit auch wohlthätigen Zielen) eindeutig die größere Bedeutung gegenüber ihren noch verbliebenen Blutsverwandten“ (S. 96) beimaß. Eine gute Übersicht über die Testamentsinhalte und Zuwendungshöhen bietet eine tabellarische Übersicht am Ende des Kapitels (S. 100 f.).

Das letzte und umfangreichste Kapitel des vorliegenden Bandes ist der praktischen Umsetzung der karitativen Testamentsverfügungen, beispielhaft anhand der Almosen aus dem Überschussvermögen, im Zeitraum von 1526 bis 1539 gewidmet (S. 102-218). Nach einer knappen strukturellen Vorstellung der Untersuchungsbasis in Form des Rechnungsbuches der Testamentsvollstrecker erfolgt die quantitativ orientierte Auswertung von über 560 Almoseneinträgen aus den ausgewählten 14 Rechnungsjahren bis zur Reformationseinführung in Leipzig. In einem ersten Schritt untersucht die Autorin das Kapitalprofil samt jährlicher Haushaltsentwicklungen, ehe im zweiten Schritt die Almosenausgaben im Fokus stehen. Die quantitative Analyse bestätigt mit über 6 500 Gulden Gesamtausgaben und durchschnittlich 500 Gulden jährlicher Summe das auch im überregionalen Vergleich beachtliche Ausschüttungs- und Unterstützungspotenzial dieser Stiftung. Diese finanzielle Leistungsfähigkeit stellt Richter in den nachfolgenden Unterkapiteln auf die Praxisprobe, indem die Vergabekriterien, die Sozialstruktur der Empfänger, die Zuwendungshöhen und das Verwaltungspersonal sowie die Rolle der Fürsprecher hinterfragt werden. Da die Erblasserin keine Vergabekriterien und Bemessungsrichtlinien festgelegt hatte, wurden den Testamentsvollstreckern weitreichende Entscheidungsbefugnisse eingeräumt, wobei die Maßgabe der unverschuldeten Armut bei den 409 überwiegend einmalig bedachten Personen deutlich hervortritt. Zur Begründung gereichten eine nachweisliche Arbeitsunfähigkeit etwa aufgrund von Krankheit, ein unzureichender Verdienst oder außergewöhnliche Belastungen, wobei präventive Maßnahmen vor dem gänzlichen Abrutschen in die Bedürftigkeit bewahren sollten. Gleichwohl muss Richter konstatieren: „Die in den Almosenrechnungen genannten Bedürftigen spiegeln nicht unbedingt ein adäqua-

tes Abbild der städtischen Armut wider, sondern vielmehr einen Ausschnitt derselben“ (S. 125). Das Sozialprofil der Empfänger wird im Hinblick auf Geschlecht, Familienstand, Beruf, Zuwandererstatus, Wohn- und Finanzverhältnisse sowie verwandtschaftliche oder berufliche Beziehungen intensiv und strukturell untersucht. Dabei zeigt sich unter anderem, dass mit der wiedebachschen Almosenstiftung bevorzugt bürgerlich-zünftige Schichten und Familien unterstützt wurden, wobei der Männeranteil unerwartet deutlich über dem der Frauen lag. Ferner wird ersichtlich, dass verarmte Handwerksmeister im Unterstützungsfokus lagen, während die große Zahl der Leipziger Lohnempfänger nur nachgeordnet in den Abrechnungen in Erscheinung treten. Dementsprechend und entgegen des erwartbaren Befundes einer konzentrischen Sozialtopografie erhielten in 55 Prozent der Fälle Bewohner des Innenstadtbereichs ein Almosen. Folglich fanden „die räumlichen Schwerpunkte der Stadtmutter nur begrenzt ihre Entsprechung im Kreis der Almosenempfänger“ (S. 181). Die Spendenhöhe variierte gemäß des „Individualisierungsprinzips“ (S. 198) stark, wobei aus den Daten deutlich wird, dass vorzugsweise solche Bedürftige ausgewählt wurden, „deren Notlagen mit einer einmaligen Zuwendung beseitigt werden konnten“ (S. 198). Der praktische Wert der wiedebachschen Almosenstiftung lag somit in der Aufhebung oder zumindest Linderung akuter Notlagen und weniger in einer dauerhaften Unterstützung von Langzeitbedürftigen. Schließlich kann Richter bestätigen, dass Fürsprecher, die für die Bedürftigkeit der Almosenempfänger bürgten, bei der Entscheidung zur Almosengabe eine wesentliche Rolle spielten. Als Fürsprecher agierten überwiegend weltliche Personen wie Nachbarn, Handwerksmeister, städtische Bedienstete oder Funktionsträger der Armenfürsorge sowie mit beachtlichen 44 Prozent Personen der politischen und sozialen Führungsschicht. Nicht selten, so das Ergebnis der Untersuchung, agierten die Testamentsvollstrecker zugleich selbst als Fürsprecher und Ratsinteressen nahmen wie soziale Beziehungen häufig eine wichtige Rolle ein.

Die Schlussbetrachtung fasst den Wert der testamentarischen Verfügungen der Apollonia von Wiedebach in ihrer Individualität, seelenheilorientierten Frömmigkeit und quantitativ-qualitativen Bedeutung in den städtischen Fürsorgebelangen pointiert zusammen (S. 219-225). Der methodische Ansatz, das Testament und die Testamentsverwirklichung strukturiert, quantitativ und statistisch im Hinblick auf seine Beschaffenheit und Wirksamkeit in der Praxis zu untersuchen und die komplexe Arbeit mit seriellen Quellen nicht zu scheuen, ist insgesamt hervorzuheben. Ein besonderer Mehrwert der Studie besteht in dem bereits angesprochenen umfangreichen Editionsanhang und den acht Tabellen sowie vier Diagrammen zur Finanzentwicklung und statistischen Auswertung, die für zukünftige Forschungsvorhaben vertiefende Vergleichsanalysen ermöglichen. Die 13 Abbildungen ergänzen die Studienergebnisse mit qualitätsvollen Quellenbildern und den Porträts der Protagonistin und ihres Ehemannes Georg von Wiedebach. Zur Abrundung wird dem Leser neben den Quellen-, Literatur-, Abkürzungs- und Abbildungsverzeichnissen ein gemeinsames Personen-, Orts- und Sachregister geboten. Mit der vorliegenden Abhandlung und Quellentranskription hat die Autorin einen wertvollen Beitrag zur Leipziger Stadtgeschichte geleistet und es bleibt zu wünschen, dass der Band auch überregional Anstoß zu neuen und vertiefenden Untersuchungen im Bereich des Stiftungs-, Testier- und Armenwesens gibt.

Mühlhausen

Julia Mandry

ALEXANDER QUERENGÄSSER, LeCoq. Ein sächsisches Soldatenleben (Beiträge zur Geschichte des Militärs in Sachsen, Bd. 1), Zeughaus Verlag, Berlin 2017. – 216 S. mit zahlr. s/w Abb., 13 Kt., brosch. (ISBN: 978-3938-4479-01, Preis: 22,95 €).

Dass Männer die Geschichte mach(t)en, besonders wenn es sich um die Geschichte des Militärs handelte, war vor und auch nach der Zeit Heinrich von Treitschkes vielzitierten Satzes praktisch Gesetz. Infolgedessen erfreuten sich historische Biografien herausragender Heerführer mit der Würdigung ihrer Taten größter Beliebtheit. Doch nach den verheerenden Kriegen des 20. Jahrhunderts sowie der daraus resultierenden Neuausrichtung der Geschichtswissenschaft im Allgemeinen und der Abkehr von der klassischen Militär- beziehungsweise Kriegsgeschichte im Speziellen nahm die Anzahl der entsprechenden Publikationen ab. Erst mit der Neuausrichtung der Militärgeschichte spätestens seit den 1990er-Jahren zu einer kulturgeschichtlich inspirierten und gewendeten neuen Militärgeschichte gewann die Disziplin wieder mehr Sichtbarkeit in der breiteren Öffentlichkeit. Standen zunächst die in der älteren Forschung eher vergessenen unteren Dienstgradgruppen im Rahmen einer „Militärgeschichte von unten“ im Fokus, ist schließlich auch die militärische Führungskaste der Offiziere wieder in den Blick genommen worden (in Sachsen beispielsweise S. SCHAAR, Wahrnehmungen des Weltkrieges, Paderborn 2014). In diesem Zusammenhang erschienen einige prosopografische Studien zum Offizierkorps sowie nun verstärkt auch wieder klassische Biografien militärischer Protagonisten. Zum Teil geschah dies im Rahmen von Kollektivbiografien zur militärischen Elite der Wehrmacht (G. R. UEBERSCHÄR (Hg.), Hitlers militärische Elite, Darmstadt 2011) oder der Armee im wilhelminischen Kaiserreich (L. GRAWE (Hg.), Die militärische Elite des Kaiserreichs, Darmstadt 2020). Hierbei wird bereits deutlich, dass der momentane Schwerpunkt militärgeschichtlich-biografischer Forschung in der Breite auf dem 20. Jahrhundert liegt. Unterstrichen wird dieser Eindruck auch durch monografische Arbeiten zu den apostrophierten „Helden von Tannenberg“ aus dem Ersten Weltkrieg (W. PYTA, Hindenburg, München 2007; M. NEBELIN, Ludendorff, München 2010), jene im Zusammenhang mit dem militärischen Widerstand gegen Hitler (K.-J. MÜLLER, Generaloberst Ludwig Beck, Paderborn u. a. 2007) oder Werken zu den prägenden Figuren der frühen Bundeswehr (R. SCHLAFFER, Wolf Graf von Baudissin 1907–1993, München 2007; J. ZIMMERMANN, Ulrich de Maizière, München 2012).

Wird dies zu Grunde gelegt, könnte der Feststellung Alexander Querengässers, dass gerade die militärische „Führungskaste“ aus der Zeit der „Freiheits-“ oder „Befreiungskriege“ wenig beleuchtet wird (S. 7), im Großen und Ganzen gefolgt werden. Jedoch unterliegen wissenschaftliche Publikationen gewissen Konjunkturen und so führen beispielsweise runde Jahrestage zu einem Anstieg derselben. Außerdem sind sie Spiegelbild der Forschungslandschaft mit ihrer thematischen Fokussierung. So ist es folgerichtig, dass vor allem die von der Bundeswehr als traditionswürdig eingeschätzten Widerständler gegen Hitler sowie die Aufbaugeneration der Bundeswehr durch das Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr erforscht wurden und werden, welches noch immer institutioneller Kernpunkt militärgeschichtlicher Forschung ist. Jedoch sind die militärischen Reformer der Zeit um 1813 ebenfalls in diesem Zusammenhang zu sehen. Auch hier gibt es bereits erste interessante biografische Ansätze wie die Studie OLAF JESSENS zu Ernst von Rüchel (1754–1823) („Preußens Napoleon“?, Paderborn u. a. 2007). Nichtsdestotrotz mangelt es an weiteren modernen personengeschichtlichen Werken zu den (militärischen) Protagonisten jener Umbruchszeit am Beginn des 19. Jahrhunderts. Bei diesem Desiderat setzt nun Alexander Querengässer an und wählt für seine Publikation mit Karl Christian Erdmann Edler von LeCoq (1767–1830) einen der prägendsten und hochrangigsten Vertreter des sächsischen Militärs aus.

In der sächsischen Historiografie stand LeCoq trotz seiner Position als Armeechef und seines zum Teil hohen Ansehens innerhalb der sächsischen Armee jedoch meist im Schatten seiner eigentlich untergebenen, polarisierenden, schillernden, meinungs- und wortmächtigen Figuren Karl Wilhelm Ferdinand von Funck (1761–1828) und Johann Adolf Freiherr von Thielmann (1765–1824), deren Agieren in und Äußerungen zu den Jahren der Napoleonischen Kriege Zeitgenossen und Nachgeborene zu teils hitzigen Diskussionen anregten. Ziel Querengässers ist es nun, den Schleier um die Person LeCoqs zu lichten. Aufgrund des Mangels an persönlichen Hinterlassenschaften versucht der Autor über das Konstrukt einer „Rekonstruktion von Lebensstationen“ ein Lebensbild des Generals zu entwerfen und ein umfassendes Panorama der Zeit zu zeichnen, durch die sein Protagonist geprägt wurde. Dabei soll der Ansatz einer „interdisziplinären Personen- und Operationsgeschichte“ (S. 9) verfolgt werden. Es zeigt sich jedoch im Verlauf des Textes, dass ihm dies, wenn überhaupt, nur in Teilen glückt: Die „klassische“ Operations- und Institutionengeschichte bleibt in den Ausführungen dominant und der Aspekt sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung in Ansätzen stecken. Dabei gliedert sich das von Querengässer entfaltete Lebensbild LeCoqs, welches sich aus seiner an der Universität Leipzig angefertigten Masterarbeit speist, in zwölf Lebensstappen des sächsischen Offiziers (S. 13–175), welche er teilweise mit positiven adjektivischen Zuschreibungen (engagiert, umsichtig, beliebt, tapfer, aufgeschlossen) betitelt, die bereits klare Tendenzen der Sicht des Autors auf seinen „Helden“ erkennbar werden lassen. Nicht nur hier entsteht der Eindruck, dass der Autor an einigen Stellen die analytische Distanz des Forschenden zu verlieren droht und der Faszination seines Forschungsgegenstands erliegt. So beschreibt Querengässer seinem Ansatz folgend die Zeitumstände, was ihm teilweise anschaulich und plastisch gelingt. So zum Beispiel im Falle der Revue der sächsischen Armee im Vorfeld des Feldzugs 1812. Jedoch wäre sicherlich eine defensivere Formulierung angebrachter gewesen, als die „weißen Marschkolonnen der Linieninfanterie mit ihren neuen, hohen Tschakos, die endlosen grünen Schützenlinien der beiden leichten Regimenter [...] die Stahlwände der Kürassiere und wilden Attacken des blauen Husarenregiments“ (S. 64 f.) zu beschreiben und LeCoq Stolz auf die von ihm mit geschaffene Armee zu unterstellen, ohne dies durch Quellen nachweisen zu können. Außerdem lässt sich seine breite Schilderung des Militärwesens der Zeit an einigen Stellen kritisch auf ihr Erkenntnispotenzial für das Lebensbild LeCoqs hinterfragen, so beispielsweise bei der ausführlichen Beschreibung des Ladungsvorgangs einer Muskete (S. 18).

Überdies könnte Querengässer seine kritischen Anmerkungen sprachlich etwas sachlicher und eleganter formulieren als jene an Rudolf Jenak, dem er das militärgeschichtliche Verständnis abspricht (S. 115, Anm. 31 f.). In diesem Zusammenhang stellt sich der Autor gegen Versuche einer „Rehabilitierung Thielmanns“ (S. 196) bezüglich seines Seitenwechsels 1813 und dessen Agieren 1814/15. Dabei wäre genau hier die Möglichkeit für eine Abkehr vom starren Freund-Feind-Denken der Umbruchszeit um 1813 gegeben und eine genauere Analyse der Ambivalenz der Figur Thielmanns auch in Absetzung zu LeCoqs politischer Position notwendig. Dies würde schließlich den Rahmen für weitergehende Forschungen aufspannen, die in einer modernen Biografie Thielmanns oder einer Gegenüberstellung desselben mit LeCoq münden könnte. Grundsätzlich wäre es überlegenswert gewesen, die fehlenden Quellen aus der Hand des sächsischen Generals verstärkt über die zum Teil auch kritische Wahrnehmung seiner Person durch andere Militärangehörige zu substituieren oder zumindest zu ergänzen, um zu einem differenzierten Bild LeCoqs zu gelangen. Darüber hinaus fallen immer wieder auch kleinere inhaltliche wie formale Ungenauigkeiten und eher unglückliche Formulierungen ins Auge. Beispielsweise zählt der Autor Thielmann und Anton Friedrich Karl von Ryssel (1773–1833) zu der Partei der sogenannten Patrioten,

was soweit richtig ist, aber zu dem Zeitpunkt der Errichtung des Gouvernements Sachsen im Herbst 1813 waren die beiden nicht „bereits in preußische Dienste übergetreten“ (S. 127), sondern im Fall Thielmanns zunächst im russischen oder, wenn es neutral formuliert werden soll, alliierten Dienst. Beide wechselten offiziell erst 1815 ins preußische Militär, wenn auch vor der offiziellen Teilung der sächsischen Armee. Als ein weiteres Beispiel kann angeführt werden, dass Querengässer einen Brief LeCoqs zur Beförderung des Feldwebels Friedrich Vollborn aus dem Februar 1813 an das Kriegsministerium adressiert, welches zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht existierte. In diesem Zusammenhang ist auch die Formulierung eher unglücklich, dass das Empfehlungsschreiben LeCoqs für „den kleinen Feldwebel“ Vollborn für die Beförderung zum Souslieutenant in den Kontext gesetzt wird, dass sich der General „um die kleinsten Angelegenheiten des Korps“ kümmerte. Vielmehr war es nicht alltäglich, dass ein Feldwebel aufgrund persönlicher Tapferkeit zum Offizier befördert wurde. Nicht zuletzt wird dies dadurch deutlich, dass die Lebenserinnerungen des hier beförderten Feldwebels im Rahmen der Militärgeschichtlichen Sammlung des Sächsischen Staatsarchivs – Hauptstaatsarchiv Dresden (11372 Militärgeschichtliche Sammlung, Nr. 83) als überlieferungswürdig angesehen wurden. Mit Blick auf die formale Gestaltung fallen darüber hinaus beispielsweise die Wiedergabe eines Teils des Textes in Kursivschrift ins Auge, obwohl es sich dabei um keinerlei Zitat handelt (S. 9) oder es kursieren zwei Schreibweisen ein und derselben Person wie bei „Funk“ und „Funck“ (S. 69, 71).

Insgesamt liefert Alexander Querengässer mit seinem Lebensbild LeCoqs einen thematisch interessanten Auftakt zu der von ihm herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Geschichte des Militärs in Sachsen“, der methodisch und stilistisch sicher einer Verfeinerung oder Überarbeitung bedurft hätte. Er stößt aber mit seiner Publikation hoffentlich weitere Projekte zur intensiveren biografischen Erforschung des sächsischen Militärs an, die über Einträge in biografischen Lexika hinausgehen. Die vom Autor monierte fehlende Würdigung sächsischer Offiziere im öffentlichen Raum, anders als etwa bei ihren preußischen oder bayerischen Kameraden, resultiert historisch wie von ihm beschrieben in erster Linie aus den fehlenden militärischen Erfolgen (S. 7). Jedoch ist demgegenüber Querengässers Einschätzung, dass bei Offizieren vor allem die militärischen Leistungen im Krieg ursächlich für deren historische Erforschung sind und deshalb Protagonisten wie LeCoq, die ihre Verdienste im Rahmen von Reorganisation und Reform oder in Friedenszeiten erworben haben, im Dunkeln bleiben, zumindest was die moderne Forschung betrifft, zu kurz gegriffen. Nicht zuletzt zeigen die eingangs angesprochenen Biografien etwa der Bundeswehrgeneräle Gegenteiliges auf. Und um bei Zeitgenossen LeCoqs zu bleiben, werden Offiziere wie Gerhard von Scharnhorst (1755–1813) oder Carl von Clausewitz (1780–1831) vor allem für ihre Verdienste außerhalb militärischer Kampfhandlungen in ihrem Wirken als Analytiker und Reformen in Zeiten des Umbruchs thematisiert (unter anderem H. EHLERT/M. EPKENHANS (Hg.), *Militärische Reformen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert*, Potsdam 2007).

Dresden

Torsten Schwenke

JÖRG LUDWIG (Hg.), Wissen – Wolle – Wandel. Merinoschafzucht und Agrarinnovation in Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Sächsischen Staatsarchivs, Reihe A, Bd. 19), Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2016. – 192 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-95462-757-8, Preis: 24,00 €).

Die anzuzeigende Publikation „Wissen – Wolle – Wandel“ versammelt geschichtswissenschaftliche und kulturanthropologische Beiträge einer Tagung, die im November 2015 in Kooperation des Hauptstaatsarchivs Dresden mit dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde im Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden ausgerichtet wurde und unter der Schirmherrschaft des Sächsischen Staatsministers für Umwelt und Landwirtschaft stand. Die Veranstaltung griff das 250. Jubiläum des Eintreffens von 220 spanischen Merinoschafen in Sachsen auf, die der Veredelung einheimischer Schafsbestände dienten und somit der Herstellung hochwertiger Wolle, die für die gewerbliche Wirtschaft in der Frühen Neuzeit von zentraler Bedeutung war. Dass Sachsen somit nicht nur durch eine besonders frühe und umfassende Industrialisierung geprägt war, sondern auch durch landwirtschaftliche Produktion – die in agrarhistorischen Überblicksdarstellungen jedoch zumeist vernachlässigt wird – zeigen die insgesamt elf Artikel. Mit Fokus auf der Merinoschafzucht beleuchten die Beiträge die sächsische Agrar- und Wirtschaftsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts in Hinblick auf Wissensproduktion, Wissenstransfer sowie agrarische Praxis und stellen Verbindungen zwischen Landwirtschaft, protoindustriellem Gewerbe und der Fabrikindustrie her. Dabei werden auch herrschaftlich-bäuerliche Konflikte thematisiert, die aus der Schafhaltung resultierten.

Anhand sächsischer Ernteverzeichnisse haben ULRICH PFISTER und MICHAEL KOPSIDIS in ihrem Artikel die „Strukturelle Transformation hin zum ‚Industriestaat‘ unter den Bedingungen der Grundherrschaft: die Entwicklung der sächsischen Landwirtschaft vom späten 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“ (S. 11-41) mit Schwerpunkten auf Agrarwachstum und -modernisierung untersucht. Sie leisten damit einen Beitrag zur noch gering beforschten deutschen Agrarproduktion vor dem Beginn der modernen Landwirtschaftsstatistik ab 1878 und kommen unter anderem zu dem Ergebnis, dass die 1832 einsetzenden Agrarreformen nicht zu einem erkennbaren Wachstum pflanzlicher Produktion geführt hat. Als Gründe dafür geben sie an, dass die Agrarverfassung des Ancien Régime kein Hemmnis für Wachstum und Entwicklung darstellte, da in Sachsen bereits seit dem Mittelalter eine sehr liberale sogenannte mitteldeutsche Grundherrschaft dominierte.

Auf Basis der Niederschriften des Oberlausitzer Gutsherrn Ernst Gustav Herrmann von Kyaw (1806–1882) erweitert IRA SPIEKER den Blick auf den unternehmerischen Arbeitsalltag vor dem Hintergrund von Agrarreformen und aufklärerischen Bestrebungen um eine wissenschaftliche Fundierung der Landwirtschaft. In ihrem Beitrag „Produzieren – optimieren – kommunizieren. Innovationen und Wissenstransfer in der sächsischen Landwirtschaft um 1800“ (S. 42-62) hebt sie die besondere Bedeutung gelehrter Gesellschaften als Orte der Wissensgenerierung und -vermittlung in nicht-urbanen Räumen hervor. Anhand der Quellen, die sich der Schafzucht, aber auch der Wollbehandlung widmen, wird sichtbar, dass der Wissenstransfer nicht einseitig verlief – vielmehr standen Theorie und Praxis in einem wechselseitigen Verhältnis – und dass auch Überlagerungen mit anderen Wissenskonzepten, wie vermeintlich „abergläubischen“ Praktiken, bestanden.

Adlige als Träger landwirtschaftlicher Entwicklungen hat MICHAEL WETZEL anhand der „Musterwirtschaften der Grafen von Schönburg in Rochsburg“ im Erzgebirge untersucht (S. 63-73). Er beschreibt darin die Herrschaft Rochsburg als „Innovationszentrum“ (S. 63), was er vor allem den Verdiensten von Heinrich Ernst II. von

Schönburg (1760–1825) zuschreibt, der landwirtschaftliche Neuerungen einführte und das agrarische Profil an die Erfordernisse der Schafzucht anpasste. Die ganzjährige Stallfütterung als Markenzeichen der hiesigen Schäfereien sorgte jedoch für einen enormen Ressourcenverbrauch, die nur mit rigorosem Rückgriff auf bäuerliche Grundstücke zu decken war. Dass die Herrschaft Rochsburg von allen Schönburgischen Gebieten am stärksten von den Bauernaufständen betroffen war, stellt für Wetzel daher eine logische Konsequenz dar.

In seinem Beitrag „Schafhirt, Hirte, Hutmann. Wissen und Kultur der Schäfer in Mitteldeutschland“ (S. 74–87) betrachtet STEFAN DORNHEIM Schäfer als Wissens- und Kulturträger im mitteldeutschen Raum des 18. und 19. Jahrhunderts aus einer kulturhistorischen, volkkundlichen und wissenschaftlichen Perspektive. Dabei wirft er unter anderem einen Blick auf ihre soziale Situation: Während städtische Handwerks-gilden starke Vorbehalte gegenüber den wandernden Schäfern als „Unehrlische“ (S. 80) hegten, waren sie in ländlichen Regionen aufgrund ihres Erfahrungswissens zu Tiergesundheit, Wetter- und Pflanzenkunde anerkannt. Ihre tradierten Wissensbestände dienten der frühen Veterinärliteratur als Quelle, als nichtakademische Heilberufe wurden die „Schäferheiler“ (S. 87) im Zuge einer zunehmenden medizinischen Professionalisierung jedoch vor allem marginalisiert und abgewertet.

Die herrschaftliche Schafshaltung war in den Trift- und Hutungsrechten verbrieft. Diese erlaubten den Gutsherren, ihre Tiere über fremde Felder zu treiben und dort weiden zu lassen. Sie galten neben den Frondiensten daher als eine der umstrittensten bäuerlichen Lasten. Das Anwachsen der Schafsherden im 18. und frühen 19. Jahrhunderts bedrohte zunehmend bäuerliche Existenzen und führte zu Widerstand in Form von Gesetzklagen bis hin zu offenem Aufruhr. In ihrem Artikel „Schafhaltung und bäuerlicher Widerstand in der Frühen Neuzeit“ (S. 88–101) merkt MARTINA SCHATT-KOWSKY kritisch an, dass die Schafhaltung bisher kaum in der historischen Protestforschung aufgegriffen wurde. An zwei sächsischen Fallbeispielen kann sie aufzeigen, wie insbesondere durch die Einführung der Merinoschafe und dem damit gesteigerten Ressourcenbedarf sich bäuerlich-herrschaftliche Konflikte verschärften.

„Der Dresdner Wollmarkt 1835–1892“ ist Gegenstand des Beitrags von JOHANNA RIESE (S. 102–124), die aus evolutionsökonomischer Perspektive dessen institutionellen Aufbau und die Wirkungen untersucht. Im Fokus stehen die Wechselwirkungen von Institutionen und Akteuren sowie die Frage, wie Marktstrukturen gestaltet wurden. Dazu gehören nicht nur die Festlegung von Terminen mit Blick auf konkurrierende Märkte, sondern auch die Einführung von Qualitätsstandards oder Regelungen, um mit den unterschiedlichen Währungen des überregional relevanten Standorts für Wolle umzugehen. Anhand eines sächsisch-preußischen Marktkalenderverzeichnisses arbeitet Riese heraus, dass sich hier noch vor Gründung des Zollvereins ein Handelsraum etabliert hatte.

„Der lange Weg zur Tuchfabrik. Die industrielle Transformation des sächsischen Wollwarengewerbes im 18. und 19. Jahrhundert“ wird durch MICHAEL SCHÄFER nachgezeichnet (S. 125–136). Damit stellt er die Geschichte der sächsischen Merinoschafe in einen breiteren wirtschaftshistorischen Kontext und zeigt auf, wie die Industrialisierung in den verschiedenen sächsischen Textilrevieren durch eine Vielzahl von Faktoren bestimmt war: Dazu gehört die besondere Qualität der hochwertigen sächsischen Merinowolle, die Komplexität der Musterung sowie technologische Entwicklungen. Aufgrund der hohen Zölle und Einfuhrverbote waren die meisten europäischen und überseeischen Absatzmärkte für sächsische Wollwarenexporte schwer zugänglich, weshalb auch ein forciertem Übergang zu Mechanisierung und die Herstellung von Massenware wenig sinnvoll erschien, zumal wenn solche Waren auch noch in direktem Wettbewerb mit technologisch fortgeschrittenen Konkurrenten wie insbesondere der englischen Produktion hätten treten müssen.

Die sächsische Merinoschafzucht steht im Fokus von gleich vier Beiträgen, die jeweils unterschiedliche Stationen und Aspekte ihrer Entwicklung bearbeiten beziehungsweise die Quellenlage evaluieren: Die Einführung der aus Spanien stammenden Merinoschafe deutet JÖRG LUDWIG in seinem Beitrag „Ein königlich-spanisches Geschenk. Die Beschaffung von Merinoschafen in Spanien 1764/65“ (S. 137-154) als Teil einer Reorganisation und Modernisierung der Landwirtschaft, die zum Rétablissement des nach dem Siebenjährigen Krieg zerrütteten Sachsens beitragen sollte. Die drei Hauptziele der Einfuhr waren erstens der Wiederaufbau der Schafsbestände, die durch Zwangslieferungen nach Preußen während des Krieges dezimiert worden waren, zweitens die züchterische Aufwertung der sächsischen Schafe durch Einkreuzung mit Merinos und drittens eine Förderung sächsischer Wolltuchfabrikation. „Der Beginn der Merinoschafzucht in Sachsen im Jahr 1765 und deren Entwicklung bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts“ wird von WALTER WEISS nachgezeichnet (S. 155-162): Diese reicht von den „Elektoralschafen“, die als sächsischer Züchtungserfolg allein aufgrund ihrer edlen Wolle gehalten wurden, bis zur Züchtung von „Zweinutzungs-schafen“ (S. 162), die nach dem Preisverfall für Wolle – vor allem durch die Konkurrenz aus Australien – sowohl Wolle als auch Fleisch lieferten. „Die Merinoschafzucht in Sachsen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“ hat schließlich REGINA WALTHER untersucht (S. 163-173). Sie beleuchtet nicht nur die mit der Entwicklung der Textilindustrie steigende Bedeutung der Schafhaltung, sondern auch welche Auswirkungen die Zucht auf die Tiere hatte. Auf deren Konstitution wurde kaum Rücksicht genommen und so traten häufig Krankheiten auf. Für das 20. Jahrhundert betrachtet sie das Zuchtprogramm der DDR, aber auch die Formulierung von Zuchtzielen nach der Wiedervereinigung und die Unterschützstellung der inzwischen als bedroht geltenden Merinofleischschafe. Die „Quellen in den Beständen des Hauptstaatsarchivs Dresden über die Merino- und die veredelte Schafzucht in Sachsen“ hat GUNTER BIELE systematisierend untersucht und drei wesentliche Quellenkomplexe herausgearbeitet (S. 174-189): Quellen über die mehr als eineinhalb Jahrhunderte währende Zucht reinrassiger Schafböcke in den staatlichen Stammschäfereien, Quellen über die von einer ständig wachsenden Anzahl von Rittergütern durchgeführte, veredelte Schafzucht und schließlich Quellen über die Ursachen und Hintergründe des sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollziehenden Niedergangs der Merinoschafzucht.

Der Sammelband leistet mit seinen durchweg differenzierten und empirisch dichten Artikeln auf mehreren Ebenen einen wichtigen Beitrag zur agrarhistorischen Erforschung der Frühen Neuzeit: Zum einen hebt er die Bedeutung Sachsens als Agrarland sowie die Entwicklung landwirtschaftlicher Innovationen hervor und benennt gleichzeitig bestehende Forschungsdesiderate. Zum anderen schärft er die Perspektive für die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Wissensformen: So wurden mit der sogenannten Volksaufklärung nicht automatisch andere, zumeist als „abergläubisch“ bezeichnete Wissensformen abgelöst, vielmehr bestanden häufig Wechselwirkungen. Und schließlich eröffnet der Band den Blick auf den wertvollen und beeindruckenden Quellenkorpus zur sächsischen Merinoschafzucht und -haltung. Diesen würde es sich lohnen, noch stärker als in diesem Band geschehen, auch im Hinblick auf historische Mensch-Tier-Beziehungen zu untersuchen. Insgesamt stellt die Publikation eine wesentliche Bereicherung zur Erforschung der Frühen Neuzeit in Sachsen dar und ihm ist eine zahlreiche Leserschaft zu wünschen.

Göttingen

Arnika Peselmann

FRANCESCA WEIL, *Uns geht es scheinbar wie dem Führer ...* Zur späten sächsischen Kriegsgesellschaft (1943–1945) (Berichte und Studien, Bd. 80), V&R unipress, Göttingen 2020. – 263 S., brosch. (ISBN: 978-3-8471-0993-8, Preis: 35,00 €).

Die Frage, wie die deutsche Bevölkerung die NS-Herrschaft und den Zweiten Weltkrieg erlebte, in welchem Umfang sie an den Verbrechen der Nationalsozialisten partizipierte oder von ihnen wusste und mit welchen Deutungen sie dem Geschehen begegnete, hat zuletzt in den Büchern von Nicholas Stargardt und Dietmar Süß ausführliche Untersuchungen gefunden (N. STARGARDT, *Der deutsche Krieg 1939–1945*, Frankfurt/Main 2015; D. SÜSS, „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich, München 2017). Hieran anschließend fokussiert Francesca Weil mit dem Land Sachsen einen regionalen Ausschnitt der Kriegsgesellschaft und analysiert in einer „dichten Beschreibung“ (S. 12), wie die Bevölkerung das Kriegsgeschehen erlebte und wie auf die Anforderungen des ‚totalen Krieges‘ reagiert wurde. Sie untersucht dabei die letzten zweieinhalb Kriegsjahre, als sich die Wende im militärischen Geschehen bereits vollzogen hatte. Es geht demnach um eine Gesellschaft im extremen Krisenmodus, in der bestimmte Routinen (Verteilung von Lebensmitteln, Postverkehr) zwar noch immer weitgehend funktionierten, das Kriegsgeschehen jedoch zunehmend das alltägliche Leben unmittelbar berührte. Neben Literatur und archivalischen Unterlagen zieht die Verfasserin vor allem Egodokumente als Quellen heran. Hierbei handelt es sich um teilweise unveröffentlichte Tagebücher und Briefwechsel von 31 Personen, deren Alter, soziale Stellung und politische Überzeugung höchst divers waren. Zusätzlich zur Auswertung von schriftlichen Unterlagen wurden acht lebensgeschichtliche Interviews geführt.

Die Untersuchung gliedert sich in fünf chronologische Abschnitte, die den Zerstörungsprozess des Krieges und das allmähliche Vordringen der Front sowie der Luftangriffe nachvollziehen. Die Verfasserin webt die Kriegereignisse seit Beginn des Jahres 1943 und die Wahrnehmungen der Bevölkerung ineinander und erzeugt ein plastisches, multiperspektivisches und lebensnahes Bild der regionalen Kriegsgesellschaft. Dabei wird deutlich, dass es keine uniforme Wahrnehmung des Nationalsozialismus und des Krieges gab. Aus einigen autobiografischen Zeugnissen lässt sich herauslesen, dass sich die Verfasserinnen und Verfasser innerlich allmählich von der NS-Herrschaft abwandten und den Propagandalügen des Regimes keinen Glauben mehr schenkten. Die Mehrheitshaltung aber bestand in der Anpassung an die NS-Herrschaftspraxis – das passive Abwarten auf bessere Zeiten und das persönliche Überleben standen im Mittelpunkt. Spätestens seit der Zerstörung Leipzigs im Dezember 1943 sahen sich die Menschen primär als Opfer, die nur noch mit Angst, Verzweiflung und Selbstmitleid auf den näher rückenden Krieg reagierten und sich in Durchhalteparolen retteten. Die Mehrheit versuchte, so lange wie möglich an einer Normalität jenseits des Krieges festzuhalten, und verdrängte den Widerspruch zu den immer brutaleren Auswüchsen der NS-Herrschaft. Diese allgemein verbreitete Haltung verstärkte sich in den letzten Kriegsmonaten und führte nach dem Waffenstillstand 1945 zu einer Verweigerung von Selbstreflexion sowie letztlich zur Verdrängung der von Deutschland ausgehenden Verbrechen.

Der Rückgriff auf zeitgenössische Dokumente des Alltags und auf lebensgeschichtliche Interviews ermöglicht es der Verfasserin, ein ebenso detailliertes wie eindrückliches Bild vom Kriegserleben in Sachsen zu geben. Dieses unterschied sich nicht grundlegend von den Erfahrungen, welche die Zivilbevölkerung in ganz Deutschland machte, wenn auch Sachsen vergleichsweise lange von alliierten Bodenangriffen verschont blieb. Daher wird es mancher Leserin beziehungsweise manchem Leser fraglich erscheinen, ob die Studie einen analytischen Mehrwert gegenüber den bisherigen

Erkenntnissen birgt. Es bleibt aber festzuhalten, dass selten eine historiografische Studie in so verdichteter Form die Wahrnehmungen und Interpretationen des Kriegsgeschehens durch die Bevölkerung, ebenso aber die emotionale Last der Kriegszeit gespiegelt hat. Um das Festhalten an der Normalität der Diktatur, die Blindheit gegenüber den nationalsozialistischen Verbrechen und die allzu rasche Annahme des Opferstatus durch die deutsche Bevölkerung zu erklären, sind quellengesättigte Arbeiten wie diese dringend notwendig. Es bleibt zu hoffen, dass vergleichbare Publikationen auch in Zukunft ihren Platz in der Überfülle der wissenschaftlichen Literatur zum Nationalsozialismus finden werden.

Dresden

Sönke Friedreich

GÜNTHER HEYDEMANN/KARL-HEINZ PAQUÉ (Hg.), Planwirtschaft – Privatisierung – Marktwirtschaft. Wirtschaftsordnung und -entwicklung in der SBZ/DDR und den Neuen Bundesländern 1945–1994 (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 63), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017. – 334 S., 42 Abb., 57 Tab., geb. (ISBN: 978-3-525-36975-3, Preis: 60,00 €).

Der von Günther Heydemann und Karl-Heinz Paqué herausgegebene Band entstand als Ergebnis einer Tagung des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung und behandelt in gewohnter Manier wichtige Themen der Auseinandersetzung mit der Wirtschaftsweise der DDR, mit einem Fokus auf das Ende und die Transformation der Planwirtschaft. Zwei sehr unterschiedliche Essays am Anfang des Sammelbandes geben einen Eindruck des Spektrums an Positionen wieder, die in der öffentlichen Debatte mit dem Ende der DDR und ihres sozialistisch-planwirtschaftlichen Experiments verbunden sind. Auf der einen Seite erkennt JOHANNES LUDEWIG (S. 19-26) in fast apologetischem Ton die Leistungen der Betriebsräte der einstigen volkseigenen Betriebe an und würdigt in einem etwas paternalistischen Gestus ihre Verdienste bei der Abwicklung und Überführung der Betriebe in die Marktwirtschaft: das Füße Stillhalten und die Einsicht in die Aussichtslosigkeit der Forderungen der Betriebsräte. RICHARD SCHRÖDER (S. 27-40) thematisiert Aussichtslosigkeit andererseits im Zusammenhang mit der Frage nach der Lebensfähigkeit des sozialistischen Wirtschaftsmodells in zugespitzter und ironischer Art, ohne den Kern des Problems zu verfehlen. Damit nimmt er das Ergebnis des ganzen Sammelbandes vorweg und beantwortet bereits die Frage nach dem Erfolg der DDR-Wirtschaft: Die Schwächen und Fehler, wie sie spätestens seit der Wiedervereinigung auch in einer breiten Öffentlichkeit regelmäßig thematisiert werden, waren der sozialistischen Wirtschaftsweise inhärent und die Erwartungen an eine (Über-)Lebensfähigkeit nach 1990 mussten zwangsläufig enttäuscht werden. Abgesehen von zahlreichen Friktionen bei der Privatisierung war dafür die Treuhand nur bedingt verantwortlich.

Die Beiträge von SPIRIDON PARASKEWOPOULOS (S. 93-110), UDO LUDWIG (S. 111-147) und CHRISTIAN HEIMANN (S. 149-174) geben lesenswerte und sich ergänzende Überblicke über Wesen, Funktionsweise und Problemanfälligkeit der DDR-Wirtschaft. Während Ludwig den Fokus auf die unzureichende und schwierige Vergleichbarkeit der Daten legt, die für eine realistische Einschätzung der Situation der DDR-Wirtschaft notwendig ist, stehen bei Heimann die Geld- und Außenhandelspolitik im Mittelpunkt. Interessanter für eine Einschätzung sind hier jedoch seine Quellen, an denen sich ablesen lässt, wie oft und zu welchen Zeiten vielen wichtigen Akteuren strukturelle Probleme und Ungleichgewichte des Systems bekannt waren und unter

welchen Umständen diese thematisiert wurden. Ergänzend dazu kann der Beitrag von HORST HARTTE (S. 203-225) erwähnt werden, dessen Ausführungen zur mangelhaften Bilanzierung der DDR-Wirtschaft aufgrund unrealistischer Preisbildung durch zahlreiche Tabellen verdeutlicht werden. Hervorzuheben ist, dass bei Paraskewopoulos auch der Interessenkonflikt Erwähnung findet, indem sich wichtige Akteure des ökonomischen Systems befanden. Die unterschiedlichen Vorstellungen von Planung und Planerfüllung und Interessen bei den unterschiedlichen Akteuren minderten die Produktivität und lähmten dauerhaft das wirtschaftliche System; eine weiterführende Auseinandersetzung mit diesem Problem, mitsamt seinen (sozialen) Folgen, wäre wünschenswert gewesen. Der Argumentation aller vier Beiträge hätte es darüber hinaus genützt, wenn Aspekte der Politik des Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) mehr Beachtung gefunden hätten oder Begriffe wie Arbeitsproduktivität hinterfragt worden wären. Gewissermaßen als eine Synthese aus den vier vorher erwähnten Beiträgen präsentiert RÜDIGER POHL (S. 229-242) ohne große Umschweife die Folgen jahrzehntelanger Fehleinschätzungen – als das System nunmehr zusammengebrochen war und eine Bilanzierung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Volkseigenen Betriebe anstand – und kontrastiert damit die Mythisierung vom Untergang der zentralisierten Planwirtschaft durch die Währungsunion 1990. Hervorzuheben sind seine Ausführungen zu der oft gestellten Frage nach den Alternativen zu den damaligen Geschehnissen.

In diesem thematischen Feld aus Wirtschaftspolitik, Systemdefiziten und mangelhaften Bilanzierungsversuchen wirken die Artikel von KLAUS ZIEGE-BOLLINGER (S. 177-202) und JÜRGEN SCHNEIDER (S. 43-90) wie seltsame Solitäre. Schneiders Zusammenstellung historischer Weichenstellungen in den ersten zehn Jahren sozialistischer Wirtschaftspolitik in der SBZ/DDR lässt nicht mehr als den Schluss zu, dass die wirtschaftspolitischen und -theoretischen Entwicklungen (mitsamt ihren Fehlern) in der UdSSR manches antizipierten, was später auch für die Wirtschaft der DDR kennzeichnend und problematisch werden sollte. Der Autor versucht, seine Argumentation mit einem mehr als umfangreichen Quellenmaterial zu unterfüttern, wobei die Quellenslage und -fülle an manchen Stellen kaum einen Erkenntnisgewinn erbringt. Leider überlässt der Autor allzu oft seine Argumentation sowie sein Fazit den Quellen oder der Sekundärliteratur. Dagegen mag sich Ziege-Bollinger zwar in seinen Ausführungen als Praktiker ausweisen, jedoch ist das theoretische Fundament dem aktuellen Forschungsstand nicht ganz angemessen. Wichtige Grundsatzfragen abseits rein betriebswirtschaftlicher Erwägungen bleiben ungeklärt, ganz davon abgesehen, dass Kombinate mehr waren als die Summe von Maschinen, Immobilien und Arbeitsproduktivität. Für eine Antwort auf seine Forschungsfrage nach dem Wert der DDR-Industrie braucht es vor allem wirtschaftshistorische Analysen und Quellen. Nur aus der „Managementperspektive“ lässt sich diese nicht beantworten.

Die übrigen Beiträge, die sich inhaltlich weitgehend mit sozialpolitischen Aspekten der Transformation befassen, heben die weitgehend gelungenen, jedoch mit einiger Anpassungsleistung verbundenen Übertragungen westdeutscher sozialer Systeme auf das Gebiet der DDR hervor. MATTHIAS KNUTH (S. 243-264), hier für den Bereich der Arbeitsmarktpolitik, und GERHARD RITTER (S. 265-284), mit seinen Ausführungen zur Rentenpolitik und sozialer Sicherung, legen in ihren lesenswerten Beiträgen nicht nur dar, wie sich die Übertragung der Systeme gestaltete, sondern auch, welche Folgen die Umsetzung der Sozialunion für das gesamtdeutsche System der sozialen Sicherungsleistungen bis heute hat. Interessant sind daneben die gelegentlichen Einblicke in den Wettstreit zwischen einerseits sozialpolitischen und andererseits finanzpolitischen Akteuren und Institutionen, die die Leserinnen und Leser erhalten. Obwohl Karl-Heinz Paqué auch einen Ausblick auf die Folgen der unterschiedlichen Transfor-

mationspolitiken für die ostdeutsche Wirtschaft gibt (S. 287-327), bleibt die sinnvolle und wichtige Einordnung in einen (ost-)europäischen Kontext aus. Auch wenn der Autor sich in dem Artikel mit vielen grafischen Darstellungen um Bewertung der ökonomischen Entwicklungen bemüht, kommt der demografische Aspekt etwas zu kurz (und leider scheinen die Ausführungen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits von der Realität überholt zu sein).

Es mag an dieser Stelle für den ganzen Sammelband gelten, dass sich ein vergleichender Blick über die östlichen und südlichen Grenzen Ostdeutschlands hinaus gelohnt hätte, um die west- und ostdeutschen Bemühungen um eine Implementierung und Gestaltung von Transformationspolitik – mitsamt ihren möglichen Alternativen – besser einschätzen zu können; mithilfe einer Retrospektive auf die Einrichtung und Entwicklung anderer sozialistischer Zentralwirtschaften hätte dann auch ein möglicherweise spezifischer Entwicklungspfad der DDR besser kontextualisiert werden können. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Erwartungen, die der Titel und das Inhaltsverzeichnis geweckt haben, nur teilweise erfüllt werden. Im Allgemeinen stehen in den Beiträgen zu sehr rein volks- oder betriebswirtschaftliche Sichtweisen im Mittelpunkt; die Themen Planwirtschaft, Privatisierung und Marktwirtschaft haben zwar ihren Platz, letztere kommen jedoch etwas zu kurz. Die Beiträge sind in der Mehrzahl informativ; allerdings kommt es – ob der oft handbuchartigen Überblicke – zu vermeidbaren inhaltlichen Wiederholungen. Sofern es sich dann auch noch um Auskoppelungen aus bereits publizierter Forschung handelt, drängt sich beim Lesen rasch der Eindruck auf, dass Fallbeispiele sich möglicherweise besser geeignet hätten, ein gewisses Spektrum an Themen und Forschungen zu vermitteln, als aneinandergereihte Überblicksdarstellungen.

Übrig bleibt am Ende auch die Frage, inwiefern – mit den Kolonnen an volkswirtschaftlichen Kenndaten, die die Autoren von Zeit zu Zeit bemühen, oder mit einer Fixierung auf (nur sehr bedingt fruchtbare) statistische und quantitative Vergleiche – das Problem einer Wert- und Standortbestimmung der DDR-Wirtschaft überhaupt geklärt und gelöst werden kann. Noch dazu wirkt eine Trennung ökonomischer Aspekte von politischen und sozialen problematisch und es scheint, dass das verständliche Bedürfnis, Bilanz zu ziehen, andere Perspektiven auf die Transformation verstellt. Vieles ist auf diesem Wege auch nicht messbar, erst recht nicht mit dem oft viel zu kleinen Betrachtungsmaßstab im Vergleich zur Mikrostudie. Solche Fallbeispiele jedoch – hier sei etwa an ANDREW PORTS Studie (Die rätselhafte Stabilität der DDR, Berlin 2010) erinnert –, noch dazu ergänzt durch mehr soziologische und anthropologische Perspektiven, wären sicherlich eine Bereicherung für das Erkenntnisinteresse der Herausgeber gewesen.

Dresden

Robert Badura

MARIA ALEXOPOULOU, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Philipp Reclam jun. Verlag, Stuttgart 2020. – 281 S., geb. (ISBN: 978-3-15-011311-0, Preis: 24,00 €).

Die Historikerin Maria Alexopoulou forscht am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt in einem Projekt zu „Rassismus seit 1945 und die Transformation Deutschlands zur Einwanderungsgesellschaft: BRD, DDR und die Bundesrepublik Deutschland (1945–1999)“. Wenn auch nicht im Titel ihres sich an ein breiteres Publikum richtenden Buches aufgegriffen, so ist Rassismus auch hier die leitende Kategorie ihrer Darstellung. In der Einwanderungsgesellschaft richte er sich gegen „Migrations-

andere‘ – Migrant*innen, früher *Ausländer*, die als wesenhaft Andere kein Teil des ‚Wir‘ sind, sein können oder gar sein dürfen“ (S. 11, Hervorhebung im Original).

Die Einleitung dient folgerichtig dem Plädoyer, das Phänomen Rassismus ebenso wie den Begriff selbst im Diskurs zu Zeitgeschichte und Einwanderungsgesellschaft zu etablieren (siehe bereits zuvor DIES., Rassismus als Kontinuitätslinie in der Geschichte der Bundesrepublik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (2018), Nr. 38/39, S. 18-24). Konkret hieße das, Rassismus als einen Macht-Wissen-Komplex (S. 14 f.) zu verstehen, der eine koloniale Vorgeschichte ebenso wie eine bis in die Gegenwart reichende Geschichte nach dem nationalsozialistischem ‚Rassenstaat‘ hat. Weiterhin bedeutet das, sensibel zu sein für seine alltäglichen Ausprägungen auch weit unterhalb staatlich organisierter Massengewalt – was häufig nur zum Wissen der betroffenen Menschen gehöre. Hinsichtlich einer derartigen Auseinandersetzung mit Rassismus als vielgestaltigem Phänomen beziehungsweise der konzeptionellen Einbeziehung von Rassismus in der deutschen Zeitgeschichte ist sicherlich noch einiges zu leisten. Alexopoulou kritisiert nachdrücklich einen „blinden Fleck“ der bisherigen zeithistorischen Forschung (S. 10; außerdem DIES., *Blinde Flecken innerhalb der zeithistorischen Forschung in Deutschland*, <https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/blinde-flecken-innerhalb-der-zeithistorischen-forschung-deutschland>, 9. Februar 2017). In Analogie zur Diskussion um die Nutzung des ‚Volksgemeinschafts‘-Konzepts in der NS-Forschung macht sie hierfür auch Ängste vor einer vermeintlichen Affirmation als Ursache aus (DIES., ‚Ausländer‘ – A Racialized Concept? ‚Race‘ as an Analytical Concept in Contemporary German Immigration History, in: M. Arghavan u. a. (Hg.), *Who Can Speak and Who Is Heard/Hurt?*, Bielefeld 2019, S. 45-67). Gleichwohl lässt sich hierzu auf Arbeiten nicht nur der (deutschsprachigen) Sozial- und Kulturwissenschaften zurückgreifen, sondern es liegen bereits historische Beiträge vor. Während Alexopoulou die frühen 1990er-Jahre hervorhebt, indem sie von einer „Konjunktur des Rassismus, die Anfang der 1980er Jahre begonnen hatte und in der völkischen Ekstase der Wendejahre ihrem Zenit zustrebte“ (S. 215) spricht, hat zum Beispiel kürzlich auch ein Autorinnenkollektiv um NORBERT FREI den Begriff „Vereinigungs-rassismus“ (*Zur Rechten Zeit*, Berlin 2019, S. 16) für dieselben Phänomene vorgeschlagen.

Dem konstatierten Aufmerksamkeitsproblem entgegen richtet Alexopoulou nun ihren Blick vom Beispiel Mannheims ausgehend auf die deutsche(n) Gesellschaft(en) seit dem Kaiserreich. Ihr Zugang folgt einem sich zunehmend etablierenden Ansatz, lokale Migrationsregime zu untersuchen, anstatt nationale Migrationsgeschichten zu erzählen, weil konkrete und unterschiedliche Akteurinnen und Akteure sowie Aushandlungsprozesse greifbar werden und gerade (post-)migrantische Zugehörigkeiten sowie Gefühle und Prozesse der Beheimatung sich eher an Orten als in ‚Deutschland‘ realisieren (S. 18, 121, 198, 249). Sie folgt chronologisch Etappen von noch lange sogenannter Ausländerpolitik. Der Schwerpunkt liegt auf der Bundesrepublik und Alexopoulou ist bei dieser auch auf darstellerische Gründe zurückzuführenden Fokussierung grundlegend darin zuzustimmen, dass die Geschichte der DDR als Zielland beziehungsweise Aufnahme- oder Ankunftsgesellschaft statistisch weniger umfangreich ausfällt (S. 208). Mit der nur kursorischen Auseinandersetzung mit Rassismus und Migration im Abschnitt „Auf der anderen Seite der Mauer“ (S. 207-212) ist jedoch zugleich auf das Problem einer immer noch ausgeblendeten DDR-Migrationsgeschichte verwiesen (U. GOEL, *Ungehörte Stimmen. Überlegungen zur Ausblendung von Migration in die DDR in der Migrationsforschung*, in: D. Gürsel/Z. Çetin (Hg.), *Wer MACHT Demo_kratie?*, Münster 2013, S. 138-150), denn die gesellschaftliche Verständigung darüber, (k)eine Einwanderungsgesellschaft zu sein, fand (unter anderen politischen Rahmenbedingungen) auch in der DDR statt. Letztlich geriet der Umgang der DDR mit Migration nach 1989/90 zum Argument in Debatten der nun gesamtdeutschen Einwanderungsgesellschaft.

Ihre stets pointierte, wo immer möglich auf konkrete Beispiele oder individuelle Erfahrungen zurückgreifende und somit für das erwähnte Publikum sicher gut lesbare Geschichte der Einwanderungsgesellschaft kann Alexopoulou dabei neben der reichlich vorliegenden Forschungsliteratur auf Quellen aller staatlichen Ebenen sowie Sammlungen migrantischer Selbstorganisationen und teils eigens erhobenen Interviews stützen. Gerade letztere ermöglichen Gegengeschichten zu denjenigen der Mehrheits-/Dominanzgesellschaft hörbar zu machen (S. 17, 103). Sie untersucht, wie Rassismus weite Teile des gesellschaftlichen und individuellen Lebens betraf (und weiterhin betrifft), nämlich „den Arbeitsmarkt und das Bildungssystem sowie den Wohnungsmarkt [...] das Ausländer- und Staatsangehörigkeitsrecht und die entsprechenden restriktiven Praktiken der Behörden [...], Alltagsdiskriminierungen und -abwertungen als Normalität [...], Vorstellungen von ‚Volksdeutschen‘ und von ‚fremdvölkischer Abstammung‘ – Begrifflichkeiten, die sich noch Mitte der 1980er Jahre in regierungsamtlichen Dokumenten finden“ (S. 188). Letztgenannte Konstruktion der Volksdeutschen geht zurück auf die neue internationale Architektur von Staatsangehörigkeiten der Zwischenkriegszeit und bleibt bis in die 1990er-Jahre relevant. Sie wandelte sich, bleibe jedoch vor allem in ihrer biologistisch-völkischen Konzeption von Staatsbürgerschaft wirksam (S. 43, 119). Kontinuitäten rassistischer Wissensformen über die vermeintliche Zäsur von 1945 hinweg macht Alexopoulou auch im Umgang mit den Displaced Persons der Nachkriegszeit aus, greift dafür Lutz Niethammers Begriff der Volkskontinuität auf und stellt ihm als Komplement eine „Ausländerkontinuität“ anbei. In den zehn Jahren nach dem Ende des NS-Staates haben die Displaced Persons eine „Scharnierfunktion“ (S. 65) bei der Deutung migrantischer Präsenz übernommen – was bis hin zur Ablehnung von Einbürgerungsanträgen reichte, da man unterstellte, sie würden aufgrund ihrer Erfahrungen ohnehin nicht mit dem „deutschen Volkstum verwachsen“ (S. 87). Je komplexer sich das Migrationsgeschehen in den folgenden Jahrzehnten gestaltete, desto mehr wurden politische und juristische Einordnungen nötig und Steuerungsversuche unternommen. Wenn Motive und Wege beziehungsweise das ‚Ticket‘ der Einwanderung bereits im individuellen Fall widersprüchlich oder veränderbar ausfallen (zum Beispiel S. 106 f., 163 f.), dann können solche Kategorisierungsvorgänge eventuell gelingen – oft führten sie jedoch auch dazu, das sich in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung ganz unterschiedliche Migrationsbewegungen und Status zu einem Konglomerat verbanden, das seinerseits hochanfällig für Semantiken und Praktiken von Zurückweisung und Ausschluss war (S. 98). Ausdruck beziehungsweise Entsprechung dieser Wahrnehmung sei spätestens zu Ende der 1980er-Jahre der nur vermeintlich juristisch-wertfreie Begriff des ‚Ausländers‘ (S. 124).

Inwiefern sich solche Aushandlungsprozesse über ‚Ausländer‘ alltäglich niederschlugen, wird besonders bei der Untersuchung von „Wohnen als Einwanderungsbarriere“ (S. 136-152) nachvollziehbar. Was sich in volkswirtschaftlichen Abwägungen, Identitätsdebatten oder der Rede von ‚Ghetto‘ oder ‚Überfremdung‘ diskursiv zeigt, wird hier etwa dann konkret, wenn sich das türkische Mieterkomitee Mannheims 1978 über den offenkundig diskriminierenden Zusatz ‚Keine Ausländer‘ bei Privatgeboten am Schwarzen Brett der kommunalen Wohnungsverwaltung beschwerte – woraufhin die Wohnungsanzeigen verschwanden und fortan gezielt an erwünschtes Klientel vermittelt wurde (S. 146 f.).

Als zentral in der Aushandlung von Einwanderungsgesellschaft macht Alexopoulou neben ‚den Ausländern‘ insbesondere auch die „Geburt des Scheinasylanten“ (S. 183) aus. Diese Zuschreibung war in den Landesinnenministerien entstanden (S. 166), etablierte sich breit in den 1970er-Jahren und funktionierte hinsichtlich der behaupteten Illegitimität des Asylgesuchs nicht allein in der Tradition des ‚Wirt-

schaftsflüchtlings‘, sondern darüber hinaus mittels rassistischer Assoziationen ob der ‚außereuropäischen‘ Herkunft – wie sie sich jüngst als ‚Messermigrant‘ präsentiere (S. 171). In Bezug auf die Serie rassistischer Pogrome in den frühen 1990er-Jahren kommt dieser Figur im Rahmen der sogenannten Asyldebatte freilich einige Bedeutung zu – Alexopoulou mahnt jedoch Differenzierung an, wenn es um deren Ursachenklärung geht: Die „dunkle Seite der sogenannten ‚friedlichen Revolution‘ von 1989 und die Sprengkraft ihres Schlachtrufes ‚Wir sind ein Volk‘“ (S. 214) habe sich in diesen Angriffen gezeigt, bevor die Asylkampagne neuerlich befeuert worden war. Hinsichtlich 1989/90 erinnert sie zugleich an den ‚Wir sind auch das Volk‘-Ruf jener Teile der Einwanderungsgesellschaft, die sich nicht als selbstverständlich zugehörig fühlen konnten und das bisher Erreichte nun zusätzlich gefährdet sahen (S. 224). Ihre Interessen seien in der Vereinigungsagenda lange marginalisiert worden. Tatsächlich können diese Perspektiven auch erst in allerletzter Zeit nachhaltig Aufmerksamkeit in der feuilletonistischen und wissenschaftlichen Debatte verzeichnen (L. LIERKE/M. PERINELLI (Hg.), *Erinnern stören*, Berlin 2020). Alexopoulou führt ihre Darstellung bis in die unmittelbare Gegenwart mit aus historiografischer Sicht zwangsläufig Erwähnung bleibenden Bezügen zum sogenannten Nationalsozialistischen Untergrund, der Verschränkung von Rassismus gegen ‚Ausländer‘ und Antisemitismus, wie er im Anschlag in Halle 2019 offenbar wird sowie der Sichtbarkeit von Einwanderungsgesellschaft hinsichtlich der Trägerinnen und Trägern systemrelevanter Tätigkeiten in der Coronapandemie. Dass ihre Geschichte der Einwanderungsgesellschaft mit viel Engagement geschrieben ist, wird in ihrem abschließenden Appell an ein demokratisches ‚Wir‘ abseits von Nation und Volk (S. 249) unmissverständlich deutlich.

Dem Buch, trotz oder gerade wegen seiner Ausrichtung auf ein breites Publikum, hätte eine Einführung des vom Migrationspädagogen Paul Mecheril eingeführten analytischen Begriffs der ‚Migrationsanderen‘, wie er neben den zahlreichen Quellenbegriffen auftaucht, gut getan. Die berechtigte Kritik an der bisher zu wenig erfolgten zeithistorischen Auseinandersetzung mit Konzept und Phänomen des Rassismus ist an mancher Stelle ihrerseits selbst diskutabel, etwa beim Vorwurf, ULRICH HERBERT würde in seiner klassischen Darstellung (*Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland*, München 2001) die Abwertung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten als bloßen Gegenstand der Wohlstandsgesellschaft affirmieren (S. 117). Vereinzelt geht auch die Präzision der Aussage an den gut lesbaren Ausdruck und knappen Raum der Darstellung verloren. Dass die zunehmende Zahl ‚ausländischer Werkstätiger‘ in der DDR nötig geworden war, da „sich selbst im Arbeiterstaat keine deutschen Arbeiter*innen mehr finden ließen“ (S. 208) ist zwar korrekt, doch entsteht so der falsche Eindruck, allein die stolze Selbstwahrnehmung des Arbeiter- und Bauernstaates ernst zu nehmen und dabei die Modernisierung der Arbeitswelt mit entsprechenden Präferenzen auch trotz des hohen Stellenwerts von Arbeit beziehungsweise das Problem des Arbeitskräftemangels durch hohen Arbeitskraftbedarf und Abwanderung zu unterschlagen. Tatsächlich fehlt geht die Aussage, der am 7. Januar 2005 in Dessau in Polizeigewahrsam verbrannte Oury Jalloh sei „als Drogendealer aufgegriffen und eingesperrt worden“ (S. 231). Zwar war eine entsprechende Verurteilung zuvor erfolgt, entsprechende Blutwerte protokolliert – Anlass der Verhaftung war allerdings eine irrtümlich angenommene Belästigung einer Gruppe von Frauen der Stadtreinigung gewesen (M. OVERATH, *Oury Jalloh und die Toten des Polizeireviere Dessau*, <https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/tiefenblick/polizei-dessau-oury-jalloh-deutsch-100.html>, 21. Juni 2020).

Neben diesen Monita lediglich im Detail eignet sich das Buch für die von Alexopoulou angestrebte Debatte. Eine Lizenzausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung würde dem sicherlich helfen, gerade auch, da Alexopoulous Geschichte der

Einwanderungsgesellschaft Herberts Überblicksdarstellung nicht ersetzt, sondern in vieler Hinsicht ergänzt und eine im besten Sinne herausfordernde Lesart deutscher Migrationsgeschichte bietet. Angesichts bisweilen nur an der Oberfläche oder zum Schein geführter Debatten um Identitätspolitik würde das sicher auch zum Ausloten dessen beitragen, was neuerlich als gesellschaftlicher Zusammenhalt wiederentdeckt worden ist.

Dresden

Nick Wetschel

KATRIN LÖFFLER, Systemumbruch und Lebensgeschichte. Identitätskonstruktion in autobiographischen Texten ostdeutscher Autoren, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 439 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-948-0, Preis: 39,00 €).

RAINER JORK/GÜNTER KNOBLAUCH (Hg.), Zwischen Humor und Repression – Studieren in der DDR. Zeitzeugen erzählen, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2017. – 548 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95462-897-1, Preis: 19,95 €).

Jugend und Adoleszenz sind Phasen großer Veränderungen im Leben eines Menschen: Seine Persönlichkeit entwickelt sich und er trifft erste den weiteren Lebensweg prägende Entscheidungen. In einer Diktatur wie der DDR wurden diese Entscheidungen auf spezifische, repressive Art und Weise gelenkt und beeinflusst. Die heranwachsende Generation gilt in jeder Gesellschaft als zukünftige Entscheidungs- und Leistungsträger, in der DDR war dies darüber hinaus mit einem ideologischen Auftrag versehen, auf den die jeweilige Jugend eingeschworen werden sollte. Von ihr wurde ein hoher Grad an (zur Schau gestellter) Identifikation mit dem Staat verlangt, der notwendigerweise Einfluss auf die eigene Identitätskonstruktion hatte. Die jungen Leute mussten diesen Anspruch in ihre Lebensplanung integrieren, um ihre Wünsche verwirklichen zu können oder Wege finden, diesem auszuweichen. Im Folgenden werden zwei Bände ganz unterschiedlichen Zuschnitts besprochen, die sich beide nicht vornehmlich an ein historisches Fachpublikum richten, für die Zeitgeschichte und Kulturanthropologie jedoch gewinnbringende Einsichten bieten. Beide nehmen autobiografische Schriften zum Ausgangspunkt, die nach der Wiedervereinigung entstanden sind und Erinnerungen an das Leben in der DDR thematisieren. Die Literaturwissenschaftlerin Katrin Löffler untersucht in ihrer lesenswerten Studie Publikationen von Schriftstellern und Journalisten aus der DDR beziehungsweise Ostdeutschland und fragt nach ihren Identitätskonstruktionen. Rainer Jork und Günter Knoblauch hingegen sind Initiatoren von Erinnerungstexten: Mit dem Ziel, einen spezifischen Quellenbestand für die Jugendbildung zur Verfügung zu stellen, haben sie ehemalige Studenten eingeladen, kurze Erinnerungstexte an ihre Studienzeit zu verfassen. Die Nebeneinanderstellung dieser auf den ersten Blick disparaten Werke verdeutlicht den hohen Wert von Lebenserinnerungen als Quelle für die zeitgeschichtliche Forschung.

Löffler wählte für ihre Studie insgesamt 15 Autoren aus, deren Kindheit, Jugend oder Adoleszenz auf eines der Jahre der Systemumbrüche 1945 oder 1989 fiel, sodass eine Vergleichbarkeit der Werke entstand, ohne individuelle Voraussetzungen und Erfahrungen einebnen zu müssen. Löffler führt zudem aus, dass diese beiden Generationen, die „Generation 45“ und die „Wende-Generation“, auf dem Buchmarkt im Vergleich zu anderen DDR-Jahrgängen überproportional vertreten seien. Bei der ersten genannten sei die Fülle an bilanzierenden Lebenserinnerungen zu erwarten, bei der zweitgenannten handle es sich jedoch um ein erklärungsbedürftiges „soziologisches

Phänomen“ (S. 400). Sie analysiert für diese Gruppe ein erhöhtes Bedürfnis nach autobiografischer Selbstvergewisserung. Zu bedenken wäre darüber hinaus, dass Vertreter der „Wende-Generation“ das Vermarktungspotenzial ihrer Debattenbeiträge erkannt haben und entsprechende Bücher gezielt auf dem Markt platzieren – zumal die meisten von ihnen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung am Beginn ihrer journalistischen oder schriftstellerischen Karriere standen.

Durch die Klammer von 1945 und 1989 bildet die DDR das verbindende Element aller Bücher. Für die „Generation 45“ hat Löffler eine Schriftstellerin und vier Schriftsteller ausgewählt – Werner Heiduczek, Günter de Bruyn, Günter Görlich, Hermann Kant und Christa Wolf –, die „Wende-Generation“ wird durch zehn Personen repräsentiert – Jana Hensel, Robert Ide, Sascha Lange, Jakob Hein, Maxim Leo, Daniel Wiechmann, Jens Bisky, Andrej Hermlin und Jan Josef Liefers. Löffler gelingt es, eine klare Analyse mit Empathie für die Autoren zu verbinden. Es geht ihr darum, deren Deutungsmuster zu erkennen und zu kontextualisieren, wobei sie nicht davor zurückschreckt, Lücken und Inkonsistenzen zu benennen. Diese nutzt sie jedoch nie in entlarvender, sondern stets in interpretierender Absicht.

Interessanterweise steht im Buch das Kapitel zur „Wende-Generation“ (S. 109-243) vor dem zur „Generation 45“ (S. 245-402). Es wird also zuerst der Systemumbruch thematisiert, den beide Generationen erlebten. Die Vertreter der „Wende-Generation“ standen der DDR in der Mehrzahl nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber, identifizierten sich jedoch auch nicht mit dem Staat. Löffler arbeitet treffend heraus, dass die „staatlich propagierte kollektive Identität [...] für die letzten beiden DDR-Generationen nur mehr wenig Relevanz“ (S. 240) besaß. Die „Wende-Generation“ sei vornehmlich über die Bildungseinrichtungen mit dem Staat konfrontiert gewesen, wo sie nachdrücklich die Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit des ‚real existierenden Sozialismus‘ wahrgenommen hätten. Dementsprechend erlebten die meisten der vorliegenden Autoren die Zäsur als unproblematisch hinsichtlich der eigenen Identitätskonstruktion. Zumal sich für einige sogar Lösungen von zuvor entstandenen Problemen mit der Staatsmacht ergaben, zum Beispiel der nun mögliche Zugang zum Studium oder der unkomplizierte Umzug in den Westen. Löffler analysiert für diese Generation drei wesentliche Schreibanreize: die Herstellung biografischer Kontinuität, die Konservierung der DDR-Kindheit und -Jugend sowie die Etablierung einer ostdeutschen Generationenerzählung in Abgrenzung zu westdeutschen Vorbildern.

Das Sample der „Generation 45“ ist nur halb so groß und umfasst eine weit geringere Altersspanne – die Autoren waren 1945 16 bis 19 Jahre, die „Wende-Generation“ 13 bis 23 Jahre alt –, bietet aber eine breite Varianz an Identitätskonstruktionen. Gemeinsam ist ihnen die Sozialisation im Nationalsozialismus, wobei Hermann Kant sich bereits durch seine Familie mit dem Kommunismus identifizierte und Günter de Bruyn sich seit seiner Kindheit mit dem katholischen Milieu verbunden fühlte. Die anderen drei konnten auf keine sinnstiftende Kontinuität zurückblicken und beschreiben in ihren autobiografischen Schriften eine aktive Hinwendung zum Sozialismus. Eine Integration in den neuen Staat gelang insbesondere über die Orientierung an Protagonistinnen und Protagonisten der Gründergeneration, also vom Nationalsozialismus Verfolgter. Die „Generation 45“ erlebte ihren zweiten Systemumbruch mit etwa 60 Jahren in einer Lebensphase, die generell zum Bilanzieren einlädt. Neben dieser Funktion des klassischen schriftstellerischen Altersrückblicks hebt Löffler eine weitere hervor: den Debattenbeitrag. Denn neben Selbstreflexion und Selbstvergewisserung schreiben die Autoren bewusst aus der Perspektive von Zeitzeugen mit dem Ziel, gängige Bilder über die DDR zu ergänzen oder zu konterkarieren. Diese Funktion trifft auch für die Bücher der jungen Generation zu. Löffler problematisiert zu Recht, dass alle untersuchten Autobiografien als Debattenbeitrag zu betrachten seien,

da Publikationen über die DDR notwendigerweise das Verhältnis der beiden deutschen Staaten zueinander und den Prozess der Wiedervereinigung thematisierten.

Leider stehen am Ende beide Generationen etwas unvermittelt nebeneinander. Zwar war ein Vergleich nie die erklärte Absicht der Studie, dennoch wäre es interessant gewesen, sie in der Schlussbetrachtung stärker aufeinander zu beziehen und die Erkenntnisse und Thesen stärker zu bündeln. Hervorzuheben ist, dass sich Löffler gegen den Begriff der DDR-Identität wendet, da es die ihm unterstellte Identifikation mit dem DDR-Staat so nicht oft gegeben habe. Sie schlägt vor, zwischen DDR- und ostdeutscher Identität zu unterscheiden, wobei sich letztere biografisch und nicht politisch konstituiere. Die Studie ist mit ihrem pragmatischen Zugriff auf Konzepte wie Identität und kollektives Gedächtnis und ihrem Beitrag zur Gattungsdiskussion der Autobiografie sehr aufschlussreich. Etwas problematisch ist der Umgang mit Kundenbewertungen auf einer Online-Bestellplattform, da die quellenkritische Diskussion sehr knapp ausfällt (S. 45) und die Bewertungen eines einzigen Anbieters, aber nicht für alle Bücher herangezogen werden. Der pragmatische Umgang Löfflers trägt auch hier durchaus zum Erkenntnisgewinn bei, doch sollte der begrenzte Rahmen des Ausgewertes von den Lesern bedacht werden.

Die beiden Ingenieure Rainer Jork und Günter Knoblauch haben mit ihrem Band ein über viele Jahre verfolgtes Projekt zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht. Sie versammeln gut 70 Berichte von ehemaligen Studenten der TH beziehungsweise TU Dresden und einigen weiteren Universitäten wie Berlin, Leipzig und Erfurt. Die Erinnerung an die DDR spiegelt sich hier unmittelbar auf Quellenbasis und nicht in ihrer Analyse. Die erzählgenerierende Frage der Herausgeber war dabei bewusst offengehalten: Was sei gut am Studium in der DDR gewesen und worauf hätte man verzichten können? Entstanden ist eine Sammlung, die zum Stöbern und Entdecken einlädt. Die Beiträge reichen von überblickartigen Zusammenfassungen der Ausbildungsjahre bis hin zur Schilderung einzelner Anekdoten, wie der obligatorischen Kartoffelernte oder eines humoristischen Kulturabends. In der Mehrzahl thematisieren die Texte allerdings Probleme mit den Staatsorganen. Diese konnten in der Weigerung, der FDJ oder einer anderen Massenorganisation beizutreten, begründet liegen, in der Zugehörigkeit zur Kirche oder in einer kritischen Äußerung. Die Autoren schildern, welche Kompromisse sie eingehen mussten, um studieren zu können und welche Anstrengungen sie unternahmen, um Repressionen auszuweichen. Sie waren dabei nicht immer erfolgreich, einige mussten ihr Studium unterbrechen oder durften es nicht beenden. Nicht wenige entschieden sich daraufhin für eine Ausreise beziehungsweise Flucht in den Westen. Die Beiträge werfen ein Schlaglicht auf Willkür, Repression und die Relevanz von Beziehungen, um sich den Zumutungen entziehen zu können. Verbindendes Element der Beiträge ist die Konzentration auf Studenten naturwissenschaftlicher Fächer, sodass ein Einblick in die Erinnerungsnarrative einer spezifischen soziokulturellen Gruppe entsteht. Dementsprechend sind im Band mehr Männer als Frauen vertreten. Bemerkenswert ist, dass viele Autoren explizit die Studieninhalte lobend hervorheben, ihre Kritik richtet sich gegen politische Einflussnahme und ideologische Erziehung, nicht das Niveau der Ausbildung. Das kostenfreie Studium ziehen einige sogar, die Argumentation der damaligen Staatsmacht übernehmend, zur Legitimation des Verbleibs in der DDR heran.

Das Ziel der Herausgeber, möglichst viele Autoren in den Band aufzunehmen, hat leider zur Folge, dass die einzelnen Texte mit jeweils etwa drei Seiten recht kurz sind und keinen vertiefenden Einblick geben können. Leser sind dadurch mit Materialfülle und Materialknappheit zugleich konfrontiert. Deutlich wird, dass die Autoren solche Anekdoten und Begebenheiten auswählten, die allgemeine Aussagen über das Leben in der DDR vermitteln sollen. Einige Texte erhalten dadurch eine pädagogisierende, mit-

unter sogar moralisierende Wendung. Verstärkt wird dieser Effekt noch durch ein Erzählen in an die gesprochene Sprache angelehnten Andeutungen. Diese sind zwar für ehemalige DDR-Bürger einfach zu entschlüsseln, aber die Zielgruppe des Bandes, Jugendliche und junge Erwachsene, dürfte kaum in der Lage sein, die latenten Botschaften zu erkennen. Ein weiterer Effekt der offenen Themenwahl ist die häufige Wiederholung einiger Topoi.

Die Beitragssammlung wird durch einen umfangreichen Anhang ergänzt. Insbesondere die „Verzeichnisse zur Erschließung des Materials“ (S. 479-532) erleichtern den Zugang zu den Berichten. In ihnen werden die Beiträgerinnen und Beiträger nach unterschiedlichen Gesichtspunkten aufgelistet: Studienzeit oder -ort sowie stichwortartige Zusammenfassungen der Texte. Die von Birgit Scholz, der Lektorin des Bandes, erstellten „Didaktische[n] Hinweise für die Arbeit mit der Dokumentation“ (S. 467-478) geben darüber hinaus vielfältige Anregungen zur Erschließung des Materials. Die „Zeithistorischen Kommentare und Dokumente“ (S. 408-466) greifen wiederholt genannte Themen und Stichworte aus den Texten auf. Hierbei wird die intensive Auseinandersetzung der Herausgeber mit dem Material deutlich und ihr Bemühen, dieses durch Kontextualisierung zugänglich zu machen. Die Zusammenstellung hinterlässt jedoch einen oberflächlichen und eklektischen Eindruck. Das darüber hinaus zur Verfügung stehende umfassende Glossar (S. 506-528) hätte zur Begleitung ausgereicht. Die Stichworte verweisen auf die entsprechenden Texte im Band und mittels QR-Codes sogar zur weiterführender Literatur, zum Beispiel zu den Publikationen der Bundeszentrale für politische Bildung. Mit Gewinn hat die Rezensentin insbesondere die Nachworte (S. 533-546) der beiden Herausgeber gelesen, in denen sie die Genese des Buchprojekts und den langen Weg zum fertigen Produkt nachzeichnen. Dabei werden die Schwierigkeiten deutlich, einen Band zu verwirklichen, der sich jenseits gängiger Publikationsformate zur Erinnerungskultur bewegt.

In ihrem disparaten Ansatz thematisieren und repräsentieren die beiden hier besprochenen Bände jeweils spezifische Aspekte der gegenwärtigen Erinnerungskultur. Katrin Löffler gelingt es, über die Analyse individueller Lebenserinnerungen, gängige Narrative zu hinterfragen und neue Perspektiven auf die Geschichte der DDR und der postsozialistischen Transformation aufzuzeigen. Obgleich es sich um eine literaturwissenschaftliche Arbeit handelt, ist sie durch den theoretischen Bezugsrahmen für Geschichte und Kulturanthropologie anschlussfähig. Löfflers klare, präzise und kurzweilige Schreibstil macht den Band zu einem Lesevergnügen und regt darüber hinaus dazu an, das eine oder andere diskutierte Buch selbst einmal in die Hand zu nehmen. Rainer Jork und Günter Knoblauch wiederum sind nicht nur Herausgeber ihres Bandes, sondern explizit auch Zeitzeugen. Mit ihrem Projekt verfolgten sie das Ziel, in aufklärerischer Absicht bestimmte Inhalte zu vermitteln und einer Personengruppe Gehör zu verschaffen. Dem Leser weisen sie die Aufgabe der Interpretation und Analyse der Quellen zu. Der Band ist durch sein Format zwischen autobiografischer Erinnerung und wissenschaftlicher Aufbereitung nicht leicht zugänglich, doch eine vertiefte Lektüre, die sich den Berichten ebenso wie der Gesamtzusammenstellung des Werkes widmet, wird ebenfalls mit neuen Perspektiven auf die Geschichte der DDR und der Transformation belohnt.

Leipzig

Merve Lühr

SUSAN BAUMGARTL, Der eigene Aufbruch. Kollektive Erinnerungsbilder Leipziger Bürger zum Herbst 1989, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 257 S., brosch. (ISBN: 978-3-86583-999-2, Preis: 21,50 €).

In den vergangenen Jahren sind anlässlich von Jubiläen, aber auch angesichts des mittlerweile größeren zeitlichen Abstands und des Interesses insbesondere der nachgeborenen Generation, zahlreiche Studien zu den deutsch-deutschen Ereignissen 1989/90 erschienen. Immer häufiger wird dabei das Narrativ einer stringenten Ereigniskette, die schließlich unweigerlich zur Wiedervereinigung im Oktober 1990 führen musste, aufgebrochen und kritisch hinterfragt. Leipzig mit seinen montäglichen Friedensgebeten in der Nikolaikirche, den von ihnen ausgehenden Montagsdemonstrationen und dem „Entscheidungsmoment“ am 9. Oktober 1989, als mehr als 70 000 Menschen ohne staatliches Eingreifen unter der Parole „Wir sind das Volk!“ um den Leipziger Innenstadtring ziehen konnten, nimmt insbesondere in der Erzählung einer „Revolution von unten“ eine Schlüsselrolle ein. Jährlich würdigt die Stadt das Engagement der mutigen Bürgerinnen und Bürger mit dem sogenannten Lichtfest und einer Stelen-Ausstellung um den Leipziger Ring an markanten Orten. Verschiedene museale Ausstellungen erinnern an die Friedliche Revolution und Leipzig als ihren Dreh- und Angelpunkt. Die Identifikation mit 89 gehört zum Selbstverständnis und dem Lokalstolz vieler Leipzigerinnen und Leipziger.

In der im Rahmen ihrer Doktorarbeit angefertigten Studie beschäftigt sich die Kulturwissenschaftlerin Susan Baumgartl mit den kollektiven Erinnerungsbildern und sozial akzeptierten Deutungsmustern in Bezug auf die Ereignisse im Herbst 1989 in Leipzig. Dafür gibt sie zunächst im ersten Kapitel einen Einblick in die allgemeinen erinnerungskulturellen Rahmenbedingungen und ordnet die Leipziger Gedenkkultur am Beispiel des Lichtfestes 2009 darin ein (S. 7-39).

Im zweiten Kapitel wird näher auf die Methodik der Studie eingegangen (S. 40-63). So greift die Autorin auf insgesamt elf Gruppendiskussionen mit natürlichen Gruppen in nicht-öffentlichen Kontexten zurück, die zwischen August 2009 und März 2010 stattgefunden haben. Sie kategorisiert die Gesprächsgruppen auf Grundlage des jeweils gemeinsamen Alltagskontextes in ‚Alternative, Angestellte, Erwerbslose, Freiberufler, Freundeskreis, Katholiken, Lehrer, Protestanten, Senioren-Chor, Senioren-Sport und Wohnungslose‘. Die Altersstruktur der Teilnehmenden umfasst die Jahrgänge 1914 bis 1975, die meisten von ihnen waren bereits 1989 in Leipzig wohnhaft. Die Autorin nahm bei den Gesprächen lediglich eine beobachtende Rolle ein und intervenierte nur dann, wenn die Gespräche ins Stocken gerieten. Für diesen Fall schildert sie verschiedene offene Frageimpulse, anhand derer die Gespräche falls nötig am Laufen gehalten wurden (zum Beispiel „Was kommt Ihnen spontan in den Sinn, wenn Sie an den Herbst 1989 denken?“ oder „Welche Auswirkungen hatten die Leipziger Ereignisse?“) und ergänzt, wie die Diskussionen aufgezeichnet und anschließend transkribiert wurden.

In den folgenden beiden Kapiteln (S. 64-130, 131-233) beschreibt Baumgartl zunächst die jeweiligen Gesprächseinstiege und verortet die konkreten individuellen Anknüpfungspunkte der verschiedenen Gruppen zum Austausch über die Ereignisse 1989. Dafür stellt sie die Teilnehmenden kurz biografisch vor und analysiert ausgewählte Gesprächssequenzen. Thematisch spannt sie dabei den Bogen von den Montagsdemonstrationen über die Ausreise- und Fluchtbewegung, den Mauerfall bis hin zur Wiedervereinigung und Transformationszeit. Anschließend weitet sie ihren Blick von den individuellen Erfahrungen der einzelnen Gesprächspartnerinnen und -partner hin zu kollektiven Erinnerungsbildern an die Ereignisse im Herbst 1989. Dabei macht sie gemeinsame Narrative aus, wie den Mut der Wenigen bis zum 9. Oktober, die

Masse als Erfolgsgarant für das Gelingen der Friedlichen Revolution, das generelle gemeinschaftsstiftende Bedürfnis nach Veränderung, aber auch die kollektive Erfahrung einer Spaltung der Protestierenden nach dem Mauerfall in diejenigen, die einen „dritten Weg“ für möglich hielten, und diejenigen, die sich für die Wiedervereinigung stark machten. Interessant hierbei ist, dass die Mehrheit der Gesprächsteilnehmenden sich von Letzteren abzugrenzen versuchen. Das Bild von einer unsouveränen „Übernahme“ durch den Westen und einem „Ausverkauf“ des Ostens für westliche Konsumgüter prägten gruppenübergreifend die Erinnerung an 1989/90. Wird insbesondere der Zeit zwischen dem 9. Oktober und der Wiedervereinigung noch Potenzial für eigene Gestaltungsräume und Veränderungen zugemessen, so überlagern die Erfahrungen von (Massen-)Arbeitslosigkeit, Abstiegs- und Zukunftsängsten sowie das Gefühl, „Bürger zweiter Klasse“ zu sein, den Stolz auf die geglückte „Revolution von unten“ in Leipzig. Am Ende schlägt sich dies insbesondere in der Diskussion um ein Einheits- und Freiheitsdenkmal nieder – einer Debatte, die nach vielen Jahren bis heute in Leipzig noch nicht zu einem Ergebnis geführt hat. Darin wird deutlich, dass insbesondere die älteren Teilnehmenden das Gefühl haben, ihre Perspektive auf die Transformationszeit im öffentlichen Gedenken kaum eine Rolle und würde zugunsten einer „Westperspektive“ marginalisiert, während die jüngeren Teilnehmenden der Idee eines Erinnerungsortes an die Friedliche Revolution nicht gänzlich abgeneigt scheinen.

Baumgartls Ansatz, sich der Erinnerung an den Herbst 1989 aus der Mikroperspektive über individuelle biografische Zugänge zu nähern, ist insbesondere angesichts der mittlerweile zahlreichen Publikationen rund um die rein politikgeschichtlichen Ereignisse des sogenannten Wendeherbstes zu begrüßen. Die im Vergleich zum klassischen Zeitzeugeninterview gewählte Methode, mehr oder weniger natürliche Gruppendiskussionen zur Grundlage ihrer Analyse zu machen, birgt viele Chancen. Natürlich spielen auch hier Aspekte wie Rechtfertigungen und gegenseitige Bestätigung für individuelle Handlungen und Entscheidungen eine Rolle. Im Kontext der miteinander vertrauten Personengruppen scheint den Teilnehmenden hier jedoch das „freie“ Reden leichter zu fallen. Obwohl der gewählte methodische Ansatz und insbesondere die im Buch ausgewählten Gesprächssequenzen großes Potenzial haben, fällt das Lesen durch eine sehr akademische Sprache wie auch einige inhaltliche Wiederholungen nicht durchweg leicht. Ein gewissenhafteres Lektorat hätte zudem die Lesbarkeit der Studie verbessert, denn zahlreiche Rechtschreib- und Grammatikfehler unterbrechen leider immer wieder den Textfluss.

Das große Verdienst von Baumgartls Arbeit ist, einer immer stärker institutionell verankerten historischen Erinnerung an 1989 einen anderen Blick, nämlich den auf individuelle Erinnerungen und Deutungen, entgegenzusetzen. So richten sich auf einzelne Aspekte der Zeit 1989/90 verschiedene, teils auch gegenläufige Wir-Perspektiven. Dennoch handeln die Gruppen in den Gesprächen auch gemeinsame Erinnerungsmuster aus und verständigen sich zum Teil auf gemeinsame Erfahrungen. Die Studie macht deutlich, dass es nicht ‚die eine‘ kollektive Erinnerung an den Herbst 1989 gibt – ein Fazit, das viel häufiger bei der Beschäftigung mit der Friedlichen Revolution Erwähnung finden sollte.

Leipzig

Pia Heine

UWE KARTE, Stübner. Popstar wider Willen, Selbstverlag, Dresden 2019. – 416 S., 350 Abb., geb. (ISBN: 978-3-00-063003-3, Preis: 24,90 €).

Zum 30. Jahrestag von Mauerfall und Wiedervereinigung fanden sich in den Medien zahlreiche Rückblicke auf die bewegte Zeit rund um die ‚Wende‘. Neben den politisch

Verantwortlichen jener Zeit kamen dabei auch etliche Sportlerinnen und Sportler zu Wort: Katarina Witt, Jens Weißflog, Heike Drechsler oder Matthias Sammer berichteten über ihren ‚Sprung‘ in das wiedervereinigte Deutschland mit einem nun ganz anders organisierten Sportsystem. Die Anpassung der Förderstrukturen an westdeutsche Gegebenheiten, die Suche nach Sponsoren oder – bei den Fußballern – die plötzliche Verlockung des ‚großen Geldes‘ in westdeutschen Profiklubs kamen zur Sprache. Gemein ist den genannten Sportlerinnen und Sportlern ihr in etwa gleiches Alter (Drechsler und Weißflog sind 1964 geboren, Witt 1965, Sammer 1967) und dass sie bereits vor der ‚Wende‘ im Sportsystem der DDR nationale wie internationale Erfolge erringen konnten, an die sie nach 1990 anknüpften (Weißflog gewann 1984 und 1994 insgesamt drei olympische Goldmedaillen im Skispringen, Drechsler 1983 und 1993 den Weltmeistertitel, 1992 und 2000 olympisches Gold im Weitsprung). Es traten in den Rückblicken also Sportlerinnen und Sportler in die öffentliche Aufmerksamkeit, die es nach der Wiedervereinigung ‚geschafft‘ hatten.

Einem ganz anderen Beispiel widmet sich die Biografie über Jörg Stübner von Uwe Karte, Dresdner Journalist, „Fußball-Enzyklopädist und Zeitgeschichtler“ (so Christoph Dieckmann in der ZEIT 28/2021, 8. Juli 2021). Er hat ein gutes und wichtiges Buch über einen geschrieben, dem nach der ‚Wende‘ die Welt offenzustehen schien – und der den ‚Sprung‘ in eine sportlich erfolgreiche Zukunft im wiedervereinigten Deutschland doch nicht geschafft hat. Es ist ein Buch, das ein Einzelschicksal in all seinen Widersprüchlichkeiten darstellt und für die Geschichtswissenschaft wichtige Hinweise für die Frage nach der Transformation des DDR-Sports in westdeutsche Strukturen gibt. Inwiefern prägte die Einpassung in das System von Kinder- und Jugendsportschulen (KJS) die Voraussetzungen für den Übergang in das nun gänzlich anders organisierte System westdeutscher Provenienz? Was passierte mit den hoffnungsvollen Athletinnen und Athleten, denen aus einer Vielzahl von Gründen eben jener Übergang nicht gelang? Welchen Blick haben dieselben auf die Umbruchszeit, die ihnen eben nicht die großen sportlichen Erfolge, Anerkennung und (zumindest bei den im Profifußball Aktiven) massive finanzielle Zuwächse brachte?

Karte bringt diese Widersprüchlichkeiten zusammen, indem er den Entstehungsprozess des Buches transparent macht und beispielsweise ein Zusammentreffen mit Stübners ehemaligen Mannschaftskameraden Ulf Kirsten und Heiko Scholz (beide mit hunderten Bundesligaspielen und Länderspieleinsätzen in DDR und Bundesrepublik) initiiert (S. 229-243). Zwei also, die es ‚geschafft‘ hatten. Dieser Herangehensweise sind die zwei Zeit- beziehungsweise Handlungsebenen geschuldet, auf denen sich Karte dem Thema nähert: Der Rekonstruktion von Stübners durchaus ungewöhnlichem Lebensweg wird immer wieder die Entstehungsgeschichte des Bandes gegenübergestellt. Zur Sprache kommen die Überzeugungsarbeit, die der Autor geleistet hat, um Jörg Stübner für dieses Buchprojekt zu gewinnen (S. 20-25), die Treffen mit Kirsten und Scholz, seine Reisen zu unzähligen Zeitzeugen (Trainern, Mitspielern etc.), die praktisch ein ‚Who’s who‘ des ostdeutschen Fußballs darstellen, sowie die Unterstützung des Autors für seinen Protagonisten, zum Beispiel bei der Suche nach einer neuen Wohnung. Auch bei der Einsichtnahme seiner Stasi-Akte begleitete der Autor Jörg Stübner (S. 262). Eine Konstruktion, die der Lesbarkeit des Buches absolut zuträglich ist; zudem ist die Bebilderung des Bandes mit privaten Aufnahmen seiner sportlichen Entwicklung vom Jugendbereich an, aber auch zur Entstehungsgeschichte des Bandes hervorzuheben.

Jörg Stübners Weg in den Leistungssport ist nicht eben DDR-typisch: Im Kleinkindalter ging seine aus Merseburg stammende Familie – sein Vater war als Geologe tätig – in die Mongolei, lebte für einige Zeit in einer Jurte (S. 135-149). Zur Einschulung zurück in der DDR führte der Beruf des Vaters nach Halle, wo 1972 auch Stüb-

ners fußballerische Anfänge lagen. Aufgrund seiner herausragenden Leistungen wurde er ‚gesichtet‘ und nahm erfolgreich an einem Aufnahmetest für die KJS teil: „Jörg gehörte zu den Allerbesten“, urteilt sein damaliger Trainer (S. 157). Ab September 1978 besuchte er die KJS in Dresden, die familiäre Anbindung mit Großeltern in Dresden und in der Nähe von Freiberg half bei der Entscheidung. Seine sportliche Entwicklung im Verein, verbunden mit Nominierungen für Jugendnationalmannschaften, nahm zügig Fahrt auf. Reisen zu Länderspielen, unter anderem in den ‚Westen‘, Lehrgänge der Nationalmannschaft sowie der Trainings- und Spielbetrieb takteten den Lebensweg des Jugendlichen fortan. Zugleich hatte er aber Probleme mit dem Leben im Internat, sodass seine Familie bereits im Sommer 1979 nach Dresden zog. Mit Beginn der Saison 1983/84 wechselte der damals 18-Jährige aus dem Jugendbereich zur Oberligamannschaft von Dynamo Dresden – und überzeugte sofort, wurde in Liga-, Pokal- und Europapokalspielen eingesetzt und trotz seines jungen Alters schnell zu einem Leistungsträger seiner Mannschaft. Internationale Bekanntheit erlangte er spätestens nach zwei Länderspielen der DDR-Nationalmannschaft gegen Frankreich 1984/85, in denen er gegen seine Gegenspieler, die Europameister Alain Giresse und Michel Platini, jeweils eine herausragende Leistung bot. „Eine der großen Hoffnungen des DDR-Fußballs“, schrieb die ‚FUWO‘, das Fußball-Fachblatt der DDR, nach dem ersten Spiel im Pariser Prinzenpark im Dezember 1984. Die Karriere des Jungstars ging – im Rahmen des in der DDR Möglichen – erfolgreich weiter, starke internationale Auftritte im Europapokal (1989 stand er mit Dynamo Dresden im Halbfinale des UEFA-Pokals) und in der Nationalmannschaft (insgesamt 47 A-Länderspiele) folgten, Pokalsiege sowie der Meistertitel. Durch seine Nationalmannschaftskarriere sah er zahlreiche Länder, die für DDR-Bürger unerreichbar schienen – freilich stets bestens durch das Ministerium für Staatssicherheit überwacht. Er war zum ‚Popstar‘ geworden, erhielt eine große Anzahl an Fan-Zuschriften, wenngleich er viel lieber etwas Ruhe gehabt hätte (S. 297). Zum Zeitpunkt der ‚Wende‘ war Stübner 25 Jahre alt. Wie seine ehemaligen Mannschaftskameraden Ulf Kirsten, Heiko Scholz oder Matthias Sammer erhielt er lukrative Angebote aus dem Profifußball, lehnte diese aber ab, weil er in Dresden bleiben, es „mit Dynamo schaffen“ wollte (S. 12). Bis 1993 blieb er bei Dynamo, geplagt von Verunsicherung, einem Formtief, zahlreichen Verletzungen und Problemen, sich mit den neuen Gegebenheiten zu arrangieren und mit den deutlich größeren Freiräumen klarzukommen. Alkoholprobleme führten schließlich zu seiner Kündigung bei Dynamo, Versuche des Neustarts beim FC Sachsen Leipzig (unter seinem früheren Trainer Eduard Geyer), beim FV Dresden-Nord oder beim 1. FC Neubrandenburg 04 scheiterten in den folgenden Jahren jeweils nach kurzer Zeit. Es fehlten der strukturierte Tagesablauf, Halt, Perspektiven, ein Plan für die ‚Zeit danach‘. Er rutschte ab, lebte irgendwann von Sozialhilfe und Arbeitslosengeld II, verkaufte nicht nur das von seinen Großeltern geerbte Haus, sondern 2004 auch seine Lebensgeschichte an die Bild-Zeitung (S. 19). Er erhielt Unterstützung: neben dem Autor, der ihm schließlich zu einer neuen Wohnung verhalf, auch von seinem ehemaligen Mannschaftskameraden Ralf Minge, der ihm ab März 2019 einen Job in der Fußballschule von Dynamo verschaffte (S. 318). Nur drei Monate später verstarb Jörg Stübner – im Alter von gerade einmal 53 Jahren. Er hat das Erscheinen des Buches nicht mehr erlebt.

Uwe Karte hat ein dichtes, intimes und einfühlsames Porträt eines Fußballers geschrieben, der in der DDR die sportliche Zukunft zu sein schien, den die Wiedervereinigung aber völlig aus der Bahn warf. Ein Schicksal unter vielen: „Wer zahlte schon die, die im Zuge der Wende und der Wiedervereinigung auf der Strecke geblieben waren?“ (S. 180). Insofern weist das Buch weit über den „Popstar wider Willen“ hinaus („Das Trio Stübner, Kirsten und Scholz steht stellvertretend für eine ganze Generation mit diesem Davor und dem Danach.“, S. 413). Zugleich zeigt der Band, dass er nicht

nur Jörg Stübner, einem herausragenden Fußballer, der am beziehungsweise im Leben im wiedervereinigten Deutschland scheiterte, eine würdige Erinnerung sichern möchte, sondern, dass es auch sporthistorisch äußerst interessant sein könnte, die Biografien von einstigen DDR-Sportlerinnen und -Sportlern zu betrachten, die heute keine mediale Aufmerksamkeit mehr an oder jenseits von Jahrestagen auf sich ziehen.

Marburg

Lutz Vogel

Bildungs- und Universitätsgeschichte

HEINER LÜCK, Alma Leucorea. Eine Geschichte der Universität Wittenberg 1502 bis 1817, Universitätsverlag Halle-Wittenberg, Halle/Saale 2020. – 368 S., 250 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-86977-208-0, Preis: 175,00 €).

Auf Initiative des sächsisch-ernestinischen Kurfürsten Friedrich des Weisen (1463–1525) wurde im Jahr 1502 die Universität Wittenberg, genannt Leucorea, errichtet. Sie stand von Beginn an im Zeichen des Humanismus, erlangte als Universität Martin Luthers und als Ausgangsort der Reformation schon kurze Zeit nach ihrer Gründung eine überragende Strahlkraft und zog viele Studierwillige sowie Gelehrte aus dem Reich und verschiedenen Teilen Europas in die Stadt an der Elbe. Nach den innerkonfessionellen Auseinandersetzungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entwickelte sich die Leucorea im 17. Jahrhundert zu einem Zentrum der lutherischen Orthodoxie und hatte noch immer einen großen Zulauf an Studenten. Im 18. Jahrhundert erlitt sie jedoch mehr und mehr einen Bedeutungsverlust, bedingt auch durch die Gründung neuer Universitäten, wie 1694 in Halle oder 1737 in Göttingen, die zu Zentren der neuen geistigen Strömung der Aufklärung wurden. In diesem Konkurrenzkampf verlor die Wittenberger Universität stark an Anziehungskraft. Nach den Napoleonischen Kriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts lernten nur noch wenige Studenten in Wittenberg. Im Jahr 1817 wurde die Leucorea mit der Universität in Halle vereinigt, die bis heute den Namen Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg trägt, und der Universitätsstandort in Wittenberg geschlossen.

Trotz ihrer Bedeutung und europaweiten Wirkung wurde die Geschichte der Universität Wittenberg bislang nur einmal in einer Gesamtdarstellung gewürdigt, und zwar im Jahr 1917 von WALTER FRIEDENSBURG (*Geschichte der Universität Wittenberg*, Halle 1917) aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums der Vereinigung der Leucorea mit der Universität in Halle. Friedensburg betrachtete zwar die gesamte Zeit des Bestehens der Leucorea von 1502 bis 1817, legte seinen Fokus jedoch stark auf das 16. Jahrhundert. In jüngerer Zeit entstand eine Vielzahl an Abhandlungen zu einzelnen Aspekten der Universitätsgeschichte, wie zu herausragenden Persönlichkeiten, zu einzelnen Fakultäten oder zu bestimmten wissenschafts-, alltags- oder institutionengeschichtlichen Themen der Universität. Hierbei wurde erneut vor allem das 16. Jahrhundert berücksichtigt, teilweise noch das 17. Jahrhundert; das 18. und 19. Jahrhundert hingegen stark vernachlässigt.

Nun legt der renommierte Hallenser Rechtshistoriker Heiner Lück, der sich seit Jahrzehnten intensiv mit der Geschichte der Leucorea befasst und damit einer der besten Kenner der Materie ist, eine neue Gesamtdarstellung der Wittenberger Universitätsgeschichte vor. Eine solche wurde seit Langem immer wieder angemahnt, scheiterte jedoch bislang an der Umsetzung. Lück füllt somit endlich ein drängendes Desiderat. In der reich bebilderten, wertvoll ausgestatteten und großformatigen Ausgabe setzt sich der Verfasser zum Ziel, „exemplarisch einen struktur- und institutionengeschicht-

lichen, vor allem aber akteursbedingten, personengeschichtlichen Einblick in die Geschichte der Leucorea als Ganzes zu vermitteln“ (S. 17). Lück teilt sein Buch in vier Kapitel auf, die in chronologischer Reihenfolge den Jahrhunderten folgen, in denen die Universität Wittenberg bestand. Er verfolgt damit ein „Gliederungsprinzip, das sich an geistesgeschichtlichen Epochen und landesgeschichtlichen Zäsuren orientiert“ (S. 18). Diese vier großen chronologischen Blöcke sind in sich thematisch unterteilt. Zunächst stellt Lück am Beginn eines jeden Hauptkapitels wichtige historische Ereignisse des jeweiligen Zeitabschnitts dar, die sich auf die Geschichte der Universität auswirkten, um dann verschiedene Bereiche der Universitätsgeschichte zu beleuchten. Bestimmte Themen werden in allen vier Kapiteln immer wieder aufgegriffen, was interessante Vergleiche ermöglicht. So gibt es jeweils Abschnitte zu den vier Fakultäten oder zu den Universitätsgebäuden ebenso wie zur universitären Verwaltung – jedes Hauptkapitel enthält Abschnitte zur korporativen Verfassung der Universität und zu den Universitätsorganen in dem jeweiligen Zeitraum. Auch die für das Jahrhundert entscheidenden Zäsuren und deren Wechselwirkungen mit der Universität, wie Kriege und Seuchen, werden untersucht, ebenso das Verhältnis der Leucorea zu den Landesherrn, finanzielle Aspekte der Universität und der studentische Alltag, um nur einige Beispiele zu nennen. Jedes Kapitel weist ausführliche Endnoten auf. Hier und im Literaturverzeichnis wird deutlich, dass Lück nicht zuletzt auch auf seine eigenen langjährigen, umfangreichen und quellenorientierten Studien zur Geschichte der Universität Wittenberg für diese Gesamtdarstellung zurückgreifen konnte. Ein Schwerpunkt in allen vier Kapiteln liegt auf den Personen, speziell auf den Professoren der Leucorea.

In der Einleitung (S. 17-24) hebt Lück hervor, dass er sich um Ausgewogenheit der Hauptkapitel bemüht hat, was ihm auch gelungen ist. Dies ist ein weiteres Verdienst des Buches, da nun endlich diejenigen Epochen der Wittenberger Universitätsgeschichte ihre angemessene Beachtung finden, die sich zeitlich an das lange Reformationsjahrhundert anschlossen. Die Einleitung führt ein in Gliederung, Inhalt und Aufbau des Bandes und geht dann über zum Forschungsstand. Die Darstellung Lücks stützt sich weitgehend auf Forschungsliteratur, eine nochmalige Sichtung des in dieser Literatur bereits bearbeiteten Quellenmaterials war ausdrücklich nicht das Ziel des Verfassers. Lück fasst somit erstmals den Forschungsstand der letzten Jahrzehnte zur Universität Wittenberg in einer Gesamtdarstellung zusammen, womit sein Buch weit über die Abhandlung Walter Friedensburgs hinausreicht. Das erste Hauptkapitel (Humanistischer Aufbruch im Zeichen der Reformation, S. 27-119) beschäftigt sich mit den Voraussetzungen für die Gründung der Universität in Wittenberg, mit der Phase der Errichtung und den ersten Jahren des Ausbaus. Auf die Rolle des sächsischen Kurfürsten Friedrich III. wird dabei ebenso eingegangen wie auf die ersten Universitätslehrer, welche humanistisches Gedankengut an der Leucorea einbrachten, und die Auswirkungen der von Wittenberg ausgehenden evangelischen Bewegung auf die Universität. Im 16. Jahrhundert prägte der Schmalkaldische Krieg mit dem Übergang der Kurwürde und des Kurkreises mit der Universität Wittenberg an die albertinische Linie der Wettiner als einschneidende Zäsur die Geschichte der Leucorea. Der Zeitrahmen des Kapitels umfasst noch die konfessionellen Auseinandersetzungen des späten 16. Jahrhunderts bis zum Tod Kurfürst Christians I. (1560–1591), in welche die Universitätsgeschichte eingebettet ist. Das zweite Hauptkapitel (Die Leucorea von der Etablierung der lutherischen Orthodoxie bis zum Vorabend der Aufklärung, S. 121-191) setzt ein mit der Übernahme der Kuradministratur durch Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar (1562–1602) im Jahr 1591 und der Rückkehr zum strengen Luthertum, nachdem Kursachsen sich während der kurzen Regierungszeit Christians I. dem reformierten Bekenntnis geöffnet hatte. Ausführlich werden die Jahrhundertfeier 1602 sowie die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf die Universität behan-

delt. Kapitel 3 (Die Leucorea im Jahrhundert der Aufklärung, S. 193–263) beginnt mit dem Übergang des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. (1670–1733) zum katholischen Bekenntnis und seiner Wahl zum polnischen König sowie mit der Feier 1702 zum Gründungsjubiläum der Universität. Intensiv wird auf die Rezeption der Aufklärung an der Leucorea eingegangen. Auch im 18. Jahrhundert stellte ein Krieg – der Siebenjährige Krieg – eine einschneidende Zäsur für die Leucorea dar. Das vierte Hauptkapitel (Das Ende der Leucorea, S. 265–289) ist das kürzeste. Es setzt ein mit der dritten Jahrhundertfeier 1802, befasst sich mit dem Niedergang der Universität infolge der Napoleonischen Kriege und geht intensiv auf die Vereinigung mit der Halenser Universität sowie auf die im Vorfeld geführten Diskussionen zu Alternativen ein. Im Epilog (S. 291–300) gibt Lück nochmals eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Entwicklungslinien an der Gesamtkorporation sowie an den einzelnen Fakultäten und nimmt eine Einbindung der Leucorea in die mitteleuropäische „Bildungslandschaft“ vor. Abgerundet wird der Band durch ein Titelverzeichnis der vor 1818 erschienenen und erwähnten Drucke (S. 303–314), das einen wertvollen Überblick über Schriften Wittenberger Gelehrter bietet, sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 315–349), welches den aktuellen interdisziplinären Forschungsstand zur Wittenberger Universitätsgeschichte gebündelt vorweist. Außerdem erleichtern ein Abkürzungs- und Siglenverzeichnis (S. 350 f.), ein Personenregister (S. 352–360), ein Register der geografischen Bezeichnungen (S. 361–364) sowie das Abbildungsverzeichnis (S. 364–366) die Arbeit mit dem Band.

Das vorliegende Buch bietet einen wissenschaftlich fundierten, auf dem aktuellen Forschungsstand fußenden, umfassenden Überblick über die Geschichte der Universität Wittenberg während der Zeit ihres Bestehens in den drei Jahrhunderten von 1502 bis 1817. Es birgt für Wissenschaftler ebenso grundlegende Erkenntnisse wie für den interessierten Laien. Die Lektüre des Buches ist ein Vergnügen und wird durch die vielen Abbildungen noch anschaulicher gemacht. Der Band stellt ein unverzichtbares Grundlagenwerk für weitere universitätsgeschichtliche Forschungen dar, das künftig jeder, der sich mit der Geschichte der Wittenberger Universität befasst, nutzen wird.

Leipzig

Ulrike Ludwig

DANIEL BOHNERT/MARKUS WRIEDT, *Theologiae Alumni Vitebergenses (TAV)*.

Die graduierten Absolventen der Wittenberger Theologischen Fakultät (1502–1648) (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie, Bd. 38), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2020. – 1 157 S., 12 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-374-06672-9, Preis: 198,00 €).

Anders als das Universitätsjubiläum von 2002 hat das Reformationsjubiläum von 2017 der Erforschung der älteren Wittenberger Universitätsgeschichte kräftige Impulse verliehen. Davon profitieren insbesondere auch unverzichtbare personengeschichtliche Dokumentationen und alle damit verbundenen Forschungszugänge. Die Universitätsmatrikel für die Jahre 1502 bis 1648 steht inzwischen als relationale Datenbank „in progress“ im Internet zur Verfügung (Corpus inscriptorum Vitebergense, online abrufbar unter: <http://www.civ-online.org>). Für die fortlaufend darin zu ergänzenden Daten der Graduierungen sind jeweils spezielle Studien vorgesehen, von denen mit dem vorliegenden Buch über die höheren theologischen Graduierungen nun die erste erschienen ist. Die sehr umfangreiche Publikation geht allerdings über dokumentarische Zwecke weit hinaus. Die Autoren begreifen „Wittenberg als Gravitationszentrum von Humanismus und Reformation“, als „geistig-wissenschaftliche Drehscheibe“, und

fragen, „ob und inwieweit [...] das Personenkollektiv der graduierten Absolventen als Multiplikatoren von an der Leucorea erworbenen Wissensbeständen“ (S. 28) diene. Ihr Ziel ist es, die „quantitativen und qualitativen Dimensionen der Diffusion und Distribution der Wittenberger Theologie in die Territorien und Städte des Heiligen Römischen Reiches sowie darüber hinaus erstmals abzubilden“ (S. 27). Dementsprechend bietet ihr Buch (I) nicht nur eine totale biografische Erfassung, sondern (II) auch eine theologiegeschichtliche Einzel- und Kollektivanalyse sowie (III) sozial- und institutionengeschichtlich orientierte kollektivbiografische Untersuchungen zu den 165 im Zeitraum von 1502 bis 1648 von der Wittenberger theologischen Fakultät zum Lizentiaten und/oder Doktor promovierten Personen. Monografische universitätsgeschichtliche Studien von vergleichbarer methodischer und thematischer Vielfalt, obwohl oft und zu Recht gefordert, wird man lange suchen müssen, vermutlich sogar vergeblich. Ist die angestrebte „Verbindung von sozial- und kultur- sowie kirchen- und theologiegeschichtlichen Ansätzen und Arbeitsweisen“ (S. 28), von qualitativen und quantitativen Befunden, gelungen?

Kern- und sicher auch Glanzstück des Werkes sind die (I) Biografien samt den jeweils angehängten theologischen Einzelprofilen (S. 139-1107). Mit 969 Seiten machen sie 88 Prozent des gesamten Seitenumfangs aus (abzüglich Vorwort, Inhaltsverzeichnis und Personenregister). Die einzelnen Biogramme sind auf der Basis sowohl der jeweils in beeindruckender Fülle herangezogenen zeitgenössischen als auch neueren Literatur sowie wichtiger biografischer Quellen wie etwa Leichenpredigten hervorragend recherchiert, sprachlich glänzend präsentiert und kommen gewiss sehr nahe an das Optimum dessen heran, was überhaupt im Rahmen solcher wissenschaftlicher Sammelbiografien möglich ist, wenn sie es nicht sogar darstellen. Die (II) auf der Grundlage der theologischen Einzelprofile im Sinne einer „Differenzkriteriologie der Theologie des konfessionellen Luthertums“ (S. 28 f.) vorgenommene kurze, gleichwohl sehr konzise wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung (S. 123-138) besteht aus einer Unterscheidung der von den Graduierten hervorgebrachten Schriften nach Gattungen, bei denen theologische Lehrbücher, didaktisch und methodologische Grundlagenwerke überwiegen, sowie einer scharfen theologiegeschichtlichen Analyse. Die Autoren kennzeichnen die Etablierung der neuen lutherischen Theologie als handlungsorientierten symbiotischen Prozess von Wissensproduktion und Wissensvermittlung und wollen die Dekonstruktion der Meistererzählung von der Verstarrung und dem Verfall lutherischer Frömmigkeit im Zeichen der Orthodoxie vorantreiben. Ob und in welchem Maße das gelungen ist, bedarf einer Beurteilung aus berufenerer Feder. Jedenfalls ist der methodische Ansatz, die traditionsgemäß eher individualisierte Wissenschaftsgeschichte durch Kollektivanalysen auf objektivierbare Grundlagen zu stellen, sehr einleuchtend. Gleichwohl finden Quantifizierungen in diesem Abschnitt nicht statt.

Diese sind ganz den (III) kollektivbiografischen Untersuchungen (S. 53-121) vorbehalten, die auf der Basis der Biogramme die räumlich-geografische sowie die sozial-familiäre Herkunft, die Schul- und Universitätsbesuche sowie die Wirkungsorte und Tätigkeitsfelder der Graduierten umfassen. Das zu diesen ausgewählten kollektivbiografischen Merkmalen in Form von Tabellen aufbereitete statistische Material wird narrativ dokumentiert, kommentiert und bewertet. Zudem werden etwa dem allgemeinen Stipendienwesen und der Ordination eigene Unterkapitel gewidmet, die zweifellos instruktiv und lesenswert sind, wenngleich die Verfasser etwa im letzteren Fall selbst konstatieren, dass „ein unmittelbarer Zusammenhang von theologischer Doktortpromotion und Ordination in Wittenberg [...] nicht nachweisbar“ ist (S. 97). Aus der Fülle zahlreicher wichtiger Einzelbeobachtungen zur Graduierung selbst verdient herausgegriffen zu werden, dass die Zahl der theologischen Graduierungen – absolut gesehen überall sehr gering – in Wittenberg etwas größer war als an vergleichbaren

Universitäten dieses Zeitraums. Erklärt wird das wohl zu Recht zum einen mit dem Prestige Wittenbergs als Keimzelle der Reformation sowie dem Renommee Luthers und Melanchthons, zum anderen mit dem sehr interessanten und in diesem Ausmaß in der Forschung noch wenig bekannten Umstand, dass die Finanzierung der gerade in den theologischen Fakultäten sehr hohen Promotionskosten auffallend oft aus Kassen späterer Dienstherren erfolgte, die sich einen Wittenberger theologischen Doktor leisten wollten. Leider wird dieses wichtige Phänomen aber nicht quantifiziert, wie überhaupt grundlegende quantitative Untersuchungen – etwa die Häufigkeit der Promotionen im Zeitverlauf (Promotionsfrequenz), deren Spiegelung an der Immatrikulationsfrequenz oder auch zum Alter der Graduierten zum Zeitpunkt ihrer Graduierung – leider und zum Schaden differenzierterer Wertungen nicht angestellt werden. Damit sind von vornherein alle Möglichkeiten quantitativer Verlaufsanalysen für den immerhin knapp einhundertfünfzigjährigen Untersuchungszeitraum ausgeblendet. Die einzige Zäsur, die gesetzt wird, ist die Einführung des Konkordienbuchs 1580, die ebenfalls in einem eigenen Unterkapitel behandelt wird (S. 61-64). In den dargebotenen Zahlen schlägt sich diese Zäsur aber überhaupt nicht nieder. Im Übrigen ist es sehr irritierend zu lesen, dass zwischen 1560 und 1580 keine „akademischen Gradverleihungen vorgenommen“ worden seien (S. 64), obwohl den Biogrammen zufolge in diesem Zeitraum dreizehn theologische Promotionen erfolgten (1570: 12, 1574: 1).

Grundsätzlich haben die gebotenen kollektivbiografischen Untersuchungen mehr affirmativen als explorativen Charakter. In diesem Sinne heißt es einleitend, dass mit ihrer Hilfe Prozesse aktiver „Wissensdistribution“ und allgemeiner „Wissensdiffusion“ „in ihren quantitativen Dimensionen nachgezeichnet werden“ (S. 43) sollen. Insgesamt durchziehen diese Ausführungen das Bemühen, die in theologie- und kirchengeschichtlichen Kontexten ermittelten qualitativen Befunde auch in den kollektivbiografischen Quantitäten wiederzufinden und zahlenmäßig nachzuweisen, was als Ergebnis bereits vor den entsprechenden Untersuchungen formuliert wird (und ganz sicher auch für viele nichtgraduierte Wittenberger Theologiestudenten gilt): „Die im Sinne der Wittenberger Universitätstheologie tätigen graduierten Absolventen tragen sodann maßgeblich zur Annahme der Reformation in ihren Wirkungsarten und Tätigkeitsfeldern bei“ (S. 48). Dieser Nachweis gelingt aber nur sehr bedingt. Zum Beispiel wirkten 60 Prozent der Graduierten im mitteldeutschen Raum, also im regionalen Umfeld Wittenbergs, davon 26 Prozent in Wittenberg selbst. Überregional erfolgt eine Ausstrahlung fast ausschließlich in den Norden und Nordosten. Praktisch gar nicht vertreten sind Gebiete im übrigen deutschsprachigen evangelisch geprägten Raum, das Baltikum oder etwa auch Ostmitteleuropa. Im Untersuchungszeitraum haben sich circa 1 600 ungarländische Studenten in Wittenberg immatrikuliert. Wittenberg war mit sehr großem Abstand zu anderen Universitäten im Reich Ausbildungsstätte für evangelische Theologen und Lehrer in Ungarn. Laut Herkunftstabelle (und S. 68) stammt aber nur einer der Graduierten, nämlich Simon Musaeus (1521–1576), aus Ungarn, der sich allerdings seinem Biogramm zufolge als Brandenburger entpuppt (S. 378). Keiner der Graduierten war in Ungarn tätig. Der überragende Wittenberger Einfluss auf Religion und Gesellschaft in Ungarn und somit auf Ostmitteleuropa bildet sich in den Graduiertendaten somit nicht nur wenig, sondern überhaupt nicht ab. Ein ergebnisoffenes Urteil über die „quantitativen [...] Dimensionen der Diffusion und Distribution der Wittenberger Theologie“ (S. 27) hätte lauten müssen, dass die über die Profildaten messbare Ausstrahlung der Graduierten deutlich geringer ist als die der Theologiestudenten insgesamt.

Natürlich gibt es kollektivbiografische Merkmale, die die sehr kleine Gruppe der Graduierten von der riesigen Gruppe der nichtgraduierten Theologiestudenten unterscheiden. Neben der Tatsache der Graduierung selbst ist das der in vielen Fällen

beachtliche Karriereweg, der durch die Biogramme sehr gut nachvollziehbar ist und dessen Spezifika in den Untersuchungen auch erörtert werden. Quantitativ erfasst wird aber nur die Tätigkeit *nach*, jedoch nicht die berufliche Tätigkeit *vor* der Graduierung. Dadurch bleibt die entscheidende Frage offen, ob die Graduierten, beziehungsweise ein größerer Teil von ihnen, in höhere akademische oder kirchlich-administrative Positionen aufrücken, *weil* sie graduiert sind, oder ob die Graduierung ihren bereits aus anderen Gründen erfolgten Aufstieg gleichsam nur noch besiegelt hat. Beim Blättern durch die Biogramme begegnet man beiden Varianten und natürlich zahlreichen Mischformen. Eine quantitative Möglichkeit, der Lösung dieser wichtigen Frage etwas näher zu kommen, wäre zum Beispiel auch die leider nicht angestellte Untersuchung des Alters zum Zeitpunkt der Promotion. Dass etwa nach Berechnungen des Rezensenten beinahe ein Drittel der Graduierten erst in einem Alter von über vierzig Jahren promoviert worden ist, scheint jedenfalls für die Klärung dieses Problems nicht ganz unwichtig zu sein.

Konsequenterer Quantifizierung hätte auch Zugänge zu einem Problem legen können, das ebenfalls ungelöst bleibt, nämlich warum sich ein Teil der Graduierten mit dem Titel eines Lizentiaten begnügte, der zutreffend auf die „licentia[m] promovendi in Theologia“ (S. 121) zurückgeführt wird, ein anderer Teil zusätzlich zum Doktor promoviert wurde und viele ohne vorgeschaltetes Lizentiat gleich den Dokortitel erhielten. Dieses tief in den institutionengeschichtlichen Kern des frühneuzeitlichen Promotionswesens führende Problem kann hier nicht näher erläutert werden. Es hängt jedenfalls mit den enormen Kosten der Promotionsakte sowie dem zeitlichen Auseinanderfallen von Prüfungen und Promotionsakten zusammen, die auch im vorliegenden Fall erst stattfinden konnten, wenn sich mehrere Kandidaten fanden, die dann die Kosten gemeinsam bestritten. Die in den Biogrammen steckenden Daten bieten hervorragende Möglichkeiten, die Promotionsakte zu identifizieren und Motive sowie Hintergründe der verschiedenen Graduierungsvarianten zu entschlüsseln. Aber dazu hätten diese Zusammenhänge an sich erst einmal erkannt werden müssen.

Wenn quantitative Untersuchungen entscheidende Quantifizierungen nicht vornehmen und so angelegt werden, dass sie lediglich dazu dienen, aus anderen Kontexten gewonnene Erkenntnisse zahlenmäßig abzustützen, können sie nicht mehr eine ihrer wichtigsten Funktionen erfüllen, nämlich qualitative Befunde zu hinterfragen und Irrwege zu versperren. In der abschließenden nur knapp zweiseitigen Zusammenfassung der kollektivbiografischen Untersuchungen, in der eine Seite der Widerlegung der „Territorialisierungsthese“ gewidmet wird (von der aber niemand behauptet, dass sie für Wittenberg zutrifft), lautet das entscheidende Fazit: Das „theologische Graduierungswesen“ sei als „Instrument einer Professionalisierung der theologischen Studien insgesamt“ zu betrachten. Der von der Studienordnung geforderte „cursus“ mit der Magisterpromotion in der philosophischen und anschließendem Graderwerb in der theologischen Fakultät habe „im 16. und 17. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung“ gewonnen (S. 120). Diese These ist schon angesichts der sehr geringen Zahl von 165 Graduierten, die gerade einmal 0,26 Prozent der rund 64 000 Immatrikulierten betragen, und des teilweise recht hohen Alters der Graduierten kaum haltbar. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Der insbesondere von Melancthon propagierte und in den Studienordnungen festgeschriebene „ordo studiorum“ erodierte schon im Laufe des 16. Jahrhunderts (dazu gibt es Literatur). Die zitierte These entstammt offenbar der unkritischen Lektüre der normativen Ordnung, die mindestens in diesem Punkt nicht, wie es an anderer Stelle heißt, „vielfach als Abbild der seit langem an der Leucorea gepflegten Praxis zu betrachten sein dürfte“ (S. 89 f.). Darin liegt ja gerade einer der vielen Vorzüge ergebnisoffener quantitativer Untersuchungen, dass sie nämlich helfen, das grundsätzlich problematische Verhältnis von Norm und Praxis aufzulösen.

Das leistet in diesem Fall schon die einfache Promotionsfrequenz, die unbedingt hätte erhoben werden sollen. Die Frequenzkurve befindet sich im ganzen Untersuchungszeitraum auf einem gleichbleibenden Niveau von durchschnittlich wenig mehr als einer Graduierung pro Jahr. Sie steigt nicht. Völlig widerlegt wird die These einer zunehmenden Durchsetzung des „ordo studiorum“ durch theologische Graduierungen, wenn man die Promotionsfrequenz mit der Immatrikulationsfrequenz ins Verhältnis setzt: Auf 1 000 Immatrikulationen fallen in den Jahren 1502 bis 1540 circa 5,3 Graduierungen, in den Jahren 1541 bis 1630 sind es nur noch 1,9.

Die kollektivbiografische ist eine quantitative Methode, mit der aus der singulären Betrachtung heraus nicht erreichbare Ergebnisse durch eine kombinierende Untersuchung von Quantitäten erzielt werden können. Solche Analysen, also etwa die verknüpfende Betrachtung von sozialer und regionaler Herkunft, von Alterskohorten und Karrieren, werden leider nicht angestellt. Besonders schade ist es, dass sie an der konzeptionellen Schnittstelle des Buches, nämlich an Punkten, an denen sich Wissenschaftsgeschichte auf der einen und Institutionen- und Sozialgeschichte auf der anderen Seite begegnen, nicht stattfinden. Ein zentraler Anknüpfungspunkt in dieser Hinsicht hätte sich etwa aus der simplen Berechnung ergeben können, dass bei circa 40 Prozent der Graduierten eine theologische Profilbildung im Sinne einer „Differenzkriologie der Theologie des konfessionellen Luthertums“ (S. 28 f.) nicht möglich war, entweder und anfangs weil Graduierungen und Schaffensperioden in Zeiten lagen, in denen es noch gar keine lutherische Theologie gab, weil sich Graduierte dieser nicht angeschlossen haben oder und zum allergrößten Teil, weil Graduierte keine oder zu wenige Schriften hinterlassen haben. Unterscheiden sich die kollektiven Profile dieser literarisch inaktiven Graduierten von denen, die tatsächlich auch literarisch als „Multiplikatoren von an der Leucorea erworbenen Wissensbeständen“ (S. 28) wirkten? Wenn ja, in welcher Weise? Kann man überhaupt zu belastbaren Aussagen über die „theologische Prägekraft der graduierten Absolventen“ (S. 49) gelangen, wenn man obige Berechnung noch nicht einmal anstellt?

Die relativ hohe Ausfallquote theologischer Profile verweist aber noch auf eine andere Problematik dieses Buches, nämlich auf eine Art konzeptionelle Sollbruchstelle, die im Allgemeinen darin besteht, dass ein Phänomen erkenntnisleitend operabel gemacht wird, dessen Bedeutung nicht hinreichend erforscht ist und das folglich nicht richtig eingeschätzt wird. Die höhere Graduierung an den Universitäten der Frühen Neuzeit ist ein vornehmlich zwischen soziokulturellen und sozioökonomisch-institutionellen Praktiken changierendes Phänomen. Die angesprochenen ungarländischen Studenten zum Beispiel haben diesen Schritt nicht aufgrund irgendwelcher Bildungsdefizite gescheut, sondern weil sie ihn schlichtweg nicht bezahlen konnten und es in Ungarn (anders als offenbar in einigen mitteldeutschen Städten und Territorien) finanzielle Förderungen dafür nicht gab. Wählt man also die Graduierung zum gruppenkonstituierenden Merkmal kollektivbiografischer Untersuchungen, dann werden damit in erster Linie Daten und Erkenntnisse auf den damit verbundenen Wissensfeldern erzeugt. Wissenschaftsgeschichtliche Erkenntnisinteressen, die in diesem Buch überwiegen, werden nur in zweiter Linie, ausschnitthaft, unscharf und jedenfalls unvollständig bedient. Infolgedessen bleibt nicht nur die theologische Profilbildung insgesamt fragmentarisch, sondern insbesondere auch die sehr wünschenswerte Anwendung quantitativer Methoden zur Erforschung der „theologischen Prägekraft der graduierten Absolventen“ (S. 49) im (II) theologiegeschichtlichen Abschnitt des Buches von vornherein versagt. Das Grundmaterial in Form der theologischen Profile ist dafür zu inkonsistent.

Fazit: Nein, die angestrebte „Verbindung von sozial- und kultur- sowie kirchen- und theologiegeschichtlichen Ansätzen und Arbeitsweisen“ (S. 28) ist in diesen Buch

nicht oder allenfalls ansatzweise gelungen, weil die „theologiegeschichtlichen Ansätze“ von vornherein die interpretatorischen Leitlinien vorgeben und alle anderen Ansätze überdecken. Zudem werden die enormen Erkenntnismöglichkeiten quantitativer und kollektivbiografischer Methoden nicht ausgeschöpft, die die Perspektiven in Balance hätten bringen können und grundsätzlich auch vor einer Überschätzung des Forschungsgegenstands schützen. Die höhere theologische Graduierung war in der Frühen Neuzeit ein Randphänomen. Trotz besonderer Bedingungen und etwas höherer Zahlen gilt das auch für Wittenberg. Wenn Theologiestudenten überhaupt einen akademischen Grad erwarben, dann war das für gewöhnlich der eines Magisters, der im Untersuchungszeitraum fast circa 6 800 Mal vergeben wurde. Es ist sicher richtig, die Gruppe der 165 Graduierten als eine „schmale, sozial-exklusive Leitungselite“ (S. 29) zu begreifen. Aber „schmal“ ist das Wort, auf das es dabei vor allem ankommt. Im Übrigen taugt die titelgebende Formulierung „Theologiae Alumni Vitebergenses“ nicht als trennscharfe Definition für die Graduierten, denn auch die Tausenden von Theologiestudenten, die in Wittenberg ihre Ausbildung erhielten, ohne einen theologischen Grad zu erlangen, können so genannt werden.

Gleichwohl liegt ein überaus fakten- und facettenreiches Buch mit vielen sehr lesenswerten Partien vor, das ungemein zum Nachdenken und auch zu hoffentlich konstruktiv wirkendem Widerspruch anregt. Vermutlich ist das gar nicht einmal das Schlechteste, was man über ein solch herausforderndes Buch sagen kann, das trotz aller Kritik aufgrund der vorzüglichen Biogramme, der theologiegeschichtlichen Analysen und nicht zuletzt auch der erstmaligen dokumentarischen Aufbereitung der zur Erforschung der theologischen Graduierung an einer Schlüsseluniversität der Frühen Neuzeit vorhandenen Daten einen bleibenden Wert haben wird. Vielleicht ist es aber klüger, bei künftigen Unternehmungen dieser Art, personengeschichtliche Dokumentation und darauf aufbauende, möglichst ausgewogen zu konzipierende Studien voneinander zu trennen. Dann passt beides gewiss auch besser zwischen zwei Buchdeckel. Jedenfalls sollte es nicht Schule machen, dass bei Büchern solchen Umfangs auf ein Literaturverzeichnis verzichtet wird. Und dass acht Tabellen über die kollektivbiografischen Daten im Umfang von 63 Seiten nur als PDF-Datei über die Verlags-homepage abrufbar sind, erfüllt nicht die Erfordernisse der Langzeitsicherung von Forschungsergebnissen.

Wien

Ulrich Rasche

FANNY MÜNNICH, Der sächsische Adel an den Universitäten Europas. Universitätsbesuch, Studienalltag und Lebenswege in Spätmittelalter und beginnender Frühneuzeit (Quellen und Forschungen zur sächsischen und mitteldeutschen Geschichte, Bd. 45), 2 Teilbde., Franz Steiner Verlag, Leipzig 2020. – 1 351 S., geb. (ISBN: 978-3-515-12546-8, Preis: 220,00 €).

Vormoderne Studenten haben in den letzten Jahrzehnten vermehrt das Interesse der Forschung gefunden. Besonders wirkmächtig war hierbei die Habilitationsschrift von RAINER CHRISTOPH SCHWINGES zu deutschen Universitätsbesuchern des 14. und 15. Jahrhunderts (Stuttgart 1986). Nicht zuletzt angeregt von dieser grundlegenden Studie erschienen Arbeiten, in denen sozial und landsmännisch konstituierte Gruppen an einzelnen Universitäten oder die Studenten aus bestimmten Regionen im Mittelpunkt standen. Zu adligen Besuchern der Hohen Schulen fehlte es mit Ausnahme der wichtigen Studie von RAINER ALBERT MÜLLER zur Universität Ingolstadt (Universität und Adel, Berlin 1974) bisher an Arbeiten, die sich in monografischer Form dieser Thematik annahmen.

Für den mitteldeutschen Raum zumindest ist hier mit der Druckfassung von Fanny Münnichs Leipziger Dissertation nun Abhilfe geschaffen. Der Fokus der Untersuchung liegt auf dem Studium des sächsischen Adels vom späten Mittelalter bis circa 1600. Im ersten Teilband erfolgt eine Analyse der unterschiedlichen Themenfelder, während im zweiten die beachtliche Zahl von 1925 Biogrammen aufgenommen ist. Stolze 1351 Seiten stehen insgesamt zu Buche. In der Einleitung skizziert die Verfasserin gut nachvollziehbar die handlungsleitenden Parameter der Untersuchung (S. 9-51). Ihr Ziel ist es, das Bildungsverhalten des sächsischen Niederadels in den Blick zu nehmen und dabei sowohl die Gründe für den Universitätsbesuch als auch dessen Ausgestaltung sowie spätere Karrierewege der von ihr untersuchten Personen nachzuzeichnen. Die Quellengrundlage bildet neben den Matrikelbüchern der verschiedenen Hohen Schulen vor allem die umfangreiche archivalische Überlieferung gerade des 16. Jahrhunderts.

Der Hauptteil des Analysebands ist in vier unterschiedlich umfassende Untersuchungsbereiche unterteilt. In Kapitel II „Adel und Bildung – Rahmenbedingungen“ (S. 52-94) ordnet die Verfasserin die von ihr untersuchte Personengruppe gut nachvollziehbar in die mitteldeutsche Bildungslandschaft ein. Hier – wie auch an anderer Stelle – wird das stupende Wissen Münnichs deutlich, die sich sowohl auf der überregionalen Forschungsebene als auch in der verschiedenen Landes- und Adelsgeschichten ihres Untersuchungsgebiets souverän bewegt. Das analytische Herzstück der Studie bildet Kapitel III „Der sächsische Niederadel an den Universitäten Europas“ (S. 95-303). Nach einem kürzeren Abschnitt zur voruniversitären Ausbildung der von ihr untersuchten Gruppe, die meist Privatlehrern oblag, folgt ein umfangreicher Block zu den besuchten Universitäten sowie zur Immatrikulationsfrequenz. Hierbei werden bis zum Beginn der Reformationszeit fast durchgehend ansteigende Inskriptionszahlen sichtbar, wobei mit 190 adligen Einschreibungen im Jahrzehnt von 1501 bis 1510 der zwischenzeitliche Höhepunkt erreicht wurde. Nach einem deutlichen Rückgang in den 1520er-Jahren erholten sich die Zahlen jedoch spätestens in den 1540er-Jahren. Das weitere stetige Anwachsen der Adelsimmatrikulationen kulminierte im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in der beachtlichen Zahl von 345 Einschreibungen.

Nachdem bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts bei den wenigen seit der ersten nachweisbaren Immatrikulation eines sächsischen Adligen 1295 nachvollziehbaren Einschreibungen vor allem Prag, Erfurt und Bologna als Studienorte gewählt wurden, änderte sich das Bild mit der Gründung der Universität in Leipzig 1409 deutlich. Circa drei Viertel aller relevanten Immatrikulationen erfolgten bis 1501 hier. Wittenberg gewann bereits kurz nach seiner Fundierung 1502 an Bedeutung für den sächsischen Adel. Gleiches galt ab 1548 für die Neugründung in Jena. Insgesamt jedoch konnte Leipzig über das gesamte 16. Jahrhundert hinweg mit weitem Abstand die meisten sächsischen Adligen anziehen, was deutlich das ältere Narrativ der Forschung widerlegt, wonach diese Hohe Schule als Studienort für den Adel uninteressant gewesen sei. Andere Universitäten im Reich spielten für Münnichs Untersuchungsgruppe nur eine marginale Rolle. Auffällig ist hingegen über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg die dauerhafte Anziehungskraft des Rechtsstudiums in Bologna und verstärkt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in Padua. Konfessionelle Einschränkungen lassen sich zwar nach der Verfestigung der reformatorischen Veränderungen bei der Wahl des Studienorts fassen, sind jedoch nicht als allein handlungsleitender Faktor zu sehen.

In einem nächsten Schritt analysiert Münnich den Studienalltag der sächsischen Adligen. Wie bei anderen Arbeiten zu diesem Themenbereich ist die Quellenbasis auch noch im 16. Jahrhundert verhältnismäßig dünn. Die Verfasserin kann allerdings deutlich die Vorliebe ihrer Protagonisten für ein juristisches Studium sowie das Nebenein-

ander von gelehrter Bildung und adligen Exerzitien aufzeigen. Der Erwerb von Dokortiteln lässt sich dabei vor allem an den italienischen Juristenuniversitäten nachweisen. Allerdings fällt die Zahl entsprechender Promotionen nach einem zahlenmäßig nur kleinen Zwischenhoch zwischen der Mitte des 15. und der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des Untersuchungszeitraums auf null. Münnich zieht aus dieser späteren Entwicklung den Schluss, „dass die Erlangung eines Grades offenbar schlicht nicht notwendig war, um gewünschte Positionen zu erreichen – ganz im Gegensatz zu Qualifikationen und Fachkenntnissen“ (S. 224). Nach kurzen Abschnitten zu Wohnräumen des sächsischen Adels in Universitätsstädten sowie zu ihren Privatlehrern wendet sich die Verfasserin der Finanzierung der Studien zu. Deutlich wird, dass die jährlich für Adelsstudenten aufzubringenden Kosten weit über denen der meisten anderen Immatrikulierten lagen. Getragen wurden diese häufig durch die eigene Familie, in geringerem Maße durch landesherrliche Stipendienstiftungen.

Regional eingeordnet werden die bis dato erzielten Ergebnisse anschließend in Kapitel IV „Der sächsische Adel im Vergleich“ (S. 304-322). Erkennbar werden teils deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Familien. Münnich arbeitet heraus, dass ohne entsprechende finanzielle Grundlagen meist auf ein Studium verzichtet wurde. Aber auch wenn pekuniäre Sicherheit bestand, führte dies nicht notwendigerweise zum Universitätsbesuch, ließ sich doch auch auf anderen Wegen die Stellung der verschiedenen Familienmitglieder in Territorium und Region sichern beziehungsweise etablieren.

In Kapitel V wird „Der Lebensweg der Studenten aus dem sächsischen Adel“ in den Blick genommen (S. 323-465). In vorreformatorischer Zeit führte dieser häufig in eine geistliche Karriere. Wie auch die besuchten Universitäten, so finden sich die Pfründen des sächsischen Adels im späten Mittelalter vor allem im räumlichen Umfeld der Familien, vor allem an den Domkapiteln in Meißen, Naumburg und Merseburg. Karrieren als Ordensgeistliche und nach der Reformation als evangelische Pfarrer sind hingegen weit seltener nachweisbar, was auch für Lehrtätigkeiten an Universitäten gilt. Der Dienst bei verschiedenen Fürsten, vornehmlich natürlich bei den albertinischen und ernestinischen Wettinern, ist, wie geistliche Laufbahnen, während des gesamten Untersuchungszeitraums zu beobachten.

Beschlossen wird der Analyseband durch eine Zusammenfassung in 14 Thesen, die die Ergebnisse der Arbeit gut nachvollziehbar zusammenbinden (S. 466-480). Auf lange Sicht dürfte Münnichs Studie nicht nur wegen der wichtigen und erstmals in dieser Detailtiefe für eine Adelslandschaft des Alten Reichs erzielten Ergebnisse ein zentrales Referenzwerk werden, sondern auch wegen des zweiten Teilbands mit seinen ausführlichen Biogrammen, die neben den Daten zu Studienort und -dauer auch Angaben zu, so weit bekannt, Reisegruppen, selbst verfassten Schriften und Buchbesitz enthalten. Bereits bei der Rekapitulation der zentralen Inhalte der Arbeit dürfte deutlich geworden sein, mit welcher Akribie die Verfasserin vorgeht. Kaum eine Archivalie zum Thema, kaum ein abgelegener publizierter Aufsatz scheint ihr entgangen zu sein. Einzig bedauerlich ist der hohe Ladenpreis von stattlichen 220,00 Euro. Dieser dürfte leider verhindern, dass allzu viele Bibliotheken dieses wichtige Werk anschaffen. Dies ist dann aber eher der Preispolitik des Verlags anzulasten als der Verfasserin. Ihre Studie hat es verdient, weite Aufmerksamkeit in der Forschung zu erfahren, verbindet sie doch das Beste von Landes-, Adels- und Universitätsgeschichte.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

HEIKE PITSCH, Bildungsbewusstsein und sozialer Aufstieg. Die jüdische Gemeindeschule Dresden 1836–1869, Wissenschaftlicher Verlag Berlin, Berlin 2016. – 216 S., 5 s/w Abb., 24 Tab., brosch. (ISBN: 978-3-86573-947-6, Preis: 30,00 €).

Im Vergleich zu Studien, die sich mit der Geschichte der Juden und der jüdischen Gemeinden in Sachsen ab der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 und insbesondere im 20. Jahrhundert beschäftigen, fällt die Zahl der Arbeiten, die ihren Schwerpunkt auf das 19. Jahrhundert legen, eher gering aus, auch wenn grundlegende Monografien zur Verbürgerlichung (S. LÄSSIG, *Jüdische Wege ins Bürgertum*, Göttingen 2004) oder zur Rechtsstellung (M. SCHÄBITZ, *Juden in Sachsen – jüdische Sachsen?*, Hannover 2006) das historiografische Potenzial dieses Zeitfensters für übergeordnete Fragestellungen aufzeigen. Es ist deshalb erfreulich, dass sich Heike Pitsch in ihrer an der Universität Hamburg vorgelegten erziehungswissenschaftlichen Dissertation der Dresdner jüdischen Gemeindeschule zugewendet hat, die zwischen 1836 und 1869 bestand. Sie fragt dabei nach dem pädagogischen Konzept der Schule, nach der Bedeutung von Bildung als Voraussetzung des ökonomischen Aufstiegs sowie nach dem Erfolgspotenzial, dass der Besuch der Einrichtung Schülerinnen und Schülern geboten habe (S. 14-16). In erster Linie hat die Verfasserin dafür Unterlagen Dresdner Archive – vor allem des Hauptstaatsarchivs und des Stadtarchivs – ausgewertet. Diese Beschränkung ist insofern bedauerlich, als etwa einzelne Akten des in der Tat bislang verschollenen oder zerstörten Archivs der Israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden andernorts erhalten sind. So findet sich im Archiv des Centrum Judaicum in Berlin eine Akte zu dem in Dresden als Lehrer angestellten Gemeindegantor Lazarus Bendiner. Wünschenswert wäre zudem gewesen, stärker nach autobiografischen Schriften und Briefsammlungen zu suchen – denn diese gibt es sehr wohl. Die Korrespondenz zwischen Zacharias Frankel und Bernhard Beer ist beispielsweise in Warschau überliefert und seit längerem für die Forschung digital zugänglich. Darin finden sich Bezugnahmen auf die Gemeindeschule. Auch eine Analyse des Austauschs der Dresdner Schulakteure mit anderen jüdischen Schuldirektoren und Lehrern – Bernhard Beer korrespondierte etwa mit Eduard Kley in Hamburg, Leopold Zunz in Berlin und Gerson Wolf in Wien – wäre wünschenswert und für den Themenkomplex aus erziehungswissenschaftlicher Sicht bereichernd gewesen. Zudem besuchte Beer bei seinen Reisen andernorts jüdische Schulen und setzte sich mit neu erschienenen Lehrbüchern auseinander.

Pitsch gliedert ihre Arbeit in vier Abschnitte. Zunächst zeichnet sie den historischen Kontext von Emanzipationsdebatten, staatlichen Reformbestrebungen und innerjüdischen Modernisierungsprozessen nach, in dem die Gründung der Gemeindeschule nach dem Amtsantritt Zacharias Frankels als Oberrabbiner in Dresden 1836 erfolgte. Die Verfasserin folgt weitestgehend den Forschungsergebnissen von Simone Lässig zur Verbürgerlichung der Dresdner Juden und von Michael Schäbitz zum sächsischen Emanzipationsdiskurs. Dabei habe das Fehlen einer ausgeprägten Salonkultur in Dresden im Gegensatz zu Berlin und Wien den „Transfer bürgerlicher Werte auf direktem Weg kaum möglich“ gemacht und deshalb seien „Modernisierungsprozesse lange Zeit aus der Gemeinde selbst heraus“ (S. 40) erwachsen. Diese hätten jene jüdischen Gemeindegeliebten getragen, die sich schon früh in genuin (bildungs-)bürgerlichen Räumen jenseits der jüdischen Gemeinde bewegten. Gemeint sind damit jene gutsituierten Gemeindeglieder, die auswärtige Reformschulen, Theater- und Operaufführungen besuchten, gesellige Ausflüge zu Dresdner Sehenswürdigkeiten unternahmen und akademische Bildungsabschlüsse anstrebten. Interessant wäre es gewesen, neuere Diskurse über „innere“ Kolonialisierungsprozesse einzubeziehen, die für den deutschen Kontext etwa von KRISTIANE GERHARDT (*Gelehrte Männlichkeit um 1800*,

in: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 56 (2009), S. 56-61) thematisiert worden sind. Aus einer solchen Perspektive heraus hätte neben dem Mendelssohnverein, den jüdischen Kultusreformen und dem Synagogenbau auch die Gemeindeschule noch einmal an Bedeutung für jene innerjüdischen Regenerationsbestrebungen gewonnen, die sich insbesondere an die jüdische Jugend richteten.

Im zweiten Teil wendet sich Pitsch konkret der Gemeindeschule zu, die zweierlei Ziele verfolgt habe: Einerseits galt es die Schülerinnen und Schüler zu glaubenstreuen Israelitinnen und Israeliten, andererseits aber auch – durch die Vermittlung allgemeiner Bildungsinhalte – zu gebildeten Bürgerinnen und Bürgern zu erziehen (S. 65-69). Der Schulbesuch sollte ihnen Qualifikation, Integration und Persönlichkeitsentwicklung eröffnen (S. 72 f.). Nach einem Überblick über die Geschichte der Schule, an der – das kennt man so auch von anderen Reform- und Gemeindeschulen – auch christliche Lehrerinnen und Lehrer unterrichteten, sowie ihren Führungskräften – Bernhard Beer, Zacharias Frankel, Wolf Landau und Emil Lehmann – analysiert die Verfasserin die Organisation der Bildungseinrichtung. Sie beschreibt Rechtsgrundlagen, zählt die wechselnden Schulstandorte auf, gibt eine Übersicht zu Zahl und Sozialprofil der Schülerinnen und Schüler, die vor allem aus unbemittelten Familien stammten, sowie zur Finanzierung der Schule. Tabellarische Zusammenstellungen, die aus unterschiedlichen Quellen zusammengeführt sind, erlauben einen schnellen Überblick. Die Analyse der pädagogischen Arbeit an der Schule zeigt, dass dem Religionsunterricht mit etwa 40 Prozent Stundenanteil bei den Jungen der zweiten und dritten Klasse neben den allgemeinen Unterrichtsfächern einen besonderen Stellenwert einnahm (S. 103). Pitsch legt an mehreren Stellen dar, dass gerade der moderne Religionsunterricht ein zentrales Element der Erziehung der zukünftigen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger gewesen sei. Dass der Anteil an Religion bei den Mädchen niedriger lag, sie dafür Handarbeiten als zusätzliches Fach belegten, bildet die zeitgenössische nachgeordnete Stellung der Frauen sowohl in den jüdischen Gemeinden als auch gemessen an den bürgerlichen Geschlechterrollen ab. Gleichwohl, so die Verfasserin, könne die Schwerpunktsetzung der Mädchenbildung auf Religion und „weibliche Arbeiten“ als Modern gelten. So hätten die Mädchen bei den weltlichen Unterrichtsfächern denselben Unterricht wie Jungen, was späterhin die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit habe erleichtern können (S. 110-112). Auch hierfür hat Pitsch zahlreiche tabellarischen Zusammenstellungen erarbeitet, die etwa zeigen, wie stark sich das Schulcurriculum an der Verordnung zum sächsischen Elementarschulgesetz von 1835 orientierte, welche Anteile die einzelnen Fächer in den drei Klassenstufen, nach Geschlecht und im Vergleich zu den Elementarschulen in Münster und Magdeburg sowie der Lehr- und Erziehungsanstalt Dresden einnahmen und welche Lehrmittel im Unterricht zum Einsatz kamen (S. 102, 110 f., 114 und 118). Neben einer Aufstellung über die Lehrerschaft (S. 124-128) – einzelne Lehrkräfte werden in Biogrammen vorgestellt (S. 128-135) – nimmt Pitsch die Absolventinnen und Absolventen in den Blick. Sie konstatiert, dass diesen soweit nachvollziehbar die wirtschaftliche und soziale Etablierung gelungen sei. Bei den Absolventinnen habe diese aber meist nur bis zur Heirat angedauert (S. 142, 146 f.). Was dies bedeutete, zeigen die von ihr vorgestellten Lebensentwürfe ehemaliger Gemeindeschülerinnen und Gemeindeschüler, wobei sie zunächst ausschließlich auf Personen der Jahrgänge 1823 bis 1829, also die frühe Schülerschaft der Schule, eingeht (S. 148-153). Deutlich wird, dass die später auch aufgrund des Gemeindeschulbesuchs erlernten Berufe durchaus von traditionellen Berufsfeldern der sächsischen Juden im Handel abwichen: Mit Simon Hirschel begegnet uns ein Konditor, mit Selig Jacobi ein Buchbinderlehrling und mit Anton Koppel ein späterer Zigarettenfabrikant. Einige weitere Beispiele späterer Jahrgänge finden sich zudem im Resümee der Arbeit (S. 168 f.). Bestätigt sieht Pitsch damit die bereits von Simone Lässig aufgestellte These, dass

Dresdner Jüdinnen und Juden durch den Erwerb kulturellen Kapitals der Aufstieg von der Unterschicht in eine bürgerliche Existenz gelungen sei (S. 154 f.).

Der letzte Teil des Buches ist mit „Analyse des Erfolgs“ (S. 156-165) überschrieben. Die Autorin konstatiert, dass die drei Jahrzehnte der Gemeindeschule in die Phase der Nichtemanzipation der sächsischen Juden gefallen sei, weshalb sich für das Konzept moderner jüdischer Bildung keine günstigen Ausgangsbedingungen geboten hätten (S. 156). Abgesehen davon, dass für die sächsischen Juden 1849 die rechtliche Gleichstellung weitgehend abgeschlossen war und – im Unterschied zu Juden ohne sächsische Staatszugehörigkeit – auch in der Phase der Restauration erhalten blieb, so kann man ohne weiteres andersherum argumentieren: Waren es nicht gerade die Hoffnungen auf Emanzipation und Verbürgerlichung, die innerjüdische Reformbemühungen ab den 1830er-Jahren intensivierten? Und fiel dieses Engagement gerade der jüngeren Gemeindeelite um Frankel und Beer nicht auch auf staatlicher Seite – Pitsch selbst konstatiert Bündnisse mit reformorientierten Staatsbeamten als einen Faktor für den Erfolg der Schule (S. 162 f.) – auf fruchtbaren Boden?

In ihrer Zusammenfassung weist die Autorin der Schule, die ihrem Charakter nach deutsch und jüdisch zugleich gewesen sei und sich an der Tradition der Reformschulen orientiert habe (S. 166), einen signifikanten Beitrag zur Verbürgerlichung der Dresdner Juden zu (S. 170). Jedoch fällt es schwer, diesen ‚Beitrag‘ genauer zu bemessen. Welche Rolle etwa spielten die Gottesdienstreformen in der 1840 geweihten Synagoge oder im Vergleich dazu andere Schulen – etwa die jüdischen Freischulen, private Schuleinrichtungen und Bürgerschulen, auf die Dresdner Juden ihre Kinder bereits in den 1830er-Jahren in größerer Zahl schickten? Wurden die Gemeindeschule und ihr pädagogisches Konzept über Dresden hinaus rezipiert? Welche Bedeutung kam der Schulgründung schließlich im Kontext der hier nicht thematisierten innergemeindlichen Konflikte und generationellen Umbrüche zu, die die Modernisierungs- und Vereinheitlichungsbestrebungen in der stark fragmentierten Gemeinde gerade in den 1830er-Jahren begleiteten? Es sind Fragen wie diese, mit denen sich Kontext und Einordnung des Forschungsgegenstands erweitern ließen.

Trotz solcher Forschungsdesiderate bleibt es Pitschs Verdienst, sich der Geschichte der Gemeindeschule erstmals umfassend zugewendet zu haben. Sie hat eine substanzvolle Institutionengeschichte einschließlich einer Analyse des Bildungskonzepts vorgelegt, die vielerlei Ausgangspunkte für weitere Forschungen sowohl zur jüdischen Bildungsgeschichte als insbesondere auch zu einzelnen Fürsprechern, Lehrerinnen und Lehrern sowie Schülerinnen und Schülern bietet. Zudem hat sie eine Lanze dafür gebrochen, sich stärker mit der Geschichte der Juden im Sachsen des 19. Jahrhunderts auseinanderzusetzen.

Radebeul

Daniel Ristau

ANKE JASPERS/ANDREAS B. KILCHER (Hg.), Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, Wallstein Verlag, Göttingen 2020. – 390 S., 59 Abb., geb. (ISBN: 978-3-8353-3667-4, Preis: 29,90 €).

Der Sammelband „Randkulturen“ ging aus einem Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt zu Thomas Manns Nachlassbibliothek an der ETH Zürich hervor, das vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Ziel war, Gebrauchs- und Lesespuren zu erfassen und über ein Klassifikationssystem untersuchbar zu machen. Die 14 Autorenbeiträge, überwiegend von Literaturwissenschaftlern, wissenschaft-

lichen Archivaren und Bibliothekaren für ein entsprechendes Zielpublikum verfasst, entstanden innerhalb dieses Forschungsvorhabens oder ähnlichen zu den Autorenbibliotheken der literarischen Moderne. Sie setzen damit eine Reihe neuerer Veröffentlichungen fort (unter anderem S. HÖPPNER/C. JESSEN/J. MÜNKNER/U. TRENMANN (Hg.), *Autorschaft und Bibliothek*, Göttingen 2018). Innovativer Ansatz ist, der Einleitung von ANKE JASPERS und ANDREAS B. KILCHER (S. 7-34) folgend, die Verbindung mit dem Forschungsfeld Lesespuren: Lesen und Schreiben sind als ebenso rezeptiv wie produktiv zu verstehen. In drei Sektionen werden Forschungsdesiderate hinsichtlich Theorie, Praxeologie und Poetologie von Autorenbibliotheken aufgezeigt.

Die „Theorie“-Sektion besteht aus vier Beiträgen diskursiven Inhalts, beginnend mit UWE WIRTH (S. 37-63) zum „Inskriptionsbegriff“. Vorgestellt wird ein vierphasiges Modell der Lese- und Schreibproduktivität, das von „Rückkopplungsschleifen“ (S. 41) in beide Richtungen ausgeht. MAGNUS WIELAND (S. 64-89) skizziert den Wandel von der integralen Annotation des Mittelalters hin zur habituellen des 20. Jahrhunderts. Letzteres vertieft er im Vergleich von Marcel-Proust-Lesern wie Rainer Maria Rilke und Friedrich Dürrenmatt. Das Ergebnis zeigt, dass Autorenbibliotheken als Projektions- und Inskriptionsfläche ihrer Besitzer zu verstehen sind. Allerdings bleibt unklar, was sie „produktiv aus ihnen empfangen haben“ (S. 89). Demgegenüber entwickelt MANUEL BAMERT (S. 90-109) zu den in Thomas Manns Nachlassbibliothek gefundenen Gebrauchsspuren ein textzentriertes Modell, das ihnen Abhängigkeit von der Textart unterstellt. Sachtexte beispielsweise habe der Schriftsteller oft mit „stiftlichen Lesespuren“ (S. 101) versehen, Erzähltexte nicht. Mit arbeitsmethodologischen Fragen beschäftigt sich MIKE ROTTMANN (S. 110-137) am Beispiel des Digitalisierungsprojekts „Nietzsches Bibliothek“. Im Mittelpunkt steht die „Modellierung einer Beziehung zwischen Lektüre, Lesespuren und Werk“ (S. 122). Lesespuren werden als „Funktionsstellen“ (S. 128) verstanden, die Lücken hermeneutischer Art füllen. Wünschenswert wären detailliertere Informationen zu den angesprochenen Erschließungs-, Editions-, und Kommentarprojekten gewesen.

Die „Praxeologie“-Sektion thematisiert in fünf Beiträgen Sammlungs- und Annotationspraktiken. ANKE JASPERS (S. 141-165) nimmt Thomas und Katia Manns Nachlassbibliothek in den Blick. Ausgangspunkt sind Überlegungen zur Zugehörigkeit von Bänden, die schon aus Gründen der Datierung nicht von den Manns besessen oder gelesen werden konnten. Herausgearbeitet wird die Nachlassbibliothek als eine sich stetig wandelnde, der „Auto- und Autorinszenierung“ (S. 165) dienliche „Konstruktion der Nachlassgemeinschaft“ (S. 146). Die umgekehrte Vorstellung von einem „*corpus mysticum* der Bücher“ (S. 190) bringt uns CAROLINE JESSEN (S. 166-192) in ihrem Beitrag zur Nachlassbibliothek von Karl Wolfskehl nah. Sie nimmt einen ideellen Zusammenhang des verstreuten Buchbesitzes an, der sich durch die Annotationen generiert sowie aktualisiert und gedeutet werden will. STEPHAN MATTHIAS (S. 193-214) wertet im Zuge des Erschließungsprojekts „Stefan Zweig digital“ Lese- und Gebrauchsspuren aus, die „aktiv-rezeptive“ (S. 199) Prozesse dokumentieren: Welche Quellen und literarischen Anregungen hat Zweig wie genutzt? Etwa Einlagen und Merkzeichen werden in Kategorien, die nach der Autorentätigkeit geordnet sind, beispielsweise Sammeln und Zitieren, inhaltlich-interpretativ und qualitativ-differenziert ausgewertet. Matthias belegt damit eine Nutzung der rund 1 300-bändigen Rest-Bibliothek als „Arbeitsinstrument“ (S. 214). ANNA BUSCH (S. 215-243) präsentiert die Ergebnisse des Prototypen-Visualisierungsprojekts zu Theodor Fontanes Handbibliothek: einen digitalen Katalog mit individuellen Suchmöglichkeiten. Für den Sammelband gewinnbringend ist der Vergleich konventioneller bibliothekarischer Vorgehensweise mit der kategorisierend-iterativen des Prototyps hinsichtlich Einbindung von Einzelexemplaren in die Sammlung und der Gesamtverteilung der Lesespuren. Auch hier muss

es, dem ist zuzustimmen, beim modernen „Konstrukt“ bleiben: „So [...] hat Fontane seine Bibliothek selbst nie gesehen.“ (S. 243). Dem Mehrwert materieller Lesespuren wendet sich BIRGIT DAHLKE (S. 244-268) in der Privatbibliothek Christa und Gerhard Wolfs zu. Sie studiert Christa Wolfs Thomas-Mann-Lektüren unter anderem unter biografischen Aspekten. Den Mehrwert findet sie in den Zusammenhängen der „privaten Bibliothek einer Schreibenden und ihrer Autorschaft“ sowie den „Widersprüchen literarischer Produktion“ (S. 268).

Die „Poetologie“-Sektion umfasst fünf Beiträge, darunter zur Bedeutung von Lesespuren und Lektüren bei Thomas Mann sowie konzeptuelle Überlegungen zu Autorenbibliotheken. ANDREAS B. KILCHER (S. 271-292) befasst sich mit dem „bibliothekarischen Schreiben“ (S. 291) Thomas Manns. Grundgedanke ist ein wissenspoetologisch-transtextuelles Verfahren, das sowohl der Protagonist des „Joseph“-Romans auf die Bibliotheken Eliezers, Assurbanipals und Uruks anwendet, als auch der Autor selbst: „Bücher entstehen aus Büchern.“ (S. 281). MARTINA SCHÖNBÄCHLER (S. 293-314) diskutiert „ein hypertextuelles Netzwerk“ (S. 307) in der Nachlassbibliothek Thomas Manns. Es schlägt sich in ihr räumlich wie materiell nieder und wirkt beidseitig: von der Bibliothek ins Werk, vom Werk in die Bibliothek. Thomas Manns Beschäftigung mit deutsch-jüdischen Goethe-Kennern und seine Übernahmen aus ihren Werken, besonders in die späten Reden und Essays, untersucht YAHYA ELSAGHE (S. 315-341). Grundlage sind die Lesespuren in Heinrich Teweles „Goethe und die Juden“. Elsaghe zeichnet Manns Bemühen nach, „Goethes Ausfälligkeiten gegen Judentum, Toleranz und Emanzipation möglichst abzumildern“ (S. 340). Vermutetes Ziel ist die „Rettung des Nationalschriftstellers“ (S. 340) nach Ende der NS-Zeit. ARMIN THOMAS MÜLLER (S. 342-362) sichtet den Manuskriptbestand der rekonstruierten ideellen Bibliothek des Schülers und Studenten Friedrich Nietzsche unter anderem auf Motive und Quellen, die Eingang in seine antikisierenden Jugendgedichte fanden. Der deutsch-lateinische Entwurf „Nunc vitia quibus insana mens gaudet“ zeigt mit Anklängen an Vergils „Aeneis“ und die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts: Der Philosoph „bildet sich gleichsam lesend zum Verfasser“ (S. 342). In Erich Auerbachs „amerikanischer Bibliothek“ und seinen Werken wie „Französisches Publikum“ sucht JANE O. NEWMAN (S. 363-384) „Zeugen“ (S. 366) der Marburger-Zeit (1929–1936). Gemeint sind (existenzialistische) Philosophen und Theologen. Die Problemstellung, ob Auerbach sich im Exil nicht weiterentwickelt hat oder ob lediglich Marburger Spuren in seine Werke eingingen, bleibt unbeantwortet.

„Randkulturen“ veranschaulicht überzeugend den Zusatznutzen materieller Lese- und Gebrauchsspuren für die Erschließung von Bibliotheken der literarischen Moderne. Zur gewinnbringenden Lektüre des Sammelbands sind tiefere Kenntnisse der geistigen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts erforderlich. Beim Zielpublikum wird er sicher Anklang finden und die einleitend geäußerte Absicht erfüllen, Diskussionen und Vergleiche anzuregen. Jedoch sind Desiderate unter anderem bezüglich Definitionen oder Modellen offensichtlich. Enttäuscht wird, wer schematisch-methodologische „Muster“ erwartet. Hierfür wäre eventuell, speziell in der letzten Sektion, eine Beschränkung auf Thomas Mann sinnvoll gewesen. Die teils aufwendigen Abbildungen, darunter eine digitale „Erfassungsmatrix“ (S. 229) und eine „Ähnlichkeitsanalyse“ (S. 236), lassen die multiplen Möglichkeiten kommender Forschungsprojekte erahnen. Unter den wenigen Monita ist auf die abweichende Aufsatzreihenfolge in der Einleitung (S. 32) hinzuweisen sowie auf die in den Beiträgen uneinheitlich gehandhabte Nummerierung der Unterkapitel (vgl. Aufsätze 12-14) und wenige Druckfehler (S. 29).

Siegen

Iris Bunte

Kirchengeschichte

MARKUS COTTIN/LISA MERKEL (Hg.), Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte (Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz, Bd. 11), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2018. – 528 S., 347 farb. u. 28 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0745-9, Preis: 69,00 €).

Der 1000. Todestag Thietmars von Merseburg am 1. Dezember 2018 wurde in der deutschen Mediävistik beachtlich zelebriert. Gleich zwei Tagungen fanden an diesem Datum statt, eine in Bochum („Historiographie der Grenzwelten – Thietmar von Merseburg (975/76–1. Dezember 1018)“), die andere in Magdeburg („Thietmar von Merseburg zwischen Pfalzen, Burgen und Federkiel“). Dazu wurde dem Bischof und Chronisten noch eine ganz besondere Ehre zuteil: Von Juli bis November 2018 war ihm eine Ausstellung an seiner ehemaligen Wirkungsstätte Merseburg gewidmet. 19 000 Besucher zog es in die Stadt an der Saale, um im Merseburger Dom und in der Willi-Sitte-Galerie „Thietmars Welt“ zu bestaunen. Der vorliegende Katalog dokumentiert die Ausstellung und enthält 21 Essays.

Diese Artikel bieten dabei Erkenntnisse zu verschiedenen Themengebieten, die mit Thietmar und seiner Chronik in Verbindung stehen. Eine erste Gruppe befasst sich mit Thietmar als Person und seiner Verwandtschaft: RUDOLF SCHIEFFERS (†) Beitrag (S. 14-23) liefert nicht nur ein prägnantes Lebensbild, sondern untermauert auch die Wahl des für die Ausstellung und den Aufsatz gleichermaßen gewählten Untertitels „Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte“. CARSTEN HESS kann plausibel machen, dass der Bischof 976, nicht, wie bisher angenommen, 975 geboren wurde (S. 56-63). CHRISTIAN SCHUFFELS arbeitet die Bezüge Thietmars zur Stiftsgründung seiner Familie in Wahlbeck auf (S. 24-55), während REINHARD SPEHR das genaue Verwandtschaftsverhältnis Thietmars zu einer oftmals wohl irrtümlich als seine Schwester bezeichneten Oda von Wahlbeck diskutiert (S. 64-71). Das geistliche Umfeld betrachtet hingegen ENNO BÜNZ, der den Merseburger Bischof im Eigenkirchenwesen seiner Zeit verortet (S. 230-243).

Selbstverständlich widmet sich auch eine Reihe von Texten verschiedenen Handschriften, so erörtern HANS JAKOB SCHUFFELS (†) und CHRISTIAN SCHUFFELS die Frage, ob Thietmar eine Bitte um Gedenken eigenhändig ins Merseburger Sakramentar eingetragen hat (S. 100-113). Das eindrucksvolle Schicksal der heute nicht mehr benutz- oder lesbaren, in Dresden verwahrten Thietmarhandschrift beschreibt JANA KOCOUREK (S. 148-159). ARNO MENZEL-REUTERS zeichnet die Editions- und Übersetzungsgeschichte der Chronik nach (S. 160-169).

Thietmars Sicht auf die Welt steht in weiteren Essays im Fokus. Zentral ist hier der Aufsatz von MARTINA GIESE, die Thietmars Werk mit Blick auf Vorlagen, Überlieferung und Rezeption vorstellt (S. 72-99). PETER ORTH flankiert dies mit seinen Ausführungen spezifisch zur Antikenrezeption (S. 114-129). Auf welche Art der Merseburger Bischof seine Welt durch die Niederschrift der Chronik auch formen wollte, zeigt WOLFGANG HUSCHNER an Thietmars Umgang mit urkundlichem Material (S. 130-147). Die gescheiterte Erweiterung der gerade erst restituierten Diözese Merseburg 1012 diskutiert Huschner als Abfassungsgrund der Chronik, die „echte, gefälschte, verlorene sowie erfundene Urkunden zugunsten Merseburgs“ (S. 145) versammle. KLAUS KRÜGER (S. 244-263) und GERHARD GRAF (S. 264-269) setzen sich hingegen in ihren Beiträgen mit den für Thietmars Chronik so typischen Berichten von Visionen

und Träumen auseinander – zunächst bezogen auf Tod und Jenseits und schließlich auf Hoffnung und Angst.

Weitere Texte skizzieren Thietmars Lebenswelt. FELIX PAUL BIERMANN (S. 170-193) und ARMIN RUDOLPH (S. 194-215) präsentieren archäologische Erkenntnisse, im ersten Fall mit größerem geografischem Fokus und in Abgleich mit Schilderungen aus Thietmars Chronik, im zweiten Fall eingeführt auf den Bereich um Merseburg sowie Leipzig und auf die über die schriftlichen Quellen hinausgehenden Ergebnisse von mehr als 100 Jahren archäologischer Forschung. In Thietmars unmittelbarer Umgebung sucht hingegen PETER RAMM nach Spuren von Königshof und Königspfalz in Merseburg (S. 216-229). UWE SCHIRMER stellt den ländlichen Raum der Diözese Merseburg und deren Siedlungsgeschichte vor (S. 270-285). Ein besonderes Augenmerk liegt auf Thietmars Positionen und Beziehungen zu den slawischen Nachbarn: In zwei Beiträgen beleuchtet KARLHEINZ HENGST Thietmars allgemeine Sicht auf die Slawen (S. 286-305) und seine Rolle als der Sprache des Nachbarn mächtiger Chronist (S. 306-323). Anschaulich wird die so skizzierte Lebenswelt des Merseburger Bischofs durch zwei Karten (S. 214 f., 330 f.) zur Besiedlung des Merseburger Raums und den in Thietmars Chronik genannten Orten. Die erste Karte ist hierbei in den oben genannten Aufsatz von Armin Rudolph eingebunden, die zweite wird erfreulicherweise von MARKUS COTTIN bezüglich Grundlagen und offener Fragen der Darstellungen gesondert erläutert (S. 324-331).

Auf diese Essays folgt der Katalogteil (S. 333-496) des Bandes. Nach einführenden Segmenten zu Thietmars Leben sowie den Handschriften und Quellen seiner Chronik sind die Ausstellungsstücke weiterhin nach den verschiedenen Büchern der Chronik angeordnet, was auch dem Konzept der Merseburger Ausstellung entspricht. Gerade in diesen Abschnitten fällt auf, dass es ein Anliegen war, Thietmars Welt umfassend darzustellen. So finden sich Artikel zu einer Schöpfkelle (S. 393 f.), einem Dachziegel (S. 440) oder zur Nabe eines Wagenrades (S. 447 f.) neben Beschreibungen von Prachthandschriften (beispielsweise Pariser Fragment der sogenannten Dalimil Chronik, S. 485 f.) oder kostbaren Goldschmiedearbeiten (beispielsweise Hiddenseer Goldschmuck, S. 488). Durch die reiche Bebilderung können Lesende die Objekte anschaulich erfahren. Gerade diese Ausstattung verwundert aber auch gelegentlich: Warum der Traum Heinrichs I. von England aus einer englischen Handschrift des 12. Jahrhunderts einem Artikel zu einem Kölner Steinkopffragment des frühen 11. Jahrhunderts beigegeben wird (S. 435), ergibt sich beispielsweise nicht aus dem Text. Leider entfallen bei den vielfach zum weiteren Abgleich beigefügten Abbildungen (vor allem aus illuminierten Handschriften) die Angaben zur Datierung, sodass teilweise Unterschiede von mehreren hundert Jahren nur durch weiterführende Lektüre zu Tage treten.

Trotz dieser kleineren Mängel bietet der Katalog sowohl der Fachwelt als auch einer interessierten Öffentlichkeit nach dem Ende der Ausstellung weiterhin die Möglichkeit, einen gelungenen und durch die Bebilderung vor allem anschaulichen Einblick in Thietmars Welt zu gewinnen. Dies ergänzt passend die noch ausstehenden Tagungsbände zum Jubiläum. Tausend Jahre nach seinem Tod tragen die Bemühungen des Merseburger Bischofs um seine eigene Memoria somit weiterhin Früchte.

Bochum

Manuel Kamenzin

MARKUS COTTIN/CLAUDIA KUNDE/HOLGER KUNDE (Hg.), Thilo von Trotha. Merseburgs legendärer Kirchenfürst (Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz, Bd. 7), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2014. – 384 S., ca. 250 Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0070-2, Preis: 39,95 €).

Die Ausstellung „Thilo von Trotha. Merseburgs legendärer Kirchenfürst“, welche 2014 im Merseburger Dom und im Kulturhistorischen Museum anlässlich des 500. Todestages stattfand, bildete den Startpunkt für eine Folge an weiteren Jubiläen und damit einhergehenden Ausstellungen rund um den Merseburger Dom. In den folgenden Jahren wurden in Merseburg immer wieder Ausstellungsprojekte umgesetzt, die die Forschung um den Dom und die Bischöfe auf ein neues Fundament stellten. Im Jahr 2021 findet die Reihe mit der etwas kleiner gehaltenen Schau anlässlich des Jubiläums zur 1 000-jährigen Domweihe vorerst ihren Abschluss. Anlässlich der Ausstellung zu Thilo von Trotha fand zudem eine Tagung statt, deren Beiträge vor kurzem veröffentlicht wurden (E. BÜNZ/M. COTTIN (Hg.), *Bischof Thilo von Trotha (1466–1514)*, Leipzig 2020). Der vorliegende Katalog vereint zehn Beiträge und setzt sich damit erstmals tiefgehend mit der Biografie des Merseburger Bischofs auseinander.

Thilo von Trotha prägte in seiner bemerkenswert langen Amtszeit als Bischof in besonderem Maße das heutige Aussehen des Domberges. Er wirkte jedoch auch über den mitteldeutschen Raum hinaus, war er doch in den politischen und kirchlichen Strukturen sowohl im Reich als auch darüber hinaus verankert. Die Rezeption Thilos verkürzte sich im Laufe der Zeit auf die ihm zugeschriebene Rabensage. In seinem Beitrag zum Wappen Thilos stellt VACLAV VOK FILIP die Wahrnehmung des Bischofs in den vergangenen Jahrhunderten vor und geht auf die Entstehung der Rabensage ein (S. 57–63).

Der Essayteil des Bandes mit zehn Beiträgen lässt sich in drei Teile gliedern. In einem allgemeinen einführenden Beitrag stellt ENNO BÜNZ zunächst die mitteldeutschen Bistümer nach ihren territorialen Grenzen, ihrer Sakraltopografie, der Besetzungspolitik durch die Fürsten von Sachsen und Brandenburg sowie mit Blick auf die geistlichen Karrieren der mitteldeutschen Bischöfe im späten Mittelalter vor (S. 15–35). Im zweiten Teil steht die Biografie Thilos im Fokus, wobei seine geistliche Karriere und sein Verhältnis zu den Wettinern sowie den Grafen von Mansfeld und den Herren von Querfurt umrissen werden, bevor schließlich sein Wirken im Hochstift und als Bischof generell angesprochen werden (MARKUS COTTIN, S. 37–55). Der Blick über das Merseburger Bistum hinaus erfolgt anhand der zahlreichen Reisen, die Thilo einerseits bereits vor seiner Amtszeit als Bischof unternahm – hier sei nur sein Studium in Perugia und Rom genannt – und die andererseits als Bischof hauptsächlich in Gefolgschaft der Wettiner stattfanden. Der dritte Teil beleuchtet Thilos Wirken aus kunsthistorischer sowie baugeschichtlicher Perspektive, wobei der Dom selbst ohne Zweifel das bis heute prägendste Objekt Thilos bildet. Den Auftakt in diesem Abschnitt stellt jedoch die Frage nach den Vorbildern Thilos dar, die vor allem unter den wettinischen Bauprojekten zu suchen und insbesondere unter den albertinischen Schutzherren zu sehen sind, wenn der Bischof etwa Künstler aus Leipzig beauftragte (MARKUS LEO MOCK, S. 75–83). Ebenfalls in den unmittelbaren mitteldeutschen Kontext einzuordnen ist der Schlossbau, wobei hier von Meißen und Dresden über Naumburg und Halle nach Magdeburg und Wittenberg geblickt wird und auch die Gebäude, die der Bischof auf seinen Reisen besucht haben dürfte, mit eingeschlossen werden (ANKE NEUGEBAUER, S. 85–89). Die wichtigsten Schritte der Baugeschichte sind von PETER RAMM nicht nur in einem Überblicksbeitrag bis in das 17. Jahrhundert zusammenge-

fasst worden, sondern auch mit einem Bauphasenplan anschaulich dargestellt (S. 91-113). Das bisher kaum beachtete Kapitelhaus wird hier in zwei Beiträgen eigens gewürdigt. Zunächst wird auf die maßgeblich durch Bischof Thilo geprägte Baugeschichte eingegangen (REINHARD SCHMITT, S. 115-121). Anschließend werden die Malereien im Wappensaal aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts behandelt, die ebenfalls auf Thilo von Trotha zurückgehen. Diese stellen in besonderer Weise die Lebensverhältnisse dar und bilden damit ein seltenes kunsthistorisches Fundstück des späten Mittelalters (FRIEDEMANN MEISSNER, S. 123-129). Schließlich wird auch das Nachleben des Merseburger Bischofs beleuchtet, der sich selbst in der Bischofskapelle des Domes einen eigenen Raum für seine Memoria schuf (CLAUDIA KUNDE, S. 131-142). Diese wurde bis Ausstellungsbeginn restauriert und bildet nicht nur für Thilo von Trotha, sondern auch für Bischof Thietmar einen Ort der Memoria. Besonders das vergoldete Epitaph Thilos zeigt die wichtige Stellung, die die Jenseitsvorsorge des Kirchenfürsten einnahm. Zugleich stellt die Bischofskapelle selbst einen Ausstellungsraum dar und ist im Katalog mit einem eigenen Abschnitt gewürdigt. Der Katalogteil lässt sich in die thematischen Teile Biografie, Baugeschichte, geistliches und weltliches Wirken sowie die Nachwirkung Thilos gliedern. Den Abschnitten sind jeweils Einführungstexte vorangestellt, die die übergeordneten Themen einordnen. Die fast 130 Ausstellungsobjekte sind mit Bildern und zum Teil recht ausführlichen Begleittexten (einige enthalten darüber hinaus auch Transkriptionen) versehen und bilden den Hauptteil des Bandes (S. 145-372).

Insgesamt spiegelt der Band den Forschungsstand zu dem bedeutenden Merseburger Bischof wider, der nun mit dem kürzlich erschienenen Sammelband erweitert wurde. Auch wenn die Beiträge in dem Tagungsband zweifelsohne den neueren Forschungsstand im Blick haben – was schlichtweg mit der großen zeitlichen Diskrepanz zwischen Tagung und Veröffentlichung der Beiträge zusammenhängt – so ist der Ausstellungskatalog dennoch nicht wegzudenken. Zum einen gibt es gleich mehrere thematische Aspekte, die im Sammelband nicht noch einmal aufgegriffen werden (hier sei nur auf einige kunstgeschichtliche Aspekte verwiesen), zum anderen sind durch die Ausstellung im Wesentlichen alle heute noch erhaltenen Objekte aus dem Leben des Merseburger Bischofs im Katalog vereint und mit einer Beschreibung versehen.

Leipzig

Lisa Merkel

CHRISTINE HELMER (Hg.), *The Medieval Luther* (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation/Studies in the Late Middle Ages, Humanism, and the Reformation, Bd. 117), Mohr Siebeck, Tübingen 2020. – XI, 301 S., Ln. (ISBN: 978-3-16-158980-5, Preis: 99,00 €).

An der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit lebend ließ und lässt sich Martin Luther auf mehrfache Weise polarisierend verorten. Für die einen markiert Martin Luther den Beginn der Neuzeit und der protestantischen Identität, für die anderen, die den Reformator innerhalb seines spätmittelalterlich-katholischen Handlungsrahmens bewerten, ist er ein Häretiker, der die Kirche spaltete. Ausgehend von diesem Spannungsfeld zwischen neuzeitlichem und mittelalterlichem Luther-Bild versucht die hier zu rezensierende Publikation, eine Brücke zwischen beiden Polen zu schlagen, indem nach Kontinuitätslinien und dem „mittelalterlichen Luther“ gefragt wird. Der englischsprachige Tagungsband vereint die Beiträge der interdisziplinären Konferenz „Beyond Oberman: Luther and the Middle Ages“, die 2016 an der Northwestern University in den USA stattgefunden hat, und knüpft dabei an die Thesen Heiko A. Obermans an, der Martin Luther in seinem Denken und Glauben sowohl als

Vorkämpfer der Moderne als auch tief in der mittelalterlichen Philosophie und Theologie verwurzelt sah. Der Band enthält eine Einführung sowie 14 Beiträge, an die sich Verzeichnisse über Quellen und Literatur sowie Register der verwendeten Bibelpassagen, Namen und Begriffe anschließen. Thematisch gliedert sich der Band in die drei Sektionen „Christologie“, „Soteriologie“ und „Priestertum“ (*ministerium*).

In ihrer Einführung (S. 1-12) verweist CHRISTINE HELMER auf die Grundthesen, die diesem Sammelband zugrunde liegen. Sie folgen jüngeren historischen Forschungen, die hinsichtlich der Scheidung von Mittelalter und Früher Neuzeit für Kontinuitätslinien anstelle starrer Grenzen plädieren. In Analogie dazu verorten die Beiträge dieses Sammelbandes Luthers Theologie ausgehend von den zugrunde liegenden mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Ideen. Als Untersuchungsgegenstände dienen die „breakthrough ideas“ Luthers (S. 2 f.): Christologie, Soteriologie und (allgemeines) Priestertum. Nach einem konzisen Forschungsüberblick verweist Helmer auf die mittelalterlichen „katholischen“ Prägungen Luthers. So müsse der Reformator von seinen Wurzeln her als „katholischer“ Theologe mit philosophischer Expertise verstanden werden, der in den *artes liberales* und damit auch in der Dialektik und Logik sowie den Schriften Wilhelms von Ockham, Bernhards von Clairvaux und weiteren Theologen ausgebildet worden sei. Diese seien fundamental für Luthers späteres Denken und Handeln gewesen.

DAVID J. LUY (S. 15-25) thematisiert zu Beginn der Sektion „Christologie“ Luthers Suppositionstheorie in Auseinandersetzung mit spätmittelalterlich-scholastischen Tendenzen und erkennt in Luthers Disputation des Jahres 1539 eine Reflexion über das Verhältnis von Philosophie und Theologie. Der darauffolgende Beitrag von RICHARD CROSS (S. 27-46) legt, auf die Studien von Luy aufbauend, in semantischer Perspektive den Fokus auf die Disputationen von 1539/40, in denen Luther unter anderem sein Verständnis der *Communicatio idiomatum* definiert. In seiner Analyse arbeitet Cross heraus, dass diese Texte keine neuen Ideen hinsichtlich der Metaphysik der Inkarnation oder Prädikationslehre bieten, sondern sich auf spätmittelalterliches, nominalistisches Gedankengut stützen. AARON MOLDENHAUER (S. 47-63) widmet sich den *Verba Christi* und der Frage nach der potenziellen Wirkmacht der Worte in den Werken Martin Luthers, Ulrich Zwinglis und des Scholastikers Gabriel Biel. Passend zu dieser Thematik vertieft der Beitrag von MARILYN MCCORD ADAMS (S. 65-88) die Debatte zwischen Luther und Zwingli über die Realpräsenz Christi in der Eucharistie vor einem scholastischen Hintergrund (neben Gabriel Biel auch Thomas von Aquin, Aegidius Romanus und Wilhelm von Ockham).

Die Sektion „Soteriologie“ nimmt neben der Rechtfertigungslehre auch andere mittelalterliche Traditionen der Erlösungstheologie wie Heilung/Heil oder Mystik in den Blick. Eingeleitet wird sie durch den Beitrag von GRAHAM WHITE (S. 91-103), der Luthers *De servo arbitrio* (1525) hinsichtlich modallogischer Kriterien untersucht. Nach einer kurzen Einführung in Modallogik und die theologische Frage nach der Willensfreiheit bei Luther versucht White nachzuweisen, dass Luther unter Anwendung der „technical tools“ der Spätscholastik argumentiert, um sich damit konkret von der humanistischen Rhetorik des Erasmus von Rotterdam (*De libero arbitrio*) abzugrenzen. Im nachfolgenden Beitrag betrachtet ALICE CHAPMAN (S. 105-126) die Verwendung des frühchristlichen *Christus-Medicus*-Motivs in Luthers Schriften und setzt diese in Bezug zu den relevanten mittelalterlichen Wurzeln des 12. und 13. Jahrhunderts wie den Schriften Hildegards von Bingen, Bernhards von Clairvaux, Thomas von Aquin oder Bonaventuras. Vor der Folie der Schriften Anselms von Canterbury sowie der spätmittelalterlichen interiorisierenden Frömmigkeitstheologie untersucht CANDACE L. KOHLI (S. 127-142) Luthers Konzeption von Buße, die aus Liebe zur Gerechtigkeit erwächst. Der folgende Beitrag von JENNIFER HOCKENBERRY

DRAGETH (S. 143-159) widmet sich der augustinischen Tradition im Denken des Reformators. So habe Luther für seinen Gnadenbegriff dezidiert die augustinische Epistemologie angewandt und sich dadurch von dem Neoaristotelismus der Scholastik abgegrenzt. Die folgenden Beiträge behandeln die mystischen Einflüsse in Luthers Theologie. So untersucht ELSE MARIE WIBERG PEDERSEN (S. 161-180) Luthers Schriften in Bezug auf die spätmittelalterliche Brautmystik und arbeitet zahlreiche Parallelen zu Bernhard von Clairvaux heraus. VOLKER LEPPIN (S. 181-193) ermittelt die geistigen Anlehnungen des Reformators an Johannes Tauler und Johannes von Staupitz und spricht der Mystik eine bedeutende Rolle für die Reformation, vor allem hinsichtlich der Rechtfertigungslehre, zu.

Der dritte Komplex thematisiert Luthers Amtstheorie und nimmt sowohl auf den Auftrag, in der Öffentlichkeit zu wirken, als auch auf das allgemeine Priestertum Bezug. Einen Aktualitätsbezug zur Pandemie bietet der Beitrag von DEAN PHILLIP BELL (S. 197-212), der am Beispiel der Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ (1527) Luthers Verständnis von den Verpflichtungen ordinierter Personen angesichts des Todes untersucht. Dabei sieht er Luthers Denken in einer Traditionslinie mit Gabriel Biel. Der Artikel von CHRISTOPHER VOIGT-GOY (S. 213-226) beleuchtet den Aspekt „Amtsgewalt“ und zeichnet die mittelalterlichen Entwicklungslinien Luthers eigenen Amtsverständnisses nach. So habe der Reformator unter anderem starke Impulse durch die mittelalterlichen Amtstheorien von Johannes Gerson sowie Gabriel Biel erhalten. Einen Fokus auf das Konzept der kirchlichen Lehrautorität und Traditionen der protestantischen Reformer in Auseinandersetzung mit der *Analogia fidei* (Röm 12,6) legt G. SUJIN PAK (S. 227-245). Der Beitrag von CHRISTINE HELMER (S. 247-268) greift eines von zahlreichen Reformanliegen Luthers heraus und fragt dabei nach dem Verhältnis von Rechtfertigungslehre und allgemeinem Priestertum aus der Perspektive des „mittelalterlichen“ Luthers. Anleihen habe der Reformator dabei vor allem bei den politischen Schriften Wilhelms von Ockham genommen.

Der Band bietet durch die fundierten Einzelstudien ein gelungenes Panorama der mittelalterlichen Prägungen im Denken Luthers und wird sicherlich nicht nur Theologen, sondern auch Historiker zum weiteren Nachdenken über die mittelalterlichen Wurzeln in den Werken Luthers anregen. Aus der mediävistisch-historischen Perspektive der Rezensentin erweist sich der Tagungsband als gelungenes Addendum zur aktuellen Lutherforschung und wird seinem Anspruch gerecht, das im positivsten Sinne „Mittelalterliche“ in Martin Luthers Werken aufzuzeigen.

Heidelberg

Barbara Frenk

DANIEL GEHRT/KATHRIN PAASCH (Hg.), Friedrich Myconius (1490–1546). Vom Franziskaner zum Reformator (Gothaer Forschungen zur Frühen Neuzeit, Bd. 15), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020. – 392 S., 8 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-515-12626-7, Preis: 66,00 €).

„Luthers treuer Genosse und Gehilfe, der Reformator Thüringens“ – so charakterisierte Gustav Kawerau 1903 in der dritten Auflage der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche Friedrich Myconius. Diese schlagwortartige Einordnung könnte als Titel über den zahlreichen biografischen Darstellungen des ehemaligen Franziskaners stehen, der 1524 Stadtpfarrer von Gotha wurde und dort seit 1528 als Superintendent amtierte. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts haben sich an seiner Person und Vita vor allem reformationsgeschichtlich interessierte Pfarrer versucht: 1825 der Annaberger Superintendent Karl Heinrich Gottfried Lommatzsch,

1854 der Badener Pfarrer Karl Friedrich Ledderhose, 1864 beziehungsweise 1909 die sächsischen Pfarrer Moritz Meurer sowie Paul Scherffig und schließlich 1956 Hans-Ulrich Delius in seiner Münsteraner Dissertation sowie 1962 der Braunschweiger Pfarrer Heinrich Ulbrich mit einem „Lebensbild“ und Quellennachträgen zur Dissertation von Delius. In allen diesen Darstellungen verband sich Geschichtsschreibung mehr oder weniger stark mit lutherischer Hagiografie. Daher war der 2016 unternommene Versuch, aus Anlass des 470. Todestages von Myconius die ein halbes Jahrhundert grosso modo pausierende Forschung durch eine Tagung voranzutreiben, fast schon überfällig. Es verwundert nicht, dass die Initiative dazu aus dem Umfeld der Gothaer Forschungsbibliothek kam, die neben knapp 300 Briefen aus der Korrespondenz von Myconius auch den Autografen seiner berühmten Reformationsgeschichte und zwei wichtige Bände aus seiner Privatbibliothek besitzt. Wer den vorliegenden Tagungsband in die Hand nimmt, merkt schnell, dass sich dieses Vorhaben gelohnt hat. Dies gilt besonders für den gewichtigsten Beitrag des Tagungsbandes, nämlich die von ERNST KOCH erarbeitete Übersicht zum Briefwechsel von Friedrich Myconius (S. 305-378). Koch hatte bereits seit den 1980er-Jahren wiederholt Neufunde publiziert und fasst nun die gesamte veröffentlichte und unveröffentlichte Überlieferung in 816 Nummern kompakt zusammen; dieses gewissermaßen nebenbei entstandene Lebenswerk wird künftig die bisher gültige Ausgabe von Delius (circa 420 Nummern), die Ulbrich auf etwa 500 Nummern ergänzte, ablösen. Das Personen- und Ortsregister, das diese Übersicht erschließt, ermöglicht mit einem Blick eigene Beobachtungen zum ‚Netzwerk‘ von Friedrich Myconius, wie sie im vorliegenden Tagungsband in minutöser Form von Daniel Gehrt und Christine Mundhenk angestellt werden.

Die 14 Aufsätze des Tagungsbandes sind fünf thematischen Bereichen zugeordnet: den 14 Jahren, die Myconius als Franziskaner lebte (S. 25-70), seiner Einbindung in „reformatorische Netzwerke“ (S. 71-116), seinen amtlichen und halbamtlichen Funktionen als Superintendent, Visitor und „Informant des kurfürstlichen Hofes“ in Thüringen (S. 117-180), seinen „Auswärtige[n] Tätigkeiten im Auftrag des kursächsischen Hofes“ (S. 181-221) und schließlich der „Geschichtsschreibung und Memoria“ (S. 223-291). Den Anhang bilden eine Myconius-Bibliografie (S. 295-303) und die schon erwähnte Übersicht zum Myconius-Briefwechsel. Letztere soll nach der Einleitung beider Herausgeber als „Fundament für eine erste kritisch-historische Gesamtausgabe von Myconius’ Briefwechsel“ (S. 24) dienen. Eine solche Ausgabe, aber auch eine künftige Myconius-Biografie erscheint sinnvoll, wenn sie sich von den erbaulichen Wertungen und Stereotypen der bisherigen Myconius-Literatur emanzipieren kann. Auch im Hinblick auf solche Unternehmungen sollen die Erträge des Tagungsbandes im Folgenden knapp skizziert werden. Für die monastische Lebensphase bietet der Aufsatz von PETRA WEIGEL eine solide und so bisher nicht vorliegende Zusammenstellung der „Quellenzeugnisse der franziskanischen Lebensphase des Friedrich Myconius“ (S. 34-45) sowie eine Einordnung dieser Lebensspanne in die spätere Laufbahn und Selbstdeutung des Gothaer Superintendenten. Besonders anregend und die bisherige Sicht erweiternd ist der Vergleich von Myconius mit Johannes Voit, seinem ehemaligen Mentor in der Weimarer Ordensniederlassung (besonders S. 48-54). CHRISTINE MUNDHENK (S. 73-87) bietet eine flächige Beschreibung der Begegnungen und der Korrespondenz von Myconius mit Luther, Melancthon und den anderen „patres Ecclesiae Wittenbergensis“, die „für den Gothaer Superintendenten in theologischer Hinsicht das Maß aller Dinge und die Richtschnur seines Handelns“ waren (S. 73). Die kenntnisreiche, aber weithin rein deskriptive Darstellung schleppt punktuell Versatzstücke der von Myconius selbst angeregten Legendenbildung mit, die von seinen Biografen seither kräftig ausgebaut wurden, so etwa bei der Schilderung der „rein geistige[n]“ „erste[n] Begegnung Myconius’ mit Luther“ 1510 beziehungsweise

1517 (S. 74). Dagegen wird die Einsicht, dass für die Mehrzahl der gemeinsamen Unternehmungen von Myconius mit den Wittenbergern die sächsischen Kurfürsten, besonders aber Johann Friedrich verantwortlich waren, nur en passant vermerkt (S. 79). Die besondere Stellung von Myconius im Kreis der ‚Reformatoren der zweiten Reihe‘ hat aber fraglos mit der engen Beziehung zu Herzog Johann und besonders zu dessen Sohn Johann Friedrich zu tun, die bis in die Weimarer Klosterzeit zurückreicht. Dies zeigt schon der Blick in das genannte Briefregister von Ernst Koch, in dem der Kurprinz und spätere Kurfürst 171 Mal als Absender beziehungsweise Empfänger auftaucht (S. 372 f.). Auch in anderen Beiträgen scheint diese für die Wirksamkeit von Myconius grundlegende Vertrauensbeziehung zu Johann Friedrich zumindest am Rande auf, etwa bei STEFAN MICHEL im Zusammenhang mit der Täuferbewegung und deren obrigkeitlicher Bekämpfung (S. 162, 164 f.), bei JOHANNES HUND im Kontext der Religionsgespräche (S. 184, 187, 191-194) und bei ARMIN KOHNLE, der die Beteiligung von Myconius an der Reformation im albertinischen Sachsen 1539 thematisiert (S. 200). Kohnle kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die „ältere Myconius-Literatur [...] zur Überschätzung seiner Bedeutung“ neigte und sein Anteil am Prozess der Reformation im albertinischen Sachsen „insgesamt als nicht allzu hoch einzuschätzen“ sei (S. 206). Anders verhält es sich mit der Rolle, die der Gothaer Superintendent in den ernestinischen Territorien Thüringens und zum Teil auch in den benachbarten Herrschaften spielte: Hier wirkte er als früher Anreger des Instituts der landesherrlichen Visitationen (DAGMAR BLAHA, S. 119-136) und als Visitor (ANDREAS DIETMANN, S. 137-154), darüber hinaus aber auch in dem mehr oder weniger formellen Gremium einer ständigen Visitationskommission „des Fürstentums zu Doringen“ (S. 99), einem Quasi-Konsistorium, dem neben Myconius noch der Eisenacher Superintendent Menius, der dortige Bürgermeister Johann Cotta und der Gothaer Jurist Georg von Wangenheim angehörten (DANIEL GERTH, S. 89-116, besonders S. 98-103). Diese drei Personen waren neben Johann Friedrich auch die mit Abstand wichtigsten Korrespondenzpartner von Myconius (S. 371, 373 f., 375).

Im abschließenden Abschnitt zur Erinnerungskultur zeichnet ERNST KOCH (S. 261-291) das Wachstum der besonders mit Gotha verbundenen Myconius-Memoria, beginnend mit der Leichenpredigt auf den 1546 Verstorbenen über den ersten Höhepunkt seiner literarischen Stilisierung zwischen dessen 50. Todestag und dem ersten Reformationsjubiläum 1617, die erste Phase einer historischen Beschäftigung mit seiner Person um 1700 bis zu den Myconius-Biografien des 19. Jahrhunderts. SASCHA SALATOWSKY (S. 245-259) widmet sich dem kurz vor seinem Tode in einem Brief an Paul Eber aufgezeichneten Traum, den Myconius am ersten Abend nach seinem Eintritt in den Annaberger Franziskanerkonvent erlebt haben will, und der für den auf sein Leben Zurückblickenden zum Interpretament seiner ganzen Existenz wurde. Salatowsky versucht, den Text in den zeitgenössischen Umgang mit Träumen einzuordnen und vor allem seiner wirkmächtigen Rezeption nachzuspüren. Die biografische Einbindung dieses höchst problematischen Ego-Dokuments wird nicht diskutiert – dafür muss man zu den Überlegungen von Petra Weigel zurückblättern, die sicher zu Recht vermutet, dass es sich um „eine autobiographische Selbstversicherung [handelte], durch die Myconius seinen Lebensweg dem Luthers immer mehr anglich“ (S. 44). HARALD BOLLBUCK (S. 225-244) stellt schließlich die Genese, die Quellen und den Inhalt der von Myconius in seinen letzten Lebensjahren geschriebenen „Chronica“ dar, die zuerst von Ernst Salomon Cyprian 1715 gedruckt wurde und mit dem von Otto Clemen 1914 als „Geschichte der Reformation“ herausgegebenen Volksbuch eine breite Leserschaft fand.

Der Band liefert reichlich Baumaterial zur Weiterarbeit, macht diese aber keineswegs überflüssig. In jedem Fall lassen Forschungen, die Myconius in erster Linie als

‚Schüler‘, ‚Freund‘ oder ‚Mitarbeiter‘ Luthers wahrnehmen, wenig Innovation erwarten. Fruchtbarer ist hingegen eine Sicht, die Myconius als leitenden ‚Funktionär‘ der ‚ersten Stunde‘ versteht, der im engen Einvernehmen mit den Fürsten und besonders mit Johann Friedrich die neuen kirchlichen Strukturen in Thüringen zu entwickeln half. In diesem Zusammenhang bleiben noch einige Detailfragen zu klären. Eine dieser Fragen, auf die in dem Tagungsband merkwürdigerweise nur an einer Stelle (S. 261) Bezug genommen wurde, soll zumindest abschließend benannt werden: In seiner „Chronica“ reiht Myconius sich in die von Gott wider den Antichristen erweckten Helden ein und zählt in einer an die paulinische Diktion aus 2. Kor 11, 16–33 erinnernden Weise seine ‚Heldentaten‘ auf, darunter zuerst, dass er im Bauernaufstand 1525 den Ichtershäuser Bauernhaufen *mit einer Oration [...] beredet und zertrennet* habe (Ausgabe Clemen 1914, S. 46). Für diese Behauptung scheint es aber keinen weiteren Beleg zu geben und sie erscheint auch historisch wenig plausibel zu sein. Nicht nur an dieser Stelle sollte man künftig bei Ego-Zeugnissen von Myconius Vorsicht walten lassen und sie auch als Zeugnisse einer späteren Selbsteutung begreifen.

Berlin

Hartmut Kühne

MARTINA SCHATTKOWSKY (Hg.), Frauen und Reformation. Handlungsfelder – Rollenmuster – Engagement (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 55), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016. – 354 S. mit zahlr. farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-927-5, Preis: 66,00 €).

Bereits 2016 erschien im Rahmen der Lutherdekade der Sammelband „Frauen und Reformation. Handlungsfelder – Rollenmuster – Engagement“ als Ergebnis der am 10. und 11. Oktober 2013 auf Schloss Rochlitz durchgeführten Tagung zur Vorbereitung der Sonderausstellung „eine STARKE FRAUENgeschichte – 500 Jahre Reformation“. Anlässlich des Jubiläums nimmt der Band die vieldiskutierte Frage nach weiblichen Handlungsspielräumen während der Reformation erneut in den Blick und widmet sich besonders dem „Engagement von Frauen für oder auch gegen die Reformation“ (S. 7). Dazu vereint der Band drei einführende Aufsätze, denen sich zwölf Beiträge in drei Sektionen anschließen.

Einleitend liefert der Beitrag von MARTINA SCHATTKOWSKY (S. 9–20) einen Forschungsüberblick, unter anderem mit Fokus auf die Themen ‚Fürstinnen als Reformatorinnen‘, ‚Frauen in der Medienwelt der Reformation‘ sowie ‚lutherisches Eheideal‘. Dabei konstatiert sie, dass sich gerade in der Frühphase der Reformation neue Handlungsspielräume für Frauen ergeben hätten, indem diese nicht nur eine eigene Meinung in Sachen Religion entwickelten, sondern sich auch für diese einsetzen konnten. Der sich anschließende Beitrag von UTE GAUSE (S. 21–37) behandelt die geschlechtergerechte Erforschung der Reformation, wie sie bereits seit Anfang der 1990er-Jahre unter anderem von Lyndal Roper, Merry E. Wiesner-Hanks und Susan C. Karant-Nunn gefordert und praktiziert wird, in der nicht nur das weibliche Engagement stärker berücksichtigt wird, sondern auch das Konzept der ‚Männlichkeit‘. ANNE CONRAD (S. 39–52) rekapituliert in ihrem Beitrag hingegen noch einmal explizit den bestehenden Konsens über den Einfluss der Reformation auf das weibliche Selbstverständnis und die Rolle der Frau in der Gesellschaft: Mit der Aufwertung der Laien sei auch eine Aufwertung der Frau verbunden gewesen, während die Veränderungen in der Mädchenbildung ambivalent und die veränderten Handlungsspielräume lediger Frauen eher negativ bewertet werden.

Den Auftakt der ersten thematischen Sektion „Protagonistinnen der Reformation“ macht JENS KLINGNER (S. 55-86) mit der Vorstellung des seit 2005 am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) laufenden Editionsprojektes „Fürstinnenkorrespondenzen in der Reformationszeit“. Im Mittelpunkt steht der Briefwechsel Herzogin Elisabeths von Sachsen (1502–1557) – sowohl auf inhaltlicher als auch linguistischer Ebene – als Beispiel für das bisher ungenutzte Potenzial dieser Quellengattung in der Erforschung des Wirkens hochadeliger Frauen. Ebenfalls dem Wirken adeliger Frauen, allerdings speziell nicht ordensgebundener niederadeliger Frauen, widmet sich der Aufsatz MARTIN ARNOLDS (S. 87-109). Ausgehend von der Frage, wie diese ihre Religion lebten und inwiefern es zur Ausbildung einer eigenständigen Position kam, kann Arnold die eingangs von Martina Schattkowsky getätigte Feststellung neuer Handlungsspielräume in Form eigener Meinungen durch die Impulse der Reformation bestätigen. Unter Berücksichtigung der Aspekte „persönliche Glaubenspraxis, Einflussnahme bei Familie und Gesinde sowie Nutzung von Handlungsspielräumen im Bereich von Ehe, Grundherrschaft und Patronat“ (S. 101) sowie Engagement in der Flugschriftenpublizistik konstatiert Arnold, dass niederadelige Frauen eine eigene Glaubenspraxis kultivierten und „[i]m Rahmen der ihnen gesellschaftlich zugewiesenen Handlungsfelder in Haus und Herrschaft [...] den Reformations- und Konfessionalisierungsprozess aktiv“ mitgestalteten (S. 109). Die Rezeption einer ganz speziellen Protagonistin der Reformation behandelt der Beitrag von GABRIELE JANCKE (S. 111-152). Die über Katharina von Bora verfassten biografischen Werke zeigten, dass Geschichtsdiskurse immer auch durch die jeweilige Gegenwart und die konkreten Projekte ihrer Verfasserinnen und Verfasser determiniert seien. Äußerst interessant ist die Erkenntnis, dass zwar Männern die tragende Rolle in allen Bereichen zugesprochen worden sei, es jedoch eine weibliche Figur im Zentrum der Darstellungen gebraucht habe, um die Konzepte für Gesellschaft, Kirche und Haushalt diskutieren zu können. Zum Abschluss der Sektion untersucht FRANZISKA NEUMANN (S. 153-170) anhand von Prozessakten, Chroniken und Suppliken die Beteiligung von Frauen am Bauernkrieg. Die Kategorie ‚Geschlecht‘ sei in den Diskursen der Zeit bewusst instrumentalisiert worden, um einerseits die Aufstandsbewegung zu diskreditieren sowie andererseits sittliches und unsittliches Verhalten zu kennzeichnen. Wünschenswert wäre gewesen, die Autorin hätte diesem Aspekt und der am Schluss gestellten Frage, ob eine Geschichte des Bauernkrieges ohne die Kategorie ‚Geschlecht‘ geschrieben werden könne, mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Denn der in Abgrenzung dazu diskutierte frauengeschichtliche Ansatz wurde – wie die Autorin selbst anmerkt – bereits von Claudia Ulbrich aufgrund der in den Quellen vielfach entstellten Schilderungen weiblicher Beteiligung als wenig zielführend eingestuft (C. ULBRICH, *Unartige Weiber. Präsenz und Renitenz von Frauen im frühneuzeitlichen Deutschland*, in: R. v. Dülmen (Hg.), *Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn*, Frankfurt/Main 1990, S. 13-42).

Die zweite Sektion „Lebenswelten und Rollenbilder“ leitet BENJAMIN MÜSEGADES (S. 173-195) mit seinen Überlegungen zu Fürstinnenbibliotheken am Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation ein. So zeige sich, dass die Bibliotheksbestände eine konfessionelle Zuordnung der Fürstinnen erlauben. Die für das weibliche Engagement eigentlich spannendere Frage, ob die Bibliothek tatsächlich genutzt und sich Wissen angeeignet wurde, könne mangels Quellen und Lesespuren nicht eindeutig beantwortet werden. Stattdessen verweist Müsegades darauf, dass Bücher von den Fürstinnen auch als symbolische Kommunikationsmittel genutzt worden und Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Stellung gewesen seien. Der folgende Beitrag von DOROTHEE KOMMER (S. 197-208) betrachtet nicht die Rezeption, sondern die Produktion von Wissen und fragt nach der Motivation für das publizistische Engagement der Flugschriftenautorinnen. Die Erkenntnis, dass „persönliche Betroffenheit“ (S. 206) bei allen Verfas-

serinnen ausschlaggebend gewesen sei, ist wenig überraschend und wenig befriedigend. Interessanter ist hingegen ihre Beobachtung, dass der persönliche Konflikt der Autorin immer exemplarisch genutzt worden sei, um eine breite Öffentlichkeit „für die reformatorische Sache zu gewinnen“ (S. 208). Ebenfalls dem publizistischen Wirken, jedoch fokussiert auf die Flugschriften Argula von Grumbachs und Caritas Pirckheimers, geht SARINA JAEGER (S. 209-234) nach. Trotz eklatanter Unterschiede in der literarischen Qualität der Flugschriften und im Temperament der beiden Frauen zeige sich, dass „sie sich doch in ihrer Glaubensfestigkeit und ihrem konsequenten Festhalten an ihren Grundsätzen“ (S. 234) ähnelten. Am Ende der Sektion widmet sich STEFAN DORNHEIM (S. 235-252) dem Pfarrhaus als neu entstandener weiblicher Lebenswelt mit der vielversprechenden Erkenntnis, dass den Pfarrfrauen vor allem durch ihre gesellschaftliche Vernetzung ein großer Einfluss im reformatorischen Wirken zugekommen sei. Gewinnbringend erscheint daher seine Forderung, „zukünftig nicht allein nach publizistischen und theoretischen Wirkungsfeldern, sondern auch nach dem Einfluss praktischen Handelns“ (S. 251) zu fragen und dabei vor allem die informellen weiblichen Netzwerke und Kommunikationswege in den Blick zu nehmen.

Mit „Handlungsspielräume: Nonne vs. Ehefrau?“ nimmt die dritte Sektion ein Kernthema der reformationsgeschichtlichen Forschung in den Blick. Den Anfang macht RALF FRASSEK (S. 255-270), dessen Untersuchung des evangelischen Eherechts im 16. Jahrhundert das Bild eines rationalen und geschlechterneutralen Rechts zeichnet, welches den Frauen einen größeren Freiraum ermöglicht habe. Mit ihrer kunsthistorischen Untersuchung zeigt ANKE FRÖHLICH-SCHAUSEIL (S. 271-286) den Einfluss reformatorischer Lehren auf die Caritas-Darstellungen bei Lucas Cranach dem Älteren, dessen Bildformel die neuen Ideale ‚Ehe‘, ‚innerfamiliäre Zuneigung und Fürsorge‘ sowie ‚Nächstenliebe‘ als Folge des rechten Glaubens vereine. Einem bisher wenig beachteten Aspekt – der Klosterflucht in der Reformationszeit – widmet sich SABINE ZINSMEYER (S. 287-302). Sie konstatiert, dass dieser Flucht in der Regel Konflikte zwischen altgläubigen und der neuen Lehre zugeneigten Schwestern eines gespaltenen Konventes vorausgegangen seien, die ein weiteres Zusammenleben unmöglich haben erscheinen lassen. Mit der Einführung der Reformation im entsprechenden Territorium könnten Veränderungen beobachtet werden: Die Austritte seien stärker gesteuert worden, hätten überwiegend in einer Eheschließung gemündet und auch das finanzielle Risiko habe sich mithilfe von obrigkeitlichen Abfindungszahlungen vermindert. Der Frage, ob eine solche Klosterflucht speziell den Nonnen fürstlicher Herkunft neue Handlungsfelder eröffnete, geht JASMIN IRMGARD HOVEN-HACKER (S. 303-340) nach. Die Autorin arbeitet heraus, dass in diesen Fällen dem Rückhalt der Herkunftsfamilie in Form von finanzieller Versorgung, Schutz und Heiratsvermittlung eine große Bedeutung zugekommen sei. Daraus entsteht die Schlussfolgerung, dass diese enge Einbindung in die Familie keine erweiterten Handlungsspielräume in religiös-konfessioneller Hinsicht zugelassen habe. Beschlossen wird der Sammelband durch ein Abkürzungsverzeichnis (S. 341), ein umfangreiches Orts- und Personenregister (S. 343-351) sowie ein kurzes Autorenverzeichnis (S. 353 f.).

Das Verdienst des Werkes ist, das Thema ‚Frauen und Reformation‘ wieder aufgegriffen sowie ältere Forschungsergebnisse zu weiblicher Aktivität und Beteiligung an Aktivitäten für und gegen die Reformation bestätigt zu haben. Hervorzuheben ist auch, dass ein Ausblick auf neue Fragestellungen und auf von der geschlechtergeschichtlichen Reformationsgeschichtsforschung bisher wenig beachtete Quellenbestände, wie beispielsweise Fürstinnenkorrespondenzen und -bibliotheken, eröffnet wird. Damit liefert der Sammelband vor allem einen Ausblick in die zukünftige Gestaltung des Forschungsfeldes.

Osnabrück

Julia Fesca

WERNER GREILING/ARMIN KOHNLE/UWE SCHIRMER (Hg.), Negative Implikationen der Reformation? Gesellschaftliche Transformationsprozesse 1470–1620 (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation, Bd. 4), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2015. – 438 S., 27 s/w und 7 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-412-50153-2, Preis: 55,00 €).

Der 2015 erschienene Sammelband gehört als Band 4 der „Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation“ in den Kontext eines reformationsgeschichtlichen Projekts der Historischen Kommission für Thüringen aus der Reformationsdekade. Er greift dabei eine Fragestellung auf, zu deren Bearbeitung die Landesynode der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland 2011 angeregt hatte. Die Erforschung „negativer Implikationen“ der Reformation erscheint auf den ersten Blick interessant, ja provokant, erweist sich aber auf den zweiten Blick doch als konzeptionell problematisch. Denn das Programm setzt scheinbar vorgefasste Wertsetzungen von „negativ“ und „positiv“ voraus und begibt sich damit in einen eigentlich außerwissenschaftlichen Diskurszusammenhang. Das äußerst knappe Vorwort (S. 7-9) – eine Einleitung oder Zusammenfassung gibt es leider nicht – diskutiert diese Problematik nicht, sondern verschiebt die Fragestellung hin zu einem wissenschaftlich nun durchaus operablen sozialgeschichtlichen Konzept. Danach gehe es, wie es auch der Untertitel des Buches anzeigt, jenseits möglicher negativer beziehungsweise positiver Implikationen der Reformation vor allem um bestimmte Aspekte gesellschaftlicher Transformationsprozesse vornehmlich des 16. Jahrhunderts, die daraufhin untersucht werden sollen, inwiefern sie bereits vor der Reformation vorhanden waren, von ihr beeinflusst (verstärkt oder abgeschwächt) wurden oder ob sie erst im 16. Jahrhundert an Bedeutung gewannen und dabei, was dann wiederum im Einzelnen zu klären ist, stärker oder schwächer durch mit der Reformation in Zusammenhang stehende Entwicklungen beeinflusst waren.

Die Autorinnen und Autoren der 17 Beiträge lassen sich durchweg auf die Aufgabenstellung ein, nach solchen „negativen Implikationen“ im Kontext bestimmter Entwicklungen und Sachbereiche zu fragen. „Negativität“ könnte dabei, wie sich zeigt, unter prozessanalytischen Vorzeichen in der Regel ersetzt und konkretisiert werden durch Begriffe wie „Verlust“, „Abbau“, „Bedrohung“, „Krise“, „Verhärtung“, „Herrschaftsunterwerfung“ oder auch „Gewaltandrohung“ und „soziale Disziplinierung“ beziehungsweise „Ausgrenzung“. Die Einbettung von Entwicklungen des 16. Jahrhunderts in längere Zeiträume veranschaulicht JULIA MANDRY (S. 11-27), indem sie unter anderem zeigt, dass weder die soziale Verantwortung für Arme („positive“ Implikation) noch ihre gleichzeitige Stigmatisierung („negative“ Implikation) erst mit der Reformation begonnen hat. Ähnlich das Ergebnis bei JULIA A. SCHMIDT-FUNKE (S. 29-53), wonach „ein eindeutiges Urteil über die Auswirkungen der Reformation auf die Geschlechterordnung“ nicht zu fällen ist (S. 53) – weder in „progressiver“ noch in „reaktionärer“ Richtung. Anhand einer Auswertung von 700 Akten aus der ernestischen Hofkanzlei in Eherechtsangelegenheiten gelangt der Rechtshistoriker RALF FRASSEK (S. 317-330) hingegen zu einer fast euphorischen Einschätzung der durch die Reformation erfolgten Neuerungen: „Die geschlechterneutrale Behandlung der Ehesachen ohne erkennbare Benachteiligung der betroffenen Frauen ist für die Ehegerichte eine Selbstverständlichkeit“ (S. 329).

Drei weitere institutions- und sozialgeschichtlich ausgerichtete Aufsätze befassen sich mit den potenziell belastenden Folgen der Reformation für Mönche und Nonnen (ENNO BÜNZ, S. 81-108), für den Niederadel (CHRISTOPH VOLKMAR, S. 373-400) und für die bäuerlichen Gemeinden (UWE SCHIRMER, S. 163-200). Kaum zu bestreiten sind

die „negativen“ Folgen für das Klosterwesen, da dieses unterging. Aber die Reformation und ihre Anhänger wollten das so, und Bünz entwirft ein breites und prägnantes Panorama dieses Vorgangs im Kernland der Reformation. Volkmar, dessen Monografie zum Thema inzwischen erschienen ist (siehe die Rezension in: NASG 91 (2020), S. 429-431), skizziert die Risiken des Verlustes materieller und sozialer Chancen durch die Reformation für den Niederadel, deutet dann aber an, wie im adeldominierten Erzstift Magdeburg, seinem Hauptuntersuchungsfeld, wichtige Exponenten aus der Ritterschaft aufgrund unterschiedlicher Motive schließlich doch zur treibenden Kraft bei der Durchsetzung der Reformation in diesem Territorium werden konnten. Schirmer arbeitet in einem vielschichtigen Beitrag das In- und Miteinander älterer Entwicklungen (zum Beispiel Anfänge des landesherrlichen Kirchenregiments im Spätmittelalter) und neuer, auch von der Reformation herrührender Anstöße (Wegfall der bischöflichen Sendgerichtsbarkeit, Machtkonzentration bei der Patrimonialgerichtsbarkeit) heraus, was schließlich zu einer umfassenden Disziplinierung und Kontrolle der ländlichen Bevölkerung führte. Doch hätten die fortwährenden Entmündigungstendenzen „mit der lutherischen Reformation im engeren Sinne nicht zu tun“ gehabt (S. 200).

Ein Sonderfall im Rahmen des Bandes ist der Beitrag von GEORG SCHMIDT (S. 201-221), der in Luthers Übersetzung von Kapitel 13 des Römerbriefes „ein verführerisches Angebot“ für den fürstlichen Herrscher zur Unterwerfung der Untertanen unter seine weltliche Obrigkeit sieht. Denn mit diesem Angebot erklärt Schmidt Luther in einer wohl doch verengten Deutung ganz persönlich zum Urheber eindeutig negativer Implikationen der Reformation, deren Wirkung, so Schmidt, bis 1806 noch durch die Mehrebenen-Staatlichkeit des Reiches in Gestalt des Kaisertums und der Reichsgerichte ausgebremst werden konnte, bevor sie dann schließlich im deutsch-nationalen Obrigkeitsstaat doch noch in verhängnisvoller Weise zum Durchbruch kamen – eine Argumentation, die das eigentlich überwunden geglaubte Narrativ einer langen Kontinuität von Luther bis Hitler nun doch wieder zur Geltung bringt. Die Problematik des Unterwerfungsgebots unter die weltliche Obrigkeit, und zwar beim fürstlichen *ius reformandi* auch in religiösen Fragen, analysiert und relativiert zugleich EIKE WOLGAST (S. 223-253) anhand der mehrfachen Konfessionswechsel der pfälzischen Kurfürsten im 16. Jahrhundert. Etwas überraschend wendet Wolgast die Frage nach den für die Untertanen negativen Implikationen am Ende ins Positive, denn jeder obrigkeitliche Konfessionswechsel habe den Einzelnen vor seinem Gewissen zur selbstverantwortlichen Entscheidung über sein persönliches Bekenntnis gezwungen – inklusive der Bereitschaft, aufgrund des herrschenden Konfessionszwangs notfalls auszuwandern.

Drei Aufsätze befassen sich mit bildungsgeschichtlichen Implikationen der Reformation. ROBERT GRAMSCH (S. 55-80) setzt sich mit dem gut bekannten Absturz der Universitätsfrequenzen im Reich während der Schlüsseljahre der Reformation auseinander, die meist als Auslöser für diese Verwerfungen angesehen werden. Stattdessen erwägt Gramsch im Rahmen eines Transfers ökonomischer Konjunkturmodelle auf das Studierverhalten eine Überreaktion als Folge einer vorangegangenen Überhitzung bei der Studierneigung als Erklärung für den Rückgang, was dann nur sehr begrenzt auf die Reformation zurückzuführen wäre – ein Paradigma, das als alleiniges Erklärungsmodell aber sicher nicht ausreicht, zumal die Reformationsjahre zu einer fundamentalen Neuformierung der Universitätslandschaft im Reich führten. Diesem regional übergreifenden Aufsatz steht eine fallbezogene Studie von ANDREAS LINDNER (S. 149-161) zur Frage einer angeblichen „Bildungsfeindlichkeit“ der Reformation zur Seite, die die Konflikte an der Erfurter Universität beleuchtet. Die angebliche „Bildungsfeindschaft“ der Reformation erweist sich bei näherem Zusehen jedoch,

nicht sehr überraschend, als Streit um Macht und Einfluss im Spannungsfeld zwischen evangelisch werdender Stadt und ihren Predigern, den lange noch auf Ausgleich zielenden humanistischen Gelehrten und den letztlich katholischen bleibenden, traditionellen Lehrinhalten verhafteten Erfurter Universitätskollegien. Dass eine Verschärfung der Bücherzensur im reformatorischen mitteldeutschen Raum als negative Implikation der Reformation zu verbuchen sei, wird von dem evangelischen Kirchenhistoriker HANS-PETER HASSE (S. 135-148), obwohl das Phänomen nicht zu leugnen sei, am Ende energisch bestritten. Da es gelte, zeitgemäße Maßstäbe anzulegen, wendet er die evangelische Zensurpolitik ins Positive, da sie der Bekenntnisbindung, dem Korporationsbewusstsein der Theologen und zum Teil auch der Eindämmung der konfessionellen Polemik und mithin der Sicherung des Religionsfriedens gedient habe.

Mit dem schwierigen und ambivalenten Verhältnis Luthers zu den Juden und zur Hexenverfolgung kommen wichtige und schon vielfach diskutierte Aspekte einer verschärften sozialen Diskriminierung im Gefolge der Reformation ins Spiel. Der evangelische Kirchenhistoriker MICHAEL BEYER (S. 109-133) wendet sich gegen eine forcierte Historisierung der judenfeindlichen Luther-Aussagen, wie sie von führenden Historikern der Reformation wie Thomas Kaufmann und Heinz Schilling gefordert wurden, und verweist stattdessen, ohne den Reformator damit abschließend entlasten zu wollen, auf zeitgemäße rhetorische Zwänge, aber auch auf die Unbedingtheit, mit der Luther seine existenziellen theologischen Anliegen unter Nutzung aller zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel durchzusetzen suchte, ergänzt durch den in diesem Zusammenhang etwas fragwürdigen Hinweis, Luther selbst habe seine eigenen Äußerungen keineswegs für überzeitlich überlieferungswürdig gehalten. Dass Luthers zwiespältige Aussagen über Hexen nur eine untergeordnete Rolle für deren Verfolgung spielten, bestätigt anhand weit gestreuter Beispiele KAI LEHMANN (S. 255-282) in einem facettenreichen Beitrag über Entstehungsgrund und Verbreitung des Phänomens seit dem Spätmittelalter.

Auf kirchliche, und zwar hier katholische Entwicklungen im Gefolge der Reformation geht merkwürdigerweise nur ein Aufsatz des katholischen Kirchenhistorikers JOSEF PILVOUSEK (S. 357-371) ein, der einen durchschlagenden Rom-Zentrismus im Gefolge des Konzils von Trient in der Liturgie wie auch in anderen Bereichen in Abrede stellt. Dabei bleibt allerdings offen, inwiefern, ob und durch wen die Romanisierung der katholischen Kirche beziehungsweise überhaupt das Trienter Konzil und seine Ergebnisse einer konfessionellen Abgrenzung als eine „negative Implikation“ der Reformation zu verstehen gewesen wäre, deren Vertreter seit Langem ein allgemeines Konzil gefordert hatten. Der Aufsatz offenbart vielleicht am deutlichsten die Schwäche des Tagungskonzepts, da die Untersuchungsanordnung nicht ausreichend verdeutlicht wurde. Aufschlussreicher ist der am Ende des Bandes stehende durchgehend rezeptionsgeschichtlich angelegte Aufsatz von STEFAN GERBER (S. 401-422) zur Diskussion um das Verständnis der Reformation als Revolution in der politisch-konfessionellen Auseinandersetzung des 19. Jahrhunderts. Der Beitrag veranschaulicht sehr gut, wie wichtig das Verständnis der Reformation im Zeitraum nach 1815 für die Legitimierung wie auch die Delegitimierung aktueller politischer Konzepte des politischen Katholizismus und des Protestantismus in seiner starken konservativen und seiner schwächeren liberalen Variante gewesen ist. Die Frage, wo hier spezielle „negative Implikationen“ der Reformation zu verorten wären, erübrigt sich endgültig angesichts der Relativität der verschiedenen politischen Standpunkte.

Abgerundet wird der Band durch zwei recht umfangreiche Beiträge von ANDREAS TACKE (S. 283-315) zu den Auswirkungen der Reformation auf den Kunstmarkt (mit einem allzu starken Schwerpunkt bei Lucas Cranach d. Ä.) sowie von HAIK THOMAS PORADA (S. 331-355) zu den Folgen der Reformation für die Entwicklung – oder

besser: den Rückgang der niederdeutschen Schriftsprache, der wie die meisten umfassenden kulturgeschichtlichen Phänomene unterschiedliche Ursachen gehabt haben dürfte, die letztlich zusammenwirkten.

Im Ergebnis der meisten Beiträge wird die Reformation von eindeutigen Zuschreibungen, alleiniger oder hauptsächlicher Ausgangspunkt problematischer Entwicklungen gewesen zu sein, meist mehr oder weniger entlastet – die Klischees der Negativität werden also nachvollziehbar dekonstruiert, ohne, jedenfalls in der Mehrzahl der Beiträge, in das Gegenteil umzuschlagen, woraus sich dann doch, trotz der erläuterten Problematik des Konzepts, gewissermaßen mosaikartig ein wesentlicher Erkenntnisgewinn des Buches ergibt. Die vielfach nicht nachvollziehbare Reihung der Beiträge erschwert allerdings die Zusammenschau thematisch verwandter Kontexte und den Vergleich hinsichtlich der jeweils angewendeten Verfahrensweisen. Ohne dass auf breiter Front neue Forschungsergebnisse präsentiert würden, werden zumeist facettenreiche Analysen von Aspekten sozialen Wandels entfaltet. Auch wenn manche Aufsätze räumlich breiter angelegt sind, stehen im Ganzen Verhältnisse in Thüringen und Sachsen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Der Band liefert damit einen substanziellen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Reformation und damit in Verbindung stehenden Phänomenen sozialen Wandels, sondern er fördert auch eine Vielzahl von Belegen aus dem mitteldeutschen Kernraum der Reformation zu Tage.

Dresden

Joachim Schneider

DIETMAR NESS, Schlesisches Pfarrerbuch, Bd. 10: Bildband, hrsg. vom Verein für Schlesische Kirchengeschichte, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2018. – 343 S., geb. (ISBN: 978-3-374-05074-1, Preis: 88,00 €).

DIETMAR NESS, Schlesisches Pfarrerbuch, Bd. 11: Diakonie, Militärseelsorge, Schlesien nach 1945, Brüdergemeine und Altlutheraner, Berichtigungen und Nachträge, Gesamtregister, hrsg. vom Verein für Schlesische Kirchengeschichte, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2018. – 497 S., geb. (ISBN: 978-3-374-05082-6, Preis: 78,00 €).

Mit der Vollendung des Schlesischen Pfarrerbuchs wird ein immenses Desiderat der kirchen- und landesgeschichtlichen Grundlagenforschung behoben. Die hier angezeigten Bände beschließen das elfbändige prosopografische Nachschlagewerk mit einem Gesamtumfang von über 5 000 Seiten. Das Schlesische Pfarrerbuch folgt einer geografischen Gliederung nach Provinzen, Kirchenkreisen und Parochien (Bände 1 bis 9). Es porträtiert in rund 17 000 Biogrammen die gesamte Geistlichkeit der gut 1 450 evangelischen Gemeinden Schlesiens, von der Einführung der Reformation bis zum Zerfall der alten (preußischen) Kirchenordnung im Zuge des Übergangs an Polen. Dies alles zusammengetragen, geordnet und zur Druckreife geführt zu haben ist vor allem das Verdienst des emeritierten Pfarrers Dietmar Neß, dem für diese wissenschaftliche Kärnerarbeit großer Respekt und Anerkennung gebührt.

Als zentraleuropäische „Brückenlandschaft“ (Ludwig Petry) verbindet Schlesien mehrere Geschichts- und Kulturräume miteinander. Mithin darf „der Neß“ fortan als ein unverzichtbares Standardwerk für eine Vielzahl historischer Teildisziplinen betrachtet werden. Namentlich aus sächsischer Perspektive ist die schlesische Geschichte nicht allein benachbarte Landesgeschichte, sondern an vielen Stellen auch ‚Histoire croisée‘. Im Fall der sogenannten schlesischen Oberlausitz (Bd. 9) liegt die Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte beider Territorien am offensichtlichsten auf der

Hand. Ein Blick in das nun vorliegende Register der außerschlesischen Geburts- und Dienstorte schlesischer Geistlicher vermittelt einen noch viel umfassenderen Eindruck der jahrhundertlangen sächsisch-schlesischen Verbindungen.

Mit Band 10 des Schlesischen Pfarrerbuchs, einem reinen Bildband mit über tausend Porträts schlesischer Pfarrerinnen und Pfarrer des 16. bis 20. Jahrhunderts, beschreitet Neß gewissermaßen Neuland in der presbyterologischen Literatur. Es dürfte sich hierbei um eine der umfangreichsten Zusammenstellungen von Pfarrerbildnissen handeln, die je publiziert wurden. Für Fachleute hält dieses Album, das insbesondere aus der Sammlung des Bearbeiters schöpft, manch interessante Entdeckung bereit. Andere Betrachter mögen sich von der beeindruckenden Menge der Porträts zu formalen und ikonografischen Vergleichen der Repräsentation und Selbstdarstellung evangelischer Pastoren im Verlauf von fünf Jahrhunderten angeregt fühlen. In gewissem Sinne knüpft der Bearbeiter hierbei an ältere landeskirchliche Traditionen der systematischen Sammlung von Pastorenbildern an. Zweck und Absicht dieses Bandes bleiben dennoch vage, zumal es sich – das räumt Neß einleitend selbst ein – weder um eine repräsentative Auswahl noch um qualitativ oder künstlerisch besonders herausragende Abbildungen handelt. In der Mehrzahl sind es einfache Schwarz-Weiß-Reproduktionen, augenscheinlich auch nicht immer vom Original angefertigt. Tatsächlich stechen unter den über tausend guten Bildern einige wenige durch eine besonders schlechte Qualität hervor (starke Rasterung, Unschärfe, unpassender Kontrast, Blitzlichtreflexion und Ähnliches). Schon die erste Abbildung, das Epitaph des Breslauer Theologen und Reformators Johann Heß, ist so grob gerastert, dass weder Malerei noch Inschrift genauer zu erkennen sind. Andere Abbildungen sind weitgehend oder vollständig schraffiert und damit unbrauchbar (zum Beispiel F 05, 36, 81, 97, 246, 330, 752, 786, 790, 818).

Dieses Ärgernis ist ganz gewiss nicht dem Bearbeiter anzulasten, sondern lässt einmal mehr an der Qualität der verlegerischen Betreuung des Gesamtprojekts zweifeln. So weisen die hier besprochenen Bücher ein ähnliches Aufkommen typografischer Fehler und Unaufmerksamkeiten auf wie die vorhergehenden Bände des Schlesischen Pfarrerbuchs (siehe meine Besprechung von Band 9 in: NASG 88 (2017), S. 341-344). Manches davon mag erster Linie Bibliophile und „Ästheten“ stören (uneinheitliche Schriftgrößen, Wechsel von zwei- auf dreispaltiges Layout, unschöne Wortzwischenräume und Ähnliches). Anderes wiederum ist auch orthografisch falsch. Einem aufmerksamen Lektorat hätte in jedem Fall auffallen müssen, dass in Band 10 zehn Seiten mit rund 40 Abbildungen (S. 328-366) doppelt gedruckt wurden. Wenn Autoren heutzutage nicht nur als geistige Urheber, sondern zugleich als Setzer, Lektoren und Layouter ihrer Bücher zu fungieren haben, wird man fragen müssen, wofür es eigentlich noch Verlage braucht.

Band 11 wird auf dem Buchumschlag lediglich als Registerband ausgewiesen, ist aber mehr als das. Der Herausgeber liefert hier zunächst eine Zusammenstellung der Geistlichen der großen diakonischen Anstalten (S. 9-50), der Militärgemeinden (S. 51-90), der deutschen Gemeinden nach 1945 (S. 91-98), „Sonstige Namen/Pfarrvikare“ (S. 99-108), der Gemeinden der Brüdergemeine (S. 109-126) sowie der altlutherischen Kirchen Schlesiens (S. 127-142). Leider weicht das Pfarrerbuch in den letzten beiden Abschnitten von der gewohnten Gründlichkeit ab: die Prediger der Herrnhuter sowie der Altlutheraner werden nicht mehr in detaillierten Biogrammen porträtiert, sondern lediglich in kurzgefassten Listen aufgezählt. Die altlutherischen Gemeinden (heute Selbstständige Evangelisch-Lutherische Kirche) in Klitten (St. Johannes) und Weigersdorf (St. Trinitatis) wurden vom Bearbeiter leider völlig übersehen.

Auf eine Reihe Berichtigungen und Nachträge zu den Bänden 1 bis 9 (S. 143-166) folgen fünf umfangreiche Register: I. Kirch- und Pfarrorte (S. 167-210), II. Pfarrer und

Pfarrerinnen (S. 211-430), III. Pfarrfrauen (S. 431-462), IV. Außerschlesische Geburts- und Dienstorte bis 1945/46 (S. 463-487), V. Außerschlesische Dienstorte nach 1945/46 (S. 489-497). Sie erschließen dem Nutzer das Schlesische Pfarrerbuch erst richtig und runden es in seiner Funktion als Nachschlagewerk ab. Der Forschung hat Dietmar Neß mit diesem gründlich aus den Quellen gearbeiteten Mammutwerk einen unermesslichen Dienst erwiesen.

Bautzen

Friedrich Pollack

Kunst- und Kulturgeschichte

URSULA MENDE, Gusswerke. Beiträge zur Bronzekunst des Mittelalters, hrsg. von Michael Brandt/Claudia Höhl/Lothar Lambacher, Schnell & Steiner, Regensburg 2020. – 608 S., 320 s/w u. 416 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-7954-3330-7, Preis: 69,00 €).

Die 1938 in Berlin geborene Ursula Mende genießt unbestritten die höchste Autorität auf dem Feld der mittelalterlichen Bronzekunst. Unter diesen Begriff subsumiert man Werke, die zum einen aus metallischen Legierungen bestehen und deshalb als bronzen bezeichnet werden und zum anderen gegossen worden sind; meist diente dafür das Wachsausschmelzverfahren beziehungsweise Verfahren der verlorenen Form. Mendes Renommee gründet sich nicht zuletzt auf zwei Monografien aus den frühen 1980er-Jahren: Ihre Zusammenstellung der abendländischen Bronzetüren des frühen und hohen Mittelalters erschloss ein zentrales Gebiet der Monumentalskulptur und widmete sich einer künstlerisch wie handwerklich anspruchsvollen Aufgabe der Gusswerkstätten, die gleichen Rang wie die Nachfolger aus dem Florenz des 14. Jahrhunderts und aus der italienischen Frührenaissance beanspruchen dürfen. Das Buch ist bis heute unübertroffen geblieben und bildet aufgrund seines vergleichenden Ansatzes, der die überlieferten Beispiele erstmals vollzählig erfasste, selbst dort eine immer noch unentbehrliche Grundlage, wo einzelne Türen seither erneut untersucht worden sind (U. MENDE, Die Bronzetüren des Mittelalters 800–1200, München 1983, 2. Auflage 1994). Bereits zwei Jahre zuvor hatte die Verfasserin für den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft das 212 Einträge umfassende Corpus der mittelalterlichen Türzieher bearbeitet (DIES., Die Türzieher des Mittelalters, Berlin 1981). Der Begriff zielt auf die Funktion der Türbeschläge und wird kunsthistorisch traditionell für im Relief gegossene, stark stilisierte Tierköpfe verwendet, in deren Maul ein beweglicher Ring hängt. Mende wird nicht müde zu betonen, dass die mittelalterlichen Türzieher über den praktischen Nutzen hinaus apotropäische Funktion besaßen und „ein Bildsymbol innerhalb der christlichen Heilsbotschaft der Kirchentür“ sind (so im vorliegenden Band, S. 331). Beruflich wirkte die Verfasserin in Nürnberg als Bibliothekarin am Germanischen Nationalmuseum (1976–2003). Den Bestand an gegossenen Bronzewerken ihrer Wirkungsstätte erschloss sie vor knapp zehn Jahren durch einen vielgelobten Bestandskatalog (DIES., Die mittelalterlichen Bronzen im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg 2013). Ihr Studium der Kunstgeschichte hatte sie 1956 übrigens in Leipzig bei Heinz Ladendorf und Johannes Jahn begonnen, wechselte aber schon 1958 nach Erlangen und wurde vom Erstgenannten 1965 an der Universität zu Köln promoviert. In ihrer Dissertation untersuchte Mende das Bild, das illustrierte Reiseberichte und Flugblätter sowie Landkarten und Weltbeschreibungen aus Deutschland, Holland und Frankreich seit dem 16. Jahrhundert von Russland und Polen gezeichnet hatten (DIES., Westeuropäische Bildzeugnisse zu Rußland und Polen

bis 1700, Bamberg 1968). Die Herausgeber, die den vorliegenden Band auch als Festschrift zu Mendes 80. Geburtstag verstanden wissen wollen, bleiben im Vorwort hinsichtlich des wissenschaftlichen Werdegangs der Jubilarin leider etwas wortkarg (S. 9 f.).

Außer den genannten Monografien veröffentlichte Mende – ausweislich des beigegebenen Schriftenverzeichnisses (S. 585-590) – 65 Aufsätze. Drei Viertel davon weisen Bezüge zur mittelalterlichen Bronzekunst auf. Die überwiegende Zahl dieser Studien versammelt der vorliegende Band. Er enthält insgesamt 37 Aufsätze. Sie wurden thematisch zu sechs Kapiteln gruppiert, von denen fünf einen Umfang von etwa 60 bis 90 Seiten und jeweils drei bis sieben Beiträge aufweisen, während der erste Abschnitt über „Helmarshausen, Hildesheim und Umkreis“ etwa doppelt so umfangreich ausgefallen ist und 12 Beiträge enthält (S. 14-195). Verfasst wurden die Studien in einer Spanne von mehr als 40 Jahren zwischen der Mitte der 1970er-Jahre bis ins Jahr 2018. Mende nimmt zu Beginn eines Aufsatzes stets ein genau betrachtetes Kunstwerk in den Blick. Sie formuliert anschaulich, verwendet ausdrucksstarke Begriffe und argumentiert stringent. Die wohlüberlegte Bildauswahl trägt viel zur Überzeugungskraft der stilgeschichtlichen Einordnungen und Erörterungen bei. Die beiden ältesten Studien des Bandes wurden 1974 veröffentlicht: In einem kurzen Beitrag (S. 266-268) datierte Mende den Türzieher der Pfarrkirche Sankt Ägidius im hessischen Dickschied-Geroldstein (westlich von Bad Schwalbach) ins 11. Jahrhundert und damit in die direkte Nachfolge der Mainzer Bronzetür des Erzbischofs Willigis (reg. 975–1011). Im einschlägigen, acht Jahre später publizierten Dehio-Handbuch wurde der Beschlag übrigens immer noch übersehen (M. BACKES (Bearb.), Georg Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Hessen, 2. Auflage, Berlin/München 1982, S. 153). Angesichts von Knubbelnase und teigiger Physiognomie wirkt der Gesichtsausdruck des Löwenkopfes eher harmlos, wäre da nicht seine extravagante Mähne mit den furchterregend zu Berge stehenden Zotteln. Die andere frühe Studie („Nürnberger Aquamanilien und verwandte Gußarbeiten um 1400“, S. 510-525) weist bereits auf einen weiteren Forschungsschwerpunkt in Mendes Œuvre hin: auf die als Aquamanilien bezeichneten liturgischen Geräte in Form figürlicher Gießgefäße zur Handwaschung des Zelebranten in der Messe. Das wichtigste kunstgeschichtliche Nachschlagewerk, das Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, enthält bis heute keinen entsprechenden Artikel. (Er hätte schon 1937 in den ersten Band gehört; aber dort wird in Spalte 881 der geneigte Leser mit dem erhellenden Hinweis „Aquamanile siehe Gießgefäß“ getröstet.) Mit gutem Recht kann man die einschlägigen Aufsätze im vorliegenden Band als eine Geschichte dieses vielgestaltigen Typus lesen. Bereits 1974 gelang Mende ein Paukenschlag, indem sie spätgotische Aquamanilien, die Löwen mit flammendem Schweif, hundartigem Kopf und gestelzten Vorderbeinen vorstellten, aus der unmittelbaren Zuordnung an den Kreis des Lübecker Gießers Johann Apengeter löste und sie einer um 1400 in Nürnberg tätigen Werkstatt zuwies. Um das besonders reizvolle Stück aus dem Bayerischen Nationalmuseum in München (Inv. Nr. MA 2494; S. 510, Abb. 1) gruppierte sie zehn weitere Löwen- sowie einige Pferde- und Hunde-Aquamanilien und schuf damit die Grundlage für das Bild eines vielfältigen städtischen Gusshandwerks, zu dem ebenfalls „eine zweite, zeitlich parallellaufende Nürnberger Werkstatt“ gehörte (S. 520). Im Jahr 2006 hat die Verfasserin ihre Ergebnisse zu den Nürnberger Gusswerkstätten, die – worauf weiter unten zurückzukommen sein wird – ebenfalls für Sachsen gearbeitet haben, noch einmal zusammengefasst (S. 526-541).

Die beiden jüngsten Beiträge der Aufsatzsammlung stammen aus dem Jahr 2018 und zeigen einmal mehr Mendes bewundernswerte Fähigkeit sowohl zum großräumigen Überblick, wenn sie über die Löwenköpfe in Türziehern und Aquamanilien aus Westfalen handelt (S. 344-369), als auch zur Würdigung einer herausragenden Trou-

vaille wie des qualitätvollen und von ihr aus dem stilgeschichtlichen „Abseits“ geholten Türziehers für den hochmittelalterlichen Vorgängerbau der heutigen Klosterkirche in Bad Doberan (S. 310-319). Der Löwenkopf dieser Bronze aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts stimmt in wesentlichen stilistischen Einzelheiten mit dem Aquamanile überein, das als Bodenfund aus Nordschleswig heute im Landesmuseum Schleswig auf Schloss Gottorf verwahrt wird (Inv. Nr. 1935-744). Dadurch lässt sich der Doberaner Türzieher nunmehr einer Werkstatt im niedersächsischen Harzvorland zuweisen. Zwei Jahre zuvor hat die Verfasserin sich einer ikonografisch außergewöhnlichen Gruppe von spätromanischen Drachen- und weiteren Tieraquamanilien zugewandt, deren ziselierte Ornamentik in flächiger Musterung islamischen Einfluss verrät (S. 370-395). Ausgangspunkt war in diesem Fall ein ursprünglich aus Mailänder Privatbesitz stammendes, später dann zur Sammlung Thyssen gehöriges Stück, das 1948 der Schweizer Kaufmann, Kunstsammler und Mäzen Oskar Reinhart (1885–1965) für seine exquisite Privatsammlung in Winterthur erwarb (heute Museum „Am Römerholz“, Inv. Nr. 1948.1; S. 370-374, Abb. 1-5). Domestiziert wird die Bestie von einem auf dem Rücken grazil aufsitzenden Jüngling, dessen etwas zierlich geratener Körper als Gefäßgriff dient und der mit einer Hand nach dem Ohr des Tiers greift. Den Zweifel an der Echtheit des Stücks, den Rudolf Berliner 1931 ob der etwas obskuren italienischen Provenienz erhoben hatte, scheint Mende nunmehr vollständig ausgeräumt zu haben.

Einen weiteren Schwerpunkt unter den von der Verfasserin untersuchten Gusswerken bilden die bronzenen Altarleuchter. Für Sachsen wichtig ist der Beitrag über eine Gruppe von metallenen Leuchterfüßen aus dem 12. Jahrhundert. Denn Ausgangspunkt dieser Studie ist ein Grabungsfund von Herbert Küas aus der Leipziger Thomaskirche („Addenda zum Leipziger ‚Thomas-Leuchter‘“, S. 134-155 mit Abb. 1). Den weit verbreiteten romanischen Leuchtertypus kennzeichnen die auffälligen Drachenfiguren, über deren Köpfen sich ein Blattwedel einrollt. Sie sind unterhalb der Traufschale jeweils zwischen dem Nodus und den drei schräg abgespreizten Klauenfüßen angeordnet. Innerhalb dieser Gruppe, deren Vorbilder aus der Werkstatt des Roger von Helmarshausen stammen, stellte Mende starke Variationen des Motivs und die Tendenz zur kraftvolleren Binnenzeichnung bei reduzierter Plastizität fest. Im Gegensatz zu den Prachtleuchtern waren die schlichteren Exemplare offensichtlich nicht auf paarweise Verbreitung angelegt. Das gilt ebenfalls von dem Leipziger Leuchterfuß aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Er besteht aus zwei gegossenen Teilen und ist in der Form vereinfacht. Außerdem sind bei ihm die Proportionen abgewandelt. Tierkörper und Ornament werden durch Kerbungen verdeutlicht. In den gelängten Fußspitzen klingt das Vorbild eines Hildesheimer Stücks an. Die schlüssige Argumentation wird durch eine Verbreitungskarte, die tabellarische Übersicht über die ermittelten Legierungen sowie einen mehr als 30 Nummern verzeichnenden Katalog der erhaltenen und nachgegossenen Leuchterfüße ergänzt (S. 150-153). Das Augenmerk einer weiteren Studie gilt besonders apart gebildeten Leuchtern, als deren Füße kleinformatige Elefantenfigürchen dienen, die auf ihren Rücken Architekturformen und den Dorn für die Kerze tragen (S. 206-223). Eigene Aufsätze sind einem „Klemmfederleuchter“ (S. 576-581), Weihwasserkesseln (S. 184-195) und Mörsern (S. 562-575) gewidmet; untersucht werden ferner Grapen, Rauchfässchen, Reliquiare und Scheibekreuze. Hier nur kurz erwähnt werden können die Studien zu Großplastiken wie dem Löwen, den der Welfe und bayerisch-sächsische Herzog Heinrich († 1195) in Braunschweig im Hof seiner Residenz aufstellen ließ (S. 82-95, 444-463), dem über 170 Zentimeter hohen Osterleuchter von Parc (S. 96-103), den Mende in die Mitte des 12. statt an den Beginn des 13. Jahrhunderts datiert, dem Goslarer Marktbrunnen mit dem gekrönten Adler, der keineswegs so einheitlich ist, wie es den Anschein hat (S. 464-507),

sowie dem Nürnberger „Brunnenhansel“ aus dem späten 14. Jahrhundert (S. 542-561). Auch die Bronzetüren kommen nicht zu kurz; mehrfach wird die Tür in Novgorod erwähnt, die in Magdeburg gegossen wurde, und ein Aufsatz widmet sich der Mainzer Willigis-Tür (S. 426-443).

Nicht selten musste die Autorin, wenn sie ein Gusswerk in den Blick nahm, feststellen, dass dieses bisher von der Forschung vernachlässigt worden sei. Entsprechende Formulierungen finden sich vielfach bereits auf der ersten Druckseite eines Aufsatzes: „bisher wenig beachtet“ (S. 199, 335, 345), „bisher nahezu“ beziehungsweise „weitgehend unbeachtet geblieben“ (S. 267, 105), „bisher kaum bekannt“ (S. 185, 321), „nahezu unbekannt“ (S. 121), „hat bisher wenig Beachtung gefunden“ (S. 97), „ein Bildwerk, dem bisher wenig Aufmerksamkeit zuteil wurde“ (S. 311), eine „allgemein wenig bekannte und beachtete Werkgruppe“ (S. 283). Ein Aufsatztitel lautet sogar: „Ein unbekanntes Leuchterpaar im Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum Trier“ (S. 72-81). Dabei wies Mende wiederholt nach, wie methodisch sinnvoll die Berücksichtigung kleinformatiger Gusswerke für die Beschäftigung mit den monumentalen Großbronzen ist. Deren kontinuierliche Stilentwicklung ist nämlich ein bleibendes Problem der kunstgeschichtlichen Forschung. Deutlich wird dies unter anderem in Hildesheim, unbestritten einem Zentrum der Geschichte und Kunst im hochmittelalterlichen Herzogtum Sachsen. Dort sind einerseits aus dem ersten Viertel des 11. Jahrhunderts die beiden herausragenden figürlichen Bronzewerke Bischof Bernwards (reg. 993–1022) erhalten geblieben: die zweiflügelige Tür, die er 1015 am Westportal der Kathedrale aufhängen ließ, und die Säule für die von ihm gegründete Benediktinerklosterkirche Sankt Michael. Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen andererseits im Dom das erzählfreudige Taufbecken und das sorgsam gefiederte Adlerpult. Doch zwischen den Monumenten des 11. und des 13. Jahrhunderts klafft eine erhebliche Lücke, die Mende in zwei anregenden Aufsätzen von 1997 („Der Leuchter von Elsenfeld und sein Umkreis“, S. 104-120) und 2001 („Romanische Bronzen“, S. 156-169) durch den Verweis auf Kleinbronzen des 12. Jahrhunderts zu schließen sich bemüht hat. Ebenso erhellend ist der Vergleich der bronzenen Grabplatten für die beiden in Magdeburg im 12. Jahrhundert regierenden Erzbischöfe Friedrich von Wettin (reg. 1142–1152) und Wichmann (reg. 1152–1192). Zu Recht stellte Mende fest: „Eine kontinuierliche Werkstattentwicklung von einem zum anderen Grabmal lässt sich nicht aufzeigen, wir kennen keine Zwischenstufen“ (S. 225). Indem sie an das ältere Grabmal weitere Kleinbronzen anschließen und die Stellung der Novgoroder Tür im Magdeburger Werkstattzusammenhang näher bestimmen konnte („Kleinbronzen im Umkreis der Magdeburger Gußwerkstatt“, S. 224-243), wurde die Sonderstellung der jüngeren Grabplatte „als subtil modelliertes, in Erz umgesetztes monumentales Bildwerk“ (S. 88) überhaupt erst deutlich.

Die Herausgeber haben den vorliegenden Nachdruck der Aufsätze sehr umsichtig und mit größter Sorgfalt eingerichtet. Über die Einzelheiten geben die „Hinweise zur Edition“ Auskunft (S. 13). Die Seiten der Vorlagen sind dezent am Rand ausgerückt worden – ein vorbildlicher Service. Außerdem wurden die Abbildungsfolgen unverändert aus den Erstdrucken übernommen. Die dadurch gelegentlich bedingte Doppelung von Abbildungen wird der Leser gerne in Kauf nehmen, weil er sich ohne lästiges Blättern ganz auf die Argumentation der Verfasserin konzentrieren kann. Darüber hinaus scheinen manche Aufnahmen offenbar eigens für den Band neu angefertigt worden zu sein und werden erstmals farbig wiedergegeben. Optisch besonders ansprechend ist die Entscheidung, jeden Beitrag mit der ganzseitigen Farbabbildung eines Gusswerks einzuleiten, meist des von Mende als Ausgangsstück ihrer Untersuchung gewählten Objekts. Unverständlich bleibt allerdings, warum die Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis diese vorangestellten ersten Abbildungen nicht berücksichtigen

und stattdessen immer auf den Textbeginn verweisen (S. 5-7). Das Register der „erwähnten Werke nach ihren Standorten“ ist zuverlässig; es verzeichnet die aktuellen Bezeichnungen und Inventarnummern der aufbewahrenden Institutionen und zählt sogar die Erwähnungen in den Anmerkungen auf (S. 591-602). Kleinere Versehen aus den Vorlagen wurden in den Texten stillschweigend korrigiert; so sind zum Beispiel auf S. 139 die ursprünglich fehlenden Bildlegenden zu den Abbildungen 10 und 11 ergänzt worden. Stehengeblieben ist so gut wie nichts: S. 392 f. versteht man in Anmerkung 2 den zweimaligen Rückverweis auf eben diese Anmerkung nicht recht; S. 411, Anm. 14 ist „Suger von Saint-Denis“ (statt Sugar) zu lesen.

Zwei Desiderate sind abschließend anzumerken: Erstens ist aus Sicht der Sächsischen Landesgeschichte mehr als misslich, dass Mendes Beitrag zur Festschrift für Rainer Kahnsitz ausgelassen worden ist. Denn darin hat die Verfasserin unter anderem die Datierung der Tumba für den Meißner Markgrafen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Streitbaren (1370–1428), im Meißner Dom in die Zeit um 1430 mit neuen Argumenten untermauert. Außerdem lokalisierte sie, dabei an eigene frühere Forschungen anknüpfend, die ausführende Gusswerkstatt vor allem aufgrund der außergewöhnlichen Gestaltung der beiden Löwen zu Füßen der Tumbenfigur nach Nürnberg (U. MENDE, Grabdenkmäler für die Großen des Reichs aus Nürnberger Gusswerkstätten der Vor-Fischer-Zeit, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 70 (2016, publ. 2019), S. 130-168, besonders S. 138-141). Zweitens hätten wenigstens einige der annähernd 140 Exponatbeschreibungen berücksichtigt werden können, die die Verfasserin von 1978 bis 2020 zu insgesamt 18 Ausstellungskatalogen beigesteuert hat. Gerade wo Mende mehrere Objekte en bloc bearbeitet hat, stellte sie häufig den Typus der Kunstwerke anschaulich heraus, indem sie sich auf deren wesentliche Merkmale konzentrierte, oder lieferte souveräne Übersichten zum Forschungsstand. Die in Katalogartikeln bearbeiteten Objekte sind auch im Register leider unberücksichtigt geblieben. Bestätigt sich hier einmal mehr das Vorurteil, dass Ausstellungskataloge bloß Massengräber seien?

Der Verlag hat den Band opulent ausgestattet und in der gewohnten redaktionellen Sorgfalt gestaltet. Den Leser erwartet schon beim Durchblättern ein optischer Genuss höchsten Ranges. Inhaltlich kann er an Mendes Aufsätzen lernen, dass die Grundlage kunsthistorischer Forschung das genaue Betrachten des Objekts ist. Bei der Verfasserin geht man gerne in die Schule des vergleichenden Sehens, das die Kunstgeschichte in ihren besten Leistungen immer ausgezeichnet hat. Reich belehrt durch die in diesem Band versammelten Aufsätze, ist der Autorin größter Respekt für eine Lebensleistung zu zollen, die die Bronzekunst des Mittelalters neu erschlossen hat. Mit Kennerschaft und Überzeugungskraft begeistert Ursula Mende für Bronzegüsse aller Formate und Typen. Das ist ihr großes Verdienst.

Dresden

Christian Schuffels

HENNER VON HESBERG/JÜRGEN KUNOW/THOMAS OTTEN (Hg.), Die Bildmacht des Denkmals. Ikonisierung und Erleben archäologischer Denkmäler im Stadtbild (Archäologisches Gedächtnis der Städte. Schriftenreihe des Arbeitskreises Bodendenkmäler der Fritz Thyssen Stiftung, Bd. 5), Schnell & Steiner, Regensburg 2021. – 221 S., 149 farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-7954-3573-8, Preis: 29,95 €).

2016 fand in Köln ein Kolloquium des Arbeitskreises Bodendenkmäler im Rheinland statt, das den Zusammenhang von Stadtraum, archäologischen Fundstätten und kulturellem Gedächtnis thematisierte. Der vorliegende Band dokumentiert die 14 Beiträge

dieser Veranstaltung und greift damit einen Gegenstand auf, der nicht erst seit den 2019/20 neu aufgeflamten Diskussionen um die Rolle von Denkmalen als Erinnerungsträger und politische Symbole von wachsendem Interesse ist. Bei Bodendenkmalen mag es sich auf den ersten Blick zwar um ‚unverdächtige‘, für den politischen Gegenwartsdiskurs wenig signifikante Gegenstände handeln, doch spiegelt der Umgang mit ihnen zentrale Aspekte von Erinnerung und Geschichtspolitik wider.

Die Beiträge decken eine große Bandbreite von ‚bildmächtigen‘ Denkmalen, Inszenierungspraktiken und Formen des Denkmalgebrauchs ab, von städtebaulichen Interventionen über computergestützte Visualisierungen archäologischer Funde und museale Repräsentationspraktiken bis hin zu Rolle und Funktion von Denkmalen in Filmen und Comics. In einem einführenden Beitrag widmet sich INGRID SCHEURMANN kritisch der Ikonisierung von Denkmalen, das heißt dem durch die Denkmalpflege initiierten Prozess ihrer Inszenierung und Erklärung, der erst eine ‚Bildmacht‘ entstehen lässt, die vielfach touristisch und erinnerungspolitisch eingesetzt wird (S. 9-13). Dem hält die Verfasserin entgegen, es seien „das kritische Potential und die Kostbarkeit des historischen Anderen“ zu bewahren, sodass „Bildmacht als Bildungsmacht“ erscheinen könne (S. 12). MARKUS THOME untersucht die Praxis der Rekonstruktion von archäologischen Funden in Landschaftsgärten seit dem 18. Jahrhundert, die die Bildhaftigkeit der Monumente erhöhte, sie inszenatorisch rahmte und so lesbar machte (S. 15-33). Eine Transformation der Denkmale sei bei Rekonstruktionsprozessen unvermeidbar, werde aber meist nicht transparent gemacht. Als ein Beispiel dieses Prozesses erscheinen die Ausführungen JULIAN JACHMANNs über den italienischen Architekturtheoretiker des 18. Jahrhunderts, Giovanni Piranesi (1720–1778), der in seinen Publikationen ein affirmatives Narrativ über das antike Rom entwarf und bedeutenden Einfluss auf Künstler und Architekten seiner Zeit ausübte (S. 35-54). Piranesis Ausdeutungen rudimentärer Funde, seine Detailfreude und die Tendenz zur Dramatisierung waren seinerzeit nicht nur äußerst populär, sie prägten auch nachhaltig die Sichtweise auf archäologische Funde im Stadtraum. Gleichfalls dem Umgang mit antiken Denkmalen widmet sich der Aufsatz von MARIO KRAMP (S. 55-74), der die positiven Interpretationen der römischen Kaiserin Agrippina (15/16–59) in ihrer ‚Geburtsstadt‘ Köln (Oppidum Ubiorum) und damit die Beharrungskräfte alternativer Narrative im Kontext städtischer Erinnerungskultur untersucht – ein Fall von Überidentifikation mit durchaus kuriosen Auswüchsen im Alltagsleben der Stadt, von der Straßenwerbung über Reiseführer bis zum Karneval. So ist Agrippina bis heute in Köln als eine für die Althistorikerin und den Althistoriker oder die Denkmalpflegerin und den Denkmalpfleger kaum noch wiedererkennbare Ikone allgegenwärtig.

Mit der 3-D-Visualisierung von Gebäuden befasst sich der Beitrag von SEBASTIAN RISTOW, der die Chancen neuer computergestützter Verfahren darlegt (S. 75-86). In der Kooperation von Archäologen und Archäologinnen und Architekten und Architektinnen eröffnen sich Möglichkeiten für die präzise Rekonstruktion von Denkmalen ebenso wie die Nutzung derselben in Virtual- oder Augmented-Reality-Präsentationen. Den Einfluss städtebaulicher Entwicklung auf die Wahrnehmung mittelalterlicher Bauten beschreibt FRANK POHLE am Beispiel der Pfalz Aachen (S. 87-113). So sei das Problem, wie man die Rekonstruktion denkmalgeschützter Gebäude ohne Kenntnis des ursprünglichen Bauzustandes durchführen könne, stets vor dem Hintergrund des vielschichtigen Wandlungsprozesses der gebauten städtischen Umgebung zu diskutieren. Hieran anschließend sind in vergleichender Perspektive die Ausführungen von KATHARINA FERCH und BRITTA SCHULZE-BÖHM zur Pfalz Ingelheim instruktiv (S. 131-143). Die Verfasserinnen folgen den verschiedenen Rollen, die die Pfalz über Jahrhunderte in der Stadt spielte und die in je eigener Weise – und ähnlich wie in Aachen – die ‚Bildmacht‘ dieses städtebaulichen Fixpunktes untermauerten.

Abseits der üblichen denkmalpflegerischen und architekturgeschichtlichen Diskurse bewegt sich HANS-GEORG LIPPERT mit seinen Ausführungen über Denkmalfunde als Orte des ‚Anderen‘, wie sie in Filmen und Comics zur Darstellung kommen (S. 115-130). Am Beispiel von Fritz Langs „Metropolis“ und den Comics der Belgier François Schuiten und Benoît Peeters zeigt Lippert, wie mittels des Einsatzes von historisierenden Gebäudekulissen „Orte der Findung“ entstehen (S. 128). In ihnen nutzt die Kunst wissenschaftlich aufbereitete und präsentierte Artefakte für eigene, utopische Zwecke. Gleichfalls utopisch, allerdings rückwärtsgewandt, verstand sich der italienische Faschismus, dessen Umgang mit den antiken Überresten in Rom der Beitrag von DANIELA SPIEGEL aufzeigt (S. 159-174). Ihr Beispiel belegt einen eindrucksvollen Fall machtpolitischer Ansprüche in archäologischen Diskursen und der Dienstbarmachung von Denkmalen für politische Zwecke. Die Faschisten erzeugten in ihrem rekonstruierenden Umgang mit antiken Monumenten jene Bilder, die noch heutige Besucherinnen und Besucher Roms verinnerlichen.

Ein ganz anders gelagertes Beispiel für die problematische Erzeugung von Authentizität beschreibt AXEL KLAUSMEIER mit der Gedenkstätte Berliner Mauer (S. 175-184). Hier geht es um den gezielten Einsatz eines Monuments für die politische Bildungsarbeit bei gleichzeitiger Bewahrung als Gedenkort. Die insulare Position der Mauerreste lässt nur in beschränktem Maße visuelle Eindrücke der ehemaligen räumlichen und psychologischen Wirkung zu, sodass behutsame inszenatorische Praktiken umso mehr an Bedeutung gewinnen. Mit den Grenzen der musealen Darstellung beschäftigt sich auch der Aufsatz von MARTIN BREDENBECK, der die Aufgaben von Stadt- und Heimatmuseen bei der Inszenierung von Landschaftsformen skizziert (S. 185-193). Die Museen haben insbesondere mit räumlichen und materiellen Beschränkungen zu kämpfen, die oftmals die denkmalpflegerischen Aspekte stark beeinflussen.

Die Vermittlungspraxis von Erinnerungskultur steht schließlich im Zentrum der beiden abschließenden Beiträge. STEFANIE SAMIDA konstatiert (S. 195-202), dass Denkmale im Kulturtourismus sowie im Kontext der ‚living history‘ zwar nach wie vor eine wichtige Rolle spielen, inzwischen aber eine zunehmende Erlebnisfixierung erkennbar ist, die die auratischen Qualitäten von Originalzeugnissen nutzt und teilweise stört. Die Denkmalpflege müsse dieser Erlebnisorientierung gerecht werden. Als ein Beispiel hierfür stellt SONJA DITTEBRANDT die Grabungscamps im Vicus Nettersheim vor (S. 203-210), wo Laien und Archäologen gemeinsame Lehrgrabungen durchführen und ein breiteres Publikum mit archäologischen Grundfragen in Berührung kommt. Als ein Kooperationsvorhaben von Wissenschaft, Bodendenkmalpflege und Öffentlichkeit sind die Grabungscamps ein vergleichsweise neuer Versuch, die Relevanz denkmalpflegerischer Betreuung von historischen Überresten zu demonstrieren.

Die vielfältigen Beiträge verweisen auf neue Chancen und Wege von Denkmalpflege und Archäologie, um Ikonisierungsprozesse und Erlebnisorientierung von Bodendenkmälern zu nutzen und damit gesellschaftliche Erkenntnisprozesse zu initiieren. Doch auch die Kritik an Fehlentwicklungen und Selbsttäuschungen kommt nicht zu kurz, sodass sich insgesamt ein ausgewogenes Bild der derzeitigen Problemlagen der Denkmalpflege ergibt. Wenn NORBERT NUSSBAUM in seinem Resümee (S. 211 f.) schreibt, es werde „eine wirksame konservatorische Praxis ohne Bildangebot wohl weiterhin nicht geben“ (S. 212), so signalisiert dieses Fazit nicht Resignation, sondern appelliert an die beteiligten Fächer, ihrer gesellschaftlichen Verantwortung auch weiterhin – und auf neuen Wegen – nachzukommen. Nicht nur Archäologie und Denkmalpflege, sondern auch benachbarte Disziplinen wie die Geschichtswissenschaften und Volkskunde/Kulturanthropologie sollten diesen Aufruf beherzigen.

Dresden

Sönke Friedreich

BRUNO KAISER, Baugeschichte der Naumburger Domkirche seit dem Brande vom Jahre 1532. Mit einem Abriss der mittelalterlichen Baugeschichte, hrsg. von Ernst Schubert (†) und Matthias Ludwig (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, Bd. 12), Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2017. – X, 261 S., 37 Abb., geb. (ISBN: 978-3-95462-777-6, Preis: 48,00 €).

Das vorliegende Buch beruht auf dem nachgelassenen Manuskript von Bruno Kaiser (1872–1953), der seit 1896 als Gymnasiallehrer an verschiedenen Schulen der preußischen Provinz Sachsen tätig war, zuletzt von 1912 bis 1935 als Direktor des Domgymnasiums Naumburg. Der während der Drucklegung des Buches 2012 verstorbene Ernst Schubert, der sich selbst große Verdienste um die Erforschung des Naumburger Doms erworben hat, stellt in einem kurzen Beitrag Bruno Kaiser vor, welcher durch zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte Naumburgs hervorgetreten ist. Der Leiter von Archiv und Bibliothek des Domstifts Naumburg, Matthias Ludwig, verdeutlicht in seinem Einleitungsbeitrag, dass es sich bei der Dombaugeschichte ungeachtet vieler anderer Arbeiten um das Hauptwerk Kaisers handelt, an dem dieser im Ruhestand wohl noch bis 1944 gearbeitet hat. Nach dem Tod des Verfassers gelangte es dann mit seinem Nachlass in das Domarchiv.

Baugeschichtlich konzentriert sich das Buch auf die nachmittelalterlichen Jahrhunderte, in denen zumindest die äußere Erscheinung der Domkirche nicht mehr gravierend verändert wurde. Die mittelalterliche Baugeschichte des frühgotischen Doms wird nur in einem kurzen Kapitel zum Einstieg (S. 5-19) behandelt. Für diese entscheidende Bauzeit sind die Schriftquellen ausgesprochen spärlich, wie jüngst auch die umfassenden interdisziplinären Forschungen des von der Volkswagenstiftung finanzierten Naumburg Kollegs gezeigt haben. Das ändert sich erst mit dem 16. Jahrhundert, denn nun liegen in Serie die Rechnungen der Domfabrik (mit Lücken seit 1483) und seit 1580 die Protokolle des Domkapitels vor. Dombauakten sind hingegen erst seit 1833 erhalten. Kaiser war Historiker und promovierter Althilologe, nicht aber Kunsthistoriker. Gegenüber der Arbeitsweise der Kunstgeschichte seiner Zeit bewahrte er sich ein gesundes Maß Skepsis (S. 3 f.). Nicht der Bau selbst, sondern die archivalischen Quellen waren deshalb die wichtigste Grundlage seiner Forschungen. Heute würde Kaiser vermutlich etwas differenzierter urteilen; zumindest müsste er zur Kenntnis nehmen, dass sich als Seitenzweig der Kunstgeschichte die Bauforschung zu einer Spezialdisziplin mit ausgeklügelten Methoden entwickelt hat, die die Kunstgeschichte mit ihren klassischen Methoden des Stilvergleichs und der Typologie in den Schatten stellt. Auf der anderen Seite war es für die frühere kunstgeschichtliche Forschung überhaupt nicht selbstverständlich, die Schriftquellen zur Baugeschichte umfassend heranzuziehen. Insofern hat Kaiser für seine Zeit eine Pionierleistung vollbracht. Sie wird noch länger Bestand haben, da eine im Rahmen des erwähnten Naumburg Kollegs geförderte Dissertation zur Auswertung der Dombaurechnungen des 15. und 16. Jahrhunderts kläglich gescheitert ist.

Die Darstellung Kaisers setzt mit dem Dombrand vom 7. April 1532 ein, der unter anderem den Westlettner und Westchor mit den Stifterfiguren schwer getroffen hat. Kaiser gliedert die Dombaugeschichte in drei große Kapitel, um die Bauphasen von 1532 bis 1745, von 1746 bis 1874 und von 1874 bis 1925 darzustellen. Mittlerweile wäre also noch ein ganzes Jahrhundert Dombau- und Renovierungsgeschichte aufzuarbeiten. Die vorliegende Druckfassung bietet den originalgetreuen Wortlaut des Manuskripts von Kaiser. Er hat seine Dombaugeschichte mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat unterlegt, weist aber nur selten Lagerorte oder Archivbestände nach, sondern zitiert „Rechnung vom“ oder „Protokoll vom“. Bei diesen Hauptquellen-

serien wird diese Angabe ausreichen, um den Beleg zu finden. Vereinzelt wurden bei den Akten des Domarchivs auch die aktuellen Signaturen hinzugefügt. Hervorzuheben sind die zahlreichen Bildtafeln mit Domaußen- und -innenaufnahmen des 19. Jahrhunderts. Dem Band sind ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register der Orte und Personen beigegeben, in dem allerdings die Betreffende für den Naumburger Dom nicht detailliert aufgeschlüsselt sind.

Leipzig

Enno Bünz

ROLAND SENNEWALD/PAVEL HRNČIŘÍK, Pieter Snayers 1592–1667. Ein Schlachtenmaler des 17. Jahrhunderts, Zeughaus Verlag, Berlin 2018. – 422 S., 200 meist farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-96360-000-5, Preis: 99,00 €).

Nachdem Roland Sennewald mit seiner Geschichte der kursächsischen Armee im Dreißigjährigen Krieg und dem dazugehörigen Band zu deren Feldzeichen (DERS., *Das kursächsische Heer im Dreißigjährigen Krieg/Die kursächsischen Feldzeichen im Dreißigjährigen Krieg*, Berlin 2013) ein opulent ausgestattetes Werk geschaffen hat, veröffentlicht er nun in Zusammenarbeit mit seinem tschechischen Co-Autor Pavel Hrnčičík, der hierzulande bereits Publikationen zur Schlacht bei Nördlingen vorgelegt hat (P. ENGERISSER/DERS., *Nördlingen 1634*, Weißenstadt 2009), ein ebenso großformatiges Buch zum niederländischen „Schlachtenmaler“ Pieter Snayers (1592–1667). Wurden in Sennewalds vorangehenden Doppelbänden die Werke des Niederländers, ebenso wie etwa jene aus der Werkstatt seines künstlerischen Lehrers Sebastian Vranx (1573–1647) oder anderen „Schlachten- und Militärmalern“, lediglich illustrativ in die Beschreibung der Feldzüge und Schlachten sowie des soldatischen Lebens während des Dreißigjährigen Krieges eingewoben, möchten sich die Autoren nun intensiver auf das Schaffen des Antwerpener Malers konzentrieren. Nach deren Ansicht beherrschte kaum ein anderer Maler das Genre der Militär- und Schlachtenmalerei im 17. Jahrhundert so virtuos wie Pieter Snayers, sodass sie ihn zu einem „Fotografen des 17. Jahrhunderts“ apostrophieren (S. 10). Sennewald und Hrnčičík haben für ihre Publikation den Werken des Niederländers in den Sammlungen ganz Europas nachgespürt. Dabei wurden sie nicht primär von einem kunstgeschichtlichen Interesse geleitet, vielmehr möchten sie anhand von Snayers' Bildern „drastisch und unbeschönigend [...] das Leben der Menschen in den Heeren dieser Zeit mit all ihren Facetten“ (S. 11) verdeutlichen.

Dazu wird zunächst knapp der historische Hintergrund des Achtzigjährigen Krieges in den Niederlanden und des damit verbundenen französisch-habsburgischen Konfliktes sowie des Dreißigjährigen Krieges auf dem Boden des alten Reiches umrissen und anhand einer Zeittafel veranschaulicht. Des Weiteren werden Snayers' Werke auf einer Karte geografisch verortet, wobei bereits hier eine Konzentration des Künstlers auf den niederländischen Raum augenfällig wird. Anschließend gehen die Autoren kurz auf das goldene Zeitalter der niederländischen Malerei ein und leiten davon ausgehend auf die Person Pieter Snayers und seine wichtigsten Auftraggeber über (S. 12–43). Im Hauptteil ihrer Ausführungen werden Snayers zugeschriebene Gemälde chronologisch, beginnend mit der Darstellung der Schlacht auf der Vuchter Heide 1600, abgebildet und textlich referiert (S. 48–401). Hierbei werden immer wieder Passagen als „Korsettstangen“ eingeschoben, welche die großen Linien der Ereignisgeschichte thematisieren und den Leserinnen und Lesern so eine Orientierung im Gesamtkomplex der jeweiligen Konflikte ermöglichen. Damit entsteht praktisch eine zweite Ebene, auf der die Geschichte der kriegerischen Auseinandersetzungen in den Nieder-

landen und im Alten Reich nachverfolgt werden kann, auf welche wiederum Snayers' Gemälde Schlaglichter werfen und kleine Ausschnitte zeigen. Zu den Werken selbst bieten die Autoren ebenfalls eine allgemeine ereignisgeschichtliche Einführung in den historischen Kontext der in den Gemälden gezeigten Szenen, beispielsweise einer Schlacht oder Belagerung, um in einem zweiten Teil des Begleittextes (immer gekennzeichnet durch ein kleines Piktogramm mit Snayers' Konterfei) auf das Gemälde selbst, das heißt dessen Auftraggeber, die genauere Beschreibung der dargestellten Szenerie, deren Besonderheiten und so weiter einzugehen. In diesem Zusammenhang liegt der Fokus auf klassisch militär- und heeresgeschichtlichen Aspekten, also beispielsweise auf der Darstellung von Formationen oder bestimmten Schlachtsituationen. Darüber hinaus gehen Sennewald und Hrnčirík auf typisierte Söldnergestalten ein, welche ihnen sinnbildlich für das Kriegswesen dieser Zeit erscheinen. Dabei kommt zum Tragen, dass sich sowohl das Erscheinungsbild der Kämpfenden, etwa in Form von Bekleidung und Bewaffnung, als auch der Bereich der Kampftechnik in den Niederlanden und im Reich kaum unterschieden. Infolgedessen waren solche Darstellungen beliebig oft mit kleinen Veränderungen reproduzierbar und variabel in neue Kontexte einsetzbar. Bestes Beispiel dafür ist das Gemälde einer großen Reiterschlacht (S. 402-405), welches von den Autoren im letzten Kapitel zu Bildern unbekannter historischer Ereignisse (S. 402-413) eingereiht und dort beschrieben wird. Die dargestellte Szene kann zwar nicht eindeutig einem bestimmten historischen Ereignis zu-, aber dafür in verschiedenen konkrete Kontexte eingeordnet werden, indem beispielsweise die hier noch weißen Fahnen in den Farben spezieller Regimenter koloriert würden, die an einer bestimmten Schlacht teilgenommen haben. Daran zeigt sich auch die Gefahr, die Gemälde Snayers' als objektive Bildquelle historischer Ereignisse zu begreifen. Zwar lassen seine Bilder auf ein genaues Studium der geografischen Gegebenheiten und der militärischen Abläufe anhand verschiedener Quellen schließen, aber es sollte eben nicht außer Acht gelassen werden, dass Snayers seine Bilder im Wesentlichen als Auftragskünstler schuf. Ziel der Auftraggeber war es, dass ihre Taten in einem besonders guten Licht dargestellt werden. Aus diesem Grund zeigen beispielsweise die Bilder der sogenannten Piccolomini-Serie lediglich die Siege Octavio Piccolominis (1599–1656) als Feldherrn in habsburgischen Diensten. So etwa jene der kaiserlichen Reichsarmee aus den Jahren 1640 bis 1643, die unter anderen im mitteldeutschen Raum errungen wurden. Snayers schuf hier im Auftrag Piccolominis Darstellungen des erfolgreichen Zurückdrängens Johan Banérs über den Preßnitzer Pass 1641 (S. 288-293) oder des erfolgreichen Entsatzes der sächsischen Berghauptstadt Freiberg von den Truppen Lennart Torstenssons Anfang des Jahres 1643 (S. 299-303). Unbeachtet blieb aber die ungleich größere zweite Schlacht bei Breitenfeld, welche jedoch für die kaiserliche Seite verloren ging. Darüber hinaus nutzte er vor allem Aufzeichnungen aus dem Lager des Auftraggebers. Im Falle des Preßnitzer Passes waren dies mutmaßlich jene des kaiserlichen Ingenieuroffiziers Carlo Cappel, welche auch für weitere Werke Snayers' grundlegend waren. Jedoch geben diese lediglich die Sicht der kaiserlichen Kriegspartei auf die jeweilige Begebenheit wieder und sind daher nicht hinreichend für das ganzheitliche Verständnis des jeweiligen Ereignisses. Zusätzlich kommt hier zum Tragen, dass Snayers zwar den niederländischen Kriegsschauplatz aus eigener Anschauung kannte, selbst aber nie auf dem mitteldeutschen weilte. Gleichwohl vermochte er es, zumindest ein zum Teil täuschend echtes Bild davon zu entwerfen. Für das Bild zur Belagerung Freibergs verwendete er sicherlich den Kupferstich Samuel Weishuns, der jedoch nicht wie von den Autoren angenommen erst mit dem fünften Band des *Theatrum Europaeum* weite Verbreitung fand (S. 302), sondern bereits im Jahr der Aufhebung der Belagerung der sächsischen Silberstadt 1643 mit der in verschiedenen Auflagen erschienenen und auf den Freiburger Lehrer und Chronisten

Andreas Möller zurückzuführenden Flugschrift (VD17 14:005482T, 35:713777A). Diese wurde aus der Perspektive der kaiserlich-kursächsischen Seite verfasst und fand später Aufnahme im Theatrum. Aus diesen Gründen sollte man, trotz aller augenscheinlichen historischen Akkuratessse bei der detaillierten Figuren- oder der Landschaftsdarstellung, nicht der Versuchung erliegen, Snayers als einen objektiven Bildreporter und Berichterstatter zu begreifen. Aufgrund seiner Auftraggeber wie Erzherzog Leopold Wilhelm (1614–1662), dem spanischen Kardinalinfanten oder Octavio Piccolomini, zeigen die Bilder Snayers' die Sicht der habsburgischen Seite und dort auch keine Gesamtheit des Krieges mit allen großen Schlachten, Gefechten und Belagerungen, sondern lediglich habsburgische Erfolge, auch wenn sie nicht die größte Bedeutung hatten. Zwar weisen die Autoren auf diesen Fakt bei ihrer Aufstellung der bedeutenden niederländischen Militärmaler der Zeit hin (S. 45), jedoch besteht latent die Gefahr, dass dieser eminent wichtige Fünfzeiler in dem Gesamtwerk von über 400 Seiten in Vergessenheit gerät. Eine prominentere Platzierung sowie eine umfassendere quellenkritische Auseinandersetzung wären in diesem Fall von Vorteil gewesen. Trotz dieser quellenkritischen Schwäche bearbeiten die Autoren das Thema mit großem heereskundlichem und militärhistorischem Detailwissen sowie Fleiß und Leidenschaft. Dies ist dem Werk überaus positiv anzumerken. In diesem Zusammenhang ist zu verschmerzen, dass einige Formulierungen eher plakativ anmuten wie jene der „Katastrophe eines deutschen Bürgerkrieges“ (S. 11) oder die Feststellung, dass die Zeitgenossen von Snayers in „der Masse nicht wissend und fühlend [waren], dass es auch hier in diesem Konflikt fast nur um Geld und Macht ging [...]“ (ebd.). Auch literarisch anmutende Stilmittel, wie die rhetorische Frage einer Gestalt auf dem Gemälde „Situation am Preßnitzer Pass 1641“ (S. 290) sind vor allem Ausdruck dieser Herangehensweise der Autoren, an deren Ende eine akribisch recherchierte Fleißarbeit in eindrucksvoller Hochglanzoptik entstanden ist.

Ist man sich der Perspektivität der Bilder des niederländischen Schlachtenmalers bewusst, sind sie insgesamt eine sehr gute Annäherung an das Geschehen dieser Zeit. Vor allem sieht man sich in der Lage, sich ein farbiges „Bild“ vom Kriegsgeschehen im 17. Jahrhundert zu machen, da dieses in der Regel vor allem durch distanzschaffende, zweifarbige Stiche überliefert ist. In dieser Hinsicht ist das Werk Sennewalds und Hrnčírks eine gewinnbringende Ergänzung der Literaturlandschaft zum Dreißigjährigen und Achtzigjährigen Krieg.

Dresden

Torsten Schwenke

THOMAS FUCHS, Der Dreißigjährige Krieg und seine Drucksachen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Universitätsbibliothek Leipzig vom 25.5 bis 16.9.2018 (Schriften aus der Universitätsbibliothek, Bd. 40), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2018. – 84 S. mit zahlr. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-96023-190-5, Preis: 14,50 €).

„Der Dreißigjährige Krieg war der erste Medienkrieg der europäischen Geschichte“ (S. 6). So einfach und treffend formuliert es Thomas Fuchs in seinem hier vorgelegten Katalog zu der von ihm kuratierten Ausstellung „Der Dreißigjährige Krieg und seine Drucksachen“ in der Bibliotheca Albertina der Universitätsbibliothek Leipzig im Jahr 2018. Angelehnt an Johannes Burkhards Diktum vom „Flugblattkrieg“ (S. 15) geht auch Fuchs davon aus, dass dieser Krieg eine bis dato ungekannte kriegsbegleitende Publikationswelle mit sich brachte. Genau in jene gibt der Autor mit seinem Ausstellungskatalog einen kompakten Einblick und zeigt wie facettenreich sich die Druck-

landschaft während des langen Konflikts im 17. Jahrhundert gestaltete. Dazu liefert er dem geneigten Leser zunächst eine prägnante Einführung (S. 6-15), in der die Konjunkturen der Druckproduktion schlüssig erläutert werden, ebenso wie der Medienabsatz und Kreis der Rezipienten oder die Versuche der Kriegsparteien über gezielte lancierte Publikationen die (politische) Öffentlichkeit zu beeinflussen (S. 14 f., dies aufgreifend ab S. 31).

Anhand der Ausstellungsobjekte, die im Wesentlichen aus dem Fundus der Leipziger Universitätsbibliothek stammen, werden anschließend die verschiedenen Hauptthemenbereiche der Druckpublizistik aus der Zeit des sogenannten Teutschen Krieges skizziert. Um die Verbindung von Krieg und Publizistik sowie die Relevanz Leipzigs für die Buchdruckerkunst im Reich aufzuzeigen, beleuchtet Fuchs zunächst die Veröffentlichungen anlässlich des Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1640 (S. 18 f.). Im Anschluss wendet sich der Autor und Kurator Publikationen zu, welche die Glaubensspaltung thematisieren (S. 20-22), um davon auf den Kern der Auseinandersetzung am Beginn des Krieges überzuleiten, dem Ringen zwischen monarchischer Herrschaft und ständischer Freiheit im Zuge der Erhebung der böhmischen Stände gegen die habsburgische Herrschaft (S. 23-30). Diese Themen bilden sozusagen die Hinleitung zum umfangreichsten Teil des Katalogs. Hier werden unter dem Topos „Krieg als Darstellungsgegenstand“ die Themen Kriegsneuigkeiten (S. 31-35), Kriegsgräuel (S. 36-40), Kriegsbilder (S. 41-43), Wissenschaft und Krieg (S. 44-48), Protagonisten (S. 49-51) und Gustav-Adolf-Kult (S. 52-56) behandelt sowie darüber hinaus die Themen Analogien zum Krieg (S. 57-60), Unheilverkündigung (S. 61-63), Feindverspottung (S. 64-67), Büßen (S. 68-70) und schließlich der Friedenstopos (S. 71-79) unter der einenden Überschrift „Interpretationen des Krieges“ dargestellt.

Die ausgestellten Drucke aus jedem der Themengebiete werden jeweils meist mit einer ausgewählten Seite anschaulich gemacht, quellenkritisch nachgewiesen sowie mit kurzen Texten erläutert, um sie damit in den Gesamtzusammenhang einzubetten. Hierbei wird die heute antiquiert wirkende Orthografie des originalen Quellentextes umschifft und so der Inhalt dem Leser ansprechend nahegebracht. In diesem Zusammenhang sollte jedoch keine umfassende Deutung oder Interpretation der Quellen erwartet werden. Dies ist nicht der Anspruch dieses Buches. Es soll in erster Linie Einblicke geben und Schlaglichter werfen. Der Beginn der Kapitel unterstreicht diesen Eindruck deutlich, denn jedes wird mit einem spartanischen Eingangstext nebst einem flankierenden und zumeist recht treffenden Quellenzitat angerissen und an den Text der Einleitung zurückgebunden. Dieser Teil wäre sicher noch ausbaufähig gewesen, doch im Zusammenspiel mit den Erläuterungen zu den einzelnen Drucken, ergibt sich doch ein weitgehend harmonisches Gesamtbild der einzelnen Abschnitte. Eine Stilblüte, welche aus Elisabeth (1596–1662), der Gattin des Pfalzgrafen Friedrich V. (1596–1632), ihre Großmutter Maria Stuart (1542–1587) macht (S. 26), fällt dabei nicht ins Gewicht. Insgesamt wird dem Leser ein erster Überblick in die Medienproduktion der Zeit und die Bestände der Leipziger Universitätsbibliothek gegeben. Darauf aufbauend kann sich der geneigte Interessent unter Zuhilfenahme der im Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 82 f.) aufgeführten Titel weiter einarbeiten.

Dresden

Torsten Schwenke

LUBINA MAHLING, Um der Wenden Seelenheyl hochverdient – Reichsgraf Friedrich Caspar von Gersdorf. Eine Untersuchung zum Kulturtransfer im Pietismus (Schriften des Sorbischen Instituts, Bd. 64), Domowina-Verlag, Bautzen 2017. – 530 S., 12 s/w Abb., 10 Tab., brosch. (ISBN: 978-3-7420-2431-1, Preis: 29,90 €).

„War Reichsgraf Friedrich Caspar von Gersdorf ein selbstloser Förderer des Pietismus unter den Sorben oder vielmehr politischer Strategie?“ (S. 10). Mit dieser Frage beginnt die Studie von Lubina Mahling, die zugleich ihre Dissertation ist. In ihrer Formulierung lässt sie die verschiedenen Horizonte ihrer Fragestellung aufscheinen. Die Autorin erarbeitet trotz der schwierigen Quellenlage – Gersdorf selbst vernichtete große Teile seiner persönlichen Schriften und über den Verbleib seines übrigen persönlichen Nachlasses ist nichts bekannt – die Biografie Gersdorfs und legt Schwerpunkte sowohl auf seine adlige Abstammung und Beziehungen zu anderen Adligen als auch auf seine pietistisch geprägte Frömmigkeit. Aber Gersdorf war nicht nur ein „Förderer des [einen] Pietismus“, sondern schwankte zwischen dem Pietismus Hallenser und Herrnhuter Art. Mahling geht den Differenzen, Gemeinsamkeiten und Grabenkämpfen dieser beiden Gruppen im Zusammenhang mit Gersdorfs Arbeit unter den Sorben nach. Damit wendet sie den Blick ihrem nächsten großen Fragehorizont zu: Die von Gersdorf initiierte Reich-Gottes-Arbeit unter den Sorben (beziehungsweise Wenden). Die Autorin thematisiert die Sprache der Sorben, ihr Siedlungsgebiet in der Oberlausitz, ihre Kultur und Religion. In Bezug auf letztere steht das bisher kaum wissenschaftlich untersuchte Wirken der Herrnhuter Brüdergemeine unter den Sorben im Fokus. Für ihre Arbeit bedient sich Mahling des in der sorbischen Historiografie neuen Ansatzes, das sorbische Leben in der Frühen Neuzeit ausgehend von einer adligen Person darzustellen. Gersdorf war über sein religiöses Engagement hinaus eine einflussreiche Person, weil er der Adlige mit den größten Besitztümern in der Oberlausitz war, zudem 1730 zum Oberamtshauptmann gewählt wurde und dieses höchste Amt in der Oberlausitz bis zu seinem Tod innehatte.

Entsprechend ihres biografischen Ansatzes beginnt Mahling ihre Darstellung mit der Abstammung und Kindheit Friedrich Caspar von Gersdorfs (1699–1751). Auf seiner Kavaliertour lernte er 1720 seinen Großcousin Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760), den späteren Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine, kennen. Die Autorin untersucht die einsetzende Korrespondenz, die heute aufgrund von Kassationen große Lücken enthält, und die beginnende Zusammenarbeit der beiden. Seit seiner Wahl zum Oberamtshauptmann 1730 nahm Gersdorf die – vor allem geistliche – Entwicklung seiner Untertanen in der Oberlausitz in den Blick. Er suchte ihm passend erscheinende pietistisch gesinnte Prediger. Für den Verkündigungsdienst erschien es ihm anfangs unerheblich, ob die Geistlichen Deutsch oder Sorbisch sprachen. Doch diese Ansicht musste er später aufgrund der Erfahrungen in der Praxis revidieren. An dieser Stelle ist anzumerken, dass in Hinblick auf die Religiosität der Sorben einige Fragen offenbleiben. Es ist unklar, wie viele Anhängerinnen und Anhänger die beiden großen christlichen Konfessionen hatten und wie weitreichend das von Mahling nur am Rande erwähnte Wendische Predigercollegium in Leipzig und das (katholische) Wendische Seminar in Prag – als Gegenpole zu Gersdorfs Initiativen – wirkten. Auch die angedeutete Erweckung unter den Sorben scheint eher ein Wunschtraum Gersdorfs als Realität gewesen zu sein – die Autorin unterscheidet dies aber nicht deutlich.

Eine Zäsur in der Darstellung bildet das Jahr 1738, weil Zinzendorf zu diesem Zeitpunkt für einige Jahre aus Sachsen ausgewiesen wurde. Daran zeigt sich die rechtliche

und politische Unsicherheit, in der sich die Brüdergemeinde befand. Ab 1738 suchte Gersdorf neue Wege zur religiösen Arbeit unter den Sorben und gründete erst das Klixer Seminar (1736–1743) und später die Uhyster Anstalten (ab 1743). Beide Bildungseinrichtungen rücken in den nächsten Kapiteln ins Zentrum. Anhand des ersten Seminars geht die Autorin der Hinwendung Gersdorfs zum halleschen Pietismus und anhand der Gründung der Uhyster Anstalten der neuerlichen Wendung zum Pietismus Herrnhuter Prägung nach. Damit betritt Mahling bisher kaum erforschtes Terrain. Sie arbeitet umfassend aus, wie die Seminare mit Halle oder Herrnhut in Verbindung standen. Anhand der genauen Untersuchung der Biografien von Schülerinnen und Schülern, Lehrern und Kontaktpersonen kann sie nachweisen, über welche Wege die Prägung jeweils stattfand. In beiden Gersdorfschen Bildungsinstitutionen lag das Hauptinteresse nicht auf der Fürsorge für Arme und Waisen, sondern auf der Bildung einer sorbischsprachigen, pietistisch geprägten Funktionsträgerschaft. Gersdorfs Fokus auf die sorbischsprachige Befähigung künftiger Geistlicher führte zu seiner Unterstützung der sorabistischen Basisarbeit: ein Wörterbuch und eine Grammatik entstanden vermutlich in seinem Auftrag. Im Weiteren zeichnet Mahling eine detaillierte Geschichte der Bücher, die am Klixer Seminar ins Sorbische übersetzt wurden, und resümiert, dass diese Bücher vor allem aus dem Verlagskanon Halles stammen. Die bis dato geringe Auswahl an sorbischsprachigen Büchern wurde maßgeblich durch diese Übersetzungen erweitert. Zugleich wurde die Thematik der Auswahl eingeführt: „Wer in sorbischer Sprache lesen konnte und wollte, stieß vorwiegend auf pietistische Lektüre“ (S. 219). Als Antwort wurden Drucke lutherischer Schriften auf Sorbisch vermehrt. Die Autorin folgert, dass die einsetzende innerprotestantische Differenzierung zwischen Pietismus und Luthertum zum Aufschwung des sorbischen Buchmarktes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beitrug und sich Gebrauch von Druck und Schrift in allen Gesellschaftsschichten steigerte. Diese Entwicklung markiert laut Mahling den folgenschwersten Veränderungsprozess für die Gesamtgesellschaft der Sorben: „Der fundamentale Übergang von einer Kultur der Mündlichkeit hin zu einer Kultur der Schriftlichkeit“ (S. 457).

Nach dem Durchgang durch Gersdorfs Lebenswerk geht die Autorin auf den auffälligen Befund ein, dass er in seinem Testament keinen der Hauptakteure der Reich-Gottes-Arbeit unter den Sorben bedachte und auch keinen bestimmten Betrag der weiteren Arbeit unter den Sorben widmete. Sein Werk geriet bald nach seinem Tod in Vergessenheit, denn weder in der Familie noch in der Brüdergemeinde oder unter den Sorben entwickelte sich eine nennenswerte Erinnerungskultur.

In ihrer Zusammenfassung (S. 447–457) beantwortet Mahling ihre Eingangsfrage, indem sie Gersdorfs Lebenswerk unter den Sorben in den Grenzbereich zwischen privatem Engagement und öffentlicher (im Sinne von staatlicher) Autorität verortet. Denn in all seinen Unternehmungen für die religiöse Entwicklung der Sorben agierte er zwar als Privatperson, aber zugleich mit der Autorität des Oberamtschauptmanns als Vertreter lokaler wie regionaler Herrschaft. Mahlings biografischer Zugriff über Friedrich Caspar von Gersdorf auf die Geschichte des Pietismus unter den Sorben ist sehr plausibel und für die Verknüpfung der verschiedenen Quellen äußerst lohnend. Als Strukturelement der Arbeit erweist er sich an einigen Stellen als unbefriedigend, weil es bei den verschiedenen Zeitsprüngen nicht immer einfach ist, den zeitlichen Ablauf der Ereignisse im Überblick zu behalten. Mahling bietet insbesondere im Hinblick auf die Erforschung der sorbischen Geschichte einen neuen Ansatz, mit dem sie dezidiert dem bis heute noch weit verbreiteten sozialistischen historiografischen Stereotyp des armen sorbischen Leibeigenen, der vom reichen deutschen Adligen ausgebeutet wurde, überzeugend ein anderes Bild gegenüberstellt. Insgesamt ist die detaillierte Studie äußerst lesens- und empfehlenswert und obligatorisch für alle, die zur

Brüdergemeine und zum Pietismus unter den Sorben oder zur Geschichte der Sorben in der Frühen Neuzeit forschen.

Greifswald

Marita Gruner

OLIVER BREHM/JÜRGEN KABUS (Hg.), Das Herz von Chemnitz. 220 Jahre Industriekultur. Begleitband zur Sonderausstellung, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2018. – 192 S. mit zahlr. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-96311-043-6, Preis: 16,00 €).

Seit der Gründung des Wissenschaftlichen Beirates für Industriekultur 2009 und der Aufnahme des Themas in den Koalitionsvertrag der Sächsischen Landesregierung 2014 hat die Industriekultur einen neuen Stellenwert in Sachsen erhalten. Als Krönung dieses Aufwertungsprozesses wurde 2020 die 4. Sächsische Landesausstellung zum Thema dezentral an gleich sieben Standorten realisiert, auch wenn der Ausbruch der Coronapandemie eine umfangreichere Rezeption bedauerlicherweise verhindert hat. Dennoch kann man konstatieren, dass Industriegeschichte und -kultur eine neue Verankerung im Land erfahren haben.

Bereits zwei Jahre vor Eröffnung der Landesausstellung zeigte das Industriemuseum Chemnitz aus Anlass der 875-Jahr-Feier der Stadt die Sonderausstellung „Das Herz von Chemnitz. 220 Jahre Industriekultur“ und legte hierzu einen Begleitband vor. Dieser soll „die industriegeschichtliche Entwicklung als Teil der allgemeinen Kulturgeschichte der Stadt“ vorstellen, wie es im Vorwort heißt (S. 12). Von den insgesamt elf Beiträgen widmen sich die ersten drei Texte, verfasst von den Spezialisten FRIEDRICH NAUMANN (S. 14-23), HELMUTH ALBRECHT (S. 24-43) und WOLFGANG UHLMANN (S. 44-57), der Vor-, Früh- und Hochzeit der Industrialisierung bis zum Ersten Weltkrieg. Darauf folgt ein lesenswerter Beitrag von JÜRGEN NITSCHKE über die Rolle jüdischer Unternehmer in Chemnitz im 19. und 20. Jahrhundert (S. 58-73). Dem 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart widmen sich die Aufsätze von UWE FIEDLER (zur Bombardierung von Chemnitz im Zweiten Weltkrieg, S. 74-83), WOLFRAM HOSCHKE (zur DDR-Geschichte, S. 84-91) und KATRIN HOFFMANN (zur Entwicklung seit 1989/90, S. 92-103). Übergreifende, für die Kulturgeschichte relevante Beiträge liefern THOMAS MORGENSTERN zu den baulichen Zeugnissen der Industriekultur (S. 104-117) und CHRISTOPH FASBENDER zur städtischen Identität (S. 118-125). Das Buch schließt mit zwei Beiträgen zur Ausstellungskonzeption (S. 126-141, 142-157) und einem Katalogteil (S. 158-187).

Insgesamt hinterlässt die Publikation einen zwiespältigen Eindruck. Positiv hervorzuheben ist die Zusammenschau zur Chemnitzer Industriegeschichte, die den engen Zusammenhang zwischen der lokalen, regionalen und globalen Entwicklung verdeutlicht und eine Fülle von Informationen bietet. Der Begleitband erweitert damit gelungen den bei einer Ausstellung notwendigerweise knappen Informationsgehalt zu dem enorm komplexen Thema. Auch werden in vielen Beiträgen Bezüge zum aktuellen Selbstverständnis der Stadt hergestellt, die mit dem 2020 errungenen Status einer Kulturhauptstadt Europas im Jahr 2025 noch wichtiger geworden sind. Auf der anderen Seite sollen Kritikpunkte nicht verschwiegen werden. So mutet es eigenartig an, wenn sich auf über 50 Seiten zur Geschichte der Industriekultur bis 1914 inmitten einer zahlengesättigten technik- und wirtschaftshistorischen Materialschlacht lediglich vier Absätze zu sozialgeschichtlichen Entwicklungen (genauer: Streikbewegungen) finden. Dieser eklatante Mangel findet sich auch in anderen Beiträgen, sodass zahlreiche sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte völlig unberührt bleiben. Wenn Fas-

bender schreibt, Chemnitz' Identität gehe nicht in der „Leerformel“ der Industriestadt auf (S. 120), dann muss man leider festhalten, dass genau dieser Reduktion durch den vorliegenden Band Vorschub geleistet wird. Ein zweiter Punkt betrifft das Fehlen einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte der Chemnitzer Industrie. So werden im Beitrag von Nitsche zwar das Schicksal der jüdischen Unternehmer im Nationalsozialismus sowie die ‚Arisierung‘ kurz abgehandelt. Ansonsten steht die NS-Zeit lediglich im Beitrag von Fiedler zur Bombardierung im Mittelpunkt. In diesem geht es um das ‚Versagen‘ der Alliierten bei der Zerstörung der „enorm leistungsfähige[n] und kriegswirtschaftlich bedeutende[n] Chemnitzer (Rüstungs-) Industrie“ (S. 82), ein recht eigentümlicher und einseitiger Blickwinkel auf eine wichtige Episode der Chemnitzer Industriegeschichte, der schlicht nicht mehr zeitgemäß ist. Hier hätte man sich einen eigenen Beitrag gewünscht.

Dresden

Sönke Friedreich

GISELA PARAK (Hg.), Der Freiburger Bergbau um 1900. Arbeit, Alltag und Technik im Spiegel der Fotografie, hrsg. von der TU Bergakademie Freiberg, Aschen-dorff Verlag, Münster 2019. – 280 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-402-24585-9, Preis: 29,95 €).

2038 soll in Deutschland der Kohlebergbau der Vergangenheit angehören. Das wurde 2020 in Berlin beschlossen. 1903 beschloss der Sächsische Landtag in Dresden, dass bis zum Jahr 1913 die Stilllegung der fiskalischen – quasi staatlichen – Gruben im Freiburger Revier zu erfolgen habe. Während es heute um die Umwelt geht, gaben damals wirtschaftliche Gründe den Ausschlag. Denn als nach Gründung des Deutschen Reiches Gold den bis dahin gängigen Silberstandard ablöste, war dies ein harter Schlag für das Freiburger Revier. Zudem wurde die Konkurrenz billiger Erze aus dem Ausland immer drückender. Kurzum: Es endete eine rund 750 Jahre währende Ära. 1891 waren in den betroffenen Gruben noch rund 4 450 Arbeiter beschäftigt.

Der planmäßige Niedergang des Freiburger Bergbaus ist der Horizont, vor dem viele der im Buch präsentierten Fotografien entstanden sind. Die meisten stammen aus der Fotothek des Stadt- und Bergbaumuseums Freiberg und umfassen eine größere Zeitspanne als im Titel genannt: die frühesten Aufnahmen sind um 1890 entstanden, die jüngsten – gleichsam als Reminiszenzen – in den 1930er-Jahren. Die von der Fotohistorikerin Gisela Parak vorgelegte Publikation ist Ergebnis eines von der Volkswagenstiftung finanzierten und vom Institut für Industriearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte der TU Bergakademie sowie dem Stadt- und Bergbaumuseum Freiberg realisierten Forschungsprojekts „Bergbaukultur im Medienwandel“. Ansatz des Projekts war, den Fotothekbestand „einer analytischen Lektüre zu unterziehen und hierbei das Zusammenspiel von bergbaulicher Kultur, Erinnerungskultur und den vielfältigen Anwendungskontexten der Fotografie zu untersuchen“ (S. 7). Besagte Fotothek, die heute rund 100 000 Objekte umfasst, geht im Kern auf die Sammeltätigkeit des 1860 gegründeten Freiburger Altertumsvereins zurück, der mit seinem denkmalpflegerischen Engagement örtliche Fotografen animierte, die Heimat im Bild zu dokumentieren. Neben professionellen Aufnahmen wurden in dem Projekt auch solche von Amateuren gesichtet; ergänzend kamen Postkarten sowie etwa Buchillustrationen in den Blick. Die ausgewählten 375 Aufnahmen werden in sieben Abteilungen präsentiert; diese sind überschrieben mit: Bergmännische Porträtkultur (S. 23-56), Untertägiger Bergbau (S. 57-88), Übertägiger Bergbau und Hüttenwesen (S. 89-143), Alltag und Leben (S. 144-173), Stilllegung des Freiburger Bergbaus (S. 175-222),

Technische Kulturdenkmale (S. 223-241), Traditionspflege und Nationalsozialismus (S. 243-280).

Einleitende Texte stellen die Fotos nicht nur in ihren historischen und wirtschaftlichen Kontext; die Autorin versucht auch, „Handschriften“ einzelner Fotografen herauszuarbeiten. Zugleich blickt Sie über Freiberg hinaus, stellt Bezüge zu Fotodokumenten aus Revieren wie dem Oberharz, dem Siegerland oder dem Ruhrgebiet her. Freilich spielte namentlich der Bergbau an Rhein und Ruhr in einer anderen Liga als das Erzgebirge – auch fotografisch: Krupp etwa unterhielt eine eigene Werks-Fotografie, um seine Bedeutung in der boomenden Montan- und Schwerindustrie zu dokumentieren. Aber auch in Freiberg wusste man das Bergmannswesen in Szene zu setzen. Nicht zuletzt durch die Bergakademie war in der Stadt ein Bürgertum ansässig, das eine auskömmliche Basis für mehrere Fotoateliers bot, in denen auch die bergmännische Porträtkultur gepflegt wurde. Unter Professoren wie Studenten beliebt waren kleinformatige Konterfei-Karten („Carte-de-visite“), die gern zu Erinnerungsalben zusammengestellt wurden. Die Ateliers verfügten über folkloristische Kulissen, vor denen sich die Kundschaft mit bergmännischen Accessoires ablichten ließ. Die meisten Aufnahmen sind aber in authentischer Arbeitsumgebung entstanden, wobei nicht immer klar ist, welche Szenen vom Fotografen gestellt und welche vorgefunden wurden. Aus den Gesichtern der Porträtierten etwa beim Einbau eiserner Türstöcke, im Förderkorb, an der Lufthassel oder in der Schmelzhütte spricht oft großer Ernst und eine gehörige Portion Berufsstolz. Doch kann der Schein auch trügen: Mit detektivischem Gespür analysiert die Autorin (S. 180) eine Aufnahme von zwei Männern, die scheinbar mit dem Sortieren und Sieben von Gesteinsbrocken befasst sind. Bei genauem Hinsehen wird jedoch klar, dass es sich wohl kaum um Hüttenarbeiter handelt: dazu sind die Herren zu vornehm gekleidet, einer trägt sogar eine Uhrkette. Das Bild wurde – warum auch immer – inszeniert. Lebensnah hingegen sind Aufnahmen, die Kinder im Hüttengelände als Pochknaben oder Klaub Jungen zeigen. Laut Berggesetz mussten diese mindestens zwölf Jahre alt sein und durften zehn Stunden am Tag eingesetzt werden (S. 98).

Von besonderer Exotik, weil für die meisten Zeitgenossen außer Reichweite, war die unterirdische Bergwelt. Schon um 1890 gab es untertägige Bergwerksfotografie, die mit sperrigen Plattenkameras und mithilfe von Magnesiumlicht bewerkstelligt werden musste. Allerdings rentierte sich der Bergbau immer weniger. Verluste der Gruben wurden teils durch Gewinne der Hütten ausgeglichen, wo man bis zuletzt unverdrossen auf Innovationen setzte. Fotos transportieren hier das „Narrativ des technischen Fortschritts“ (S. 91), ein Anspruch, für den auch viele technische Bauten stehen. Im wahrsten Sinne herausragend: die hohe Esse in Halsbrücke, die mit 140 Metern der höchste Schornstein der Welt und als Postkartenmotiv beliebt war. Ausführlich geht die Autorin auf das sogenannte Schwarzenberg-Gebläse ein, ein mit neugotischem Ornament versehenes Balanciergebläse, das nach langer Odyssee auf der Alte-Elisabeth-Fundgrube seine letzte Bleibe fand (S. 228). Am 30. September 1913 war Schicht im Schacht. Zum Erinnerungsfoto auf der Himmelsfürst-Fundgrube hatten sich, entgegen sonstiger Usancen, sogar hochrangige Bergwerksbeamte unter die Arbeiterschaft gemischt (S. 177). Vom Freiburger Fotografen Karl August Reymann (1879–1945) stammt das an diesem Tag gefertigte Porträt eines Bergmannes, der es aufs Titelbild des Buches geschafft hat: in abgewetzter Kleidung, mit Geleucht und Stock in der Hand, Pfeife im Mund und einem Paar Stiefel über der Schulter schaut er in eine ungewisse Zukunft – jedenfalls ist der Betrachter geneigt, dies so zu interpretieren.

Das letzte Kapitel ist überschrieben mit „Traditionspflege und Nationalsozialismus“ (S. 243-280) – eine pointierte Kombination, denn bergmännische Traditionspflege gab es natürlich auch schon vor der Nazi-Zeit. Die letzte große Bergparade

hatte 1905 anlässlich des Besuchs von König Friedrich August III. (1865–1932) stattgefunden. (Auf Seite 243 ist versehentlich vom bereits 1902 verstorbenen Friedrich Albert die Rede.) Im Rahmen nationalsozialistischer „Brauchtumpflege“ wurde auch die bergmännische Folklore systemkonform aufgeladen. Davon zeugen Aufzüge wie die zum Rektoratswechsel der Bergakademie 1933, zu den Olympischen Spielen 1936 und 1938 zur 750-Jahr-Feier der Stadt, bei der ein voluminöser „Silberblock“ präsentiert wurde, der die in Freiberg geförderte Menge des Edelmetalls symbolisieren sollte. Übrigens war 1936/37, im Zuge der damaligen Autarkiebestrebungen, der Bergbau im Revier wieder aufgenommen worden (um 1968/69 abermals eingestellt zu werden). Fotos mit Bergleuten aus dieser Phase finden sich in der Fotothek aber nicht – die Aktivitäten gaben wohl zu wenig her, um propagandistisch ausgeschlachtet zu werden.

Das Buch illustriert eine wichtige Epoche sächsischer Industriegeschichte und wartet nicht nur mit Fotointerpretationen auf, sondern vermittelt viel Hintergrundwissen. (Freilich hätte man sich gewünscht, Informationen zu bestimmten Themen kompakter und nicht über einzelne Kapitel verstreut zu erhalten.) Dass Fotos nicht objektiv sind, sondern die Perspektive des jeweiligen Fotografen abbilden, liegt auf der Hand. Doch es gibt auch Gemeinsamkeiten der Freiburger Bergbaufotografen – etwa die Tatsache, dass sie bei ihrem Tun offensichtlich keine sozialkritischen Ansätze verfolgten. Was zum Teil auch den Gegebenheiten vor Ort geschuldet war: Arbeitskämpfe, wie es sie etwa in den Gruben des sächsischen Steinkohlebergbaus gab, sind aus dem Freiburger Revier nicht bekannt. Möglicherweise lähmte auch das beschlossene Ende des Bergbaus entsprechende Aktivitäten.

Dresden

Dieter Herz

ULRIKE DURA/ANSELM HARTINGER (Hg.), Und ich küsse Dich mit allen Gedanken! Elsa Asenijeff und Max Klinger in Briefen und Bildern. Begleitkatalog zur Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig, 10.6.–20.9.2020, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Leipzig 2020. – 91 S. mit zahlr. farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-910034-84-6, Preis: 8,50 €).

Als im März 2020 das Museum der bildenden Künste Leipzig eine große Ausstellung für Max Klinger (1857–1920) anlässlich seines 100. Todestages eröffnete, wurde zeitgleich nur wenige Schritte entfernt im Stadtgeschichtlichen Museum eine Präsentation zum Leben Elsa Asenijeffs (1867–1941) angeboten. Sie war mehr als zehn Jahre die Lebensgefährtin Klingers und besitzt nicht selten bis heute vor allem den Ruf einer reichlich exzentrischen Frau mit einem schließlich tragischen Schicksal. Dieses nur ungenaue Bild zu korrigieren, war das Anliegen der veranstalteten Präsentation. Ergänzend dazu entstand das hier anzuzeigende Begleitheft, das mit seinem vorgestellten Material zugleich für eine weitere Beschäftigung mit Elsa Asenijeff wirbt.

Die Zuarbeit dafür wird von verschiedener Seite geleistet. So erörtert zuerst RITA JOREK, eine ausgewiesene Forscherin zum Thema seit nun schon Jahrzehnten, einen Zusammenhang von Elsa Asenijeffs Dichtung und Max Klingers Bildern (S. 11–25). Von DORETTE WESEMANN folgt der Bericht zur Psychiatisierung und den Anstaltsjahren der einst Gefeierten (S. 27–31). MARKO KUHN erzählt vom Knut Wolff Verlag als einem frühen Zentrum des literarischen Expressionismus, an dessen Entstehung Elsa Asenijeff vielfältig Anteil hatte (S. 32–35). Danach schildert NADJA STAAB den mehrfach gewachsenen und etwa 1300 Objekte umfassenden Bestand im Stadtgeschichtlichen Museum, enthaltend Klingers und Asenijeffs Briefe sowie einschlägige autografische Zeugnisse, Bilder und Dokumente (S. 37–41). Anhand faksimilierter

Briefe und Autografen, zumeist von Klinger, vermittelt sodann ULRIKE DURA einen Blick in beider Lebensgemeinschaft, deren oft sehr intime Sprache übrigens einen Spiegel in Elsa Asenijeffs Lyrik hat (S. 42-58). Eine sehr nützliche Verstehenshilfe zu den vorangegangenen Ausführungen im Heft bildet der wiederum von RITA JOREK erarbeitete und detailreiche chronikalische Lebensabriss (S. 59-74). Abschließend ist ein Gespräch zwischen Ulrike Dura und Rita Jorek zu lesen, welches Fragen zur persönlichen Entwicklung der Dichterin, auch zu Tochter Désirée und der Enkelin, sowie Bemerkungen zur aktuellen Forschung beinhaltet (S. 75-81). Zuletzt folgt, nochmals von RITA JOREK, eine Bibliografie (S. 82-91), die in akribischer Aufarbeitung sowohl das literarische Werk Elsa Asenijeffs als auch die ihr gewidmeten Beiträge und Erwähnungen vorstellt. Deutlich wird, dass sich inzwischen ein neues, auch internationales Interesse an ihrem Leben und Schrifttum herausgebildet hat. Nicht nur gibt es seit den letzten etwa 25 Jahren wenigstens 14 Neu- oder Nachdrucke aus ihrem Werk, sondern es sind wohl ungefähr 75 Veröffentlichungen, die entweder unter anderem Thema auf ihre Person eingehen oder aber ihr selbständige Untersuchungen widmen.

Als Elsa Asenijeff, die geborene Wienerin, endgültig 1897 zum Studium nach Leipzig kam, lag schon ein bewegtes Leben hinter ihr. Zuvor hatte sie sich von ihrem Mann, einem bulgarischen Ingenieur und Diplomaten, getrennt und den jüngst geborenen Sohn Heraklit in Wien zurückgelassen. Philosophie, mit besonderem Interesse an Friedrich Nietzsche, und Nationalökonomie waren die an der Universität besuchten Fächer. Sie nahm als österreichische Gasthörerin teil, denn in Sachsen war damals das Frauenstudium noch lediglich Ausländerinnen gestattet. Jene Ausgrenzung von jungen Frauen, ihre Hinderung an Bildung, die versagte Gleichstellung in der Männerwelt und das Recht auf ein selbst bestimmtes Leben – das alles waren Themen, die ihr bereits vor der Leipziger Zeit ein Anliegen waren und auch künftig ihr Schrifttum bestimmten. Titel wie „Aufruhr der Weiber und das Dritte Geschlecht“ (1898) oder die autobiografischen „Tagebuchblätter einer Emanicipierten“ (1902) zeigen klar diese Tendenz, die hervorgehoben sich überall in ihren Novellen und Gedichten, im Drama, in Essays, in Zeitungsartikeln und Lesungen findet. Folgerichtig wurde sie 1906 Vorstandsmitglied im Verein für Frauenstimmenrecht. Stärker noch als andere dichtende Frauen ihrer Generation war sie eine deutliche Stimme in Sachen Frauenfrage.

Die Liebe zu Klinger datierte seit 1898. Ihre anfangs teilweise überbordende Form bezogen die Briefe. 1900 erfolgte in Paris, wo Klinger wegen des Metallgusses des Beethoventhrones anwesend war, die Geburt der Tochter Désirée, die dann dort aufwuchs. Ein gegebenes Eheversprechen und die Gründung eines gemeinsamen Hausstandes löste Klinger auch deshalb nicht ein, weil seine Familie eine solche Verbindung ablehnte. Keineswegs war aber, wie gelegentlich in der Literatur zu lesen, Elsa Asenijeff lediglich Geliebte, Modell und Muse. Vielmehr lebten beide in vielfältigem Austausch zu Themen der Kunst, Philosophie und Musik. 1902 verfasste sie eigens eine Studie zu Klingers monumentaler Beethovenplastik, und 1907 gaben beide die Epithalamia (Hochzeitsgesänge) heraus, die sie geschrieben und zu denen Klinger die Zeichnungen geliefert hatte. Bereits 1903 hatten sie fernab der großen Stadt Klingers neues Tusculum, das Weinberghaus bei Großjena, gemeinsam für sich eingerichtet. 1905 gestalteten sie im Auftrag des Deutschen Künstlerbundes die Villa Romana in Florenz zum Studienort für junge deutsche Künstler um. Hinzu kamen zahlreiche Reisen ins Ausland bis in den mediterranen Raum, bei denen ein je spezieller Marmor das Ziel sein konnte. Der Bruch der Partnerschaft wurde eingeleitet, als Klinger die siebzehnjährige Gertrud Bock, zunächst nur sein Modell, 1910 zur neuen Geliebten machte. Befriedigende Erklärungen gab und wollte Klinger Elsa Asenijeff gegenüber nicht geben, und wohl 1914 nahm die lange enge Beziehung ein Ende. Dieser Ablösungsprozess ist bis heute – jetzt zugänglich auch durch das Internet – in der seit 1912 entstehenden Lyrik mitzerleben.

1913 erschien, den Namen der persischen Märchenerzählerin aus Tausendundeiner Nacht aufgreifend, „Die Neue Scheherazade. Ein Roman in Gefühlen“, nochmals untertitelt „Roman der Sehnsucht von Marie zu Magnus“. 1914 folgte „Hohelied an den Ungenannten. Lyrischer Roman“. Von der Forschung ist noch nicht eindeutig geklärt, ob sich die dort enthaltenen Gedichte überwiegend auf Klinger beziehen oder ob sie zum Teil Karl August Lingner (1861–1916), dem bekannten (Odol-)Fabrikanten und Philanthropen, gelten. Man trifft in ihnen auch auf zeitgeschichtliche und patriotische Aussagen, so etwa solche zur Wertschätzung der deutschen Art oder zur Zeppelein-Begeisterung. Doch zumeist ist in den eigentlich als Gedichtbände anzusprechenden Sammlungen eine latente Sehnsucht vernehmbar, die sich erinnernd oder hoffend den fernen Geliebten in den Blick nimmt oder aber überhaupt das Thema Liebe verhandelt. Es fehlt dabei nicht an hocherotischer Bildsprache, die der pruden Wilhelminischen Gesellschaft sicherlich anstößig war. Dessen ungeachtet begegnen unter den Texten jedoch nicht wenige Gedichte, die man aufgrund der Offenlegung und Beschreibung persönlichen Empfindens noch immer als zeitlos, schön und wahr einstufen kann. Auch wurde Lyrik von ihr vertont, so durch Max Reger.

Ab 1916 wurde Elsa Asenijeff von Klinger nicht mehr finanziell unterstützt, sie kam in Wohnungs- und ökonomische Not. 1917 begann nach einer schließlich tätlichen Auseinandersetzung mit dem Gerichtsvollzieher eine soziale Ausgrenzung, die nach Klingers Tod 1920 nochmals zunahm. Etappen hierbei waren, beruhend auf teilweise wenig qualifizierten behördlichen Entscheidungen, Geldstrafe, Gefängnis, Entmündigung wegen Geistesschwäche, Nervenklarinik, Heil- und Pflegeanstalt, zuletzt bis 1941 Versorg- beziehungsweise Armenhaus. So beklemmend im Nachhinein diese traurige Entwicklung auch wirkt, so sollte jedoch ebenso der sehr geltungsbewusste Charakter der Elsa Asenijeff nicht außer Acht bleiben. Korrektur oder Rücknahme der eigenen Person waren für sie eher keine typischen Merkmale. 1913 dichtete sie in der „Neuen Scheherazade“ als Maxime: „Und ich will frei, stolz und allein/ Mein Leben aufrecht tragen/ Und selber mein Schicksal sein“.

Mitunter fallen endgültige Einordnungen bezüglich ihrer Persönlichkeit schwer. Aber das ist gerade das Verdienst des vorliegenden Heftes, dass es viele Anregungen vermittelt, die zur weiteren Aufhellung beitragen können, welche Rolle und Bedeutung Elsa Asenijeff einst in Leipzigs Öffentlichkeit, in der Frauenrechtsfrage und als Dichterin im deutschen Expressionismus wahrnahm.

Leipzig

Gerhard Graf

EVA BLIMLINGER/HEINZ SCHÖDL (Hg.), Die Praxis des Sammeln. Personen und Institutionen im Fokus der Provenienzforschung (Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung, Bd. 5), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2014. – 412 S., 35 s/w u. 25 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-205-79601-5, Preis: 45,00 €).

Manche Themen sind zeitlos, weil sie von dauerhafter Aktualität sind. Dies trifft auf das komplexe Feld der NS-Provenienzforschung umso mehr zu, weil diese sehr spät in den Fokus wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gerückt ist. Erst gut 50 Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur wurde zaghafte begonnen, aufgrund von rassistischer, politisch-ideologischer oder religiöser Verfolgung in sammelnde Institutionen gelangte Objekte zu identifizieren und zu restituieren. Diese Arbeit ist weder abgeschlossen, noch wird sie das in absehbarer Zeit sein.

Der hier besprochene Band, der in der Schriftenreihe der österreichischen Kommission für Provenienzforschung erschienen ist, versammelt Beiträge über einst in

Wien beheimatete Kunstsammlerinnen und -sammler. Österreich verfügt im Gegensatz zu Deutschland über eine gesetzliche Basis, die Sammlungsinstitutionen in staatlicher Verwaltung seit 1998 verpflichtet, ihre Bestände auf NS-Raubgut zu überprüfen und belastete Objekte zu restituieren. Die Kommission für Provenienzforschung ist für die Erforschung der Bundesmuseen und Sammlungen zuständig.

Nicht alle im Band dargestellten Lebenswege sind mit den Auswirkungen der NS-Diktatur nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 verbunden; das Schicksal der zusammengetragenen Sammlungen aber sehr wohl. Ziel der Beiträge ist, deren Bandbreite sowie der mit den Sammlungen verbundenen Akteurinnen und Akteure am Beispiel Wiens vom 19. Jahrhundert bis 1938 aufzuzeigen. Darunter sind Gemälde und Skulpturen (zum Beispiel SUSANNE HEHENBERGER/MONIKA LÖSCHER, „Die Sammlung Gustav Benda“, S. 13-29; HAROLD H. CHIPMAN/LEONHARD WEIDINGER, „Ein Enthusiast für Industrie und Kunst – Willbald Duschnitz“, S. 71-98), Botanica (CLAUDIA SPRING, „So schön wie in Schönbrunn schneit es nirgends auf der Welt“. Der Sammler, Forscher und Publizist Ernst Moritz Kronfeld“, S. 31-70), Bücher (OLIVIA KAISER-DOLIDZE/MARKUS STUMPF, „Wien – London und retour? NS-Provenienzforschung an der Fachbereichsbibliothek Kunstgeschichte der Universität Wien“, S. 319-338) und Asiatica (GABRIELE ANDERL, „Nicht einmal abschätzbarer Wert ...“. Anton und Walter Exner – Kunsthändler, Stifter, Nationalsozialisten – und ihre Sammlung asiatischer Kunst in Wien“, S. 339-405). Die dargestellten Sammlungen umfassten meist nicht nur eine Objektgattung, sondern ganz unterschiedliche, denn wer sich für die Welt des Theaters interessierte, verwarhte unter anderem Grafiken, Manuskripte, Fotografien und Bücher (PIA SCHÖLNBERGER, Emil Geyer – Ein Sammler im Verborgenen, S. 135-160). Im Zuge der „Verwertung“ durch Verkauf oder Abgabe an sammelnde Institutionen kam es dann zu einer Zerstreuung der Objekte: Institutionen übernahmen, was zu ihrem jeweiligen Sammlungsprofil passte.

Anhand individueller Schicksale werden in den Beiträgen des Bandes einerseits die Praktiken des Sammelns von Kunst- und Kulturobjekten durch Privatpersonen, andererseits aber auch die Mechanismen der freiwilligen und erzwungenen Veräußerung, Enteignung und Verwertung im Nationalsozialismus dargestellt. Nicht reine Objekt- oder Sammlungsgeschichten werden erzählt, auch wenn diese oft Ausgangspunkt der Betrachtungen sind. Vielmehr verknüpfen die Autorinnen und Autoren die Biografien der sammelnden Akteurinnen und Akteure mit sozialen und politischen Kontexten und machen dadurch sehr deutlich, dass Sammlungen immer Lebensgeschichten sind. Ihre Entstehung, Geschichte und Zusammensetzung zeigen die Interessen, ökonomischen Möglichkeiten und Netzwerke der ehemaligen Eigentümerinnen und Eigentümer auf. Die Schicksale der Sammlungen ab 1938 wiederum verdeutlichen die Prozesse der Enteignung und Verwertung, der physischen Vernichtung vor allem jüdischer Wienerinnen und Wiener, aber auch den Versuch ihrer ideellen Tilgung aus der Sammlungs- und Kulturgeschichte der Stadt. Die meisten der im Band aufgezeigten Kollektionen weisen dabei ähnliche Schicksale auf: „Der Verbleib von etlichen [Kunstwerken] konnte bis heute nicht geklärt werden.“ (S. 176); „Ein Großteil [...] ist jedoch bis heute verschollen geblieben.“ (S. 200); „Somit zählt auch die Sammlung [...] zu jenen [...], die durch das NS-Regime unwiederbringlich zerschlagen worden sind.“ (S. 219). Die Aufgabe der NS-Provenienzforschung ist es, die Besitzgeschichte von Objekten zu klären, diese gegebenenfalls zu restituieren, Sammlungen zu rekonstruieren und an die Schicksale der Sammlerinnen und Sammler zu erinnern. Dies ist nicht nur eine Angelegenheit, die Kultureinrichtungen noch für Jahrzehnte beschäftigen wird, sondern auch eine europäische, wenn nicht gar globale Herausforderung, weil die Zerstreuung von Sammlungen nicht an Grenzen endet.

Dresden

Nadine Kulbe

DUŠAN KOVÁČ/MILOŠ ŘEZNÍK/MARTIN SCHULZE WESSEL (Hg.), *Erinnern – Ausstellen – Speichern*: Deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Beziehungsgeschichte im Museum (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 21; Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 47), Klartext Verlag, Essen 2017. – 248 S., 17 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-8375-1689-0, Preis: 24,95 €).

Es ist hinlänglich bekannt, dass Museen nicht nur Forschungsstände, kollektive Gedächtnisformationen und Sammlungsprozesse abbilden, sondern zugleich auch politische Debatten anstoßen und öffentliche Wahrnehmungen von Geschichte beeinflussen. Besonders interessant ist vor diesem Hintergrund, Expositionen und Institutionen im Kontext neuer Staatlichkeiten zu untersuchen. Im vorliegenden Sammelband, der auf eine gemeinsame Tagung der Deutsch-Tschechischen und der Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 2010 in Liberec zurückgeht, geschieht dies für eine Region Europas, die im letzten Jahrhundert diverse neue Grenzziehungen und gravierende soziale Veränderungen gesehen hat. Um nur einige Beispiele ab Mitte der 1930er-Jahre zu nennen: Das nationalsozialistische Deutschland gliederte 1938 die von Deutschen besiedelten Randgebiete der Tschechoslowakei ein und annektierte 1939 weitere große Teile ihres Staatsgebietes, von 1939 bis 1945 bestand außerdem die Slowakei als Satellitenstaat des Deutschen Reiches, nach 1945 wiederum befand sich die wiedergegründete Tschechoslowakei als sozialistische Republik in unmittelbarer Nachbarschaft zweier deutscher Staaten, Anfang der 1990er-Jahre wurden schließlich die Tschechische und die Slowakische Republik gegründet.

Der lesenswerte Sammelband widmet sich nun in elf Beiträgen vor allem musealen Präsentationen im deutsch-tschechisch-slowakisch-jüdischen Kontext. Er zeigt insbesondere auf, inwiefern heutige Museen als Leitmedien von Erinnerungskulturen transnationale, miteinander verflochtene Alltags- und Mikrogeschichten, die nationalsozialistischen Verbrechen und die Zwangsmigrationen am Ende des Zweiten Weltkrieges abbilden (können). Überdies bilden auch historische Musealisierungsmomente im Nationalsozialismus einen Gegenstand; ebenso werden überzeugende konzeptionelle Überlegungen für Ausstellungen der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ angestellt.

Im ersten Beitrag widmet sich JAN BJÖRN POTTHAST dem wenig bekannten Jüdischen Zentralmuseum in Prag, das zwischen 1941 und 1945 im Auftrag der SS von einer Gruppe jüdischer Fachleute eingerichtet und betrieben werden musste, während die Juden und Jüdinnen Böhmens und Mährens deportiert und ermordet wurden. Die Sammlung des Museums bestand zu erheblichen Teilen aus Objekten jüdischer Religiosität, jüdischen Brauchtums und jüdischer Geschichte, die den Deportierten abgenommen wurden. Der zweite Aufsatz des Bandes legt ausgrenzende Beziehungsgeschichten in den Dauerausstellungen der jüdischen Museen in Prag und Bratislava nach 1993 dar. Seine Autorin KATALIN DEME kommt dabei zu dem Ergebnis, dass sich beide Museen darum bemühten, das Bild einer gemeinsamen Vergangenheit zu vermitteln, die Juden und Jüdinnen mit der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft verbinde; die Darstellungen geben die vielfältigen, hybriden historischen Kontexte jedoch nur unzureichend wieder und bemühten einseitige, nationale Blickwinkel. Im dritten Beitrag gibt BORIS BÖHM eine Übersicht der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘ im Reichsgau Sudetenland sowie im Protektorat Böhmen und Mähren von 1939 bis 1945 und schildert das heutige Bemühen einer deutsch-tschechisch-österreichischen Arbeitsgruppe, mehr über die Verbrechen und ihre Opfer in Erfahrung zu bringen und die Öffentlichkeit mittels einer Wanderausstellung darüber aufzuklären. Folgend veranschaulicht

ANNA HABÁNOVÁ die Geschichte der Sammlung deutschsprachiger Künstler in den böhmischen Ländern in der Sammlung der Regionalgalerie Liberec; ELENA KURINCOVÁ und ELENA MANNOVÁ widmen sich danach in ihrem Aufsatz der Musealisierung der Geschichte Bratislavas im örtlichen Stadtmuseum, das unter unterschiedlichen politischen Vorzeichen seit rund 140 Jahren tätig ist. Im nächsten Beitrag stellt MARITA KRAUSS die von ihr erarbeitete Konzeption eines Sudetendeutschen Museums in München aus dem Jahr 2008 vor; die Leitidee des Museums, „Zusammenleben“, soll dabei ermöglichen, die Konflikte, Reibungen, Gemeinsamkeiten und Chancen des alltäglichen Neben- und Miteinanders verschiedener Gruppen als Thema europäischer Geschichte zu exponieren. KRISTINA KAISEROVÁ und MIROSLAV KUNŠTÁT schließen thematisch mit ihrem Text an diese Ausführungen an, indem sie die Behandlung der Geschichte der deutschen beziehungsweise deutsch-jüdischen Bevölkerung in den böhmischen Ländern im Collegium Bohemicum (Ústí nad Labem) zum Konzept des Sudetendeutschen Museums in Verbindung setzen. Die nachstehenden konzeptionellen Überlegungen von MARTIN SCHULZE WESSEL, K. ERIK FRANZEN, CLAUDIA KRAFT, STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM, TIM VÖLKERING, VOLKER ZIMMERMANN und MARTIN ZÜCKERT für Ausstellungen der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ werden ergänzt um die Gesamtkonzeption für die Arbeit der Stiftung aus dem Jahr 2012. Die konzeptionellen Überlegungen der sieben Autoren und Autorinnen sind einleuchtend und wohl durchdacht; insbesondere die vier gewählten problemorientierten Zugänge sowie das Ausstellungsprinzip der topografischen Modularisierung überzeugen durch eine gelungene Verbindung der Komplexität der historischen Ereignisse mit den Möglichkeiten von Geschichtsvermittlung. Der kategoriale Unterschied zwischen Vertreibungen auf der einen und der Shoah, dem Völkermord an den Sinti und Roma sowie der systematischen Ermordung anderer Gruppen auf der anderen Seite, den die Autoren und Autorinnen zu Recht formulieren, wird so auch nochmals deutlich. IVAN KOČÁK und MAREK SYRŇÝ beleuchten folgend das Bild der Deutschen und Deutschlands in den Dauerausstellungen des Museums des Slowakischen Nationalaufstandes zwischen 1969 und 2004. Der abschließende Beitrag des Bandes stammt von MICHAL SCHVARC, der sich mit dem slowakischen Museum für die Kultur der Karpatendeutschen auseinandersetzt, dessen heutige Ausstellungsinhalte sich im transnationalen, politischen Spannungsfeld zwischen karpatendeutscher Geschichtsdeutung und slowakischer Historiografie bewegen.

Berlin

Sarah Kleinmann

Lokal- und Regionalgeschichte

MARTIN CLAUSS/FRANK-LOTHAR KROLL, Chemnitz. Kleine Stadtgeschichte, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2019. – 174 S. mit zahlr. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-7917-3028-8, Preis: 14,95 €).

Nützliche Bücher müssen nicht groß und schwer sein. Auch wenn sie sich mit einer Großstadt und jahrhundertelanger Geschichte beschäftigen. Seit Jahren gibt der Regensburger Verlag Friedrich Pustet die Reihe „Kleine Stadtgeschichte“ heraus, in der bisher fast fünfzig kompakte historische Stadtporträts erschienen. Das Spektrum reicht dabei von kleineren und mittleren Städten, wie Hof oder Weimar, bis zu den deutschen Metropolen München und Hamburg. Vor noch nicht allzu langer Zeit, im Dezember 2019, kam nun ein solches Handbuch zur Geschichte von Chemnitz hinzu. Die Autorenschaft des knapp 175 Seiten umfassenden Bändchens teilen sich zwei

„Neu-Chemnitzer“, die als Historiker an der Technischen Universität wirken: Frank-Lothar Kroll ist seit 2004 Inhaber der Professur „Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Prodekan der Philosophischen Fakultät, Martin Clauss seit 2014 Inhaber der Professur für „Geschichte Europas im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit“. Beteiligt waren außerdem wissenschaftliche Mitarbeiter und Studenten. Der Mittelalterexperte Clauss bearbeitete die Entwicklung von der Stadtentstehung bis ins 17. Jahrhundert, der auf jüngere Geschichte spezialisierte Kroll setzt mit der Entwicklung bis in die Gegenwart fort.

Den Anlass, eine neue, kompakt gehaltene Stadtgeschichte zu schreiben, bot das Jubiläum „875 Jahre Chemnitz“, welches die Stadt 2018 mit einem Festjahr beging. Dass das Ergebnis erst ein Jahr später erschien, könnte durchaus beabsichtigt gewesen sein, betont die gemeinsame Einleitung der Autoren doch die Fragwürdigkeit derartiger Aktivitäten, die im Historismus der wilhelminischen Zeit wurzeln und sich häufig nicht mehr mit dem in Einklang bringen lassen, was die Forschung inzwischen an neuen Erkenntnissen hervorgebracht hat. Gleichwohl betonen die Autoren, dass solche Anlässe immer Gelegenheit bieten, sich „neu“ mit Geschichte und Gegenwart auseinanderzusetzen. Sie wecken damit Erwartungen, denen das Buch allerdings nicht durchgängig gerecht wird.

Neue Ansätze bietet vor allem der erste Teil zum Mittelalter, in dem Fragezeichen durchscheinen. Martin Clauss schließt sich hier den Erkenntnissen der Archäologen an, nach denen die Entstehung der Stadt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu datieren ist und erneuert damit seine Kritik an „1143“. Bereits in seinem Vortrag im Jubiläumsprogramm hatte er sich mit der Klosterurkunde aus jenem Jahr beschäftigt, in welcher der Ort Chemnitz erstmalig erwähnt wird und die deshalb als das „Gründungsdokument“ der Stadt gilt. Doch was ist von einem Dokument zu halten, dessen Siegel gefälscht ist und bei dem Textpassagen nachweislich verändert wurden? Wer hat hier wann und warum Hand angelegt? Die detaillierte Erörterung dieses „Kriminalfalls“ würde den Rahmen eines solchen Kompendiums sprengen, Clauss betont aber das Spannungsverhältnis zwischen Reich, Territorialherrschaft (Wettiner), Kloster und Stadt, unter dem sich die mittelalterliche Entwicklung vollzog. Er weist darauf hin, dass Dokumente in diesem Kontext betrachtet werden müssen. Schon länger weiß man aus als authentisch geltenden Urkunden, dass die Auseinandersetzungen im Falle der Stadt bereits Anfang des 14. Jahrhunderts entschieden waren – gegen das Reich und zugunsten der Landesherrn. Doch was war mit dem Kloster?

Die historischen Darstellungen des Buches ergänzen – grafisch leider nicht ganz schlüssig – immer wieder nützliche Einschübe mit weiterführenden Daten und Hinweisen zum „Hintergrund“. Eine solche Einfügung weist explizit auf das „Chemnitzer Urkundenbuch“ hin, eine Quellensammlung zur mittelalterlichen Geschichte, die der Archivar Hubert Ermisch bereits 1879 herausgegeben hatte und die bis heute als die Grundlage der Chemnitzer Geschichtsschreibung angesehen wird – „auch wenn Sie nicht in allen Details dem Stand der heutigen Forschung entspricht“, wie Clauss treffend anmerkt. Ergänzung findet dieser kritische Einschub mit der Adresse, unter welcher das Urkundenbuch inzwischen für jedermann abrufbar im Internet zur Verfügung steht. Es muss Aufgabe der Zukunft sein, diese bald 150 Jahre alte Sammlung Ermischs weiter kritisch aufzuarbeiten, hält das eine oder andere bisher übersehene oder unbearbeitete Dokument doch möglicherweise Überraschungen bereit. Wie verhält es sich beispielsweise mit der im Juli 1308 ausgestellten Urkunde (Codex diplomaticus Saxoniae regiae, Bd. II/6, Leipzig 1879, Nr. 327), in welcher der Meißner Markgraf Friedrich dem Benediktinerkloster bescheinigt, es ab sofort in seinen Schutz zu nehmen? Ist das nicht ein deutlicher Hinweis darauf, dass nach der Schlacht von Lucka nicht nur die Stadt Chemnitz, sondern auch das Kloster vor ihren Toren unter die

Herrschaft der Landesfürsten wechselte? War die Benediktinerabtei ab diesem Zeitpunkt also gar nicht mehr „reichsunmittelbar“ und wurde dies möglicherweise erst im Vorfeld der Reformation wieder zum Thema, als die Abwicklung des Klosters bevorstand? Es ist zu wünschen, dass Martin Clauss und sein Team hier weiter Forschung betreiben, um solche wichtigen Fragen zu klären.

Ausgehend vom Mittelalter führt der Text weiter durch die Jahrhunderte der Chemnitzer Geschichte bis in die Gegenwart. Dabei überrascht, welche Informationsfülle sich hinter einem reichlich 170 Seiten umfassenden Taschenbuch verbergen kann. Es gelingt, allen großen Entwicklungsetappen und Zäsuren der Stadtgeschichte gerecht zu werden. Sogar für Exkurse und erhellende Details bleibt an vielen Stellen Platz. Versiert führen die Autoren bereits länger existierende Veröffentlichungen und jüngere Forschungsergebnisse zusammen. Verschiedentlich werden erhellende Schlussfolgerungen für das heutige Verständnis gezogen, etwa wenn Frank-Lothar Kroll darauf hinweist, dass von den zahlreichen großen Fabrikanlagen aus der Blütezeit des Industriealters heute nicht eine einzige mehr vollständig als solche genutzt wird.

Es liegt in der Natur der Sache, dass es in einem Text, der sich überblicksweise mit hunderten Jahren Geschichte beschäftigt, auch zu Fehleinschätzungen kommen kann. Wenn zum Beispiel von „atemberaubender Geschwindigkeit“ der industriellen Entwicklung ab den 1830er-Jahren die Rede ist und dies in den Zusammenhang mit dem damals revolutionären Verkehrsmittel Eisenbahn gebracht wird. Tatsächlich hatte sich 1835 in Chemnitz ein Eisenbahnverein konstituiert und bereits 1839 wurde hier die erste Dampflok hergestellt. Der Anschluss an das Eisenbahnnetz erfolgte – wie richtig bemerkt wird – jedoch erst 1852. Das sich über Jahre zäh dahinschleppende Projekt wurde zu einem der Aufreger des Vormärz in der Region und Eisenbahnaktivisten, wie Jacob Bernhard Eisenstück, gehörten zu den Protagonisten der revolutionären Ereignisse von 1848/49.

Mögen solche Details für den historischen Überblick noch verzichtbar sein, gibt es jedoch auch gravierendere Fehlstellen im Buch. Hier enttäuscht insbesondere der Abschnitt „Blütezeit der Manufakturen und Beginn des Fabrikzeitalters“ (S. 68-70), der sich mit dem 18. und frühen 19. Jahrhundert beschäftigt und von Unkenntnis neuer Forschungsergebnisse geprägt ist. Zwar wird darauf verwiesen, dass spätestens seit Beginn des 18. Jahrhunderts die Baumwollverarbeitung das örtliche Textilgewerbe dominierte, aber darauf verzichtet, deutlich herauszustellen, dass in Chemnitz (wie in Manchester!) ein nicht heimischer Rohstoff zum Ausgangspunkt der Entwicklung industriekapitalistischer Verhältnisse wurde. Wo kam die Baumwolle her und wie wurde sie – ohne direkte Anbindung an einen Seehafen – nach Chemnitz gebracht? In Vorträgen und ersten Veröffentlichungen haben das Schloßberg- und das Industriemuseum sowie der Geschichtsverein in den letzten Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass dabei Aktivitäten von Geschäftsleuten aus dem Osmanischen Reich eine Rolle spielten. In Kooperation mit einheimischen Kaufleuten und geduldet vom Staat etablierten sich ab 1764/65, also unmittelbar nach Ende des Siebenjährigen Krieges, für mehrere Jahrzehnte mazedonische Baumwollhandlungen. Verbunden waren diese Vorgänge mit der Außerkraftsetzung des Leipziger Großhandelsprivilegs, dem Niedergang zünftiger Handwerksorganisation und des Verlagswesens oder der Ansiedlung weiterverarbeitender Fabrikbetriebe, vor allem von Kattundruckereien. Die Gründung der ersten Baumwoll-Spinnfabrik 1799 im Vorort Harthau war demnach nicht der „Urknall“, als der er immer wieder beschrieben wird, sondern die Folge von Prozessen, die bereits Jahrzehnte vorher begonnen hatten. Es ist schade, dass diese herausragende Besonderheit der Chemnitzer Geschichte, ein „Alleinstellungsmerkmal“ mit internationaler Bedeutung, im Buch nicht die angemessene Berücksichtigung gefunden hat.

Der letzte Abschnitt birgt dann bedauerlicherweise eine weitere kleine Enttäuschung, indem offenbar wird, dass fast dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung die

Ost-West-Problematik in Chemnitz noch immer nicht vollständig bewältigt ist. Unter der Überschrift „Gegenwart und Zukunft“ (S. 152-158) würdigt Frank-Lothar Kroll unter anderem die Kunstsammlungen Chemnitz, die in den letzten zwanzig Jahren mit viel beachteten Projekten zur Veränderung des Images der Stadt beigetragen haben. Die Großausstellung von 2012 „Die Peredwischniki – Maler des russischen Realismus“ nimmt er zum Anlass, um anzumerken: „Es war vor allem letztgenannte Präsentation, die das Chemnitzer Publikum erstmals umfassend mit den kulturellen Leistungen des alten Russland vor dessen Vernichtung und Verdammung durch den Bolschewismus bekannt machte“ (S. 154). Bei Lesern, die in der DDR aufgewachsen sind, muss dieser Satz Kopfschütteln hervorrufen, gehörten Werke der Peredwischniki doch nicht nur zum Kanon des Kunsterziehungsunterrichts der allgemeinbildenden Schulen, sondern waren darüber hinaus auch als Reproduktionen – etwa in Form von Beilagen in der Kinderzeitschrift „Fröhlich sein und Singen“ – im Alltag reichlich präsent. Der Zuspruch zur Ausstellung 2012 erklärte sich wohl auch daher, dass ehemalige DDR-Bürger und hier lebende Aussiedler aus der früheren Sowjetunion Gelegenheit bekamen, Werke im Original zu sehen, die in der Zeit des Sozialismus Teil ihres „Bildgedächtnisses“ geworden waren. Es wäre sinnvoll, bei der Bearbeitung ostdeutscher Geschichte Menschen, die diese Zeit selbst erlebt haben, zumindest beratend hinzuziehen. Solche Fehler wären dann vermeidbar und es müsste weniger Kritik an einem Buch geübt werden, das in seiner Gesamtheit durchaus als gelungen bezeichnet und als Einstieg in die Chemnitzer Geschichte empfohlen werden kann.

Chemnitz

Peer Ehmke

HELMUT BRÄUER, Johann Gottlob Richter und seine Chemnitzer Chronik (1734), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2018. – 69 S., 7 farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-96023-172-1, Preis: 14,00 €).

Für die kommunale Geschichtsschreibung sind städtische Chroniken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit außerordentlich bedeutsam. Sie bieten eine Vielzahl an Informationen zur Geschichte einer Stadt, geben Einblicke in die politisch-dynastischen und kirchlich-religiösen Entwicklungen oder weisen auf innerstädtische Konflikte hin. Helmut Bräuer hat sich nahezu sein gesamtes Forscherleben mit Stadtchroniken beschäftigt. Unter anderem fasste er 2009 in einem Überblickswerk die im obersächsisch-lausitzischen Raum vorhandenen chronikalischen Gesamtdarstellungen, Annalen und Quellensammlungen zusammen (H. BRÄUER, *Stadtchronistik und städtische Gesellschaft*, Leipzig 2009). Den Impuls zu dieser Arbeit hatte damals die Chemnitzer Chronik gegeben, die in den Vergleich der etwa 160 beachteten Werke einbezogen wurde. Die vorliegende Publikation widmet sich dieser Chronik nunmehr ausführlicher und stellt deren Verfasser Johann Gottlob Richter († 1749) näher vor.

Zunächst wird der Blick auf die spärliche historiografische Überlieferung von Chemnitz und den Forschungsstand gelenkt, der als übersichtlich gelten darf. Den ersten Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte von Chemnitz stellt Richters „Historische Nachricht von denen vornehmsten Denckwürdigkeiten der Stadt Chemnitz“ dar. Sie entstand in den frühen 30iger-Jahren des 18. Jahrhunderts. Die Druckschrift umfasst 276 Seiten, ist chronologisch angelegt, nach Paragraphen gegliedert und spannt einen Bogen vom 7. bis zum 18. Jahrhundert. Sie versammelt die typischen Elemente von Chroniken dieser Epoche, wie etwa eine historische Beschreibung der Stadt, Annalen (also nach Jahren geordnete Notizen zu städtischen Ereignissen) sowie Listen der Inhaber wichtiger städtischer Ämter wie Superinten-

denten, Diakone, Bürgermeister oder Rektoren. Einen großen Umfang nehmen die Tagebuchaufzeichnungen eines Anonymus aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein, die Richter in Schriftform vorlagen und die er umfassend in seine Chronik einarbeitete. Diese schildern die schwierigen Zustände in der Stadt, die Betroffenheit der Bürger und die Schäden durch die Kriegszüge der beteiligten Parteien. Für die historische Forschung liefert die Chronik umfassendes Quellenmaterial, unter anderem werden Urkunden im Wortlaut wiedergegeben oder die Grabinschriften auf dem Kirchhof der Johanniskirche abgedruckt.

Bräuer betont einleitend, dass zur inhaltlichen Auswertung einer Chronik auch „eine Portion Wissen über den Verfasser“ gehört (S. 9). Mit Ausführungen über Richters Beweggründe zur Anfertigung des Werks (S. 37-45), seinem allgemeinen Geschichtsbild (S. 46-56) sowie seinem sozial-politischen Denken (S. 56-66) versucht Bräuer, sich auf verschiedenen Wegen dem Verfasser anzunähern. Wie mühsam es ist, trotz guter Kenntnis der Archivalien Informationen zu Chronisten aufzuspüren, wird auch in diesem Fall wieder einmal deutlich. Mit großem Aufwand hat Bräuer für die biografische Skizze viele Mosaiksteine – insbesondere aus den Beständen des Chemnitzer Stadtarchivs – zusammengetragen. Dennoch bleibt das Lebensbild Richters lückenhaft. In seiner Geburtsstadt Annaberg hatte er als studierter Jurist verschiedene Ämter inne, ohne dass sich seine Funktionen genau fassen lassen. Wesentlich besser nachvollziehbar sind seine Bewerbung und Anstellung in Chemnitz als Stadtschreiber und Syndikus sowie seine damit verbundenen Aufgaben, die detailliert anhand von Akten zum Stadtschreiberdienst, Rechnungen und Ratsprotokollen belegt werden. Den weiteren Karriereverlauf, die familiären Verhältnisse sowie die Besitzungen führt Bräuer zusammen, ehe er in einem zweiten Schritt nach den Motiven Richters zur Anfertigung der Chronik fragt. Aus dem Vorwort des Werks wird deutlich, dass dieser die anonyme Schrift fortsetzen und auf einer gewissen ‚Quellenbasis‘ die Bürger zu einer Auseinandersetzung mit der städtischen Vergangenheit anregen wollte, um gleichzeitig ein städtisches Bewusstsein zu wecken. Er nutze seinen Einblick in die schriftliche Überlieferung des Rates, um historisches Wissen zu sammeln, und seine Kontakte zur städtischen Gesellschaft, um sich über historisches Wissen auszutauschen. Im Mittelpunkt der Chronik steht die Bürgerschaft und – wie so häufig in der frühneuzeitlichen Stadtchronistik – der Vergleich zwischen städtischer Vergangenheit und Gegenwart, das heißt in Richters Chronik zwischen den Leiden der Bevölkerung unter den kriegerischen Auseinandersetzungen des Dreißigjährigen Krieges und dem durch den Autor dargestellten Aufschwung und der Weiterentwicklung der Stadt am Anfang des 18. Jahrhunderts.

Bräuer leistet mit dieser Studie einmal mehr einen wichtigen Beitrag zur Erforschung sächsischer Chroniken. Ihm gelingen neue Erkenntnisse über den Autor und über dessen Motivation und Geschichtsbild, die deutlicher konturiert werden. Ergänzend regt Bräuer weitere Forschungsfragen an. Beispielsweise ist zu prüfen, warum Richter keinen Bezug auf die ungedruckte Chemnitzer Chronik Michael Klimpers (1657–1729) nahm, obwohl dieser als Kammerschreiber in seinem unmittelbaren Umfeld tätig war (eine Transkription dieses Werks auf CD-ROM findet sich im Stadtarchiv Chemnitz unter der Signatur gc 9). Richters Werk, von dem nur noch wenige Originale vorliegen, ist als digitalisierte Ausgabe in der Bayerischen Staatsbibliothek verfügbar (<http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10020704-6>) und kann auf diesem Weg leicht zugänglich für weitere Forschungen ausgewertet werden. Somit bleibt zu hoffen, dass lokalgeschichtliche Untersuchungen zu den Chemnitzer Chroniken folgen. Den Weg dazu hat Bräuer mit seinen unentbehrlichen Monografien gebahnt.

Dresden

Jens Klingner

BERND-LUTZ LANGE/ANDREA LORZ, Jüdische Spuren in Leipzig, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Passage-Verlag, Leipzig 2016. – 128 S., 87 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95415-045-8, Preis: 10,00 €).

MARCO HELBIG, Ephraim Carlebach. Neoorthodox Rabbi in a Liberal Town, Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin/Leipzig 2019. – 114 S., 24 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-335-4, Preis: 14,90 €).

SVEN TRAUTMANN/GABRIELE GOLDFUSS/ANDREA LORZ, Eva Wechsberg. Das Jahrhundertleben einer jüdischen Leipzigerin (Jüdische Miniaturen, Bd. 268), Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin/Leipzig 2021. – 88 S., 23 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-429-0, Preis: 8,90 €).

ELLEN BERTRAM, Leipziger Opfer der Shoah. Ein Gedenkbuch, Verlag für Alternatives Energierecht, Leipzig 2015. – 785 S., geb. (ISBN: 978-3-941780-10-1, Preis: 32,95 €).

Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig war in den 1920er-Jahren mit insgesamt rund 12 600 Mitgliedern die mit Abstand größte jüdische Gemeinde Sachsens und die sechstgrößte Gemeinde im Deutschen Reich. Ihre Bedeutung schlug sich auch in den zahlreichen Neuerscheinungen der letzten Jahre nieder. Viele dieser Arbeiten entstanden aus dem Kontext der lokalen Erinnerungskultur heraus: Sie versuchen, die in der Zeit des Nationalsozialismus zerstörte „jüdische“ Geschichte der Messestadt auf verschiedene Weise für ein breites Publikum sichtbar zu machen.

Besonders offensichtlich ist dies bei Bernd-Lutz Langes und Andrea Lorz' Neuauflage von „Jüdische Spuren in Leipzig“. Als kleiner, bebildeter Reiseführer führt das Bändchen an jüdische Orte in der Messestadt. Ausführlicher als CHRISTIAN BÖWES digital abrufbares Buch „Das jüdische Leipzig. Ein kleiner Stadtführer“ (ca. 2013), der 14 Orte und zahlreiche Stolpersteine erschließt, wenden sich Lange und Lorz 22 konkreten Orten des jüdischen Gemeindelebens, den jüdischen Friedhöfen sowie Wohn- und Gedenkortern zu. Im Unterschied zur Erstauflage von 1993 enthält der Band nun auch Beiträge zur Ez-Chaim-Synagoge, zum Geburtshaus des Nobelpreisträgers Sir Bernard Katz, zu Schussheims Wohn- und Arbeitsheimen, dem Königsbau am Augustusplatz und dem Deportationsdenkmal im Hauptbahnhof. Diese Veränderungen, die sich in erforderlichen Aktualisierungen und Präzisierungen der Artikel der Erstauflage dokumentieren, spiegeln den Wandel und die Debatten innerhalb der Leipziger Forschungs- und Gedenklandschaft wider.

Unter der etwas irreführenden Überschrift „Vorwort“ führt die Publikation zunächst in die Geschichte von Juden in Sachsen im Allgemeinen und in Leipzig im Besonderen ein. Diese reicht von der Wiederansiedlung von Juden in der Messestadt über den Aufstieg zur jüdischen Großgemeinde ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart der zurzeit circa 1 300 Mitglieder zählenden Israelitischen Religionsgemeinde. In einer kleinen Chronik am Schluss des Bandes können Leserinnen und Leser die Meilensteine der historischen Entwicklung separat nachvollziehen. Die ersten inhaltlichen Beiträge sind den jüdischen Friedhofsstandorten, deren Geschichten und einzelnen dort bestatteten Persönlichkeiten gewidmet, so etwa dem Areal des ehemaligen Israelitischen Friedhofs im Johannistal, wo sich heute eine Gartenanlage befindet. Deutlich wird, dass lokale Erinnerungspolitik oftmals einen langen Atem braucht. Beispielsweise seien Anfang der 1990er-Jahre angestellte Überlegungen zur Aufstellung eines Gedenksteins am ehemaligen Standort „noch nicht in die Tat umgesetzt“ (S. 15) worden. In den Beiträgen zum Alten Israelitischen Friedhof in der Berliner Straße wurden im Unterschied zur Erstauflage unter anderem die Angaben zu

den Todesumständen des dort beigesetzten Arztes Felix Cohn angepasst. Cohn war während des Pogroms am 10. November 1938 durch Schüsse verletzt worden, an deren Folgen er wenige Stunden später im Polizeigefängnis verstarb (S. 20). Im Beitrag über den Neuen Israelitischen Friedhof an der Delitzscher Straße erfahren die Leserinnen und Leser nunmehr zur Beisetzung von Thorarollen im Jahr 1998, dass diese bei Umbauarbeiten in der Universitätsbibliothek gefunden worden waren (S. 31). Die Thorarollen wurden jedoch nicht „offensichtlich in der Zeit des Novemberpogroms dort eingemauert“ (S. 32), sondern 1939 im polnischen Krośniewice geraubt. 2009 hatte man deshalb einen neuen Grabstein auf dem Friedhof gesetzt. Weitere Beiträge thematisieren Leipziger Gedenkmale für die unter dem NS-Regime in der Stadt verfolgten und während der Shoah ermordeten Menschen jüdischer Religion und Herkunft. Neben dem 2001 neu eingeweihten Gedenkareal an der Gottschedstraße, wo sich bis 1938 die große Gemeindesynagoge befand, dem Gedenkstein zur Erinnerung an die Misshandlungen von Verfolgten während des Novemberpogroms am Ufer der Parthe und dem Denkmal für die aus Leipzig Deportierten im Hauptbahnhof weist der Band auf die inzwischen weit über 300 Stolpersteine hin, die zur Erinnerung an die Verfolgten im öffentlichen Raum in Gehwege eingelassen sind. Eine Liste mit 32 aktuellen Leipziger Straßennamen, die an jüdische Persönlichkeiten erinnern, findet sich am Schluss des Buches (S. 117), vertieft – dies mag der Kürze des Genres geschuldet sein – deren Biografien jedoch nicht. Dies ist insofern schade, als dass man unter anderem die Zuordnung von Rosa Luxemburg hinterfragen kann und sollte. War die spätere KPD-Politikerin, die zwar einer jüdischen Familie entstammte und sich deshalb in ihrer politischen Arbeit immer wieder als „Jüdin“ diffamiert sah, denn wirklich eine „jüdische Persönlichkeit“? Wohl eher nicht.

Der Band führt an weitere Orte ehemaligen und aktuellen jüdischen religiösen Lebens. Neben der Brodnyer Synagoge, die neben dem Görlitzer Gotteshaus als eine von zwei großen Gemeindesynagogen auf dem Gebiet des Freistaats Sachsen die Novemberpogrome überstand und heute als Gemeindesynagoge dient, haben auch die Beth-Jehuda-Synagoge sowie das Wohn- und Bethaus des Rabbiners Israel Friedmann Aufnahme gefunden. Erfreulich ist der nunmehr hinzugekommene Beitrag zur 1938 zerstörten Ez-Chaim-Synagoge, die die größte orthodoxe Synagoge in Sachsen war. Nach wie vor bemüht sich der Bürgerverein Kolonnadenviertel um eine würdige Erinnerung auf dem Areal, das heute als Parkplatz dient (M. SCHÖNHERR, Ez Chaim Synagoge, Radebeul 2021). Orte der Gemeindeverwaltung (Haus Löhrrstraße 10) und der Begegnung (Ariowitsch-Haus) werden ebenfalls vorgestellt. Die weiteren Orte sind die ehemalige Villa Ury, der Königsbau am Augustusplatz, ehemals Standort des Kaufhauses Bamberger & Hertz, sowie die durch den Bankier Hans Kroch initiierte und nach ihm benannte Wohnsiedlung im Stadtteil Neu-Gohlis. Außerdem wird auf die in der Zeit des Nationalsozialismus eingerichteten „Judenhäuser“ hingewiesen. Etwas aus dem Rahmen fällt der Beitrag zum Leipziger Synagogalchor, der keinen konkreten Ort, sondern ein Element jüdischen Kulturlebens abbildet (S. 95).

Es liegt am Wesen eines Stadtführers, dass seine Beiträge zu den einzelnen Orten knappgehalten sind und hier konkret auf die „jüdischen“ Geschichten fokussieren. Ein kleines Literaturverzeichnis mit neueren Publikationen erlaubt jedoch vertiefende Lektüre (S. 121 f.). Die meisten Orte können ohne weiteres erlaufen werden, da sie sich in der Innenstadt befinden und durch eine beigegebene Karte leicht aufzufinden sind. Zudem will die kleine Einführung vernetzen: Sie verweist sowohl auf Bibliotheken, Museen und Archive, in denen sich Dokumente zum jüdischen Leben finden lassen, als auch auf Forschungseinrichtungen und Vereine, die sich mit der Geschichte der Leipziger Juden beschäftigen (S. 97-106). Etwas „altmodisch“ erscheint indessen, dass der Band auf Verknüpfungen zu den Websites der genannten Institutionen wie ins-

besondere auf digitale Projekte zu Geschichte, Erinnerungskultur und Bildungsarbeit komplett verzichtet.

Zu den Orten, die der kleine Stadtführer vorstellt, gehört die ehemalige Volks- und Höhere Israelitische Schule, die nach dem Namen ihres Gründers und wichtigsten Lehrers gemeinhin Carlebach-Schule genannt wurde. Seit 2008 trägt das Gebäude offiziell den Namen des neoorthodoxen Rabbiners und Schulleiters Ephraim Carlebach (1879–1936), dem die kleine, sowohl in deutscher als auch in englischer Sprache vorliegende Studie von Marco Helbig gewidmet ist. Der Autor, auf dessen Promotion das Bändchen aufgebaut ist (DERS., Ephraim Carlebach, Leipzig 2016) und der dessen Biografie musikalisch für die Bildungsarbeit nutzbar gemacht hat – der Text des Carlebach-Raps findet sich am Schluss des Buches (S. 109–113) –, beschreibt dessen Lebensweg als den eines „Grenzgängers“ zwischen neoorthodoxem Judentum und deutscher Bürgergesellschaft (S. 11). Nach kurzen Ausführungen zur Kindheit des in Lübeck als eines von zwölf Kindern geborenen Carlebach sowie seinem Werdegang zum Doktor der Philosophie und Rabbiner, schließt sich ein Abschnitt zu seinem Leben, seiner Familie und seinen sechs Kindern in Leipzig an. Dort war Carlebach ab 1900 als Rabbiner und Lehrer des Talmud-Tora-Vereins und ab 1917 beziehungsweise offiziell ab 1924 als Rabbiner für die gesamte Gemeindeorthodoxie zuständig. Auch dieses Wirken schildert Helbig, wobei er die innergemeindlichen Konflikte mit dem liberalen Rabbiner Felix Goldstein ebenfalls nachzeichnet. Das umfangreichste, mehr als 20 Seiten umfassende Kapitel ist Carlebachs Schulprojekt gewidmet. 1912 gelang ihm die Gründung der Höheren Israelitischen Schule, die ab dem Folgejahr in der Gustav-Adolf-Straße 7 untergebracht war. Diese sei sein „echtes Vermächtnis“ (S. 73). Dass die Integration von neoorthodoxem jüdischem Glauben und den Vorgaben der sächsischen Schulpolitik sich nicht immer einfach gestaltete, zeigt Helbig am Beispiel der Auseinandersetzungen um den Unterricht am Samstag beziehungsweise Schabbat. Carlebach suchte bis zur Gestattung der Unterrichtsfreiheit 1924 immer wieder nach Wegen, diesen zu umgehen (S. 85–87). Nicht nur deswegen wurde er wiederholt und nicht selten persönlich angegriffen, einerseits von Opponenten innerhalb der Israelitischen Religionsgemeinde, andererseits aber auch aufgrund antisemitischer Anfeindungen. Letztere verstärkten sich mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, wodurch die Schule immer mehr zum Anlaufpunkt für Schüler jüdischer Religion und Herkunft wurde. 1936 waren es bereits 1 100, die von 42 Pädagogen unterrichtet wurden (S. 78). Mit dem Rücktritt und der Emigration Carlebachs nach Palästina 1936, wo er noch im gleichen Jahr verstarb, schließt die kurzbiografische Arbeit. Nach den einzelnen Kapiteln findet sich jeweils separat das zugehörige Bildmaterial, darunter viele Schwarz-Weiß-Fotografien Carlebachs und seiner Familie. Insgesamt gibt der Band einen guten Einblick in die Biografie des Rabbiners und Lehrers sowie die Entwicklungen und Konflikte innerhalb der Israelitischen Religionsgemeinde im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Während wissenschaftlich Interessierte auf Helbigs Promotion verwiesen seien, so kann der kleine Band bei seinen eigenen – Helbig ist aktuell Projektleiter und wissenschaftlicher Leiter im Ariowitsch-Haus – und weiteren Projekten im Bildungs- und Kulturbereich eingesetzt werden.

Zu den Schülerinnen der Carlebach-Schule gehörte Eva Wechsberg (geboren 1922). Sven Trautmann, Gabriele Goldfuß und Andrea Lorz lernten Wechsberg im Rahmen des Besuchsprogramms für ehemalige jüdische Leipziger und deren Nachfahren kennen. Auf der Grundlage eines 2019 geführten Interviews sowie weiteren Materials entstand ein Biogramm (S. 8), das in der Reihe „Jüdische Miniaturen“ des Hentrich & Hentrich Verlags erschien. Wechsberg, Tochter des Hautarztes Hans Abelsohn und seiner Frau Käthe – die Familie war assimiliert und gehörte der oberen Mittelschicht der Leipziger Stadtgesellschaft an (S. 14) – war in ihrer Kindheit stark von zio-

nistischem Gedankengut geprägt worden. Die unbeschwerten Tage endeten für sie wie für viele andere als Juden verfolgte Menschen mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933. Die schrittweisen Einschränkungen der ärztlichen Tätigkeit des Vaters infolge der antisemitischen Staatsdoktrin schildert das Bändchen ebenso wie die sogenannte Polenaktion (S. 34 f.) und das Novemberpogrom im Herbst 1938 (S. 35-39): Wechsberg erlebte als Augenzeugin die zerstörte Synagoge, die Misshandlungen von Verfolgten im Flussbett der Parthe und aufgrund ihrer Arbeit im Eitingon-Krankenhaus jene Verletzten, die nach dem Pogrom aus dem Konzentrationslager zurückgekehrt waren (S. 41 f.). Im März 1939 emigrierte Wechsberg mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern in die USA. Der Vater war bereits 1938 ausgeweisert. Die Verfasserinnen und der Verfasser schildern, welchen Schwierigkeiten vor dem Neuanfang im Exil zu begegnen war. Sie präsentieren auch Wechsbergs Biografie nach dem Zweiten Weltkrieg: ihre beiden Ehen, ihr berufliches wie ehrenamtliches Wirken, Familie und Freunde – darunter eine Leipzigerin, die sie aus Kindheitstagen kannte, und weitere ehemalige Leipzigerinnen und Leipziger, die als Juden in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt worden waren. Erstmals kehrte Wechsberg in den 1980er-Jahren nach Leipzig zurück, wo sie sich nach 1990 um Restitution bemühte. Das Besuchsprogramm für ehemalige jüdische Leipzigerinnen und Leipziger und ihre Nachfahren – dem Thema ist ein kurzer Einschub gewidmet (S. 58-61) – führte sie 1996 erneut und seitdem immer wieder in die Messestadt, wo sie als Zeitzeugin auftrat. Nachworte ihres Leipziger Freundes BERND-LUTZ LANGE und aus ihrer eigenen Feder beschließen das kleine Bändchen.

Insgesamt spiegelt die Publikation damit vieles von dem wider, was aus den vielen Erzählungen anderer Zeitzeugen, die im Nationalsozialismus als Juden verfolgt waren, so oder so ähnlich für Leipzig bereits bekannt ist – insbesondere mit Blick auf die Verfolgung. Für diese ist Wechsbergs Biografie zunächst nur ein weiterer individueller Beleg. Gleichwohl hat die Lebensgeschichte vor allem aufgrund der geschilderten Wiederannäherung Wechsbergs an Leipzig nach 1945 insbesondere für die Erinnerungs- und Bildungsarbeit vor Ort ihren Wert.

Während Carlebach und Wechsberg die Emigration gelang, bedeuteten die nationalsozialistische Judenpolitik und die Shoah für hunderte andere Personen, die als Juden verfolgt wurden und deren Biografien mit Leipzig verknüpft waren, den Tod. 5 418 Namen hat Ellen Bertram, eine der besten Kennerinnen dieses dunklen Kapitels der Geschichte, im Gedenkbuch für die „Leipziger Opfer der Shoah“ zusammengetragen. Bereits 2001 hatte sie ein Erinnerungsbuch mit knapp 2 000 Namen vorgelegt (DIES., Menschen ohne Grabstein, Leipzig 2001), das sie auf der Grundlage ihrer neuen Rechercheergebnisse umfangreich erweitern konnte. Eine Datenbank mit den Leipziger Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft – also nicht nur den als Juden verfolgten – ist über die Stadt Leipzig zugänglich (<http://gedenkbuch.leipzig.de/willkommen.aspx>, Zugriff 14. Juli 2021) und versammelt auch die von Bertram zusammengetragenen Biogramme. Die Datenbank führt zudem zusätzlich auch als Juden Verfolgte auf, die wie etwa Julius (1856–1933) und Olga Block (1856–1937) in Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus lebten, aber offenbar nicht Opfer direkter Gewaltmaßnahmen wurden. Leider suggeriert ihre Aufnahme in die Datenbank aber genau das. Bertrams Buch ist darin präziser. Es erinnert nicht nur an jene Menschen, die direkt aus Leipzig deportiert oder hier Opfer der Verfolgung wurden, sondern auch an jene ehemaligen Leipzigerinnen und Leipziger, die aus ganz Europa in den Mahlstrom der Shoah gerieten. Ausführlich dargestellt werden in der umfangreichen Einführung insbesondere die Formen der Diskriminierung und Ausgrenzung ab 1933, mit der sich nicht nur die Binnenmigration, sondern auch die Emigration von in Leipzig als Juden verfolgten Menschen verstärkte. Kenntnisreich schildert Bertram die Etappen der Ver-

folgung, die sich 1938 mit dem Pogrom nochmals verschärfte. Einen längeren Abschnitt verwendet sie auf die Darstellung der Auswanderung in andere europäische Länder, für die sie mit Fokus auf die ehemaligen Leipziger Verfolgten die Deportation und Ermordung im Allgemeinen nachzeichnet. Deutlich wird, dass sich für viele der Emigrantinnen und Emigranten im europäischen Ausland die Verfolgung unter deutscher Besatzung oder unter mit dem Deutschen Reich verbündeten Kollaborationsregimen fortsetzte. Wie akribisch Bertram zu den Schicksalen recherchiert hat, zeigt sich darin, dass sie auf Ermordungen im Rahmen der Euthanasie („T4“) und der Häftlingseuthanasie („14f13“) zwischen 1940 und 1944 eingeht (S. 72-74). Ausführlich schildert sie zudem die von Januar 1942 bis Februar 1945 erfolgenden neun Deportationstransporte aus Leipzig, die in drei Fällen direkt ins Vernichtungslager Auschwitz und in den anderen ins euphemistisch als „Altersghetto“ umschriebene Lager Theresienstadt führten. Von den 1 830 mit diesen Transporten deportierten Menschen überlebten die Shoah gerade einmal 267 Personen (S. 75).

Auf über 650 Seiten führt der Band schließlich Namen, Lebensdaten, Staatsangehörigkeit, Berufe und Zwangsarbeit, Tätigkeiten für die Israelitische Religionsgemeinde, Angaben zum Aufenthalt und der letzten bekannten Wohnadresse in Leipzig, verwandtschaftliche Beziehungen sowie Angaben zu Ausweisung, Flucht, Emigration, Deportation und Ermordung an, soweit diese bekannt sind. So erschütternd diese umfangreiche Datensammlung hinsichtlich der Shoah im Allgemeinen ist, so ist sie für die Erinnerungsarbeit vor Ort wie auch die Forschung von unschätzbarem Wert. Die Übersicht verdeutlicht, dass das mörderische Potenzial der nationalsozialistischen Verfolgung bereits nach der Machtübernahme 1933 einsetzte – wie etwa der Freitod des polnischstämmigen Metallhändlers Abraham Heinrich Ackermann (1879–1934) (S. 125) zeigt – und bis zum Kriegsende anhielt beziehungsweise in den Folgen auch darüber hinaus nachwirkte. Für letzteres sei das Beispiel von Helene Slagter (1892–1945) genannt, die die Lager Westerbork, Bergen-Belsen und Theresienstadt überlebte, im April 1945 im brandenburgischen Tröbitz befreit wurde, jedoch am 16. Mai 1945 verstarb (S. 669). Die Datensätze machen zudem Migrationsprozesse vor und insbesondere im Kontext der Verfolgung in der NS-Zeit sichtbar. Ebenso können sie als Quelle zur Analyse der Berufe oder der verwandtschaftlichen Netzwerke der Verfolgten herangezogen werden. Was fehlt, sind Angaben zum religiösen beziehungsweise jüdischen Selbstverständnis der Verfolgten. Dadurch hätte gezeigt werden können, dass die rassistische Definition des „Juden“ (S. 12) nicht nur pauschal diskriminierte, sondern viele Verfolgte sich gar nicht mehr als Juden verstanden, weil sie getauft waren, dem Judentum nicht mehr angehörten oder ihm fernstanden. Allerdings ist eine solche Rekonstruktion in vielen Fällen schwierig oder zumindest sehr aufwendig, da es dazu natürlich weiterer ergänzender Quellen bedarf. So bleibt, der jahrzehntelangen Arbeit der Verfasserin, die für ihr Engagement 2018 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, mit Hochachtung zu begegnen.

Insgesamt belegen die hier besprochenen Bände drei Trends innerhalb der Erforschung zur Geschichte von Juden in Sachsen: Erstens gehen nach wie vor die meisten Arbeiten aus dem Kontext der lokalen Erinnerungsarbeit hervor, wobei der Schwerpunkt auf der Zeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung liegt. Zweitens stehen immer noch die Biografien von Juden beziehungsweise von als Juden verfolgten Menschen im Mittelpunkt des Interesses, deren Rekonstruktion und Sichtbarmachung insbesondere für die lokale Erinnerungs- und Bildungsarbeit genutzt werden sollen. Zwar geht etwa Bertram auch auf die Unterstützung für die als Juden Verfolgten ein (S. 69-71). Was jedoch zusätzlich wünschenswert wäre, ist der Blick auf die Verantwortlichen, Täter und Profiteure der Verfolgung, zu denen in den letzten Jahren für Sachsen Arbeiten erschienen sind (für Leipzig etwa: R. GIESEL, Leipzigs national-

sozialistische Oberbürgermeister (1937–1945), in: Leipziger Stadtgeschichte (2011), S. 171–232). Schließlich werden drittens immer wieder Orte jüdischen Lebens und der nationalsozialistischen Judenverfolgung vorgestellt, die teilweise heute als Gedenkort firmieren und auf diese Weise das „Jüdische“ in der Leipziger Stadtgeografie sichtbar machen. An neuen Lokalstudien zur Geschichte des Leipziger Judentums wird es jedenfalls auch in den kommenden Jahren nicht fehlen, wie aktuelle Neuerscheinungen zeigen (Y. RUBOVITCH, *Mit Sportgeist gegen die Entrechtung*, Berlin/Leipzig 2020).

Radebeul

Daniel Ristau

ADOLF DIAMANT, *Juden in Annaberg im Erzgebirge*. Zur Geschichte einer untergegangenen Gemeinde. Unter besonderer Berücksichtigung der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945. Mit einer Dokumentation der noch vorhandenen Grabsteine des zerstörten jüdischen Friedhofs, Reprint, Verlag Heimatland Sachsen, Chemnitz 2016. – XXVIII, 212 S., geb. (ISBN: 978-3-910186-97-2, Preis: 22,80 €).

JÜRGEN NITSCHKE, *Juden in Mittweida*. Eine Spurensuche (Schriftenreihe des Stadtarchivs und Stadtmuseums zur Geschichte der Stadt Mittweida und Umgebung, Bd. 6), Stadtverwaltung Mittweida, Stadtarchiv/Stadtmuseum, Mittweida 2018. – 608 S., 535 Abb., geb. (ISBN: 978-3-00-058501-2, Preis: 34,90 €).

In den letzten Jahren sind mehrere Lokalstudien zur Geschichte der Juden in Sachsen erschienen, die auch die Kleinstädte und Landgemeinden in den Blick nahmen. Zu nennen sind hier die Arbeiten von NORBERT LITTIG zur Familie Schönwald in Großröhrsdorf (Erbaut 1928 CS, Wilkau-Haßlau 2008), von WERNER SCHUBERT zu Weißwasser (Beiträge zur Geschichte der Juden in Weißwasser, Weißwasser 2014), von INGRID LEWEK und WOLFGANG TARNOWSKI (†) zu Radebeul (Juden in Radebeul 1933–1945, Radebeul 2008) sowie von MICHAEL DÜSING (†) zu Freiberg („Mein Weg, Herr Oberbürgermeister, ist schon bestimmt.“, Dresden 2011). Weitere Lokalstudien befinden sich in Vorbereitung. Sie erweitern den Blick auf jüdisches Leben in Sachsen, wo sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nur ein Bruchteil der Personen jüdischen Glaubens überhaupt im kleinstädtischen Raum niederließ. Zum Vergleich: Fast 90 Prozent jener Personen, die sich 1925 zur jüdischen Religion bekannten, lebten allein in den drei Großstädten Leipzig, Dresden und Chemnitz – im ländlichen Raum waren es dagegen nur wenige hundert.

Auch die beiden hier besprochenen Bücher wenden sich zwei kleineren Orten zu. Mit „Juden in Annaberg im Erzgebirge“ liegt ein Reprint der 1995 erstmals erschienenen und in erster Auflage vergriffenen Arbeit von Adolf Diamant (1924–2008) vor. Der in Chemnitz geborene Diamant überlebte die Schoah und siedelte 1956 nach Frankfurt/Main über. Als „Chronist“ trug er seit Ende der 1950er-Jahre unter anderem Dokumente und Daten zu den (ehemaligen) jüdischen Gemeinden in Sachsen zusammen, zu denen er für Chemnitz (Karl-Marx-Stadt, 1970), Zwickau (1971), Dresden (1973), Leipzig (1993) und zuletzt eben Annaberg umfangreiche Dokumentationen publizierte. Diese Bände bildeten oft einen Ausgangspunkt für lokale Forschungen zur Geschichte von Jüdinnen und Juden, die sich ab den 1980er-Jahren zumindest in den Großstädten intensivierten, ehe sie in den 1990er- und 2000er-Jahren ihren vorläufigen Höhepunkt erreichten. In Annaberg lassen sich Juden erstmals zu Beginn des 19. Jahrhunderts zumindest während der Jahrmärkte nachweisen. Die florierende Posamentenindustrie zog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Geschäftsleute

jüdischer Religion an. 1890 konnte eine eigene Israelitische Religionsgemeinde gegründet werden, die 1907 144 Mitglieder zählte (S. 32 f.). Zum Gemeindeleben gehörten Gottesdienste in einem angemieteten Betsaal, die Erteilung von Religionsunterricht und Bestattungen auf einem eigens angelegten jüdischen Friedhof. Mit der durch den Ersten Weltkrieg und die Inflation bedingten Krise der Posamentenindustrie ging die Zahl der Gemeindeglieder bis 1925 auf 70 und bis 1933 auf 51 zurück (S. 53).

Etwa zwei Drittel seiner Studie widmet Diamant der Verfolgung der Annaberger jüdischer Religion und Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Er schildert – immer wieder anhand individueller Biografien – antisemitische Übergriffe, wie Festnahmen, die faktische Enteignung von Unternehmen im Zuge der sogenannten Arisierungen und schließlich Ausbürgerung, Deportation, Schoah und „Todesmärsche“. Der Zerstörung der Trauerhalle im Gefolge der Novemberpogrome von 1938 sowie der Einebnung und Enteignung des Friedhofsareals (S. 97-122) als auch Nachkriegsgeschichte und Dokumentation desselben (S. 155-188) bilden dabei einen Schwerpunkt der Ausführungen. Nach Kriegsende kehrten zunächst sechs Juden in die Bergstadt zurück. 1965 lebte nur dann jedoch nur noch eine Jüdin im Kreis Annaberg (S. 153).

Wie bereits in seinen vorhergehenden „Chroniken“ greift Diamant für Annaberg methodisch vor allem auf das Prinzip der Sammlung zurück: Er stellt Dokumente und Quellen bereit und kommentiert diese. Darin und in seinen Bemühungen, mögliche Tatbeteiligte von nationalsozialistischer Judenverfolgung und der Schoah für Annaberg gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen (S. 202), spiegelt der Band Diamants eigene biografische Erfahrung wider. Viele Quellen kommen als vollständige oder teilweise Transkripte, teils als Faksimiles zum Abdruck. Leider erfolgt bei den Transkripten keine durchgängige Kennzeichnung als Abschriften, weshalb diese – auch aufgrund von ‚Nachahmungen‘ der Schrifttypen – für den Laien leider nicht immer sofort von den Originalfaksimiles zu unterscheiden sind (zum Beispiel S. 124-126).

Der inhaltliche Mehrwert des Bandes im Vergleich zur ersten Auflage stellt die umfangreiche Einleitung durch den Mittweidaer Historiker JÜRGEN NITSCHKE dar (S. VIII-XXV), der seinen aktuellen Forschungsstand eingearbeitet und einzelne Fehler Diamants behutsam verbessert hat. Nitsche gehört seit vielen Jahren zu den besten und produktivsten Forschern, die sich mit der Geschichte von Juden in Sachsen sowie speziell denen im Chemnitzer Raum befassen. Erst jüngst hat er im Katalog zu den sächsischen Veranstaltungen anlässlich des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ seine Kenntnisse in „Eine kurze Geschichte der Juden in Sachsen“ (Netzwerk Jüdisches Leben e. V. (Hg.), Jüdisches Leben in Sachsen, Leipzig 2021, S. 10-31) zusammengeführt. Ein Fokus seiner Arbeiten liegt auf den Geschichten der ehemals als Juden verfolgten Menschen, denen ihrer Familien und geleiteten Unternehmen. Seine Akribie und Genauigkeit schlägt sich in seiner Einleitung des Annaberg-Bandes nieder, die vor allem zahlreiche zusätzliche biografische Informationen – unter anderem zu den Familien Büchler und Chanange – sowie zur Geschichte der Gemeinde und des Friedhofs bietet. Umso ärgerlicher (und eher dem Verlag oder der Druckerei anzulasten) ist, dass die Einleitung unter massiven Satzfehlern leidet (S. XVIII-XXIV), bei denen es nicht nur zu Doppelabdrucken und falscher Reihung von Textteilen kommt, sondern auch Inhalte schlicht nicht gedruckt und damit für den Leser verloren sind. Ein Widerspruch fällt hinsichtlich der Zerstörung der Trauerhalle des jüdischen Friedhofsareal ins Auge: Während Diamant und, ihm folgend, Nitsche die Sprengung auf den 10. November 1938 datieren (S. 109 u. XII), spricht ein zitierter Zeitzeuge lediglich von „einem schönen Sonntagmorgen im Jahre 1938“ (S. 109). Ein – aus unbekanntem Grund – nur bruchstückhaft transkribierter, aber zum Glück auch faksimiliert abgedruckter Bericht eines Stadtbauinspektors lässt keinen Zweifel daran, dass Sprengung und Abtragung erst mehrere Wochen nach den Pogromereignissen

stattfanden. Unter dem Datum des 22. November 1938 notierte der Beamte nach einer Ortsbegehung, dass der Friedhof sich hinsichtlich seiner äußeren Form „noch im früheren bisherigen Zustande befindet“ (S. 112), die Trauerhalle allerdings demoliert worden sei. Auch, wenn er dies angesichts eintretenden Winterwetters als „Beginn des Verfalles“ wertete: Die Trauerhalle stand zu diesem Zeitpunkt noch – und die Fotografie der gesprengten Ruine (S. 110) wäre angesichts dessen neu zu datieren.

Doch selbst, wie der Verleger in seinem Vorwort beklagt, wenn Arbeiten zu diesem Thema „in der Regel keine große Nachfrage“ (S. VII) erleben, kann der Band weitere Forschungsprojekte – gerade im Rahmen von Schulprojekten im ländlichen Raum – anregen. Vor allem die zahlreichen Biografien als auch die Informationen zu konkreten historischen Orten bieten hierfür zahlreiche Anknüpfungspunkte. Das gilt umso mehr für die zweite hier zu besprechende Arbeit, die Nitsche den „Juden in Mittweida“ gewidmet hat. Im Unterschied zu Annaberg existierte in der Stadt nie eine jüdische Gemeinde. Mitte der 1920er-Jahre bekannten sich gerade einmal 25 Einwohner zum Judentum (S. 74). Und doch trägt der Verfasser, der selbst in Mittweida lebt, 600 Seiten zusammen, in denen er sich detailliert und kenntnisreich der Geschichte dieser Menschen sowie jener Personen annimmt, die lediglich aufgrund ihrer jüdischen Herkunft von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Er spannt den zeitlichen Bogen vom frühen Kaiserreich – mit Adolf Cohn ließ sich 1888 der erste Kaufmann jüdischen Glaubens in der Stadt nieder (S. 27) – über die Zeit der Weimarer Republik und den Nationalsozialismus bis in die DDR, als 1965 mit dem Wegzug von Alexander Kosterlitz die „Geschichte der Mittweidaer Juden endete“ (S. 524). Neben der Einordnung in die allgemeinen Bezüge – die Zuordnung der Mittweidaer Juden zur Jüdischen Gemeinde in Chemnitz arbeitet Nitsche an vielen Stellen auch anhand personeller Verflechtungen heraus – rekonstruiert er vor allem Biografien. Die umfangreichen und detaillierten Lebensgeschichten selbst für Personen, die sich nur über einen kürzeren Zeitraum in Mittweida aufhielten, zeigen, wie intensiv sich der Verfasser in den letzten Jahren in das Thema eingearbeitet hat. Nitsche wendet sich Biografien von Gewerbetreibenden wie Max Kosterlitz, dem „Nestor der Mittweidaer Juden“ (S. 74-88), der Speisewirtin Lina Scheffler (S. 165-175) und jüdischen Bewohnern des Erziehungs- und Pflegeheims (S. 320-335) sowie einzelnen jüdischen Studierenden des Mittweidaer Technikums zu (S. 34-47, 395-415). Wie breit er seinen Band anlegt, zeigen seine Ausführungen zu den sogenannten Ostjuden (S. 263-291), zu den Teilnehmern des Ersten Weltkriegs (S. 293-311) sowie zu jüdischen Opfern des NS-Krankenmordes („Euthanasie“) (S. 417-429) und der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg (S. 441-449).

Auf rund 160 Seiten widmet sich Nitsche der Entrechtung, Vertreibung und schließlich der Ermordung von als Juden verfolgten Menschen in Mittweida (S. 337-493). Im Gegensatz zu vielen anderen Lokalstudien differenziert er dabei klar zwischen Menschen, die sich dem Judentum zugehörig fühlten und etwa der Chemnitzer jüdischen Gemeinde angehörten sowie jenen, die erst durch die nationalsozialistische Rassengesetzgebung als solche stigmatisiert wurden. So erfasste die Volkszählung vom Mai 1939 neben sieben „Volljuden“ auch acht „Halbjuden (Mischlinge 1. Grades)“ und zwei „Vierteljuden (Mischlinge 2. Grades)“ (S. 381) in der Stadt. Dass sich beispielsweise der Schlosser Hans Müller als „Halbjude“ verfolgt sah, obwohl er im protestantischen Glauben aufgewachsen war, lag schlicht daran, dass sein unehelicher Vater, ein Student am Technikum, dem Judentum angehört hatte (S. 460 f.).

Der Band enthält unzählige Abbildungen, die abermals Nitsches großen Rechercheaufwand und seine zahlreichen vertrauensvollen Kontakte zu Nachfahren ehemaliger Mittweidaer Juden belegen. Sie bebildern nicht nur seine dichten Ausführungen, sondern können auch für zukünftige Projekte genutzt werden. So hat der Verfasser zahlreiche Fotografien zur sogenannten Boykott-Aktion gegen jüdische Geschäfte,

Kanzleien und Arztpraxen vom April 1933 zum Abdruck gebracht (siehe zum Thema S. 344-349), die in den Kontext einer umfangreicheren Bildanalyse gestellt werden könnten. Zudem dokumentieren gerade seine Darstellungen der nationalsozialistischen Judenverfolgung, wie stark Gesetze und Ereignisse auch im kleinstädtischen Raum griffen: Seine kurzen Ausführungen zu den Novemberpogromen von 1938, für die er allerdings veraltete und viel zu niedrige Zahlen angibt (S. 397) – neuere Forschungen gehen von über 1 400 zerstörten Synagogen und Betstuben sowie 1 300 bis 1 500 Toten im Kontext der Pogrome reichsweit aus –, zeigen zwar, dass es in Mittweida nicht zu direkten Gewaltausbrüchen kam. Dennoch – und dies lässt sich für viele sächsische Landgemeinden ebenso nachweisen – war die antisemitische Gewalt auch hier über die Tagespresse präsent und Ortsgespräch, wie der zitierte Tagebucheintrag eines Mittweidaer Bürgers (S. 342 f.) belegt. Zudem hatten die Ereignisse auch hier direkte Konsequenzen für die Verfolgten, was der Verfasser anhand der Exmatrikulation der zwölf letzten jüdischen Studierenden der Ingenieursschule am 10. November 1938 zeigt (S. 395-401).

Nitsches multidimensionaler Ansatz schließt eine kurze Geschichte der Erinnerung an die „jüdische Geschichte“ Mittweidas ein, für die unter anderem die inzwischen 20 verlegten Stolpersteine (S. 567-572), vor allem aber das Buch selbst stehen. Insgesamt ist der Band damit weit mehr, als nur eine Spurensuche, wie es im Untertitel heißt: Er zeigt – wie der Band zu Annaberg – die Geschichte von Juden und Menschen jüdischer Herkunft jenseits der großen (Gemeinde-)Orte in einer sächsischen Kleinstadt. Darüber hinaus legt er die weitreichenden, oft verwandtschaftlich-geschäftlichen Netzwerke der in der Stadt lebenden Juden in andere sächsische Orte offen. Der Kaufhausinhaber Alfred Lachmann etwa, dessen Eltern in Zittau das Kurzwarengeschäft Fließ & Co. betrieben, behielt seinen Wohnsitz in Döbeln bei und verheiratete sich mit der Kaufmannstochter Suse Dora Schönwald aus Großröhrsdorf (S. 135-144). Dass Nitsche seinen „Protagonisten“ auch dann folgt, wenn diese Mittweida verlassen und ihren Geschichten vor der Niederlassung in der Zschopau-Stadt nachgeht, eröffnet zahlreiche überregionale Bezüge. Was allerdings angesichts der vielen Namen und Orte fehlt, ist ein entsprechendes Register, das innerhalb des Bandes der besseren Orientierung gedient hätte. Dessen ungeachtet bildet das trotz seines Umfangs gut lesbare Buch nicht allein ein Beispiel dafür, wie jüdische Geschichte auch für kleinere Orte ohne jüdische Gemeinden in ihrer Vielschichtigkeit rekonstruiert werden kann. Es bietet für den Zeitraum eines Jahrhunderts vielmehr eine „andere“ Ortsgeschichte Mittweidas, deren „jüdische“ Dimensionen es in ihren Ambivalenzen offenlegt.

Radebeul

Daniel Ristau

Abbildungsverzeichnis

UWE SCHIRMER

- Abb. 1: Prof. Dr. Karlheinz Blaschke (1927–2020). Fotografie, aufgenommen auf dem anlässlich seines 80. Geburtstages vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Verbindung mit der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig veranstalteten Ehrenkolloquium am 4. Oktober 2007 in Dresden. Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde..... 29

WILHELM HOLLSTEIN

- Abb. 1: Meißen, Markgraf Ekkehard I. (985–1002), Denar o. J. (Ende 999/Anfang 1000), Prägeort Meißen. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 2011/866: 19,2 mm; 1,29 g; 12h [M 2,5:1]. Foto: Jan-Erik Becker 34
- Abb. 2: Meißen, Markgraf Ekkehard I. (985–1002), Denar o. J. (Mitte 1000–Anfang 1002), Prägeort Meißen. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1912/376: 18,1 mm; 1,01 g; 2/3h [M 2,5:1]. Foto: Katrin Krüger 37
- Abb. 3: Italien, Kaiser Konrad III. (1138–1152) oder Friedrich I. (1152–1190), Denaro scodellato (enriciano) o. J. (Mitte 12. Jh.), Münzstätte Verona. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1927/819: 15,3 mm; 0,37 g [M 2,5:1]. Foto: Katrin Krüger 40
- Abb. 4: Münzfunde mit Denaren Markgraf Ekkehards I. Entwurf: Wilhelm Hollstein 45
- Abb. 5: Ostfränkisch-deutsches Reich, Kaiser Otto I. (936/962–973), Denar (Älterer Randpfennig) o. J. (ca. 940–980), Prägeort Magdeburg. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. AQB3341: 22,5 mm; 1,50 g; 6h [M 2,5:1]. Foto: Katrin Krüger 46
- Abb. 6: Ostfränkisch-deutsches Reich, Kaiser Otto III. (983/996–1002), Denar (Otto-Adelheid-Pfennig) o. J. (ca. 985–1010/20), Prägeort im Harzgebiet. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. AQB15271: 19,3 mm; 1,54 g; 3h [M 2,5:1]. Foto: Katrin Krüger 46
- Abb. 7: Sachsen, Herzog Bernhard I. (973–1011), Denar o. J. (um 1000), Prägeort Lüneburg (?). Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. AQB4294: 19,4 mm; 1,31 g; 7/8h [M 2,5:1]. Foto: Katrin Krüger..... 47
- Abb. 8: Hildesheim, Bischof Bernward (993–1022), Denar o. J. (993/995–1005/10), Prägeort Mundburg. Münzkabinett, Staatliche

	Museen zu Berlin, Obj.-Nr. 18216274: 19,0 mm; 1,35 g; 11h [M 2,5:1]. Foto: Reinhard Saczewski.....	48
Abb. 9:	Sachsen, Herzog Bernhard (973–1011), Denar o. J. (ca. 995–1010), Prägeort Mundburg (?). Münzkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, Obj.-Nr. 18202392: 20,0 mm; 1,21 g; 11h [M 2,5:1]. Foto: Lutz-Jürgen Lübke.....	48
Abb. 10:	Stade, Graf Heinrich (976–1016), Denar o. J. (ca. 995–1000), Prägeort Mundburg. Münzkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, Obj.-Nr. 18216275: 19,0 mm; 1,37 g; 6h [M 2,5:1]. Foto: Reinhard Saczewski.....	49
Abb. 11:	Itinerar Markgraf Ekkehards I. von 992 bis 995. Entwurf: Wilhelm Hollstein	53
Abb. 12:	Itinerar Markgraf Ekkehards I. von 996 bis 999. Entwurf: Wilhelm Hollstein	55
Abb. 13:	Itinerar Markgraf Ekkehards I. von 1000 bis 1002. Entwurf: Wilhelm Hollstein	59
 MAXIMILIAN ROSE		
Abb. 1:	Orte, an denen ‚Herr Niemand’s Predigt‘ gefunden wurde oder zirkulierte. Karte: Maximilian Rose.....	64
Abb. 2:	Die erste Seite des einzigen erhaltenen Originals von ‚Herr Niemand’s Predigt‘. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 148 ^r	65
Abb. 3:	Das Netz der Verbreiter und Verbreiterinnen von ‚Herr Niemand’s Predigt‘. Grafik: Maximilian Rose.....	77
 LENNART KRANZ		
Abb. 1:	Abbau des König-Albert-Denkmal’s am 4. November 1950. Stadtarchiv Dresden, A61 Bildarchiv, V1312.....	237
 FRANK METASCH		
Abb. 1:	Kassenschein der Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahn-Gesellschaft, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, 2. März 1846. Geldgeschichtliche Sammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt am Main, Inv.-Nr. K 00 419.....	293
Abb. 2:	Kassenschein der Anhalt-Köthen-Bernburger Eisenbahn-Gesellschaft, 5 Taler im 14-Taler-Fuß, 20. Februar 1850. Geldgeschichtliche Sammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt am Main, Inv.-Nr. 0409/72	293
Abb. 3:	Gründungsaktie der Leipziger Bank von 1839, 250 Taler im 21-Gulden-Fuß. Privatbesitz.....	303

Abb. 4:	Formular eines Interimsscheins vom 15. Mai 1835 für eine Aktie der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie. Dekret wegen Bestätigung der Statuten der Leipzig-Dresdner Eisenbahncompagnie vom 20. März 1837, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1837, Dresden [1838], S. 42.....	307
Abb. 5:	Formular von 1837 einer Aktie der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Taler im 21-Gulden-Fuß. Ebd., S. 39.....	310
Abb. 6:	Partialobligation der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Taler im 14-Taler-Fuß, 1. Dezember 1839, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1914/297	315
Abb. 7a:	Partialobligation der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 50 Taler (Lit. B) im 14-Taler-Fuß, 1. Dezember 1839, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1914/296	316
Abb. 7b:	Tilgungsplan der Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom 1. Dezember 1839 auf der Rückseite der Partialobligation über 50 Taler (Lit. B) im 14-Taler-Fuß. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1914/296.....	317
Abb. 8:	Partialobligation der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 50 Taler im 14-Taler-Fuß, II. Serie vom 1. Juni 1841, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1914/298	318
Abb. 9a:	Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Taler im 30-Taler-Fuß, 1. März 1866, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1904/142	319
Abb. 9b:	Tilgungsplan der Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom 1. März 1866 auf der Rückseite des Schuldscheines (Partialobligation) über 100 Taler im 30-Taler-Fuß. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1904/142	320
Abb. 10:	Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 500 Taler im 30-Taler-Fuß, 1. März 1866, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1904/144	321
Abb. 11:	Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 200 Taler/600 Mark, 1. Juli 1872, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1909/537	322
Abb. 12a:	Schuldschein (Partialobligation) der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 500 Taler/1 500 Mark, 1. Juli 1872, Vorderseite. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1909/538	323

Abb. 12b:	Tilgungsplan der Anleihe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie vom 1. Juli 1872 auf der Rückseite des Schuldscheines (Partialobligation) über 500 Taler/1 500 Mark. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1909/538	324
Abb. 13a:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 21-Gulden-Fuß, 1838, Serie V. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. DG164.....	334
Abb. 13b:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 21-Gulden-Fuß, 1838, Serie LI. Geldgeschichtliche Sammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt am Main, Inv.-Nr. 0653/77	334
Abb. 14a:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, ca. 1838/39, Serie IV. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1929/1297.....	339
Abb. 14b:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, ca. 1838/39, Serie LI. Geldgeschichtliche Sammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt am Main, Inv.-Nr. K 00 347	339
Abb. 15a:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, Umdruck (Neuauflage) 1855, Serie XXIX. Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Münzkabinett, Inv.-Nr.: E-T1668	342
Abb. 15b:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 14-Taler-Fuß, Umdruck (Neuauflage) 1855, Serie LI. Privatbesitz	342
Abb. 16:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 1 Taler im 30-Taler-Fuß, Umdruck (Neuauflage) 1870. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. DG165	343
Abb. 17:	Kassenschein der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, 100 Mark von 1875. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. DG168.....	346
Abb. 18:	Sächsisches Staatspapiergeld (Kassenbillet) über 20 Taler von 1855. Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Inv.-Nr. 1910/244	349

JUDITH MATZKE

Abb. 1:	Die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866, Gemälde von Georg Bleibtreu. Deutsches Historisches Museum, Berlin, Inv.-Nr. Gm 94/26, © bpk-Bildagentur, Foto: Arne Psille	357
Abb. 2:	Ottokar Dörffel (1864). Museum und Kunstsammlung Schloss Hinterglauchau, Dörffel-Briefe.....	363
Abb. 3:	Textstelle aus einem Brief Ottokar Dörffels an seine Schwester Thekla Kretzschmar. Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv	

	Chemnitz, 32875 Dörffel – Kretzschmar, Familiennachlass, Nr. 4/450	371
Abb. 4:	Mandiokapflanze. THEODOR RODOWICZ-OŚWIEWCIMSKY, Die Colonie Dona Francisca in Süd-Brasilien, Hamburg 1853, nach S. 116.....	379
HENRIK SCHWANITZ		
Abb. 1:	Titelbild zu „Der Kampf um die Erde“. Illustrierter Film-Kurier 12 (1930), Nr. 1351	387
Abb. 2:	Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft Berbisdorf bei Radeburg. Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Deutsche Fotothek, http://www.deutschefotothek.de/documents/obj/70606009/df_hpm_0003902_003 , Fotografie: Erich Höhne/Erich Pohl.....	395
Abb. 3:	Sonderpoststempel anlässlich des 2. Landschaftstages des Bezirks Karl-Marx-Stadt in Markneukirchen im November 1981. Privatsammlung Henrik Schwanitz	409
Abb. 4:	Titelbild der Zeitschrift Natur und Heimat 8 (1959)	410
ANDREAS RUTZ		
Abb. 1:	Szenenfoto aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ mit Dietrich Körner als August der Starke und Marzena Trybala als Gräfin Cosel. Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv, Fotografie: Siegfried Skoluda	423
Abb. 2:	Szenenfoto aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ mit Marzena Trybala als Gräfin Cosel. Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv, Fotografie: Siegfried Skoluda	429
Abb. 3:	Szenenfoto aus „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ mit Ezard Haußmann als Graf Heinrich von Brühl und Jitka Molavcová als Franziska von Kolowrath. Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv, Fotografie: Heinz Pufahl	433
KARLHEINZ HENGST		
Abb. 1:	Die Herrschaft Meerane. Entwurf: Karlheinz Hengst, Kartenquelle: Kreisübersichtskarte Glauchau, bearb. und hrsg. vom Vermessungsdienst Sachsen 1954	451
Abb. 2:	Die Herrschaft Mosel. Entwurf: Karlheinz Hengst, Kartenquelle: Kreis Zwickau, VEB Hermann Haack, Geographisch-Kartographische Anstalt Gotha [ohne Jahr]	453
Abb. 3:	Die Herrschaften Auerswalde und Blankenau. Entwurf: Karlheinz Hengst, Kartenquelle: Umgebung von Karl-Marx-Stadt, Phönix – Heimat- und Wanderkarte [ohne Jahr]	455

Abb. 4:	Die Herrschaft Tettau. Entwurf: Karlheinz Hengst, Kartenquelle: Kreisübersichtskarte Altenburg, bearb. und hrsg. vom Vermessungsdienst Sachsen 1953, Topographischer Dienst Dresden 1962	465
Abb. 5:	Die Herrschaft Ehrenhain. Entwurf: Karlheinz Hengst, Kartenquelle: Kreisübersichtskarte Altenburg, bearb. und hrsg. vom Vermessungsdienst Sachsen 1953, Topographischer Dienst Dresden 1962	473

Autorenverzeichnis

- Prof. Dr. ENNO BÜNZ, Universität Leipzig, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.
- Dr. ANDREAS ERB, Stadtarchiv Amberg, Paulanerplatz 17, 92224 Amberg.
- Dr. WOLFGANG FLÜGEL, Berlin.
- Prof. Dr. KARLHEINZ HENGST, Chemnitz.
- Dr. WILHELM HOLLSTEIN, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Münzkabinett, Residenzschloss, Taschenberg 2, 01067 Dresden.
- Dr. MARCEL KORGE, Universität Leipzig, Medizinische Fakultät, Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Liebigstraße 27, Haus E, 04103 Leipzig.
- LENNART KRANZ M. A., Technische Universität Dresden, Philosophische Fakultät, Institut für Geschichte, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Helmholtzstraße 13, 01069 Dresden.
- Dr. JUDITH MATZKE, Sächsische Akademie der Künste, Palaisplatz 3, 01097 Dresden.
- Dr. FRANK METASCH, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.
- MAXIMILIAN ROSE M. A., Technische Universität Dresden, Sonderforschungsbereich 1285 „Invektivität“, Helmholtzstraße 13, 01069 Dresden.
- Prof. Dr. ANDREAS RUTZ, Technische Universität Dresden, Philosophische Fakultät, Institut für Geschichte, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Helmholtzstraße 13, 01069 Dresden; Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.
- Dr. OLIVER SALTEN, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., HA Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik, Abteilung Schriftgutarchiv, Rathausallee 12, 53757 Sankt Augustin.
- Prof. Dr. UWE SCHIRMER, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Professur für Thüringische Landesgeschichte, Fürstengraben 13, 07743 Jena.
- HENRIK SCHWANITZ M. A., Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

Werte Leserschaft,

wir bieten Ihnen als Leser des „Neuen Archivs für sächsische Geschichte“
die Möglichkeit, den aktuellen Band sowie die älteren
ab Band 85 zum Vorteilspreis eines Abonnements
von 31,- € statt 39,- € zu beziehen.

Unabhängig von einem Abonnement ist es möglich, die bereits erschienenen
Bände 70 bis 84 zum Einzelpreis von je 10,- € zu erwerben.

Ihre Bestellung nehmen wir gerne formlos
unter den folgenden Kontaktdaten entgegen:

 VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
Nürnberger Straße 27–31
91413 Neustadt an der Aisch

E-Mail: verlag@verlagsdruckerei-schmidt.de
Telefon: 0 91 61 / 88 60-0
Fax: 0 91 61 / 13 78
www.verlagsdruckerei-schmidt.de/shop